Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Hundertvierunddreißigster Band

34. Jahrgang: 1910: Juli—September

Nord und Süd Zeitschriften-Verlag Gm. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

Inhalt des 134. Bandes: Juli/August/September 1910

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft: Seite

Wissenschaft und Reisebeschreibungen:

Literatur und Theater:

Romane, Novellen, Skizzen und Dramen:

Gedichte:

Bildende Kunst:

Verschiedenes:

Aus Hof und Gesellschaft:

Musikbeigaben:

Kunstbeigaben:

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

— Erstes Juli-Heft —

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W 30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 134 Heft 409 Erstes Juliheft 1910

Max Liebermann
Prof. Justus Brinkmann
Skizze zum Hamburger Professoren-Bild
(Zum Aufsatz von Paul Lothringer)

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Der Sieg Wilhelms II. über die Tripleentente

Mitteilungen eines hohen Diplomaten

Das Leben Eduards VII., dieses eigenartigen und bedeutenden Mannes, hat sich in den schroffsten Widersprüchen entwickelt.

Die Popularität dieses Königs stand bei seinem Tode auf dem Zenith, und gleichwohl hat er selbst den Höhepunkt seines die Erde umspannenden Reiches wie des eignen Ruhmes überlebt.

Als die Prinzessin Viktoria geboren wurde, die später den Kronprinzen von Preußen und des Deutschen Reiches und nachmaligen Kaiser Friedrich heiratete und die Mutter Wilhelms II. wurde, wandte sich die Königin Viktoria zärtlich zu ihrem Gatten, dem Prinz-Gemahl Albert von Sachsen-Koburg, und fragte ihn: „Sind Sie mit mir zufrieden?“ — Ja, antwortete der Prinz-Gemahl, aber die Nation wird enttäuscht sein. — „O, der nächste wird ein Knabe“ — rief die Königin lächelnd aus. Das Versprechen wurde gehalten. Ehe ein Jahr verging — am 9. November 1841 — brachte die Königin einen Knaben zur Welt. Das frohe Ereignis, obwohl mit Sehnsucht erwartet, trat etwas zu früh ein, und die Vorkehrungen der strengen Etikette mußten Hals über Kopf getroffen werden. Man hatte vergessen, den Erzbischof von Canterbury und die Minister rufen zu lassen, die verfassungsgemäß das Geschlecht des Kindes festzustellen hatten. Die Kgl. Wöchnerin erinnerte sich zuerst daran, daß diese strengen Formalitäten zu

Ein hochgestellter italienischer Diplomat, der in Paris mit dem damaligen Prinzen von Wales intim verkehrt hat, stellt uns diesen Aufsatz zur Verfügung. Er enthält vieles, was nur wenigen bewußt ist. Wer den Aufsatz liest, wird verstehn, daß der Autor Gründe hat, seinen Namen nicht offen zu nennen. So gerecht darf ein italienischer Diplomat gegen die beiden seinem Lande verbündeten Staaten Mitteleuropas öffentlich nicht sein, ohne verbrannt zu werden.

erfüllen seien. Während die Dienerschaft sich auf die Jagd nach den höchsten Würdenträgern des Staates machte, betrat der Herzog von Wellington, der Sieger von Waterloo, den Palast als erster und herrschte gebieterisch die Amme um Auskunft an, ob das neu geborene Kind richtig ein Knabe sei. Auf das laute „Ja" nahm der „eiserne Herzog" den Kleinen ins Tragkissen und machte, außer sich vor Freude, ein paar Luftsprünge, soweit es seine alten Beine gestatteten. Trotz dieser militärischen Begrüßung auf der Schwelle des Lebens sollte Albert Eduard niemals im spätern Leben militärische Neigungen an den Tag legen: es war dem Prinzen von Wales und spätern König Eduard VII. ein Kreuz und Leiden, so oft er eine Uniform anlegen mußte. Den ersten Erstickungsanfall, Congestion der Lungen bei leichtem Bronchialkatarrh, erlitt König Eduard VII. im Februar 1909 in Berlin, als er in der Uniform seines Regiments — I. Gardedragoner — an der Offizierstafel teilnahm.

Prinz Albert Eduard wurde in der St. Georgs-Kapelle zu Windsor am 25. Januar 1842 getauft mit richtigem Jordanwasser. Als Weihbrunnen ist das Taufbecken aus massivem Golde benutzt worden, das unter den Kronjuwelen im Tower aufbewahrt wird. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der später im Wahnsinn starb, und die Herzogin von Kent amteten als Paten. Die Wahl des Preußenkönigs setzte in der politischen Welt ein allgemeines Kopfschütteln ab. In Frankreich, in Rußland und in Oesterreich wollte man in der Wahl dieses Paten einen gefährlichen politischen Anschlag erblicken. Die Verdächtigungen und Polemiken wurden heftig, bis die „Times" mitteilten, daß die Taufe einen streng religiösen Akt vorstelle. Darauf jedoch setzte erst recht der Streit ein; es erhob sich diesseits und jenseits des Kanals ein heftiges Religionsgespräch. Die Kreise der anglikanischen Hochkirche beschuldigten die Königin und den Prinz-Gemahl, daß sie die anglikanische Kirche deutsch machen und zum Luthertum überführen wollten, während die Orthodoxen in Berlin sich darüber erbosten, daß der romantische König die weihevollen Formen des anglikanischen Ritus nach Preußen verpflanzen wolle. Der Täufling aber machte dem Jordanwasser wenig Ehre. Das lustige Leben, das später der Prinz von Wales führte, gaben einem englischen Philosophen zu Neujahr 1901 Anlaß, folgende Rechnung aufzumachen: Sechzig Jahre lang ist im allgemeinen Kirchengebet der Himmel aus fünf Erdteilen für Englands Thronfolger angefleht worden, tut insgesamt einhundert Millionen

Gebete. Dafür daß das Gebet nichts helfe, sei der Prinz von Wales die lebendige Probe. An seinem letzten Lebenstag hat denn auch König Eduard VII. den Trost des Erzbischofs von Canterbury zurückgewiesen; diesem höchsten Würdenträger der Hochkirche wurde die Erlaubnis, das Krankenzimmer zu betreten, nicht erteilt.

Die erste Erziehung genoß der kleine, kerngesunde, aber ein wenig furchtsame Knabe von Lady Littleton, der Schwägerin des großen Staatsmanns W. E. Gladstone, einer hochgebildeten, aufgeklärten und von jedem Vorurteil freien Dame. So oft sich später das britische Volk über die Streiche und Skandale ihres Kronprinzen ärgerte, „the Great old man“ wußte für seinen Schützling immer Worte der Entschuldigung zu finden oder doch „mildernde Umstände“ herauszuschlagen. Sein Vater und Dr. Stockmar wollten aus dem Thronfolger einen Gelehrten machen; er aber bildete sich zum Sportsman aus: im Football und Criket und Tennis und Eislauf war er schon als Jüngling Meister, später wurde er ein vortrefflicher Schütze und Jäger, Meisterfahrer mit vielen, selbst zwölf und sechzehn Pferden, sicherer Führer seiner Yachtboote und noch als Sechziger ein verwegener und kaltblütiger Lenker des Automobils; sein Marstall enthielt Pferde erlesenster Zucht, und der König gewann bei zahllosen Rennen. Seine letzte Freude am letzten Lebenstag bildete die Nachricht, daß ein junges Lieblingspferd, Witch of the Air, das Rennen im Kempton Park gewonnen hatte.

Die erste Sprache, die der Knabe von seinem Vater lernte, war des Deutsche. Dieses starke Idiom beeinflußte die Aussprache des Englischen so stark, daß König Eduard bis in sein hohes Alter von den Puristen der Sprache Shakespeares getadelt wurde.

Anno 1860 begann der Zwanzigjährige seine Rolle als „Geschäfsreisender in Logalism.“, schon im Jahre 1855 hatte er die Pariser Weltausstellung besucht und war anno 1859 von Papst Pius IX. mit höchsten Ehren empfangen worden. Das Jahr darauf ging der Prinz von Wales nach Canada und gewann sich aller Herzen als der unermüdlichste Tänzer; er tanzte nicht nur mit den Frauen und Töchtern der höchsten englischen Kolonialbeamten, sondern auch mit den Schönen der Stockfischfänger und Ackerbauern. In Quebec tanzte er so lange, bis er mit seiner Tänzerin zu Boden fiel. Bei dieser Reise empfing er viele tausend Personen, zeigte sich gegen Jedermann lustig und witzig und entzückte den alten Blondin, der damals auf seinem Seil über die Niagarrafälle spazierte, derart, daß der Alte ihm den Vorschlag

machte, mit dem Thronerben Großbritanniens auf dem Rücken mit Teufelssprüngen über das Seil zu laufen. Der Einladung des Präsidenten James Buchonan, nach den Vereinigten Staaten zu kommen, leistete der Prinz Folge, nahm aber bei Ueberschreitung der Grenze den Namen eines Barons Renfrew an. Daß der englische Prinz alsbald dem Grabe George Washingtons einen langen Besuch abstattete und diesem erbittertsten Feinde Old Englands diese Ehre erwies, rührte den Patriotismus der Amerikaner. „Wollte der Prinz sich heute um die Präsidentschaft bewerben" — so schrieb damals der Herzog von Newcastle" — „so würde er mit kollossaler Mehrheit erwählt." Der Tod seines Vaters Albert ging dem Prinzen so nahe, daß ihm anno 1862 eine Reise nach Egypten und dem Heiligen Lande verordnet wurde. Nach seiner Rückkehr nach England verkündigte die „London Gazette" seine Verlobung mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark, die der Prinz zum erstenmal im Dom von Worms gesehn hatte. Die Königin Viktoria hatte ihrerseits die Verbindung mit einer preußischen Prinzessin gewünscht. Zusammen mit der Gemahlin führte anno 1875 der Prinz seine längste und wichtigste Reise aus — durch das weite Indien; das Paar brachte die Traglast eines Ozeandampfers mit nach Hause, bestehend aus deu wunderbarsten und reichsten Geschenken der indischen Rajah. Von dieser Zeit an wurde der Prinz von Wales der Repräsentant seiner Mutter, der ewigen Witwe, die in vierzig Jahren den langen Trauerschleier nicht ablegte und ihre Schlösser nur dann verließ, wenn sie sich mit einem kleinen Gefolge nach Cannes oder Florenz begab. Der wirkliche Hof war nach Marlborough' House oder Sandhingram ausgewandert; dort traf sich der alte Landadel mit den schwerreichen Vertretern der Industrie und der Börse. Schon damals galt der Prinz von Wales als „arbiter elegantiarum", Schöpfer der modernsten männlichen Bekleidung, während die Königin Alexandra als die höchste Vornehmheit die schlichte Einfachheit im Schnitt guter Stoffe als Kanon für die weibliche Bekleidung Englands aufbrachte und im Kampf gegen Paris siegreich durchführte.

Am 22. Januar 1901 war, 82 Jahre alt, die Königin Viktoria gestorben in Feindschaft mit ihrem Sohne, den sie zu Gunsten ihrer jüngsten Tochter Beatrice von Battenberg enterbt hatte. Die Bevölkerung betrachtetete nach dem langen und glorreichen Regiment der Kaiserin von Indien, Herrin von Cypern, Egyten und Ganz-Südafrika, den neuen König mit tiefem Mißtrauen. Das war natürlich. Bei

seinem langen Aufenthalt in Paris hatte sich der Prinz als Held bedenklicher Liebesabenteuer gezeigt und oft wilde Skandalgeschichten verursacht: der französische Champagner hatte es ihm angetan, und dazu gesellte sich die unbezähmbare Leidenschaft für das Spiel und die schwere Havannazigarre. Die schlimme Gesellschaft, in die sich einmal sogar ein notorischer Falschspieler eingeschlichen, führte den Prinzen als Zeugen in den Gerichtssaal, wobei der Richter es an einer mit englischer Würde und Strenge vorgetragenen Strafpredigt nicht fehlen ließ. Die kolossale Schuldenlast, die auf seinem pflichtgemäßen Erbteil lastete, ließ befürchten, daß der neue König den Skeptizismus und aufgeknöpften Leichtsinn des „Boulevardbummlers" in das von tiefem Schweigen umgebene Arbeitsgebiet der königlichen Geschäfte tragen werde. Aber die gesamte Nation wurde angenehm enttäuscht: aus dem lustigen Prinzen Heinz war über Nacht ein sehr ernster König geworden, der am Tage seiner Thronbesteigung den Sportausdruck gebrauchte: „I will play the game", und der dafür in seiner Sterbestunde sagen durfte: „Ich habe meine Pflicht getan."

Bald zeigte sich dieser König als unermüdlichen Arbeiter, voll Takt und hoher diplomatischer Gewandtheit, als Menschenkenner mit durchdringendem Blick; weder Bigotterie noch Gottesgnadentum verschleierte seinen Blick. Dieser Monarch ohne Feudalität und und Hermelin erwies sich von musterhafter Verfassungstreue beseelt, ein grundgescheiter moderner Mensch, der erste Gentleman in der Vertretung seines Volkes nach außen und so klug und verschwiegen im Verkehr mit Seinesgleichen, daß dieser König oft der Ratgeber seiner Ratgeber, der verantwortlichen Minister, werden konnte. So hat Eduard VII. in den neun Jahren seiner Regierung dem monarchischen Gedanken im britischen Weltreich neue Anhänger zu werben verstanden. Schon in der Wahl seines Königsnamens zeigte er die nationale Richtungslinie seiner Politik: Albert I. hätte an den Deutschen Koburger erinnert, Eduard VII. gemahnte Alt-England an den Märtyrer und Bekenner und an die übrigen sechs, die für die großbritannische Einheit und die Sicherung der Reformation sich besorgt hatten. In jenen Januartagen des Jahres 1901 stand es mit der Gesundheit des Königs ganz schlimm. Die krankhafte Dicke und die heftigen Gesichtsschmerzen, die Schlaflosigkeit und völlige Ermattung des Königs verschuldeten die zweimalige Verschiebung der feierlichen Krönung. Die vorgenommene Blinddarmoperation erwies sich als äußerst gefährlich; denn sie war tatsächlich in letzter Stunde

vorgenommen worden und verursachte darum eine lange und schmerzensreiche Zeit der Rekonvaleszenz. Dann aber begann König Eduard VII. sofort seine Arbeit mit anfangs staunenswerten Erfolgen.

England hatte nach unermeßlichen Opfern und Mühen den Burenkrieg gewonnen, dabei jedoch sein militärisches Prestige verloren: es fühlte die Antipathien der gesamten gesitteten Welt gegen sich gerichtet. Rußland eroberte gleichzeitig die Mandschurei, überschritt die Grenzen von Afghanistan und drohte von Pamir, dem „Dach der Welt" aus, nach Kaschmir hinab zu steigen, um die englische Macht in Indien zu fassen. Frankreich verstand es, ein riesiges Kolonialreich in Afrika aufzurichten, ohne sich viel um die großbritannischen Rechte auf das Hinterland seiner afrikanischen Kolonien zu kümmern. Nur in dem einen Fall, als König Leopold von Belgien nach seinen Unterredungen mit dem Präsidenten Felix Faure, mit dem Ministerpräsidenten Ribot, dem Minister des Auswärtigen Gabriel Hanotaux und dem Kolonialminister Lebon im September 1895 die französischen Afrikareisenden Dhamis, Marchand und De Bouchamps auf den Berg der falschen Verheißungen von Faschoda geführt hatte, um durch die Rothosen vom Oberlauf des Nils aus Egypten zu bedrohn, — erhob Lord Salisbury drohend die Faust. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hatten die Monroe-Doktrin vom Cap Columbia bis Cap Horn ausgedehnt in offener Feindseligkeit gegen alle Besitzungen europäischer Staaten auf „ihrem" Kontinent. Das Deutsche Reich endlich bestritt mit Erfolg auf den Gebieten des Handels und der Industrie die britische Überlegenheit.

Emile Laurence, ehedem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, hat ein Buch geschrieben über „Das erobernde Frankreich," worin er nachweist, wie König Eduard VII. mit macchiavellistischer Kunst es verstanden hat, sein Reich aus allen Fährlichkeiten zu retten, indem er die alten Zwiste zwischen Deutschland und Frankreich wachrief, die französische Diplomatie in das Wespennest von Marokko trieb und gleichzeitig durch Japan den Verbündeten Frankreichs, das Russenreich, mit solchem Erfolge schwächen ließ, daß Rußland auf lange Zeit aus dem europäischen Konzert ausgeschaltet wurde.

Richtig ist, daß König Eduard VII. den großen Umschwung in der englischen Auslandspolitik herbeiführte; Lord Goschen, der Leipziger Buchhändlerssohn, hatte von „splendid isolation" mit Stolz geredet. König Eduard VII. beruhigte Onkel Jonathan, indem er ihm den Pa-

namakanal überließ und persönlich Alles daran setzte, um Großbritannien durch ein Netzwerk von Freundschaften, Ententes, Bündnissen und Heiraten zu sichern. Als persönlichstes Werk gilt das herzliche Einvernehmen mit Frankreich, das erneute Bündnis mit Japan, der englisch-französische Vertrag über das Mittelmeer, die intime Freundschaft mit König Viktor Emanuel III. von Italien; (nach dem Vortrag des Herzogs der Abruzzen in London nannte König Eduard VII. das italienische Volk „die uns befreundete und verbündete Nation"), — die Abgrenzung des Handelseinflusses in Persien, die Abmachungen mit Rußland wegen Tibet, Afghanistan, Persien und die europäische Türkei. Das alles geschah geräuschlos und vornehm, durch streng konstitutionelles, unmilitärisches, redenloses Auftreten und Besuchen der fremden Souveräne. Obendrein gab König Eduard VII. seine jüngste Tochter den Norwegern zur Königin und seine Nichte als feste Stütze dem Schwächling auf Spaniens Thron. Portugal aber ist schon seit Jahren ein Vasall Großbritanniens, und der englische Einfluß auf die Jungtürken in Konstantinopel gilt als allmächtig, obwohl gleichzeitig England Alles tut, um Arabien in seinen Besitz zu bekommen und sich damit eine Landbrücke von Egypten nach Indien zu sichern.

Als Meisterwerk endlich darf die Politik gelten, die durch Verleihung größerer Freiheiten und militärischer Selbstverwalturg die unzufrieden gewordenen Kolonien fester an die Mutterinsel zu ketten verstand. —

Die Haltung König Eduards VII. gegen das Deutsche Reich ist oft verkannt worden; der „Onkel" galt als Ränkeschmied, der nach schlauer Einkreisung Deutschland durch einen Völkerkrieg vernichten wollte. Dieser Verdacht ist plump zu schelten. Das Deutsche Reich hat die zum Bündnis vorgestreckte Hand von Joë Chamberlain zurückgewiesen, weil diese Hand durch ehrlose Geldgeschäfte und unschuldig Blut schmutzig geworden war. Was König Eduard VII. sich zum Ziel setzte, heißt anders als Krieg: Das Deutsche Reich sollte *wirtschaftlich* eingeschnürt werden; es sollten den Rüstungen Deutschlands zur See enge Schranken gesetzt werden; es sollte das Prinzip der Offenen Tür als Zutritt zu allen Märkten der Erde tatsächlich abgeschafft werden, um dadurch dem unliebsamen Wettbewerber die Mittel zu seiner großen Expansionspolitik zu rauben und damit die handelspolitische nnd industrielle Konkurrenz Deutschlands auf dem Weltmarkt zu eliminiren.

Dank der Elastizität der englischen Verfassung brachte die Person des Königs die einheitliche und große Linie in die Auslandspolitik;

denn der König blieb, während auf den konservativen Marquis of Landsdown der liberale Sir Edward Grey folgte; auf allen diplomatischen Reisen König Eduards VII. wurde demonstrativ als ministerielles Kleidungsstück Sir Charles Hardinge gezeigt.

Die liberalen Minister haben mit ihren Vorschlägen auf Begrenzung der Rüstungen zur Herbeiführung des goldenen Zeitalters vom Ewigen Frieden ein klägliches Fiasko erlitten.

Die diplomatische Geschicklichkeit König Eduards in seinem persönlichen Duell mit Kaiser Wilhelm II. in allen Ehren; aber es kam doch der Tag, an dem der schweigsam gewordene Leiter der deutschen Politik den lieben Oheim nach allen Regeln der Schachkunst „matt!" setzte. Genau an dem Tage, als das diplomatische Spiel sich in den Ernst des Krieges zu verwandeln drohte, mußte König Eduard VII. sich als besiegt bekennen. Es handelte sich um die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich. Serbien und Montenegro zeigten sich bereit, zu den Waffen zu greifen. Italien stand grollend bei Seite. Da sah König Eduard VII. mit Schrecken, daß er mit seinen Künsten Oesterreich in eine heillose Verlegenheit gebracht hatte. Ganz Europa stand gegen die Verletzerin des Berliner Vertrages: aber Kaiser Wihelm II. erkannte, daß der Streich in Wahrheit gegen das Deutsche Reich und erst in zweiter Linie gegen die verbündete habsburgische Monarchie gerichtet war, daß der Oheim jetzt die Frucht seiner diplomatischen Mühen einheimsen und auch den letzten Verbündeten, Oesterreich, vom Deutschen Reiche absprengen wollte. In blitzschneller Entscheidung ergriff Kaiser Wilhelm II. zur Beschwörung der Gefahr ein unfehlbares Mittel. Der deutsche Botschafter Graf Pourtalès erklärte in direktem Auftrag dem Zaren, daß Oesterreich nach Ablauf einer Woche den Krieg beginnen werde und auf Deutschland als seinen Verbündeten zählen könne, falls nicht die feierliche Anerkennung der Einverleibung erfolge. Tags darauf wußte die Welt, daß die Triple-Entente die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina rund und nett anerkannt hatte; denn Rußland, Frankreich und England zeigten sich absolut außerstande, mit dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn einen Waffentanz zu wagen, obwohl Serbien und Montenegro drohten.

Mit dem Tode Eduards VII. ist der Triple-Entente ihr erfolgreicher Diplomat abhanden gekommen. Ein Zittern ging um die Mitternacht des 6. und 7. Mai durch die Welt. Kaiser Wilhelm II, der in schweren Zeitläuften den Frieden aufrecht erhalten hat, wird als Lenker eines großen,

arbeitssamen, einigen und kühnen Volkes gradweise das leitende Zentrum der internationalen Beziehungen Europas von London nach Berlin zurückholen. Die überaus vorsichtige Redeweise des Ministers Marchese Antonio Di San Giuliamo in Rom in seinem Nachruf auf Eduard VII. als Freund Italiens läßt deutlich erkennen, mit welcher Sensibilität die Söhne Macchiavellis das Schwanken und Neueinstellen der politischen Magnetnadel verfolgen, und wie sie sich heute schon auf die strenge Position „Berlin“ einzurichten verstehn.

Paul Lothringer:
Von Bildhauer- und Malerskizzen

Der Snobismus fordert stets nachdrücklichst den Konnex mit der Mode. Und Snobismus heißt noch immer Majorität. Und Majorität Kapital. Die Begriffe Kapital und Kunst bilden eine unauflösliche Assoziation. Womit die kausale Kette, die man auch einen circulus vitiosus nennen könnte, geschlossen erscheint. Die Mode aber steht im Zeichen der Intimität. Nach dem Heroenkultus des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Schlagwortkonjunktur des menschlichen Nähertretens, der psychologischen Biographie, der Briefe und Memoirenliteratur, des Sezierens bei lebendigem Leib. Die Quellenforschung mußte ihren bis dahin unangefochtenen Sitz mit einer neuen Technik teilen, die man am besten mit dem Titel „verwissenschaftlichtes Interview" bezeichnen könnte. Und man ging radikal zu Werke. Unterwarf nicht nur die Toten und längst Begrabenen einer neuen Sektion. Um ein treffendes Beispiel zu finden, erinnere ich daran, daß vor wenigen Wochen ein Goethebuch eines bekannten deutschen Forschers erschien, in dem Goethes Beziehungen zu Frau von Stein — der beliebte Dissertationstummelplatz — in ein neues Licht gerückt wurden. Wahrscheinlich, um einem allgemeinen Bedürfnis abzuhelfen. Der Autor hielt es dabei für angemessen, ihr „Vorgehn gegen Dichterfürsten" mit bewunderungswürdigem Mut so objektiv zu schildern, daß wohl alle Phantasielegenden, nach denen wir uns ihr Bild zu machen pflegten, als endgültig widerlegt zu betrachten sind. Sie ist gerichtet, rufen wir in seltener Uebereinstimmung mit dem Aufklärer, der uns in verstreuten Perlen — „wie überflüssig erscheinen uns Gerhart Hauptmanns Lustspiele" — schon manches Kostbare bot. Gut. Man läßt Tote nicht ruhn. Aber man tut mehr. Man durchwühlt auch die Werkstätten von Lebenden. Drängt sich in ihr — das Wort läßt sich nicht vermeiden — Seelenleben ein. Analysiert nicht nur die geborenen Gedanken, sondern öffnet ihnen gewaltsam den Leib, um auch das Ungeborene bekritteln, betasten zu können oder ihm wenigstens mit angemaßter Sehergabe den Weg zu weisen. „Chantecler" hatte seine langatmige Ge-

schichte, ehe das Werk noch vollendet war. Mancher wird vorahnend gewertet, ehe er noch selbst von einer Mission etwas weiß. Und dreijährige Kinder geben abendfüllende Konzerte.

Den vielen Schattenseiten dieses Betriebs, der in der Hast nur ein verächtliches Nasenrümpfen hat, halten die wenigen Lichtpunkte kaum die Wage. Von einem von ihnen soll hier die Rede sein. Die Skizze stellt wohl das persönlichste, intimste Werk des Künstlers dar. Und die Skizze

Max Liebermann
Simson und Dalila
Federzeichnung

ist, was gestern noch unmöglich war, heute *salonfähig* geworden. Zur Popularisation fehlt mithin anscheinend nur ein Schritt. Eine Tatsache, die in der Erscheinungen Flucht fast übersehn wurde und dennoch einer nähern Betrachtung würdig erscheint.

Die Skizze, deren Geschichte naturgemäß so alt ist wie die der Malerei und Bildhauerei selbst, hat in den letzten Jahren, entsprechend ihrem wachsenden Ansehn, manche neuen Formen angenommen, deren Höhe-

punkt die Wertung der Skizze als Selbstzweck bedeutet. Diese neue Kunstgattung, denn so muß man sie nunmehr bezeichnen, deren Geburt nicht die genügende Reklame mit dem dazugehörigen Tamtam voranging, beansprucht auf dem deutschen Kunstmarkt vorläufig noch einen geringfügigen Platz. Dem mangelnden Verständnis, das ihr der Laie entgegenbringt, entspricht der mangelnde Absatz. Hätte man vor einem Jahrzehnt das Galerien und Auktionen besuchende Publikum gefragt: „Was ist eigentlich eine Skizze?", so hätte man mit unfehlbarer Sicherheit die Antwort bekommen, deren Inhalt dem Allheilmittel Konversationslexikon entnommen ist: „Eine Skizze ist ein flüchtiger Entwurf, der erst nachher ausgeführt werden soll," oder „eine Skizze ist die flüchtige Nachbildung eines Gegenstandes zwecks späterer Verwertung." Heute würde man den braven Mann aus dem Volke durch die gleiche Frage in nicht geringe Verlegenheit versetzen. Denn er fühlt instinktiv, daß Begriffserweiterungen geschaffen wurden, deren Inhalt sich nicht mehr mit den zitierten Sprüchen ausschöpfen läßt. Andererseits weiß er mit den allzu fachlichen Paraphrasen über und um die Skizze, die ihm in einschlägen Literaturwerken geboten werden, wenig anzufangen. Was sollen ihm die überaus feinsinnigen Deduktionen Oscar Bies, der für ihn in einer fremden Sprache redet? Wohl zehnmal rekapituliert er den springenden Punkt: „Was früher oft nur als Skizze galt, dieses erste Auftauchen einer künstlerischen Vision unter den Merkmalen, die sie dem Autor interessant machen, das ist heute zur selbständigen Gattung geworden, wobei man wohl weiß, daß dies der Prozeß aller Kunstentwicklung ist, von der Improvisation her die neuen Dinge zu finden, die Skizze zur Kunst zu formen, ein vorbereitendes Stadium zu einem selbständigen zu machen und die frischen ersten Eindrücke in Ausdruck zu wandeln. Nicht in das weitere „Ausführen" hinein entwickelt sich die Kunst, sondern im Gegenteil in das vor der Ausführung Liegende, in die Konzeption des Werkes . . . ."

Und trotzdem werden gegenwärtig, oder besser gesagt seit neuester Zeit, Skizzen gekauft. Das lehrt uns die Erfahrung, der Lokalaugenschein. Ich spreche da nicht von den seriösen Kunstkennern und von den in vielen Fällen wirklich überaus fein empfindenden Kunstliebhabern, deren Mappen des kunstvollen Inhalts voll sind. Solche Sammler, deren Zahl übrigens im Verhältnis zum kaufenden Publikum verhältnismäßig überaus gering ist, gab es zu allen Zeiten. Aber auch die andern kapitalkräftigen Elemente, und zwar jene, die man mit dem Namen „tonangebende Gesellschaft" zu bezeichnen pflegt, beteiligen sich neuerdings an der Erwerbung dieser

Max Slevogt
Skizze zu den Indianer-
geschichten
(Zum Aufsatz von Paul Lothringer)

Kunstprodukte. Neben und zwischen zahllosen Bildern hängen Skizzen in den Villen von Berlin W. Daß auch hier der Name Liebermann dominiert, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Manchmal wird sogar den Skizzen, die dann fein säuberlich in überaus einfachen Hölzern gerahmt sind, ein spezielles Gemach eingeräumt, das dann, dem einleitend erwähnten Zeitgeschmack entsprechend, von „Intimität" strotzt.

Bedeutend krasser in Paris, wo die Skizze bereits seit geraumer Zeit „zimmerrein" zu werden anfing. Sollte lediglich die Mode an dieser Konjunktur schuld sein? Das ist die Frage, die ich mir vorlegte und deren gewissenhafter Beantwortung ich einige Zeit opferte. Aus den Ergebnissen meiner Nachforschungen soll einiges hier mitgeteilt sein. Auguste Rodin, dessen prachtvolle Blätter, die meist eine leichte Tönung aufweisen und den Kennern aller Länder zur Genüge bekannt sind, bemerkte mit einigem Humor: „Genaue Details kann ich Ihnen nicht angeben, da ich mich um den Vertrieb nicht kümmere, der in der Hauptsache von der Galerie Bernheim jeune besorgt wird. Aber es ist kaum anzunehmen, daß auch nur ein Blatt verkauft werden würde, wenn nicht die Signatur A. R. darunter stünde. Und wie gekauft wird, möge Ihnen folgender kleine Vorfall beweisen. Ich übergab einst einem Kommissionär acht Zeichnungen, die organisch zusammengehören. Sie stellen eine bestimmte Bewegung des weiblichen Körpers in acht Phasen dar. Ihr Wert besteht in ihrem Zusammenhang. Einzeln betrachtet, sind sie nichtssagend, also direkt eigentlich wertlos. Dem Verkäufer schien es aber praktischer, sie stückweise zu veräußern, was er denn auch tat. Daß sich unter den Käufern auch der Direktor einer staatlichen Sammlung befand, erwähne ich nur nebenbei . . . ."

Ein berühmter französischer Maler, der dem Graphic lebenslänglich verpflichtet ist, erzählte mir: „Zuweilen besuchen mich Freunde, namentlich Amerikaner. Wenn ihnen meine Bilder zu teuer sind, wollen sie „anstandshalber" eine Zeichnung kaufen. Ich pflege ihnen dann eine Mappe vorzulegen, in der sich auch Blätter befinden, die von meinen Schülern herrühren und meist ausgeführter sind als meine Skizzen. Mit unfehlbarer Sicherheit werden die Arbeiten dann auch gekauft. Dies freut mich aber stets besonders, da die jungen Leute Geld notwendiger brauchen als ich."

Ein andrer zeitgenössischer Meister erklärte mir geradezu: „Ich verkaufe überhaupt keine Skizzen. So leicht und so billig darf man es den Leuten nicht machen. Wenn sie es für „chick" halten, ihren Salon mit

meinem Namen zu schmücken, so sollen sie das Geld für ein Ölgemälde anlegen."

Ein französischer Kunsthändler, dessen Privatgalerie zu den schönsten Sammlungen von Paris gehört und der Manets von unschätzbarem Wert besitzt, bestätigte diese Auffassung und fügte hinzu: „Je älter ein Künstler wird, desto lieber werden seine Zeichnungen gekauft. Nach dem Tode steigen natürlich die Blätter im Werte. Skizzen handhabt man neuerdings, und zwar auch von seiten des Publikums, als Spekulationsobjekte wie Industriepapiere."

Der Leser, der den Ausführungen bisher kopfschüttelnd gefolgt ist, wird nun den Einwand machen: „Wir wollen annehmen, daß die mitgeteilten Beobachtungen den Tatsachen entsprechen. Wollen sogar zugeben, daß der neuerdings wachsende Absatz von Skizzen lediglich der Mode zuzuschreiben ist. Für den Kunstfreund kann dieser Zustand nur erfreulich sein, ebenso wie für den Künstler, da sich diesem dadurch neue Erwerbsmöglichkeiten bieten." Dem ist aber doch nicht ganz so. Man lasse den zitierten Kunsthändler, Herrn D. — R. weiter reden: „Daß sich unsre Künstler, die durchaus nicht weltfremd sind, diese Konjunktur zu nutze machen, wird ihnen wohl niemand verdenken können. Da sich aber die meisten Blätter, und zwar die ausgesprochenen Atelierskizzen, für den Handel nicht eignen, kamen zahlreiche Bildhauer und Maler bald auf den Gedanken, kleinere zwanglose Entwürfe speziell für den Verkauf anzufertigen. Auf diese Weise entstand eine ganz neue Kunstgattnng, die wir Fachleute als „Verkaufsskizze" bezeichnen. Solche Blätter sind, solange sie von namhaften Könnern entworfen sind, natürlich ebenso — oder wenigstens fast ebenso — reizvoll und künstlerisch wertvoll wie die Skizzen, die sie als intime Dokumente ansprechen, und stellen daher in gewisser Beziehung einen Zuwachs, eine Bereicherung des künstlerischen Schaffens dar. Aber sie bilden eine große Gefahr für den Anfänger, dem noch in der Entwicklung Begriffenen, der es für leichter hält, eine richtige Skizze zu produzieren — die schließlich auch nachempfunden sein mag, was sehr schwer oder gar nicht zu kontrollieren ist — und damit die Ausstellungen überschwemmt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß zahllose Skizzen und Studien ihren eigentlichen Wert erst mit Hinblick auf den erhalten, der sie schuf. Die Paraphrase über die Tanzbewegungen der Kambodjanerinnen von Rodin, sind für den Kritiker, der Rodins oeuvre übersehn will, von unschätzbarer Bedeutung. Und Max Liebermanns (ein Franzose nennt immer Liebermann, wenn er sich auf

einen deutschen Künstler berufen will) unvergleichliches Bild „Badende Jungen" wird uns doppelt lieb, wenn wir die fragmentarischen Entwürfe dazu kennen, die in ihrer meisterhaften Sicherheit einzig dastehn."

Ohne diese Darlegungen, die eine ziemlich persönliche Auffassung verraten, vollinhaltlich anzuerkennen, wird man doch zugeben müssen, daß sie eine berechtigte Warnung enthalten. Und über kurz oder lang werden die Verhältnisse bei uns genau so liegen, wie in Paris. Ob dadurch die Kunst von heutzutage schlechter wird als die andrer Zeiten? Richard Muther, der allzu früh Entschlafene, antwortete: „Nein. A priori ist dies wohl keineswegs zu behaupten. Aber sie ist eben die Kunst von heutzutage, ist modern, ist mehr denn je durch den Geschmack des Konsumentenkreises bedingt. Und damit ist sie zu etwas geworden, das sich der Parole unsres Jahrhunderts einreiht: Eine soziale Frage."

Felix Braun:

Der Schatten des Todes

Roman

Schluß

Aber der Schatten des Todes lag zwischen uns von diesem Tag an: Beates Schatten. Was half's, daß ich jeden Abend Blumen ins Haus brachte, was half's, daß wir uns küßten und umschlangen? Daß in der Nacht tiefere Leidenschaften wach wurden, daß es schien, als wollte fremdes Blut zu fremdem Herzen strömen? Der Schatten lag zwischen uns, und wenn wir einander auch so nah waren, —: er blieb und schied uns und wuchs langsam und heimlich, — ganz im Verborgenen wuchs er und verdunkelte viel.

Und die Träume kamen wieder, unter denen meine Kindheit gelitten hatte. Einige stiegen — wie sie versunken waren —wieder herauf: auch der Traum vom Stein Himeros, den ich vorhin geschildert habe, dem blauen Stein, der auf der Eifelspitze des Todes stak. Unter den Tränen erwachte ich, mitten in der Nacht.

„Was hast du?" fragte Christiane ängstlich.

„Nichts. Geträumt." Und ich wandte mich um, weiterzuschlafen. Aber da erschütterte mich ein Schmerz über den Traum wie ein Schluchzen. Und wir wachten zusammen, Christiane und ich, bis an den Morgen.

„Warum kannst du nicht schlafen?" fragte sie oft.

„Ich fürchte mich — ich bin so wehrlos geworden."

„Aber Clemens — ich bin ja bei dir!" und sie schmiegte sich an mich, wie um mich zu schützen.

„Du nicht allein, Christiane! Viel ist es um mich, viel in mir. Ich mußte an Beate denken, wie sie starb."

Und oft träumte ich davon. Ich sah Beate in ihrem Zimmer. Nacht war, Wolken zogen. Ein kleines sternspitzes Licht stand auf dem Tisch und beglänzte das weiße Blatt, auf dem sie schrieb. Auf dem Blatt aber stand nichts als mein Name in roter Schrift, immer wieder mit Uermüdlichkeit peinlich kalligraphiert. Und ich sah, wie Beate sich beugte, das Blatt zu küssen, an tausendmal, wo immer mein Name stand, der wie von Blut leuchtete. Da wußte ich, daß sie mit ihrem Herzblut geschrieben hatte.

Auf einmal war das Gemach ganz im Schatten. Das Blut war versiegt, alles war finster. Nur Beate schimmerte im weißen Kleid, auf das Sofa hingestreckt, den schönen Kopf zurückgelehnt. Wenn man sich tiefer hinabbeugte, konnte man Blut in zarter Rille von der Schläfe herabrieseln sehn. Aber hatte sie sich nicht vergiftet? So muß sie sich doch erschossen haben! — Langsam wich ich zurück, — da schlug ein Flügelflattern vor mir auf. Große Schwingen spannten sich — ich schrie — der Tod — der Tod!

Und ich erwachte. Christiane schlief. Ich weckte sie. „Du — ich habe von Beate geträumt. Wie sie starb, hab' ich gesehn!"

Geschlossenen Augs, noch trunken vom Schlaf, murmelte Christiane einige Worte hin. Sie war unwillig über mich.

Angst kroch an mir herauf. Ich rüttelte Christiane: „Schlaf nicht!" schrie ich. „Mir geschieht sonst ein Leid."

Aber Christiane hörte längst nicht mehr: sie schlief.

Da packte mich ein Groll gegen sie, wie ich ihn nie wieder vorher gefühlt hatte. Langsam wuchs die Macht der Unterirdischen, die mich zurückverlangten und denen ich verfallen schien: rettungslos, ohne Gnade, ihrer Willkür und ihrem Zorn anheimgegeben. —

„Liebst du mich nicht mehr?" das fragte Christiane immer, so oft ich ihr erzählte. Und ich schluchzte und schluchzte: „Ja." Liebte ich sie nicht? O, wie ich sie liebte! Aber eine Hand riß mich zurück und schleuderte mich in Dunkelheit hinein. Da erlosch die Liebe. Wie eine Kerze hielt sie der Tod in den Händen und blies sie aus.

Blumen über Blumen brachte ich ins Haus — Christiane beachtete sie kaum. „Warum so viele Blumen?" sagte sie vorwurfsvoll. „Du liebst mich ja nicht mehr." — „Wen sollt ich denn lieb haben?" antwortete ich „Ich hab ja niemand außer dir."

„Du liebst einen Schatten", sagte sie tonlos. „Ich bin dir nichts mehr."

Aber ich zog sie an mich und küßte sie. O, wie ich sie küßte! Und ich streichelte ihr Wangen und Haar und hielt die liebe Gestalt umschlungen und stöhnte: „Nein! Ich liebe nur dich!" Aber das Herz schrie: „Du lügst. Du liebst einen Schatten! Sieh, nun ist er fast über den ganzen Weg gewachsen." — „Nein, nein!" schrie ich, „ich liebe ja sie, sie, sie!" und ich küßte sie wie von Sinnen.

In solchen Augenblicken blieb sie kühl und schweigsam. Sie ließ mich in einer unnachahmlich edeln Ruhe gewähren, aber sie blieb mir fern, gleichsam, als ahnte sie, daß ich sie gewaltsam zu erreichen suchte, über den Schatten wegschreitend, der unerbittlich zwischen uns lag. „Geh!" pflegte sie zu sagen, „laß doch: so mag ich nicht geliebt sein." — Damit stieß sie mich zurück, und sie ward mir ferner und ferner.

In diesen Tagen geschah es, daß mich eine schwere Krankheit ergriff, darniederwarf, mit Fiebern durchwühlte, mit heißen bunten Träumen in eine so unsäglich reizende Ferne lockte, daß es mich ankam, das Gefäß meines Leibes zu zerschlagen, damit die Seele schneller in jene glücklichen Länder gelangen könnte. In der Tat, es war Zeit, die Heiterkeit einer

freundlichen Landschaft zu ersehnen. Wolken rauschten und verhängten den Himmel; eine erdrückende Enge lastete auf Sinn und Gemüt, und das Gefühl nahen Erlöschens flüchtete sich in atemloser Hast zur Furcht. Die schrie und tobte in der Seele. Gesichte stürzten herab, fremde Sternbilder bedeckten einen ohnegleichen flach und nieder gewölbten Himmel, und wer es über sich brachte, sie lange anzuschaun, dem brannte das Blut in düstern unheiligen Flammen.

Christiane pflegte mich mit aufopfernder Güte. Ihre Hände taten wohl, ihre Lippen legten sich kühl auf die heiße Stirn, ihre Sprache versöhnte wirre Reden und lenkte die verirrten Empfindungen der Sinne in geduldiger Ueberlegenheit zum Ziel. Damals muß sie mich sehr geliebt haben. Nun, da ich dies schreibe, ist es mir, als müßte mich Reue und Beschämung übermannen. Wie gut sie zu mir war! Wenn ich mein Geschick beklage, denke ich nie an die Düsterheit und Verlassenheit des ihren, das an eines in Liebe geknüpft blieb, das — an frühere Leidenschaft hingegeben — nur mehr Asche war, darin nichts Glühendes mehr sich barg.

Ich hatte einen Traum, es war mir, als ginge ich auf eine Wiese, die, voll Asphodelen, in silberähnlichem Weiß erschimmerte. Ich brach Blume auf Blume und ward nicht müde im Pflücken. Da eine Frau, die Elviras Züge trug; der wollte ich den Strauß reichen, aber sie wies auf einen Hügel, auf dem Rosen standen. Freudig eilte ich den Hügel hinan und brach die Rosen in einer Hast, die im Grunde Glück war, und Elvira nahm sie und neigte sich gegen mich. Auf einmal war sie ganz fern, der Rosenstrauch funkelte wie Blut. Sehnsucht ergriff mich, ihr zu folgen, und ich lief und lief, immer dem Blutschein nach, ohne sie zu erreichen. Ich fühlte aber, wie mein Herz immer schwächer und schwächer wurde und all sein Blut in den Rasen strömte. Ins Gras sank ich, Nacht ward, Sterne stürzten. — Wie langsam Licht kam, neigte sich eine Frau über mich, die den Asphodelenstrauß in der Hand hielt: sie hatte die Züge Christianes. Ich fühlte ein inniges Behagen, von ihr geschaut zu werden — aber plötzlich übermannte mich ein Schmerz, daß ich vermeinte, sterben zu müssen. Die Asphodelen waren tot, mein Blut hatte sie gefärbt — und jetzt erwachte eine solche Sehnsucht in mir nach den Rosen, daß ich aufsprang, Christiane fortstieß und weiter zu eilen gedachte. Doch mitten auf den Weg legte sich ein Schatten —; wie den mein Fuß berührte, verwandelte ich mich in gestaltlose Finsternis, löste mich immer mehr auf, ward selbst Schatten und blieb am Ende nur Mattigkeit und doch Bewußtsein tiefster Befreiung. Ich war nur Gefühl, und so übernahm mich ein traumleerer Schlaf.

Christiane weckte mich: „Langschläfer du," aber ich sah sie fremd an. „Wo sind die Asphodelen?" fragte ich. Und wie ich langsam aus dem Traum ins Bewußtsein des Wachens überging und das Wort „Asphodelen" fortklingen hörte; erst nur Lautfolge, dann mit der Vorstellung und dem Sinn, erschütterte mich das Gefühl des Unterirdischen mit großer Gewalt. Im Traum gewesen und verworrenen Bildern ausgeliefert zu sein, galt

mir für Nachbarschaft mit dem bilderlosen Reich der Schatten. Und auch an Beate dachte ich auf einmal, aber seltsam klar und ergeben.

„Setz dich zu mir," sagte ich zu Christiane, und sie kam und kauerte sich auf gen Boden neben das Bett, um besser mit mir sprechen zu können. Dies rührte mich; die edle Gestalt so dienend zu sehn! Wie ein Kind kauerte sie auf dem Teppich; fast schmerzte es mich, ihres Stolzes und ihrer mädchenhaften Hoheit zu gedenken.

„Was willst du, Clemens?" fragte sie.

„Dich küssen, Liebe."

Sie hielt mir die Lippen hin — ich richtete mich auf, sie zu erreichen, aber ich hauchte den Kuß leer in die Luft, denn die Schwäche zog mich zum Kissen zurück. „Komm du," flüsterte ich.

Christiane beugte sich zu mir und küßte mich.

Ich lag ruhig. „Wie glücklich ich doch bin!" sagte ich halblaut.

„Ich auch", klang es zurück — aber es war ein schmerzlicher Ton.

„Du hast viel Leid durch mich," sagte ich und fühlte, wie ich mich wieder langsam von ihr entfernte. „Ich weiß es — aber es scheint, als müßten wir durch Leid zu einer neuen Liebe."

„Nur über das Leid hin gehen die Wege zur Liebe. Wer durch muß, weiß nicht mehr, wo die Sterne stehen."

In feierlicher Resonanz schwebten die Worte. Ich lauschte. „Sprich."

„Der ist verworrenen Sinnes und ganz von Schatten gefangen. An die denkt er. Es ist ihm lieb und schwer zugleich, an sie zu denken — aber er muß."

„Auch ich muß," sprach ich an ihr vorbei, die Worte in eigentümlicher Art betonend, für die ich kein Gefühl zu nennen weiß. Es war zwischen Verzweiflung und Wissen.

„Du aber, Clemens, bist noch nicht durch Leid gegangen. Leid hat dich nur ergriffen und will dich zwingen, dich ihm hinzugeben. Noch ist viel Licht um dich — ich bin es auch — ich bin auch ein Teil des großen Lichtes, das um dich ist?"

„Alles ist Dunkel — alles ist Sterben —. Laß mich: ich will allein sein!"

„Kommen Träume, Clemens?"

„Ja. Sei still. Träume kommen. Ein bunter Zug. Siehst du Beate?"

„Ja — ich sehe sie. — Aber vergiß das!"

„Du kannst sie sehen? Wirklich? Du kannst sie sehen? So träume ich nicht?"

„Ich stelle sie mir vor, wie sie war, als ich sie zum letzten Mal sah."

„Und ich sehe sie, wie sie starb."

Christiane erhob sich und wandte sich ab. Ihr Gesicht bekam einen strengen Zug; die scharfe Linie des Profils zwang den Blick hart an sich vorbei. Wie ich den sah, war es mir, als würde ich ganz zu Eis verwandelt. Ich rief ihren Namen, sie wandte den Kopf zu mir hin — da sah ich, wie sie mit den Tränen kämpfte. Und dieser Kampf des Stolzes

mit den Gefühlen rührte mich so, daß ich selbst in Tränen ausbrach und mich erst beruhigte, als mir ihre Hände über Haar und Wangen fühlend hinglitten.

Aber was half es, daß ich genas? Ich hatte zuviele Früchte vom Granatbaum gepflückt, um der lichten Oberwelt sorglos angehören zu dürfen. Ins Reich des Hades lockte es meinen Fuß. Unablässig waren Gedanken und Träume dem Andenken Beates hingegeben, und wenn ihr Sterben und ihre Liebe zu mir die Kraft verloren, so taten sich die Tiefen der Vergangenheit auf und alle dunkeln Ereignisse meines Lebens, vom Tode der Mutter bis zu Onkel Armands Bahre, stiegen empor und mahnten mich daran, daß ich ein Verfallener war. Oft sah ich mich sebst gestorben, auf dem Katafalk unter Kränzen liegen. Die Welt war erloschen, mit mir war Finsternis herabgestürzt. Nie mehr konnte ein Licht erwachen — nie mehr ein Klang ertönen — vielleicht nur im Traum, aber wer wußte das? Vielleicht, daß jemand irgendwo betete oder weinte—: ich hörte es nicht; gräßliche Dinge konnten mit mir geschehn —: ich fühlte sie nicht. Hingestreckt, unter Blumen, verscholl ich ohne Seele, ohne Licht, ohne Hauch.

Christiane und ich aber standen zu beiden Seiten des Schattens, erst konnten wir uns noch bequem die Hände reichen, wohl auch küssen, wenn wir uns zueinander neigten; dann wuchs der Schatten und wuchs und trennte uns, ohne daß wir es vielleicht merkten, immer mehr. Bald konnten wir uns nicht mehr berühren, wer weiß, wie lange? Und es waren Wolken zwischen uns.

Nur einmal geschah es, daß der Schatten schwand; das war, als uns ein Kind geboren wurde: ein Mädchen, das Christiane „Beate" nennen wollte. Ich widersprach heftig, aber eine gütige Stimme in mir redete mir zu, und da ich durch das Leiden Christianes weicher und nachgiebiger geworden war, so fügte ich mich nicht ohne das Bewußtsein, ein großmütiges Opfer gebracht zu haben, und tröstete mich damit, daß mir von diesem Kinde Licht und Heilung kommen würde.

Rührend war das, wie Christiane im Bett lag und mir, der neben mir kniete und die Lippen auf ihre Hand gedrückt hielt, mit der freien Hand über Haar und Wangen hinstrich. O, dieses Schluchzen des Herzens! Da kniete ich, und alle Gefühle der Liebe überfangen einander in der Seele. Ich entsann mich der vielen leidvollen Stunden, die Christiane um mich getragen hatte, und nun schien die Reue unerschöpflich an neuer und unbekannter Liebe zu sein. Schluchzend stammelten wir unsre Namen.

Die Amme brachte das Kind. Ich hob es hoch und neigte es lachelnd zu Christiane nieder. Die ergriff mit der durchsichtigen gebrechlichen Hand das Händchen des Kindes und führte es ganz leise an die Lippen. „Beate", hauchte sie, und das Kind lächelte wie sie. In mir aber erscholl das Echo des Namens dunkel und stark. Ich legte das Kind Christiane in die Arme und trat zurück. Das Fenster stand offen; ich beugte mich in die frische Luft hinaus, und wie der graublaue, sternarme Spätherbsthimmel über mir

zitterte, fühlte ich den Dolch eines Schmerzes wie von unsichtbarer heftiger Hand ins Herz gestoßen.

Das Kind hieß Beate. Alle Stunden trugen diesen Ruf an mir vorbei: lockend und drohend, schmeichelnd, spielend, Böses verkündend, unter Küssen, Umarmungen, Liebkosungen, guten und strengen Blicken tönte der Name auf, von der liebsten Stimme der Welt durch Zimmer und Garten hingeschickt. „Fall nicht, Beate!“ „Gib schön die Hand, Beate!“ „Hörst du, Beate?“ „Beate, ich hab dir was Schönes mitgebracht.“ „Schläfst du schon, Beate?“ „Träum' was Schönes!“ „Beate, noch einen Kuß!“ „Nein, ein so schönes Mädi wie meine Beate.“ — Oft ertrug ich es nicht mehr: alles in mir klang vor Furcht. Nie, daß ich sie selbst so rief: „Kind“, sagte ich zu ihr, „Kind“, und wenn ich dieses Wort aussprach: ganz langsam, sein Elegisches im Ton bis in seine Tiefe ausfüllend, schien es mir oft so bedeutend, ernst und voll Trauer zu sein, daß mich ein Schauer durchlief. Dann sah ich die süßeste Kindergestalt schlafend, schweigsam auf dunkler, blumiger Bahre hingestreckt, und oft geschah es, daß ich in der Nacht heimlich aufstand, zur Wiege schlich und den Atemzügen lauschte, die mit denen Christianes vermischt, einen sonderbar feierlichen Hauch ins Zimmer flüsterten.

„Clemens — was tust du?“ fragte Christiane aufwachend, halb noch im Schlaf.

„Ich glaube, das Kind rief.“

Wir lauschten beide. Es blieb still, nur der Atem zog, ganz weich und leise. So legte ich mich wieder hin, um mit offenen Augen in der Nacht zu ruhn, die sich über mir wölbte: drohend und voll Grimm, ganz wie zu meiner Kinderzeit. Und es war gut so: denn so war ich doch den Träumen fern, die furchtbarste Schrecknisse des Todes wie Felsblöcke in meine Seele stürzten, daß ich oft garnicht zu erwachen vermochte. Ich lag und sann: große und geheime Dinge taten sich mir auf; meine Blicke waren weiter geworden und vermochten durch Schleier und Luft Wesen und Werden der Erscheinungen zu erspähen und schienen oft ganz nahe, atemlos nahe daran, in den Kreis des Göttlichen zu gelangen.

Lauschen war ich ganz und sinnen.

Und die Zeit ging hin — o Tage, Tage! Mein Leben bröckelte ab, mein Herz losch aus. Große Gedanken tauchten aus den Nächten, riefen mich an, hießen mich ihnen zur Tiefe folgen, aus der sie gestiegen waren. Liebe galt ihnen nichts. Galt mir denn Liebe? Galt mir die Stimme des Kindes, dem sich Sprache und Welt immer weiter auftat? Das Leiden Christianes? Kaum war noch Mitleid genug in mir, mich ihr zuzuwenden und zu fragen: „Warum bist du traurig?“ Dann schaute sie zu Boden und sagte fortwerfend: „Es ist nichts“ oder „Mir tut der Kopf weh“ oder „Ich hab heut schlecht geschlafen.“ Oder sie stellte sich verwundert und fragte: „Was hätt' ich denn für einen Anlaß, traurig zu sein?“ — Und ich merkte gar nicht, wie müde das klang! Ich hatte ihrer ja längst vergessen, — aber eines Tages gestand ich mir, daß ich sie nicht mehr liebte.

Wie das gekommen war — vielleicht wüßte ich es doch zu sagen. Beate war mir zu nah: durch den Tod, mit dem ich auf unerhört geheimnisvolle Art vereint blieb, wirkte ihre Erscheinung wie mit unsichtbaren Strahlen unablässig auf mich ein. Oft nahm ich abends ihren Brief aus der Lade und las ihn, den ich schon auswendig wissen mußte; dann war es mir plötzlich bewußt, an ihrem Schicksal Schuld zu tragen, tiefere Schuld noch als an dem meiner Mutter, und in heftigen, leidenschaftlich bohrenden, immer wieder neu ansetzenden Fragen untergrub ich Geist und Seele bis an die äußerste Grenze vor der Zerstörung.

Eines Abends, als Christiane und ich wieder schweigsam gegenüber saßen, jeder über des andern Gegenwart hinausstrebend, mit der Sehnsucht nach wirklicher Einsamkeit, begann ich mit einem Male, erst ohne sie anzusehn, zu sprechen. „Wir sind nicht glücklich geworden, Christiane," fing ich an und wunderte mich, dies so unvermittelt gesagt zu haben.

Sie sah nicht auf: „Ich ja, Clemens."

„Und du bist es noch?"

Sie antwortete nicht.

„Bist es noch? Bist es immer, Christiane?"

„Wenn es nicht immer ist, Clemens — — —"

„— so bin ich ich schuld, nicht wahr?"

Ganz leise: „Ja."

„Ja?" — Siehst du? Ich weiß es, ich gebe es zu. Und was soll nun weiter geschehn?"

Christiane neigte den Kopf tiefer: „Ja — was soll? Sprich du."

Ich getraute mich plötzlich nicht mehr. Schweigend starrte ich auf das weiße Tischtuch, in das allerlei Ornamente eingewebt waren. „Sprich du lieber," sagte ich dann.

„Sieh, Clemens," kam es nach einem Aufatmen zurück. „Ich sehe dich, ohne daß du es merkst, und oft ist es mir, als müßten alle Träume, mit denen du dich quälst und die unser Leben verbittern — —." Sie wußte den Satz nicht zu vollenden. Hilflos sah sie sich um und hob im Zurücklehnen den leichten Sessel ein wenig in eine schaukelnde Bewegung. — „Ich kann nicht mehr," sagte sie dann rasch wie vor dem Weinen.

Ich war aufgestanden und legte den Arm auf die Lehne des Sessels, ihn so langsam wieder zum Stehen bringend. „Das ist es eben," sprach ich, dicht bei ihr. „Das ist es eben: ich kann auch nicht mehr. Ich ertrag es nicht. — Darum will ich gehn, Christiane, weit fort will ich gehn — weit fort."

„Und ich? Und das Kind?" rang es sich bebend von den zuckenden Lippen.

„Ich kommme ja wieder."

„Du kommst nicht wieder!"

„Doch Christiane."

„O nein — bist du denn wiedergekommen? Lange bist du schon fort. Bist du ein einziges Mal zurückgekehrt?" Und mit einer plötzlichen

Bewegung, als müßte sie all das wie einen Traum abschütteln, sich aufrichtend und mit demselben kalten Glanz wie damals, als sie Beates Abschiedsbrief las, fragte sie, mich fest ansehend: „Ja — sagst du das so — oder bist du entschlossen?"

Ein Schweigen kam.

„Entschlossen also?"

Wieder war Schweigen. Dann ward das Wort tönend:

„Ja."

Christiane nickte: „Es ist gut", sagte sie ruhig, aber es schien, als müßte sie von der nächsten Sekunde zu fessellosem Schluchzen überwältigt werden. „Auch ich will fort", sagte sie dann. „Ich nehme das Kind und gehe nach Hause. Du kannst hier wohnen, ganz wie du willst."

„Nein, — ich muß reisen."

„Oder auch reisen. Ganz wie du willst. Ich richte mich in allem nach dir."

„Und wenn ich zurückkehre — —?"

„Dann darfst du — —" Die Stimme versiegte.

„Was — was darf ich?"

„Manchmal kommen, das Kind besuchen,"

„Und dich? Und dich?" stammelte ich, plötzlich ganz in Liebe.

„Mich?" antwortete sie, indes ihr Gesicht von einem schmerzlichen Lächeln zur Schönheit verklärt wurde. „Mich? O — ja — wenn du dich allzusehr sehnen solltest?"

„Christiane!" schrie ich auf. „Christiane."

Die Arme ausgebreitet, alle Gefühle einer erwachenden Leidenschaft in Flammen, eilte ich auf sie zu, — aber sie streckte die Arme abwehrend vor. „Nicht mehr", sagte sie kühl. „Es ist nicht mehr die Zeit dafür." Und an mir, den das schluchzende Begehren anstürmte, ihr zu Füßen zu stürzen, in ihrem Schoß das Haupt zu verbergen, wie ein Kind um Verzeihung zu flehn, alles Begangene ungeschehn zu machen, — an mir, den alle Lockungen neuerstandener Liebe zu ihr hinrissen, vorbeischreitend, daß unendliche Ferne zwischen uns entstand, ging sie zur Türe, wo sie einhielt, und sprach: „So ist es beschlossen."

Ich neigte das Haupt.

Sie machte einige Schritte gegen mich vor, dann ging sie langsam zurück, und an der Türe nochmals stehn bleibend, sagte sie: „Leb wohl, Clemens — wenn du es kannst" Die Tür ging auf, und wie sie von außen wieder ins Schloß zurückgedrückt wurde, fühlte ich mit einem Male das Wort „Einsamkeit" wie einen großen rauschenden Wald, den man in wolkiger Nacht durchwandern muß.

Sechstes Kapitel.

Ich beschreibe den Morgen nicht, an dem ich mich verlassen, in Einsamkeit zurückgestoßen fand, die Fahrt nicht, die mich von der Stadt durch

weites Land und Bergdunkel, an Dörfern vorbei, mit der Rast vor Städten, in die Ferne trug; nicht das Irren durch fremde Straßen, an Menschen mit harten unbekannten Gesichtern vorüber, nicht die Sehnsucht nach der Heimat und dem Heim, der Frau und dem Kind, die Wahn und Weh mir entfernt, mir für immer zur Unnahbarkeit entrückt hatten.

Meine Schwestern Angelika und Renate besuchte ich damals zum ersten Male seit meiner Hochzeit. Angelika schien nicht glücklich; sie hatte ein Kind, ein Töchterchen; das kränkelte, sah blaß aus und sprach mit ganz dünner Stimme. Wie ich es sah, ging ich in eitel Mitleid auf. Ich mochte es mit mir nehmen, um es in frischer Luft, im Hauch des Gebirges gesunden zu lassen, — aber das ging nicht an. So blieb ich denn lange in München, und das Kind gewann mich lieb. Ich spielte viele Stunden mit ihm und ließ es in lieben leisen Gesprächen die Dinge ahnen, die, von der Oberfläche des äußern Lebens verdeckt, noch den Abdruck von den schaffenden Händen der Gottheit zeigen, — und als ich endlich Abschied nahm, war ich der Kleinen schon so gewohnt geworden, daß sie mich nicht ziehn lassen wollte. Sie weinte und hielt mich fest, daß ich noch einen Tag verblieb. Dann riß ich mich auch von dieser Liebe.

Beate war glücklicher als Angelika; ihr Beruf als geistliche Lehrerin füllte sie aus, ihr religiöses Gefühl war ihr Schutz und Stütze, Frohsinn und Friede. Sie empfing mich mit einer strahlenden Freude. Wir gingen die Abende an den Berglehnen hin, Gespräche spannen sich zwischen uns: es war alles wie früher. Wir waren uns gleich geblieben, unsre Seelen hatten die gleiche Tiefe im Ton behalten, die ihre licht, dunkel die meine. Wir breiteten unser Leben und unsre Hoffnungen aus, und Beate hörte mich mit Geduld an — o mit welch ernster, welch williger Geduld! Aber sie stimmte mir nicht zu: „Du mußt zurückkehren," sagte sie, „das Leben mußt du erzwingen. So darf es nicht bleiben!" und sie pries Christiane in ihrer eindringlichen schmucklosen Art, daß ich auf einmal wieder von Liebe zu der Verlassenen ergriffen wurde. Da schrieb ich einen langen Brief an sie, in dem ich Schuld und Schicksal mit einer großartigen Wendung auf mich nahm — aber noch in derselben Nacht reiste ich nach Frankreich ab.

Unstet fuhr ich von Stadt zu Stadt: nichts hielt mich. Die großen Kathedralen von Amiens, Chartres, Rheims, Paris, die meiner Jugend tiefste Sehnsucht gewesen waren, diese weiten hallenden halbdunkeln Kirchen erfüllten mich mit Unsicherheit, Unruhe, Furcht. Ich verwich des Nachts wie vor mir selbst heimlich zum Bahnhof, weiter zu fahren, immer weiter: durch ebenes Land und Bergdunkel, an Dörfern vorbei zur Rast in neuen Städten, zu Gängen durch neue hohe Kirchen, durch Säle voll Bilder und Marmorwerke, die dem Aufschrei in der Brust gleichgültig und stumm blieben. Und eines Tages hörte ich die Mitreisenden sagen: „Tenez! voilà la frontière! Voilà l'Espagne!"

In Spanien blieb ich lange. Es ist ein beruhigendes Land. Ich liebte es. Eigentlich liebte ich es schon früh aus der Ferne: seit meiner jüngsten Jugend — damals als ich ein großes Trauerspiel in Jamben in

der Leidenschaft durchwachter Nächte schrieb —; um es am nächsten Abend zu einem grandiosen Autodafè tiefern Flammen zu überliefern, als die, aus denen es geboren war. Und dann kam sie, deren Name auf das Land hinwies, in dem ich nun atmete, lebte, Sonne sog, das wunderliche Gefühl des Zu-Gast-Seins, der Fremdheit der Herzen, das immer noch an Abenden die Landschaft des steirischen Dorfes spiegelte: den Weg und die Villa, den Teich, umschlossen von vielen Stämmen. O — dieses Herz, was spiegelte es denn? Spiegelte es nicht auch ein Haus und Zimmer aus alten Möbeln und die schlanke Frau und das Kind? Und manchmal war es, als zerbräche das spiegelnde Herz und zersplitterte zu unzähligen ganz kleinen Stücken, die sich, aufgehend, mit der Luft zu ewiger Ohnmacht zu vermischen schienen.

Von Barcelona aus schrieb ich einen Brief; ich würde nun lange hierbleiben, vielleicht ein Jahr. Es sei eine wunderbare Stadt, und ich hätte nur einen Wunsch, daß die geliebten Augen die Schönheit des Meeres und des Himmels mit ansehn könnten; ich lebe ganz still und in mir, ich fühle, wie eine dämmerartige Ruhe über mich zu herrschen beginne — vielleicht daure es nicht lange und ich käme wieder, die in die Arme zu schließen, die mir einzig Halt und Heil in der Welt bedeuteten. Dann noch Fragen über Gesundheit und das Verbringen der Tage und ans Ende: „Ich knie vor dir und berühre dich nicht. Dafür vergib du mir und sage deiner Seele — überrede sie, wenn du mußt —, daß sie gut von mir denken soll.“

Auf diesen Brief kam lange keine Antwort. Da trug sich ein Ereignis zu, von dem ich wie von einer Legende erzählen muß.

An einem Sonntag erwachte ich plötzlich mitten in der Nacht vom Schlaf. Ich hatte einen seltsamen Traum voll Abenteuer gehabt, aber ich vermochte mich seiner nicht zu erinnern. Eine wunderbare Frische strömte kühlend durch mich, als ob es Morgen gewesen wäre, und da ein strahlender Vollmond schien, der die Straßen silberhell färbte und zum Wandern verlockte, sprang ich aus dem Bett, kleidete mich an und verließ behutsam die Wohnung. An die kühle Luft trat ich hinaus, Stille umfing mich wie eine kristallene Wölbung, und in beseligten, leicht schwingenden Gefühlen, schritt ich durch die erhellte, schlafende Stadt.

Ich ging durch das winklige Matrosenviertel, die Häuser ballten sich zu einem Chor zusammen, allen Gassen finster die Wege versperrend. Große Schatten lagen auf den Fahr- und Gehsteigen, deckten die Häuserwände zu, deren Fenster, blind oder mit schwachem Mondglanz, unheimliche Stille ausdrückten. Hie und da stand eine Laterne mit trübem Licht. Kein Laut kam, nur ab und zu erscholl das Pfeifen einer fernen Lokomotive, oder ein Hund schlug an, den Fremden witternd. Von der entlegenen Hauptstraße her hörte ich das Schlürfen und Trippeln vereinzelter Menschenschritte, deren schwacher Klang manchmal von einem Wagen überhallt wurde.

Da ging plötzlich eine weißgekleidete Frau an mir vorbei, wandte sich um und sah mich mit kurzem Blick scharf an. Eine süße Ahnung rührte

mir ans Herz, machte es schwer und ließ meine Schritte zögern — da traf mich der Blick noch einmal, und nun rannen Stadt und Himmel zu einer fließenden Silberwand zusammen: mein Herz stockte — ich wollte aufschrein, ich war wie im Traum, und stehen bleibend und mit der Hand über die Stirn streichend, stöhnte ich den Ruf: „Elvira!" wie ein Verwundeter vor mich hin.

Die Weißgekleidete, die dies vernommen haben mußte, blieb gleichfalls stehen und wartete. Da ich mich aber nicht vom Platze rührte, kehrte sie um und ging mir langsam entgegen. Nun sah ich ihr Gesicht voll beleuchtet, sah das Lächeln, das spielende Licht in den dunkeln Augen, die weichen Wangen, die in vollendeter Rundung ins Kinn übergingen — und nun war es mit mir, als müßte ich ihr zu Füßen stürzen, die Langverlorne mit einem Ausbruch tiefster Gefühle zu begrüßen. Zitternd lehnte ich mich an eine Torlaterne, in deren Licht die weiße Frau stand und lächelte.

Aber wunderbar: ganz tief in mir wußte ich, daß dies nicht Elvira war, allein ebenso tief war der Traum, daß es Elvira sein müsse. Die Ähnlichkeit des Gesichts war in der Tat ungewöhnlich, durch das Licht der Nacht vielleicht noch näher dem Glauben zugeneigt — und ich wußte dies. Mit der kühlen Betrachtung des Verstandes wußte ich, daß mich der erste Schreck der entdeckten Ähnlichkeit hingerissen hatte, als wäre da Wirkliches und Wahrheit, aber je schwächer Sehnsucht und Traum wurden, um so lieber gewann ich die Unterliegenden, und über ein letztes Schwanken hinweg, fragte ich laut in deutscher Sprache: „Heißen Sie Elvira Graf?"

Die Angeredete zuckte die Achseln und lächelte. Sie verstand mich nicht.

„Elvira?" wiederholte ich eindringlich mit fragender Betonung, indem ich mit dem Stock auf sie zeigte. „Elvira?"

Die Weißgekleidete nickte mit verschmitztem Blick. „Elvira?" wiederholte sie. „Ja."

Wie aber die Stimme durch die Luft schnitt, verdunkelte sich mein Herz. Nun wußte ich: es war nicht Elvira. Traurig sah ich in das schöne Gesicht, und je länger ich es betrachtete, um so deutlicher trat die ferne Zeit hervor, und bald vergaß ich Spaniens und Barcelonas, aller Vergangenheit und aller drohenden Zukunft und vor mir stand das Bild des geliebten steirischen Tals: die Wege, von Bäumen gesäumt, die Villa, der Teich und die schönste Gestalt, das Ufer entlang zu herrlichem Kornrauschen hintanzend . . . —

Als ich mich dem ewig wiederkehrenden Traum entrissen hatte, fand ich mich allein. Die Weißgekleidete ging die Straße hinab. Ich sah den Schimmer silbern wie eine Wolke ziehn. Da flatterte es wie Flügelschlag über meine Seele, daß ich frei ins Atmen kam: ich richtete mich empor, und wie ich den Schimmer des Kleides durch die Nacht hinwehn sah, wußte ich, daß ich ihr folgen mußte.

August Rodin
Frauenakt
(Zum Aufsatz von Paul Lothringer)

Mit hastigen Schritten eilte ich ihr nach — als aber der Abstand so klein war, daß sie ein halblauter Ruf erreichen konnte, hemmte mich ein Aufwallen im Herzen, und Zittern rieselte fiebrig über mich hin. Ich hielt ein und machte ganz kleine Schritte. Die Weißgekleidete mußte mich bemerkt haben, denn sie wandte sich nicht mehr um, sondern schritt dahin wie einer, der ein Ziel hat. Durch fremde Gassen, über große schweigende Plätze ging der seltsame Zug. Bald fand ich mich in ganz unbekannten Bezirken: endlich sah ich das Meer, aber nur als schimmernden Streifen. „Wer weiß, wo mich der Morgen sieht?" sprach ich zu mir, die heimliche Furcht beruhigend, die immer wieder aufstand, flehend die bebenden Hände faltete. Und nun blieb ich stehn, aufatmend, die Hände ans Herz gepreßt, mit dem festen Willen, umzukehren und — trotz der Fremdheit und Menschenleere der Gegend — den Weg nach Hause zu suchen. Wie ich, so entschlossen, Halt machte, traf mich plötzlich der Blick der Frau wie Elviras Blick und, — hingezogen, langsam wie über Gefährliches vorwärtsgehend, stand ich am Ende in dem großen Hof eines mächtigen Hauses.

Als ich dieses Hofes ansichtig wurde, wollte mich neues Erstaunen hinreißen. Ich erinnerte mich eines Traumes aus früher Zeit, da ich mich in diesem Hause befunden hatte, in dem viele Stiegen zu unzähligen kleinen Gemächern führten. Die graue Farbe, den abbröckelnden Verputz des feuchten Gemäuers, die abgetretenen, gebogenen Steinstufen, die wendeltreppenartig, von dünnem, verbogenem Geländer begleitet, zu großer Höhe hinan leiteten —: all das hatte ich schon im Traume gesehn. Und die weiße Gestalt vor mir auch. Träumte ich? — Ich hielt ein im Steigen. Da kam der Blick. Das Lächeln rührte mich an und — es zog mich ihr nach, höher und höher, bis eine Türe aufsprang. Ich wunderte mich über die Gewalt des kleinen Schlüssels, der eine so mächtige Türe bezwingen konnte, — dann schritt ich durch einen langen, niedern Korridor und trat, immer meiner Führerin folgend, in ein kleines Zimmer, in dem nichts war als: ein Bettgestell, ein Tisch, ein hölzerner dreibeiniger Sessel und ein großer Spiegel, in dem sich aller Glanz der hellen Nacht zu ungeheuerm Triumph des Mondes sammelte.

Die Weiße zündete eine Petroleumlampe an, was ihr erst nach einigen vergeblichen Versuchen gelingen wollte. Auf dem Tisch lag ein Brief, sie riß das Kuvert auf und schleuderte es fort; ich hob es auf und las: „Sennora Carebad de Ramon y Spadilla." Aufatmend legte ich das Papier hin: nun war ich sicher, nun wußte ich; es war nicht Elvira. Im Zimmer herrschte feuchte, dunstige Luft — es trieb mich an, fortzugehn, aber ich fürchtete die vielen dunkeln Stufen, das große schweigsame Haus und die fremde — offenbar verrufene Gegend, ich fürchtete die Nacht und zwischen zwei Gefahren schwankend, entschloß ich mich endlich, auf die Dinge zu harren, die mein Leben in sich aufnehmen mußte.

Die Weiße zerknüllte den Brief und warf ihn verächtlich fort. Sie sagte etwas auf spanisch, und da sie mir anmerkte, daß ich nicht verstand, wiederholte sie französisch: „Un billet doux?" — Ich lächelte. — „Et

vous?" plauderte sie weiter. „Savez vous écrire des billets doux aussi?" — „Nicht sprechen!" stammelte ich deutsch und, mich verbessernd, da ihr Gesicht einen staunenden Ausdruck annahm: „Ne parlez plus!" — Sie schwieg, gekränkt. Dann trat sie nahe an mich heran und lächelte, ihr Gesicht fast an meines gelegt. Ihr Hauch drang durch meinen geöffneten Mund in mich ein und kühlte für einen Augenblick die Glut innen, die schon aufzuwallen drohte. „Elvira", dachte ich, „Elvira!" Ganz nahe stand sie mir, wartend, das Gesicht an meines enger hingelegt, ruhig wie aus Stein. Schwer atmend bog ich den Kopf zurück — da schoß ein Feuer in mir auf, und mit einer wollüstigen Kraft umschloß ich die sich schweigsam Gebende und preßte sie an mich. „Elvira!" stöhnte ich aus der Tiefe herauf, und diesen Namen in eigentümlicher Verzücktheit immer neu aussprechend, riß ich sie zum Bett, ihn wieder und wieder stammelnd, bis ich ihn unter Küssen verschüttete und begrub.

Erst in der Früh löste ich mich aus den Armen der Caradad de Ramon y Spadilla. „Revenez!" sagte sie, als ich mit einem letzten Kuß Abschied nahm. „Revenez demain: je vous attendrai." „Je reviendrai, Elvira," sagte ich, noch trunken von allen entfesselten Leidenschaften. „O Elvira" und ich eilte zurück, auf sie zu, sie wieder zu küssen, aber sie bog sich lächelnd vorbei, und indem sie zürnend den Finger hob, sagte sie: „Mon nom n'est pas Elvira: je m'appelle Caredad", und sie nahm meinen Kopf mit beiden Händen, hob sich auf den Fußspitzen empor und drückte mir einen Kuß auf den Mund . . .

Ich taumelte nach Hause. Es währte lange, bis ich den Weg fand, aber ich merkte ihn gut. Und dies wundert mich heute: denn über alles, Erinnerung, Hoffnung, Denken und Gefühle, schlugen die Flammen hin — die unreinen, unheiligen Flammen.

Zu Hause lag ein Brief Christianes. Sie erstattete mir dürftigen Bericht. Sie schrieb fast nur über das Kind: wie lieb und schön und gut es sei. Es spräche schon fast alles, und ich könne mir gar nicht denken wie herzig die Wörter mit r und l aus seinem Munde klängen, oder die mit sch, für das es noch „s" sagte. Jetzt sei das „arme Hascherl" krank zu Bette: es hatte sich beim Spielen erhitzt und eine Erkältung davongetragen. Es lasse seinen Papa vielmals grüßen. Christiane selbst grüßte mich „in Herzlichkeit" und fragte nach der Zeit meiner Rückkehr.

Ich schrieb augenblicklich zurück, daß ich mich in Barcelona so wohl fühle, daß ich die Rückreise vorderhand gar nicht erwägen wolle. Vielleicht, daß ein Jahr darüber hingehen werde vielleicht noch mehr. Und nachdem ich sie geheißen hatte, das Kind für mich zu küssen, beschloß ich den Brief mit einem kühl klingenden Gruß an sie selbst. Ich konnte kaum erwarten, das Kuvert zu schließen und die Adresse darauf zu schreiben, — dann eilte ich zur Post und siehe: ich ging so leicht und frei wie damals, als ich noch jung und in der großen Liebe gewesen war. Nun aber hatte ich Elvira wieder —. Wenn ich das dachte, jauchzte ich heimlich auf, und mein Herz drängte in Ungeduld der Nacht entgegen.

Und in dieser und allen Nächten genoß ich Elviras Liebe. In unerschöpflicher, immer neuer Leidenschaft gab ich mich hin, alles vergessend, nur der Stunde lebend, aus aller Reinheit und Tiefe gerissen, den letzten Rest des Lebens aus schäumenden, hinrauschenden Begierden aufsaugend. Caredad de Ramon y Spadilla ließ sich von mir „Elvira" rufen; dies tat sie mir zuliebe, obwohl sie diesen Namen abscheulich fand. „Comme il est dégoutant!" pflegte sie zu sagen. Aber so groß war ihre Liebe — dies betonte sie öfter —, daß sie auch „diese Schmach" willig ertrug und sich sogar auf den kleinen parfümierten Briefen mit „Elvira" unterzeichnete. Dafür mußte ich ihr jeden Kuß doppelt geben. Oft aber stand ich, mit schlaff herabhängenden Armen, ganz still da, nur in die Betrachtung ihres Gesichtes versunken, das dem Elviras glich — o, glich, daß man sehr wunderliche Dinge glauben konnte. Dann stürzte ich auf sie zu, und alle Pforten einer überströmenden Lust erschließend, über den sichern Glauben: eine fremde Frau zu besitzen, mich hinweg betäubend, genoß ich — selbst im tiefsten Lebensdrang immer noch im Traum — Elvira, — im Grunde vielleicht nicht anders als damals, da ich in Nächten ihre erdichtete Gestalt umfing und mit Liebkosungen überdeckte. Hier aber gab sich mir höhere Erfüllung, die ich nahm — blind, von lang niedergehaltenen Leidenschaften über alle Grenzen überflutend hingerissen.

Da kam eines Tages ein Brief Christianes, in dem stand: „Unser Kind ist sehr krank geworden; komm doch zurück, Clemens!" und wie ich die wenigen Zeilen las, immer aufs neue las, ward ich mir plötzlich bewußt, womit ich meine Erinnerungen überdunkelt hatte. Aber als ich gedachte, zu allem Verlassenen zurückzukehren — fühlte ich die stärkere Macht, mit der mich die Gegenwart an diese Stadt festhielt, und so beschloß ich, noch eine Nacht zu bleiben und erst in der Frühe abzureisen. Diese eine Nacht aber wollte ich krönen, alle Kräfte entfesselnd, alle Quellen der Lust aufschließend, alle Tiefen des Herzens mit ihrem Sturz zu füllen. Und über die leise mahnende Stimme hinweg, mit verbundenen Augen an einer plötzlich im Licht auftauchenden Gestalt vorbei, allen Ahnungen, aller Liebe, aller vergangenen Schönheit zum Trotz, blieb ich die Nacht in der Umarmung der Caredad. Draußen stand ein drohendes Wetter, Wolken hingen schwer herab, Regen löste sich von ihnen mit großen Tropfen, im lauten Zornruf des Donners schwand süßer Name und Liebeswort hin. Der Schein der Blitze irrte durch das Zimmer und erleuchtete das Gesicht der Caredad — da schrie ich auf: „Elvira!", und meinen Leib an den ihren gepreßt, vermeinte ich, seelenlos in alle Lüfte aufzugehn.

Aber als ich spät am Morgen meine Wohnung betrat, hörte ich hastige Schritte und fühlte keuchenden Atem hinter mir. Der Telegraphenbote rief mich an. Und wie ich das Telegramm in den Händen hielt, wußte ich plötzlich alles. Meine Füße schwanden, die Welt versank.

Ich las die chiffrierten Worte: „Komm, ehe es zu spät ist." Kein Name folgte. Und plötzlich, wie in einer Vision der Gnade, sah ich, die Ferne durchdringend, das Zimmer, in dem mein krankes Kind fiebernd lag.

Das gerötete Gesicht lag matt und mit teilnahmslosem Ausdruck vom Kissen umrahmt, die Mutter aber — o Gott! — die Mutter stand und sah mit angstvollem Blick immer auf das kleine Gesicht, von dem sie ab und zu behutsam den Schweiß wischte und — auf einmal sah ich das Zimmer schwarz verhängt und auf dem Katafalk — unter Blumen — lag — Augen, was lag? — träumtet ihr nicht? Die süßeste Gestalt lag hingestreckt, wachsgelb die Wangen, gebrochenen Blicks, die Hände, zwischen denen ein Kreuz stak, ineinandergelegt; weißes Kleid deckte den kalten Körper, — im Haar waren Blumen — ah — Blumen! — ich erstickte — Luft! Ich zerteilte die Luft mit den Armen und, alle Dumpfheit wegatmend, hielt ich die Hände über Augen und Stirn. Dann — in dem blitzhaften Gedanken: noch ist nicht alles verloren! — schnellte ich auf, packte in Hast und fuhr zum Bahnhof. Allein der Zug ging erst nach Mittag. So mußte ich warten; in Qual und düstern Vorstellungen ertrug ich die ohnegleichen lang sich hinziehenden Stunden.

Und dann fuhr ich: den Tag und die Nacht und wieder einen Tag und eine Nacht und einen letzten Tag bis zum Abend. O, diese Sehnsucht nach Hause! O dieses Drängen, dieses Vorwärtswollen, diese angstvoll-geduldlosen Blicke auf die immer wieder hervorgezogene Uhr, deren Zeiger mir zum Trotz nur noch langsamer sich zu bewegen schienen. O, dieses sichere Gefühl, den Zug überholen zu können! Denn man spürt die Kraft der Schnelligkeit in den Gliedern und sieht sich selbst im gestreckten Lauf weit über Berge und Felder hineilen. Mit einem Schritt bezwang ich diesen Hügel — dann die Täler und Dörfer — weit hinter mir keuchte der Zug — wie langsam der war! — Und dann dieses Nahekommen, dieses aufregende Nahekommen! Wien! Nein: noch nicht Wien! Lange schon haben alle Reisenden ihre Sachen gesammelt und warten auf die Halle — aber Wien ist noch weit! o lechzende Qual: Wien ist noch weit! — Dann der lange Pfiff — die Schatten der Halle — die Räder knarren, pfeiffen schrill auf den Schienen, ein Rattern, Stoßen, Klirren —: der Zug steht.

Ich fuhr mit der Straßenbahn zum Ring und stieg dort um: zur Wiedener Hauptstraße weiter zu fahren. Als ich des Hauses ansichtig ward, überfiel mich plötzlich eine tiefe Bangigkeit, und ich mußte innehalten, weil mir das Herz überlaut schlug. Mein Gesicht war voll Schweiß und rot. Meine Hände zitterten, so daß ich die Reisetasche aufs Pflaster stellen mußte. Ich vermochte mich kaum vom Platz zu rühren, und als ich mich doch überredete, waren mir die Füße so schwer und das Herz so heiß vor Angst — daß ich am liebsten auf der Stelle gestorben wäre. Mühselig, keuchend stieg ich die Treppe empor, und wie ich klingeln wollte, fiel mein Blick auf einen an der Tür befestigten, mit schwarzer Rondschrift beschriebenen Zettel: „Man bittet, nur zu klopfen."

Ich klopfte leise — niemand öffnete: denn wer hätte dies auch vernehmen können? Und stärker dann und stärker — — da tat sich die Tür auf. Das Dienstmädchen begrüßte mich mit verwundertem ernstem Blick

und ließ mich ins Empfangszimmer eintreten. Das war dunkel. Christiane erhob sich vom Sofa und ging mir entgegen. Ich erschrak: sie war schwarz gekleidet.

Stumm sah ich sie an, ihre Hand ergreifend. „Wie geht es?“ fragte ich dann in aufglimmender Hoffnung, aber ich vermochte den Satz nicht zu vollenden.

„Gut. Sehr gut“, erwiderte sie.

Ich atmete auf: „Kann ich sie sehn?“

„Ja.“

„Und warum bist du wie in Trauer gekleidet?“ wollte ich fragen, aber die Worte starben auf meinen Lippen. Christiane öffnete die Tür zum Nebenzimmer — ich trat ein — Weihrauchduft schlug mir entgegen — Blumen glühten im Dunkel — es ward finster um mich — mein Herz stand still. Wie erschlagen von einem ungeheuern Schmerzblock sank ich vornüber in die Knie und fühlte nur noch das leichte Entfliehn des Blicks in die Nacht, in die ich selbst rettungslos hinstürzte.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich allein in einem düstern Zimmer, das der wächserne Schimmer der Girandolen matt an einzelnen Stellen erhellte. Aufgebahrt lag das Liebste dieser Erde, unter Kränzen, ganz in Weiß gekleidet, wie ich es geträumt hatte, und zwischen den kleinen durchsichtigen Händen stak das Kreuz, von dem hing ein goldenes Kettlein herab, und an dem Kettlein war ein Medaillon mit Bild, das — für jeden zu schaun — auf dem weißen Kleide ruhte. Dieses Bild war das meine — fest hielten es die erstarrten Hände: unzertrennlich dem Tode vereint, lag mein Bild auf dem weißen Kleid, das kein Atem der Brust mehr kräuselte oder hob. Die tiefe Ruhe des Todes schien sich dem Zimmer mitzuteilen, allen Möbeln, selbst der Uhr, die stehn geblieben war. Die Fenster waren von schwarzen Tüchern verhängt — der Schein der Girandolen huschte über das Gesicht — ich sah es jetzt an — mein Herz schmolz — löste sich auf zu Ohnmacht, Hinsterben, Selbstvergessen. Mein Gesicht in den Händen vergraben, kniete ich hin, und es war das Gefühl in mir, aus allem Getriebe der Welt für immer fortgenommen zu sein und die Luft eines fremden Sterns zu atmen.

Da ging die Tür auf, und Christiane kam. Schweigend trat sie neben mich. Ich wähnte: ihre Hände müßten mir Schultern oder Hände berühren, aber nichts rührte mich an. Mit herabhängenden Armen stand Christiane neben mir, wortlos, unnahbar durch das Leid, das der Ernst der Augen nicht mehr spiegeln wollte. Endlich sagte sie: „Glaubst du, daß es ein Traum ist?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es“, sagte sie nach einer Weile.

„Dann müßte mein ganzes Leben nur ein Traum sein“, gab ich zurück, „aber“ — hier schauerte es durch mich — „dies ist die Wahrheit.“

Sie nickte. „Ja — wie süß sie daliegt!“

Ich schwieg, erschüttert. Ich wollte fragen, wann sie gestorben war,

aber ich vermochte es nicht — so sah ich Christiane nur an, und indem ich mich der Nächte in Barcelona entsann, fühlte ich Liebe, durch Reue und Scham verstärkt, wunderbar schmerzlos durch mein Herz gehn.

„Gehn wir", sagte Christiane. „Wir wollen im andern Zimmer weiter sprechen. Meine Eltern sind abends fortgegangen — da sind wir allein."

„Nein — nein", versetzte ich. „Bleiben wir nur!" aber wie ich das Gesicht des Kindes wiedersah, ergriff es mich so stark, daß ich zur Tür zurückwich. „Du hast recht", sagte ich, „gehen wir!" Und wir gingen in das Empfangszimmer, in dem Christiane Licht anzündete.

Wie ich ihr nun im Licht gegenüberstand und das leidvolle Antlitz sah: mit den großen, verdunkelten Augen, die krankhaften Glanz irr ausstrahlten, mit dem blassen, zuckenden Mund — brach ich auf einmal — ohne Worte in Tränen aus. Erstaunt legte mir Christiane die Hand auf die Schulter.

„Was soll ich erst tun, Clemens?" fragte sie.

„Wie mußt du gelitten haben —?" schluchzte ich.

„Nicht sehr — nicht so sehr. Damals, als du mich verlassen hast — damals ja — aber jetzt nicht so sehr." Die Stimme schwankte und ging hauchend aus.

„Damals hab' ich dir so weh getan — so unsäglich weh getan?"

Sie nickte. „O ja — jetzt ist es schon gut." Und lebhafter fuhr sie fort: „Auch für das Kind ist es gut: so aus aller Düsterheit genommen zu sein. Denn hätte es nicht dunkleres Los erwarten können? — So ist es frei." Und nach einem Schweigen langsam wiederholend: „So ist es frei."

„— und du Christiane?"

„Ich?"

„Was wird mit dir sein?"

„Weiß ich es? Irgendwie werde ich in das Leben zurückfinden, woher ich gekommen bin."

„Nun will ich immer bei dir bleiben!" rief ich aus, mich an dieses letzte Ziel mit Leidenschaft anklammernd.

Aber Christiane schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht mehr, Clemens. Du hast dich von mir geschieden. Wer fügt Getrenntes wieder zusammen? Zu dem Schatten, den der Tod der einen Beate zwischen uns gelegt hat, tritt nun, verstärkend, ein tieferer Schatten."

„Schatten gegen Schatten!" unterbrach ich sie. Der eine löscht den andern und nimmt ihn fort."

„O nein," entgegnete sie, — „dies hab' ich gut im Gefühl. Dies weiß ich."

„So willst du mir immer fern bleiben?" rief ich mit angstvoller Erwartung auf ihren Mund sehend, von dem die Antwort ruhig kam:

„Ich muß es, Clemens."

Meine Worte sanken in Schweigen zurück. Ich fühlte die Ent-

schiedenheit eines Schicksals, das ich selbst gerufen hatte, um ein anderes, das lauerte, zu verdrängen. Doch im geheimen hoffte ich viel vom Mitleid.

Aber Mitleid kam nicht. Christiane erzählte mir vom Tode des Kindes. Das klang so still, so wie leise Anklage, gedämpft durch das Zimmer und die Nähe des Todes. Und immer noch sprach die traurige Stimme, neuer Ereignisse gedenkend, neue liebe Worte und rührende Begebenheiten aus der Tiefe des Verschollenseins heraufholend. In einer wundervollen Stimmung des Lauschens stand ich ihr gegenüber, ihr Gesicht ansehend, das im Schatten der Lampe und gesenkt war. Es schien, als kämen die Worte von selbst von den Lippen, die sich nur still — ganz müde — bewegten.

Und dann kam das Schweigen, das besagt: nun ist es Zeit, zu gehn. Ich sprach einiges Wertloses, dann nahm ich Abschied.

Sie reichte mir die Hand, ich beugte mich und küßte — ganz in Schmerz — die kühle weiße Fläche mit einem langen, innigen, sehnsüchtigen Kuß. Dann richtete ich mich auf, und indem ich ihr noch einmal fest in die Augen sah, ließ ich ihre Hand sinken. Ich schritt zur Türe — sie verharrte auf ihrem Platze. Noch wähnte ich: sie würde mir nacheilen, meinen Namen rufen und mich unter Liebkosungen und Tränen zurückzuhalten versuchen — aber da war nur Schweigen und Atemgang im Zimmer. Da schloß ich ganz leise und behutsam die Tür und ging . . . und als ich durch die schon nächtlichen Straßen nach Hause schritt, — war es mir, als wäre alles nur Dunkelheit. In der Tiefe der Einsamkeit hörte ich die Quelle des Schmerzes laut durch mein Herz rauschen.

Siebentes Kapitel.

So war ich am Ende der Einsamkeit zurückgegeben. Aber war dies Einsamkeit? Dieses Lauschen auf den großen, dunkeln Schmerz, der aus den Tiefen der Brust wie ein starker Brunnen verworrene Laute heraufschickte. Heute, da ich dies schreibe und mit einem einzigen Blick die ganze Kette der Erlebnisse umspanne, da ich aus ruhiger Aufgeklärtheit zurückdenke an Gefahren und Trauer, an die ohnegleichen bestimmende Tragik dieses vom Tod bis zum Ausklingen gezeichneten Lebens, — scheint mir an manchen Stunden heldisch, menschliches Maß übersteigend, was ich erlitt; was ich an Einsamkeit trug, an Schmerz durch Tage und Nächte schleppte, immer wieder im Glauben, zusammenbrechen zu müssen und immer wieder mit der gleichen Verwunderung: noch zu sein, zu leben, zu atmen, mich zu fühlen. Und meine Wertlosigkeit, mein Verlorensein im Innersten begreifend, ja über dieses Begreifen selbst noch in tiefere Trauer gestürzt, von einem Gedanken zum andern gehetzt, verscheucht von einer Liebe zur anderen irrend, kam ich eines Abends zu einem Tor, davor ich oft und lange in Gedanken gestanden hatte. Aber ich hatte nie gewagt, es zu öffnen. Da sprang es plötzlich blendend auf, und ich blieb

seltsam angelockt, vor der Schwelle stehn. — Dies war das Tor des Todes.

Ich wunderte mich, daß ich, der so viele geliebte Menschen sterben sehn mußte, im Grunde so sicher das Leben gefühlt hatte. Selten war mir der Gedanke gekommen, daß mich ähnliches Geschick aus der Ferne oder aus schrecklicher ungesehener Nähe erwartete: ich hatte ein eigenes Gefühl des Geschütztseins: daß mein Leben in der Hand eines gerechten, mir freundlichen Wesens von großer Macht ruhe, das mich bis zur äußersten Grenze des Greisentums den Kräften der Erde und des Lichtes lassen wollte. Das Wort meiner Mutter: „Gib acht, Clemens — Gott wird dich zu großen Dingen führen" blieb mir wie etwas Immerwaches im Bewußtsein; ein eigentümliches, oft an Wunder grenzendes Entrinnen aus drohend aufgetauchten Gefahren stärkte und stützte es, bis der Glaube zur Überzeugtheit erstarrte.

Auf einmal erschien mir das Sterben als Ausweg, als Rettung vor der furchtbaren Einsamkeit, in die mich Schmerz und Schicksal immer tiefer trieben. Ich stellte mir das Hingehn unbeschreiblich wohlig vor: wie eine Auflösung in frühlinghafte Lüfte, ein Hinhallen, Verhauchtwerden, ein Erkennen fremder Sphären und Gestirne, überhaupt: einen mittlern Zustand, in dem Sinne und Seele zu einem unbeschreiblich vertiefenden Lustgefühl sich vereinten. Und da meine Träume sich schwerstem Dunkel zuneigten, so riß ich sie mit diesem in ein helles Land, dem meine Sehnsucht mit einem so innigen Begehren zustrebte, daß es mir klar war: es ist an der Zeit.

An einem Abend schlenderte ich, von der Stefanskirche kommend, durch die Wollzeile, um in den Stadtpark zu gehn. Vor der großen Waffenhandlung blieb ich stehn, besah die Auslage von Gewehren und Pistolen, ging zur Eingangstüre, zögerte und trat wieder fort. Langsam schritt ich die Straße hinab, dem Stadtpark zu. Als ich aber am Kursalon vorbeiging und die vielen Menschen in feinen Kleidern erblickte, kehrte ich um, und nun tiefer in den Gedanken des Todes geratend, verließ ich den Garten und ging in die Wollzeile zurück. Vor der Waffenhandlung sagte ich plötzlich laut zu mir selbst: „Du hast keinen Mut und keinen Willen." — „Ich m u ß ihn haben", antwortete ich mir und ergriff den Entschluß wie etwas Wesenhaftes. Dann trat ich ein in dem Bewußtsein: es kann jedenfalls nicht schaden, einen Revolver zu besitzen, und so kaufte ich ruhig einen schlanken sechsläufigen mit den Patronen, den ich nach langem Wählen einer kleinen Pistole mit bösem Stahlglanz vorzog.

Diesen Revolver trug ich stets bei mir. Oft nahm ich ihn des Abends — ungeladen — hervor, sah ihn an, putzte den Stahl blank und sprach zu ihm: „Also — du kleines Ding kannst mir Wegweiser werden — kannst mich zu jenen schattigen Gebieten führen, aus denen mir durch mein Leben hin Ruf und Mahnung entgegenscholl?" Und ich setzte ihn an die Schläfe, preßte ihn fest, daß es fast schmerzte, und drückte

den Hahn ab . . . — und freute mich in dem Gefühl, zu leben. Dann sah ich alles in tieferm Licht wie in einer höhern Wahrheit, und oft war es mir, als müßte mich dieses kindische Spiel dem Heil und der Erlösung nahebringen.

Als aber der Winter kam, verdunkelte sich plötzlich mein Herz. Ich saß an den Abenden allein am Tisch, den Kopf auf die Hände gestützt, im dumpfen Hinbrüten den Drohungen der Vergangenheit und des Schicksals preisgegeben. Nun war selbst der treue Schmerz entwichen. Ich hatte Christiane vergessen: — liebleer, öde und wertlos schien mir die Welt, sonderbar ich, der ziellos alte Wege durch sie weiter wandern wollte. Ich kam mir vor wie aus einer fernen Zeit, wie ein Verzauberter, den Erlösung aus hundertjährigem Schlaf zu dem Anblick einer veränderten Gegend erstaunen läßt. Das sichere Begreifen eigener Überflüssigkeit, dieses lähmende Gefühl, das jeden noch so gewaltsamen Entschluß leicht machen kann, durchdrang, durchsetzte mich, und da ich nach einer weiten Umschau zu dem schmerzlichen Geständnis kam, daß nirgends Liebe für mich bereit war —, so beschloß ich endlich, die Tat zu begehn, nach der mich früher nur ein spielerischer Drang leichthin gewiesen hatte. Ich beschloß, zu sterben.

An einem frühen Abend nahm ich den Revolver, lud ihn mit allen sechs Patronen und hielt ihn mir ans Herz. Das schlug mit so heißem Schlag, flatternd wie ein erschreckter Vogel, und das Leben schrie auf in ihm, daß die Hand mit der Waffe kraftlos herabsank. Vielleicht, dachte ich, ist der Tod ohne Macht in diesem Haus: so entschloß ich mich, in einem Garten zu sterben. Da ich mich für keinen entscheiden konnte, ging ich daran, zu losen. Ich schrieb die Namen der Gärten auf kleine Zettel, die ich in eine Vase legte, dazu tat ich einen weißen, unbeschriebenen, der das Leben bedeutete und auf den ich eine stille Hoffnung setzte. Dann schwang ich die Vase — und bückte mich, den im Lufthauch schwebenden Zettel zu erhaschen, aber der entschwand der fangenden Hand, und erst, als er am Boden angelangt war, konnte ich seiner habhaft werden und lesen: „Friedhof".

So fuhr ich zum Friedhof. An meines Kindes Grab gedachte ich zu sterben.

Weiß lag der Garten des Todes: verschneit. Sonderbar mutete das weiße Laub der sonst dunkelgrünen Lebensbäume an, und die weiße Decke der Hügel, die sonst Blumen trugen, stimmte mit einer im Grunde dem Tod entfremdeten Weise. Da nun der Tod Winter in den Garten des großen Todes gekommen war, tötete er diesen selbst. Die Feierlichkeit, die Alleen nnd Gänge heiligt, tiefere Gedanken und ehrfurchtsvolle Erinnerungen aufweckt, war selbst gestorben. Still stand ich vor meines Kindes Grab und konnte es nicht glauben, daß ich noch diese Nacht hauchlos und blutend im Schneebette ruhn sollte.

Doch die Tat mußte geschehn. Ich griff in die Tasche — aber rasch zog ich die Hand zurück: eiskalt hatte sie der Lauf der Waffe berührt. Den Handschuh flüchtig übergezogen, ergriff ich sie noch einmal

behutsam, und nun hielt ich sie und sah das blasse Funkeln des Stahls mit Furcht und Grausen an, indes mir eisige Kühle wie ein Tier bis ans Herz kroch.

Ich streckte den Arm aus und hob die glitzernde Waffe zum Himmel. Den Schuß will ich hören, dachte ich, und spannte den Hahn. Aber plötzlich fühlte ich den Arm schwer werden, gleich als ob eine Last auf ihm ruhte und — nun merkte ich, daß eine fremde Hand sich auf ihn gelegt hatte. Erschrocken wandte ich mich hin — da stand Christiane —. Ich erstaunte nicht: es war alles Traum.

„Was tust du da?“ fragte sie.

Und ich, ihr das Gesicht voll zuwendend: „Ich suche die Ruhe des Todes.“

„Ist es das?“ erwiderte sie. „Aber das ist die Gewalt des Todes — die darfst du nicht suchen.“

„Befreundet ist mir die Gewalt“, antwortete ich. „Wer als sie vermöchte mich zu erlösen?“

„Nicht doch —“ sagte Christiane. „Nicht die Gewalt erlöst — die Zeit ist es — und so ist das Ziel die Ruhe des Lebens.“

Ich stand, erschüttert von dem dunklen Aufklang in dem ruhigen Gleichmaß der Worte, bis in die Seele ergriffen.

Christiane fuhr fort: „Du und ich —: wir sind jetzt beide allein. Ist sie nicht köstlich, diese Einsamkeit, da Erinnerung unberührt ruht, Gutes und Böses immer den Traum der Schönheit heraufruft, ohne Gerechtigkeit Vergangenes geliebt wird? Ist nicht eine tiefere Nachsicht in dieser Zeit, da man Erlebtem mit Wehmut und dem Gefühl, am Leid gewachsen zu sein nachsieht — etwa wie wir unserem Kind — nachgesehen haben, wenn es von uns hinweg in sein Zimmer getragen wurde, um zu schlafen. So retten wir uns langsam in ein höheres Leben hinüber, da Ruhe ist und Gefahrlosigkeit und das untere Leben nur mehr in Träumen aufwacht und vorbeirauscht.

„Christiane“, sagte ich, „vielleicht ist mir noch ein tieferes Leben vorbereitet. Wenn ich diese Form zerschlage, bringe ich zu letzten Geheimnissen vor, mich über Furcht und Qual erhebend dem Tod entrückt, der mich von sich selber befreien möchte.“

Statt aller Antwort entwand mir Christiane leicht die Waffe. Ich ließ es geschehen. Sie spannte den Hahn und den Arm erhebend, daß der Stahlglanz im schneebleichen Winterhimmel verschwamm, ließ sie die Kugeln mit großem Laut aus dem Lauf fliehen. Das Feuer gab glut-haften Schein, wie kurze Donner stürzten die Schüsse in die beginnende Nacht hinaus.

Es war ein großer, unvergeßlicher Anblick. Das leidende Gesicht Christianes erhob ein bedeutender Zug ins Erhabene. Ihre Augen hatten einen starren, schwebenden Glanz und strahlten dann wie aus einer Licht-fülle, als sie mir die beraubte Waffe reichte. „Nun habe ich dir die letzte Liebe getan“, sagte sie. „Jetzt dürfen wir ohne Leid voneinand gehn.“

Ich sank ihr zu Füßen in den Schnee. „O meine Schwester Christiane", wollte ich sagen, aber so stammelte ich nur und wie sie sich gütig zu mir herabbeugte, ergriff ich ihre Hände und küßte sie lange, eine nach der anderen. Da beugte sich Christiane tiefer und drückte mir die Lippen auf die Stirn . . . und Seligkeit überflutete mich, aller Schmerz strömte aus mir und stieg in die weiße Nacht auf, die mich plötzlich einhüllte, als fiele Schnee vom Himmel. Weiß umflort, flimmerte mein Blick und verwirrte sich — und als ich mich wieder frei und klar fand, stelle, da kniete ich allein an meines Kindes Grab. Christiane war fort, und da Schneeschleier langsam herniederglitten, kehrten die ausgesandten Blicke nach kurzem Fernsein ratlos zu mir heim.

Ich nahm den Revolver und legte ihn vor den Grabstein. Dann schritt ich fort, durch den Garten, aus dem Tor, langsam, belebenden Hauches voll und im Gefühl der winterlichen Stille, die in mich eindrang und mein Herz überwölbte. Die Kleinheit des Lebens unter mir erkennend, ging ich hin, über den Schatten des Todes hinwegschreitend, in ein blasses Land, das sich mir schweigsam erschloß und zu eigen gab: in die Ruhe des Lebens.

E n d e

Seele des Armen

Stille nun . . stille . . Rühre
Dies tiefe Leben nicht an.
Das Glück hat meine Türe
Klingend aufgetan.

Es lacht auf meiner Schwelle . .
Ich find nicht aus der Nacht
Und bin doch vor lauter Helle
Zitternd aufgewacht.

Robert Walter-Freyr

M. v. Bunsen:
Erinnerungen an die Bismarcks

Als wir nach den glänzenden Festen, die zu Ehren der Vermählung des Prinzen und der Prinzessin von Piemont in Florenz veranstaltet worden waren, abreisten, dachten wir nicht, daß viele Jahre vergehn würden, ehe wir wieder zu der schönen Stadt zurückkommen würden, und doch war dem so. Im Sommer 1868 wurde mein Mann zum Legationsrat an der Gesandtschaft im Haag ernannt, sollte aber erst im Auswärtigen Amt in Berlin eine Zeitlang unter dem Grafen Bismarck arbeiten. Wir kamen am 1. Januar 1869 dort an, und sobald sich Karl gemeldet hatte, dadurch daß er sich an den verschiedenen Höfen eingeschrieben, wurde er zu allen Hoffesten geladen und mit der großen Güte behandelt, die der greise König (später Kaiser Wilhelm I.) stets allen Mitgliedern der Bunsenschen Familie zuteil werden ließ. Meine Stellung war nicht ganz leicht, denn ich war nie vorher in Berlin gewesen, und hatte nicht Gelegenheit gehabt, der Königin und den königlichen Prinzessinnen vorgestellt zu werden. Da mein Mann damals direkt unter Graf Bismarck stand, stellte es sich bald heraus, daß die Gräfin Bismarck die richtige war, um mich vorzustellen, denn sie war momentan unsre „Chefeuse". Bei der außerordentlich gefeierten Stellung, die Bismarcks

---

Carl von Bunsen ist Sekretär und später Legationsrat an den preußischen Gesandtschaften in Turin, in Florenz und im Haag gewesen, und das in einer Zeit, wo er viel zu sehn und zu hören bekam, was von historischer Bedeutung war. Bei jeder der drei Gesandtschaften erlebte er einen Krieg. In Turin den Krieg der vereinigten Streitkräfte von Frankreich und Italien gegen Oesterreich im Jahre 1859, in Florenz den Krieg von 1866 und im Haag den deutsch-französischen Krieg. Unter dem frischen Eindruck dieser Ereignisse hat die Gattin Bunsens, geborene Waddington, an ihre Familie ausführliche Briefe geschrieben, die demnächst im Verlage von Carl Siegismund in Berlin erscheinen. Mit Erlaubnis des Verlags drucken wir hier aus dem starken Bande etliche Briefe ab, die den Aufenthalt in Berlin, die Beziehungen zum Hof und zu Bismarck behandeln. Carl von Bunsen arbeitete 1869 im Auswärtigen Amt.

nach dem siegreichen Feldzug mit Oesterreich inne hatten, hätte ich gar keine bessere chaperone haben können, und Gräfin Bismarck übernahm ihre Aufgabe mit einer solchen Güte, daß ich mich ihrer stets mit aufrichtigem Dank erinnern werde. Zufälligerweise war ich die erste Dame, die sie so einführte, und mein Debüt in Berlin war dadurch nicht nur sehr befriedigend, sondern eigentlich eine Sensation. Dank dieser Umstände genossen wir die Feste eines glänzenden Karnevals ungemein und hatten in etwas über drei Monaten reichlich Gelegenheit, die Berliner Gesellschaft nach allen Seiten kennen zu lernen.

In den ersten Tagen des Januars wurde verabredet, daß die Gräfin Bismarck mit mir zur Gräfin Schulenburg, der Oberhofmeisterin der Kaiserin, fahren sollte, um meine Vorstellung bei Hofe zu veranlassen. Der Bismarcksche Wagen kam um 3 Uhr, um mich abzuholen, und ich fuhr allein zum Auswärtigen Amt. Ich glaube, wenn es ein Transportmittel der Seraphinen gewesen wäre, hätte es bei den Leuten in unserm Hotel keinen größern Eindruck machen können. Die Gräfin Bismarck empfing mich sehr freundlich. Sie hatte sich nicht weiter bemüht, sich schön zu machen für die Ober-Hofmeisterin, sie war in einfachem blauem Serge mit Pelzbesatz. Ich hatte natürlich in gewisser Weise Toilette gemacht. Nachdem ich gesehn hatte, wie wichtig hier alle kleinen Etikettefragen genommen werden, konnte ich nur dagegen protestieren, zuerst einzusteigen und mich im Wagen rechts zu setzen. „Ach, meine Liebe, das macht gar nichts," war Gräfin Bismarcks Antwort, was wieder die Wahrheit des Wortes beweist: „qu'il vaut mieux s'adresser au bon Dieu qu'à ses saints."

Wir fuhren nun zur Gräfin Schulenburg — einer steifen, sehr förmlichen, aber nicht unfreundlichen alten Dame. Sie und Gräfin Bismarck verhandelten meine Angelegenheiten miteinander. Ich solle also zur Schleppen-Cour vorgestellt werden, und die Gräfin Bismarck nahm an, daß es genüge, wenn sie mich nun nur noch den Damen der verschiedenen Prinzessinnen und des Corps diplomatique vorstellte. Die Schulenburg meinte aber, da wir nun einmal unterwegs wären, sollte sie mich doch gleich zu den Frauen der Minister und ersten Hof-Chargen nehmen, und damit war sie denn auch einverstanden. So fuhren wir über eine Stunde umher, und gaben meine Karten in denen der Gräfin ab, die gütigerweise eine Liste der Besuche machte, „damit Sie wissen, wo Sie gewesen sind". Wenn wir bei Hofdamen vorfuhren, fragte sie, ob sie zu Haus wären, und sagte mir, es wäre doch besser,

wenn sie mich gleich vorstellen könnte; bei den andern würde sie es am Montag bei Lord Augustus Loftus, dem englischen Botschafter, oder Sonnabend bei Benedettis (Frankreich) tun. Schließlich stieg sie am Schloß aus, um selbst einen Besuch zu machen, und schickte mich mit dem Wagen nach Haus. Der Posten am Schloßtor erkannte noch im letzten Augenblick, daß er vor mir nicht zu präsentieren brauchte, und ich kam zurück, wo es Karl lebhaft interessierte, von meinen Erlebnissen zu hören.

Am Montag klopfte ein königlicher Lakai an unsre Zimmertür mit einer Liste in der Hand und brachte eine mündliche Einladung zur Krongrinzessin.

Punkt fünf Uhr waren wir im Kronprinzlichen Palais — einem schönen Gebäude, fast am Ende der Straße Unter den Linden. Eulenburg und Jasmund, alte Florentiner Bekannte, empfingen uns im Salon mit der Gräfin Hohenthal und der Gräfin Reventlow, zwei von den Hofdamen der Prinzessin. Außer diesen und mir selbst waren nur drei andre Damen da. Wir standen und sprachen zusammen, bis sich plötzlich eine Tür öffnete und die Kronprinzessin hereintrat.

Sie sah sehr gut aus, viel besser als auf ihren Photographien. Sie hat die schönsten klugen Augen, die man sehn kann, ein gewinnendes Lächeln, schöne Zähne und etwas Lichtes, Anregendes in ihrem ganzen Wesen. Sie war in weißer Gaze Chambery mit einer roten Schleife im Haar, die sehr schön gesteckt war, mit inmitten einer Menge kleiner Locken. Sie ging erst zu einer alten Exzellenz, Frau von Bülow, und sprach mit ihr. Dann kam sie zu mir, Gräfin Hohenthal stand daneben und nannte meinen Namen. Sie sprach englisch und fragte nach meiner Schwiegermutter. Inzwischen war der Kronprinz aus einer andern Tür hereingekommen in Uniform, aber ganz schlicht ohne Orden.

Nach einiger Zeit setzte sich die Prinzessin auf ein Sofa und forderte die Exzellenz auf, sich neben sie zu setzen. Eulenburg bezeichnete mir einen Stuhl auf der andern Seite eines runden Tisches, der vor dem Sofa stand. Er stellte verschiedene Herren vor, — einige davon Künstler — die auch an dem Tisch Platz nahmen. Karl und Theodor* saßen an einem andern Tisch mit den Hofdamen. Dieser Teil des Abends war mühsam, denn es wurde nur deutsch gesprochen, und sobald die Konversation zu stocken schien, brachte Eulenburg einen andern Herrn heran, sodaß man unentwegt sprechen mußte. Bald rief aber die Kron-

* Mein Schwager.

Prof. August Gaul
Tierskizzen
(Zum Aufsatz von Paul Lothringer)

prinzessin mir zu: „Frau von Bunsen, wollen Sie sich hier zu mir setzen?" So kam ich heran und setzte mich, nicht auf das Sofa, sondern auf einen Stuhl daneben. Dann fragte sie mich: „Haben Sie gesehn, welche schreckliche Dummheit ich eben gemacht habe?" Natürlich drückten meine Mienen höchstes Erstaunen aus, da so etwas doch unmöglich sei. „Ich sprach mit Ihrem Schwager anstatt mit Ihrem Mann; es ist unverzeihlich, aber ich kann zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich zwei ganze Gesellschaften im Kopf haben muß, aber ich werde es jetzt wieder gut machen." Darauf ließ sie Karl rufen, der entzückt von ihr war und sie so amüsant unterhielt, daß sie über seine Geschichten Tränen lachte.

Vorher hatte ich mit Grimm gesprochen, dem Verfasser des Lebens von Michel Angelo, und wir lachten über etwas, als der Kronprinz plötzlich seinen Stuhl zwischen uns schob, mir die Hand gab und fragte, worüber wir lachten. „Aber Sie sprechen ja deutsch, und was macht meine kleine Freundin; wie gefällt ihr Berlin?" Ich sagte ihm, wie Bunsen sich hier sehr glücklich fühle, und wir sprachen sehr nett zusammen. Ja, die Gräfin Hohenthal erkundigte sich nachher bei mir, wo ich denn mit S. K. H. so bekannt geworden wäre. . . . Der Kronprinz zeigte mir seine Bilder: „Ich fürchte, ich habe keine Ansichten von Florenz hier; aber das kennen Sie doch," (er zeigte auf eine Ansicht von Neapel) „und das" (der Löwe von San Marcus auf der Piazetta). Er sprach wieder englisch mit mir, was ich ja im ganzen viel lieber mag. Nachdem die Prinzessin fort war, blieb er noch einige Minuten da und unterhielt sich, dann gab er den Damen die Hand, grüßte und ging fort. Darauf entfernten sich alle — auch die Hofdamen. Wir fuhren weiter zu Benedettis, wo es entsetzlich voll war und wo die Gräfin Bismarck ihr Versprechen getreulich hielt, mich rechts und links vorstellend.

Im Januar noch hatten wir einen Hofball im Schloß, und Bunsen war auf dem Kinderball beim Kronprinzen. Am 1. Februar war ein Ball beim Prinzen Friedrich Karl, am folgenden Mittwoch bei Graf Launay, dem italienischen Gesandten, und Sonnabend ein Maskenball im kronprinzlichen Palais. Auf dem Schloßball ließ sich mir Herr von Keudell vorstellen. Er ist eine sehr wichtige Persönlichkeit, er hat die Leitung der Mitglieder des Auswärtigen Amts und ist einer der wenigen Vertrauten Bismarcks; es war mir sehr interessant, ihn kennen zu lernen. Er ist noch jung und sieht gut aus in seiner weißen Land-

wehruniform, derselben, die Bismarck trägt. Er hat einen schönen, gewaltigen Kopf, sehr ruhige, sanfte Bewegungen, aber teilt den überarbeiteten unruhigen Blick seines großen Chefs. Er sagte, daß Gräfin Bismarck mir den ersten Eintritt in die Berliner Gesellschaft erleichtert hätte, sagte mir Freundliches über mein gutes Deutsch und war überhaupt sehr liebenswürdig. Es ist doch sehr eigentümlich, mit einem Manne zusammen zu kommen, von dem so viel von unserm künftigen Leben abhängt. Aber ich glaube doch, so sehr viel hat er auch nicht zu sagen, denn ohne Einwilligung des allerhöchsten Chefs darf doch keiner den Finger rühren. Es ist wunderbar, was für eine Furcht dieser Mann einflößt, und es ist ansteckend! Das erste Mal als wir hingingen, um der Gräfin Bismarck unsern Besuch zu machen, zeigte mir Karl mit einer ehrfürchtigen Gebärde eine Anzahl Hüte und Helme, die auf dem Flurtisch standen, von denen er annahm, daß sie dem gefürchteten Bismarck gehörten. Ich hatte dabei eine Art Wilhelm-Tell-Gefühl gegen diese Kopfbedeckung und sonnte mich gewissermaßen in dieser Erhabenheit, aber als ich neulich wieder hinkam, die Gräfin zu besuchen, die leider ausgegangen war, da fühlte ich doch, daß ich die Berliner Gefühle schon sehr teile.

Nach dem Souper und dem Gespräch mit Keudell fuhren wir nach Hause, was, wie wir später hörten, ganz unerlaubt war, da man eigentlich bleiben muß, so lange der Hof da ist. Einmal soll der König aus irgend einem Grunde einen Hofball allein früher verlassen haben, während die andern Fürstlichkeiteu noch da waren. Er begegnete zwei Menschen auf der Treppe, die sich augenscheinlich eben drücken wollten, da war er gar nicht freundlich! Der arme Abeken, den wir am andern Morgen sahn, hatte bis 4 Uhr morgens ausgehalten, was bei seinem Alter und seinen vielen Geschäften als Vortragender Rat im Auswärtigen Amt jedenfalls nicht zu seinem persönlichen Vergnügen geschehn war.

Am Sonnabend war die große Aufregung des Maskenballs bei den Kronprinzlichen Herrschaften. Karl trug das Kostüm, das für seinen Vater gemacht worden war, zu einem Fest, das die Königin Viktoria gab, wo alle im Kostüm Louis XV. erscheinen mußten. Mein Schwiegervater machte alles gründlich — so fand er denn heraus, wie zu jener Zeit ein preußischer Minister gekleidet war. Der Anzug hatte seitdem unberührt gelegen und mußte natürlich stark aufgefrischt werden, eine neue Goldspitze war aufzusetzen ꝛc., aber das war alles durchaus nicht kost-

spielig und sah recht gut aus. Mit einer weißen Perrücke und Schuhen mit hohen Hacken, dreieckigem Hut, war er gänzlich unkenntlich und amüsierte sich sehr über sich selbst. Müller machte mir etwas, was einen Rococo-Domino vorstellen sollte, in grau und silbernem Tarlatan, zu gepudertem Haar, und einer Kapuze, die beim Demaskieren abgenommen werden sollte.

Oben an der Treppe empfingen uns Eulenburg und Jasmund unmaskiert, sie trugen närrische, kleine schottische Pelerinen aus Atlas, wohl damit sie nicht gar zu schwarz aussähn. Sie nahmen unsre Billets und murmelten Beifall, konnten uns aber natürlich nicht erkennen. Wir gingen in den herrlichen Räumen umher nach den Klängen des Menuets aus dem Don Juan, alle trugen die scheußliche schwarze Maske. Man versuchte, sich gegenseitig zu erkennen, aber es wurde nicht viel gesprochen und geneckt, obgleich ich glaube, daß ziemlich viel intrigiert wurde. Im ganzen war es etwas unheimlich zuerst, und als eine der echtesten Masken, Graf Harrach, als Mitglied des Vehmgerichts die Hand drohend erhob und uns alle mit einer schrecklichen Rache bedrohte, konnte man gar nicht umhin, zu erbeben. Etwa nach einer Stunde wurde der Befehl gegeben, zu demaskieren, was jeder mit Freuden tat, denn eine Maske ist durchaus kein bequemes Möbel. Aber kaum hatten wir sie abgenommen, so hieß es, sie wieder anlegen, auf Befehl des Königs, den es zu amüsieren schien. S. M. soll das Gemütliche, Formlose solcher Feste lieben, d. h. in gewissen Grenzen, denn als eine Maske sich erlaubte, ihn auf den Magen zu klopfen und fragte: „Wie geht es, Alterchen?“ reckte sich der König in die Höhe und antwortete: „Alles sagen, aber nicht anrühren.“ Ich versuchte, Stosch irre zu führen, den ich erkannt hatte in dem Augenblick, wie die Masken abgenommen waren, aber er sagte mir gleich, ich dürfte nicht deutsch sprechen, wenn ich unerkannt bleiben wollte, so gab ich es auf und war seelensfroh, wie wir endlich von unsern schwarzen Dingern befreit wurden und man sehn konnte, wer jeder war. Bismarck war in blauem Domino, der König auch in blauem Moiré-Antique-Domino oder vielmehr dem Gedanken eines solchen, denn es war nur ein kurzes Mäntelchen. Die Kronprinzessin war als Jane Seymour, ein wunderschönes, echtes Kostüm, aber es muß entsetzlich heiß gewesen sein — ganz in Sammet mit einem schweren Kopfputz, die Prinzessin von Hohenzollern sah entzückend aus in einem mittelalterlichen Gewand; es waren überhaupt wunderschöne Erscheinungeen da.

Erinnerungen an die Bismarcks

Nun fing der Hauptmoment des Festes an, das Tanzen der Quadrillen. Die Herrschaften setzten sich am Ende des Saales, und vor ihnen wurde ein Raum freigehalten durch Seidenschnüre, die die Umstehenden festhielten. Karl war so schlau, die Schnur zu erwischen, so bekam er einen schönen Platz gleich vorn. Die erste Quadrille waren deutsche Märchen, in der Blaubart, Rotkäppchen (ein wunderschönes Mädchen, Gräfin Hatzfeld), Aschenbrödel zc. figurierten. Dann kam eine Landhochzeit in Kostümen der Zeit Ludwigs XV., mit gepudertem Haar, wobei wunderschöne Damen tanzten, z. B. Gräfin Harrach, Tochter der Gräfin Pourtalès, und eine junge Lady Brabazon, die Frau eines englischen Gesandtschaftssekretärs. Aber das hübscheste von allem war ein steirischer Bauerntanz, sehr schnell und lebhaft getanzt mit klirrenden Sporen und Schnalzen mit den Fingern, ähnlich wie ein schottischer „reel". Es machte einen entzückenden Effekt, und sie tanzten mit erstaunlichem Temperament, wenn man bedenkt, daß sie Tag für Tag geprobt hatten und noch allabendlich Bälle gewesen waren (seit ungefähr 14 Tagen).

Etwas besonders Reizendes auf dem Maskenball war der kleine Prinz Wilhelm, angezogen wie die Bilder Friedrichs des Großen als Kind, mit einem kleinen Zopf und gepuderten Haaren. Er sah süß aus ...

Dienstag waren wir wieder bei Benedettis, das war sehr hübsch. Gräfin Bismarck war da, die ich längere Zeit nicht gesehn hatte, weil der große Mann krank war. Sie sagte mir, es ginge ihrem Manne jetzt besser, „sonst wäre ich nicht gekommen." Sie lebt nur für ihn und sitzt Nacht für Nacht bei ihm, wenn er bis zwei oder drei Uhr arbeitet. In den sorgenvollen Zeiten vor dem österreichischen Krieg war Bismarck so nervös erregt, daß er durchaus nicht schlafen konnte. Er arbeitete die Nächte durch, bis er gänzlich erschöpft war, und warf sich dann auf ein Sofa, um zu ruhn, während sie ihm vorspielte. Sie ist außerordentlich musikalisch.

G. K. Chesterton:

Savonarola

(Übersetzt von E. Müller-Röder und A. Roeßler)

Savonarola ist ein Mensch, den wir wahrscheinlich nie verstehn werden, solange wir nicht wissen, welche Greuel die Zivilisation im Innersten bergen mag. Und das werden wir nicht wissen, solange wir nicht zivilisiert sind. So wollen wir in gewissem Sinne hoffen, daß wir Savonarola nie verstehn mögen.

Die großen Befreier der Menschen erretteten sie zumeist von Nöten, die wir alle als Übel erkennen, von Nöten, die die alten Feinde der Menschheit sind. Die großen Gesetzgeber erretteten uns von Anarchie, die großen Heilkundigen erretteten uns von Pestilenz und Seuche, die großen Reformatoren erretteten uns vom Verderben. Aber es gibt ein ungeheures, unergründliches Übel, mit dem verglichen alle andern Flohstiche sind, der schlimmste Fluch, der Menschen oder Völker treffen kann, ein namenloses Übel — es sei denn, wir nennen es Zufriedenheit. Savonarola errettete die Menschen nicht von Gesetzlosigkeit, sondern von Ordnung; nicht von der Seuche, sondern von der Paralyse; nicht vom Verderben, sondern von der Üppigkeit. Menschen wie Savonarola legen Zeugnis ab für die im innersten Bewußtsein eines jeden schlummernde furchtbare physiologische Tatsache — für die zwar ein Name nimmer gefunden ward — daß Ruhe der ärgste Feind der Glückseligkeit ist, und Sittenverfeinerung virtuell des Menschen Ende.

Denn ich nehme an, daß Sovonarolas gellender Kampfruf gegen die Üppigkeit seiner Zeit weit tiefer drang, als auf die bloße Frage der Sündhaftigkeit. Die modernen rationalistischen Bewunderer Savonarolas, von George Elliot ab, legen mit Recht Nachdruck auf eine starke ethische Rechtfertigung seines Zorns, und auf den scheußlichen extravaganten Charakter der Verbrechen, die die Paläste der Renaissance besudelten. Doch brauchten sie uns gar nicht so angelegentlich zu versichern, daß Savonarola kein Asket war, daß er nur mit der affektierten Erleuchtung des Mitgliedes einer ethischen Gesellschaft die dunkeln Flecken der Sitten-

losigkeit aufdeckte. Wahrscheinlich haßte er in der Tat die Sittenüberfeinerung seiner Zeit nnd nicht bloß ihre Sünden; und gerade darin empfand er unendlich tiefer als ein moderner Moralist. Er sah, daß wirkliche Verbrechen nicht die einzigen Übel waren, daß gestohlene Juwelen, vergifteter Wein und obszöne Bilder nur die Merkmale waren, und daß die Krankheit in der völligen Abhängigkeit von Juwelen und Wein und Bildern bestand. Das ist das Wesentliche, das man bei Beurteilung von Asketen und Puritanern früherer Zeiten beständig vergaß. Eine Anklage gegen harmlosen Zeitvertreib bedeutete nicht immer verständnislosen Haß gegen das, was nur ein engherziger Moralist harmlos nennen würde. Asketen sind mitunter vorgeschrittener als Durchschnittsmenschen, sei es auch noch so wenig.

Solcherart wenigstens war der Haß im Herzen Savonarolas. Nicht gegen alltägliche menschliche Sünden führte er Krieg, sondern gegen gottlose und danklose Ruhe, gegen die Gewöhnung zum Glück, die geheimnisvolle Sünde, durch die alle Kreatur fiel. Er predigte jene Strenge, die das besondere Merkmal der Jugend und Hoffnung ist. Er predigte jenes emsige Achthaben und Aufmerken, jene Wachsamkeit, die so notwendig sind, um Freude zu erlangen, wie sie notwendig sind, um Frömmigkeit zu erlangen, so unerläßlich für einen Liebenden wie für einen Mönch. Ein Kritiker hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Savonarola kein absoluter Anti-Ästhetiker gewesen sein konnte, da er Freunde hatte wie Michel Angelo, Botticelli und Luca della Robbia. Tatsache ist, daß die Läuterung und Strenge gerade für die Wertung von Leben und Lachen nötiger sind, als für irgend etwas anders. Keinen Vogel unbemerkt vorüberfliegen lassen, Steine und Unkraut geduldig auslesen, im eigenen Gemüt den Glanz der untergehenden Sonne aufbewahren: das erfordert eine Schulung zur Freude und eine Erziehung zur Dankbarkeit.

Die Kultur, die Savonarola auf allen Seiten umgab, war eine Kultur, nie bereits eine moderne Richtung genommen hatte: die Richtung, die zu endlosen Erfindungen, aber zu keinen Entdeckungen führt, in der Neues mit erstaunlicher Schnelligkeit veraltet, nichts Altes aber je sich wieder erneuert. Die Ungeheuerlichkeit der Verbrechen der Renaissance war kein Zeichen von Phantasie; sie war, wie alle Ungeheuerlichkeit, ein Zeichen vom Verfall der Phantasie. Nur wenn ein Mensch wirklich aufgehört hat, ein Pferd zu sehn, wie es ist, erfindet er einen Kentauren; nur wenn er sich nicht mehr über einen Ochsen zu verwundern vermag,

betet er den Teufel an. Teufelsbeschwörung ist das Reizmittel erschöpfter Phantasie, sie gleicht dem Schnapstrinken des Künstlers. Savonarola widmete sich der schwersten aller irdischen Aufgaben: die Menschen zu bewegen, rückwärts zu schaun und sich über einfache Dinge zu wundern, die sie sich gewöhnt hatten, unbeachtet zu lassen. Es ist seltsam, daß die am wenigsten volkstümliche aller Lehren die ist, die das gemeine Menschenleben für göttlich erklärt. Die Demokratie, für die Savonarola ein so sehr feuriger Kämpfer war, ist das schwerste Evangelium; nichts erschreckt die Menschen so, wie die Satzung, daß sie alle Könige sind. Das Christentum, in Savonarolas Geist gleichbedeutend mit Demokratie, ist wahrscheinlich das schwerste Evangelium; denn nichts ergreift die Menschen so mit Furcht, wie das Wort, daß sie alle die Kinder Gottes seien.

Savonarola und seine Republik fielen. Den Menschen ward die Arznei des Despotismus eingeflößt, und sie vergaßen, was sie gewesen waren. Heutzutage haben einige eine so merkwürdige Hochachtung vor Kunst und Wissenschaften und vor bloß genialen Menschen, daß sie die Herrschaft der Mediceer der der großen Florentinischen Republik gegenüber als eine Verbesserung ansehn. Solche Leute und ihre Kultur sind es, die wir gegenseitig zu fürchten haben. Denn wir sind auf vielen Seiten von denselben Zeichen umgeben wie die, die den unauslöschlichen Zorn Savonarolas weckten, von einem Hedonismus, der mehr krank ist vor Glück, als ein Kranker leidend vor Schmerzen, einem Kunstsinn, der den Beigeschmack des Verbrecherischen sucht, weil er die Natur erschöpft hat. In vielen modernen Werken finden wir verschleierte und furchtbare Andeutungen von echtem Renaissanceempfinden, von der verruchten Schönheit des Blutigen, der Poesie des Mordes. Die bankerotte, verderbte Phantasie erkennt nicht, daß ein lebender Mensch weit dramatischer ist, als ein toter. Und Hand in Hand damit geht — wie zur Zeit der Mediceer — das Zurücksinken in die Arme des Despotismus, der Hunger nach dem starken Menschen, von dem die Starken nichts wissen. Der meisterliche Held wird hochverehrt aus dem Grunde des eigenen tiefen Empfindens persönlicher Schwäche. Es überkommt uns jene Neigung, unsre Pflichten von uns abzuwälzen, die die Seele der Sklaverei ist, gleichviel, ob sie für ihre niedrigen Aufgaben Hörige oder Herrscher verwendet. — Gegen alles das erhebt der große klerikale Republikaner immerwährenden Widerspruch und zieht den eigenen Untergang dem Gefolge seines Nebenbuhlers vor. Noch steht die Entscheidung zwischen ihm und Lorenzo, zwischen der Verantwortlichkeit der Freiheit

und der Zügellosigkeit der Sklaverei, zwischen den Gefahren der Aufrichtigkeit und der Sicherheit des Schweigens, zwischen der Freude der Mühsal und der Mühsal der Freude. Anhänger Lorenzos il magnifico gibt es sicherlich unter uns; Menschen, für die selbst Völker und Reiche nur für die Befriedigung des Augenblicks da sind, Menschen, die die letzte heiße Sommerstunde höher werten, als einen herben, winterlichen Frühling. Sie haben eine Kunst, eine Literatur, eine politische Anschauung, die alle gleicherweise nach ihrer unmittelbaren Wirkung auf den Geschmack gewertet werden — nicht nach dem, was sie von dem Schicksal des Geistes verheißen. Ihre Statuen und Sonette sind abgerundet und vollkommen, während Macbeth im Vergleich zu ihnen ein Fragment ist und Michel Angelos Moses ein Fingerzeig. Ihre Feldzüge und Schlachten werden immer siegreich genannt, während Cäsar und Cromwell um mancher Demütigung willen weinten.

Und das Ende von alldem ist die Hölle der Widerstandslosigkeit, die Hölle grenzenloser Schlaffheit — bis die ganze Natur in Wahnsinn verfällt und die Wohnstätte der Kultur kein weich ausgestattetes Gemach mehr ist, sondern eine ausgepolsterte Zelle.

Dieses letzte und schlimmste Menschenelend sah Savonarola weit voraus, und er setzte seine ganze riesenhafte Willenskraft daran, den Wagen auf eine andre Bahn zu lenken. Wenige verstanden sein Ziel; einige nannten ihn einen Verrückten, einige einen Scharlatan, einige einen Feind der Menschenfreude. Sie würden ihn auch nicht verstanden haben, hätte er sie über seinen Zweck belehrt, hätte er ihnen gesagt, daß er sie von dem Unheil der Zufriedenheit erretten wollte, die gleicherweise das Ende der Freuden wie der Kümmernisse sein würde.

In seiner Verteidigung Savonarolas sagt Mr. Hardy, daß die Anzahl kostbarer Kunstwerke, die bei jedem Brand der Eitelkeiten verdarben, stark übertrieben angegeben wurde. Ich bekenne mich zu der Hoffnung, daß jener Holzstoß Mengen von unvergleichlichen Meisterwerken enthalten haben möchte, wenn das Opfer jenen einzigen realen Moment wirklich erreichen sollte. Des Einen bin ich gewiß: daß Savonarolas Freund Michel Angelo all seine eigenen Bildwerke auf einander getürmt und zu Asche verbrannt hätte, wäre er nur des sicher gewesen, daß die den Himmel verklärende Glut die Morgenröte einer jüngern und weisern Welt gewesen wäre.

Fritz v. Briesen:
Der Sonnenlicht-Automat

Es war bereits schwarze Nacht draußen. Da wurde es im Zimmer 75 des 94. Stockwerks der 3113. Straße von Berlin, der Hauptstadt Europas, plötzlich Tag! Der Einwohner Hannibul Shakespeare Columbus Schulze hatte die erste praktische Probe seiner Erfindung, des Sonnenlicht-Automaten, vorgenommeu; und es ward Licht in dem Raum — echtes, rechtes Sonnenlicht — als ob es Mittag wäre!

Columbus Schulze war von dem Effekt selbst einen Moment wie betäubt . . . Eine Zukunft, so glänzend wie sein Sonnenlicht, stieg vor ihm auf: — Der große Staatspreis von einer Milliarde Mk., den die Regierung Wilhelms XXIII. von Europa auf die Nutzbarmachung des Sonnenlichts ausgesetzt, mußte ihm zufallen! Noch mehr, er hatte soeben die Unsterblichkeit errungen. Ja noch mehr als das: Jetzt konnte ihm sicher selbst Darwine Bonaparta Zeppeline Müller nicht mehr widerstehn, das schönste, interessanteste und sprödeste Weib, das er je auf der Erde oder in der Luft gesehn.

Sie war bei derselben Firma — komprimirte Luxusartikel, Spezialität: fertige Luftschlösser — angestellt, wie er. Doch noch nie hatte er andere als geschäftliche Worte an sie gerichtet, er wußte, warum. Sie war das Idealweib des 25. Jahrhunderts, selbstherrlich, ehrgeizig, fühlte sich den Männern so überlegen, wie diese sich einer alten Sage nach einst, vor vielen Jahrhunderten, den Frauen überlegen gefühlt haben sollen. Noch nicht Einem hatte sie die Kur, geschweige denn einen Heiratsantrag gemacht, obwohl Männer mit Billionen-Mitgiften sich die Augen nach ihr umdrehten. Jedenfalls also sehr begreiflich, wenn Columbus Schulze, als ihr simpler Mitarbeiter, trotz seiner ebenso heftigen wie heimlichen Neigung zu ihr sich bis jetzt gar keine Illusionen erlaubt hatte . .

Heute allerdings, seine Courage und Hoffnung stieg auf einmal wie ein in heißes Wasser gestecktes Thermometer! Mit drei Riesenschritten eilte er in die Ecke, wo zusammengeklappt sein Aeroplan stand, und ent-

faltete ihn auf dem breiten Flugfensterbrett. Ein Druck auf den Hebel, und der Erfinder des Sonnenlicht-Automaten flog, seinen Modellapparat im Arm, mit schnurrendem Propeller davon. Geradenwegs nach dem Vorort Wittenberge, wo „sie“ wohnte, gedachte er hinzufliegen. Es war eben zehn Uhr abend, also Besuchsstunde: da wollte er ihr sogleich noch seine Erfindung in der Praxis vorführen; vielleicht, daß sie ihm dann gleich — na, in diesem „Jahrhundert der Schnelligkeit“ war ja an einem Abend soviel möglich, wie einst in einem halben Jahr! . .

Wie Columbus Schulze so dahinsauste über die 25 Millionenstadt, über die erleuchteten Wolkenkratzer, die Luftbahn-Haltetürme uud die Luftpolizeistationen mit ihren grell erleuchteten Schildern: „Rechts fliegen!“, da beachtete er dies längstgewohnte Bild kaum. Mit einem weltverlorenen Lächeln saß er in seiner „Fliege“ (so hatte der Volksmund die kleinen Flugapparate getauft) und steuerte mehr instinct- als verstandesgemäß durch all die Schwebedroschken, Personen- und Geschäftsmaschinen, die die Luft durchwimmelten. Er sah nicht, wie ein schwebender Schutzmann einen ohne Licht fliegenden Aeromobilisten notierte, wie etwas abseits ein Luftfahrzeug, von einem Stück Sternschnuppe getroffen, eine Panne erhielt, wie von einem Luftomnibus verbotnerweise ein Passagier absprang, sich seines Regenschirms als Fallschirms bedienend. Er achtete nicht einmal auf die neuesten Riesenreklame-Scheinwerfermeldungen des „Berliner Nachtblatts“ am Himmel, wonach die asiatische Ministerpräsidentin an Coffeinvergiftung erkrankt, in Konstantinopel ein Streik der Kinderwärter ausgebrochen und in Paris vor fünf Minuten ein von einem reichen Schullehrer gestiftetes Bismarckdenkmal enthüllt worden war. Alles das sah Schulze in seiner seelischen Hochspannung nicht; er dachte nur an sie . . . War sie nicht eigentlich ein viel größeres Wunder des Jahrhunderts, als alle die großen technisch-machanischen Errungenschaften zusammengenommen? Wieviele weibliche Wesen gab es denn noch unter dieser von der Ueberkultur verhunzten Menschheit, die ihr gleich waren? Ohne Augengläser, mit echtem Blondhaar, eigener Büste und natürlichem Teint!

Aus solchen Gedanken fuhr Columbus Schulze auf: er war bereits dicht vor ihrem Fenster angelangt. Ah — da saß sie! Sie hatte den Vorhang noch nicht geschlossen, und er sah sie lebhaft beschäftigt, sie sprach eifrig in ihre Diktiermaschine. Ein verteufelt strebsames Wesen! dachte der stille Zuschauer. Doch hier galts nicht lange antichambriren und philosophiren, und entschlossen drückte Schulze auf den Klingelknopf

am Fenster. Dieses öffnete sich; halb Unwille ob der Störung, halb Ueberraschung über das Erscheinen Schulzes (der bei ihrem Anblick verschämt errötete) malte sich auf des Mädchens Zügen. Indes schnell gefaßt, fragte sie ihn in mildem Ton nach dem Grunde seines Kommens. Er bat, einen Moment aussteigen zu dürfen, sie nickte bloß, und Schulze stieg, den Sonnenlicht-Automaten unter dem einen, den zusammengeklappten Aeroplan unter dem andern Arm, zum Fenster herein.

Und hier, in dem Raume, der durch ihre Anwesenheit, ihre alleinige und beseligende, ihm förmlich verhimmelt vorkam, hier verspürte Columbus Schulze meuchlings ein sprungfederartiges Gefühl in seinem Brustkasten, eine ruckhafte Herzerweiterung, einen Anfall von galoppierender Sehnsucht, der ihn zu der größten Kühnheit alias Liebesbezeugung wider sein holdes Gegenüber hätte hinreißen können, wenn nicht sein Blick eben auf einen Seitentisch und einen dort stehenden — zweiten Sonnenlicht-Automaten gefallen wäre! Mit weitgeöffneten Augen staunte Columbus Schulze den Apparat auf ihrem Tisch und dann seine Inhaberin an. Mit weitgeöffneten Augen staunte Zeppeline Müller den Apparat in seinem Arm und dann dessen Inhaber an.

„Sie haben auch? . . .“ kam es von beider Lippen in kaum verhaltener Erregung . . . Wahrhaftig, sie hatte so ziemlich dieselbe Idee gehabt, fast dasselbe Modell konstruiert, wie er, wenn schon ihre Arbeit sichtlich noch nicht soweit gediehn war, wie die seine. Um nun überhaupt etwas zu sagen, begann Schulze, in abgerissenen Worten seinen Apparat zu erklären. Mit atemloser Spannung folgte sie seinen Ausführungen, und mit Entsetzen gewann sie die Ueberzeugung, daß dieser Mann und Mitarbeiter ihr schnöde zuvorgekommen, daß ihr von ihm die Ehre, der Preis, kurz der ganze Erfolg weggeschnappt worden war . . Das trieb ihr das Blut in die Wangen. Sie stampfte mit dem Fuß auf, und zürnend rief sie aus: „O pfui! Wie konnten Sie — wie durften Sie — — Sie sind — Sie haben — — Ach, Sie, — Sie . .!! Alle Fassung war von dem sonst so selbstsichern Weibe gewichen; ja beinah hätte sie sich von den altmodischsten Tränen überrumpeln lassen!

Schulze war ratlos wie ein Käfer in der Buttermilch. Nach einigem verlegnen Zögern suchte er endlich sanft ihren Arm zu berühren; doch da kam er schön an! Sie schleuderte seine Hand von sich und einen Blick hinterher, der den Rest seiner Geistesgegenwart durchlöcherte. Ihre Hilflosigkeit hatte bereits wieder eine Ende erreicht; sie nahm eine strenge Haltung an, und gebieterisch die Hand ausstreckend, sprach sie: „Herr

Schulze, — Sie werden Ihre Erfindung nicht in der Patent-Akademie vorführen, es ist meine Erfindung, hören Sie: meine Erfindung! Wie kamen Sie dazu, dasselbe wie ich zu erfinden, — mich eventuell in meiner Standesehre zu blamieren, Sie — — Mann Sie! . . Im übrigen danke ich Ihnen für Ihren recht — lehrreichen Besuch; ich habe Ihnen sonst nichts zu sagen! Guten Flug!" Damit wandte sie sich, die Daumen nervös in die Westentasche senkend, kurz ab. Schulze, vollkommen konsterniert, stand eine Minute bewegungslos da, dann machte er der Verehrten, ohne daß sie es sah, einen linkischen Knix, wünschte tonlos „Guten Schlaf!" und verließ den Raum, den er mit soviel Andacht und Hoffnung betreten, mit ebensoviel Kummer und Bitternis.

Die frische Nachtluft auf dem Heimflug tat ihm wohl. Aber sie fachte auch sein Denken, seine trübe Stimmung von neuem an. Unwillkürlich schweiften seine Gedanken in die prae-moderne Vergangenheit zurück, deren er sich noch von der Schule, der soziologischen Stunde, erinnerte. Ja, die Zeiten hatten sich gründlich geändert, insonderheit das Verhältnis der Geschlechter war gegen früher völlig auf den Kopf gestellt. Seit der grönländische Sexualprofessor Storchschnabel das sichere Mittel zur Erzielung spezifisch männlicher Nachkommen entdeckt, hatte die Zahl der Mädchen so rapide abgenommen, daß die noch vorhandenen förmlich als überirdische Wesen angebetet wurden. Die Frauen waren die Herren der Welt geworden! Einigermaßen hübsche konnten auf Männer mit märchenhafter Mitgift Anspruch machen. Und selbst dann ließen sich die Damen vielfach nur auf kürzere Ehekontrakte ein, obwohl den Männern auch die Führung der Wirtschaft und die Wartung der Kinder oblag! Ja so stark war die Frauennot geworden, daß zahlreiche Männer wegen Mangels an Damenbekanntschaft die so beliebten „schmerzlosen" Selbstmord-Tabletten nahmen! Wenn trotzdem manche Frauen noch arbeiteten, mit den Männern konkurrierten, so war das, bei Licht besehn, Eitelkeit, um nicht zu sagen, Chikane.

Schulze konnte jenen abendlichen Akt nicht verwinden, in dem er eine so minderwertige Rolle gespielt. Drei Tage und drei Nächte vergingen ihm in wirren, hirnfricassirenden Gedanken. Da merkte er am vierten Tage eine eigentümliche Bewegung unter den Geschäftsgenossen, und alsbald wußte auch er es: in der Patent-Akademie stand ein großer Akt bevor, und das Thema dieses Abens hieß „Zeppeline Müller: Der Sonnenlicht-Automat"! In Schulzes Mienen zuckte es nervös bei der Nachricht . . ! Doch am Abend des Vortrags saß auch er in der

überfüllten Akademie, in einer Ecke, körperlich und seelisch gedrückt. Der grell erleuchtete Saal, die Unmenge Menschen, und vor allem dort vorn die kritische Reihe Ministerinnen, Professeusen und Luftadmiralinnen versetzte ihn in eine Art hochgradigen Lampenfiebers.

Das Zeichen ertönte. Da war sie. Aller Augengläser richteten sich, doppelt interessiert, auf die große und schöne Erfinderin. Sie sah etwas bleich, indessen mit der ruhigen Erhabenheit des 25. Jahrhundertweibes auf die Versammlung herab, die dem hinten in der Ecke solche Beklemmung verursachte! Als Schulze Zeppeline erblickte, begann die geheimnisvolle Sprungfeder in seiner Gemütsgegend von neuem heftig zu vibriren; nur daß sie nicht, wie am Anfang jenes Abends froh nach oben, sondern schwer nach unten drückte . . . Immerhin, es war dieselbe Kraft, die sich auch diesmal in Bewegung setzte: Liebe! Trotzdem dieses Weib unverkennbar im Begriffe stand, ihm die Unsterblichkeit und die Milliarde abzuknöpfen, hatte er bei ihrem Anblick nur die eine Empfindung: Welch reizendes Wesen! Er umfaßte mit den Augen ihren Blondkopf mit dem feinen Gesicht und ihre anmutige Gestalt, wie sie sich neben dem Demonstrationstisch zeigte. In vollendet ästhetischer Linie umschloß das blaue Beinkleid ihre gazellenhaft schlanken Hüften, um dann bauschiger nach unten zu fallen und dicht über dem Knie zu schließen. Schulze konnte sich eines kleinen innerlichen Lächelns nicht erwehren bei der unwillkürlichen Erinerung, daß die Frauen in vorluftschiffahrtlicher Zeit einst plumpe Röcke trugen, — jene Mode, die erst durch das Flugzeitalter, zunächst für die Luft, dann bald auch für die Erde abgeschafft wurde.

Nun hatte sie ihr Modell geordnet und begann zu reden. Mit einer Stimme, iu der Schulzes fieberhaft lauschendes Ohr einen leicht elegischen Unterton mitzuhören glaubte; genierte sie sich vielleicht, weil sie ihn unter den Anwesenden vermutete? Übrigens sprach sie knapp und klar, sachlich und sinnig — kurz, schlechthin zeitgemäß, wie sie das neueste Weltwunder zu erläutern wußte. Trotz dieser Präzision der Darstellung steckte darin zugleich ein enthusiastisches Feuer, das alle Hörer, vom ältesten Fachbonzen bis zum jüngsten Studienschlucker, zu steigender Begeisterung entflammte. Schulze wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte: Seine Idee (gebrauchte sie doch vielfach seine eigenen Worte von damals!) triumphierte bereits! — er selbst dagegen war, um mit einem Volkswort der Vorzeit zu reden, „hinten 'runtergefallen"! Die einzige schmerzliche Wonne für ihn, daß sie seine Stellvertreterin

in der Unsterblichkeit sein sollte. Schließlich ziemte es auch ihm, dem Manne, sich gehorsam dem Weibe zu beugen. Das verlangte schon der gute Ton, wonach es ja in der modernen Eheschließungsformel hieß: „Sie soll deine Herrin sein!“ Nur zu dumm, daß er in unmänlicher Überhebung so vorbeispekulirt hatte. Er Narr, er hatte geglaubt, wenn er ihr so großartig seine Erfindung erklärte, würde sie ihm sogleich hingerissen ihre Liebe erklären! Ja Kuchen, es war ganz anders gekommen!

Die Rednerin hatte geendet. Ihre Hauptpointe hatte sie sich jedoch bis zum Schlusse aufgespart; sie schritt jetzt zur „Propaganda der Tat“, indem sie plötzlich alles Licht im Saal erlöschen — und den Sonnenlicht-Automaten spielen ließ! Die Wirkung war überwältigend. Statt der vorherigen grellen künstlichen Beleuchtung herrschte ein wundervoll natürliches Licht wie das der lieben Sonne selbst; und die überverwöhnten 25. Jahrhundertmenschen, die solches sahn, erlustigten sich „im Sonnenschein“ wie die kleinen Kinder! Als die Sprecherin nunmehr die vorschriftsmäßige Schlußfrage stellte: ob jemand die Erfindung streitig machen, d, h. das gleiche Projekt vorlegen könne, erhob sich kein Laut in dem Riesensaal, dem Massenauditorium. Nur hinten in einer Ecke, da saß Schulze und würgte an etwas, das ihm über die Lippen wollte, und hielt sich mit beiden Händem unten am Stuhle fest, um nicht zum Protest aufzuspringen.

. . . Jetzt trat die schöne Erfinderin in den vordersten Vordergrund des Podiums; ein glückliches Lächeln glitt über ihr Gesicht, und mit lauter Stimme gab sie kund: „So nehme ich Staatspreis und Weltpatent auf den Sonnenlicht-Automaten in Anspruch — für den Schöpfer und Vollender dieses Werkes C o l u m b u s S c h u l z e!“

Bei diesen Worten schnellte die wohlbekannte Sprungfeder in Columbus Schulzes melancholichem Busen plötzlich mit solcher Gewalt in die Höhe, daß sie den ganzen Kerl förmlich mit in den Himmel nahm!

An diesem Abend aber gab Zeppeline Müller ihren Aeroplan in der Garderobe der Patentakademie ab und nahm mit in der Flugmaschine Columbus Schulzes Platz, die den Kurs auf Wittenberge einschlug. Auf dem Schoße hielt sie den Sonnenlicht-Automaten, den beide — sofern sie nicht mit einander selbst beschäftigt waren — so zärtlich betrachteten, als wenn es ihr Baby wäre . . .

Das kam aber erst später . . .

Rundschau

Spanier in Oesterreich

Etwa vor 200 Jahren, als die Grenzen der habsburgischen Monarchie nach Vertreibung der Türken wieder bis an die Donau und eine Zeitlang sogar ein tüchtiges Stück darüber hinaus reichten, da berief man aus allen Kulturländern Ansiedler, die namentlich zur Kolonisation der südungarischen Kornkammer, des Banats und der Batschka, bestimmt waren. Tausende von Deutschen, aber auch Italiener, Franzosen und selbst Spanier siedelten sich dort an, um vereint mitzuhelfen, das fruchtbare Land zu neuer Kultur emporzubringen, denn die Einheimischen waren durch fast 200 jährige Türkenherrschaft zu einer slavisch-apathischen Bevölkerung erniedrigt und bildeten eine verkommene Gesellschaft. Während einzelne Nachkommen der französischen Einwanderer noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts an ihrer Muttersprache festhielten, die Jungen heute aber freilich nichts mehr davon wissen, verschwanden die andern Romanen noch früher, und nur noch einzelne Familiennamen erinnern an ihre Urahnen.

Mit der Annexion Bosniens erhielt aber der Kaiserstaat Ersatz durch ein etwa 6000 Köpfe zählendes Völkchen, das, trotz dreihundertjährigen Aufenthalts unter Slaven und beherrscht von einer Regierung, die nur in türkischer Schrift und Sprache ihr Amt führte, sich sein spanisches Idiom bewahrte und es, wenn auch durch italienische, slavische und türkische Brocken verdorben, noch heute gebraucht, schon aus Geschäftsvorteil, denn eine förmliche Geheimsprache bildet dieser Dialekt für die Spanjolen, wie dieser israelitische Volksstamm überall am Balkan genannt wird.

In keinem Lexikon ist seiner Erwähnung getan. Die Oesterreicher selbst wissen nicht, daß sie spanisch redende Mitbürger haben.

Im Jahre 1492 vertrieb man aus Spanien und Portugal etwa 160000 Untertanen jüdischer Religion. In den islamitischen Staaten mehr oder weniger geduldet, öfter aber auch verfolgt, breiteten sie sich längs der Küsten des Mittelmeers ungestört aus, regen Handelsverkehr in mancher verödet gebliebenen Ortschaft entfachend. Mit den osmanischen Armeen kamen sie als Lieferanten und Aerzte bis vor Wien, und nach dem Zurückfluten der feindlichen Invasion verließen sie mit wenigen Ausnahmen die preisgegebenen Länder. Heute gibt es unter der Geldaristokratie des Donaustaates so manchen spanisch-hebräischen Namen.

Die bosnischen Spanjolen stammen zum größten Teil von etwa 30 Familien ab, die im Jahre 1601 aus Saloniki und Konstantinopel dahin kamen. Der reiche Bankier Nafthali bin Mandjur war Geldgeber des damaligen Vali, d. i. Statthalters Baltadschi Mehmed-Pascha. Er erlangte von ihm die Erlaubnis, jene Familien ins Land zu rufen.

Etliche kamen aus Bulgarien, Serbien und Rumelien, dann auch aus Padua und Venedig, weshalb italienische sowie turkoslavische Familiennamen bei ihnen zu finden sind wie: Calderon, Montiljo, Altarez, Alkalay, Pinto, Pereira, Medina, Finzi, Papo. Solche, manchmal an berühmte Persönlichkeiten erinnernde Namen trägt irgend ein Schuster, Glaser oder Klempner, denn nicht nur dem Handel, sondern auch verschiedenen Handwerken haben sich die Emigranten zugewendet. Heute aber sind viele von ihnen Photographen, Buchhändler oder versteckte Hausbesitzer, denn nach der Okkupation, als der Besitzende seine ersparten Dukaten nicht mehr zu verstecken brauchte, gelangte so mancher Spanjole zu großem Reichtum. Viele Türken hatten in unkluger Ueberstürzung beim Einrücken der österreichischen Truppen ihre Liegenschaften an Spanjolen für Spottpreise verschleudert, und diese beziehn jetzt nicht nur jährlich, oft sogar monatlich den ganzen Kaufschilling als Miete. Sie bilden klugerweise den ruhigsten Teil der neuangegliederten Bevölkerung, und wenn jemand an Kaisers Geburtstag Fahnen heraussteckt, so ist es sicher ein Spanjole. Durch ihre äußere Erscheinung fallen diese Israeliten sofort auf. Sie sind zwar türkisch gekleidet, aber in den dunkelsten Farben, selbst jene des Fes ist statt rot dunkelbraun. Der Türke duldete nämlich früher bei Andersgläubigen keine lichten Kleider.

Die Frauen tragen sich ganz abweichend von der orientalischen Tracht. Das Kleid ist weit, die Schulter bedeckt ein geblümtes Tuch, ähnlich wie es die Mode in Europa während der 70er Jahre verlangte. Um das kurzgeschorene, in der Regel braune Haar wir eine Kappe ohne Deckel, also eigentlich ein Band gelegt, das oft von Silber und Gold durchwirkt ist. Selbst wenn sich die verheiratete Spanjolin ganz modern kleidet, pflegt sie sich doch, alter Sitte gehorchend, scheeren zu lassen und ihren eigentümlichen Frauenkopfputz zu tragen. Nur wenige machen davon eine Ausnahme. Sehr alte Frauen sieht man noch hie und da mit einer Art Kopftuch bedeckt und statt des farbigen Umhängetuchs ein solches aus weißer Leinwand tragen, was früher gleichzeitig zum Verhüllen des Gesichts benutzt worden sein soll, denn auch Andersgläubige mußten es einst den Türkinnen nachmachen.

Die Mädchen tragen noch hie und da die echt türkische Kleidung — grellfarbige pluderhosenähnliche Röcke, „Dimije", ein kurzes Leibchen und über den dicken Zöpfen den kleinen kirschroten niedrigen Fes, der oft mit Goldstücken behangen oder mit bunten Blumen geziert wird.

Entschieden ist diese Tracht malerischer und geschmackvoller als die unsinnigen abendländischen Moden. Den jungen Spanjolinnen mit ihren blühenden rotwangigen Gesichtern, in denen eine kurze dicke Stumpfnase sitzt, die sich später normal, seltener semitisch entwickelt, paßt sie vortrefflich. Leider verschwindet diese orientalische Gewandung mit der fortschreitenden Modernisierung der Trachten, „à la franca", wie der Morgenländer alles aus dem Westen Stammende zu nennen pflegt. Bei den Frauen sieht man an Festtagen reiches schwarzes Haar aus dem Kopfbande auf die Schultern herabwallen, doch ist dies kein natürlicher Schmuck. Genau besehn entpuppt er sich als breite Seidenquaste.

Mit 12 Jahren heiraten manchmal schon die oft hübschen Mädchen, altern aber sehr rasch.

Der sephardischen Judengemeinde angehörend, halten sich die Spanjolen von den abendländischen Religionsgenossen, meist seit der Okkupation eingewanderten ungarischen Juden, fern. Fast nie kommt es durch Bande der Ehe zu einer Annäherung, ja in einer größern Ortschaft kam es zwischen beiden Sekten zu blutigen Raufereien. Die Sephardim besitzen eigne schmucklose Tempel, veranstalten gesellige Zusammenkünfte nur untereinander, erscheinen aber zahlreich bei den türkischen Konzertabenden, die seit einiger Zeit, natürlich ohne Beteiligung der mohamedanischen Weiblichkeit, in moderner Art abgehalten werden. Den österreichischen Klubs treten sie gern bei. Spanjolinnen liefern die Schauspielerinnen und Sängerinnen zu den orientalischen Theateraufführungen. Der Sarajevoer spanjolische Männergesangverein führt den Titel „La Lira, sociedad de cantra de los Judios espanoles", der Wohltätigkeitsverein heißt „la benevolencia", ein anderer „el progresso". Bei ihren eigenen Unterhaltungen wird selbstverständlich nur in spanischer, besser gesagt spanjolischer, Mundart gesungen und gemimt, denn wirkliche Spanier verstehn das Kauderwälsch nicht, eher soll das den Portugiesen möglich sein. Der Spanjole stößt beim Aussprechen des scharfen s mit der Zunge an; an diesem Merkmal erkennt man ihn auch, wenn er deutsch spricht, das er gewöhnlich recht gut und ohne starken Akzent beherrscht. In allen spanjolischen Schulen wird noch die hebräische Schrift gelehrt; die Schulbücher stammen aus Druckereien in Saloniki. In den Verlautbarungen ihrer Kultusgemeinde bedienen sie sich nur ihres Jargons und hebräischer Lettern. In der Kleidung sind sie meist rein, Kaftan und die Löckchen an den Schläfen sind unbekannt. Die orientalischen Alltagsgewänder sind wie bei den übrigen Bosnjaken nicht sehr ansprechend, aber da sind schon die unzähligen Falten schuld daran, die bald in allen Farben spiegeln und richtige Schmutzfänger sind. Die Körperhaltung ist eine selbstbewußte, viel stolzere als z. B. jene der russischen und polnischen Juden. Der herrschende Türke hat den Juden und selbst die christlichen Untertanen nie so geknechtet wie der Russe die seinen. Es gibt wenig hochgewachsene Spanjolen, dafür aber viel engbrüstige. Die Augen sind meist dunkelbraun, das Haar sehr schwarz.

Von den Gebräuchen dieser orientalischen Juden und dem häuslichen Leben ihrer zahlreichen Familien erfährt man wenig, nur die einfach gehaltenen Leichenfeierlichkeiten entziehn sich naturgemäß weniger der Oeffentlichkeit. Manche wohlhabenden Spanjolen wollen im Lande ihrer Urväter

begraben sein. Man sieht daher von Zeit zu Zeit auf der zum Bahnhof führenden Hauptstraße eine ganze Wagenkolonne daher rollen; in den Fuhrwerken sitzen ehrwürdige Patriarchenfamilien, mit wallenden Gewändern angetan, um die von Silberbärten umrahmten Köpfe einen niedrigen Turban gewunden. Sie haben sich von ihren Erben eine bescheidene Rente sicherstellen lassen und beschließen ihre letzten Tage zumeist zwischen den Ruinen des salomonischen Tempels zu Jerusalem im Gebet.

Segnet ein Spanjole das Zeitliche, so wird er in einen einfach gezimmerten, kaum eine tüchtige Spanne tiefen, dabei offenen Sarg gelegt, der eigentlich nichts anderes ist als eine Tragbahre und in der Synagoge zum Transportieren der Verstorbenen verwahrt wird Der Entseelte wird wie ein Postpacket mit ordinärer Sackleinwand umnäht und mit Bindfaden umschnürt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß reiche Leute seit allerneuster Zeit mit etwas mehr Komfort auch im Tode umgeben werden, aber, wie beim Moslim, herrschte auch bei den Spanjolen der versöhnende Grundsatz: „Im Tode sind alle Menschen gleich".

Unter dem Wehklagen der stets zurückbleibenden Frauen setzt sich der Leichenzug in Bewegung, dessen ausschließlich männliche Begleiter, zum Zeichen der Trauer, alte Gewänder angelegt haben. Viele tragen Kerzen in der Hand. Die vier Sargträger werden ohne Unterlaß gewechselt. Der Sarg schwankt wie ein wellenbewegter Kahn fortwährend auf und nieder. Immer fürchtet der Zuschauer, daß die nur mit einem schwarzen Tuch bedeckte Leiche herausfällt. In der Nähe des Friedhofs wird Halt gemacht und ein kurzes Gebet gesprochen. Am Ziele angelangt, stellt man den Sarg abseits, klemmt zwischen Kopf- und Fußende lange Wachskerzen ein und lagert sich dann friedlich im Grase, nach orientalischer Sitte, den Tod als eine Erlösung betrachtend, weshalb es unnötig ist, sich einer düstern Stimmung hinzugeben. Hausierer mit verschiedenen Erfrischungen und Stärkungsmitteln bringen ihre Waren an: man glaubt eine rastende Touristengesellschaft zu sehn. Unterdessen wird das Grab fertig geschaufelt; sechs ältere Männer werden mit einem dunkeln Gebetmantel bekleidet und mit Gesangsbüchlein und Münzen beteilt. Einer erfaßt den andern beim Zipfel des Mantels, und mit lauter plärrender Stimme beginnen sie, den Sarg umschreitend, die Totenklage in hebräischer Sprache zu singen. Einige Zuschauer brummen hie und da mit, wie man bei Volkssängern mitzusummen pflegt. Endlich, wenn der Gesang beendet und die Grube fertig ist, wird der Leichnam einfach mit den Händen den Totengräbern herabgereicht, mit etlichen Stückchen Holz bedeckt und das Grab verschüttet Unförmige Steinplatten, meist jedoch roh behauen, zuweilen mehrere Kubikmeter große Blöcke werden später auf das Grab gewälzt. Manche sind oben abgerundet und an der Stirnseite mit hebräischen Inschriften versehn, einige wenige, die reichen, fortschrittlich denkenden Israeliten gehören, sind in Form altrömischer Sarkophage schön zugehauen und geben auch in deutscher Sprache den Namen des Verstorbenen bekannt. Ohne Umzäunung, ohne jede Pflege bleibt der Gottesacker, auf dem sich die Jugend in frohem Spiele herumtreibt und Rinder ungestört ihre Nahrung suchen können. Besucht ein Spanjole die Ruhestätte seines Dahingeschiedenen, dann lehnt er die Stirn an den Stein und bleibt eine Zeitlang in stilles Sinnen versunken.

Die neue Regierung kommt den einheimischen Juden, die von den bosnischen Mitbürgern Hebräer (Jevrejci) genannt werden, rücksichtsvoll entgegen. Infolge ihrer geringen Zahl würden sie bei den demnächst beginnenden Landtagswahlen schwerlich zu irgend einem Mandat gelangen, es sind ihnen jedoch in der Gemeindewahlordnung von Sarajevo zwei Sitze im Gemeinderat zugewiesen worden. Bis nun wird, den eigentümlichen Verhältnissen im Lande entsprechend, nach Konfessionen gewählt, weshalb ihnen eine Virilstimme eingeräumt wurde. Die Spanjolen sind dem Fortschritte freundlich gesinnt, lassen ihre Kinder fleißig studieren und werden nach Jahr und Tag ein einflußreiches Element auch in den österreichischen Reichslanden bilden.

Hauptmann Hugo Piffl (Sarajevo)

Die Weimarer Jubiläumsausstellung

Im alten Fürstenhause am ehrwürdigen Fürstenplatz hinter dem Denkmal Karl Augusts ist am 3. Juni im

Beisein des Großherzogs die goldene Jubiläumsausstellung der Weimarer Kunstschule eröffnet worden. Direktor Hans Olde hielt die Festrede und verkündete, daß auf Großherzoglichen Entschluß die bisherige einfache Kunstschule von nun an eine Großherzoglich Sächsische Hochschule für bildende Kunst geworden ist.

Das Selbstbewußtsein, das sich mit dieser Erhöhung ausspricht, ist denn auch vollberechtigt. Es ist eine eigene Stimmung, in der man die Flucht dieser ehrwürdigen Säle und Zimmer durchschreitet, in denen die Erinnerungen einer glorreichen Zeit wohnen. — Und in den Traditionen jener Zeit liegen ja schließlich auch die Keime, aus denen auf Anregung Karl Alexanders im Jahre 1860 die Weimarer Kunstschule wurde. Seitdem sind Männer wie der ältere Graf Kalkreuth, Böcklin, Lenbach, Graf Harrach, von Gleichen, Buchholz, Begas, Max Liebermann, Albert Brendel, Graf Görtz und manch andrer hervorragender Meister lehrend und lernend hier tätig gewesen. — Was für eine freie Gemeinschaft der unterschiedlichsten und kraftvollsten Individualität schließt bereits diese Reihe bedeutender großer Namen ein! Und wenn die Weimarer Kunstschule heute solcher Lehrkräfte wie Hagen, Olde, Thedy, Ludwig von Hofmann, Melchers, Mackensen, Fritjof, Smith, Sascha Schneider, Brutt, Van de Velde sich erfreun darf oder dürfte, so ist das wahrlich ein Anzeichen, daß Weimarer Kunstgeist im Laufe dieses halben Jahrhunderts nicht erstarrte, sondern vielleicht freier und lebendiger wie an manch einer andern namhaften deutschen Hochschule für Kunst, den großen Entwicklungsgang neuzeitiger Kunst mitlebte, mitwirkte und förderte.

*

Das interessanteste und lehrreichste Merkmal der Ausstellung ist wohl der Umstand, daß sie, ohne dabei durch eine unübersehbare Fülle von Werken oder sogar zuviel des Besten und Hervorragendsten zu verwirren, einen unmittelbaren Ueberblick über die Entwicklung wenigstens der deutschen Malerei des letzten halben Jahrhunderts darbietet. Bildhauerarbeiten sind nur sehr wenige vorhanden und zudem nicht besonders hervorragende, so daß die Ausstellung nach dieser Richtung hin keine weitere Bedeutung besitzt. Zwei sehr gute Bronzen von Sascha Schneider, ein Knabenakt und eine Porträtbüste, eine gute Porträtbüste, ferner eine Dame der Weimarer Gesellschaft, der Freifrau von Fritsch, von Franziska Freiin von Seeger, und zwei Büsten von Reinhold Begas ist alles, was von den neuen ausgestellten Skulpturen zu erwähnen wäre.

Für die ausgestellten Malereien macht sich als kennzeichnend auffallend, daß nur ein einziges Historienbild vorhanden ist: des bekannten Zeichners Woldemar Friedrichs „Rückkehr der Bürger von Bernau nach Besiegung der belagernden Hussiten." Man könnte Mardersteigs Historien vermissen, die übrigens in der ständigen Kunstausstellung am Karlsplatz reichlich vertreten sind. Aber dies Fehlen der Historien ist ein besonderes Zeichen. Ist doch Genre, Stilleben, Landschaft, Porträt seit dem Entstehen der eigentlichen Weimarer Kunstschule von jeher vorzugsweise gepflegt worden, und leiten gerade sie doch um so besser zur modernen Malkunst über, deren Hauptgegenstände sie geworden sind, während uns das eigentliche Historienbild als in höherm Sinne unmalerisch unverständlich geworden ist.

Im übrigen: was für eine Vielseitigkeit künstlerischer Richtungen ist da bei einander! Von der romantischen Tradition der ersten Böcklin- und Lenbach-Bilder bis zum neuesten Pointillismus! Sehr reichlich ist Lenbach mit Werken seiner ersten Periode vertreten. Und was sind das für herrliche Stücke, diese italienischen Jünglinge, Knaben, Dudelsackpfeifer, diese Kapellen und Bauernhöfe bis zu einer staunenswerten kleinen Stalltür herab! Wie lebendig sind sie auch heute noch! Auch die spätern berühmten Porträtwerke Lenbachs sind in vorzüglicher Auswahl vertreten. — Recht interessant ist „Der Teufel in der Waldschmiede", bei dem Lenbach und Begas Böcklin geholfen haben. Es zeigt noch nichts von Böcklins späterer Farbenfreudigkeit, dafür aber um so mehr bereits von dem ihm eigenen Humor. Auch das ausgestellte „Frauenporträt" und die herrliche kleine Landschaft noch

nicht, die bannt wie ein mächtiges, pathetisches Werk. Von den spätern Bildern ist eigentlich nur „Das Schweigen im Walde" da.

„Alpenglühn" und „Alpenlandschaft" von Stanislaus Graf Kalkreuth sind zwei weitere hervorragende Beispiele zur früheren romantischen Tradition. Auch Max Stahlschmidts „Pferde am Sod" wären zu erwähnen. Auf dem Bilde sind zwei graublaue Tauben mit Schillerhälsen, die man als das vollendeste dieser Art bezeichnen muß. Kein alter Holländer hätte das besser machen können. — Von Albert Brendel sind einige seiner vorzüglichen Tierstücke ausgestellt.. Vor allem ist dann noch der vortreffliche Karl Buchholz mit seinen Landschaften zu erwähnen, von denen sieben ausgestellt sind. Von L. von Gleichen-Rußwurm sind drei Bilder vorhanden, von dem blendenden Karl Gussow vier. Von Liebermann „Eva," „Straße in Zandvoort", „Reitender Junge am Strand" und „Muschelfischer." — Ich weiß nicht, ob ich im Anschluß an die ältere Malweise auch Max Thedy erwähnen soll. Er hat so viele Anchaisierendes. Wie ganz erinnern Bilder, wie das Porträt des Professor Dr. Brendel, das in solcher Hinsicht glänzend virtuos ist, an Holbein und die ihm ähnlichen Altdeutschen. Aber auch das „Porträt in altdeutscher Tracht." Während ein Bild wie „Mutter und Kind" wieder ganz moderne und sehr starke Vorzüge aufweist. Man muß Thedys brillante erstklassige Vielseitigkeit bewundern. Auch Theodor Hagen schließt sich mit seinen ältern Landschaften noch der frühern Tradition an. Doch ist gerade Hagen der unter den ältern Weimarer Meistern, der am entschiedensten eine organische Entwicklung zeigt. Gewiß ein hoher Vorzug! Seine neuesten Bilder haben ein sehr apartes silbergraues Licht. So „Im Garten." Er ist mit fünf Bildern vertreten. — Von Professor Berthold Paul Förster, einem der bedeutendsten ältern, jetzt noch tätigen Weimarer Lehrmeister, sind drei ausgezeichnete Landschaften, „Dünen", „Herbstmorgen im Harz" und „Sommer" vorhanden. Von dem andern, jüngern Grafen Kalkreuth außer „Schauspieler" und „Hamburger Hafen," das wohl etwas an A. Achenbach erinnert, das herrliche „Porträt einer Dame."

Dann die eigentlich Neuen und Neuesten. — Hans Olde hat ein vorzügliches Porträt „Alter Herr im Schnee", das aber wohl eine ältere Arbeit von ihm ist, ferner „Mutter mit Kindern im Freien", ein „Interieur" und eine prächtige niederdeutsche „Schneestimmung." (Die sehr zahlreich vertretenen Interieurs der Ausstellung bieten durchweg Hervorragendes, zuweilen Erstaunlichstes!) — Auch Ludwig von Hofmann hat vier Bilder beigetragen. „Frühling," aus seinen frühern Bildern, „Brandung", „Knaben am Waldbach" und nun „Sopraporta," die zu der engsten Elite des Allerbesten gehört, was die Ausstellung bietet. — Gari Melchers hat seinen brillanten „Fechter" ausgestellt, ferner „Zwei weibliche Akte," „Weiblicher Akt," „Winterbild" und „Mädchen bei der Toilette." Fritz Mackensen hat „Alte mit Jungen", der „Heuwagen", „Porträt des Professors Eggeling" und „Knabe am Fenster." Das letzte mit der großen Schlichtheit und der vielseitig bannenden Tiefe seines Gegenstandes wieder eins der allerersten Elitestücke der Ausstellung. Angesichts eines solchen Meisterwerks versteht man sofort, daß an Gehalt der einfachste, im übrigen wirklich m a l e r i s c h e Gegenstand an Tiefe und Reichtum, ich möchte sagen: Religiösität des Inhalts die pomphaftesten und größten Historienbilder der Vergangenheit weit hinter sich lassen kann. — Von Otto Rasch möchte ich das sehr sympathische und intime Bildnis „Meine Mutter" anführen. Smith ist mit den Porträts der Frau Professor Manderfteig und der Frau Dr. Eberle vertreten. Hervorragend ist auch Alex Strups „Porträt einer alten Dame." Paul Tübbecke hat „Am Branberg im Hopfgarten" und „Bauernhof in Thüringen" ausgestellt. Carl Arp, der Initiator einer ganz neuen Richtung in der Alpemalerei, gibt außer einer „Föhnstimmung" eine „Straße in Sanaden" und „Am Waldschlößchen," die seine kräftigen Flächen seinen herzhaften, markigen Strich und seine kraftvolle warme Farbe zeigen. Der ausgezeichnete Christian Rohlfs ist mit „Steinweg" und „Belvederer Allee" vertreten. Man findet viel mehr, und zwar herrliche Sachen von ihm in der ständigen Ausstellung des kleinern Museums am Karls-

platz. Der kräftige Impressionismus des Modernen hat bei Rohlfs etwas Machtvolles, von großem Stil und zugleich eine oft unglaubliche Intimität und feinste, oft verschlungenste Vielseitigkeit und Fülle des Details.

*

Den Meistern gesellt sich eine Anzahl von Meisterschülern. Es sind nicht alle vertreten, die im Laufe der letzten Jahre von Weimar ausgegangen sind und zu bedeutenden Hoffnungen berechtigen. Ich hebe von den vorhandenen Otto Illies hervor, der einen prächtigen „Holsteiner Bauerngarten" und „Bauerndirnln" ausgestellt hat. Ferner Karl Lamprecht, der modernes Pleinair mit minutiös delikater Ausführung verbindet, mit seiner frischen, freundlichen und zugleich ruhigen Farbe und Zeichnung. Weiter der hochbegabte Lederer Weida, der einen „Hohlweg" und einen „Waldweg" da hat. — Gerhart Hauptmanns Sohn, Ivo Hauptmann, hat zwei Fruchtstücke ausgestellt. Sie verraten zu sehr den Einfluß seines Lehrers L. v. Hofmann. Ich habe gelegentlich Bilder von ihm ausgestellt gesehn, die schon mehr Eigenart zeigten.

*

„In einem engen Zusammengehn mit der Kunstgewerbeschule dürfte der Kunstschule Ziel und Richtung für eine Weiterentwicklung in moderner Scene gegeben sein. Der Zusammenschluß von Malerei, Bildhauerei und Kunstgewerbe würde für jedes dieser Einzelgebiete eine Fülle reichster, künstlerischer Anregung und gegenseitige Förderung erschließen und die Kunstschule zu Weimar zu einem wahrhaft lebendigen und fruchtbringenden Institut machen", heißt es in der Einleitung zum Katalog mit würdiger Bescheidenheit. Wir fügen hinzu, daß die Weimarer Kunstschule jetzt am Abschluß ihres ersten halben Jahrhunderts so dasteht, daß sie sich den ersten Stätten gegenwärtiger, deutscher, künstlerischer Hochkultur getrost zugesellen darf. Johannes Schlaf.

Chantecler in Florenz.

Zwei Hahnenschreie von der Galerie empfangen mich, — mit deutscher Pünktlichkeit komme ich schon zehn Minuten vor halb neun — und während ich meinen Platz suche, werden oben die Pfeifen probiert, hohe und tiefe, eine Torpedosirene sogar. Dazwischen wieder Hahnenschreie; dann miaut eine Katze, andre Haustiere unterstützen sie schnell, und wie in einer Menagerie brausts bald von oben herab aus dem Dunkel — denn man spart am Licht. Die Logen sind noch leer; die Großen von Florenz rechnen mit der gewöhnlichen halbstündigen Verspätung. Es hat also keinen Zweck, das Theater genügend zu beleuchten.

Die obersten Fünfhundert werden musikalisch: Man pfeift Verdi und die Marseillaise, schließlich auch die Lustige Witwe. Die ist bis heute Trumpf in Florenz, denn erst vor einigen Wochen hielt sie als „novissima per Firenze" Einzug in die Stadt der Blumen, der Kunst und der Strohhüte. Wer keine Pfeifen mitgebracht hat, übt sich so für später; man ist auf Kampf gestimmt. Plötzlich ertönt der Ruf „Folie", und wie ein Echo wird er überall zurückgegeben. Im Parkett und in den Logen, die sich allmählich füllen, wächst die Stimmung. Nun übt sich die Claque, es wird im Takt geklatscht: eins, zwei, eins, zwei, drei! Endlich flammt der große Lüster auf, man kann einander bewundern. Florenz hat heute sein bestes Kleid angetan, die Preise erhöht, und das Bild in der schönen alten Pergola ist wirklich festlich. Aber nur das Bild! Das, was geschieht, das, was man uns vormacht, stimmt weniger feierlich. Wenn man mit großen Erwartungen kommt, wird man enttäuscht. Ich nahm es von Anfang an als Curiosum — mir zum Heil, denn nur so kam ich auf meine Kosten.

Endlich, gegen neun Uhr, wird es ernst. Das erste Pochen macht noch keinen Eindruck, erst das dritte wird gehört. Der Vorhang hebt sich einen Meter hoch, so daß man hundert große Hühnerbeine sieht, dann senkt er sich nach einigem Zögern wieder. Ein Johlen, Pfeifen, Schreien, das nicht enden mag, ist die Antwort. Das ganze Theater wogt wie ein Meer und braust wie der Sturm; minutenlang, für den Sprecher des Prologs, der vor dem Vorhang steht und gegen die Brandung redet, wohl eine Ewigkeit. Sankt Anton predigte den Fischen gewiß mit mehr Erfolg, als

jener Unglückliche dem Publikum. Aber er kämpft sich durch, der Sturm verbraust, und allmählich hört man den Prolog; freilich ist er dann auch bald zu Ende. Das Spiel beginnt.

Mag über Chantecler wie immer geschrieben werden, Stimmung ist in dem Stück und vieles Hübsche. Der erste Akt ist reizend. Hätte Rostand nur ihn geschrieben, es wäre eine entzückende Tierfabel geworden. Aber stundenlang, — die Pausen in der Pergola eingerechnet, fast fünf Stunden lang! — nur Tiere zu sehn und zu hören, das ermüdet auch den, der mit der Absicht kommt, als Ersatz für die Längen des Stücks das italienische Volk im Theater zu studieren. Man konnte auch nur den ersten Akt genießen, denn während der andern wuchs die Erregung im Publikum — wie ferner Donner den Sturm vorbereitend, der nachher losbrechen sollte. So erschien mir dieses von französischen Schauspielern gespielte französische Stück eigentlich nur im ersten Akt französisch; das Publikum spielte nachher zu sehr mit, die Tierstimmen auf der Bühne wurden a temqo im Zuschauerraum parodiert, Chanteclers stolze, an der Rampe gesprochene Hahnenworte wurden applaudiert und da capo verlangt wie eine Bravour-Arie, — da wurde das Stück ein andres; es wurde — italienisch!

Von italienischer Luft durchweht und von den vielen kleinen Eigenheiten des Volkes durchdrungen, stellt sich uns sogar altes, bekanntes als etwas neues dar. Mehr als jedes andre Volk betont der Italiener hierin seine Nation. Wer hat je Wagner in Italien gehört? Ich hätte darauf wetten mögen, der Tannhäuser, den man hier neulich gab, wäre von Spontini oder sonst einem . . . ini, hätte nicht ausdrücklich auf dem Programm gestanden: Dramma lirico dal Maestro Ricardo Wagner.

So wurde auch Chantecler italienisch. Nach drei Stunden hatte ich mich langsam daran gewöhnt; mir wars, als wüßte ich nun alles und könnte getrost nach Hause gehn. In meiner Hand kokettierte meine Uhr mit mir, sie zeigte auf halb zwölf und meinte, das wäre wohl spät genug. Aber mich reizte noch der Schluß des Stückes. Der Schluß nach dem Fallen des Vorhangs! Deshalb blieb ich.

Der letzte Akt glich nur mehr einer Pantomime, von irgendwelchen Stimmen auf der Bühne war nichts zu hören. Man sah, wie durch das Auf- und Zudrehn der elektrischen Bühnenlampen die Nacht ruckweise vorrückte, sah den grünen Scheinwerfer als Mond plötzlich mitten im Geäst stehn, sah die Tiere kommen und gehn und wie sie den Mund zum Sprechen öffneten; aber es war, als geschähe es hinter einer großen Glaswand, oder als wäre man im Kinematographen. Der Lärm um mich her übertönte alles.

Man den letzten Akt lediglich zum Fortgehn benutzt; laut rufend nahm man von Freunden und Bekannten Abschied. Nur wer pfeifen konnte, blieb. So wenigstens schien es mir, denn zum Schluß war auch nicht einer, der nicht pfiff. Wenn Trambahnen schnell um Kurven fahren, Lokomotiven in Bahnhofhallen pfeifen und Autos dazu schnaufen, so gibts wohl einen ähnlichen Lärm.

E. von Busse (dzt. Florenz)

Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau

Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum erstenmal herausgegeben von Heinz Amelung. In zwei Bänden. Insel-Verlag, Leipzig.

Eine jede neue Sammlung von Romantikerbriefen muß im höchsten Grade willkommen sein, denn grade für die Romantik sind die Briefe noch viel zu wenig zum Ausmaß der innern Wahrheit der ganzen Richtung bewahrt worden, besonders weil man damals im Briefschreiben noch ein gut Teil der dichterischen Betätigung sah.

Kränze von dunkelschönen Blumen, duftend von „Gefühl“ und Liebe, windet Clemens Brentano seiner Sophie, in Sätzen hoher musikalischer Schönheit, tönend in hellen und klagenden Akkorden, oft unterbrochen durch Koboldsgekicher und freches Faunslachen, in Worten von höchstem romantischem Reiz, aber auch von echtester romantischer Nichtwahrheit, denn für ihn war es deriqueur, im Gefühl zu schwelgen und in tiefer Rührung über die Schönheit des eignen

Innenlebens ohne der heiligsten, stillsten Tiefen der eignen Seele zu schonen — die Träne im Auge nicht zu zerdrücken.

In der ersten Phase ihres Verkehrs zeigt sich Sophie in der liebenswürdigen Oberflächlichkeit des schöngeistigen Weibes, die sich gern als Tiefe gibt, zurückhaltend und abweisend gegen den stürmisch verlangenden Clemens, mit dessen grünen Gefühlen sie ein klein wenig herzlos spielt. Es gelingt Clemens, ein Wiedersehn zu erzwingen, nicht zuletzt durch einen ungeheuer frechen, aber genialen Brief, und sie zu erringen, trotzdem sie nach ihrer unglücklichen Ehe mit Mereau und einer kleinen Liebesodyssee nur Frieden wollte. Clemens Drängen auf dauernde, gesetzliche Vereinigung bleibt gleich stark, und es ist rührend, zu beobachten, wie Sophie bei starkem Widerstreben gegen eine Ehe, das sie schon im Blütenalter der Empfindung gezeigt hatte und das sich ihr nun verstärkte, weil sie, acht Jahre älter als Clemens, ihn nicht fesseln wollte und wohl auch mit nur zu gutem Grund seine Unbeständigkeit fürchtete, immer liebender, hingebender, vertiefter wird, je näher sie der Gewißheit kommt, daß sie Mutter wird. Dann hat sie das Kreuz, Clemens Brentanos Gattin zu sein, willig auf sich genommen und tapfer getragen, wenn ihr Herz sich anfangs auch noch auflehnt gegen die oft brutale Grausamkeit, mit der Clemens sie quält. Denn er, der sie wieder und wieder auffordert, sein „Gefühl" zu ehren und sein Innenleben herzt wie ein krankes Kind, vergaß unter dem düstern Verhängnis, grade denen, die er am meisten liebte, am wehesten tun zu müssen, ihr gegenüber oft der einfachsten Rücksichten des Takts und der Ritterlichkeit, wenn er mit ihren Briefen und ihren Gefühlen bei andern hausieren ging. Auch an der Entstehung des Klatsches, der sie beide zu Zeiten belustigte, Sophie aber auch bitterstes Weh schuf, ist Clemens nicht unschuldig. — In ihrer Ehe kommt dann das furchtbare Verhängnis seiner innern Unstetigkeit wieder über ihn, das ihn die Ruhe ihrer beglückenden Verbindung als tote Fessel empfinden läßt. Der Unselige fordert, wie alle schwachen Männer, von der geliebten Frau, ihn zum Frieden, zur Vollendung seines selbst, zu höherm Schaffen hinzuführen. Und da er von ihr nicht empfängt, was er nur selbst sich hätte leisten können, empfindet er sie als ein Wesen niederer Ordnung und bürdet ihr würdelos die ganze Schuld auf. Dabei war der Abstand zwischen ihnen gar nicht groß, Sophie, die sanfte, gute war durch die Leiden der Liebe zu einer großen Tiefe herangereift. Kaum ist er dann von ihr getrennt, so verzehrt sich dieser Don Quixote, wie Sophie selbst ihn nennt, in brennender Sehnsucht, aber auch in kleinlicher Eifersucht nach ihr. Die spätern Briefe zeigen mehr Gleichmäßigkeit. Mit Sophies Tode endigt Clemens glücklichste Zeit, denn sie hat ihm Glück gegeben, soweit dieser Unselige Glück überhaupt empfangen konnte. — In ihren Briefen, die oft ein lustiges Versspiel sind, stehn neben ermüdenden Gefühlstiraden köstliche Schilderungen von Reisen, Menschen usw., in denen besonders Clemens amüsant, boshaft, ja gelegentlich von Herzen unanständig sein kann. Höchst interessant sind Brentanos kecke Bemerkungen über Weimar, Goethe, Friedrich Schlegel, Savigny u. a. m. — Aus langer, unberechtigter Haft sind diese Briefe erlöst, und wir werden Amelung und seinen Eideshelfern danken, daß sie zu Ende. Grobe Irrtümer früherer Bearbeiter, die diesen Schatz unkontrolliert nicht ausreichend benutzt haben, konnten berichtigt werden. Amelung gibt in seiner zurückhaltenden Einleitung wichtige Citate aus andern Briefen Brentanos, die manche große Worte Clemens an Sophie erst ins richtige Licht setzen. In den Anmerkungen, die durch Ausweiten noch gewinnen könnten, ist Sophies Tagebuch glücklich benutzt. Die traditionell geschmackvolle Ausstattung durch den Insel-Verlag erhöht neben der Reproduktion der Tieckschen Brentanobüste und eines bisher unbekannten Bildes Sophies den Wert dieser schönen Gabe von intimem Reiz, die nur denen, die eigenwillig oder unzarten Herzens sind, als ungeeignet zur Publikation oder zu intim erscheinen kann. Prof. Dr. Rudolf Pechel.

Menschenraub in Sizilien

Es sind nunmehr genau fünfunddreißig Jahre verstrichen, daß der Calabrese Giovanni Nicotera als Minister

des Innern in feierlicher Audienz dem König Viktor Emanuel II. die Waffen des letzten Briganten auf Sizilien überreichte. Nicotera hat bald darauf seinen Ministersessel den Sizilianern Crispi und Di Rudini eingeräumt, diese wurden von den Norditalienern Gelloux, Giolitti und Luzatti abgelöst; aber das Brigantentum auf der schönen und unglücklichen Insel ist bis zur Stunde nicht verschwunden. Der am 8. April zu Salermo begonnene und am 2. Juni geschlossene Prozeß gegen vier Mörder und drei Helfershelfer hat eine himmelschreiende Missetat enthüllt. Die Strafsache begann mit der Verlesung eines Briefes. Das Schreiben eines den sichern Tod durch Mörderhand voraussehenden Jünglings bildet immer ein document humain psychologischer und ethnographischer Art; es lautet:

Eltern, Brüder u. Schwestern!

Sechs Unglückliche haben mich festgeommen, und ich muß mein Leben lassen. Wenn Ihr für Euern lieben Sohn Eduard ein Herz habt, müßt Ihr so schnell wie möglich 5000 Lire schicken. Zuerst haben sie 10000 verlangt, sich aber dann mit 5000 zufriedengegeben. Geschieht das nicht, so rauben sie mir das Leben.

Eltern, Brüder und Schwestern, habet Mitleid, bedenkt, in welcher Lage ich mich befinde. Suchet alle Mittel zusammen, versucht auf alle Arten, das Geforderte baldmöglichst zu schicken.

Habet Mut, noch bin ich bis jetzt von dem ärgsten verschont. Aber da ich nicht mit Euch sprechen kann, sehe ich in allem den Schatten des nahen Todes. Mitleid! Mitleid! Nehmt ein Darlehen auf, mit der Zeit werden wir es heimzahlen können. Der Brief darf nicht als Geldbrief versichert werden, sondern ist einfach zu adressieren an Herrn Castrogiovanni A. Peters Sohn in Pizzi.

Handelt so rasch wie möglich und vermeidet peinlich, daß die Gerichtsbehörde ein Wort erfährt, sonst wird mein Leben ausgelöscht. Wenn auch der angegebene Name des Adressaten nicht existiert, so wird gleichwohl der Brief richtig befördert werden, das ist mehr als sicher. Wenn Ihr aber die Justiz anruft, braucht Ihr kein Geld zu schicken; denn sie werden mir dann sicher das Leben nehmen. Ich bitte Euch um Euern Segen und küsse Euch das letztemal. Euer getreuer Sohn Edoardo."

Dieser Brief kam am 18. Oktober 1905 in die Hände des prakt. Arztes Dr. Carlo Martino in Corleone, dessen Sohn am 16. vorm. 9. einen Ausflug auf dem Rad zu einem Kameraden in Pizzi gemacht hatte. Der unglückliche Vater machte die Räuber in einem rührenden Briefe vergeblich auf das zerrissene Schuhwerk und die ärmliche Wäsche und Kleidung seines Sohnes aufmerksam, der weder eine Uhr noch auch nur eine Lira in der Tasche habe. Er selbst habe eine gänzlich unbemittelte Familie mit neun Kindern zu ernähren und erhalte, da das abgelaufene Jahr schlecht war, keine Bezahlung von den Patienten. Dieser Brief des Vaters kreuzte sich mit einem Schreiben des Sohnes an seine Mutter, worin mit herzzerreißenden Klagen die Erpressungssumme auf 2000 Lire ermäßigt worden war. Am 19. machte der verzweifelte Vater die Anzeige bei der Polizei, die alsbald einen 50 Lire-Schein vorschoß, um den Abholer des Briefes verhaften zu können. Der 19jährige Adressat Salvatore Fucarino wurde festgenommen, schwieg aber wie das Grab. Die Omertà (die Ehre des Muffiosen) gebot Schweigen, später simulierte er Wahnsinn und wurde zu seiner Beobachtung in ein Irrenhaus gebracht, wo er mit der Zeit dann auch richtig geworden ist. Die Voruntersuchung dauerte 4 Jahre und 7 Monate und ergab folgendes Resultat: Der festgenommene Edoardo war irrtümlich für den Sohn eines reichen Grundbesitzers gehalten worden. Die sechs Briganten unter Führung ihres Hauptmanns G. Malacuso schleppten den Gefangenen in ein Holzlager, wo sie ihn den ersten Brief schreiben hießen, und dann zu einem Heuschober, wo der zweite Brief verfaßt wurde. Als die Festnahme Fucarinos erfolgt war, transportierten Malacuso, Picataggi und Linastra ihren Gefangenen auf den Berg Mangiotta; dort wurde er erschossen, es waren ihm dabei von den Unmenschen die Augen nicht verbunden worden. Die Leiche wurde in eine Schlucht geworfen und mit Geröll

und Felstrümmern bedeckt. Von den 10 Verbrechern wurden 4 zu lebenslänglichem Zuchthaus, 3 Helfershelfer zu 6—8 Jahren Gefängnis verurteilt und der geisteskranke Fucarino einem kriminellen Irrenhaus überwiesen; die Führer der Bande entkamen ins Ausland, und G. Mucaluso zeigte im Namen der Anarchisten von Patterson dem Untersuchungsrichter an, daß binnen kurzem der Abgesandte der „Schwarzen Hand" abreisen werde, um an jenem Richter die beschlossene Hinrichtung zu vollziehn. Das Schreiben war gezeichnet: James Joseph. — Der Richter wurde sofort versetzt, denn die Maffia pflegt ihr Wort zu halten.

Dr. Franz Lipp (Rom).

Finanzpolitisches.

Die Zahlungsschwierigkeiten des Kunstsalons Keller & Rainer und der Verlags-Buchhandlung Hermann Paetel in Berlin haben das Publikum außerordentlich erschreckt. Die Leute, die gewohnheitsgemäß das Gras wachsen hören, haben es freilich längst gewußt. Man begreift nur eins schwer: Wenn die Eingeweihten seit Jahren den Zusammenbruch kommen sahn, wieso gibt es dann immer so und so viel Leidtragende bei diesen wirtschaftlichen Begräbnissen, wie kann ein Institut wie die Deutsche Bank bei einem Kunstsalon $^1/_2$ Million Mark verlieren? Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder kochen unsre größten Finanzinstitute auch nur mit Wasser, traun allzusehr dem Schein und lassen sich von einer saubern Äußerlichkeit imponieren oder aber die Informiertheit der „eingeweihten Kreise" ist ein schlechter Treppenwitz. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die zweite Möglichkeit für unsre wirtschaftlichen Verhältnisse die weitaus angenehmere ist. Bei der nächsten Generalversammlung müßten sonst die Aktionäre der Deutschen Bank die Verwaltung in der deutlichsten Form wissen lassen, daß sie doch genau genommen auch das merken mußte, was die Spatzen auf allen Dächern längst gepfiffen haben. Die halbe Million, die die Deusche Bank bei Keller & Rainer einbüßt, macht es bei dem Umfang der Geschäfte unseres vornehmsten Bankinstituts gewiß nicht aus. Es ist das System der Schwerhörigkeit, das aufs schärfste zu beanstanden wäre. Bei der Anlage eines größern Kapitals könnte es ja noch leichter passieren, daß sich die Verwaltung keinen genügenden Einblick in die Geschäfte zu sichern weiß.

Für das Publikum war der Ruf der Firma Keller & Rainer jedenfalls untadelig. Nicht selten kamen die Kaiserin und andre Mitglieder des Hofs, und pünktlich standen die hohen Besuche in der Zeitung. Wenn diese hohen Besuche noch nicht so viel Käufer anziehn, daß ein Kunstsalon auf der Potsdamerstraße in einem eigenen Hause leben kann, dann ist die Kunst heutzutage wahrhaftig kein Geschäft mehr, und daran wird jetzt wahrscheinlich selbst die Deutsche Bank glauben.

Womit kann man heutzutage überhaupt noch Geschäfte machen? Mit Kunstsalons jedenfalls nicht! Diese Erkenntnis hat sich bei den Gläubigern von Keller & Rainer bereits festgesetzt. Wie wir hören, betragen die Passiven der Firma etwa eine Million Mark. Die Aktiven sind fast mit null zu bewerten. Die vorhandene Ware ist nämlich Kommissionsgut, die Einrichtung ist in die Wände eingebaut — beim Umbau war die Modernität so gedacht, daß sie die Ewigkeit selbst um einige Tage überleben sollte. Für die Gläubiger — die Deutsche Bank, etliche Lieferanten und die Herren Oppenheim, die Eigentümer des Hauses — ist also nichts zu holen — so rein gar nichts, daß wegen absoluten Mangels an Aktiven kaum das Konkursverfahren eröffnet werden könnte, weil die Kosten des Konkursverwalters aus der Masse nicht zu decken wären. Trotzdem bieten einige neue Interessenten den Gläubigern 25 Prozente. Sie kaufen — der Zwangsausgleich wird sicher geschlossen werden — für ihre baren 250000 Mark ganz allein den leeren Namen der Firma. Wie man ferner erzählt, wird nach dem Abschluß des Vergleichs der bisherige alleinige Chef des Hauses, Herr Keller, an das Ende seiner Herrschaft glauben müssen. Die Gläubiger haben triftige Gründe, ihn für einen weltfremden Idealisten zu halten. (Sein früherer, sehr kapitalkräftiger Sozius, Herr Rainer, hat sich vor etlichen Jahren zurückgezogen und eine weit weniger kostspielige Beschäftigung gefunden.) Wenn wir richtig informiert sind, wird der Kunstsalon Keller & Rainer im Herbst dieses Jahres schon ein gutgehendes — Möbelgeschäft sein. Mit dem guten Namen des Kunstsalons soll sich dergleichen leicht machen lassen. Ganz

umsonst wüden also die kommenden Männer eine Viertelmillion doch nicht bezahlen. Ihre unabänderliche Meinung ist es aber, daß ein Kunstsalon in diesen erregten Zeiten nicht anders als von Staatswegen lebensfähig wäre und eine Existenzberechtigung habe.

Auch der Zusammenbruch des Hauses Paetel ist für Aestheten wenig tröstlich. Der alte Geheime Kommerzienrat hat seinerzeit ein Vermögen von drei Millionen Mark hinterlassen, und ohne besonders kostspielige Passionen zu besitzen, hat der Sohn sein großes Erbe verloren und dabei noch die ganze Familie in den finanziellen Abgrund mitgezogen. Ein großer Druckereibetrieb der Firma in Zossen — er war wegen des 30 %igen Lokalzuschlags des Druckerpersonals in den Großstädten als wirksame Konkurrenz gegen die Berliner Werkdruckereien gedacht — ist zuerst zusammengebrochen. Die andern Unternehmungen folgten.

Die Ursachen des Paetelschen Zusammenbruchs sind leicht zu ermitteln: Es wurde dort zu vornehm, zu ruhig, zu sorglos gearbeitet, man ging zu langsam mit der Zeit mit, die hastet und drängt und mit ihren Reklamen grellend schreit. Der Krach der Paetelschen Unternehmungen kann also höchstens Gefühle über die Vergänglichkeit dreier irdischer Millionen auslösen, nicht aber ein Anlaß zur Verzweiflung sein. Das Geld liegt heute freilich nicht mehr auf der Straße, aber wenn man tief gräbt, findet sich noch manches.

*

Bei der Hotelbetriebs-Gesellschaft Conrad Uhls Hotel Bristol-Zentralhotel, Berlin, liegt jetzt der Vorstandsbericht vor, der konstatiert, daß die über den Bedarf hinaus entstandene Konkurrenz an Hotels und Restaurants in Berlin die Geschäfte der Gesellschaft auch während des abgelaufenen Geschäftsjahres weiter beeinflußt habe. Es wird eine Dividende von 5 % auf die Vorzugsaktien und von 9 % auf die Stammaktien vorgeschlagen. Herr von Rheinbaben hat mit seinen beweglichen Klagen über die schwere Unterbringung der preußischen Anleihen nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv Recht: Es ist wahrhaftig wunderbar, daß die Rentiers die preußischen Staatspapiere links liegen lassen und sich auf die Industriepapiere werfen. Was für ein Vergnügen ist das aber, noch Aktien einer Hotelgesellschaft zu besitzen und 5 % Dividende zu beziehn — nebst dem Trost auf den Segen des nächsten Jahres?

*

Die österreichische und die ungarische Regierung haben in den letzten Tagen wegen der Verlängerung des Privilegiums der österreichisch-ungarischen Bank verhandelt. Die Verhandlungen haben, wie nun aus sehr zuverlässiger Quelle verlautet, zu dem Ergebnis geführt, daß das Privilegium bis zum Jahre 1917 verlängert werden wird. Bekanntlich handelte es sich bei der letzten ungarischen Krise um nichts anderes als um die Erhaltung oder Trennung der Bankgemeinsamkeit. Herr von Justh, der Führer der Radikalen in der Unabhängigkeitspartei, war für die sofortige Aufhebung der Bankgemeinsamkeit und trennte sich von dem obersten Führer der Unabhängigen, Ludwig Kossuth, der für die vorläufige Aufrechterhaltung des Bankprivilegs war — und zwar nicht so sehr aus dem sachlichen Grunde, daß Ungarn ohne das hochangesehene, den beiden zu intimer Feindschaft verbundenen Staaten gemeinsame Bankinstitut im Auslande bedeutend leiden müßte, sondern in dem ehrgeizigen Wunsch, der Ministerpräsident eines Kaisers zu werden, den sein Vater einst unter dem Jubel der madjarischen Bevölkerung für abgesetzt erklärt hat. . . . Nun ist es aber anders gekommen: Die Scharen Jusths und Kossuths sind nahezu aufgerieben, und das Privileg der gemeinsamen Bank wird um fünf Jahre verlängert. Warum nur für fünf Jahre? fragt man im Auslande. Die beiden hohen Regierungen könnten darauf die melancholische Antwort geben, daß auch die Herrlichkeiten einer Regierungspartei nicht ewig dauern und daß in Oesterreich-Ungarn nichts so bleibend ist wie der Wechsel und nichts so permanent wie das Provisorium.

Theobald.

Musikbeigabe

4. Sehnsucht.

(P. Heyse.)

Robert Kahn, Op. 42.

Moderato.

Gesang.

Piano.

p

con Ped.

Der Tag wird kühl, der Tag wird blass, die Vö - gel strei - fen ü - ber's Gras. Schau, wie die Hal - me schwan - ken von ih - rer Flü - gel Wan - ken und lei - - se weh'n ___ ohn' Un - - ter - lass.

p dolce

pp

p

Und a - bends spät die Lie - be weht. ob meines Her - zens Ro - sen-beet,

dolce

pp

die Zwei - ge zit - tern und be - - ben, und hol - de Ge - dan - ken

pp

sempre pp

we - - ben sich in mein heim - - - - lich Nacht - ge -

animato
più f espr.

bet. Du fer - nes Herz, komm' zu mir bald, sonst

p — animato — più f

wer - den wir bei - de grau und alt, sonst wächst in mei - nem

p

string.

Her - zen viel Un - kraut, Dorn und Schmer - - - - zen,

string. — espr. — f

rit. *p* sosten. rit.

die Nacht ___ wird lang, ___ die Nacht wird

rit. sosten. *p* rit.

a tempo

kalt. ___

a tempo *pp*

Zu unsrer Musikbeigabe

Robert Kahn

Seit beinahe zwanzig Jahren hat der Name Robert Kahn im deutschen Musikleben einen guten Klang, insbesondere ist dieser Tonkünstle in Berlin angesehn. Hier vergeht zur Konzertzeit selten eine Woche, in der nicht ein oder das andre seiner Werke, vor allem seiner Lieder, zur Aufführung kommt; oft begegnen wir ihm auch als Klavierspieler, sei es, daß er eine Berühmtheit auf dem Gebiet des Gesanges, wunderbar sich anschmiegend, begleitet, sei es, daß er in Kammermusikkonzerten mitwirkt; oft, trifft man ihn aber auch an der Seite einer kaum zu übersehenden Gemahlin als Zuhörer an, natürlich meist nur dann, wenn ein wirklicher Kunstgenuß, wie z. B. stets in den Konzerten des Ochsschen Philharmonischen Chors, zu erwarten ist. Unter den in Berlin zurzeit lebenden Komponisten steht er jedenfalls oben an.

Geboren ist er als Sproß einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Mannheim am 21. Juli 1865. Schon sehr früh zeigte sich bei ihm eine außerordentliche musikalische Begabung und auch die Neigung, sein Leben ganz der Musik zu weihn. Ernst Frank, der hochbegabte Komponist, den ein schweres Nervenleiden vor der Zeit hinwegnahm, wurde sein Klavierlehrer, während Vincenz Lachner allwöchentlich von Karlsruhe herüberkam, um den Knaben in der Theorie zu fördern; ihm verdankt Kahn, was er bei jeder Gelegenheit immer hervorhebt, auch als Mensch ungemein viel, vor allem aber die selten meisterhafte Beherrschung der von den Klassikern überkommenen musikalischen Formen; daß in diesen auch ein modern denkender Künstler seine Ideen zur Genüge zum Ausdruck bringen kann, das beweist u. a. auch jedes Werk Kahns. Da Vincenz Lachner seinem ganzen Fühlen und Denken nach sich zur romantischen Schule bekannte, so war es ganz natürlich, daß er seinen Schüler hauptsächlich für Mendelssohn und Schumann begeisterte.

Zur Vollendung seiner musikalischen Studien ging Robert Kahn, nachdem er die Unterprima des Gymnasiums absolviert hatte, im Herbst 1882 an die Berliner Hochschule für Musik. Hier trieb er besonders bei Friedrich Kiel strengen Kontrapunkt; leider war dieser hervorragende Lehrer, dessen Kompositionen gar nicht genug der Beachtung empfohlen werden können, damals schon recht leidend, so daß sein Einfluß auf Kahn nicht gerade sehr fühlbar wurde; trotzdem blieb dieser zwei und ein halbes Jahr auf der Hochschule, weil er sehr oft Gelegenheit hatte, Josef Joachims wunderbares Geigenspiel zu hören und an dessen Vortrag sein eigenes Klavierspiel bilden konnte. Im Jahre 1885 wandte er sich nach München, vor allem um hier von Hermann Levi zu profitieren, ließ sich dann aber doch noch bestimmen, ein Jahr lang Schüler des an der Königl. Musikschule wirkenden bedeutenden Theoretikers Josef Rheinberger zu werden; unter dessen Augen entstand seine erste Sonate für Violine und Klavier op. 5, ein von leidenschaftlicher Kraft erfülltes vornehmes Werk, das sofort nach seinem Erscheinen große Beachtung fand und auch noch heute dieser durchaus wert ist.

Bei der ersten Aufführung der vierten Sinfonie von Brahms in Mannheim war Kahn diesem Meister näher getreten; um von ihm eine neue Anregung zu empfangen, ging er im Winter 1887 nach Wien, war aber viel zu bescheiden, um bei Brahms direkt Stunden zu nehmen, obwohl dieser ausnahmsweise dazu geneigt war, und auch seiner Aufforderung zu folgen, ihn auf einer italienischen Reise zu begleiten. Das Militärjahr führte ihn nach Mannheim zurück; gleich darauf

wandte er sich wieder nach Berlin; hier trat er immer mehr in Fühlung mit Joachim, der auch sein Streichquartett op. 8 aus der Taufe hob; hier hatte er auch die große Freude, daß Hans von Bülow seine bisher übrigens ungedruckt gebliebene Orchester-Serenade aufführte. Beziehungen, die er noch von Mannheim her zu Emil Paur hatte, veranlaßten ihn, nachdem er zwei glückliche Jahre in Berlin verlebt hatte, nach Leipzig zu gehn, um an der dortigen Oper unter Paur als Korrepetitor sich mit der Technik des Opernwesens vertraut zu machen, aber das Theaterwesen behagte ihm ganz und gar nicht; dagegen fand er sehr viel Freude an der Leitung eines Frauenchors, den er hauptsächlich aus Schülerinnen von Thekla Friedländer gründete und erfolgreich auch der Oeffentlichkeit vorstellte. Im Jahre 1894 folgte er einem Rufe an die Kgl. Hochschule für Musik nach Berlin, zunächst nur als Stellvertreter, übernahm aber bald einen Teil des Ensemble- und Theorie-Unterrichts, ohne sich jedoch (auch bis heute) entschließen zu können, eine volle Lehrstelle mit allen ihren Pflichten zu bekleiden, ein Entschluß, der im Interesse seines eigenen Schaffens nur zu billigen ist. Vor kurzem hat er einen kleinen Privatchor gegründet, mit dem er sich vornehmlich in das Studium der Bachschen Kantaten vertieft.

Seine größten, besten und reifsten Gedanken hat Robert Kahn bis jetzt in Kammermusikwerken niedergelegt; davon sind bisher im Druck erschienen drei Klavierquartette, vier Klaviertrios, drei Sonaten für Klavier und Violine sowie eine für Violoncell und Klavier. Dazu kommen noch kleinere Stücke für die beiden zuletzt genannten Besetzungen, einige Stücke für Klavier, zwei- und vierhändig, Frauenchöre, „Mahomets Gesang" für gemischten Chor und Orchester, einige Duette sowie eine große Anzahl von Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung auch ein Heft Lieder, mit Begleitung von Klaviertrio.

Wenn auch Kahn im allgemeinen als ein Epigone der romantischen Richtung angesehn werden kann, so fühlt er sich doch schon zu sehr als modernen Menschen, um sich nicht dem heutigen Geschmack in seiner Tonsprache anzupassen; allerdings geht er nicht soweit, daß er von der neuerdings geradezu revolutionär in der Musik wirkenden Richard Straußschen Richtung das Heil der Zukunft erwartet. Sein Hauptziel bleibt immer edle Melodik in gewählter Fassung. Wie vortrefflich er diesem Ziel nachgeht, davon legt sein hier gebotenes Lied „Sehnsucht" (op. 42 Nr. 4) beredtes Zeugnis ab. Wie wundervoll ist die Stimmung der einzelnen Verse Paul Heyses getroffen, wie sorgfältig ist jedes Wort deklamiert, wie fein schmiegt sich die Klavierbegleitung der nirgends überdeckten Singstimme an; wie reich und eigenartig ist auch die Harmonik!

Da Robert Kahn jetzt im besten Mannesalter steht, dürften wir für die Zukunft noch viel von ihm zu erwarten haben.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Aus Hof und Gesellschaft

Der preußische Gesandte in Buenos-Aires

Nachdr. verb.

Der bisherige vortragende Rat im Berliner Auswärtigen Amt Geheimer Legationsrat Freiherr von dem Busche-Haddenhausen wurde zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister von Buenos-Aires ernannt. Hilmar Freiherr von dem Busche-Haddenhausen kehrt somit als Vertreter des Deutschen Reiches an einen Platz zurück, woselbst er sich als Legationsrat, damals bei der Botschaft in Washington tätig, 1899 mit Maria Eleonore Martinez de Hoz vermählte, sodaß ihm von dem neuen Amt ein Wirkungskreis überwiesen wird, dessen Verhälnisse dem nunmehrigen Gesandten nicht unbekannt sind. Mit dem Brauche der Bismarckschen Zeit, in der man Ehen von Diplomaten mit den Töchtern des betreffenden Landes nicht gern sah, ist bebekanntlich schon mehrfach gebrochen worden, sodaß in diesem Falle kein novum geschaffen wird, jedenfalls wird der Tausch besonders für Baronin Busche vielerlei Annehmlichkeiten bringen, und ihre Vaterstadt Buenos Aires, wo sie 1875 geboren wurde, dürfte ihre hochgestellte Tochter als Exzellenz um so lieber wieder in ihren Mauern aufnehmen. Hilmar Karl Ernst Gustav Georg William von dem Busche-Haddenhausen ist der am 31. Januar 1867 in Hannover geborene älteste Sohn des 1882 verstorbenen Vize-Ober-Stallmeisters des Herzogs von Cumberland Julius von dem Busche nnd dessen gleichfalls verstorbenen Gemahlin Mathilde, verwitweten Rocheid of Inverleith, geborenen von Salviati. Vom Vater erbte Dr. jur. Hilmar v. d. Busche, der jetzige deutsche Geschäftsträger, das seit 1817 im Besitz der Familie befindliche Gut Liethe im Kreise Neustadt a. R. Seine jüngere Schwester Mary ist seit 1891 die Gemahlin des fürstlich schaumburg-lippeschen Landrates in Bückeburg Emil v. Hinüber, der einzige Bruder beider, Georg, steht als königlich sächsischer Hauptmann in Döbeln, er ist mit Gabriele geborenen Freiin von dem Busche-Ippenburg vermählt. Der preußische Gesandte entstammt der 2. Linie „Lohe" seines Geschlechtes, die sich in zwei Aeste teilt, von diesen gehört er dem 1. Ast: vormals Haddenhausen an, dem wiederum zwei Zweige entsproffen sind. Dem erwähnten Ast „Oppelten" entsproß der Urgroßvater des Diplomaten, der als kurhannoverscher General der Infanterie und Gouverneur von Hameln am 11. Dezember 1794 im Treffen an der Waal fiel. Dieser Georg Wilhelm Freiherr von dem Busche-Haddenhausen war in erster Ehe kinderlos mit Johanne geborenen von dem Busche-Hünnefeld vermählt, sie starb 1764 zu Osnabrück. 1769 ging Georg Wilhelm dort eine zweite Ehe mit Dorothea geborenen Freiin von Hammerstein-Equord ein, die ihm 1772 einen Sohn, Ludwig, gebar, der mit Elise geborenen van Malorti die Linie „Lohe" fortsetzte. Die von dem Busche entstammen dem Osnabrückschen Uradel und erhielten die preußische Genehmigung zur Führung des Freiherrntitels d. d. Gastein 21. Juli 1884. Aus dem ältern Zweige der Freiherrn von dem Busche-Ippenburg wurde Julius von seinem Oheim, einem Herrn von Kessel, zum Erben eingesetzt, er fügte 1825 mit Genehmigung König Friedrich Wilhelms III. seinem Familiennamen den von Kessel hinzu; am 15. Oktober 1840 wurde er bei der Erbhuldigung zu Berlin von König Friedrich Wilhelm IV. in den Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben. Graf Julius von der Busche-Ippenburg, genannt von Kessel, vermählte sich 1828 mit Thora geborenen Gräfin von Bernstorff. Der zurzeit auf Ippenburg residierende 4. Graf von dem Busche ist erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, sein einziger Bruder unter acht Geschwistern ist Freiherr Albrecht, der in Hannover bei den Königs-Ulanen steht, beide sind noch unvermählt.

Die Familie des neuen preußischen Ministers des Innern

Nachdr. verb.

Der Nachfolger des Herrn v. Moltke im preußischen Ministerium des Innern, Nikolaus Michael Louis Hans von

Dallwitz, ist der jüngste Sohn zweiter Ehe des 1876 verstorbenen Wolff von Dallwitz, Herrn auf Belmsdorf, Groß-Leipe und Mangschütz im Kreise Brieg, der sich erstmalig mit Anna geborenen von Mutius vermählte. Nach ihrer Scheidung heiratete Frau von Dallwitz Herrn Theodor Grzesiewicz. In zweiter Ehe war der Vater des Ministers mit Fanny geborenen Freiin von Plotho verheiratet. Dieser Verbindung entstammt noch eine ältere Schwester, Magdalene, Witwe des Grafen Max von Rödern, Dessau. Hans von Dallwitz wurde am 29. September 1855 zu Breslau geboren, er blieb unvermählt. Daß die Dallwitz eines Stammes mit den Schaffgotsch sind, wurde bisher nicht erwähnt. Der Ursprung des letzteren Geschlechts ist bekanntlich in Süddeutschland zu suchen. Im dreizehnten Jahrhundert zeigen sich die Schaf (Scaf – Scof vordem) in Thüringen und Meißen, den Lausitzen und in Schlesien. Zu jener Zeit führten diese Ritter nach ihren verschiedenen Sitzen und Schlössern bald den Namen Solgast (nicht zu verwechseln mit dem des Geschlechts Salgast!), Senftenberg, Mickenberg (de monte Myconis), bald Tancel und Jeser. Nach dem Jahre 1300 kommt in Lausitzischen Urkunden aber auch der Name Dalwic- oder Dalwicz-Schof häufig vor. Da nun die zurzeit blühende Familie der Dallwitz noch heute ein Wappen führt, das genau mit dem der alten Schoffe übereinstimmt, auch die Kotzau im Voigtlande werden ihres Wappens wegen für Stammverwandte gehalten, so ist das Geschlecht der Dallwitz nach obigem mit dem der Schaffgotsch unbedingt als eines Stammes anzusehn. Daß diese Stammesbrüderschaft auch nach Polen hinüberweist, sei der Genauigkeit wegen noch erwähnt, wenigstens sollen die Fürsten Junosza-Zaluski und die Grafen Junosza-Podoski und Karnkowski nähere Nachrichten über ihre Abstammung von den deutschen Dallwiecz-Schof besitzen. Von deutschen Geschlechtern besitzt das Wappen der von Loffelholz in Nürnberg und die Gondorfe in Böhmen. Uebereinstimmung mit dem Stammwappen der Schoffe, desgleichen das des einst weitverzweigten Patrizier-Geschlechts der Ritter Schaff von Ziebendorf in Breslau. Wie schon angedeutet, entstammen die Dallwitz dem meißnischen Uradel, der mit Henricus de Talwiz 1266 erstmalig urkundlich erscheint. Dieser erhielt von Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen zu Meißen, die Güter Talwiz im Lützen zu Lehen. Das mehrfach erwähnte Wappen zeigt in Silber vier rote Pfähle, auf dem Helm mit rotsilbernen Decken erscheint vor einer grünen Tanne ein silbernes Lamm mit einem roten Halsband, an dem eine goldene Glocke hängt. Die Geschlechter derer von Rothenburg, von Wiedebach, vom Bomsdorf, von Pilgramm, von Löben, von Gersdorff sind u. a. durch Heirat mit den von Dallwitz seit Jahrhunderten verschwägert. So vermählte sich Hans Maximilian v. Dallwitz, † 1642, Herr auf Starzeddel, Kohlo, Jeschke und Rejchen, Landesältester des Kreises Guben, mit Anna Margarete von Gersdorf aus dem Hause Rödern.

Die Zulassung von Damen zu den Olympischen Wettkämpfen

ist bei dem vor kurzem in Luxemburg abgehaltenen diesjährigen Kongreß des Internationalen Komitees der Olympischen Spiele beschlossen worden. Daß der diesbezügliche Antrag von Schweden gestellt worden ist, kann im Hinblick darauf, daß die Frauen im schwedischen Sportleben eine ziemlich aktive Rolle spielen, nicht weiter überraschen. In keinem andern Land vielleicht werden von den Frauen mit größerm Eifer körperliche Uebungen betrieben als in Schweden. Es ist denn auch durchaus begreiflich, daß man in Schweden, wo seit langem vom schwachen Geschlecht die politische Gleichberechtigung angestrebt wird, ebenso das Bestreben hat, die Frau an sportlichen Wettkämpfen mit dem Manne teilnehmen zu lassen. Bei den Olympischen Spielen in Athen 1906 und in London 1908 ist der Sport jedesmal auch von Damen vorgeführt worden, und zwar von dänischen Turnerinnen, deren Uebungen allseitig mit großem Beifall aufgenommen wurden. Handelt es sich nun lediglich um propagandistische Vorführungen, so kann man sich mit der Teilnahme der Damen an den Olympischen Spielen getrost einverstanden erklären. Anders sieht die Sache aber aus, wenn ein wirklicher Wettbewerb angestrebt wird. Hierzu ist das weibliche Geschlecht seiner natürlichen Veranlagung nach keineswegs im vollem Maße befähigt. Es fehlt der Durchschnittsfrau an Körperkraft, an Gewandtheit und Geistesgegenwart, und schließlich auch wohl

an Ausdauer, um sich lange Zeit vorher auf sportliche Leistungen vorzubereiten. Wenn einige Frauen auf diesem oder jenem Gebiet des Sports etwas Hervorragendes geleistet haben — z. B. Miß Kellermann als Schwimmerin, andre Damen als Lawn-Tennis-Spielerinnen — so wollen solche Beispiele, zumal sie sehr vereinzelt sind, gar nichts besagen. An einen ernsthaften sportlichen Wettbewerb des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht wird man vorderhand wohl nicht denken können. Anders würde die Sache liegen, wenn nur ein Wettbewerb der Frauen unter sich, jedoch im Rahmen der Olympischen Spiele. angestrebt würde, denn eine umfangreichere Teilnahme der Frau an Körperübungen als bisher würde überall nur freudig begrüßt werden.

Die Hofdame der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen

Nachdruck verboten.

Gräfin Maria von Schweinitz wurde zur Hofdame der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt. Die junge Hofdame ist mit ihrer Zwillingsschwester Magdalene am 8. April 1880 zu Breslau geboren; der kürzlich verstorbene Vater, Oberst a. D. Bolko Graf von Schweinitz, war mit Marianne Erdmuthe geborenen von Studnitz vermählt. Graf Schweinitz stand zuletzt als Kommandeur bei den 4. Dragonern in Lüben. Gräfin Maria entstammt der zweiten Linie (des Hauses Hermann) ihres Geschlechtes, deren Mitglieder sich wie die erste Linie „Grafen von Schweinitz und Krain, Freiherrn von Kauder" nennen. Die ersten Ahnen dieser alten schlesischen Familie kommen unter den Namen Schwenze, Schwenz, Schwentz und Schwynitz vor, auch Schwentitz nannte sich ein Vorfahr. Jacobus von Schwentz war im Jahre 1320 Rat der Herzogin Anna zu Liegnitz und Brieg, er wird in einer Urkunde von 1304 zum erstenmal erwähnt; auch ein Patzka von Schwentz war 1368 Rat am herzoglichen Hofe zu Liegnitz und Brieg. Die Stammreihe beginnt jedoch erst mit Haucke von Schwentze um 1350, von dem Heitzke von Schwentz abstammt, der seit 1381 als Herr auf Hölle und Würzsch genannt wird. Die verschiedene Schreibweise des Familiennamens war in jenen Zeiten leider üblich. Von den Nachkommen der Heitzke erscheint Hans im Jahre 1436 als Herr auf Seifersdorf und Vormundschaftsrat des Prinzen Friedrich zu Liegnitz. Ein Vorfahre namens Franz war 1483 Herr auf Hölle sowie fürstlich liegnitzscher Rat und Landrichter. Der erste, der unter dem heutigen Namen Schweinitz vorkommt, war Christoph II. (gestorben 1538), Vormundschafts- und Regierungsrat des Herzogs Friedrichs II. zu Liegnitz) Später wurde ein Christoph von Schweinitz Statthalter zu Glogau und Rat Kaiser Ferdinands I. Hans von Schweinitz, der 1562 herzoglicher Regierungsrat und Landeshauptmann in Liegnitz war, erfreute sich eines hohen Ansehens unter seinen Zeitgenossen, er gilt als der Stifter des ausgestorbenen Astes „Tscheplau", des noch heute in einem Ast „Kutscheborwitz" blühenden adeligen Geschlechts derer von Schweinitz, während die gräfliche Familie, der die kürzlich ernannte Hofdame angehört, dem 2. adligen Ast „Krain und Kauder" entstammt, dessen Stifter, George Schwentz (gest. 1592), Herr auf Petersdorf und (seit 1586) auf Krain, Ober- und Nieder-Kauder und Peterwitz war. Die gräfliche Familie geht auf Hans von Schweinitz, herzogl. braunschw. Obersten (gest. 1725), zurück, Herren auf Krain, Diebau, Hänichen und Weidorf, vermählt in erster Ehe mit Hedwig geborenen von Miltitz, in zweiter mit Margarete Eleonore geborenen von Bothmer. Nur aus zweiter Ehe hatte er Nachkommen, von denen Hans Julius mit Helene Hedwig geborenen von Schweinitz den Stamm fortsetzte.

Denkmäler für Sportsleute

sind in den letzten Jahren wiederholt errichtet worden. Chevalier Renée de Knyff, der bekannte französische Automobilist, der vor etlichen Jahren bei einem Rennen ums Leben kam, hat im vergangenen Jahre ein Denkmal erhalten, weil er zu jenen kühnen Fahrern gehörte, die seiner Zeit Frankreichs Ruhm im Automobilrennsport begründeten. Auch Blériot, der erste Ueberflieger des englischen Kanals, hat an der Stelle, an der er mit seinem Aeroplan landete, noch zu seinen Lebzeiten ein Denkmal erhalten. Nun ist als dritter im Bunde Capitain Webb hinzugetreten, der erste und bis jetzt einzige, dem es jemals gelungen ist, über den Aermelkanal zu schwimmen. Ein Denkmal für Webb ist vor einigen Tagen

in Dower enthüllt worden, an derselben Stelle, von der aus der waghalsige Schwimmer einst seine berühmte Schwimmfahrt antrat. Zu der Enthüllung des Denkmals, der als offizielle Vertreter des englischen Sports Lord Desborough, der Präsident des englischen Komitees der Olympischen Spiele, beiwohnte, war der Sohn Webbs, der in Südafrika lebt, aus Kapstadt nach England gekommen. Viel bemerkt wurde auch ein alter Bootsmann aus Dower, namens Jack Decent, der einzige noch Lebende von denen, die damals Webb in einem Lugger auf seiner Schwimmtour begleiteten. Capitain Webb vollbrachte seine noch heute unerreicht dastehende sportliche Tat im Jahre 1875, also vor genau 35 Jahren.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Emil Orlik
Bildnis Max Klingers

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 134 Heft 410 Zweites Juliheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Kronprinzessin Elisabeth von Preußen: Drei unbekannte Briefe an den Herzog Karl von Braunschweig

Mitgeteilt von Hanns Fuchs

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestanden zwischen den Höfen von Berlin nnd Braunschweig die freundschaftlichsten Beziehungen, und es scheint, als ob die damalige Kronprinzessin Elisabeth, die spätere Königin, die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., dem Braunschweiger Welfenhause besondere Sympathie entgegengebracht hätte. Den letzten Braunschweiger Herzog Wilhelm (William) hat sie auf dem Schlosse zu Blankenburg besucht, und es wird heute dort noch das prächtige goldene Zimmer gezeigt, das der Herzog für sie herrichten ließ.

Dieselbe Freundschaft hat sie aber auch dem Diamantenherzog Karl, wenigstens vor und im Anfang seiner Regierung geschenkt, wie einige Briefe beweisen, die sich von ihrer Korrespondenz mit dem Herzog erhalten haben.

Ein liebenswürdiger Plauderbrief macht den Anfang:

Nymphenburg b. M., d. 20. Aug. 1823.

Du wirst recht böse über mich sein, lieber Karl, daß ich Dich solange auf eine Antwort warten ließ, ich bitte Dich daher um gnädige Verzeihung und versichere Dich, daß ich Dir fürderhin pünktlicher Nachricht von den Unsern geben werde. Auf der Reise war es kaum möglich, zu schreiben,

---

Als Herzog Karl vertrieben wurde, drangen mit dem plündernden Volk auch allerlei für das Haus Hannover „arbeitende" Leute ins Schloß. Einer davon nahm einen ganzen Stoß von Korrespondenzen des herzoglichen Schreibzimmers an sich. Er hat wohl „vergessen", diese Papiere in Hannover abzuliefern, sie sind vielmehr in die Hände seiner Tochter, einer Hannoverschen Gräfin, gelangt, die sie wieder ihrem Sohn vermacht hat. Die drei hier mitgeteilten Briefe der spätern Königin Elisabeth waren vom Herzog in ein Papier eingeschlagen, lose verschnürt und mit der Aufschrift „Lettres de ma très chère cousine" versehn worden. Der letzte Brief war zerknüllt und halb durchrissen. Die Briefe lagern jetzt mit vielen andern Papieren zur Frage Preußen-Braunschweig in Paris, die als Ganzes zu Lebzeiten des Herzogs von Cumberland nicht veröffentlicht werden sollen. D. Red.

wenn man so beständig in der Welt herumfährt, kann man garnichts vernünftiges anfangen. Übrigens war die Reise sehr angenehm und unterhaltend, unser Aufenthalt in Dresden besonders. Du kannst Dir denken, wie unendlich glücklich ich war, wieder bei der guten Amalie* zu sein und sie so zufrieden und wohl zu finden. Sie ist viel munterer wie sonst und schon ganz Sächsin geworden. Sie schreibt mir neulich, sie hoffte Dich selbst auf der Rückreise nach Braunschweig in Dresden zu sehen und freut sich recht sehr darauf. Apropos, lieber Landesvater, ich höre von allen Seiten, die Regierung werde im Oktober angetreten. Ich wünsche Dir von Herzen Glück dazu, und hoffe, daß Dir die lieben Untertanen nie ein Ärgernis geben, wie der liebe Landesvater immer ehrwürdiger werde. William** wird dann wohl auch nach Braunschweig kommen, ich höre, er soll sich ganz rasend auf Paris gefreut haben. Dem Cousin tut seine Abreise sehr leid. Zu Weimar habe ich recht daran gedacht, wie Dich die Großmama und wir wegen der ältesten Tochter des Erbprinzen neckten. Wenn Du sie sähest, so würdest Du Dich gewiß nicht mehr dagegen sträuben, denn sie ist außerordentlich hübsch.

Wir werden vermutlich den 1. Juli nach Tegernsee gehen und dort weiß Gott wie lange bleiben, wenn es nur schönes Wetter ist, aber seit einigen Tagen ist es so kalt hier, wie im Herbst.

Du wirst recht sehr froh sein, Wien zu verlassen. Jemand der eben daher kam und den ich Dresden sah, hat mir gesagt, que vous n'aimiez pas ce séjour. Wenn Du meine Schwester siehst, sage ihr tausendmal Schönes von mir. Meine Eltern und Geschwister grüßen Dich herzlich.

Lebe wohl, lieber Karl.

Schnatter-Eliese.

Weit weniger heiter ist der nächste Brief, den die Prinzessin etwa drei Jahre nach Herzog Karls Regierungsantritt geschrieben hat. Man spürt deutlich, es waren schon damals in Braunschweig wunderliche Dinge vorgekommen, die durchaus nicht nach dem Geschmack der Kronprinzessin waren.

Berlin, den 1. Nov. 1827.

Nur ein paar Worte des herzlichsten Dankes, lieber Karl, durch Deinen Bruder für Deinen Brief und das freundliche Andenken an meinen Geburtstag. Auch für den Deinen laß Dir nachträglich meine besten Wünsche

* Schwester der Kronprinzessin und Gemahlin des Prinzen Johann; später Königin von Sachsen.

** Der jüngere Bruder des Herzogs und sein Nachfolger.

sagen. Sie kommen gewiß vom Herzen und William wird Dir sagen können, wieviel wir Deiner an dem Tage gedacht haben. Möge es Dir immer recht wohlgehn, lieber Karl, ich kann Dir nicht leugnen, daß ich oft und jetzt zumal nicht ohne Bangigkeit an Dich denken kann. Gott gebe, daß es bald Friede in Dir werde, dann kann er auch nicht von außen fehlen. Nimm es mir nicht übel, was ich Dir da sage und sei versichert, daß ich es recht treu mit Dir meine.

Meine gute Amalie verläßt mich schon morgen zu gleicher Zeit mit William. Wie sie mir fehlen wird, kannst Du Dir denken, ich kann mich auch an die Trennung nicht gewöhnen, es ist mir so bange davor, man gewöhnt sich so leicht wieder zusammen zu sein und glaubt, es muß immer so dauern.

Nun leb wohl, lieber Karl, laß Dir noch einmal für Deinen lieben Brief danken.

Deine treu ergebene Cousine
Eliese.

Und wieder zwei Jahre später, nachdem die Braunschweiger Verhältnisse sich immer mehr zugespitzt haben, schreibt die Prinzessin ihrem Cousin und Freunde noch einmal.

Berlin, d. 9. März 1829.

Lieber Karl!

Erst heute finde ich einen ruhigen Moment, um Dir endlich für Deine beiden Briefe zu danken. Ob mich gleich jedes Zeichen des Zutrauens von Deiner Seite innig erfreut, so muß ich Dir doch gestehn, daß mich diesmal, mehr noch wie sonst recht Vieles in Deinem Briefe betrübt hat.

Laß mich zuerst Deinen Brief beantworten. Du beklagst Dich darin sehr bitter über den alten Redern, und Du, der Du leider aus eigener Erfahrung so gut weißt, was Verleumdung und üble Nachreden sind, glaubst gleich allen denen, die Dir etwas gegen den armen Alten sagen, ohne zuvor zu prüfen, ob es auch wahr sei? Besonders hat mich gewundert, daß Du dem Fürsten Metternich so unbedingt getrauet, denn wahrlich, Du hast nicht Ursache, Dich vor ihm zu beloben, ohne ihn wäre vieles für Dich Unangenehme nicht geschehn. Aber diese meine Meinung bleibt, hoffe ich, unter uns. Zudem Redern ist keineswegs Dein eifriger Gegner und tut nichts, um Dir zu schaden. Aber das weiß ich wohl, daß er tief betrübt ist über die Wendung Deiner Angelegenheit und über die Art, wie Du darin verfährst, die, ich muß es Dir geradezu sagen, so wenig würdig ist. Ich bin gewiß die Erste, die Dich vor der Welt

verteidigt, aber glaubst Du denn, daß ich Dich deshalb billige? Keineswegs! Aber während alle an Dir verzweifeln, gebe ich noch nicht ganz die Hoffnung auf, daß die Zeit noch kommen wird, wo Du deiner wahren Freundin recht geben und wünschen wirst, daß Nachgiebigkeit zur rechten Zeit angewendet, Deiner viel würdiger ist als der lange Streit, der zu nichts führt und Dir neuen Kummer verursacht und uns allen, die Dich wahrhaft lieben. Und wie schrecklich, wenn das, womit man schon lange gedroht hat, endlich zur Ausführung käme! Und das wird es ganz gewiß noch, wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör gibst.

Du zürnst gewiß über meine Strenge und findest mich sehr unangenehm, aber ich wünsche zu sehr Dein Glück und Dein Wohl, um nicht aufrichtig zu sprechen und wie es meine Pflicht gegen Dich erheischt.

Daß Du meine Bitte wegen Dörenberg abgeschlagen, hat mir freilich sehr leid getan. Da Du aber sehr triftige Gründe dafür zu haben glaubst und keine Ausnahme für ihn machen willst, so erlaube ich mir nichts darüber zu sagen. Zu dem bin ich für seine Zukunft beruhigt. Denn William, der in jeder Gelegenheit sein vortreffliches Herz zeigt, hat mir versprochen, dafür zu sorgen, und hat auch schon Anstalten dazu gemacht.

Nun leb wohl und laß Dich noch einmal beschwören, meinem wohlgemeinten Rate zu folgen. Du sprichst von der Achtung vor Dir selbst. Die wirst Du Dir durch ein würdiges Benehmen immer bewahren. Aber wie Du gemeinen Eigensinn damit vereinigen kannst, verstehe ich nicht.

Mit treuer Freundschaft

Deine Cousine Eliese.

Man weiß, daß auch diese Warnungen nichts gefruchtet haben, und daß der Herzog nicht gar zu lange nach dem Empfang dieses Briefes von seinem Volke vertrieben wurde.

Besonders bemerkenswert ist in diesem letzten der drei Briefe die abfällige Äußerung der Prinzessin über den Fürsten Metternich. Wäre sie wirklich immer die „heimlich Katholische“ gewesen, für die man sie im Volke hielt, so hätte sie gewiß nicht so geschrieben.

Fast tragisch ist es, wenn man sich daran erinnert, daß die Fürstin, die hier so eindringlich vor einer Revolution warnt, 1848 selbst Zeugin einer Volkserhebung werden mußte.

Stolypin

Mit der maßlosen Ueberschätzung Stolypins, die in einem großen Teile der europäischen Presse nun schon jahrelang im Schwange war, muß nach dem Verlauf der letzten Dumasession endgültig aufgeräumt werden. Die englische und französische Presse hat bereits ihr Urteil über den russischen Premier großenteils revidiert. In der Abwägung russischer Dinge und Persönlichkeiten pflegen die meisten in Betracht kommenden deutschen Blätter merkwürdigerweise nachzuhinken, obwohl die Verhältnisse des Zarenstaats die deutsche Nation weit näher angehn. In vielen Kreisen scheint es noch seit weiland Kaiser Nicolaus I. Zeiten, des starken Hortes der europäischen Reaktion, gebräuchlich zu sein, die sogenannten starken russischen Regierungen eo ipso kritiklos zu loben. Es erben sich solche Urteile unerhört lange fort. Ich glaube, wir alle sind auf dem Gymnasium von unsern Geschichtslehrern mit Hochachtung gegenüber der fabelhaft klugen russischen Diplomatie erfüllt worden. Und das zu einer Zeit, wo diese diplomatische Überlegenheit, wenn sie je bestanden, längst in das Archiv der Geschichte gehörte und von Unfähigkeit oder bestenfalls toter Routine abgelöst worden war. Es dauerte auch hierin lange und bedurfte ganz außergewöhnlicher Beweise, bis der Zusammenbruch des russischen diplomatischen Systems klar wurde.

Personen werden nun freilich gemeiniglich schneller ihres Lorbeers entkleidet, als Systeme, an denen Tradition haftet. Der Mißerfolg ist ein flinker Garderobier. Aber auch da gibt es Ausnahmen, Nachwirkungen einer an sich starken Persönlichkeit, auch wenn ihr Wirken ein verfehltes war. So kann man noch häufig in deutschen Zeitungen ein überschwängliches Lob des Zaren Alexander III. lesen, dessen Politik angeblich so kraftvoll und klug war. Während doch gerade das gänzlich veräußerlichte, mit dem Flusse des Lebens nicht rechnende System jenes Herrschers zum großen Teile für die heutigen chaotischen Zustände den Nährboden geschaffen hat. Allerdings starb Alexander III. auf der Höhe seiner Macht.

War das aber ein Beweis für die Zweckmäßigkeit seiner Staatskunst? Im Gegenteil. Sein nationalistisch-klerikales System wurde von seinem

Sohne und Nachfolger übernommen. Dennoch bankrottierte es vollständig, kaum zehn Jahre nach dem Tode des letzten Autokraten.

Als nun nach dem revolutionären Hexensabbat der von seinen bei Hofe einflußreichen Verwandten warm empfohlene Peter Arkadjewitsch Stolypin die Leitung der Regierung übernahm, schien der unverbrauchte, entschlossene Mann zum Retter in der Not ausersehn. Die revolutionäre Hochflut begann bereits etwas abzuflaun. Man brauchte nur fest zuzufassen, und der Erfolg war zu erreichen. Andre hatten zudem vorgearbeitet. Der eigentliche Retter in der allerkritischsten Lage war jedenfalls Dubassow, der den Moskauer Aufstand mit eherner Faust niederwarf. Als Beamter und konservativer Politiker von großer Festigkeit war Durnowo dem glücklichern Nachfolger mindestens gewachsen, an Kenntnissen und Erfahrung weit überlegen. Stolypin trat also durchaus kein unhaltbares Erbe an. Er kam aus der Provinz, mit frischen Kräften, hatte in hohen Petersburger Stellungen noch kein Odium auf sich geladen wie seine Vorgänger. Er hatte sich noch nicht auf ein politisches Programm festgelegt, war vom Hasse der Parteien verschont. Als Gouverneur war er nicht unbeliebt gewesen, galt für einen energischen, ehrlichen und wohlwollenden Administrator.

In einem relativ günstigen Augenblicke zur Macht berufen, kam ihm seine Unbefangenheit sehr zustatten. Er brauchte — als homo novissimus im Petersburger Sternenkreise — keinerlei Rücksicht zu nehmen und verstand es vom ersten Augenblick an, diesen Vorteil zu nutzen. Auch der Umstand, daß er juristisch unbelastet war, kam ihm in Tagen, wo es vor allem galt, mit unbeugsamer Willenskraft Ordnung zu schaffen und die staatliche Autortät herzustellen, zugute.

Unter seiner starken Faust rafften sich die zerrütteten staatlichen Organe wieder zusammen, die Maschine begann einigermaßen wieder zu funktionieren. Das Land faßte Vertrauen zu dem neuen starken Mann. In diesen Tagen zeigte es sich, wie ungeheuer suggestiv Entschlossenheit und Kraft wirken. Als dann das scheußliche Attentat auf ihn und seine Familie ausgeführt wurde, flogen ihm, nachdem er ihre Achtung erworben, auch die Sympathien der Russen zu. Seine Arbeit wurde durch den gräßlichen Anschlag wesentlich erleichtert.

Merkwürdig aber war es, daß diese menschlichen Sympathien bald schwanden, nachdem die Greuel jenes terroristischen Verbrechens den Tageseindrücken ferner lagen. Stolypin ist gewiß noch heute eine vielumstrittene Persönlichkeit. Aber mit Liebe und Verehrung redet man nicht von ihm.

Seine Erscheinung ruft Achtung und Anerkennung, Widerspruch und Verurteilung hervor. Aber der Instinkt seiner Zeitgenossen räumt ihm nicht die Bedeutung jener großen Männer ein, denen gegenüber wir mit Liebe oder Haß reagieren. Und dieser Instinkt ist untrüglich. Die offiziöse Presse freilich, die ihn umschmeichelt wie noch nie einen russischen Minister, zieht ungereimte Vergleiche zwischen ihm und Bismarck. Das sind Lächerlichkeiten. Stolypin ist ein ganzer Mann und ist für einen noch ganz im embryonalen Stadium befindlichen, werdenden (?) Rechtsstaat ein tüchtiger Minister des Innern. Aber schon als Ministerpräsident versagt er, weil ihm die umfassende Routine und die nötigen universalen staatstechnischen Kenntnisse fehlen, die wiederum nicht durch Genialität ersetzt werden. Von dieser ist freilich in seinem Wesen keine Spur. Er ist ein starkes administratives Talent ohne genialen, schöpferischen Einschlag. Auch seine durchdringende Verstandesbegabung hat ihn nicht davor bewahrt, vor den eminenten Köpfen, an denen die Petersburger Bureaukratie so reich ist und immer war, den Kürzern ziehn zu müssen. Denn diese Bureaukratie hat es fertig gebracht, den klugen Stolypin, der als freie, mächtige Spitze über sie gesetzt wurde, in wenigen Jahren zu binden und vor ihren Wagen zu spannen.

Anfangs haben wir ihn wohl alle überschätzt. Er kam zu guter Stunde, stark, ehrlich, charaktervoll. Der Erfolg fiel ihm zu. Nicht vereinzelt, sondern wohl gleichzeitig in der gesamten europäischen Presse wurde sein Lob gesungen. Am frühesten und intensivsten in den ausgesprochen parteikonservativen deutschen Blättern. Wir in Rußland glaubten, hofften nun endlich auch einen „Staatsmann" zu besitzen. Heute wissen wir es: er ist nur ein Minister.

Die Zweifel an Stolypins Auserwähltsein begannen, als die Schwäche seines Rechtssinns immer greller hervortrat. Die Grundlage der russischen Staatsreform bildet das Manifest vom 17./30. Oktober. Der Ministerpräsident erklärte wiederholt, daß er auf dieser Basis stehe, von der Verwirklichung der Garantien dieses Manifestes jedoch so lange absehn müsse, bis die Ordnung und Ruhe im Reiche hergestellt wäre. Kein Verständiger konnte ihm das verübeln.

Leider mußte sich das Land bald davon überzeugen, daß die Handlungen des Ministeriums ganz und gar im Gegensatze zu dem konstitutionellen Akt vom 17. Oktober standen. Dieses Dokument wird heute in Rußland „das verlorene" genannt.

Stolypin

Kaum war die Ruhe hergestellt, setzte die Reaktion mit voller Stärke ein. Stolypin machte noch einige schwache Versuche, den Schein zu wahren. So in dem vorjährigen Konflikte wegen des Marinebudgets. Nachdem er aber eingesehn hatte, daß die Reaktion ihm über den Kopf gewachsen war und ihn bereits gängelte, tat er, was in seinem Falle jeder kleine und mittelmäßige Minister tut, — er setzte sich mit Tantam nnd klingendem Spiel selbst an die Spitze der nationalistisch-klerikalen Reaktion. Es ist das die Taktik eines ausgesprochenen Klebers, und sie enttäuscht bitter alle, die wähnten, Stolypin habe immerhin einige ernsthafte politische Grundsätze, die ihm unveräußerlich wären.

Den tiefer in die Persönlichkeitsverhältnisse am Zarenhofe Eingedrungenen wird durch die Entwicklung Stolypins nur bestätigt, was sie bei seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten erwarteten. Nämlich, daß die Klugheit und der beschränkte politische Horizont des starken Mannes von seinem maßlosen Selbstbewußtsein und Ehrgeiz übertroffen werden. Die politische Kurzsichtigkeit des russischen Premiers hat sich im Laufe der letzten Parlamentssession in grellstem Lichte dokumentiert. Es sollen hier nicht alle Widersprüche und Entgleisungen des Ministers rekapituliert werden. Seine verblüffend unklaren, jeder rechtlichen Auffassung Hohn sprechenden Reden in der Finnlandfrage und in der Angelegenheit des neuen Landschaftsgesetzes fürs Westgebiet haben das Bild des Premiers endgültig festgelegt. Und daß wir ihn heute an der Spitze einer so verlorenen Sache sehn, wie das Aufleben des nationalistisch-klerikalen Systems Alexanders III. es ist, richtet ihn als Staatsmann, der die wahren Bedürfnisse der großen Epoche nur sehr mangelhaft begreift. Er wirft den gewalttätigen Nationalismus in die Wagschale der Zeit und glaubt damit die demokratische Entwicklung einzudämmen. Er arbeitet mit den abgebrauchtesten Mitteln der moskowitischen Despotie. Statt dem Fortschritt die Wege zu ebnen, konzediert er Position an Position den mächtigen höfisch-bureaukratischen Reaktionären, die dem, sit venia verbo, „starken" Manne längst über den Kopf gewachsen sind. Er tanzt, während sie aufspielen. Das ist das tragische Ende der von Europa und Rußland noch vor kurzem applaudierten Rolle dieses starken Mannes.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Ergebnisse seiner Tätigkeit, so werden wir sehn, daß auch die positive durch ihn und unter ihm geleistete Arbeit keine überragende Summe repräsentiert. Sein großes Verdienst, die Festigung der staatlichen Autorität nach dem Revolutionssturme, muß anerkannt werden. Ich erwähnte aber schon, daß auch hier ihm

vorgearbeitet worden war. Die einzige erfreuliche innerpolitische Leistung der Regierung in den letzten Jahren, der Beginn der Bodenreform, war längst vorbereitet, bevor Stolypin ans Ruder kam. Die große Wittesche Kommission hatte lange schon die Notwendigkeit ergeben, endlich vom bäuerlichen Gemeinde- zum Individualbesitz überzugehn. Das Ministerium Stolypin betrat den einzig vorgezeichneten Weg. — Im Übrigen ist auf dem Gebiete der innern Politik so ziemlich alle große Reformarbeit völlig ins Stocken geraten. Es ist heute üblich geworden, die erste Reichsduma in Grund und Boden zu schmähn. Die Regierung konnte mit ihr nicht weiter kommen, das ist sicher. Aber der reformatorische Ernst, das heiße Wollen, der Schwung waren in den hervorragendsten Gestalten jener Versammlung in viel größerm Maße vorhanden, als in den heutigen Stolypinschen Stimmautomaten. Wo bleiben die großen Reformen auf dem Gebiete der Schule, Kirche, innern Verwaltung, der Justiz, Polizei, Armee und Flotte usw. usw.? Die Regierung steuert statt dessen ins uferlose Meer der nationalen Kämpfe. Und versichert, sie erfülle damit — unabweisliche staatliche Notwendigkeiten!

In der auswärtigen Politik ist ein Fiasko nach dem andern zu verzeichnen gewesen. Stolypin versagt da als spiritus rector der Regierung in beschämendem Maße und scheint noch froh zu sein, daß ihm eine solche Kapazität wie Iswolski zur Seite steht. — Der bedeutendste Mann im ganzen Ministerium, der Finanzminister Kokowzow, hat auch die besten Erfolge aufzuweisen. Es ist für die Wertung Stolypins bezeichnend, daß man immer auf Kokowzow hinweist, sobald von dem Abgange Stolypins und seinem präsumtiven Nachfolger die Rede ist. Und in der Tat: Kokowzow könnte den Premier jederzeit mit mindestens demselben Erfolg ersetzen.

Die von Stolypin eingeschlagene Richtung ist innerlich faul. Wie in der Geschichte noch jede Restauration, die nicht ehrlich den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen will. Eine innere Notwendigkeit, diese Richtung einzuschlagen, lag nicht vor. Der Premier hatte im Parlament die gemäßigt liberale Partei der Oktobristen, mit der er die anfänglich zugesagte liberale Reformarbeit hätte durchführen können. Er zog es aber vor, sich und seine Politik in die Arme der erstarkten höfisch-bureaukratischen Clique zu stürzen. Zu diesem Behufe demoralisierte er die Partei der Oktobristen durch Drohungen und Versprechungen. Wie vermutlich er selbst durch die Wolkenschieber von Zarskoje Selo demoralisiert worden ist.

Wie lange wird das nun mit äußerm Glück so weitergehn? Immerhin eine gehörige Zeit. Denn die Arena ist geschaffen zu endlosem nationalem Hader.

Schließlich aber wird der gesunde Instinkt des russischen Volkes und seiner täglich wachsenden liberalen Intelligenz dem leichtsinnigen Spiel ein Ende machen. Und ich fürchte, die russische Zukunft wird über die Leistungen des schwachen starken Mannes hinwegschreiten, ohne ihm ein sonderlich dankbares Erinnern zu bewahren.

Alexis Frhr. v. Engelhardt.

Gainsborough
Mrs. Graham

Gustav Falke:
Der Spanier

Novelle

1. Kapitel.

Auf und ab flog die Schaukel, und Blanche, in weißem Kleide, ganz in Sonne gehüllt, stand aufrecht darin und konnte sich nicht genug tun. Immer höher! Immer höher! War das eine Lust!

Jedes Mal gab es einen kreischenden Klang in den Angeln, wenn die Schaukel wieder herab sauste, und ebenso, wenn sie wieder zurück flog. Es klang nicht schön, aber es gehörte dazu, dieses zweimalige, rythmische Kreischen, und Blanche gab wirklich eine zeitlang mit Vergnügen acht auf diese barbarische Musik.

So flog sie wie eine lichte Elfe zwischen all dem Sonnenschein auf und ab, beständig von weißen Taubenflügeln umspielt. Die dummen und gierigen Geschöpfe flatterten immer wieder von der Dachtraufe, oder der Laube, oder dem Taubenschlag auf die Erde, um dort nach irgend etwas, was ihren Schnabel reizte, zu picken, und jedes Mal, wenn die Schaukel vorüber sauste, wieder lärmend aufzuschwirren. Es waren ihrer zwanzig, alle schneeweiß mit roten Füßen und roten Schnäbeln, und leuchteten in der Frühlingssonne, wie Blanche in ihrem weißen Kleide. Der ganze Frühling war weiß und leuchtete. Aus dem Garten schimmerte die Blüte der vielen Obstbäume, und die hohe Bretterwand der Schaukel gegenüber war ganz und gar mit Pfirsichblüten bedeckt; ein zartes Rosa, wie es auf den Wangen der kleinen Blanche blühte.

Wie schön waren doch diese Tage! Es war nicht mehr das erste Knospen, das die Vorfrühlingstage so unendlich reizvoll macht, die Vorfrühlingstage, wo man still, mit einem erwartungsvollen Lächeln, durch den Garten geht, zart und zärtlich die kleinen winzigen Knospenkinder anblickt und fast behutsam auftritt, als könnte man irgend etwas stören, und die ganze erwartete Seligkeit könnte ausbleiben. Nein, es war jetzt nichts mehr zu erwarten, es war schon alles da, der ganze, volle Frühling. Wie in einem Rausch hatte sich die Natur erschlossen. Ein Blühen und Duften war es, und die Luft schwirrte von den Flügeln der kleinen Insekten, die um die Honigtüten summten, und den Blütenstaub von Blume zu Blume trugen. Und über dem Allen wölbte sich ein reiner lichtblauer Himmel, durch den nur ein einziges weißes Wölkchen wie in seliger Verträumtheit dahin schwamm.

Ueber dem Pfirsichspalier tauchte jetzt ein blonder Knabenkopf auf, ein längliches, blasses Gesicht mit einer Pagenfrisur.

„Lux! Lux! komm schnell einmal herüber", rief Blanche. „Ich habe dir etwas Neues zu erzählen".

Sofort verschwand der Pagenkopf wieder, und Blanche sprang aus der Schaukel. Ohne sich zu besinnen, lief sie durch die Pforte eines niedrigen grün gestrichenen Holzgitters, daß den wohlgepflegten Hof und Spielplatz gegen den eigentlichen Garten abschloß, und ging dann ein wenig langsamer einen schmalen Steig hinunter, den zu beiden Seiten die schlanken Stämmchen junger blühender Pflaumenbäume einfaßten. Dahinter erstreckten sich rechts und links wohl abgezirkelte Gemüsebeete, gegen den Steig von einer schmalen Blumenrabatte abgegrenzt, auf der gelbe Tazetten, weiße Narzissen und blaue Iriskelche still in der Sonne standen und sich von einigen gewöhnlichen Kohlweißlingen den Hof machen ließen.

Bei einem alten Dornbusch, dessen phantastisch gewundene Aeste weit ausgriffen und eine roh aus Holz gezimmerte Bank überschatteten, und in dessem weißen Blütendach unzählige Sperlinge zankten, bog der Steig nach rechts um und lief hart an der Grenze des Gartens weiter. Hier befand sich in einer wohlgepflegten Ligusterhecke eine schmale Pforte, durch welche die Nachbarkinder miteinander verkehrten. An ihr erschien nun Lux mit etwas erhitztem Gesicht und fragenden Augen. Man sah, er hatte laufen müssen, um gleichzeitig mit Blanche hier einzutreffen, denn der Nachbargarten, mehr Zier- und Lustanlage, hatte gewundenere Wege.

Blanche winkte mit einem kurzen Ruck ihres hübschen Köpfchens den Knaben herüber, und er trat durch die schmale Pforte an ihre Seite. Sie gaben sich stumm die Hände, sahen sich einen Augenblick mit Wohlgefallen an und gingen dann Hand in Hand tiefer in den Garten hinein. Sie gewahrten nicht, daß sich im Nachbargarten, aus dem Lux soeben gekommen war, ein noch jüngerer, schlanker, ernster Mann mit schwarzem Haar und Bart ein wenig aus einem niedrigen Strandstuhl vorbeugte, das Buch, in dem er gelesen hatte, einen Augenblick auf den Knien ruhen ließ, und ihnen mit einem leisen Lächeln in den sinnenden Augen nachblickte.

Der Garten, den die Kinder durchschritten, endete in einer parkartigen Anlage, wo dann ein schmales, schnellfließendes Bächlein die Grenze des Besitzes bildete. Jenseits dehnte sich eine schöne von hohen Bäumen umsäumte Wiese aus, die zu einem Bauernhof gehörte, dessen Gebäude unter und zwischen den dichten dunkellaubigen Baumwipfeln sichtbar wurden.

An diesem Bächlein ließen sich die Kinder nieder. Es stand hier, auf einer kleinen Erhöhung, ein fünfeckiger, mit Stroh bedeckter Pavillon, dessen drei Bänke einen bequemen Ruhesitz und einen beschaulichen Blick auf das grüne Wiesenbild boten, dem jetzt die ersten Hundeblumen

ihre unzähligen goldenen Sterne eingestickt hatten. Aber nicht auf eine dieser bequemen Bänke setzten sich Blanche und Lux, sondern auf ein paar rohe Holzstufen, die zum Wasser hinabführten, und einen bequemen Abstieg in das klare und erfrischende Bad, dessen man sich hier ungestört erfreuen konnte, ermöglichten. Und nicht eher begann Blanche die Spannung ihres Freundes zu lösen, als bis sie es sich auf diesem primitiven Sitz völlig bequem gemacht hatte.

„Rate mal, was wir bekommen", begann sie kindlich und lebhaft.

„Einen Bernhardiner", rief Lux, der den Lieblingswunsch seiner kleinen Freundin wohl kannte.

„Nein, ganz etwas anderes!"

„Was schöneres noch?"

„Du rätst es doch nicht. Besuch bekommen wir. Und rate mal von wem."

Lux sah sie hilflos an.

„Von einem Spanier!" trumpfte Blanche heraus und legte den Kopf ein wenig zurück, um sich an der Wirkung ihrer Worte zu weiden.

„Ein Spanier?" fragte Lux voller Verwunderung. „Wie heißt er?"

„Den Namen habe ich vergessen. Aber er ist der Sohn von Papas Geschäftsfreund, und soll hier die Schule besuchen."

Lux schwieg und sah aufs Wasser, daß in kleinen hastigen Wellen vorüber lief. Es war so seine Art, zu verstummen, wenn ihn etwas innerlich sehr bewegte.

„Ist er schon groß?" fragte er langsam.

„Er ist ein halbes Jahr älter als du," sagte Blanche. „Ich freue mich furchtbar darauf. Denke dir, wie nett wir dann zusammen spielen können."

„Spricht er denn deutsch?"

„Ich glaube. Aber wenn nicht, so wird er es doch lernen. Wie könnte er sonst hier die Schule besuchen."

Lux unterdrückte einen kleinen Seufzer. Er wußte selbst nicht, warum er sich zu dem neuen Kameraden nicht freuen konnte.

„Die Schule ist doch schon angefangen," sagte er.

„Das macht nichts. Er soll erst zu Michaelis eintreten, bis dahin soll er sich hier einleben und an uns gewöhnen, sagt Mama."

„So kommt er schon bald?"

„In acht Tagen schon. Denke, wie schön!"

Lux stand langsam auf.

„Du scheinst dich gar nicht ein bischen zu freuen," sagte Blanche vorwurfsvoll.

„O doch!" stieß Lux hastig heraus und errötete heftig. „Ich freue mich schon. Ich habe nur so eine Angst, — daß ich nicht spanisch verstehe. Und dann sind Spanier immer so wild, weißt du. Es sind doch ganz andere Menschen als wir. Sie sind ganz braun, glaube ich.

„Das tut doch nichts!"

„O nein, im Gegenteil", versicherte Lux.

Blanche war sitzen geblieben, neigte sich ein wenig nach vorn und ließ ihr schönes blondes Haar übers Gesicht fallen. Wie ein Nixchen sah ihr Bild aus dem Wasser zurück, und sie erfreute sich in unschuldiger Eitelkeit daran.

„Fall nicht ins Wasser," warnte Lux besorgt.

„Und wenn?" fragte sie. „Es ist nicht tief hier. Du meinst wohl, ich ertrinke wieder wie damals. Aber dazu bin ich nun doch schon zu groß."

„Damals wärst du freilich bald ertrunken," sagte er mit einem leisen Schauder in der Stimme. „Aber Papa war in der Nähe und konnte dich retten."

„Heute käme ich allein wieder ans Land. Soll ich mal?"

Sie streckte die schlanken weiß bestrumpften Beine aus, als wollte sie direkt in den Bach steigen.

„Du bist imstande, es zu tun."

Blanche lachte selbstbewußt, als wäre sie noch zu ganz anderen Streichen fähig, erhob sich aber doch und meinte: „Ich finde es langweilig hier, ich gehe wieder schaukeln."

Nicht mehr Hand in Hand, sondern Lux in einigem Abstand hinter dem Mädchen, gingen sie wieder den Steig hinauf. Ein leiser Windstoß fuhr durch die Zweige der Obstbäume und streute einen leichten Schnee weißer Blütenblätter über Blanche aus. Sie schüttelte sich lachend und sprang, wie fliehend, ein paar lustige Sätze voraus.

Bei dem Heckenpförtchen zögerte sie ein wenig.

„Kommst du mit?" fragte sie halb über die Schulter zurück.

Der Knabe besann sich eine Sekunde.

„Ich muß zu Papa", sagte er.

Sie nickte ihm leicht zu und setzte ihren Weg fort, während er unschlüssig das Pförtchen öffnete und ihr noch einen schnellen Blick nachwarf, bevor er hindurch schritt. Er sah suchend umher, entdeckte den Vater noch auf seinen Strandstuhl und lief zu ihm.

2. Kapitel.

Dr. Irmler war ein wohlhabender Privatdozent, der alle seine Zeit, die ihm seine Studien ließen, der Erziehung seines einzigen Sohnes widmete. Seine Frau war früh gestorben, und das Kind, ein schöner blonder Knabe, den die Eltern im Uebermaß ihres Glückes Lux getauft, war nun das einzige Licht in seinem verdüsterten Leben. Er hatte seine Frau sehr lieb gehabt, hatte lange um die Schöne und Herzensfeine geworben und sah sich nun, kaum im Besitz des erstrebten Glückes, desselben wieder grausam beraubt. Er war ganz zerschmettert, und nur der Gedanke an seinen Sohn hielt ihn noch am Leben. Er zog sich mit ihm und einer alten Haushälterin aus dem lauten Getriebe der großen Stadt

hierher an ihre Peripherie zurück, wo er ihre Vorteile, vor allem die ihm nötigen Bibliotheken, nicht zu entbehren brauchte, und doch sein verwundetes Gemüt in ländlicher Stille und Einsamkeit heilen konnte. In einer kleinen Stunde konnte er in der Stadt sein, der er immer sobald als möglich wieder entfloh.

In seinem Gartenhäuschen, von dessen Terrasse aus er den Anblick strohbedeckter Bauernhäuser, mit bunten Rindern bevölkerten Weidelandes und die Schönheit alter Buchen und Eichenstände genießen konnte, umgab ihn ein Friede, der seinem kranken Gemüt wohltat, und eine Ruhe, die ihn bald zum Bedürfnis wurde. Mit der stillen Freude und dem ernsthaften Interesse des Gelehrten widmete er sich seinem Garten, der eine Fülle auserlesener Blumen und Sträucher aufwies, und dem das fließende Grenzbächlein und die baumreiche Umgebung auch einen landschaftlichen Reiz verlieh.

Hier liebte er es an schönen Tagen, sich in den Schatten selbstgepflanzter Obstbäume mit einem Buch zurückzuziehen und sich dabei eines schlichten, niedrigen Strandstuhles zu bedienen, in dem einst, im letzten Sommer ihrer kurzen Ehe, die geliebte Frau am Strande der Ostsee täglich geruht hatte. Wie glücklich wäre sie gewesen, inmitten dieser Gartenfreude mit ihrer zarten Blumenseele walten und wirken zu können. Warum hatte er ihr nicht schon früher das Opfer gebracht und war mit ihr der großen Stadt entflohen? Damals meinte er, die Nähe der Bibliothek und anderer Bildungsmittel nicht entbehren zu können. Und jetzt ging es doch, und er fühlte sich sogar wohler und zufriedener dabei.

Ein Trost war ihm, daß nun Lux wenigstens die Wohltat dieses ländlichen Aufenthaltes genoß, und daß der zarte, ganz der Mutter ähnliche Knabe in der gesunden Landluft gut gedieh und sich zusehend kräftigte. Daß er ihn, ohne es zu wollen, ein wenig verzärtelte, kam ihm nicht zum Bewußtsein. War es doch natürlich, daß das doppelte Maß der Liebe sich jetzt seinem Sohne zuwandte.

Wohl dachte er manchmal, ob nicht die alte Haushälterin, eine verständige, herzenstüchtige Person, in deren Händen die übrige Erziehung des Knaben lag, vielleicht etwas zu nachgiebig gegen den Gutherzigen und Einschmeichlerischen wäre. Auch ginge er, der ohne gleichaltrige Nachbarskinder einsam zwischen ihm, dem stillen, viel arbeitenden Gelehrten und einer alten Frau aufwuchs, der Vorteile einer härteren Knabenzucht verlustig. Aber er sah keinen Weg, es zu ändern. Denn nie hätte er sich entschlossen, den Knaben von sich zu geben, und ihn in ein Erziehungsinstitut zu tun.

Da war es denn für ihn von besonderem Interesse, als es hieß, das Nachbargrundstück sei verkauft worden, und es wolle sich ein reicher Kaufmann dort eine Villa bauen. Das konnte einen Verlust für ihn bedeuten, aber auch einen Gewinn. Der Friede seiner ländlichen Beschaulichkeit brauchte nicht notwendig dadurch gestört zu werden, wohl aber

die Stille und Einsamkeit. Vielleicht nahte eine laute Kinderschar mit den neuen Nachbarn. Für Lux könnte das freilich Nutzen bringen. Und er wünschte sich zuletzt, der Kaufmann möchte nicht ohne Kinder sein, und zwar möchten es Knaben sein, die im Alter zu seinem Sohne paßten.

Da war er denn zuerst wirklich enttäuscht, als er hörte, jenes Ehepaar besäße nur ein einziges Töchterlein von drei Jahren, tröstete sich aber dann bei dem Gedanken, daß er von seiten eines so kleinen Wesens viel Störung seines Haus- und Gartenfriedens nicht zu gewärtigen haben würde.

Es ging denn auch bald ein Vermessen und Graben und Bauen los auf dem Nachbargrundstück. Er machte von weitem die Bekanntschaft des Bauherrn, eines noch jüngeren Mannes von sympathischem Aussehen, der fleißig kam, um nach dem Rechten zu sehen, und sah auch einmal an seinem Arm die junge Frau. Die Leute gefielen ihm wohl, soweit die äußere Erscheinung nicht täuschte, und da er sah, daß mit Geschmack und ohne Kärglichkeit gebaut wurde, und daß ein tüchtiger Fachmann die gärtnerischen Anlagen leitete, söhnte er sich mit dem Gedanken, so nahe Nachbarschaft zu bekommen, aus und versprach sich sogar mancherlei Gutes davon, denn er gehörte zu den Leuten, die das Böse und Widerwärtige weniger in ihre Rechnung stellen, weil sie mit ihren Gedanken immer nur im Guten und Reinen leben.

Der Bau, der bei günstiger Jahreszeit rüstig gefördert worden war, stand im September zum Beziehen fertig da. Und es dauerte nicht lange, da rückten auch schon die Besitzer ein, um noch ein paar Wochen des ganz besonders schönen Spätsommers in dem neuen Gartenheim genießen zu können.

Dr. Irmler empfing ihren Besuch an einem freundlichen Sonntag.

„Da wir nur das Eine haben, entschuldigen Sie wohl, daß wir uns Ihnen gleich vollzählig vorstellen," sagte die junge Frau mit einer gewinnenden liebenswürdigen Schlichtheit und Zwanglosigkeit.

„Gieb auch hübsch dein Händchen, Blanche."

Dr. Irmler hielt das kleine Händchen einen Augenblick in der seinen und dachte, „welch schönes Kind!"

In der Tat war das kleine Wesen von holdem Liebreiz. Lange seidenweiche Haare von einem seltenen Blond umrahmten ein Engelsgesichtchen, aus dem eine unbefangene Schelmerei lächelte; sie spielte um den kleinen zierlichen Mund und blitzte aus den hellen blauen Augen.

Er verglich das Gesichtchen mit dem der Mutter und stellte eine Aehnlichkeit fest.

„Siest du, Rudi," sagte die junge Frau, und zu Dr. Irmler gewandt, setzte sie hinzu:

„Er bildet sich nämlich ein, das Kind hätte alles Gute von ihm."

Es entstand ein kleiner scherzhaft geführter Streit, den die Mutter mit der Anerkennung beschloß, daß die kleine Blanche in der Tat viel von dem Wesen ihres Vaters habe und eigentlich „ein kleiner Racker"

sei, aber ein „süßer", und dabei zog sie die Kleine zärtlich an sich.

Inzwischen war Lux herbeigerufen worden und näherte sich den Fremden mit knabenhafter Scheu. Auf die kleine Blanche warf er einen verschämten Blick und reichte ihr auf Aufforderung seine kühlen Fingerspitzen. Sie hingegen begrüßte ihn mit großen unbefangenen Augen und einem zutraulichen Lächeln, daß aber gar keinen Eindruck auf ihn zu machen schien. Er zog sich vielmehr hinter den Stuhl seines Vaters zurück, hinter dem ihn dieser jedoch wieder hervorholte und ihn an seine Seite zog, indem er fast unbewußt den Arm um seinen Nacken legte. So geborgen, musterte Lux etwas dreister die kleine Nachbarin. Wie niedlich ihr das weiße Atlashäubchen stand, unter dem das goldene Haar so reich hervorquoll. Und wie hübsch sie angezogen war. Ein blaues Jäckchen mit weißem Seidenfutter war jedenfalls noch ganz neu. Und wie unbefangen sie sich gab, als ob sie hier zuhause wäre. Das wollte ihn eigentlich ärgern, aber es kam nicht dazu, weil sie eben so niedlich war.

Als sich der Besuch verabschiedete, gab er der Kleinen aus eigenem Antriebe die Hand.

„Ist sie nicht süß, Papa?" sagte er ganz enthusiastisch, als sie allein waren.

„Gefällt sie dir?" fragte Dr. Irmler belustigt.

Lux antwortete nicht. Aber den Rest des Tages trieb er sich im Garten umher, und zwar an der Heckenseite und warf suchende Blicke in den Nachbargarten. Einmal hörte er ihre Stimme, die kam aber von daher, wo in der Nähe des Hauses die beiden Grundstücke dutch die hohe Spalierplanke getrennt waren, an der Dr. Irmler seine herrlichen Pfirsiche zog.

Wäre doch ein Loch in der Planke, dachte Lux. Aber sie war so solide gefugt, daß sie nicht ein Ritzchen zum durchgucken bot.

„Ach was!" tröstete er sich, „du wirst sie schon oft genug sehen," und wandte der Planke den Rücken.

In der Tat sah er sie fast täglich im Garten, so lange das schöne Wetter anhielt. Dr. Irmler hatte seinen Gegenbesuch gemacht und es hatte sich schnell ein nachbarliches Verhältnis angebahnt. Freilich beschränkte es sich auf einen teilnehmenden Verkehr über den Zaun hinüber, und der Herbst kam, ohne daß eine größere Annäherung, auch nicht zwischen den Kindern, stattgefunden hatte.

Die Eltern der kleinen Blanche waren noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Wie vieles war noch zu vervollkommnen, das Fertige kennen zu lernen und sich vertraut zu machen. Neue Wege wurden angelegt, ein Pavillon am Bach erbaut, und hier und da noch ein Obstbaum oder ein Ziergesträuch gepflanzt, soweit es die Jahreszeit gestattete. Mit Eifer beschickte Frau Elisabeth manches selbst im Garten, wobei sie einmal von dem Nachbarn betreffs eines jungen Obstbäumchens, mit dem sie nicht recht hin wußte, einen freundlichen Rat gern in Anspruch nahm.

So vergingen geschäftige Wochen, und man hatte für die Nachbarn nicht viel Zeit übrig. Die kleine Blanche war fast nie allein im Garten. Entweder war die Mutter bei ihr oder das Kindermädchen, und Lux konnte nur von weitem seine kleine Freundin bewundern, da niemand ihn rief.

Da sollte der rauhe Herbst das Band, das der schöne Sommer nur lose verschlungen hatte, fester knüpfen. Mit Heftigkeit setzten die Oktoberstürme ein, es wurde früh kalt und naß, die jungen Bäumchen standen bald kahl, und der Bach hinterm Garten kräuselte nicht mehr friedlich seine klaren Wellen, sondern eilte hastig, wie erzürnt, vorüber und führte viel welkes Laub mit sich. Mit Erstaunen sahen die neuen Anwohner, wie schnell ein einziger, anhaltender Platzregen das schmale Bett des Bächleins mit schäumenden, gurgelnden Wassermassen füllte, und wie der zum reißenden Strom gewordene, über seine Ufer getretene, die Weidenböschungen nicht achtende, die drüben liegenden Wiesen zu einem kleinen See machte, auf dem tausend winzige Wellchen zitterten, und aus dem hier und da ein Hügelchen, wie eine einsame Grasinsel melancholisch herausragte.

Ein solches Schauspiel hatte die kleine Blanche, die in der letzten Zeit schon einige selbständige Exkursionen gemacht, angezogen. Die Gefahr nicht kennend, hatte sie sich zu nahe gewagt, war auf dem schlüpferigen Boden ausgeglitten und wurde schon von dem wirbelnden Wasser, in dem sie sich vergeblich festen Fuß zu fassen bemühte, fortgerissen, als Dr. Irmler, von ihrem erstickten Schrei aufgeschreckt, sie erblickte. Er war dabei gewesen, zwischen dem Bach und seinem kleinen Karpfenteich einen niedrigen Erdwall aufzuwerfen, da das Wasser den trennenden Steig zu überfluten drohte. So hatte es geschehen können, daß er das Treiben der kleinen Nachbarin nicht gewahr wurde, trotzdem die jetzt kahlen Wipfel einen genügenden Durchblick gewährten. Irgend ein Rettungsinstrument, eine Stange, ein Haken, war nicht zur Hand. Eine Harke schon hätte genügt, aber sein Spaten erwies sich zu kurz. Schnell entschlossen eilte er daher die überfluteten Stufen hinab in das wogende Wasser, das ihm bis an die Brust stieg, und erhaschte die schon bewußtlose Blanche an ihrem Kleidchen, als sie gerade an der Treppe vorbei trieb. Auf dem Trocknen kam sie schnell wieder zu sich, schlug die Augen auf und fing auf den Armen ihres Retters an, jämmerlich zu weinen. Das triefende Kind an der Brust, selbst triefend, lief er durch den ganzen Garten, umsonst eine Stelle in der Ligusterhecke suchend, wo er hätte durchbrechen können, um das Nachbarhaus schneller zu erreichen.

Die erschreckte Mutter nahm ihr Kind mit Jammern und Klagen und überströmenden Dank gegen den Retter in Empfang. Die Kleine wurde eiligst in das warme Bett gebracht, das sie aber am Nachmittage schon wieder verlassen wollte. Man war diesmal mit dem Schrecken davongekommen, und auch Dr. Irmler hatte außer einem mehrtägigen Schnupfen weiter keine Nachteile von diesem unfreiwilligen Bade. Wohl

aber diente dieser Vorfall dazu, die Nachbarn noch näher zueinander zu führen und ein Verhältnis einzuleiten, daß sich dann mehr und mehr zur Freundschaft auswuchs. Daß der Zugang zum Bach mit einer schützenden Pforte gesichert wurde, versteht sich von selbst. Auch erhielt Blanche das strengste Verbot, je wieder allein ans Wasser zu gehen.

Lux, der mit kindlichem Erschrecken von dem Unglück der kleinen Nachbarin gehört hatte, zeigte nichts von dem Glücksgefühl, das ihn erfüllte, als er von dem guten Ausgang hörte und Blanche am anderen Tage wieder im Garten sah. Er hütete ängstlich sein keusches Geheimnis, das zärtliche Gefühl, das er für die kleine Blanche empfand. Ward nur ihr Name genannt, schlug sein Knabenherz schon höher, und hörte er ihre Stimme von drüben herüberschallen, blieb er wohl erst im wunderlichen Schrecken stehen, bis er sich verschämt getraute, nach ihr auszuschauen. Wie glücklich war er daher, als von diesem Tage an die Beziehungen zum Nachbarhause inniger wurden.

Blanche war von ihrer Mutter angehalten worden, dem Herrn Doktor zu danken und nach seinem Befinden zu fragen. Sie hatte es ohne Scheu getan. „Was macht denn dein Schnupfen?" hatte sie kindlich gefragt und sich sehr befriedigt mit einem geschenkten rotbackigen Apfel wieder zurückgezogen. Dieser Apfel steigerte ihr Zutrauen und vermehrte ihre kindliche Begehrlichkeit.

Der „Onkel Doktor", wie sie ihn bald nannte, hatte eine reiche Ernte von seinen älteren gutgepflegten Obstbäumen im Keller, während die jungen Bäumchen im eigenen Garten ja erst tragen sollten. Da suchte denn Blanche oft ein Gespräch mit dem „Onkel" anzuknüpfen, immer mit dem Gedanken an einen Apfel, und da Dr. Irmler darauf hielt, daß Lux täglich sein Obst bekam, so fiel manche saftige Frucht auch in ihre kleine Hand.

Den größten Gewinn hatte Lux von dieser Annäherung. Nicht nur, daß sein Vater an Blanche Gefallen fand, und das lachende sonnige Kind manchmal über die Hecke herüber in seinen Garten hob, auch die Mutter Blanches tat sich gegen Lux auf, in dem Gefühl, dem Retter ihrer Kleinen ihre Erkenntlichkeit nicht besser zeigen zu können, als indem sie lieb und gütig mit seinem Knaben war.

Es kam dazu, daß auch die Väter Gefallen aneinander fanden und sich schätzen und ergänzen lernten, der ernste stille Gelehrte und der lebhafte kluge und welterfahrene Kaufmann. Da gab es denn nach Feierabend manche Stunde traulichen Beisammenseins in anregendem Gespräch. Die Kinder spielten bald täglich zusammen und schließlich wurde als äußeres Zeichen eines so nahen Verkehrs ein Zugangspförtchen von einem zum anderen Garten in der Ligusterhecke angebracht.

Wie Blanche zu Dr. Irmler Onkel sagte, so nannte nun auch Lux die Eltern seiner kleinen Freundin Onkel und Tante und hatte besonders ein Herz für die immer freundliche und heitere Tante. Ohne Mutter aufgewachsen, nur von der alten grobknochigen Magdalene be-

treut, war es ihm ein nie gekanntes Gefühl, als sich zum ersten Male ein weicher Frauenarm mit Zärtlichkeit um ihn legte und ihn mütterlich an sich zog, und eine weiche schlanke Hand ihn streichelte. Die Hände der alten Hüterin waren hart und knochig, und die Liebe, die sie zu ihm im Herzen trug, war spröde und gab sich nur gelegentlich in kleinen Portionen aus. Ach, wie gut hatte es doch Blanche dagegen. Er beneidete sie wohl darum, doch gönnte er es ihr auch, Wer verdiente wohl mehr eine solche Mutter, als Blanche. Dr. Irmler merkte wohl, was in der Seele seines Knaben vorging und dankte Frau Elisabeth in seinem Herzen dafür.

So wuchsen denn die Kinder fast wie Bruder und Schwester miteinander auf, und die Jahre gingen dahin. Die neugepflanzten Obstbäume gediehen und ragten jedes Jahr höher und früchteschwerer über den bunten Flor der Blumen und Stauden empor, die Ligusterhecke, fleißig gepflegt und unter der Zucht der Schere gehalten, wurde immer breiter und dichter, und das kleine Pförtchen darin stand oft tagelang auf.

Auch die Schulpflicht brachte darin keine Aenderung, als die freilich schmerzlich empfundene Einschränkung der Spielzeit. Lux war der erste, der die Schulmappe auf den Rücken nehmen mußte. Er gewann im Ansehen bei Blanche. Sie war stolz auf einen Freund, der schon lesen lernte und Buchstaben malen konnte, und sie war gelehrig im Nachahmen dessen, was er frisch aus dem Unterricht mit nach Hause brachte. So lernte sie mit ihm und von ihm, und ihm machte sein Lehramt keine Mühe, sondern war ihm eine Freude.

„Was haben wir heute auf?"

Mit dieser Frage stürmte sie ihm schon entgegen, wenn er aus der Schule nachhause kam.

„Eine Seite ei schreiben und die Wörter auf Seite 10 buchstabieren."

„Weiter nichts? Ach wie leicht ist das doch alles! Ich dachte mir die Schule viel schwerer."

Dieses kindliche spielende Lernen, das die verständigen Eltern nicht gestört, sondern klug unterstützt und gefördert hatten, hörte nun freilich auf, als Blanche selbst in die Schule kam. Ach, wie groß war da zuerst die Enttäuschung. Ein kleines Mädchen hatte ja ganz andere Bücher als ein Knabe. Und alles war anders. Nun konnten sie nicht mehr zusammen arbeiten. Jeder saß für sich und mühte sich, und waren sie fertig, konnten sie es nicht einmal miteinander vergleichen. Blanche konnte wohl ihre Arbeit dem Freunde zeigen. Aber dann ereignete es sich wohl einmal, daß die Lehrerin anders gesagt hatte als wie Lux es zu verstehen meinte, und das Blanche irre wurde. Dann mußte Frau Elisabeth alles wieder ins Gleiche bringen.

„Lux ist ein kluger kleiner Kerl, aber gib du nur immer recht acht, was die Lehrerin sagt. Das ist für dich maßgebend. Knaben lernen manches anders als kleine Mädchen."

Seitdem betrachtete Blanche ihren Freund mit anderen Augen. Er war ja ein Knabe. Und die Jahre vergingen und brachten es mit sich, daß ihre Spiele eine andere Färbung und Gestalt annahmen. Aber sie hielten treue Kameradschaft und hatten sich gern. Lux war der stille, besonnene geblieben, Blanche immer aufgeweckter, munterer und kecker geworden. Hübsch war jedes von ihnen, und jedes schlank und blond, und Lux in seinem vierzehnten Jahre nur eben einen halben Kopf größer als die dreizehnjährige Blanche.

3. Kapitel.

Eines Tages brachte der Vater den kleinen Manuel Negros aus der Stadt mit. Er war ganz braun und hatte tief schwarze, glattanliegende, glänzende Haare.

„Wie klein er ist," dachte Blanche. „Und ich meine, er ist noch ein halbes Jahr älter als Lux."

Aber interessant war er. Und was er schon für Manieren hatte. Wie ein junger Graf.

Und diese Augen! Große, schwarze, für gewöhnlich etwas verschleierte Augen, die aber wieder ordentlich leuchten und funkeln konnten.

Was Lux wohl zu dem neuen Kameraden sagen würde? Ob er ihm wohl „über" wäre? Sehr stark sah der Spanier nicht aus. Er war nicht größer als sie selbst, höchstens eben so groß, und war doch fast zwei ganze Jahre älter.

Er hatte ihr zur Begrüßung die Hand gegeben, und sie hatte zögernd ihre weiße Mädchenhand in die fremde, braune Knabenhand gelegt.

„Guten Tag", hatte er dabei mit gezierter, fremder Aussprache gesagt.

Ob er denn schon deutsch sprechen könnte? Ein wenig schien es so, Das war schön. So konnte man sich doch verständlich machen. Und wie drollig es klang, wenn er sprach. Wie er das R rollte und jede Silbe betonte.

Lux, der nicht ohne Beklemmung seiner Ankunft entgegengesehen hatte, fand ihn sehr nett und atmete erleichtert auf. Der reichte ihm ja nur bis an die Nasenspitze. Und wie verlegen er war, als er ihn begrüßte. Und mit welchem Blick er den größeren blonden Knaben musterte, fast scheu.

Lux schlug einen gönnerhaften Ton an und meinte, jener solle sich nur nicht fürchten, sie würden schon gut miteinander auskommen.

„O nein, nicht fürchten", sagte Manuel, und über sein feines braunes Gesicht lief ein hübsches Lächeln, und die dunklen Augen leuchteten auf. „Ich spreche nur so schlecht die deutsche Sprache."

Lux und Blanche beruhigten ihn aus einem Munde, er spräche schon sehr nett, und sie verständen alles, was er sage. Das schien ihn sehr zu beruhigen.

„Findest Du ihn nicht auch niedlich?“ fragte Blanche auf dem Schulweg.

„Ich finde ihn sehr nett,“ bestätigte Lux.

„Ja, nicht war?“

„Klein ist er ja nur.“

„Ich hätte ihn mir ja auch ganz anders gedacht.“

„Wie denn?“

„Ja, anders, ganz anders.“

Lux gab sich mit dieser Erklärung zufrieden und schwieg.

„Adieu, Blanche!“

„Adieu, Lux!“

Sie gaben sich die Hände und schlugen jeder einen anderen Weg nach ihrer Schule ein, beide schweigend und nachdenklich, mit allen Gedanken bei dem kleinen Manuel Negros.

Der streifte indessen im Garten herum, machte von weitem die stumme Bekanntschaft des Dr. Irmler und setzte sich im Pavillon auf die Bank und dachte an Blanche. Der Abschied von seinem Vater war ihm wohl schwer gefallen, doch war er nicht das erste Mal in der Fremde. Er war schon ein halbes Jahr in Paris gewesen und wußte, daß auch dieses Jahr in Deutschland nicht allzu langsam vorübergehen würde. Dann würde sein Vater ihn wieder mit hinübernehmen in die Heimat.

Unter afrikanischer Sonne war er aufgewachsen, in der Fremden-Kolonie von Tanger, der marokkanischen Stadt, und sehnte sich dahin zurück, wo der Himmel heller, die Luft wärmer, die Menschen lebhafter und die Tage bunter und lauter waren.

Hier aber war Blanche!

Er hatte schon viele, viele kleine Mädchen gesehen und hatte zuhause eine kleine Spielgenossin gehabt, ein arabisches Mädchen namens Nufhat, die ein paar Jahre älter war als er und an der er leidenschaftlich hing und von der er sich nur mit Tränen hatte trennen können. Aber sie war drüben, und wenn er wieder nachhause kommen würde, wäre sie erwachsen und vielleicht gar nicht mehr da.

Mit Blanche sollte er nun unter einem Dache leben, an einem Tische sitzen, in diesem Garten mit ihr spielen, jeden Tag. Sollte hier in diesem Pavillon mit ihr sitzen. Viele kleine Mädchen hatte er schon gesehen, aber noch keine Blanche. Sie hatte ja goldene Haare. Wie das reinste Gold leuchteten sie. Und ihre Haut war wie der zarte Sammet weißer Rosenblätter. Und wie niedlich sie lachte, und wie lustig ihre Augen waren.

Ja, hier würde er schon aushalten. Der große Junge von nebenan war auch freundlich zu ihm gewesen. Freilich etwas schweigsam. Und er hatte einen so forschenden Blick: Wer bist du eigentlich? Aber mit ihm hatte er ja nichts zu schaffen, nur mit Blanche und ihren Eltern. Und die Erwachsenen würden schon gut zu ihm sein. Wären sie es nicht, würde er es einfach seinem Vater schreiben, und der würde nicht dulden,

daß man ihn schlecht behandelte. Nein, da hatte er keine Sorge. Und sie waren ja auch gleich so freundlich zu ihm gewesen, vor allem die Hausfrau. Die hatte ihm den Scheitel gestreichelt, und er hatte ihr die Hand geküßt, und sie hatte darauf gelächelt. Dann hatte sie ihn selbst nach oben geführt in sein Zimmer. Das war ein hübscher, freundlicher Raum mit einem Fenster nach dem Garten hinaus. Da konnte er über alle Beete und Bäume hinwegsehen bis an das Wäldchen, das sich in einer Entfernung hinzog und den Blick, der bis dahin ungehindert über Wiesen und Kornfelder flog, Halt gebot. Und von hier aus hatte er, als er seinen Koffer auspackte, Blanche durch den Garten springen, und an der kleinen Pforte an der Ligusterhecke stehen bleiben und mit den großen Nachbarjungen sprechen sehen.

Während seine Gedanken auch jetzt bei Blanche waren, spielten seine Augen mit den blanken Wellen des Bächleins, das mit leisem Glucksen flink vorüber lief. So ein laufendes Wasser hatten sie zuhause nicht. Da waren nur Brunnen und Zisternen und kleine schnell austrocknende Rinnsale. Aber wenn er an den Hafen hinunter ging, da hatte er freilich das Meer, das große blaue mittelländische Meer mit dem beständigen Geräusch einer schäumenden Brandung.

Als sie an Bord des Schiffes fuhren, das seinen Vater und ihn nach Europa hinüberbringen sollte, war Nusha mit in dem Boot und hielt ihn mit ihren braunen Armen umschlungen, denn die Brandung ging unter heftigem Winde höher als sonst, und er hatte ein wenig Furcht, wenn das Boot von dem Kamm einer großen Welle mit einmal in die Tiefe schoß, und die nächste Welle alles zu verschlingen drohte. Nur vor den kühnen unbekümmerten Gesichtern der Ruderer schämte er sich, seine Furcht zu zeigen. Die standen wie sechs Bronzefiguren im Boot, feuerten sich mit lauten Rufen an und schüttelten sich nur einmal, wenn der überspritzende Gischt es gar zu gut meinte. Auch vor dem Vater, der sich gar nicht zu fürchten schien, schämte er sich. Nushat mußte es ihm wohl angemerkt haben, denn sie hielt ihn fest umschlungen und drückte ihn ein paarmal wie beruhigend und tröstend an sich, wobei sie indes leise zitterte. Und ihre schmalen, braunen Hände waren ganz kalt.

Wie gern hätte er sie zum Abschied noch umarmt. Aber das Boot tanzte auf und ab an der Schiffstreppe, und sie hatten alle genug zu tun, sich nur auf den Füßen zu halten, um nicht ins Wasser zu fallen. Er hatte ihr nur noch vom Bord aus zuwinken können, und hatte gewinkt, so lange er sie in dem zurückfahrenden Boote noch erkennen konnte.

Doch alles das war jetzt wie hinter silbernen Schleiern und zog schnell wie die glitzernden Wellen an seinem Geiste vorüber, während das weiße Bild der kleinen Blanche wie die Sonne selbst fest und unverrückbar im Mittelpunkt seiner traumhaften Gedanken stand.

Da flog ein Steinchen neben ihn auf die Bank und schreckte ihn auf. Sogleich ertönte ein silbernes Lachen, und Blanche kam zögernd den Steig herunter.

„Frei!“ rief sie ihn zu, und ihre Augen blitzten unternehmungslustig, während ihr ganzer Körper noch unter der Zügelung einer leisen Scheu stand.

Der Knabe erhob sich und ging ihr entgegen. Da übermannte sie vollends die Verlegenheit, und sie war nun blutrot, als sie ihm die Hand bot. Er aber neigte sich schnell und küßte die Hand. Sie hatte ihn auch die Hand ihrer Mutter küssen sehen und dachte, das tut man in seiner Heimat so. Aber den ganzen Tag fühlte sie die Hand brennen und dachte an den Handkuß.

Sie gingen wieder in den Pavillon zurück und setzten sich auf die Bank, und sie saß wie eine kleine Dame neben ihn, steif und kerzengrade, und sie führten eine kümmerliche Unterhaltung miteinander, mit ja und nein und wie und was? Aber ihre Augen, wenn sie nicht am Boden hinirrten oder wie abwesend in die Weite sahen, ruhten mit einem stillen Leuchten auf ihren Gesichtern.

„Sieh mal,“ sagte Blanche nach einer neuen Verlegenheitspause und stand auf und ging ein paar Schritte dem Nußgebüsch zu, das die gegenüberliegende Ecke des Gartens ausfüllte. Sie schlug einige Zweige auseinander, und es entstand ein Eingang, durch den man in das Innere schlüpfen konnte. Er sah hinein und sah in den schattigen Raum ein Bänkchen aus Moos und Erde und eine muldenartige Vertiefung, der man es ansah, daß sie oft als Lagerplatz diente.

„Es ist so mollig drin,“ sagte Blanche und schlüpfte vorauf. Er folgte ihr und befreite mit klopfendem Herzen ihr loses Haar, das sich in den Zweigen verfangen hatte. Es herrschte ein märchenhaftes Licht in dem grünen Hause. Die goldenen Sonnenstrahlen fanden hier und da eine Oeffnung zum Hereinschlüpfen und spielten nun auf dem schwarzen Boden Haschen. Ein Paar schlanke junge Birkenstämme standen wie silberne Säulen in dem Sälchen dieses heimlichen Palastes, dessen Dach sie durchbrachen und mit ihren feinen hängenden Zweigen überschatteten.

Blanche nötigte Manuel, auf der kleinen Moosbank Platz zu nehmen. Sie konnten so eben nebeneinander sitzen.

„Hast du dir selber diese Höhle gemacht?“ fragte er.

„Lux hat sie mir gemacht.“

„Spielt ihr oft zusammen?“

„Gewiß, jeden Tag.“

„Und dann sitzt ihr hier zusammen?“

„Manchmal.“

Und nach einer kleinen peinlichen Pause setzte sie hinzu:

„Er erzählt mir dann Geschichten.“

Aber er sagte wieder nichts darauf.

„Weißt du auch Geschichten?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete er zögernd und nachdenklich. „Nushat hat mir oft Geschichten erzählt, aber ich weiß nicht, ob ich sie dir noch erzählen kann.“

Fritz Rehm
Das Paar

„Nufhat? Wer ist das?"

Und er erzählte ihr von Nufhat und von seiner Heimat, und sie wollte gar keine anderen Geschichten weiter von ihm hören.

Dies war ja alles wie ein Märchen. Es war wie aus tausend und einer Nacht. Palmen ragten hoch in blaue Luft und trugen Bananen und Kokusnüsse, riesenhafte Kakteen breiteten ihre schwammigen, glänzenden und stacheligen Blätter aus, Rosen, Kamelien und Oleander blühten und dufteten, zahlreicher als hier die Veilchen und Primeln. Kameele zogen schwer bepackt durch die Straßen, und Araber und Neger und Kabylen, Leute, von denen sie nie gehört hatte, begleiteten die Karawane durch die Wüsten. Große Schiffe schaukelten im Hafen, und nur auf den sich überstürzenden Wogen einer beständigen Brandung konnte man zwischen ihnen und dem seltsamen Lande verkehren. Und hier war nun Manuel aufgewachsen. Und seine Augen leuchteten, wenn er davon erzählte, und seine Stimme wurde wärmer, wenn er den Namen Nufhat nannte.

Blanche sah den Erzähler bewundernd an. Sein gebrochenes Deutsch brachte sie nicht ein einziges Mal zum Lachen. Und Manuel, unter den bewundernden Blick seiner kleinen Nachbarin, wurde immer redseliger.

Währenddessen stand eine schlanke Knabengestalt am Heckenpförtchen, die Hand unschlüssig auf der Klinke. Lux kam eine Stunde später aus der Schule als Blanche. Auf dem ganzen Weg hatte er an den fremden Knaben gedacht, der jetzt bei den Eltern seiner kleinen Freundin wohnte. Noch so lange, lange Zeit wohnen sollte. Ja, während des Unterrichts selbst hatte er seine Gedanken nicht zügeln können. Nun stand er am Pförtchen und wagte auf einmal nicht, in den Nachbargarten hinüberzugehen. Blanche war ja schon seit einer Stunde frei, und sie würde nun mit dem fremden Knaben zusammen spielen. Was sollte nun er noch dabei?

Aber er trat doch ein, beklommenen Herzens, und schlug gleich den kürzeren Weg ein, der ans Wasser hinunter führte. Da hörte er Manuels Stimme. Verwundert stand er still, da er die Beiden nicht im Pavillon sah. Er horchte. Dann schlug er das Gesträuch hastig auseinander, und der helle Tag flutete in die grüne Dämmerung hinein. Da saß Blanche mit dem fremden Knaben, eng zusammen geschmiegt, auf der kleinen Moosbank und sah den Störer mit großen, erstaunten Augen an, als erkenne sie ihn nicht gleich.

Für einen Dritten war drinnen nicht Platz. Lux hatte dieses Bänkchen nur für sich und Blanche berechnet.

„Willst du nicht hereinkommen?" rief Blanche.

„Alle drei können wir ja doch nicht darin sitzen", sagte er und blieb draußen stehen. Da standen sie auf und kamen heraus und waren freundlich mit ihm. Er aber blieb unlustig und wortkarg und wußte nichts mit ihnen anzufangen.

4. Kapitel.

Am anderen Tage berichtete Blanche ihm auf dem Schulwege, was Manuel ihr von seiner Heimat erzählt hatte. Sie war so lebhaft dabei, daß Lux dachte, sie übertriebe, und nur verärgert zuhörte. Und die Folge war, daß er am Mitag nicht in den Garten kam. Sie soll nur allein mit dem spanischen Affen spielen, dachte er. Ich finde ihn unausstehlich.

In Wahrheit aber imponierte ihm der über seine Jahre hinaus gewandte Manuel, und er fühlte zornig seine Unfähigkeit, ihm entgegenzutreten. Manuel sprach außer seiner Muttersprache ziemlich gut französisch und wußte sich mit jedem Tage besser mit der deutschen Sprache abzufinden. Lux quälte sich in der Klasse noch mit den Anfängen der alten und neuen Sprachen und konnte noch in keiner drei zusammenhängende Sätze sprechen. Manuels tiefere Stimme hatte schon einen Anflug von Männlichkeit gegen Luxens helle Knabenstimme. Manuel verstand es auch, eine tadellose Verbeugung zu machen und küßte Blanche die Hand. Sie hatte es endlich nicht länger bei sich behalten können und hatte Lux dieses zarte Geheimnis anvertraut.

Die Hand küssen? Wie dumm! Nie würde er sich zu dieser Albernheit verstehen. Aber Manuel brauchte ja auch Pomade. Sein glattes schwarzes Haar glänzte ordentlich wie ein Spiegel und verpestete die ganze Luft, wenn er sich neu gesalbt hatte. Lux konnte das nicht leiden, während Blanche den leisen, feinen, süßlichen Toilettenduft liebte.

Eines Tages, o Schrecken, hatte Manuel sogar geraucht. Mit Neid und widerwilliger Bewunderung fand Lux es empörend, während Blanche tat, als wäre es selbstverständlich, daß Knaben in seinem Alter rauchten.

„In Spanien rauchen sie alle," sagte sie.

Frau Elisabeth aber untersagte dem Knaben das Rauchen, und als er erklärte, er habe schon oft geraucht und sein Vater wisse es, bat sie ihn, es ihr zur Liebe zu unterlassen, so lange er in ihrem Hause weile.

„Ich werde es lassen," sagte Manuel, und er warf ohne Zögern seinen ganzen Zigarettenvorrat in den Bach.

„Er ist ein kleiner Gentleman," sagte die Mutter, und Blanche sprach es ihr nach, obgleich sie keinen klaren Begriff hatte, was ein Gentleman eigentlich sei. Daß Lux es nicht sei, stand bei ihr fest.

Der arme Lux! Mit jedem Tage mehr empfand er den fremden Knaben als einen Eindringling, der ihn aus seinem Paradiese vertrieben hatte. Blanche teilte zwar kindlich ihr Herz zwischen ihrem alten und ihrem neuen Freunde, aber er sah nur den Anteil, der Manuel zufiel, und er sprach in verächtlichen Ausdrücken von diesem.

Den schwersten Schlag erhielt sein Stolz, als er hörte, daß Manuel zuhause einen Pony habe und reiten könne. Er weigerte sich, das zu glauben, bis Manuel heftig wurde und es ihm beweisen wollte, wenn er nur ein Pferd hätte.

„So kleine Ponys haben wir hier nicht," sagte Lux.

„Doch!" behauptete Blanche. „Ich habe gesehen, daß der Bauer einen Pony hat."

„Es ist gar kein Pony," ereiferte Lux. „Das ist nur ein etwas kleineres Pferd."

„Das ist einerlei," rief Manuel und wollte sogleich zum Bauern. „Er will immer alles nicht glauben, was ich sage. Ich bin kein Lügner! Ich sage immer die Wahrheit," setzte er heftig hinzu und funkelte Lux mit seinen schwarzen Augen böse an. „Er soll sehen, daß ich reiten kann. Er soll nicht immer sagen, es ist nicht so. Ich will es ihm zeigen." Der Beleidigte wollte sich gar nicht beruhigen.

Da gingen sie zum Bauern und steckten sich hinter den Knecht und baten, ob Manuel nicht einmal auf dem Pony reiten dürfe.

Sie hätten gar keinen Pony, war die Antwort.

„Seht ihr!" triumphierte Lux.

„Ich meine das kleine rote Pferd," sagte Blanche.

Dem Pferde wäre nicht zu trauen, meinte der Knecht.

„Nicht bös! nicht bös" behauptete Manuel. „Ich habe selbst Pferd."

Dem Knecht schien der kleine selbstbewußte Mann Spaß zu machen. Auch mochte es mit der Bösartigkeit des Pferdes nicht so arg sein. Genug, Manuel setzte es durch, daß er seinen Willen bekam.

„Es kennt mich schon," sagte er, als das kleine hübsche Tier sich ruhig von ihm streicheln ließ. Der Knecht führte es auf den Hof und hob Manuel auf seinen Rücken. „Loslassen!" kommandierte der. Und Blanche und Lux schrien auch heftig: „Loslassen! loslassen!"

„Aber nur Schritt," sagte der Knecht, der den Kleinen jedoch angesehen haben mochte, daß er nicht zum ersten Male auf einem Pferderücken saß.

Blanche strahlte den kleinen Reiter ordentlich an mit ihren großen Augen und ihrem lachenden Gesicht. Lux stand mit rotem Kopf daneben und ärgerte sich, daß das Pferd überhaupt von der Stelle ging.

Jetzt fing es sogar gemächlich an zu traben und trug seinen Reiter zweimal um den ganzen Hofplatz. Manuel feuerte es mit lauten Zurufen an und schlug ihn beständig mit den Hacken in die Weichen, bis es unruhig wurde. Da griff der Knecht nach dem Zügel und gab nicht nach, er mußte herunter vom Pferd.

Lux sagte kein Wort, und sie gingen fast stumm nebeneinander heim. Blanche ärgerte sich über Lux, obgleich sie seine Verstimmung wohl verstand. Sie hätte so gern gesehen, daß sie alle drei als gute Freunde zusammen hielten, und nun konnten die Knaben sich nicht miteinander stellen. Und da sie dunkel empfand, daß es ihretwegen war, wurde sie befangen und unsicher.

Von diesem Tage an haßte Lux den fremden Knaben.

5. Kapitel.

Dr. Irmler, der schon lange eine kleine Studienreise vorbereitet hatte, packte jetzt seinen Koffer für eine kurze Italienfahrt. Länger als 14 Tage gedachte er keineswegs weg zu bleiben. Aber auch während dieses Zeitraumes wäre es ihm ein drückender Gedanke gewesen, Lux allein in der Obhut der alten Hausverwalterin zu lassen. Er mußte sich sagen, daß er bei ihr auf das Beste aufgehoben sei, was ihre Gewissenhaftigkeit und ihre Zuneigung für den Knaben anbelangte. Allein sie war alt, manchen Zufällen höherer Jahre bereits ausgesetzt und nicht mehr immer Herr ihrer physischen Kräfte. Ein zweiter Dienstbote war auf so kurze Zeit nicht zu beschaffen und wäre auch wenig nützlicher gewesen, als die Hilfe eines kleinen Schulmädchens, das statt dessen der Alten zur persönlichen Dienstleistung beigegeben wurde. Dieses aber konnte weiter keine Beruhigung bieten, was Luxens Pflege und persönliche Sicherheit anbelangte.

Daß Dr. Irmler um seinen einzigen Knaben besorgt war, konnte ihm keiner verdenken. Ihm war aus einem großen, wenn auch kurzen Glück nur dieses eine Pfand einer seltenen Liebesgemeinschaft geblieben. Dazu kam, daß die beabsichtigte Reise ihn wieder an jenen Ort führen würde, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens mit der Verstorbenen zusammen verlebt, wo er sie zum ersten Male gesehen und sich sogleich in sie verliebt hatte. Das war in Venedig gewesen, während einer Ueberfahrt nach dem Lido, wo sie auf überfülltem Boot in drangvoller Enge ihm gegenüber gesessen hatte, so daß er dem Zauber ihrer blonden Schönheit, wollend oder nicht wollend, geduldig standhalten mußte. Alles dieses lebte in der Erinnerung wieder auf und machte ihn besonders weich und bewegt und erschwerte ihm die Trennung von dem Knaben. Doch die Reise mußte gemacht werden, und so nahm er kurz entschlossen und herzlich dankbar das Anerbieten Frau Elisabeths an, Lux solange zu sich ins Haus zu nehmen.

Einigermaßen verwundert war er, daß Lux diesen Entschluß nicht erfreuter aufnahm. War doch der Knabe bisher in der Nachbarvilla auf das Vertrauteste aus- und eingegangen und hing mit einer etwas scheuen, aber echten Zuneigung an der „Tante"! Und daß es nicht nur die Tante war, der diese Anhänglichkeit galt, das war ihm auch nicht entgangen. Im Gegenteil, er hatte sich des guten Einvernehmens, das zwischen Lux und Blanche herrschte, aufrichtig gefreut. Hätte die Vorbereitung zu der Reise ihn nicht so sehr in Anspruch genommen, wäre ihm die Verstimmung, die zwischen den Kindern herrschte, gewiß nicht entgangen. So aber war sie ihm verborgen geblieben und er nun nicht wenig erstaunt, statt eines jubelnden Einverständnisses ein bloßes Sichfügen bei Lux anzutreffen.

„Freust du dich nicht?" fragte er.

„O doch," antwortete der Knabe mehr hastig als freudig.

„Fehlt dir etwas?"

Dr. Irmler sah besorgt in das etwas blasse Gesicht, das ihm um einen Grad schmäler und zarter erscheinen wollte.

„Du kommst ja bald wieder," erwiderte Lux auf die besorgte Frage, konnte aber einer plötzlichen Gemütsbewegung nicht Herr werden und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Bestürzt schloß der Vater den schluchzenden Knaben in seine Arme und tröstete ihn. Die vierzehn Tage würden ja schnell vorübergehen. Die Schule und die häuslichen Arbeiten würden dafür sorgen, daß sie ihm wie im Fluge verschwänden. Und bei der Tante hätte er es ja gewiß gut und hätte die Gespielen immer um sich, und Frau Elisabeth würde es sich gewiß nicht nehmen lassen, ihnen während dieser gemeinsamen Tage manches kleine Extravergnügen zu machen.

Lux beruhigte sich dann auch bald wieder, und sein Vater sagte sich, daß die heftige Gemütserschütterung bei dem Knaben wohl erklärlich sei, denn eigentlich war es das erste Mal, daß er sich mit Bewußtsein von dem Vater trennen sollte. Vor vier Jahren, als er ihn gleichfalls auf ein paar Wochen allein lassen mußte, war er in der Obhut einer jugendlichen frischen Tante zurückgeblieben und wußte noch nicht viel vom Scheiden, jetzt war er reifer und solchen Empfindungen schon zugänglich. So nahm Dr. Irmler denn die kindlichen Tränen nicht so schwer, ja, empfand sogar eine nicht geringe väterliche Freude darüber, daß der Knabe so sehr an ihm hing.

Frau Elisabeth tat das ihre, Lux heiter zu stimmen. „Laß den Papa nur reisen," sagte sie fröhlich, „wir wollen uns schon ohne ihn vergnügte Tage machen. Blanche und Manuel freuen sich auch schon darauf. Das soll aber hübsch werden."

Sie freute sich wirklich auf den Knaben. Sie war ihm selbst herzlich zugetan, dann aber war dies eine Gelegenheit, dem einstigen Retter ihres Kindes einmal ihre Dankbarkeit durch eine wirkliche Gegenleistung zu zeigen. Und ein drittes bewegte sie. Ihren mütterlichen Augen war nicht entgangen, daß Blanche sich in der letzten Zeit mehr dem neuen Hausgenossen zugewandt hatte und ihren alten Spielkameraden vernachlässigte. Es war nicht so sehr, daß sie Veranlassung gehabt hätte, sich hinein zu mengen. Auch war sie klug genug, zu wissen, daß das unter Umständen mehr schaden als nützen konnte. Sie selbst hatte in ihrer Jugend durch zudringliche Störung so kindlicher Neigung ihren ersten seelischen Schmerz erlitten. Ein freundschaftliches Gefühl von unbewußter Innigkeit war ihr als etwas besonders und eigentlich unziemliches hingestellt und durch unüberlegte alberne Neckereien aus einem harmlosen stillen Glücksgefühl zu etwas Quälendem und Beschämendem gemacht worden.

Dessen hatte sie sich erinnert, als sie als feinfühlende und kluge Frau die Freundschaft zwischen Lux und Blanche weder gefördert noch gehindert, sondern ihr ihren unschuldigen Lauf gelassen hatte.

Ein etwas wachsameres Auge hatte sie auf Manuel gehabt, dessen frühreife Manieren und dessen südländische Lebendigkeit Blanche sehr zu imponieren schienen. Doch hatte sie hinlänglich Beweise von dem graden und ritterlichen Charakter des kleinen neuen Hausgenossen, daß sie einen nachteiligen Einfluß auf ihr Töchterchen nicht befürchtete. Dennoch war es ihr lieb, den Beiden jetzt Lux auf längere Zeit zu engerem Verkehr zugesellen zu können. Lux, obgleich nur um ein Jahr jünger, war doch um mindestens drei Jahre kindlicher als der kleine Afrikaner, der in einem reichen Hause aufgewachsen, von unterwürfigen farbigen Dienern früh als Herrensohn verwöhnt, und in der Zeit seines Pariser Aufenthaltes, fern von der Heimat und den Eltern, früh selbständig geworden war. Seine Höflichkeit des Handküssens hatte sie zuerst bei einem so jungen Knaben befremdet, doch lag so viel Natürlichkeit und Ritterlichkeit darin, daß sie sich nicht für berechtigt hielt, ihm diesen Handkuß zu verweisen, und ihn lächelnd des Morgens und des Abends duldete. Nur als sie gewahrte, daß er anfing, auch Blanche in dieser Weise zu begrüßen, erhob sie Einspruch. Solches wäre hierzulande unter Kindern nicht Sitte, die schüttelten sich herzhaft die Hände, und das wäre auch ein hübscher Gruß. Manuel nahm diese Belehrung mit bescheidenem Lächeln an, und sie sah ihn nie wieder ihrem Töchterchen die Hand küssen. Das er es trotzdem oft tat, wenn die Kinder unter sich waren, wußte sie nicht. Und Lux, der es einmal als ungewollter Zeuge gesehen hatte, hütete sich, diese schlimmste Ursache seiner kindlichen Betrübnis zu verraten. Er hätte sich geschämt, davon zu sprechen. Aber seinem Herzen tat es weh.

Wohl hundert Mal nahm er sich vor, es dem anderen nachzutun, aber nie brachte er es über sich, und im unschlüssigen Ueberlegen, küßt du ihr nun die Hand, oder begnügst dich mit einem Händedruck, fiel auch dieser nur schwach und gleichsam versuchsweise aus; zum Befremden der wenig nachdenklichen Blanche.

„Was hat er nur? Hab ich ihm etwas getan? Komischer Junge."

Damit war es für sie abgetan. Sie merkte gar nicht, daß Lux ihr gleichgültiger wurde. Manuel machte ihr mehr Spaß.

„Der Lux ist jetzt immer so langweilig," sagte sie.

Trotzdem freute sie sich aufrichtig, daß Lux auf ein paar Wochen zu ihnen ins Haus kommen sollte.

Zu dritt war es am Ende noch lustiger. Was wollten sie alles aufstellen. Obendrein standen die Ferien vor der Tür, und das war immer eine schöne Zeit. Die Mutter hatte schon Ausflüge mit ihnen geplant, wie sie sie alljährlich in der großen Sommervakanz unternahmen. Da sollten die beiden Jungen aber Augen machen!

Lux war wohl schon einmal mit gewesen, wenn auch nicht so gar weit. Aber der Manuel kannte ja noch nichts von der Gegend. An ihn dachte sie am meisten dabei. Wenn sie dann zusammen im Eisenbahnwagen sitzen würden, natürlich am Fenster, und alles flöge so lustig

schnell an ihnen vorüber, und sie würde es ihm zeigen: das ist Neudorf und das ist Birkendorf und das ist Bentheim, und in dem Walde dahinten sind wir mal mit Papa gewesen. Und wenn sie dann durch die Heide liefen, oder noch schöner am Seestrande, barfuß, und die Wellen so kühl und erquickend heranrollen und bis an die Knöchel herauf schäumen. Und das Schanzen aufwerfen und Burgen aufbauen. Und das Bootfahren.

Ob Manuel wohl Angst vor dem Wasser hätte? Sie hatte es. Nur ein ganz klein wenig.

Aber Manuel war ja doch über das Meer gekommen. Und die große Stadt in Afrika, wo er zuhause war, lag ja unmittelbar am Meer. Am Ende würde sie ihn gar nichts Neues zeigen können.

Das betrübte sie etwas. Was war sie doch für ein dummes Mädchen gegen ihn. Aber dafür war er ja auch ein Knabe und war fast zwei Jahre älter als sie. In zwei Jahren würde sie auch noch viel lernen und sehen und erleben. Doch die Einsicht in ihrer Unwissenheit und der Kummer, den sie ihr machte, hielten nie lange vor. Später, später! Das würde alles schon kommen, wie es kommen sollte.

Manuel lebte wie Blanche in den Tag hinein, mit Behagen genoß er die Freiheit, deren Ende freilich mit dem Schulanfang immer näher rückte. Doch waren es Wochen, die ihm noch gegönnt waren. Inzwischen las er leichte, deutsche Bücher, die Frau Elisabeth ihm gab, und schrieb jede Woche seinem Vater einen deutschen Brief, dessen Inhalt sich immer ziemlich gleich blieb. Ungelenke, mit dem Ausdruck und mehr noch mit der Orthographie ringende Briefe. Schnelle Fortschritte machte er im Sprechen. Und zwar verdankte er diese raschen Erfolge weniger Frau Elisabeth und den anderen Hausgenossen, als seiner kleinen Freundin Blanche, deren Plappermaul nie lange still stand, und der er sich mit jenem Eifer widmete, der schon Frau Elisabeths Wachsamkeit geschärft hatte.

Er hatte in einem Brief an den Vater eine begeisterte Schilderung von Blanche gemacht, die der vielbeschäftigte und viel reisende Kaufherr und Lebemann mit einem flüchtigen Lächeln gelesen haben mochte. Ihm aber waren sie Ausdruck seines Heiligsten. Blanche war für sein ungestümes Knabenherz alles, ersetzte ihm Heimat und Elternhaus.

Er hielt ein abgelegtes blaues Haarband und ein altes Schreibheft von ihr als köstliche Besitztümer verwahrt. Das kleine Heiligenbild über seinem Bett hörte oft ihren Namen, wenn er sie in sein Gebet einschloß, oder in Gedanken an sie verloren, halb laut diesen schönen Namen stammelte, in dessen romanischem Klang ihn Verwandtes grüßte, und in dem so viel Reinheit, Jugend und Süße lag.

Blanche!

Er kannte eine halbe Strophe eines französischen Liedes, in der dieser Name vorkam, und er wurde nicht müde, sie vor sich hin zu trillern.

„Blanche, petite Blanche!"

Auf dem Schulweg trug er ihr die Mappe bis zum kleinen Bahnhof, von wo aus sie der Zug in einer Viertelstunde in die Stadt führte. Sonst hatte Lux es getan, jetzt hatte immer Manuel die Mappe schon in der Hand, wenn Lux zu ihnen stieß. Er ging nicht mit auf den Perron, sondern verabschiedete sich schon vorher. Denn sie trafen auf den Bahnhof noch einige andere Knaben und Mädchen, die in die Schule fuhren, und deren Anstarren ihm unangenehm war. War man denn als Ausländer ein wildes Tier für diese dummen deutschen Kinder? Eine häßliche Unsitte, dieses Anglotzen eines Fremden. Das er dunkler war als sie, sahen sie doch mit einem halben Blick. Und was war denn sonst an ihn, was ihre Aufmerksamkeit immer aufs Neue wieder erregen konnte? Er wußte ja nicht, daß Blanche es war, die mit ihren Erzählungen diese Unart nährte.

Keinem, keinem hätte er ein Wort über Blanche gesagt. Ganz allein ihm gehörte sie und den Heiligen, deren Schutz er sie mit kindlicher Frömmigkeit empfahl. Was ging es andere an, was er über Blanche dachte, was er für sie empfand. Nur ihr selbst es mit tausend kleinen Aufmerksamkeiten und Artigkeiten zu zeigen, war er beflissen. Ihre Mutter hatte ihm den Handkuß untersagt. Aber was ihm alte Gewohnheit war, konnte er nicht sobald lassen und tat es jetzt heimlich und mit dem Bewußtsein einer verbotenen Huldigung. Dieses war das Einzige, was er sich vorzuwerfen hatte. Er hätte sonst nie eine Lüge über seine Lippen gebracht. In diesem Falle aber entschuldigte er sich vor seinem Herzen.

Blanche! Blanche! Jubelte dieses heiße Knabenherz, wenn sie ihm entgegenkam, schlank, schwebend, ganz Licht in dem Strahlenkranz ihrer goldenen Haare, und ihn schon von weitem ihre feine schlanke Hand mit den etwas langen Fingern entgegenstreckte.

Blanche!

Und dann sollte er diese Hand wieder fahren lassen, ohne sie zu küssen? Mochte es nicht Sitte sein in diesem kühlen Lande, und mochte der blasse Lux nie die Hand der kleinen Blanche küssen, ihm sollte man es nicht wehren. Und bei der Vorstellung, daß auch Lux diese Hand küssen könne, zog sich eine feine Falte zwischen den schwarzen Augenbrauen zusammen.

Manuel war denn auch der Einzige, der sich nicht auf Lux freute. Mochte er doch zum Spielen herüberkommen. Aber daß er nun auch mit ihm schlafen und essen sollte, gefiel ihm nicht. Und er sollte das Zimmer mit ihm teilen. Frau Elisabeth hatte es ihm schon angekündigt. Freilich nur in Form einer Frage, ob er wohl auf vierzehn Tage mit Lux teilen wolle. Gewiß wollte er, er durfte doch nicht nein sagen, aber erfreut war er nicht. Nicht, daß er ihn fürchtete. Aber er würde die wenigen Stunden, die er bisher mit Blanche allein sein durfte, stören. Grund genug, daß er ihn fast haßte.

Aber der Tag rückte heran, an dem Lux übersiedeln sollte. Dr. Irmler hatte seinen Koffer gepackt und kam nun am Abend vor seiner Abreise mit Lux herüber, um sich zu verabschieden und seinen Knaben in die Hände der verehrten Pflegerin abzuliefern. Man saß nach dem Tee in der offenen Veranda in angeregtem Gespräch über Italien und seine Kunstschätze, das beiden Gatten nicht fremd war, und die Kinder durften dabei sein und sich still verhalten. Manuel und Blanche wären lieber noch in den Garten gegangen, aber Lux wollte sich begreiflicherweise in der letzten Stunde nicht vom Vater trennen und stand an dessen Seite, von seinem Arm umschlungen.

Manuel dachte an seinen Vater. So zärtlich hatte er ihn nie umfaßt. Selten, daß er einen Kuß von ihm bekommen hatte. Auch als er sich zuletzt auf dem Bahnhof von ihm verabschiedet, hatte er ihm nur die Hand gegeben und fast geschäftsmäßig geschüttelt.

Ein tiefes Heimweh nach Liebe und Mutterarmen packte ihn. Wie lange hatte er sie entbehren müssen. Seine Mutter, von der er fast nie sprach, war eine träge, indolente Südländerin, der das Briefschreiben eine körperliche und mehr noch geistige Anstrengung war, und der Vater ging ganz in seinen Geschäften auf. Nur Nushat war es, an die er mit Zärtlichkeit dachte. Sie allein hatte wohl einmal ihren Arm so um seinen Hals gelegt und hatte ihm sanfte Worte gesagt. Die braune Tochter Arabiens stand plötzlich vor seinen Augen und verdunkelte sogar die lichte Blanche, so daß er sich gänzlich fremd und verlassen in diesem Kreise vorkam, und mit einem feindlichen Gefühl in seiner Ecke als stiller und übelwollender Beobachter sitzen blieb.

Lux aber war nicht nur bei seinem Vater Liebkind an diesem Abend, sondern auch Frau Elisabeth und ihr Gatte waren geflissentlich freundlich und aufmunternd zu ihm, um ihm die Trennung leichter zu machen und ihm gleich zu zeigen, daß sie es gut mit ihm meinten, und er hier wohl geborgen sei. Und auch Blanche, dem Beispiel ihrer Eltern folgend, war freundlicher gegen Lux, als sonst wohl in der letzten Zeit.

Nachher gab es noch ein paar große, in knabenhafter Scham schnell getrocknete Tränen, als Dr. Irmler Lux den Gute Nacht-Kuß gab und in sein eigenes Heim hinüberging, während Lux gleich bei der Tante blieb und dann nachher mit Manuel in ihr gemeinsames Stübchen hinaufstieg.

Still kleideten sie sich aus. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt, und wollte von dem anderen nichts, als unbehelligt gelassen werden.

„Soll ich auslöschen?" fragte Manuel.

„Ja, bitte."

Es wurde dunkel in der kleinen Kammer und still, nur das feine, hastige Ticken zweier Taschenuhren erfüllte als einziges, leises Geräusch den Raum, und ab und an knarrte eine der Bettstellen.

Manuel konnte nicht einschlafen. Zum ersten Mal hatte er sein Nachtgebet leise hergesagt und den lieben Namen Blanche nicht ausgesprochen. Seine Gedanken waren zerstreut, halb drüben in der Heimat und nur zur Hälfte hier, wo er sich zum ersten Male fremd und verlassen vorkam. Lux schlief schon lange, mit ruhigen, leisen Atemzügen, als Manuel noch wach lag, das Gesicht in die Kissen drückte und leidenschaftlich weinte.

6. Kapitel.

Dr. Irmler war am anderen Morgen abgereist. Sie hatten ihn alle an die Bahn gebracht, und die beiden Herren waren zusammen abgefahren, der eine nach Italien, der andere ins Kontor.

Frau Elisabeth kehrte mit den Kindern auf einen längeren Umweg zurück. Es war zugleich der erste Ferientag, und Blanche infolgedessen in ausgelassenster Stimmung.

„Lach doch mal!" rief sie und neckte Lux mit einem herzhaften Stoß, so daß er taumelte und fast in einen Graben gefallen wäre. Er wurde rot vor Schreck und auch ein wenig vor Aerger und lachte gezwungen.

Die Mutter verwies ihr so derbe Späße. Lux wäre noch nicht aufgelegt zum Scherzen.

„O doch," sagte er. Und um Blanche eine Beschämung zu ersparen, bezwang er sich und war auch bald von ihrer Lustigkeit angesteckt. Da wandte Frau Elisabeth sich an Manuel.

„So ernst?" fragte sie. „Woran denkst du?"

„Wie schön das Reisen ist!" sagte er, „und wie schön es gewesen wäre, wenn ich hätte mitfahren können."

„Gefällt es dir nicht mehr bei uns?"

„O doch!"

Sie sah ihn erröten und drang nicht weiter in ihn. Er hat Heimweh bekommen. Das wird sich wieder geben.

„Wir wollen recht vergnügt sein in den Ferien," sagte sie und was an ihr lag, tat sie in der Folge dazu. Es kam, wie Blanche es vorausgedacht. Sie machten zwei, drei Mal in der Woche kleinere oder größere Ausflüge in die Umgebung, wobei sie es nicht verschmähte, mit dem Rucksack auf dem Rücken zu marschieren, den Wanderstab in der Hand.

Frau Elisabeths frische Stimme wußte immer ein Lied anzugeben, das den Weg würzte. Manuel konnte natürlich nur zuhören oder einzelne Takte mittrillern. Doch fand sich bei solchem Singen die Gelegenheit, auch ihn zum Auskramen seiner kleinen spanischen und französischen Lieder zu bewegen. Ohne gerade musikalisch zu sein, besaß er doch ein gutes Gedächtnis für volkstümliche Weisen. Selbst ein arabisches Liedchen konnte er zum Besten geben. Es war ein ländliches Liedchen, dessen Text auch ihm vielleicht nur leere Worte blieben, aber er sang mit einer solchen Ergriffenheit und mit einem zitternden Heim-

weh, daß Frau Elisabeth ein gerührtes Lächeln nicht unterdrücken konnte, und Blanche und Lux ihn ganz verwundert anstarrten, so daß er tief errötete und mit einem gewinnenden Lächeln der Verlegenheit sagte: „Ich kann nicht singen."

Frau Elisabeth hatte eine feine erzieherische Art, jedem eine kleine Pflicht zu erteilen. Der Eine mußte den Proviant tragen, der Andere den Quartiermacher spielen, der Dritte in ein Wanderbüchlein einschreiben, was ihnen des Aufzeichnens wert erschien. Sie selbst behielt sich die Führung und die Kasse vor.

So wußte sie ein gemeinsames Band zu schlingen, das wieder fester verknüpfte, was sich schon leise zu lockern drohte.

Manuel vergaß sein Heimweh, und Lux empfand die Trennung vom Vater bald nicht mehr als Leid, sondern als eine ganz fröhliche Abwechselung. Dazu trugen die häufigen Briefe und Karten Dr. Irmlers vieles bei. Fast von jeder Station kam ein kurzer, an Lux adressierter Kartengruß, und längere, ausführliche Briefe an Frau Elisabeth hielten die Zurückgebliebenen mit dem Reisenden in steter Verbindung. Die Briefe des Doktors, der vom schönsten Wetter begünstigt dem Lande der Sonne und Schönheit zueilte, atmeten Heiterkeit und Lebensfreude, und ein neuerlicher Brief versprach dem Sohne und den Freunden allerlei Erfreuliches und Ergötzliches mit heim zu bringen.

So war denn Lux im freien Genuß der Gegenwart und stiller Hoffnung auf die Zukunft in einem im ganzen glücklichen Zustand, zumal Blanche, nicht mehr unter dem überwiegenden Einfluß Manuels, sich ihm wieder mehr zuwandte und das alte Verhältnis zwischen ihnen wiederherstellte. Das war wieder die Ursache, daß Manuel, dessen Eifersucht diese Wandlung wohl bemerkte, der Vergangenheit und seinem Heimweh wieder kräftig entzogen wurde und sich wieder leidenschaftlich dem Tage zuwandte. Ein stilles Ringen begann jetzt unter den beiden Knaben um die Gunst des Mädchens, das fortfuhr, sie gleichmäßig zu verteilen.

Lux war schon zufrieden, wenn er nicht hinter Manuel zurückzustehen brauchte. Der war nun einmal da und ein Anteil von Blanches Freundschaft war ihm nicht zu verweigern. Nur wachte Lux eifersüchtig darüber, daß ehrlich geteilt wurde. Anders Manuel, der anspruchsvoller am liebsten die kleine Freundin für sich allein gehabt hätte, und die alte Eifersucht und den alten Groll auf Lux wieder aufkeimen fühlte. Und sonderbarer Weise kam er, ohne das Blanche es wollte, nur durch eigene Schuld, wenn auch unbewußt, ein wenig ins Hintertreffen. Wetteiferten sie auf den Ausflügen, sich durch kleine Gefälligkeiten und knabenhafte Galanterien beliebt zu machen, so kam Lux ihm oft zuvor, weil es nicht in Manuels Natur lag, über Blanche Frau Elisabeth zu vernachlässigen. Schon als der ältere fühlte er sich verpflichtet, ihr Ritterdienste zu leisten, während der jüngere Lux an dergleichen Artigkeiten nicht dachte und nur für Blanche da war.

Da schlug denn jenem oft das Herz, wenn er neben Frau Elisabeth hergehend, ihren Mantel tragend, oder sich ihrer Unterhaltung widmend, Lux und Blanche fröhlich vorauf springen sah, auch wohl einmal wieder, wie in früheren Tagen, Hand in Hand.

Frau Elisabeth ließ das Betragen des ritterlichen Knaben nicht ohne Anerkennung, indem sie ihn ihrem Töchterchen als Beispiel hinstellte, wozu die unbekümmerte Blanche reichlich Gelegenheit gab.

„Du könntest dich deiner Mutter auch einmal gefällig erweisen," sagte sie.

„Mutti, was soll ich denn tun?", rief Blanche stürmisch, die Arme schmeichelnd um ihren Hals legend. Aber dabei blieb es denn auch. Manuel aber war stolz auf Frau Elisabeths Lob, um dessentwillen er die Qualen der Eifersucht heroisch weiter ertrug.

Anders aber zuhause, bei den Spielen im Garten, wo die Kinder unter sich waren. Da trachtete er, das Versäumte nachzuholen, forderte sein vorenthaltenes Teil mit Zinsen ein. Blanche, ganz nach Lust und Laune handelnd, keinen eigentlich bevorzugend, fühlte sich dann manchmal von seinem heftigen Wesen befremdet, und zog sich ein wenig zurück, ohne zu ahnen, wie weh sie ihm tat und wie sehr sie ihn reizte.

Ihr Name erschien schon lange wieder in seinen Gebeten, um so leidenschaftlicher, je mehr er gezwungen war, ihn nur in Gedanken auszusprechen, des Schlafkameraden wegen. Ja, in seinen Träumen beschäftigte ihn Blanche, und stammelte er halb laut ihren Namen.

Und eines Nachts, als ein Traum ihn gequält, der ihn Blanche Hand in Hand mit Lux Blumen pflücken zeigte, während er abseits stand und nicht zu ihnen konnte, saß er, erwacht, aufrecht im Bett und starrte voll Zorn, Haß und Kummer durch das Dunkel auf Lux, der ruhig in seinen Kissen lag. Manuels Fäuste ballten sich, und seine Zähne preßten sich wild aufeinander. Hätte Lux Licht gemacht, er hätte sich vor diesem Gesicht entsetzt, das durchaus nicht mehr kindlich aussah, sondern mit dem Ausdruck einer fast männlichen Energie heißen Haß und tiefschneidendes Weh verband.

Lux wachte freilich, und auch seine Gedanken beschäftigten sich mit Manuel. Er sah ihn auch, wenn auch nur undeutlich, aufrecht im Bett sitzen, wenn der Vorhang, hinter dem das Fenster offen stand, von einem stärkeren Luftzug getroffen sich leise hin und her bewegte und das Dunkel ein wenig aufhellte. Auch suchte Lux nach einem Wort, ihn anzureden, aber er fand keines. Denn was ihn zu reden trieb, beschäftigte auch wieder so sehr seine Gedanken, daß er damit nicht fertig wurde.

Manuel hatte im Schlaf laut und leidenschaftlich Blanches Namen gerufen.

„Blanche! Blanche!"

Zweimal hatte der geliebte Name mit einem wehen Laut durch das Dunkel und durch die Stille gezittert. Etwas Fremdes, nicht Gekanntes klang dem erschreckten Lux daraus entgegen.

„Blanche! Blanche!"

„Was hast du? Was ist dir?", wollte Lux rufen, aber etwas lähmte seine Zunge, benahm ihm den Atem. Fast unheimlich klang dieses zweimalige Rufen.

Und jetzt wurde wieder Manuels Stimme laut.

„Lux! — Lux! — schläfst du?"

„Nein, was willst du?"

Manuel gab keine Antwort.

„Willst du was?" fragte Lux noch einmal dringlicher.

„Ja."

Und dann rang sich jedes Wort langsam und leise, aber leidenschaftlich von den zuckenden Knabenlippen.

„Ich liebe Blanche. Sie soll nicht immer nur mit dir freundlich sein. Ich halte das nicht aus. Ich will es nicht."

Im Dunkel der Nacht saß der Knabe aufrecht in seinem Bett und stammelte dieses Bekenntnis, und es war Lux, dem er es vorstammelte, Lux, dem er es am Tage am wenigsten von allen Menschen anvertraut hätte. Aber er mußte sein übervolles Gemüt entladen, war froh, daß er Lux nicht dabei sah, sprach wie zu einem Fremden, fühlte, wie bei jedem Wort die Tränen höher in ihm aufstiegen und zitterte am ganzen Leibe vor Erregung.

Eine lange Stille folgte Manuels Worten, während nur sein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen war.

Ich liebe Blanche! Lux hätte nie für sein Empfinden für Blanche diesen Ausdruck gefunden. Er war aufs Neue erschreckt, beängstigt, von etwas Fremdem verwirrt.

„Blanche ist doch auch gegen dich freundlich," sagte er. Er konnte Manuels Weinen nicht länger hören und hätte ihn gern getröstet.

„Wir kennen uns doch auch schon viel länger, Blanche und ich," fuhr er fort. „Deswegen ist sie doch nicht weniger freundlich mit dir. — Laß doch das Weinen. — Ich will es ihr sagen, daß sie freundlicher mit dir sein soll!"

„Nein!" rief Manuel, schrie es fast. „Das du es ihr nicht sagst. Ich glaube, ich könnte dich töten, wenn du es tust."

„Dummes Zeug!" brummte Lux, der solche Leidenschaft nicht verstand und sich ärgerlich auf die andere Seite legte.

„Lux! du! Lux!"

„Was denn?"

„Daß du es ihr nicht sagst!"

„Mir ist es gleich. Du kannst es ihr ja selbst sagen. Aber jetzt möchte ich gern schlafen."

Seine Müdigkeit überwog wirklich seine Teilnahme für Manuel und auch für Blanche. Es dauerte nicht lange, da schwebten wieder seine leisen, feinen Atemzüge durch das Zimmer.

Manuel aber lag noch lange wach und betete zum ungezählten Male zur Mutter Gottes, sie möchte ihm das Herz der kleinen Blanche zuwenden.

Die Folge dieses nächtlichen Zwiegespräches war eine weitere Entfremdung zwischen den Knaben. Lux betrachtete Manuel jetzt mit ganz anderen Augen. Er fühlte etwas wie Neid. So viel er von Blanche hielt, seinen Schlaf hatte sie ihm noch nie gestört. Und nun gar diese Tränen, dieser leidenschaftliche Ausbruch Manuels in der Nacht. Er schämte sich und schalt sich, daß er nicht auch so empfand. Manuel war freilich auch schon älter als er und in vielem reifer. Lux empfand das wohl und war ehrlich genug, es anzuerkennen. Er bekam einen gewissen Respekt vor ihm, was ihm wieder lästig war. Und zugleich erwachten Gedanken in ihm, die bisher geschlummert hatten.

„Ich liebe Blanche auch," sagte er sich. „Er soll nicht glauben, daß er es allein ist." Und er wurde mißtrauisch und beobachtete die Beiden.

Manuel haßte Lux nur umsomehr, als er ihn fürchtete und sich ärgerte, daß er sich ihm in jener Nacht in seiner Seelennacktheit gezeigt hatte. Er schämte sich vor ihm und suchte seinem Blick auszuweichen, wurde argwöhnisch und belauerte Blanche, ob sie wohl etwas wisse. Ganz im tiefsten Innern war dabei der heimliche Wunsch rege, sie möchte es wissen. Er hätte Lux nicht mehr getötet deshalb.

„Du hast doch nichts gesagt?" fragte er ihn zwei Tage später und zwang sich zu einem Ton freundlicher Vertraulichkeit.

„Was denn?" fragte Lux mit verstellter Gleichgültigkeit.

Manuel ärgerte sich.

„Das weißt du recht gut."

„Ach das."

Der Ton war womöglich noch gleichgültiger.

„Ich will es aber wissen!"

Manuel wurde heftig.

„Frage sie doch selbst," gab Lux zur Antwort.

Zornig ging Manuel weg.

An diesem Tage kam ein Brief Dr. Irmlers, indem er eine Verlängerung seiner Reise um höchstens acht Tage ankündigte und hoffte, daß Lux den Freunden nicht lästig werden würde. Die Veranlassung zu diesem Schreiben aber war diese:

Er ist in Rom, kommt abends spät aus einer kleinen Gesellschaft, hört in einer einsamen menschenleeren Straße plötzlich einen Schrei ganz in seiner Nähe und steht im nächsten Augenblick vor einem entseelten Körper, der quer über den Bürgersteig liegt. Ein Schatten fliegt über die Straße, ein geisterblasses Gesicht wendet sich noch einmal um, und er meint im ersten Augenblicke nichts als zwei große schwarze, weit aufgerissene Augen in diesem Gesicht zu erkennen. Aber schon nahen Schritte, er wird bei der Leiche gesehen, verdächtigt, und muß mit auf die Wache. Hier gelingt es ihm bald, seine Unschuld glaubhaft zu

Aelbert Cuyp
Heimtrieb der Herde

machen. Indessen kann man ihn nicht ganz freigeben, da er den Mörder gesehen haben will und eine ungefähre Beschreibung von ihm zu liefern imstande ist. Des einzigen Zeugen muß man sich versichern, zumal seine Angaben viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Seine Beschreibung paßt auf einen jungen Burschen, den man mit dem Getöteten befreundet weiß, und von dem es bekannt ist, daß er sich mit jenem gleichzeitig um ein hübsches und braves Bürgermädchen bewarb.

Vor die Frage gestellt, glaubt Dr. Irmler sich noch anderer Merkzeichen entsinnen zu können, als nur der dunklen Augen. Und alles zeigt auf jenen Freund hin. Dieser wird gefunden, festgenommen und dem Zeugen gegenübergestellt, der ihn zu erkennen glaubt. Ein anfängliches Leugnen zieht die Sache hin, aber der Unglückliche entschließt sich zuletzt zu einem Geständnis. Und wirklich ist die unselige Eifersucht das Motiv seiner Tat.

Diese Begebenheit hatte Dr. Irmler mehrere Tage gekostet, während welcher er nicht fähig war, seinen Studien geregelten Fortgang zu geben. So war noch manches nachzuholen und eine Verlängerung seiner Abwesenheit um die angegebene Zeit erwünscht.

Er möchte sich nicht beeilen und sich nicht sorgen, schrieb Frau Elisabeth zurück. Lux wäre gut aufgehoben, und sie hätten ihn alle gern bei sich.

„Daß dieses hitzköpfige Volk doch immer gleich zum Messer greifen muß!" sagte Frau Elisabeths Gatte beim Tee, als er von dem Inhalt des Briefes erfuhr. „Und wenn es dann noch wenigstens zum ehrlichen Zweikampf schreitet. Aber ein feiger Meuchelmord aus solchem Beweggrunde, noch dazu an einen Freund, will einem schier unverständlich sein."

„Es ist schrecklich," sagte Frau Elisabeth, „wie die Leidenschaft alles verdunkelt, alle Begriffe von gut und böse auslöscht und den Menschen zum blinden Werkzeug seiner Triebe macht. Ich erinnere mich eines ähnlichen Falles aus meiner Heimat, wo ein sonst liebenswürdiges Schwesternpaar sich um einen jungen Mann heftig entzweite. Beide getäuscht, suchten sie statt Trost in der Versöhnung Trost im Tode. Man fand beide Leichen am blühenden Sommerrain des kleinen Flusses, von den mitleidigen Wellen sanft nebeneinander hingebettet."

So erzählte Frau Elisabeth in tiefer Ergriffenheit. Den Kindern enthielt sie diesen Teil des Briefes vor. Es schien ihr nicht ratsam, die jungen Seelen schon mit solchen Dingen zu beschweren; sie würden früh genug die Tragik des Lebens kennen oder doch wenigstens ahnen lernen. Sie sagte ihnen nur, daß Dr. Irmlers Studien seine Anwesenheit in Rom noch für einige Tage verlange.

Lux selbst war wohl zufrieden. Die Tage gingen abwechselungsreich hin, und die leichten Schatten, die die Verstimmung zwischen ihm und Manuel auf ihre Freuden warf, bedrückten ihm nicht allzusehr.

Manuel jedoch war keineswegs erfreut über Luxens verlängerten Aufenthalt. Acht Tage noch! Wäre doch die Zeit bald um!

Blanche aber rief einfach: „Wie schön!" obgleich es ihr keinen großen Kummer gemacht hätte, Lux schon jetzt an seinen Vater zurückzugeben.

Nun mußte es geschehen, daß Frau Elisabeth um diese Zeit von heftigen Kopfschmerzen anhaltend geplagt wurde, so daß sie sich den Kindern nicht so viel wie sonst widmen konnte und sie sich meist selbst überlassen mußte. Sie tat das um so ruhiger, als es ihr bisher erschienen war, daß sie in guter Kameradschaft miteinander verkehrten.

Aus dieser Ruhe sollte sie eines Tages aufgestört werden. Die Spannung zwischen den beiden Knaben hatte sich wie ein böses Geschwür weiter gefressen und brach nun unerwartet auf.

7. Kapitel.

Blanches Geburtstag sollte, wie alljährlich, festlich gefeiert werden. Ja, man plante diesmal etwas ganz Besonderes. Das beständige schöne Wetter ließ das Gelingen eines kleinen Gartenfestes erhoffen. Ketten von Lampions sollten gezogen und eine italienische Nacht unter nordischem Himmel hergezaubert werden. Wochenlang hatte man sich schon darauf gefreut, und diese gemeinsame Vorfreude war immer wieder das Band gewesen, auseinander Strebendes zusammen zu halten.

Nun war der festliche Tag da, und alles stand in Erwartung eines besonderen Freudentages früher auf als sonst. Schon am Morgen kam eine Kousine Blanches, während die anderen kleinen Gäste sich erst am Nachmittag einfanden. Es war ihrer ein großer Kreis geladen worden, auch Knaben, damit es den Mädchen nicht an Tänzern fehle. Alle kleinen Freundinnen kamen in weißen Kleidern mit bunten Schleifen und Schärpen und brachten Blumen und Schokolade und kleine Geschenke mit. Alle gaben sie Frau Elisabeth mit einem zierlichen Knicks die Hand und schauten sich dann mit großen Augen im Kreise um. Die Knaben traten selbstbewußt auf, und konnten doch eine lächerliche Verlegenheit und Unbeholfenheit nicht verbergen; sie waren in der Minderzahl und hätten offenbar lieber unter sich Pferd oder Räuber und Soldat gespielt, als sich hier sittsam und kavaliermäßig zu betragen. Sie hielten sich zu Lux und Manuel und staunten diesen ebenso an, wie es die kleinen Mädchen taten.

„Wie braun er ist," flüsterten sie untereinander.

„Er kommt nachher in unsere Schule."

„Aber klein ist er nur."

„Ist er nett?", fragten sie Lux leise und Lux sagte: „Sehr nett."

Daß er ziemlich gut deutsch sprach, merkten sie bald, und ebenso, daß er ihnen allen an Sicherheit des Betragens überlegen war. Lux war einer von ihnen, aber Manuel war etwas besonderes.

Manuel merkte wohl, daß er Eindruck machte, und fühlte sich geschmeichelt, denn er dachte an Blanche dabei. Ihr wollte er gefallen.

Blanche aber war anfangs noch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Sie war nicht ohne mädchenhafte Eitelkeit und wollte in ihrem neuen Geburtstagskleide auch gefallen. Sie sah in der Tat reizend aus. Ihre zarte, sonnige Elfenschönheit war vom Glanz heiterer Freude umstrahlt. Dazu kam das Bewußtsein, Hauptperson zu sein, und die Ueberlegenheit der kleinen Wirtin, die sich bei sich zuhause fühlt und glücklich ist, ihren Gästen etwas bieten zu können.

Es war ein liebliches Bild, die vielen hellen Kindergestalten mit den farbigen Bändern sich im Garten tummeln zu sehen. Die Blumen auf den Beeten jedoch, vor allem die in vollem Flor stehenden Rosen, scheuten solche Nachbarschaft nicht, sondern behaupteten sich in schönster Pracht. Auch die kleinen bunten Papierlaternen, die ganz regungslos in der stillen Luft hingen und sich auf den Abend zu freuen schienen, wo sie ihr Licht leuchten lassen sollten, kamen schon jetzt in ihrem bunten Farbenschmuck zu hohen Ehren. Wenn sie erst brennen würden, das mußte schön sein. Doch damit sollte es noch ein wenig Zeit haben. Es waren lange, helle Abende, und die Illumination war als Abschluß des Festes gedacht.

Allerlei Spiele vertrieben indessen die Zeit. Man spielte Haschen, von Baum zu Baum und Topf schlagen. Wie gerufen fanden sich ein Paar Straßenmusikanten vor dem Hause ein. Man holte sie herein und improvisierte auf kurz geschorener Rasenfläche ein lustiges Tänzchen zu keineswegs wohlklingender Musik. Aber wer tanzen will, dem ist leicht geblasen, und namentlich die Klarinette gab sich alle Mühe, ihre Sache gut zu machen und sich der Ehre würdig zu zeigen, sich hier im herrschaftlichen Kreise produzieren zu dürfen.

Als sich die Leute nach drei Tänzen wieder verabschieden wollten, wollte man sie nicht weglassen. Noch einmal! noch einmal! Die kleinen Tänzer waren unersättlich.

Da besprach sich Frau Elisabeth mit den Musikanten, daß sie für eine hinreichende Entschädigung noch ein halbes Stündchen bleiben und sich zum Schluß an die Spitze einer Polonaise stellen möchte, die sich mit brennenden Papierlaternen unter den leuchtenden Lampiongewinden durch den Garten bewegen sollte. Als sie einwilligten, entstand allgemeiner Jubel, und man war einig, ein so schönes Fest noch nicht gefeiert zu haben.

Nun waren die anderen Knaben fast alle schlechte Tänzer. Auch Lux stand hierin hinter Manuel zurück. Dieser war der Einzige, der eigentlich tanzen konnte, während die Kunst der anderen nicht viel mehr als ein munteres Hüpfen war. Das genügte ja nun für diese kleine Gesellschaft vollkommen. Aber die Dämchen waren doch froh, wenn der bewunderte Spanier ihnen seine Aufmerksamkeit schenkte. Die schien nun freilich einzig dem Geburtstagskind zu gelten. Schon längst hatte Lux

das mißliebig bemerkt. Gerade den anderen gegenüber ärgerte es ihn. Was mußten sie denken. Und dabei schlugen seine Versuche, Manuel aus dem Sattel zu heben, alle fehl. Blanche schien nur für diesen da zu sein oder war zu schwach oder zu ungewandt, sich seinem Einfluß zu entziehen.

Das nächtliche Geständnis Manuels hatte ja Lux die Augen geöffnet und seinen eigenen Gefühlen für Blanche die Unbefangenheit geraubt. Er hatte sie auch lieb, Manuel sollte sie nicht für sich allein haben.

Und wie hübsch war Blanche heute. So war sie ihm noch nie erschienen. Er hätte sie bei der Hand nehmen mögen wie früher: komm Blanche, wir wollen allein spielen. Alle die anderen Mädchen beachtete er nicht. Da war eine Größere mit stillen klugen Augen, die immer Lux suchten. Aber er merkte es nicht und sandte seine Blicke nach Blanche aus.

Mit einem Male war Blanche verschwunden. Wo war sie? Und jetzt fehlte auch Manuel.

Vergeblich sah er sich nach den Beiden um. Die Gesellschaft war groß genug, daß sie sich ungesehen hatten entfernen können. Lux wollte Gewißheit haben und suchte den ganzen Garten ab. Schon gab er die Hoffnung auf, sie zu finden, als sein Fuß stockte.

Waren das nicht Stimmen?

Aus dem Nußgebüsch am Bach?

Ein Flüstern?

„Blanche, süße, liebe Blanche!"

Ein Griff, und Lux riß die Sträucher auseinander.

Da saßen sie auf der niedrigen Rasenbank, und die glühende Blanche empfing die ersten, stürmischen Küsse des wilden, leidenschaftlichen Knaben.

Mit einem Schrei schreckte Lux die Selbstvergessenen auf, stürzte sich auf sie und riß Manuel weg, stieß den Erschrockenen, daß er taumelte und zu Boden stürzte.

„Lux! Lux!" rief Blanche angstvoll.

Manuel war wie eine Katze wieder aufgesprungen, und mit zornfunkelnden Augen standen sich die beiden Knaben gegenüber.

„Das sag ich nach," keuchte Lux, atemlos vor Aufregung.

Ein Blick grenzenloser Verachtung traf ihn aus Manuels schwarzen Augen.

„Wage das nicht!"

„Alles, alles sage ich nach," zischte Lux.

Wie ein wildes Tier schäumte Manuel auf.

„Manuel! Lux! Manuel!"

Vergeblich versuchte Blanche sich zwischen sie zu werfen. Der Augenblick war jetzt da, wo diese beiden Knaben, in deren Seelen sich langsam der Haß angesammelt hatte, aneinander geraten mußten. Wie zwei

Panther fielen sie sich an, packten sich und rangen miteinander, nur von dem einen Trieb beseelt, den andern unter sich zu bringen.

Es war Zufall, daß Manuel unterlag. Er stolperte und rutschte aus, fiel auf den Rücken und riß Lux über sich.

Mit weit aufgerissenen Augen, zitternd, keines Wortes mächtig, starrte Blanche auf die kämpfenden Knaben, schrie nicht auf, als Manuel fiel, starrte nur in zitterndem Schweigen auf den Kampf. Selbst der Gedanke, es ist deinetwegen, verblaßte.

Wenn sie sich nur nicht weh tun!

Diese fürchterlichen Knaben.

Wie wild sie immer gleich sind.

Sie kennt Lux kaum wieder. Wie verrückt hämmert er auf Manuel los. Sie kann es nicht mehr mit ansehen und stürzt hinaus.

Da folgt ihr ein kurzer Schrei!

Lux taumelt ihr nach, die Hand auf die Brust.

„Blanche!"

Es klingt röchelnd, aus tiefster Angst heraus. Totenblaß sieht Lux aus, taumelt hinter sich, dreht sich um, greift in die Luft und fällt mit einem dumpfen Aufschlag zu Boden.

Blut!

Es rinnt über seine Bluse, ein feiner, roter Streifen.

Da kreischt sie laut auf und stürzt weg, und ihr Kreischen schreckt die Tanzenden auf und macht die Musik verstummen.

Hinter ihr teilt sich das Gesträuch, und Manuel, das Messer noch in der krampfhaft geballten Faust, steht starr vor Lux. Aller Haß, aller Zorn ist aus den schwarzen Augen verschwunden, entsetzt, mit leeren Blicken sehen sie wie auf etwas Rätselhaftes.

So findet man die beiden Knaben. Die Musikanten, der ganze Kinderschwarm, alles drängt sich herzu.

Lux atmet noch. Sein Gesicht ist schneeweiß und die geschlossenen Lippen zucken.

Einer der Musikanten, der Fagottbläser, ein großer Mensch mit einem roten Gesicht, nimmt ihn auf die Arme und trägt ihn ins Haus.

Frau Elisabeth, mit dem willenlosen Manuel an der Hand, folgt. Sie schickt die kleinen Gäste nach Hause, und das schöne Fest findet ein jähes schreckliches Ende.

Kein Wort ist aus Manuel herauszukriegen, so sehr auch Frau Elisabeth in ihn dringt. Aber er wirft sich ihr zu Füßen und bleibt unter heftigem Schluchzen liegen, bis man ihn gerührt, erschüttert, aufhebt und auf sein Bett legt.

Als der Vater vom Kontor nachhause kam, hatte Blanche bereits alles gebeichtet, unter strömenden Tränen. Die Gatten verharrten erst in dumpfem Schweigen gegeneinander. Wie sollten sie sich über das unselige Geschehnis auslassen. Erst nach und nach öffneten sich ihre Gedanken. Sie gedachten jenes römischen Briefes

als einer Warnung, die sie nicht verstanden hatten, und machten sich Vorwürfe. Hätte nicht ein solches Beispiel, wohin ungebändigte Leidenschaft führt, auf Manuel Eindruck machen und das Schreckliche verhüten können?

Eine Depesche eilte nach Rom, und schon am dritten Tage saß Dr. Irmler gebrochen am Bett seines fiebernden Knaben. Man hatte Lux noch nicht umbetten können, eben des Fiebers wegen. Doch gab der Arzt Hoffnung, daß es sich in den nächsten Tagen ermöglichen ließe. Direkte Lebensgefahr war nicht vorhanden, aber der Kranke bedurfte der sorgsamsten Pflege und äußersten Schonung. Der linke Lungenflügel war durch den Stich der kurzen Taschenmesserklinge verletzt worden. Die Heilung war sicher, wenn sie in Ruhe, ohne Störung vor sich gehen konnte.

Dr. Irmler, so dicht vor den Verlust seines einzigen Glückes gestellt, wollte doch die Selbstanklagen der Freunde nicht gelten lassen und war weit davon entfernt, ihnen irgend einen Vorwurf zu machen. Wie hätten sie ein solches Unglück verhüten wollen? Was hätte sie bei der großen Jugend der Kinder auf die rechte Spur führen sollen, auf den Gedanken, daß sich hier in diesen jungen Seelen eine Tragödie vorbereite?

Manuel war freilich als leidenschaftliches Kind bekannt, aber doch auch als ein edelveranlagter Charakter wiederholt erprobt worden. Sein tiefer Schmerz jetzt, sein völliges Zusammenbrechen entwappnete jeden Zorn und rührte die Herzen. Man empfand tiefes Mitleid mit ihm und verschonte den Beklagenswerten mit unnützen Vorwürfen.

Frau Elisabeth hatte ihn auf seinem Zimmer aufgesucht, nachdem sie von Blanche gehört, wie alles gekommen. Er lag mit dem Kopf auf dem Tisch und wagte nicht aufzusehen. Sie trat an ihn heran, legte ihre Hand leise auf seinen dunklen Kopf und sagte ernst, doch ohne Vorwurf:

„Ich weiß nun alles, Manuel. Wir wollen Gott danken, daß es nicht schlimmer ausgelaufen ist."

Er tastete nach ihren Händen, überströmte sie mit Tränen und bedeckte sie wieder und wieder mit Küssen. Sie ließ es ruhig geschehen. Es würde ihm gut tun. Endlich entzog sie sich ihm leise.

„Fasse dich nun, mein Junge," sagte sie fast zärtlich. „Wir haben dir alles verziehen. Du wirst zu deinem Vater zurück müssen, und alles, was gewesen, wird wieder gut werden. Und nun gib mir die Hand und versprich mir, daß du immer dein Herz und deine Hand hüten willst."

Er gab ihr leidenschaftlich die Hand und wollte sich wieder über die ihre neigen, doch sie faßte ihm mit der Linken unters Kinn, hob sein Gesicht ein wenig zu sich empor und küßte ihn mütterlich auf die Stirne.

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, hörte sie ihn wieder laut aufschluchzen. Sie glaubte diese Knabenseele zu verstehen. Manuels Tränen galten ebenso sehr Blanche, von der er sich jetzt trennen sollte, als

Lux und der Reue. Nur der Gedanke an die Möglichkeit eines schrecklichen Ausganges hielt sie ab, verstehend zu lächeln. Das erste heiße Feuer in einer erwachenden Kinderseele. Helle hohe Flammen, als wollten sie die Welt in Brand stecken, und dann ein ebenso jähes Erlöschen wie Aufflackern.

Um Blanche und Lux war sie ein wenig in Sorge, welchen Einfluß dieses Erlebnis auf ihre jungen Seelen haben würde. Auch dachte sie darüber nach, wie weit sie Blanche Vorwürfe zu machen hätte. Jedes Wort zu viel könnte schaden statt nützen. Blanche war doch noch ein ganzes Kind, harmlos, wenig fest, und leicht zu bestimmen. Sie wußte schon die Antwort voraus, die Blanche gab, als sie sie fragte, wie sie dazu gekommen wäre, ihre Gäste einfach zu verlassen und mit Manuel zu gehen.

„Er wollte es ja durchaus."

„Und du weißt nicht, daß sich das nicht schickt? Wäret ihr bei den anderen geblieben, wäre alles nicht geschehen. Das war sehr unrecht von dir. Du siehst, was aus solchen Kindereien für ein Unglück entstehen kann."

Frau Elisabeth hielt es für das richtigste, Blanche gegenüber diesen Ausdruck zu gebrauchen. Kindereien. Blanche freilich war wenig geneigt, es als Kindereien zu nehmen. Sie kam sich sogar sehr wichtig vor. Schade, daß noch Ferien waren. Am liebsten wäre sie morgen in die Schule gegangen, um zu hören, was die Freundinnen sagten.

Natürlich tat Lux ihr furchtbar leid. Und wie traurig Dr. Irmler aussah. Aber Lux würde ja nicht sterben. Sie wußte, was der Arzt gesagt hatte. Und sie wollte auch jeden Abend beten, daß der liebe Gott Lux doch wieder gesund werden ließe.

Am meisten waren ihre Gedanken natürlich bei Manuel. Manuel kam nicht von seinem Zimmer, und sie sah und hörte nichts von ihm. Sie wollte die Mutter nach ihm fragen, wagte es aber dann doch nicht. So spionierte sie herum, ob sie nicht irgendwo etwas von ihm erhaschen könne.

Sie war in Angst um ihn. Ob er wohl bestraft werden würde? Er hätte ja lieber nicht stechen sollen. Aber Lux hat ja doch angefangen. Was ging es Lux überhaupt an? Und wie hatte er auf Manuel losgeprügelt. Manuel konnte sich ja garnicht anders wehren, noch dazu, da er gefallen war und unter Lux lag.

Vier Tage später fuhr ihr Vater mit Manuel weg, ohne daß Blanche ihn wieder gesehen hatte. Manuel ist wieder zu seinem Papa gefahren, hieß es, er läßt dich freundlich grüßen.

Das fand sie empörend. So abzureisen, ohne ihr Adieu gesagt zu haben!

Ob er nie wieder kommen würde?

Sie wagte nicht, danach zu fragen. Aber sie sagte sich, daß sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte, daß er für immer weg war.

Und nicht das kleinste Andenken hatte sie an ihn. Sie wußte, er hatte ein altes Schreibheft von ihr, ein paar Haarbänder und ein Stückchen von ihrer roten Geburtstagsschärpe, das er sich selbst abgeschnitten hatte. Aber sie besaß nichts von ihm, gar nichts. Zum Geburtstag hatte er ihr einen Kasten mit feinsten Bonbons geschenkt. Sie hatte sich sehr gefreut, aber die Freundinnen hatten nachher die meisten aufgenascht. Ein Paar waren noch nachgeblieben, die wollte sie aufheben. Eine Stunde später aber erschien es ihr doch pietätvoller, sie so zu verwenden, wie Manuel es gewollt hatte. Und sie setzte sich ans Fenster, nahm das Kästchen vor sich auf den Schoß und schob einen Bonbon nach dem anderen in ihren kleinen Mund und zerlutschte ihn mit Hingebung. Ihre Gedanken waren dabei gar nicht einmal bei Manuel, sondern ganz bei der Sache: Der schmeckte nach Himbeeren, der nach Pfeffermünz und das war Kakaobutter!

Und ihre Blicke schweiften dabei träumerisch über den Garten bis zu den hohen Bäumen, die die Wiese jenseits des Bächleins einfaßte und auf deren Wipfeln die leuchtende Sonne eines ersten heißen Augusttages lag.

8. Kapitel.

Manuel war abgereist und Lux war umgebettet worden. Blanche war wieder allein im Hause, in dem das Leben wie früher verlief, nur um ein weniges gedämpfter, denn die alte Fröhlichkeit wollte nicht so schnell zurückkehren. Sie war zu lange durch die Spielkameraden verwöhnt worden und langweilte sich nun manchmal. Mit Lux würde sie wohl lange nicht spielen können. Zwar war er außer Gefahr und ging der Genesung entgegen. Aber es ging langsam. Er mußte wohl noch ein paar Wochen ruhig im Bette verbringen. Sie hörte täglich von ihm, aus dem Gespräch der Eltern, und einmal hatte er sie auch grüßen lassen. Ihr Verlangen, ihn zu sehen, war nicht übermäßig groß. Es war mehr Neugierde, die sie gern befriedigt hätte, als eigentliche Teilnahme. Er würde schon wieder besser werden, und dann würden sie im Garten wieder zusammentreffen, und sie würde sich erst ein wenig vor ihm schämen, und dann würde alles wie früher sein.

Als Lux soweit war, daß er Besuch empfangen durfte, schickte Frau Elisabeth Blanche mit ein Paar Blumen hinüber. Es war Blanche fürchterlich, und sie hätte am liebsten nein gesagt; doch trotzen durfte sie nicht.

Sie ging also zu Irmlers hinüber, konnte es aber nicht übers Herz bringen, zu Lux hineinzugehen. Sie gab die Blumen der alten Magdalene und log, ihre Mutter habe gemeint, sie solle Lux lieber noch nicht guten Tag sagen. Natürlich mußte die Unwahrheit herauskommen, und Frau Elisabeth war sehr böse und schickte sie zur Strafe auf ihr Zimmer.

Jetzt vertrotzte sich Blanche.

„Wenn sie mich wieder hinschicken, gehe ich nicht."

Frau Elisabeth war solche Widersetzlichkeit bei ihr nicht gewohnt. Sie war überrascht und überlegte als verständige Frau, ob es nur kindischer Trotz sei, oder ob andere Beweggründe dahinter stecken könnten. Berechtigte Auflehnung mit Gewalt zu brechen, gehörte nicht zu ihren Erziehungsgrundsätzen. Drum sagte sie nur:

„Ich wundere mich über dich, Blanche, und bin sehr traurig. Ich hoffe, du besinnst dich und siehst ein, daß der arme Lux ein Anrecht auf ein freundliches Wort von dir hat."

Diese Worte machten wohl einigen Eindruck auf Blanche, aber brachen doch ihren Trotz nicht.

„Ich wünsche, daß du jetzt hinüber gehst," sagte Frau Elisabeth nach ein paar Tagen. „Hier sind Orangen, die werden Lux erfreuen. Komm, ich werde dich begleiten."

Sie nahm Blanche bei der Hand und ging mit ihr zu Irmlers hinüber. Blanche war blaß und schwankte zwischen Trotz und Tränen. Die alte Magdalene aber lächelte gutmütig und rief:

„Ei, wird der Lux sich aber freuen, daß du kommst. Und die schönen Orangen! Da geh nur gleich zu ihm herein. Gerade Orangen sind so gut für ihn."

Das war nun freilich alles mit Ueberlegung gesagt und mit Frau Elisabeth unter einer Decke gespielt. Aber es ermunterte Blanche doch und machte ihr einigen Mut, als ihre Mutter sie nun einfach zu Lux ins Zimmer schob und die Türe hinter ihr schloß.

Da stand sie nun, ihr Körbchen Orangen in der Hand, mitten im Zimmer und sah verlegen und hilflos auf Lux, der sie mit großen Augen anleuchtete. Sie hätte kein Wort herausgebracht, wenn nicht er das Schweigen gebrochen hätte.

„Blanche! Du?" rief er.

Es lag ebenso viel Ueberraschung als Freude darin.

Da trat sie näher und ihre Stimme zitterte, als sie sagte:

„Ich wollte doch mal sehen, wie es dir geht."

„Danke, ganz gut! Der Doktor sagt, ich darf bald wieder aufstehen."

Sie sagte nichts darauf, sondern stand mit ihrem Körbchen dicht vor seinem Bett und sah ihn mit verlegenem Lächeln neugierig an, musterte das Bett, die Wand, die Bilder daran, und dachte endlich an die Orangen.

„Die soll ich dir geben," sagte sie.

„O wie schön!" rief Lux. „Danke, Blanche!" Und er nahm das Körbchen und stellte es vor sich auf die Decke.

„Willst du dich nicht hinsetzen?" fragte er.

Sie setzte sich auf einen Stuhl vor seinem Bett und sah bald das Körbchen, bald den Kranken an, während Luxens Augen still auf ihrem

Gesicht ruhten, mit einem gespannten Ausdruck, als erwarte er ein Wort von ihr.

Es war merkwürdig, wie wenig sie sich zu sagen hatten. Endlich fragte sie:

„Tut es noch weh?"

„Manchmal. Aber nur ein ganz klein wenig."

Sie wurde mit einmal blutrot. Es war ihr, als müsse sie sich schämen, als wäre sie selbst es, die ihn gestochen. Wie dumm! Sie konnte doch nichts dafür.

Lux dachte: „Warum wird sie so rot? Es ist doch nicht ihre Schuld."

In diesem Augenblick wurde die Tür leise aufgemacht und gleich wieder geschlossen. Blanche nahm das als Zeichen, abbrechen zu müssen. Sie erhob sich und gab ihm ungelenk die Hand.

„Adieu, Lux!"

„Adieu, Blanche! Ich danke dir auch. Willst du so gut sein und sie auf den Tisch stellen?"

Sie stellte die Orangen auf den Tisch und nickte ihm noch einmal zu.

„Adieu, Lux!"

Dann schloß sich die Tür hinter ihr.

„Nun, hat Lux sich nicht gefreut?" fragte Frau Elisabeth.

„Ja, sehr," antwortete Blanche.

„Siehst du? Und du wolltest nicht zu ihm gehen."

„Das wollte ich schon, aber nicht so schnell."

Blanche war froh, den Besuch hinter sich zu haben. Nun würde es ihr gar nicht mehr schwer werden, wieder hinzugehen. Ob er wirklich nur wenig Schmerzen mehr hätte? Er sah doch noch sehr blaß aus. Das tat er freilich immer. Aber doch nicht so furchtbar blaß wie jetzt. Ob er wohl ganz wieder besser würde? So ganz und gar, wie früher?

Dr. Irmler sagte abends zu ihrer Mutter, daß Lux sich sehr über den Besuch von Blanche gefreut habe, und er sagte es auch ihr selbst:

„Komm nur recht oft, Lux wird sich immer freuen. Er liegt so allein."

Sie war fast glücklich. Wenn er sich wirklich freute, wollte sie ja gern zu ihm gehen. Meinetwegen jeden Tag.

„Vielleicht nimmst du ein Buch mit," sagte Frau Elisabeth.

Und sie ging am nächsten Tag mit einem Buch zu ihm.

„Soll ich dir etwas vorlesen?" fragte sie.

„Wenn du willst!"

Seine Augen leuchteten auf und sprangen von ihrem Gesicht auf das Buch über.

Sie sah die Frage in seinem Blick.

„Andersens Märchen," sagte sie. „Magst du das auch hören?"

„Ja, gern. Lies nur was du willst, Blanche. Es ist alles hübsch."

Er legte sich in die Kissen zurück, und sie blätterte noch ein wenig, obgleich sie sich schon für die Geschichte von der kleinen Seejungfrau entschieden hatte, und fing endlich an:

„Weit hinaus im Meere ist das Wasser so blau, wie die Blätter der prächtigen Kornblume und so klar wie das reinste Glas, aber es ist außerordentlich tief, tiefer als irgend ein Ankertau reicht. Viele Kirchtürme müßten übereinander gestellt werden, um vom Grunde bis über das Wasser hervor zu reichen. Dort wohnt das Meervolk."

Ihre Stimme war wie das Klingen kleiner Wellen, wie ihr leises Rauschen und Plätschern am Strande. Und ihr eigenes Bild verfloß ihm mit dem der jüngsten Meertochter.

„Sie war doch die Schönste von allen, ihre Haut war so durchsichtig und zart wie ein Rosenblatt, ihre Augen so blau wie das tiefste Meer, aber wie alle die anderen hatte sie keine Füße, der Körper ging in einen Fischschwanz aus."

Und Blanche saß so vor seinem Bett, daß er ihre Füße nicht sah, und er lächelte ganz heimlich bei dem Gedanken und schloß die Augen.

Sobald sie ihre fünfzehn Jahre erreicht hatte, sollte die kleine Meerprinzessin Erlaubnis haben, aus dem Meere empor zu tauchen, im Mondschein auf der Klippe zu sitzen und die großen Schiffe sich anzusehen, die vorbei segeln.

Blanche war nun vierzehn. Ein Jahr noch, so dachten sie beide, obgleich Blanche doch keine Meerjungfrau war, die sich sehnte, empor zu tauchen und auf Klippen zu sitzen. Aber je weiter sie lasen, je mehr nahm Blanche die Gestalt der jüngsten Prinzessin an, sowohl für Lux, wie für sich selbst.

So knüpfte das Buch ein neues Band zwischen ihnen. Lux hatte nicht geglaubt, daß er noch soviel Geschmack an Märchen fände. Und gerade diese kannte er ja alle schon. Aber wie neu klangen sie aus dem Munde der kleinen Blanche, die mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen auch das Nebensächlichste mit so großer Wichtigkeit und herzlicher Betonung las. Sie hatte einen lieblichen, singenden Klang in der Stimme und las so sicher und fließend und versprach sich nicht ein einziges Mal. Doch! Als sie las, wie die Störche nach Afrika zogen, da versprach sie sich sogar zweimal hintereinander. Das machte, sie dachte dabei an Manuel und an dessen Heimat, an die Brandung in dem Hafen von Tanger und an die braune Nufhat. Und dabei versprach sie sich, und Lux mußte lachen.

Aber Manuels Name wurde nie wieder zwischen ihnen genannt.

Schade, daß die Ferien zu Ende gingen. Blanche würde nun nicht jeden Tag kommen können. Die Schule nahm viele Stunden des Tages in Anspruch, die Schule und die Hausarbeiten. Aber Lux würde ja auch bald ganz gesund sein, und dann würden sie wieder zusammen im Garten spielen.

Und dann kam sie das letzte Mal mit dem Buch, und Lux bat: „Lies noch mal das Märchen von der Nachtigall."

Und sie las noch einmal das Märchen von der Nachtigall, und Lux hörte fast die ganze Geschichte mit geschlossenen Augen an, während ein glückliches Lächeln auf seinem Gesicht lag.

9. Kapitel.

Frau Elisabeth war sehr froh, daß Blanche so bald vergaß, und legte es ihr nicht als Oberflächlichkeit aus. Das Kind lebt dem Tage und soll ihm leben. Seine kleinen Leiden überwindet es schnell und öffnet mit jedem neuen Tag sich wieder der Sonne, wie die Blume am Abend ihren Kelch schließt und ihn am Morgen in Reinheit und Frische wieder auftut. Und sie meinte, man solle das Kind in diesem auf das Nächste, auf die Gegenwart gerichteten Wesen nicht stören und froh sein, wenn ihm der Tag alles ist und das Gestern nichts mehr gilt. Die Wandlung kommt leise von selbst, und stete Sorge für eine rechte Gemütsbildung verhindert die Oberflächlichkeit.

Für Lux war sie in dieser Beziehung nicht bange. Ihre eigene Beobachtung und viele kleine Züge, die Dr. Irmler ihr erzählt, sprachen dafür, daß er ein reiches Innenleben führte.

Wenn Lux bisher noch mit keinem Wort nach Manuel gefragt hatte, so war es nicht, daß er ihn vergessen hätte, was ja eben so unnatürlich als unmöglich gewesen wäre, noch daß er sich so stellen wollte, als sei nun dieser völlig für ihn abgetan. Es war nur Scheu, einen Namen zu nennen, der jedermann nur schmerzliche Erinnerung erwecken konnte. Hörte er doch auch von den Erwachsenen Manuels nie erwähnen, so daß es war, als wäre sein vorübergehender Aufenthalt unter ihnen nur ein Traum gewesen.

Nun war aber Manuel keineswegs so tot in diesen Kreisen, als es den Anschein hatte. Die Väter blieben nach wie vor in Geschäftsverbindung, und es kam Nachricht von dem weiteren Ergehen des kleinen Spaniers auf dem Weg über das Kontor ins Haus. Ja von ihm selbst gelangte ein für seine Jahre reifer und doch auch wieder kindlicher Brief in Frau Elisabeths Hände.

„Ich denke jeden Tag und jede Nacht an Sie und an Blanche und an Lux und bete für sie alle. Und ich bin sehr böse auf mich, daß ich ihnen so weh getan habe und daß ich nun nie mehr zu ihnen zurück kann. Grüßen Sie Blanche, ich werde sie nie vergessen. Und grüßen Sie auch Lux. Er soll mir schreiben, daß er mir nicht mehr böse ist. Ich habe auch hier gute Menschen gefunden, aber ich werde Sie nie vergessen können."

Sie schrieb ihm gütig zurück und bestellte ihm Grüße von Blanche und auch von Lux, der noch nicht selbst schreiben dürfe; aber es ginge ihm besser, und er dächte nur noch freundlich an ihn.

Ob sie recht tat, den Kindern Manuels Grüße vorzuenthalten? Sie überlegte lange und kam zu dem Entschlusse, daß es besser sei. Blanche schloß sich eben in alter Weise wieder an Lux an, in harmloser Kameradschaft, das wollte sie nicht stören.

Es war in den ersten Tagen des September, daß Lux zum ersten Male in den Garten gehen durfte. Er war völlig wiederhergestellt. Aber er trug noch die Farbe des Krankenzimmers. Doch der Spätsommer war so schön, wie er selten war, und die Sonne hatte noch Kraft genug, kranke Wangen zu bräunen. Die Bäume standen still und früchteschwer, auf den Beeten dufteten Goldlack und Levkojen, und Dalien und Georginen standen üppig und farbenprächtig am Wege.

Hand in Hand gingen Lux und Blanche auf den sonnigen Steigen durch all die stille satte Sommerpracht zu ihrem Lieblingsplätzchen. Hier schwellten am Strauch die grünen Haselnüsse. Kaum merklich stockte ihr Fuß, und sie gingen verstummend vorüber.

Das Bächlein, das im Hochsommer oft ein armseliges Rinnsal gewesen, lief wasserreich vorbei und lockte sie. Sie setzten sich auf die Stufen, die hinabführten, und sahen bis auf den klaren Grund. Da lag halb übersandet ein verrostetes, offenes Taschenmesser. Sie sahen es beide zugleich.

„Das ist es!" rief Blanche und reckte den Hals noch weiter vor.

„Soll ich es holen?" fragte sie.

„Ich darf es nicht!" sagte Lux. „Aber laß es doch. Was willst du damit?"

„Nein, ich hole es."

Sie streifte Schuhe und Strümpfe ab, und watete in das klare Wasser hinein. Es ging ihr fast bis an die Knie. Sie streifte die Aermel hoch, als sie sich nach dem Messer bückte, und ihr goldenes Haar fiel ihr wie ein goldener Schleier vors Gesicht.

Sie bemühte sich, das Messer zu schließen; doch vergeblich.

„Gieb her," sagte Lux, tat, als ob er es auch versuche, besann sich einen Augenblick und schleuderte es weit weg.

„Du kannst dir Blutvergiftung damit zuziehen," sagte er.

Sie sah ihn unwillig an, beruhigte sich aber doch. Was wollte sie auch mit dem alten verrosteten Messer.

„Möchtest du wohl, das Manuel wieder kommt?" wollte sie fragen, dachte aber noch rechtzeitig, daß sie ihn das kaum fragen dürfe. Er aber, als hätte er ihre unterlassene Frage dennoch verstanden, sagte:

„Es ist doch viel besser so, — jetzt — —"

„Aber nett war er doch," sagte Blanche nachdenklich.

Durch den Garten zitterten die dumpfen Töne eines Gong. Langsam erhoben sie sich und gingen dem Hause zu, diesmal nicht Hand in Hand. Blanche schlenderte etwas vorauf. Unter einem jungen Apfelbaum blieb sie stehen.

„Sieh mal!" rief sie bewundernd und wandte sich halb zurück.

An einem niederhängenden Zweig saß an der äußersten Spitze ein schöner, wachsglänzender, rotbackiger Frühapfel. Sie streckte die Hand danach aus, blieb einen Augenblick so auf den Zehenspitzen stehen und drehte leise an der schönen Frucht.

Plötzlich löste sich der Apfel und blieb in ihrer Hand.

„Ach!" rief sie und errötete vor Schreck.

Doch schnell entschlossen reichte sie den Apfel an Lux.

„Da!"

Sollte er ihn zurückweisen? Zögernd nahm er ihn und ließ ihn ohne ein Wort in seine Tasche verschwinden.

„Blanche! Blanche!" klang die helle Stimme Frau Elisabeths vom Hause her.

„Gleich!" rief Blanche zurück. „Ich komme schon! Adieu, Lux!"

Sie nickte ihm zu und sprang leicht den Steig herauf.

Lux blieb an der kleinen Pforte zurück und sah ihr nach. Die Hand in der Tasche spielte dabei mit dem Apfel. Ein sinnender, fast ein wenig gelangweilter Zug ging über das schmale, blasse Knabengesicht. Aber Lux wandte sich nicht eher weg, als bis das weiße Kleid der zierlichen Blanche in der Nähe des Hauses verschwand, in dessen Fenstern des Mittags rote Rosen blühten.

Rundschau

Der Reichskanzler-Oberlehrer.

Herr von Bethmann-Hollweg ist in einer schwierigen Lage. Seit Wochen wird er vom Dilettantismus des Reichstags verschont, desto wilder gebärdet sich die Presse aller Parteien.

Er hatte es von allem Anfang an nicht leicht. Man sagte ihm nach, Fürst Bülow habe ihn nur deshalb als seinen Nachfolger empfohlen, um in Rom an seiner Hilflosigkeit eine ungetrübte Schadenfreude zu erleben. Die Leute, die berufsmäßig „in ihrer Annahme nicht fehlgehn", trauten dem durchlauchtigsten Feuilletonisten einen so frivolen Witz zu. . . Herr von Bethmann Hollweg sollte zwar ein Meister in allen Künsten der Intrige sein, aber er hatte niemals irgend welche Dienste als Diplomat geleistet und mußte sich in die auswärtige Politik erst „einarbeiten". Er war sogar den Oberhäuptern der Großmächte persönlich unbekannt und wußte, als Stellvertreter Bülows im Bundesrat, wenn man den „eingeweihten Kreisen" glauben darf, nicht einmal die Gebote des Dreibundvertrags auswendig. Eine Witzblattfigur also. Die Gelehrten der Redaktionsstuben sprachen nur mit einem heitern Auge von ihm. Ein Kanzler, der erst die hohe Politik lernen mußte, — Weisheiten also, die sie schon in den Windeln aus vollen Schäffern geschluckt haben. Wenn solch ein Siebenmalweiser, der in einer hauptstädtischen Redaktion das Amt hat, über die ausländische Politik keine Meinung zu haben, einmal den Leitartikelgeist der „Frankfurter Zeitung" im Schweiße seines Angesichts begreift, hält er sich für einen Wirklichen Geheimen Rat des Herrgottes selbst und dünkt sich natürlich neunmal klüger als den ersten Beamten eines Reichs, der in die Untiefen des diplomatischen Wissens nur von einem Staatssekretär des Auswärtigen und von einem Hammann eingeführt wird.

Welch ein hilfloser Greis ist doch ein deutscher Reichskanzler im Verhältniß zu einem edeln Polen, der ein paar Jahre im Wolffschen Telegraphenbureau Depeschen eingerichtet hat! Was ist doch ein früherer Staatssekretär des deutschen Reichsamts des Innern für ein armer Schächer gegen einen frühern Pfarrer, der jetzt innerpolitische Leitartikel dichtet! Früher einmal haben sich die Deutschen durch den Schein einer Spezialkenntnis blenden lassen. Heute gilt ihnen ein Mann, der die Fassade eines Ministeriums gründlich kennt, höher als der Mann, der dieses Ministerium verwaltet. Der melancholiche Neffe eines erfolgreichen Inseratenfachmanns ist in den Tagen der Umwertung aller politischen Werte für sie der geborene Kanzlererzieher. Er steht zwar auf der obersten Stufenleiter, die zum Thron der siebenten Großmacht führt, aber eigentlich heißt die Presse — o armer Melancholiker! — doch

nur die siebente Großmacht, weil sie gar keine Macht ist! (Chefredakteure gefallen sich abwechselnd in der Pose des Größenwahns und der Ohnmacht.)

Aber Spaß bei Seite — der Liquidator der Blockpolitik ist in einer übeln Lage. Mit seinem Programm der Programmlosigkeit, über den Parteien zu stehn, hat er es sich so ziemlich mit allen verdorben. Er erfreut sich des größten Mißtrauns sämtlicher Parteien: mit den roten Internationalen darf ein deutscher Kanzler eo ipso nichts gemein haben. Die Liberalen verdächtigen ihn einer schwarzblauen Gesinnung. Die Konservativen sind über die Ausschiffung des preußischen Finanzministers Rheinhaben verstimmt. Ihr Organ, die Kreuzzeitung, plaudert aus, daß zwischen Bethmann-Hollweg und Rheinhaben Meinungsverschiedenheiten politischer Natur herrschten, die nicht auszugleichen waren, und daß Rheinhaben nicht im Einvernehmen mit dem Ministerpräsidenten, sondern ohne dessen Vorwissen seine Demission eingereicht hätte. Die Deutsche Tageszeitung, das Blatt der Agrarier, warnt Herrn v. Bethmann vor allen liberalen Anwandlungen. Die Germania, das Hauptorgan des Zentrums, fordert ihn auf, sofort klipp und klar seine Ziele zu enthüllen, und die Nationalliberalen sind mit dem ihnen gezahlten Trinkgeld, der Beförderung des magdeburger Oberbürgermeisters Dr. Lentze, zum Erben Rheinhabens keineswegs zufrieden und machen ein süßsaures Gesicht dazu. Und wie haben sich die Hamburger Nachrichten verändert und die Kölnische Zeitung! Und gar die Frankfurterin! Die verleugnete unter Bülow in hundert Fällen ihre demokratische Gesinnung — und das doch sicher nicht für die paar armseligen Nachrichten, die in der Wilhelmstraße zu haben sind! Daran hat doch das Frankfurter Blatt wahrhaftig niemals Mangel gelittten. Und für ein paar Meldungen verkauft ein so glänzend informiertes Blatt die allein seligmachende Gesinnung nicht. Bülow muß also die Frankfurter Ratte mit anderm Speck gefangen haben.

Denn daß Herr Geheimrat Hammann nicht will, daran ist ja wohl nicht zu denken. Hammann hat bekanntlich in seinem Leben schon öfter nicht gewollt, aber dem Willen seines höchsten Chefs hat er sich noch immer gefügt.

Es kann unter solchen Umständen kein Zweifel darüber sein, daß dem Kanzler das höchst gleichgültig ist, was die Presse von ihm schreibt, und zu den gottgewollten Abhängigkeiten eines Reichskanzlers zählt er ganz offenbar die Abhängigkeit von den Zeitungen nicht. Er will scheinbar mit den Menschen von der Presse keine unaufrichtigen Höflichkeiten tauschen. Eine solche Tätigkeit wäre ihm vielleicht nicht angenehm, aber er könnte sie am Ende noch leisten. Für Nachrichten allein sind große Zeitungen vielleicht auf die Dauer nicht zu haben, aber in der Sonne von ein paar liebenswürdigen Redensarten eines Kanzlers schmelzen die Herzen des lieberalsten Machthabers der deutschen Presse. Wenn Herr von Bethmann-Hollweg die Zeitungen als quantité négligeable ansieht, wird er schon wissen, warum.

Man wird nicht „fehlgehn in der Annahme", daß er das Vertrauen seines Kaiserlichen Herrn genießt und es sich daran genügen läßt. Wäre Herr von Bethmann-Hollweg wirklich nur ein solcher Oberlehrer, wie die Professoren und Geheimräte der Zeitungsredaktionen behaupten, wer weiß,

ob das Wilhelm II. im Laufe des Jahres, das Bethmann-Hollweg Kanzler ist, nicht auch noch herausgebracht hätte, da ihn doch täglich so viele Blätter bei der Urteilsschöpfung unterstützen!

Schwarze Truppen.

(Auf Grund eigener Erfahrungen und Erlebnisse)

Die für Frankreichs Wehrmacht bedenkliche Erscheinung, daß es nicht über genügendes Menschenmaterial verfügt, um die numerische Stärke seiner Armee auf die notwendige Höhe zu bringen, zwingt es zu einer Kanonenfutter-Anleihe bei den Schwarzen. Seit drei Jahren wurden durch den Heeresreferenten Messimy Untersuchungen angestellt, inwiefern sich die Eingeborenen von Algier zur Verstärkung der französischen Streitkräfte heranziehn ließen. Eine gemischte Kommission weilte in Nordafrika, um an Ort und Stelle das Problem zu studieren. Zwar kam man zur Einsicht, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den französischen Besitzungen Nordafrikas eine ganz beträchtliche Verstärkung der Armee bedeuten würde, daß aber auf die Treue der Mannschaften durchaus kein sicherer Verlaß wäre. Sämtliche Kolonisten Algeriens, sowie die dortigen politischen Verwaltungsstellen sprachen sich gegen das Projekt aus, da sie für den Fall einer Einschiffung des mobilisierten 19. Armeekorps den Ausbruch einer Erhebung in der Kolonie befürchten, die die erhofften Vorteile zu einer Katastrophe für den gesamten französischen Besitz an der Nordküste Afrikas umwandeln könnte. Die meisten arabischen Vertretungen — an der Spitze die ganze islamitische Geistlichkeit — protestierten ihrerseits gleichfalls gegen die allgemeine Wehrpflicht. Man versuchte es nun mit der Einreihung der Tribus von Senegal, den Senegalnegern. Oberstleutnant Mangnin, ein Mitglied der durch die Besetzung der Oase Faschoda bekannten Expedition Marchand, veröffentlichte kürzlich eine „Troupes noires“ betitelte Studie, worin er sich von den Senegalesen die besten Erfolge verspricht. An geschichtlichen Beispielen sucht er den Beweis zu erbringen, daß seither die an den Gestaden des Mittelmeers herrschenden Großmächte sich schwarzer Truppen als Kern ihrer Heeresmacht bedient haben. Daß diese Truppen überdies allen Strapazen gewachsen seien, beweise nicht allein die außergewöhnlich gesunde Entwicklung dieses Elements in Nordamerika, sondern auch der Krieg 1870/71, wo in den Reihen der vier kaiserlichen algerischen Tirailleurregimenter 25 Prozent Schwarze gefochten und den damaligen strengen Winter vorzüglich überstanden hätten. „In den Augen der algerischen und tunesischen Eingeborenen wird unsre Herrschaft ihr Prestige nur stärken, wenn sie sich — wie muselmanische Sultane dies jedesmal getan haben — mit schwarzen Truppen umgibt. Die schwarze Garde ist das grunderhaltende Element und zugleich das Attribut der Macht.“

Ich kenne aus dem deutsch-französischen Kriege den Gefechtswert der schwarzen Truppen; und eigenartige Umstände brachten es mit sich, daß ich später jahrelang in demselben Armeekorps mit ihnen diente; während längerer Zeit tat ich auch Dienst bei den Saphis. Ich glaube also, mir ein Urteil über die schwarzen Truppen gestatten zu dürfen: Daß die algerischen Tirailleure unsern Leuten keineswegs imponierten, bewiesen die Tage von Weißenburg und Wörth. Ja als sie ihrer beim ersten Zusammentreffen ansichtig wurden, brachen sie ob deren phantastischen Aufputzes in Heiterkeit aus; und mit einer wahren Wonne nahmen sie diese Wüstensöhne aufs Korn. Auch im Nahkampf nützten ihre Affensprünge und Grimassen nichts. Und sehr mit Recht sagte unser kommandierender General in seinem ersten Tagesbefehl: „Ihr seid kräftigere Männer und bessere Schützen.“ Dennoch machten wir jüngern Offiziere, um den Schwarzen gegenüber nicht allzusehr im Nachteil zu sein, unserm Kommandeur den Vorschlag, die ungeraden Kompagnien unsers Bataillons über Nacht schwarz anstreichen zu dürfen, fanden aber dafür kein Gehör.

Wenn ferner die oben erwähnte Kommission sagt, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den französischen Besitzungen Nordafrikas wohl eine ganz beträchtliche Stärkung bedeuten würde, daß aber auf die Treue der Mannschaften durchaus kein sicherer Verlaß wäre, so trifft dies in seinem ersten

Teil nur bedingt, in seinem zweiten Teil durchaus n i c h t zu; denn die hingebende Treue der algerischen Eingeborenentruppen ist zweifellos. Und es wäre für Frankreich nur zu wünschen, es könnte sich mit derselben Zuversicht auf seine eigenen Söhne verlassen. Von einem Verschicken des mobilisierten 19. Armeekorps nach einem europäischen Kriegsschauplatz kann vernünftigerweise nie die Rede sein; höchstens kämen T e i l e dieses Korps hierfür in Betracht. Aber mit dem Ausbruch einer Erhebung ist es in Nordafrika eine eigene Sache; sie ist leichter gesagt als getan. Im Jahre 1870/71 wäre sie vielleicht gelungen, wenn sie einmütig geschehn wäre, aber die Herren Pasch-Agas dachten wie die sieben Schwaben: „Jackele, gang du voran!" Sie erhoben sich einzeln, und einzeln wurden sie vernichtet.

Wenn sich Oberstleutnant Mangnin von den Tirailleurs sénégalais die besten Erfolge verspricht, so glaubt ihm das jeder aufs Wort, der die Kerle kennt, soferne nämlich diese Erfolge Sengen und Brennen, Rauben und Vergewaltigen von Weibern bedeuten.

Diese eine Herde Weiber und Kinder (smalas) mitschleppenden Bestien, die auf Vorposten wie die Rösser schlafen und nur mit Kolbenstößen wachzuhalten sind; wie die Büffel vorwärtsstürmend, im ersten Anlauf niedergestreckt werden, und von denen nach den Begriffen meiner dortigen Dienstzeit über Disziplin allmonatlich ein Dutzend aufgehängt worden wäre, sie sollten mit Erfolg intelligenten, gut geschulten und disziplinierten Truppen gegenüberzustellen sein?

Oberstleutnant Mangni scheint sich der Vorgänge in Casablanka nicht mehr zu erinnern. Hätte man die Kosten nicht gescheut, würde man die Herren Senegalesen am liebsten wieder zurückbefördert haben. „Daß diese Truppen überdies allen Strapazen eines europäischen Krieges gewachsen seien," glaubt Oberstleutnant Mangni damit zu beweisen, „daß auch der Krieg 1870/71, wo in den Reihen der vier algerischen Tirailleurregimenter 25 Prozent Schwarze fochten, diese den damaligen strengen Winter vorzüglich überstanden." Gewiß; und zwar in der deutschen Kriegsgefangenschaft! Der Winter sah fast keine Schwarzen mehr im Felde, denn sie wurden schon bei Weißenburg und Wörth nahezu aufgerieben; und als der Rest zur Einsicht kam, daß wir sie nicht fressen, nahm ihre Kampfeswut zusehends ab; die meisten waren froh, mit heiler Haut gefangen genommen zu werden. Nach Jahren noch traf ich viele davon wieder bei ihren Regimentern. „Prousso buono besef!" sagten sie; „Preußen sehr gut!" Sie nannten nämlich alles „Preußen". „Sehr gut" dürfte es ihnen in Preußen nicht ergangen sein. In Bayern vielleicht besser; wenigstens fand ich bei einzelnen noch Photographien bayrischer Schönen, darunter mir persönlich Bekannter, den sogenannten bessern Ständen angehörend.

In den Augen der algerischen und tunesischen Eingeborenen wird unsre Herrschaft ihr Prestige nur stärken, wenn sie sich – wie muselmanische Sultane dies jedesmal getan haben — mit schwarzen Truppen umgibt. Die schwarze Garde ist das grunderhaltende Element und zugleich das Attribut der Macht." Mit diesen Worten verherrlicht der Oberstleutnant die schwarzen Truppen; und von seinem Standpunkt aus hat er damit recht. Nur durch Eingeborene sind Eingeborene dauernd und gründlich zu unterjochen. Er bleibe mit ihnen aber im Lande und tue, „wie muselmanische Sultane dies jedesmal getan haben."

Die eingeborenen algerischen Truppen (die Senegalschützen verdienen nicht, Truppen genannt zu werden) sind Naturkinder, und als solche teilen sie deren Vorzüge und Fehler. Der Eingeborene aus dem Gebirge ist unterwürfig, gehorsam, fleißig und der Disziplin zugänglich, er erträgt die ihm auferlegten Entbehrungen mit stoischem Gleichmut, und in seinen Reihen sind Widersetzlichkeit und Insubordination trotz der harten Behandlung durch die Offiziere fast unbekannt. Bei den Kindern der Sahara kommen Vergehen gegen die Disziplin häufiger vor, weil das ungebundene Leben dieser Menschen sich nur schwer mit der Strenge der Manneszucht und am allerwenigsten mit dem festgeregelten Kasernenleben abzufinden vermag. Weitere Hauptfehler aller arabischen Eingeborenen sind Unwissenheit, Hang zum Diebstahl und zügellose Ausschweifungen.

Offenbar schadet ihnen die Mamselle mehr als die Bouteille. Sie sind nicht tapferer als europäische Soldaten; aber sie sterben im allgemeinen ruhiger. Im Aufklärungsdienst ähneln sie den Affen; wie diese wittern sie den Gegner förmlich und machen dann ein großes Geschrei. Halbwegs zuverlässige Nachrichten über die Vorgänge beim Gegner, oder gar nächtelanges aufmerksames Beobachten im Vorpostendienst darf man von ihnen so wenig verlangen wie Orientierungsvermögen in stark besiedelten Gegenden. Im Feuer werden sie erst allmählich ruhig, und auch dann nur, wenn ihre Vorgesetzten es sind. Sie schießen zwar nicht schlecht, eine Feuerdisziplin nach unsern Begriffen ist ihnen aber nur schwer anzuerziehn; jedem einzelnen muß man namentlich zurufen, will man ihn auf besondere Vorgänge beim Gegner, die unsre Leute ohne weiteres erfassen und ausnützen, aufmerksam machen. Sie sind ohne innern Halt, ihr seelischer Widerstand nur ganz gering. Gewaltmärschen erliegen sie ebenso wie Rückschlägen. Und wären sie keine Mohammedaner, wäre ihr militärischer Wert noch weit geringer. Die heutigen Feuerwaffen bedingen eine Kampfesweise, die an die Intelligenz und Initiative des Einzelnen nicht minder große Anforderungen stellt wie an seinen sittlichen Wert. Diese Eigenschaften vermag die militärische Erziehung aber nur dann zu entwickeln, wenn sie überhaupt existieren. Den Schwarzen spreche ich sie von vornherein ab. Aus diesem Holze schnitzt man Sklaven, nicht aber Krieger im heutigen Sinne des Wortes. Was endlich die Eingebornenoffiziere betrifft, so lassen sie fast ausnahmslos sehr viel zu wünschen übrig, trotz aller Mittel, die aufgewendet werden, um ihnen einen gewissen Grad von Bildung beizubringen. Und das aus mehrfachen Gründen. Vor allem infolge der legendären Indolenz der Rasse. Wer es einmal bis zum Offizier gebracht hat, der vernachlässigt seine Pflichten so, daß es zur baren Unmöglichkeit wird, diesen Mann zu Dienstleistungen von irgendwelcher Bedeutung heranzuziehn. Arabische Offiziere können wegen der häufigen Unterschleife irgendwelcher Gebühren ihrer Untergebenen niemals als Kommandanten detachierter Abteilungen verwendet werden. Sie fröhnen dem Spiel mit ihren Untergebenen, verkehren und scherzen wie mit ihresgleichen, sind aber anderseits wegen ihres Despotismus und ihrer Unmoral von den Leuten so gehaßt, daß die in die Hände solcher Offiziere gelegte Kommandogewalt binnen kürzester Zeit zum Zerreißen der Bande der Disziplin führen würde, wenn nicht höhere Vorgesetzte immer zur Stelle wären. Aus diesem Grunde werden — von ganz exzeptionellen Fällen abgesehn — Eingebornenoffiziere niemals selbständig zu Diensten befohlen. Nach all dem darf man wohl vermuten, daß, wenn auch Frankreich mit der Aushebung schwarzer Truppen eine numerische Gleichstellung seiner Streitkräfte, beispielsweise mit denen Deutschlands, erreicht, die quantitativ so verstärkte Armee kaum gewinnen würde.

Friedrich Freiherr von Treuberg.

Unbrauchbare Schulen?

Nur 20 % aller Schüler der preußischen Gymnasien gehn zur Universität über. Daß der Gesamtkursus dieser Schulen aber für jene 20 % der Schüler zugeschnitten ist, geht z. B. aus einem erst 1909 erschienenen Buch „Pädagog. Rückständigkeiten und Ketzereien“ von Prof. E. Fritze hervor, und zwar S. 18, wo von dem Einjährigen die Rede ist: „Daß die Berechtigung für den einjährigen Militärdienst an die Absolvierung einer inmitten des Gesamtkursus liegenden Klasse der höhern Schulen geknüpft ist, hat sich als eine s c h w e r e S c h ä d i g u n g dieser Anstalten erwiesen. Viele Schüler besuchen nur deshalb die höhere Schule, weil sie sich jene Berechtigung erwerben wollen, und werden meist als s c h w e r e r B a l l a s t durch die Klassen mit fortgeschleppt. Manche von ihnen bleiben wohl auch, wenn sie sich den Berechtigungsschein ersessen haben,

ohne rechten innern Antrieb und ohne hinreichende Begabung, weil sie nun einmal so weit gekommen sind, bis zur Reifeprüfung auf der Schule und sind dann in den obern Klassen auch nur eine unnütze Last. Es ist schon oft vorgeschlagen worden, man solle den Berechtigungsschein von der Reifeprüfung abhängig machen. Seit der Einführung der 2jährigen Dienstzeit hat aber ein andrer Vorschlag mehr Aussicht, angenommen zu werden: das ganze Berechtigungswesen aufzuheben und alle jungen Leute zum 2jährigen Dienst heran zu ziehn." Prof. Fritze übersieht erstens, daß es nicht auf eine „Schädigung der Anstalt" bei unsern Schulen ankommt, sondern auf das Gedeihn ihrer Zöglinge, sodann, daß es nicht Schuld der Schüler ist, wenn sie in eine Vollanstalt treten, um das Einjährigenzeugnis zu erwerben, sondern Schuld des Staates oder der Gemeinden. Denn von den 297 Städten Preußens, die höhere Schulen besitzen, haben, wie Prof. Lentz in der „Zeitschrift für die Reform der höhern Schulen" vom 10. Juni 1909 S. 24 ausführt, 191 Städte, d. h. 63 % nur gymnasiale Vollanstalten. In diesen Städten bildet das Gymnasium nicht nur den einzigen Zugang zu Hochschulstudien, sondern auch die einzige Möglichkeit, für alle Schüler das Einjährigenzeugnis zu erlangen. Dieses ist in diesen Orten aber nur auf der Vollanstalt zu bekommen. Wie nun aus der oben angeführten Stelle hervorgeht, liegt den Vollanstalten nur an den Schülern, die den Gesamtkursus durchmachen; selbst die mit dem Einjährigenzeugnis Abgehenden erscheinen als „schwerer Ballast" und „unnütze Last", um so mehr aber auch alle aus den untern und mittlern Klassen Abgehenden. Dieser „Ballast" beträgt jedoch fast 80 % der genannten Schüler. Ein solcher Prozentsatz macht stutzig und fordert zu näherer Betrachtung dieser „Unbrauchbaren" heraus. Es scheint an unsern höhern Schulen etwas nicht in Ordnung zu sein. Verlangen sie vielleicht eine Leistung, die die Mehrzahl der Schüler nicht vollbringen kann? Schon Biedenkapp gibt in seinem Buch „Musterschüler und Schultaugenichtse" eine Zusammenstellung künftiger großer Männer mit Rücksicht auf die Wirkung, die das philologische Gymnasium auf sie ausübte. Jetzt ist in der Akademischen Verlagsgesellschaft zu Leipzig der erste Band des ebenso interessanten wie wichtigen Werks: „Große Männer" von Prof. Wilh. Ostwald erschienen, der Biographien von Davy, Julius Robert Mayer, Faraday, Liebig, Charles Gerhardt und Helmholtz bringt. Man könnte nun zweifeln, ob Ostwalds Unternehmungen über die Ausbildung der künftigen großen Männer überhaupt geeignet sind, uns Winke für die Erziehung in unsern höhern Schulen zu geben, weil das, was für das künftige Genie in Betracht kommt, vielleicht für den Durchschnitt ganz verfehlt wäre. Hierauf erwidert Ostwald (S. 46): „Da der Genius sich vom gewöhnlichen Menschen nur durch die Stufe, nicht aber der Art nach unterscheidet, so wird die Schule, die für ihn geeignet ist, seinen weniger begabten Mitschülern nicht nur keinen Nachteil, sondern die beste Entwicklung vermitteln, die bei ihrer Begabung noch möglich ist."

Ostwalds Untersuchung des Einflusses der Schule auf die großen Männer liefert das Ergebnis: „Davy weiß über seine Lateinschule nichts Besseres zu sagen, als daß der Lehrer ihn ungeschoren ließ. Faraday ist einer der größten Naturforscher geworden, ohne auch nur in weitester Entfernung des „Segens der klassischen Bildung" teilhaftig geworden zu sein; er sagt aber nichts darüber, weil er glücklicherweise nichts davon weiß. Mayer ist beständig einer der letzten in der Lateinschule (Gymnasium zu Heilbronn) gewesen. Liebig hat sie zwangsweise verlassen müssen, nachdem er allzulange die „Schmach der Anstalt" gewesen. Endlich Helmholtz, der Oberlehrersohn, hat, schrecklich zu sagen, grade während der Lateinstunde optische Aufgaben unter dem Tische bearbeitet, weil ihn „Cicero und Virgil höchlichst langweilten." (S. 344)

Gegen Ostwalds Ausführungen wäre hier einzuwenden, daß es doch vielleicht auf Zufall beruht, wenn diese großen Männer grade schlechte Schüler waren. Er entkräftet diesen Einwand selbst, indem er 1. in der Einleitung verspricht, den Beweis für seine Behauptung im 2. Bande seines Werks auf noch breiterer Grundlage zu führen; 2. indem er darauf hinweist, daß es ganz natürlich sei, wenn „grade die begabtesten jungen Menschen sich der Form der geistigen Entwicklung, welche die Schule ihnen vorzuschreiben versucht, am kräftigsten widersetzen"; und 3. indem er die Allgemeingültigkeit dieses Satzes an weitern Beispielen beweist: Darwin, der sich stets eines angemessenen Ausdrucks befleißigt hat, urteilt: „Nichts hätte für die Entwicklung meines Geistes schlimmer sein können, als Dr. Butlers Schule, da sie ausschließlich klassisch war und nichts andres gelehrt wurde, außer noch ein bischen Geographie und Geschichte". Und an andrer Stelle: „Niemand kann die alte, stereotype, einfältige klassische Erziehung aufrichtiger verachten als ich es tue." Hierzu bemerkt Verf. (S. 342): Was den ruhigen Darwin zu solchen scharfen Äußerungen veranlaßte, war der unbedingte Gegensatz, in dem der Geist der klassischen Schule zu dem Hauptgedanken eines Lebens steht, dem der Entwicklung. Denn jener Geist statuiert eben keine Entwicklung, sondern beruht auf der Fiktion, der Höhepunkt menschlicher Betätigungsmöglichkeit sei bereits von den Griechen und Römern erreicht worden. Dies Bildungsideal ermöglicht in keiner Weise ein wirkliches Leben. Während nämlich die Naturwissenschaft lehrt, daß die Menschheit in der Richtung einer immer zunehmenden Herrschaft über die Natur und einer entsprechend zunehmenden Herrschaft des Geistes fortschreitet, so leugnet das klassische Bildungsideal diesen Fortschritt, indem es den höchsten denkbaren Punkt als bereits erreicht hinstellt." Ostwald ist der Ansicht, daß ein sehr großer Teil der heutigen philologischen und historischen Wissenschaften unsern Enkeln ebenso vorkommen wird, wie uns die Scholastik des Mittelalters vorkommt, grade weil das wesentliche Kennzeichen des Scholastizismus die Feindschaft jedes rationellen Fortschritts ist. Alles Studium der Vergangenheit scheint Ostwald keinen Sinn zu haben, wenn man es nicht dazu brauchen

kann, die an der Vergangenheit gewonnenen Kenntnisse zur Beurteilung der Zukunft zu benutzen. So hätte das Studium der Sprachen auch „keinen Sinn, wenn man es nicht dazu verwerte, die vorhandene Sprache, über deren trostlose Mangelhaftigkeit uns grade die Sprachforscher am meisten im Dunkeln ließen, für die Zukunft besser zu gestalten." (S. 22.) Prof. Ostwald nimmt in diesem einseitigen Urteil nur die rein technische Frage der Uebersetzungen aus. Er hätte hier auch die wichtigen Ergebnisse Grimms und andrer Sprachforscher für die Entwicklung der Sprachen, der Menschheit, der Kultur berücksichtigen sollen. Erst an einer andern Stelle (S. 336) wird er den Sprachen mehr gerecht, indem er ausführt: „Kulturwert erlangt die Sprache in dem Maße, als sie Trägerin einer objektiven Literatur ist. An sich besitzt keine Sprache irgend welchen Kulturwert." Recht hat Prof. Ostwald dagegen, wenn er auf einen andern Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und klassischer Schule hinweist: „Der auf die Erfassung *sachlicher Zusammenhänge* gerichtete Geist des jungen Mannes wird nämlich von den *Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten, welche der Gestaltung aller „natürlichen" Sprachen anhaften*, aufs äußerste abgestoßen, weil der Schüler in dem Erlernen solcher Wertlosigkeiten keine Förderung, sondern eine *Hemmung und Schädigung seiner geistigen Entwicklung* empfindet" (S. 88). Eben wegen jener Willkürlichkeiten sind die *Sprachen völlig ungeeignet*, den Schülern eine *formale Bildung* zu geben, den jugendlichen Geist durch die Gewöhnung an die Anwendung der Regeln der Grammatik zur *Logik* und zum gesetzmäßigen Denken zu erziehn. Damit man an einem Material Logik lernen kann, ist notwendig, daß *dies Material selbst logisch* ist. Dies kann man aber von *keiner Sprache* sagen. Denn alle Regeln in den Sprachen haben ja Ausnahmen, und daher stammt die laxe Auffassung von Regeln und Gesetzen. Der „richtige", d. h. mit gewissen willkürlich gewählten Vorbildern übereinstimmende Gebrauch des Lateinischen und Griechischen ist also *nicht* sowohl eine *Sache der Logik* wie des *Gedächtnisses*, und daher kommt es, daß kein heutiger Abiturient nach 9 jährigem Lateinlernen bis zu 10 Stunden wöchentlich die fehlerfreie Übersetzung eines modernen Stückes Literatur anfertigen kann. Man braucht nur irgendwelche sprachlichen Eigentümlichkeiten mit den Regeln der einfachsten Logik zu untersuchen, um alsbald zu entdecken, daß der Charakter der Sprache nichts ist, als ein Überrest eines vorweltlich unvollkommenen, weil gänzlich bildlichen Denkens, von begrifflicher Klarheit weit entfernt."

Hier liegt aber der *Grundirrtum*, an dem unser höheres Schulwesen krankt: das *Studium der alten Sprachen*, an dem das Gymnasium *allgemeine* Bildung lehren will, ist *nichts als Fachbildung*. Für diese aber ist die *Universität* da. Die *höhern Schulen* sollen nur *Allgemeinbildung* übermitteln. Die Fachschule Gymnasium ist also ein Luxus und eine

zwecklose Last, die ein Kulturstaat auf Kosten des Steuer zahlenden Volkes auf die Dauer nicht tragen kann und braucht, weil sie auf einem Irrtum beruht. Durch diesen Irrtum hat das Gymnasium aber auch die andern höhern Schulen stark geschädigt; denn um die Gleichberechtigung zu erlangen, hat das Reform- und Mädchengymnasium die gleichen philologischen Anforderungen in seinen Lehrplan aufgenommen, das Realgymnasium für beide Geschlechter gleiche Leistungen im Lateinischen. Selbst die Realanstalten sind durch die Prüfungsvorschriften gezwungen, die grammatische Übersetzungsmethode für die neuern Sprachen nach dem Muster des gymnasialen Sprachbetriebs anzuwenden. Bis in die jüngste Zeit wirkt dieser schädigende Einfluß: das Gymnasium, das 80 % seiner Schüler als unbrauchbar ablehnt, das 45 % Militärdienstuntaugliche und in einzelnen Primen 70 % Kurzsichtige liefert, ist von den Frauen Jahrzehnte lang erstrebt und nun im Prinzip auf die Mädchenbildung übertragen worden. Der Erfolg wird sein, daß an den höhern Mädchenschulen mit Oberstufe jene Zahlen sich noch erhöhn werden, da die Mädchen aus physiologischen Gründen einer 8- bis 10- und mehrstündigen täglichen Arbeitszeit noch weniger gewachsen sind. Wie oben ausgeführt, ist das Erlernen der alten Sprachen nur Sache des Gedächtnisses. Die Schwierigkeit des Erlernens aber verursacht nicht mehr die Geringfügigkeit der pädagogischen Erfolge im Sprachunterricht, sondern auch „Lüge und Betrug," zu denen sonst streng ehrenhaft denkende Knaben greifen und die sie für berechtigt halten, um sich den übermäßigen Anforderungen zu entziehn. Daß auf solche Weise *Lüge und Betrug zu einem regelmäßigen Bestandteil des Schulwesens* gemacht wird, ist eine fürchterliche Tatsache. So tritt der Jüngling mit *gebrochenem moralischem Rückgrat* ins Leben."

Wie können wir solche Schäden beseitigen? Man schaffe den Zwang ab, der dadurch entsteht, daß wir die „*allgemeine Bildung*" bis zur Reifeprüfung ausdehnen, die *Uniformierung*, die noch immer als notwendig angesehn wird, die *geistige Einengung* durch den scholastischen Betrieb. Während z. B. an dem unsrer Oberstufe entsprechenden amerikanischen College der junge Mann nur etwa 15 Stunden wöchentlich belegen muß und schon halb Student ist, halten unsre Vollanstalten den Schüler durchschnittlich bis zum 12. Jahre zurück, zwingen ihm 35—37 Schulstunden die Woche auf, nämlich den Unterricht, der ihm *ohne seine Wahl* und *ohne Zustimmung* geboten wird. *Jeder* Schüler *ohne Unterschied* muß *dasselbe* Klassenziel erreichen. Dies ist eine *Vergewaltigung der jungen Geister*, die *so unerhört* ist, daß man die *langjährige Abstumpfung der Gewohnheit* nur gegen ihre *mittelalterliche* Beschaffenheit blind machen kann. Die wenigen Monate, die zwischen der Schulzeit und dem Beginn des Studiums liegen, sollen dann ausreichen, um aus dem in jeder Stunde kontrollierten Schüler den freien Studenten

zu machen, der Inhalt und Form seiner Arbeiten ohne Kontrolle wählt. Da ist es kein Wunder, daß der eben der Schulknechtschaft entronnene Jüngling sich in die neue Knechtschaft eines „Korps" begibt. Ihm ist während der entscheidenden Zeit zwischen dem 16. und 18. Jahre das Bedürfnis nach Selbstbestimmung und eignem Urteil durch die Schule ausgetrieben worden. Er wird also bis an sein Lebensende ohne selbständiges Urteil mit amtlich gelieferten „Überzeugungen" durchzukommen suchen." Schon die Schule kann Selbstbestimmung und selbständiges Urteil ihrer Zöglinge ausbilden, indem sie die Wahlfreiheit der Unterrichtsfächer, mit der man heute in der Prima Versuche macht, weiter ausdehnt. Dann werden auch Griechisch und Lateinisch auf der Schule bald abgeschafft sein Dagegen lassen sich eine Menge Fächer nennen, die sich auf gleichem Wege sehr gut erhalten würden. Entsprechend sind in den Prüfungen die Kompensationen mindrer Leistungen in einem Fach durch erhöhte in einem andern bedeutend zu erweitern.

Wie die Anzahl der Fächer, so sollte man auch den Umfang des Unterrichts in jedem einzelnen Fach bedeutend einschränken. Der persönliche Unterricht fällt auf der Oberstufe auch schon teilweise auf der Mittelstufe weit weniger ins Gewicht als die Selbstbelehrung aus Büchern. Die Zöglinge haben ja natürlichen Wissensdrang, er darf nur nicht durch das Übermaß des Gebotenen erstickt werden. Und nicht bloß in der Schule, auch im Anschluß an die Volksbüchereien sollte die Einführung in die Kunst der Bücherbenutzung durch Vorträge und Demonstrationen gepflegt werden. Hierbei ist auf die vielen wohlfeilen Bücherausgaben hinzuweisen." Durch Einführen solcher Freiheiten und Reformen werden wir vermeiden, daß immer wieder junge Leute zu Grunde gehn, weil Eltern und Schule sie mit allen Kräften verhinderten, Taten zu tun, nach denen ihr Herz dürstete. Nun könnte man fragen, ob die Menschheit überhaupt durch die ungeschehnen Taten dieser jungen Leute, die die Schule für „unbrauchbar" erklärte, etwas verlor. Sicher befanden sich unter denen, die unheilbar geschädigt wurden, „in großer Zahl solche, die sich bei leidlicher Freiheit zu hervorragenden Menschen entwickelt hätten", weil grade die, die den ausgetretenen Weg nicht zu gehn vermögen, im Stande sind, neue Pfade zu finden: die Selbständigen mit eignem Urteil, die Forscher, die Künstler, die technisch, musikalisch oder dichterisch Beanlagten, kurz alle mit Sonderbegabung, für die die maßgebende philologische Schablone des Gymnasiums nicht paßt. Sie haben mit dem vielen Entbehrlichen, das die Schule neben dem Guten bringt, die Zeit, die sie zu Studien hätten anwenden können, und die Lust dazu verloren und sind so meist für immer dem Studium und dem Forschen entfremdet worden. Dies Entbehrliche muß die Schule beseitigen; es heraus zu finden, wird durch die Wahlfreiheit der Fächer leicht werden.

Den andern aber, die Anpassungsfähigkeit genug besaßen, die

philologische Schule durchzumachen, auf dem Gymnasium, den „Beamten und Richtern", ist eine blindgläubige Verehrung des „Alten" anhypnotisiert worden. Sie stehn unter dem Bann dieser mittelalterlichen Scholastik, denn jeder Beamte muß juristische Vorbildung haben! Diese ist aber eine genaue Fortsetzung des Schulmittelalters. Während seit 3 oder 4 Jahrhunderten alle andern Wissenschaften sich vom antiken Ideal losgemacht und seitdem die wundervolle Entwicklung erfahren haben, deren Zeit wir als die Neuzeit kennzeichnen, bleibt die Rechtswissenschaft noch immer in dem Wahn befangen, als sei durch die Arbeit eines niedergehenden Volkes in den Rechtsbüchern des halbzertrümmerten Reiches alle Weisheit niedergelegt, die je die Menschheit in den Fragen des Rechts erringen könne. Das Volk dagegen verlangt eine Rechtsprechung, die auf den Rechtsanschauungen unsrer Zeit beruht. So drehn sich die Bildungsangelegenheiten, die wichtigsten für jede auf ihre Zukunft bedachte Nation, in einem Kreise: die Verwaltung allein hält das Gymnasium, das das Volk in dem Augenblick verließe, wo ihm das Privileg, insbesondre das gesellschaftliche, genommen würde, und das Gymnasium liefert wieder der Verwaltung jene lebensfremden Männer, die dem eigentlichen Leben des Volks fernstehn, um im engen Kreis der „Standesgenossen" ein künstliches Dasein zu führen. Helfen kann da nur, daß man grundsätzlich die höhern Stellen statt mit juristisch mehr mit fachmännisch Vorgebildeten besetzt. Dann wird der ungesunde Zudrang zum juristischen Studium bald aufhören. Die gesunde Rückwirkung dieser Reform auf unsre höhere Schule aber wird sein, daß die Väter, die ihre Söhne für die Verwaltungs- oder Richterlaufbahn bestimmt haben, nicht mehr für nötig halten werden, daß die Kinder an den Kursen für alte Sprachen auf der Schule teilnehmen. Vorausgesetzt ist natürlich, daß völlige Wahlfreiheit dieser Fächer auf den höhern Schulen inzwischen eingeführt ist.

Eine gesunde Schulreform wird sich also, da eine solche immer an das Bestehende anknüpfen muß, etwa auf folgendem Wege vollziehn: Man entferne den Lateinunterricht aus der Unterstufe der Gymnasien und Realgymnasien, was die Reform- und die höhern Mädchenschulen schon getan haben; in Tertia mache man Latein, in den Sekunden der Reformschulen Griechisch wahlfrei, d. h. man richte an allen höhern Schulen von Beginn des Unterrichts in den fremden Sprachen an eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung neben einer sprachlich-geschichtlichen ein. Dadurch wird es möglich sein, an allen Schulen den Unterricht auf 5 Stunden täglich zu beschränken, so daß den Zöglingen täglich Zeit für Ausbildung des Körpers und für Lieblingsbeschäftigungen bleibt. Durch die Wahlfreiheit der Fächer wird man den Oberlehrern auch den Dienst erweisen, daß sie nicht mehr Kontroll-, Spionier- und Polizeidienste zu verrichten haben. Statt der heut zuweilen bestehenden ausgesprochenen Feindschaft werden sie

die Freundschaft der Schüler erwerben, und wir werden wieder frohe Schüler haben. Nach diesen ersten Reformen schon werden unsre höhern Schulen auch nicht mehr einen so hohen Prozentsatz ihrer Zöglinge vor der Zeit als „unbrauchbar" entlassen.

Prof. Dr. Keesebiter.

Nachschrift zu den Mitteilungen „Aus Hoffmanns Nachlaß".

Während E. T. A. Hoffmann im Sommer 1819 in den schlesischen Bädern weilte, besorgte Freund Hitzig in Berlin die Correctur der „Lebens-Ansichten", die Hoffmann im Namen seines Katers Murr verfaßt hatte. Es ist bekannt, daß Hoffmann dafür in Warmbrunn ein Porträt des literarischen Katers in einen Kristallpokal schneiden ließ mit der Unterschrift: „Der junge Autor seinem vielgeliebten Correktor" und daß er diesen Pokal im September am frühen Morgen nach der Rückkehr dem hülfsbereiten Freunde übergab, der inzwischen 10—12 Bogen gefördert hatte.

Als Hoffmann sich dann freilich die Aushängebogen ansah, mag er gedacht haben: Gott schütze mich vor meinen Freunden. Hitzig war, wie vier Jahre später auch andre aus seinem Buche „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" erkannten, ein schlechter Corrector. So sah sich Hoffmann im November genötigt, die bemerkenswertesten Verschiedenheiten zwischen Manuscript und Druck in dem Vorwort zum ersten Bande zu verzeichnen. Er jubelt: „Wahr ist es . . ., daß Autoren ihre kühnsten Gedanken, die außerordentlichsten Wendungen oft ihren gütigen Setzern verdanken, die dem Aufschwunge der Ideen nachhelfen durch sogenannte Druckfehler." Aehnlich schreibt er bei Uebersendung des zweiten Bandes am 30. Januar 1822 an Jean Paul: „Nicht umhin kann ich Rücksichts der vergnüglichen Druckfehler in diesem Buch zu bemerken, daß mein Verleger so glücklich gewesen ist, einen Setzer ausfindig zu machen, der mit ganz besondrer schalkischer Schlauigkeit dem Autor die anmutigsten Ueberraschungen bereitet, indem er noch in die AushängeBogen seltsame Wörter von eigner Erfindung hinein zu schwärzen weiß. — Könnte der Mann nicht im südlichen Deutschland empfohlen werden?"

Ein ähnliches Glück ist auch mir zu Teil geworden. Ich war ebenfalls (wenn auch leider nicht durch eine Badereise) verhindert, eine Correctur meiner Mitteilungen aus Hoffmanns Nachlaß zu lesen; und nachdem ich von der Redaction ein Belegexemplar des ersten Juni-Heftes erhalten, erkannte ich weder mich noch meine Arbeit noch Hoffmanns Texte wieder.

Um meine Zusätze als solche zu kennzeichnen, hatte ich die Einleitungen zu allen fünf Texten in eckige Klammern gesetzt; der Setzer, damit unzufrieden, hat sie beim II. Stück in runde verwandelt und bei den andern kurzweg g e s t r i c h e n. Sonstige Veränderungen der Interpunktion und der Schreibung (z. B. stets Manuskript statt Manuskript) übergehe ich hier, als bei Zeitschriften unvermeidlich, und beschränke mich darauf, die intressantesten Veränderungen des W o r t l a u t e s anzuführen.

1.

Was zunächst H o f f m a n n s T e x t e angeht, so sollte in Nr. I die Unterschrift unter Trims Linie (S. 348 oben) lauten:

D[. . . .] Vacuum!

Zwei Zeilen darauf ist statt „Trefflichkeit" zu lesen „Vortrefflichkeit" und in der drittletzten Textzeile der selben Seite statt „Bier**zeug**" „Bier**krug**". Auf der zweiten Zeile der folgenden Seite lese man „Philome**le**" statt „Philome**ne**" und drei Zeilen darauf „Schwül**e**" statt „Schwül**er**".

In Nr. II wird (S. 353 Z. 8) bei der Schilderung des emporklimmenden „armen Teufels" gesagt: „der Hut verläßt ihn in der Noth wie ein falscher Freund"; nachher heißt es dann im Gegensatze dazu: „Pohlnische M ü t z e n sind t r e u e r als Hüte". Der Setzer denkt ans Geld und druckt (Z. 14) „t e u r e r als Hüte".

Im III. Stück soll der Vers: „O laßt sie kommen, eilt, o eilt!" (S. 356 vorletzte Zeile) nicht von der F r a u

sondern vom Landmann gesprochen werden.

Im IV. Stück (S. 359 Mitte) heißt es dem Versmaß entsprechend:

Ha! — das fromme Kind, sie betet

2.

Zahlreicher sind die Aenderungen, die der Setzer an meinen eignen Zusätzen vorgenommen; auch von diesen Varianten muß ich die wichtigsten aufzählen, damit der Leser „von beiden Autoren nicht besser oder schlechter denke, als sie es verdienen", um mich wie Hoffmann in dem citirten Kater-Vorwort auszudrücken.

Zunächst ist ein großer Teil der Namen durch andre ersetzt. Lichtenberg hat Hogarth, nicht Hosarts (S. 351) erläutert. Der kunst- und hülfreiche Herzog Karl Theodor und seine Vorfahren waren zu ihrem Leidwesen nicht regierende Herzöge von Bayern (354), sondern nur Titularherzöge in diesem Lande. Blankensees Freunde hießen Hensel und Chézy, nicht Henßel und Chésy (361 unten). Hoffmann hat kein Oratorium, auch keine Oratura (345 oben) sondern nur eine Datura fastuosa geschrieben. Der Bibliograph der deutschen Dichtung heißt Goedeke, nicht Goedcke (346, 361). Endlich hieß — und hier offenbart der Setzer wirklich ein rückschauendes Ahnungsvermögen — Blankensees Gut im Mittelalter tatsächlich Wogarten (362 oben) und meine Familie nannte sich bis gegen 1700 wirklich auf gut mecklenburgisch Möller; aber seitdem hat sich das o in u und entsprechend das ö in ü gewandelt.

Wunderlicher als diese relativ harmlosen Setzerscherze sind die Aenderungen der Jahreszahlen, die sich jedenfalls nicht auf Undeutlichkeit des Manuscripts zurückführen lassen. Baerst starb erst 1855, nicht 1854, Blankensee dagegen ist schon 1792, nicht erst 1872 geboren (beides s. auf S. 361). Gubitzens „Gaben der Milde" und Blankensees „Mayglöckchen" erschienen 1817; der Setzer glaubt jene ein Jahr später (S. 344), diese ein Jahr früher (S. 361) ansetzen zu sollen.

Im übrigen möchte ich nur solche Varianten aufführen, die den Sinn völlig verändern; bloße Nuancen (wie „ausführlich" statt „ausführlicher", „oben" statt „eben" u. dgl.) mögen unbeanstandet bleiben.

S. 345 Z. 4: st. „in der Conception" l. „in den Concepten"
Note Z. 1: st. „ungedruckt" l. „ungedruckt hinterlassen"
S. 346 letzte Zeile des ersten Briefcitats: st. „was" l. „war"
S. 360 Stück V Z. 8 f.: st. „es ist so, wie man Delbrück in „von Ellbrück" veredeln wollte" l. „es ist, wie wenn man Delbrück in „von Elbrück" veredeln wollte"
S. 361 Z. 6: st. „nicht" l. „nicht nur"
Z. 9: st. „in mehrern Tagen" l. „in unseren Tagen"
Z. 26: st. „promovirte zum Dr. jur. 1813; 1814 nahm er" l. promovirte zum Dr. juris. 1813 und 1814 nahm er".

Hans von Müller.

Die Großherzogin a. D.

Roman von Ernst v. Wolzogen
Berlin, F. Fontane & Co.

Ganz so lustig wie andre Romane Wolzogens ist dieser nicht, doch erhebt er sich über die gewöhnliche Romanlektüre. Es handelt sich nicht um eine wirkliche Großherzogin, sondern um eine ehemalige Maitresse des letzten Großherzogs von Gerolstein, die in den Traditionen ihres Standes bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts fortlebt und bei dem Einzug des Kronprinzen von Preußen, den sie wie alles Preußische glühend haßt, stirbt. Es bleibt sehr unwahrscheinlich, daß eine solche Dame fast 40 Jahre nach den Zeiten ihres Triumphes die Allüren einer Maintenon und andrer beibehält und von den Ideen einer neuen Zeit durchaus nichts annehmen will. Aber ganz lustig ist ihr Erstaunen über die Erfindungen der Neuzeit, z. B. über das Telephon dargestellt,

und das oft recht unangenehme Wesen der Greisin, die wegen ihrer Herbheit Raugräfin genannt und als solche verspottet wird, wird einigermaßen verklärt durch die zärtliche Sorge, die sie einer Urgroßnichte erweist, die sie an Kindesstatt annimmt und erzieht. Die Erziehungsgeschichte dieses Mädchens, schließlich ihre Heirat, nachdem sie schon zwei Bräutigame, einen unreifen Gymnasiasten und einen mitgiftlüsternen Oberleutnant, gehabt hat, diese ihre Heirat mit einem reichen Weinhändler wird ganz anmutig erzählt, wenn auch nicht übermäßig wahrscheinlich. Die Lokalschilderungen und Nebenpersonen werden mit viel Humor vorgeführt, ein alter Hauptmann mit einer ungeheuern, abschreckenden Nase, ein alter Abbé, der sich die Grobheiten seines alten Beichtkindes mit einer geradezu himmlischen Ruhe gefallen läßt, ein junger Abbé, der neben seinen geistlichen Verzückungen allzu starke wollüstige Anwandlungen empfindet, eine rheinische Patrizierfamilie, das verfallne Schloß der Raugräfin, das sind alles Bilder, die man gern sieht. Daß in einer Gesellschaft bei dem reichen Weinhändler dem Vater des schließlich wirklichen Bräutigams Klara Viebig erscheint und eingehend geschildert wird, erscheint in diesem Zusammenhang recht geschmacklos.

Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Finanzpolitisches.

Der New-Yorker schwarze Freitag ist heute, nach seinen letzten Proben im Juni, eine so frivole Alltäglichkeit geworden, daß er für die großen Kinder, die mit der Börse zu tun haben, eigentlich alle Schrecken verloren haben müßte. Die schwarzen Tage von New-York, die Erzeugung der gewaltigen Erregung, die sich uns über den Kanal in sehr bedenklicher Weise mitteilt, sind ohne Beispiel in der Geschichte der gemachten Derouten. In Wien verbanden sich eines Tages — es war 1897 — zwei gewissenlose Journalisten mit dem feinen Leiter des amtlichen Telegraphenbureaus zur schnellen Verbreitung der Nachricht, Kaiser Franz Josef hätte zum Präsidenten des Polenklubs in einer Audienz geäußert, daß ein Krieg mit Rußland unabwendbar wäre. Um die darauf folgende Deroute zu begreifen, halte man sich vor Augen: erstens daß das k. k. Telegraphenbureau, dessen Dienst in jenen Tagen mancherlei zu wünschen übrig ließ, grade diese Nachricht auffallend geschickt lanciert hat, und daß zweitens die militärische Ueberlegenheit Rußlands vor den Siegen der Japaner über jeden Zweifel erhaben war . . Immerhin, die Lage war dazumal gespannt, Rußland machte sich auf dem Balkan allzubreit, hatte in allen türkischen Pasteten seine Finger, stand acht Jahre vor seiner innern Revolution, und eine solche Aeußerung des östreichischen Kaisers schien nicht unwahrscheinlich. Dazu verbreitete sie noch das amtliche Depeschenbureau.

Aber die letzte Erschütterung, die von New-York ausging? Keinem halbwegs aufmerksamen Beobachter konnte es entgehn, daß in Amerika die Politik auf das Wohl und Wehe von Handel und Industrie einen bösen Einfluß ausübt. Jedermann, der das politische Leben der Union annähernd verfolgt — und

das muß jeder, der für sich das Recht in Anspruch nimmt, in amerikanischen Werten zu spekulieren, ohne für irrsinnig erklärt zu werden — jeder Vernünftige also muß wissen, daß die amerikanische Geschäftswelt am Ende einer Gesetzgebungsperiode aufatmet. Zumal vor dem Nahen einer Weltschlacht steigern sich die wirtschaftlichen Beklemmungen bis zu einer atemberaubenden Angst. Aber man sollte auch wissen, daß selbst in Amerika nichts so heiß gegessen wird, wie man es kocht. Es war demnach vorauszusehn, daß der Kongreß der Union und Herr Taft nicht über Nacht die Eisenbahnen ruinieren könnten.

Einen ganzen langen Winter hat der Kampf gedauert, bis das neue Eisenbahngesetz zustande kam. Die Eisenbahnen haben dabei den Standpunkt eingenommen, sie wären Privatgesellschaften, könnten infolgedessen ihre Geschäfte nach eignem Ermessen führen. Solche Grundsätze sind natürlich unhaltbar, der Staat hat nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht, die Bahnen in ihrem Tun und Lassen zu überwachen.

Das reisende und verfrachtende amerikanische Publikum hat bei diesen Verhandlungen insofern schließlich gewonnen, als die Rechte der Interstate Commerce Commission durch das neue Eisenbahngesetz einigermaßen erweitert wurden. Die Interstate Commerce Commission ist eine Behörde, die alle Eisenbahnen beaufsichtigt, die in mehr als einem Staate Geschäfte machen. Die Kommission hatte während der Wirksamkeit des frühern Eisenbahngesetzes das Recht, die Fracht- und Personentarife zu ermäßigen, wenn sie ihr zu hoch schienen. Von diesem Recht machte die Kommission nur sehr selten Gebrauch. W e n n sie aber die Herabsetzung der Tarife verlangte, so war eine solche Vorschrift nicht inappellabel. Das ist sie zwar nach dem neuen Gesetz auch nicht, aber sie erlangt vorläufig Rechtskraft auch für den Fall eines Appells an die ordentlichen Gerichte. Früher mußten bis zur definitiven Entscheidung des Rechtsstreits über die Erhöhung, Beibehaltung oder Herabsetzung der Tarife die Passagiere und Verfrachter die höhern Sätze zahlen und durften höchstens auf Rückerstattung der zuviel gezahlten Beträge klagen, wenn die letzte Instanz die höhern Tarife verwarf. Von nun an müssen die Eisenbahnen die Interstate Commerce Commission von der Absicht, die Tarife zu erhöhn, 30 Tage vorher verständigen. Die Kommission kann dann die Rechtskraft des neuen Tarifs verschieben und in der Zwischenzeit Erhebungen über die Berechtigung der Tariferhöhung pflegen. Wenn die Kommission g e g e n die Eisenbahnen entscheidet, so können die Bahnen an das Handelsgericht und das Oberlandesgericht appellieren.

Daß nun die Interstate Commerce Commission eines Tags von ihrem Recht Gebrauch machte, das Publikum vor der Auswucherung durch die Eisenbahnmagnaten zu schützen, war noch immer kein vernünftiger Anlaß zu einer Panik. Die kleinen Spekulanten überfiel wegen der plötzlichen anständigen Anwandlungen der zwischenstaatlichen Handelskommission nicht etwa die Angst, die Papiere der Großbahnen könnten plötzlich bedeutend an Wert

verlieren. Die großen Spekulanten hatten schon gar keine Furcht. Im Gegenteil: sie warfen im Bewußtsein ihrer Macht die Papiere auf den Markt, und dieses Mittel tat auch sofort seine Schuldigkeit. Nach einer Unterredung ihres Präsidenten mit dem Präsidenten Taft tut die Kommission viel Wasser in ihren Wein. Es wurde offiziell bekanntgegeben, daß die erhöhte Autorität, die ihr das Gesetz verleiht, nicht willkürlich angewandt und dazu benutzt werden dürfe, die Eisenbahnen an der Ausübung ihrer gesetzlichen Geschäftstätigkeit zu hindern. Damit ist ausdrücklich gesagt, daß die Ausbeutung des Publikums gesetzlich und eine Kleinigkeit ist, über die man sich weiter nicht aufzuregen braucht.

Nachdem Millionen verloren und viele Selbstmorde begangen waren, erklärte denn auch Mr. Taft in seiner dicken Gemütlichkeit: Es ist davon die Rede gewesen, daß möglicherweise die europäischen Kapitalisten die in amerikanischen Eisenbahnwerten Anlagen gemacht haben, in Angst versetzt würden, und aus einem Kurssturz der Aktien Verlegenheiten entstehn könnten zu Zeiten, wo die Ernte verfrachtet wird. Er, der Präsident der Union, sehe in der Lage nichts, was einen solchen Standpunkt rechtfertigen könnte. Er sei der Ansicht, daß das Gesetz in den Händen einer vorsichtigen Körperschaft ist, und wünsche, daß dieser Charakter der Vorsicht aufrechterhalten bleibe. Die Kommission wollte tatsächlich den Eisenbahnen auch nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten, und es werde nichts geschehn, was das Gedeihn der Eisenbahnen, solange sie das Gesetz erfüllen, bedrohn könnte! Wie lange wird es noch dauern, bis die guten Europäer daran glauben, daß auch an der New-Yorker Börse im Grunde nur mit Wasser gekocht wird? Nur daß dieses Wasser schmutziger ist als bei uns?

*

Wie wir von einer absolut zuverlässigen Seite erfahren, sind die Verhandlungen der Firma Keller & Reiner in Berlin wegen Erzielung eines Arrangements mit ihren Gläubigern in den letzten drei Wochen ohne jedes positive Resultat verlaufen, und die Eröffnung des Konkurses steht unmittelbar bevor. Die neuen Männer wollen keine weitern Konzessionen machen, weil sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß infolge der in die große Oeffentlichkeit gedrungenen Gerüchte von den Schwierigkeiten der Firma ihr alter guter Ruf dahin sei und sich damit ohnedies nichts Rechtes mehr anfangen lasse. In den Räumen der Firma wird vom Herbst ab — wie wir das schon in der letzten Nummer erzählt haben — ein vornehmes Möbelgeschäft geführt werden.

Theobald.

Aus Hof und Gesellschaft

Die Familie des neuen preußischen Landwirtschaftsministers.

Nachdr. verb.

Der neuernannte Landwirtschaftsminister Clemens Freiherr von Schorlemer-Lieser entstammt einem uradlichen Geschlecht Westfalens, das sich früher Bredhard, später Bredharzkerken nannte; diese Bezeichnung wurde von dem Stammgut gleichen Namens übernommen. Der erste, der sich Schorlemer nannte, war Ludolfus de Scorlemer, der in einer Urkunde des Bischofs Isfried von Ratzeburg 1191 erwähnt wird, aber seine Nachkommen schrieben sich dann wieder von Bredharzkerken, während der Name Schorlemer erst viel später aufs neue zur Aufnahme kam; Johann II. unterschrieb von Bredharzkerken gen. von Schorlenberg. Von 1450 wird dann der Name von Schorlemer zu Bredharzkerken gebräuchlich. Die von dem oben erwähnten Ludolfus de Scorlemer ab ununterbrochen geführte Stammreihe weist intressante Persönlichkeiten auf, die wegen ihrer Verschwägerung mit andern Familien von allgemeinem Intresse sind: Reinhardus de Seorlemer wird u. a. hier genannt. der um 1200 lebte. Sein Sohn ist als Reinfried I. aufgezählt. Ihm folgte Andreas, diesem Thymo I., der sich von Bredharzkerken nannte, dann Thymo II., gleichen Namens, er lebte um 1263. Renfried von Bredeharzkerken wird 1319 genannt, sein Sohn unterzeichnete sich Themmo von Bredeharzkerker; dessen Nachkomme, Johann I. von Bredeharzkerken gen. Schorlemer, trug 1377 Bredeharzkerken dem Stifte Köln zu Lehen auf; er war mit Jutha von Amelungsen vermählt. Beider Sohn Johann II. wird als Knappe aufgeführt; ihm folgte Rembert I., der sich von Schorlenberg nannte. Sein Sohn, Reinfried III. von Bredeharzkerken gen. von Schorlenberg, um 1399, hatte Bertha geborne von Binol zur Gemahlin. Bei einem so alteu Geschlecht, wie das derer von Schorlemer, lassen sich gar vielerlei Beziehungen zu andern Familien des Landes feststellen, sodaß es dem Genealogen schwer wird, der interessanten Stammreihe nicht ausführlich folgen zu dürfen. Es sei daher nur derer gedacht, aus denen die beiden bis in unsre Zeit hinein fortblühenden Aeste des Geschlechts stammen. Aller Nachgebornen gemeinsamer Stammvater war Johann III. „der Alte" von Schorlemer zu Bredeharzkerker, (auch hier ändert sich die Schreibweise in den Urkunden, doch hatte das Stammhaus mit einem Kerker nichts gemein). „Der Alte" war mit einer Dame des uradligen Geschlechts von Westfalen vermählt, er starb 1450 zu Hellinghausen. Von ihren vier Söhnen: Rembert, Johann IV., Arnd und Wessel von Schorlemer führte der zweite und der jüngste die Stammreihe weiter fort. Johann IV. war mit Mathilde von Plettenberg vermählt, Wessel hatte eine von Busch zur Gemahlin. Von diesen beiden stammen die Linie A. und B. des Schorlemerschen Geschlechts ab, deren zweite mit Friedrich Freiherrn von Schorlemer 1852 erlosch,

die erste blüht noch fort. Dem Gesamthause wurde laut preußischer Kabinettsordre vom 3. April 1844 die dem sächsischen Kammerherrn Friedrich von Schorlemer verliehene Freiherrnwürde anerkannt, da sich die preußische Bestätigung auch auf die Brüder des genannten bezog. Interessant ist, daß sich der Sohn des ersten Freiherrn v. Schorlemer, Friedrich Clemens, „zu Herringhausen" schrieb, und erwähnt sei ferner, daß im Lauf der Jahrhunderte die Schreibweise des Stammguts in Friedharzkirchen sich wandelte. Genannter Friedrich Clemens war Herr auf Overhagen sowie Ober- und Nieder-Hellinghausen. An Schorlemerschen Gütern besitzt der Landwirtschaftsminister noch die Burg Schweinheim im Kreise Euskirchen und Fischerhof im Fürstentum Birkenfeld. Nach bestandnem Abiturienten-Examen (1874) studierte Clemens Freiherr von Schorlemer in Würzburg und Göttingen die Rechte. 1877 bestand er das Referendar-Examen, ein Jahr später promovierte er an der Universität Göttingen zum Dr. jur. utr. „maxima cum lande", dann arbeitete Dr. von Schorlemer als Referendar in Göttingen, Osnabrück und Celle. Er diente hierauf sein Jahr beim Westfälischen Feld-Artillerie-Regiment No 7 ab, in welchem Truppenteil er 1880 zum Leutnant d. R befördert wurde, doch schied er später aus dem Heeresverbande aus, sodaß zu dem jetzigen Titel des Ministers außer dem Dr. jur. utr und dem preußischen Kammerherrntitel noch der Oberleutnant a. D., gehört. Da Freiherr von Schorlemer aber auch als Oberpräsidialrat 1900 aus dem Staatsdienst seinen Abschied nahm, um sich intensiver der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter widmen zu können, stand noch ein weiteres a. D. in der Reihe seiner vordem verzeichneten Aemter und Würden. Jedenfalls ist der Minister wie nur wenige auf ein so schwieriges Amt vorbereitet, wurde er doch in der Praxis in alle Zweige der Landwirtschaft von Kindheit auf eingeweiht; als Vorsitzender der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz hatte Exzellenz von Schorlemer schon vielfach Gelegenheit, Proben seiner Umsicht und Tatkraft abzulegen. Wegen der großen Verdienste auf diesem Gebiete wurde Herr von Schorlemer bereits 1901 zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit ernannt. Aus seiner glücklichen Ehe sind acht Kinder entsprossen, von denen zwei Söhne, August und Friedrich Leo, sowie fünf Töchter am Leben sind.

Ein Neffe des Grafen Zeppelin.

Der Korvettenkapitän Graf von Zeppelin wurde zum Kommandanten des Kanonenbootes S. M. S. Luchs in Ostasien ernannt. Erich Boris Adolf Graf von Zeppelin ist der zweite Sohn des verstorbenen Bruders, Eberhard, unsres allverehrten Grafen Ferdinand. Der jetzt zum Kommandanten eines Schiffes im fernen Osten ernannte junge Seeoffizier wurde am 10. Mai 1873 zu Ebersberg im Kanton Thurgau (Schweiz) geboren. Wie die Gemahlin des kühnen Bezwingers der Lüfte, so entstammt auch die Witwe seines Bruders der freiherrlichen Familie von Wolff, doch ist die erste aus dem Hause Alt-Schwanenburg in Livland gebürtig, während die Mutter des Korvettenkapitäns und Kommandanten des „Luchs" in Petersburg geboren wurde. Der ältre Bruder des Grafen Erich, Graf Eberhard, lebt auf Schloß Grafchnitz bei St. Martin, in kinderloser Ehe vermählt mit Mary gebornen Mac-Garvey, der jüngere Bruder, Graf Ferdinand, der als Ingenieur seinem greisen Onkel in guten und bösen Tagen treu zur Seite stand, reichte 1703 in Wien seiner jetzigen Gemahlin Carlotta Anita Pepita Bertha Lolitta Laufer die Hand zum Ehebunde. Graf Erich blieb bisher unvermählt. Der elegante See-Offizier gehörte als Adjutant längere Jahre zur Suite des deutschen Marineministers Exzellenz von Tirpitz, und sein liebenswürdiges Wesen hat ihm überall da, wo Graf Zeppelin in Kreisen der Gesellschaft verkehrte, viele Freunde verschafft, deren beste Wünsche den „sonnigen Grafen" wie er in Kameradenkreisen genannt wird, nun nach dem fernen Osten begleiten.

Das preußische achte Infanterieregiment.

Nachdr. verb.

In diesen Tagen beging das preußische Infantrie-Regiment von der Marwitz

(8. Pommersches) Nr. 61 den Tag, an dem es vor 50 Jahren errichtet wurde. Die 61er sind weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus im deutsch-französischen Kriege deshalb bekannt geworden, weil sie eine ihrer Fahnen unter ruhmvollen Bedingungen verloren haben. Die Feuertaufe erhielt das tapfere Regiment bei Königgrätz, wo es den Halawald gegen eine bedeutende Uebermacht hielt, und mit eiserner Feuerdisziplin auch mehrere Attacken eines öftreichischen Ulanen-Regiments blutig abwies. Damals zeichnete sich ein Hauptmann von Below ganz besonders durch sein ruhiges Verhalten aus, und seine Worte, die er den braven Pommern im Augenblick höchster Gefahr zurief, verdienen Erwähnung, richteten sie doch die durch den gradezu herniederprasselnden Kugelregen erschütternden Kämpfer wieder auf und zwangen sie zu weiterm verlustreichen Ausharren. „Kinder, hier stehn wir auf seiner Majestät Befehl, hier sterben wir!" so lautete des Tapfern Ruf. Nach der Schlacht ritt König Wilhelm an die stark gelichteten Reihen des Regiments heran, das 10 Offiziere und 355 Unteroffiziere und Mannschaften in wenigen Stunden verloren hatte, und sagte: „Ihr habt Euch brav geschlagen, Pommern, ich danke euch!" 1870-71 focht das Regiment in mehrern blutigen Gefechten, sein Ehrentag bleibt aber der 23. Januar 1871, trotzdem es damals bei Dijon die Fahne des 2. Bataillons verlor. Die 61er hatten unter General von Kettler gegen die bourbakischen Truppen die rückwärtigen Verbindungen der Manteufelschen Armee zu sichern. Hier galt es also sich Dijons zu bemächtigen, das Garibaldi besetzt hielt. Bei einem der verschiednen Angriffe, die die 61er auf Dijon unternahmen, wurde beim Vorgehn der braven Pommern gegen die starkbesetzte Fabrik von Bargy die Fahnensektion von feindlichen Kugeln niedergestreckt unter andern fielen die Leutnants von Puttkammer und Schulz mit der Fahne in der Hand. Tags darauf fand man das zerfetzte Feldzeichen unter einem Haufen von Leichen vor, und wenn auch der Verlust schmerzlich genug die Truppe traf, so konnte man ihr doch keinen Vorwurf machen, war das Panier doch Sterbenden entsunken, und die todesstarren Hände vermochten nicht, dem Feinde die Fahne zu entreißen. Das 2. Bataillon erhielt daher 1871 eine neue Fahne verliehn. E. v. W.

König Georg von England im Lawn-Tennis-Sport.

Wie alle englischen Souveraine und vor allem sein Vater ist auch König Georg ein passionierter Freund des Sports. Schon als Prinz von Wales war der König Präsident des berühmten All-England-Lawn-Tennis and Croquet-Club. Jetzt hat er diesem Club, dem u. a. auch die Austragung und Leitung der englischen Lawn-Tennis-Meisterschaften obliegt, die Nachricht zugehn lassen, daß er das Protektorat über den Club übernehme.

Der Erfinder des Luftballs.

Joseph Montgolfier, der Erfinder des Luftballs, der ihm und seinem Bruder Stefan einen unsterblichen Namen verschafft hat, ist am 26. Juni vor hundert Jahren gestorben. Der 5 Juni 1783 war der denkwürdige Tag, an dem zum ersten Male in Annonay in Frankreich vor einer begeisterten Volksmenge ein kugelförmiger Ballon von 34 m Umfang aus Papier in die Höhe gestiegen ist. Bis auf etwa 300 m stieg dieses Fahrzeug, fiel aber nach 10 Minuten infolge Entweichens der heißen Luft durch die Knüpflöcher wieder zur Erde. Die mit Leinewand gefütterte Kugel war nämlich nur durch Zusammenknüpfen an einander gehalten. Nunmehr begann das neue Fahrzeug seinen Siegeszug durch die Welt. Damals glaubte man nicht mehr weit von der Erfüllung des Traums zu sein, der Menschheit die Luft untertan zu machen. Aber noch 120 Jahre hat es gedauert, bis es Graf Zeppelin gelang, der Welt zu zeigen, daß man mit gewaltigen starren Fahrzeugen während der größten Zeit des Jahres nach freiem Willen die Luft zu durchschiffen vermag. Große Fortschritte sind seitdem in allen Ländern gemacht worden.

Hof und Gesellschaft

Ein internationales Luftschiffahrts-Signalbuch

wird vom „Comité Juridique Internationale de l'Aviation“ vorbereitet. Bei den Beratungen dieses Ausschusses, der alle juristischen Fragen behandelt, die sich auf die Luftschiffahrt beziehn, hat man sich dahin geeinigt, daß der Luftverkehr frei sein soll. Jedoch steht es jedem Staate frei, zur eignen Sicherheit und für den freien, ungestörten Genuß der Privatrechte der Einzelnen Beschränkungen zu erlassen Jeder Staat müsse eben, so heißt es, nicht allein die Sicherheit seiner Einwohner schützen, sondern auch ihre Ruhe und die Ungestörtheit der Privatwohnungen; beispielsweise dürfe es nicht erlaubt sein, aus Luftfahrzeugen zu beobachten, was in den Wohnungen der Häuser vor sich geht. Jedes Luftschiff soll also ungehindert auch in andern Staaten fahren können, Festungsgebiete sollen aber beispielsweise ausgeschlossen werden. Staatsluftschiffe dürfen jedoch, falls sie nicht vorher auf diplomatischem Wege eine besondre Erlaubnis erhalten haben, nur dann im fremden Lande heruntergehn, wenn sie in Not sind. Die beabsichtigte Landung soll durch ein international einheitliches Flaggensignal angekündigt werden. Man wird abzuwarten haben, was die in Paris jetzt noch tagende Staaten-Konferenz beschlossen hat, denn nur auf Grund dieser Bestimmungen lassen sich Einzelbestimmungen durchführen.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Rembrandt:
Mutter

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd Zeitschriften-Verlag G. m. b. H. Berlin W 30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 134 Heft 411 Erstes Augustheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Johannes Schlaf:
Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung

Eine astronomische Mitteilung

Wie aller kosmische Umlauf, so vollzieht sich auch der der Planeten von West nach Ost. Indessen in diesem Falle nicht ohne eine ganz bestimmte, auffallende Unregelmäßigkeit. Und zwar besteht diese darin, daß die Planeten ihren direkten Lauf von West nach Ost periodisch unterbrechen, um für ein paar Tage scheinbar völlig still zu stehn, alsdann von diesem ihren ersten „stationären Punkt“ ab einige Monate in rückläufiger Bewegung so lange von Ost nach West zu gehn, bis sie abermals für ein paar Tage völlig still zu stehn scheinen, worauf sie ihre direkte Umlaufsrichtung von West nach Ost so lange wieder aufnehmen und einhalten, bis sie die ganze Unregelmäßigkeit abermals beschreiben.

Diese auffallende Erscheinung wurde von den griechischen Astronomen am Ausgang der Antike als eine tatsächlich sich vollziehende angesehn. Und zwar erklärten sie sie damit, daß die Planeten während der Unregelmäßigkeit jedesmal einen Epizykel, einen Überkreis auf der sonstigen Linie ihrer direkten Bahn beschrieben.

Das war denn in der Tat auch eine durchaus einleuchtende Erklärung. Der erste stationäre Punkt kam danach nämlich dadurch zustande, daß der Planet von seiner rechtläufigen Richtung abgebogen war und sich im Bogen rückwärts wandte; wenn er dabei den äußersten seitlichen Punkt des Bogens erreicht hatte, so mußte es durchaus den Anschein haben, als ob er an diesem Punkt für ein paar Tage feststünde; war er nun aber über diesen äußersten Punkt des Bogens hinaus und verfolgte er mit der weiteren Bogenlinie ferner seine neue Bahn, so mußte sich das ausnehmen, als bewege er sich in grader Linie rückläufig. Statt dessen war er beständig im Kreisbogen gegangen und gelangte schließlich zu dem äußersten Punkte der zweiten seitlichen Ausbiegung des Kreises. An diesem Punkt mußte es alsdann wieder den Anschein haben, als ob der Planet für ein paar Tage stillstände. Sobald der Planet jetzt aber diesen zweiten stationären Punkt wieder verließ, so mußte er sich wieder in rechtläufige Bewegung übergegangen zeigen.

Nochmals: diese Erklärung war sofort einleuchtend und könnte uns wohl auch heute noch durchaus einleuchtend sein. Aus Gründen erschien sie dann aber den Spätern seit Kopernikus und Kepler zu umständlich

und verwickelt; und so kam denn mit dem heliozentrischen Standpunkt eine andre Erklärung für die Unregelmäßigkeiten der Planeten auf, die von der Astronomie noch heute aufrecht erhalten wird und die sich allerdings auf den ersten Blick ungleich einfacher als die Epizykel-Erklärung der Alten ausnimmt.

Nämlich unsre heutige Astronomie nimmt die Unregelmäßigkeiten der Planeten nicht wie die Alten für eine wirkliche, sondern eine nur scheinbare Tatsächlichkeit. In Wirklichkeit gehn, nach der heutigen Astronomie, die Planeten, ohne jemals diese Richtung auch nur für einen Augenblick zu verlassen, von West nach Ost. Wenn es aber den Anschein hat, als ob sie periodisch stillständen, rückläufig würden, wieder stillständen und dann erst wieder rechtläufig würden, so rühre das daher, daß die Erde, die schneller als die obern Planeten um die Sonne herumgehe, sich den betreffenden, soviel langsamer als sie gehenden Planeten nähere, unter ihnen weggehe und sie alsdann überhole. Im zweiten Falle, dem der Annäherung, müsse es alsdann von einem bestimmten Punkt ab den Anschein haben, als ob der Planet ganz stillstehe, im Augenblick, in dem er seinen ersten „stationären Punkt" erreicht habe; im zweiten Fall müsse es, je mehr die Erde sich ihm nähere, den Anschein haben, als sei er in rückläufige Bewegung übergegangen; und im dritten Fall, wo die Erde unter den Planeten weggehe, müsse es den Anschein haben, als ob er zum zweiten Mal stillstehe. Wenn alsdann die Erde ihn überholt habe, müsse es schließlich den Anschein haben, als sei der Planet wieder in rechtläufige Bewegung übergegangen, die er in Wirklichkeit aber die ganze Zeit über nicht einen Augenblick lang aufgegeben habe. —

Das sind die beiden Erklärungen für die Unregelmäßigkeiten der Planeten.

Gewiß ist die von der heutigen Astromonie gebotene Erklärung überaus einleuchtend und einfach; während die alte Epizykel-Erklärung, obgleich auch sie überzeugend ist, sich als eine weit kompliziertere, wenn nicht ganz und gar verzwickte darzustellen scheint.

*

Wir sehen im übrigen: der wesentliche Unterschied der beiden Erklärungen besteht darin, daß die eine die Unregelmäßigkeiten der Planeten für tatsächlich sich vollziehende annimmt, die andre sie dagegen für nur scheinbar stattfindende hält. Denn was das übrige anbelangt, so wäre vielleicht zu sagen, daß auch der heutigen Astronomie, falls die Unregelmäßigkeiten dennoch wirklich tatsächlich sich vollziehn sollten, nur noch übrig bliebe, in irgend einer Form gleichfalls die Epizykel-Erklärung der Alten anzunehmen, falls sich ein solcher Epizykel nicht etwa ganz und gar durch direkte Beobachtung nachweisen ließe, in welchem Falle es sich alsdann nicht mehr bloß um eine mehr oder weniger einleuchtende oder auch notwendige Hypothese, sondern um eine feststehende und weiter nicht mehr beanstand- und diskutierbare Tatsache handeln würde.

Um eine Hypothese handelt es sich aber angesichts der Erklärung, die die heutige Astronomie für die Unregelmäßigkeiten der Planeten bietet,

und nur um eine solche! Ein bloße Hypothese aber, möchte sie auch noch so einleuchtend sein, wird uns niemals auf die Dauer genügen dürfen. Wir werden unter allen Umständen nicht eher ablassen dürfen, als bis wir sie zu dem schlechterdings unausweichlichen und endgültigen Nachweis einer festen und sichern Tatsächlichkeit und zur Formulierung derselben erhoben haben! —

Nun, und so wollen auch wir uns hier mit der Erklärung der heutigen Astronomie, so überraschend sie sich auch darbieten mag und so allgemein sie auch angenommen worden ist und was für eines respektabeln Ansehens sich die Astronomie heute auch zu erfreuen hat, nicht zufrieden geben.

*

Man wird aber sogleich einsehen, wie gut wir taten, wenn wir der Astronomie gegenüber in dieser Angelegenheit, trotz des hohen Renommées und Zutrauens, das sie genießt, skeptisch blieben!

Zu einer solchen Skepsis nun aber hatte ich für mein Teil von vornherein um so mehr Grund, als ich auf anderm und zwar erkenntnistheoretischem Wege zu der Einsicht gelangt war, daß die heutige Astronomie keineswegs auf so festen Füßen steht, wie es den Anschein hat. Nun, und hatte ich in der Angelegenheit der planetarischen Unregelmäßigkeiten Mißtrauen der Astronomie gegenüber, so hat es sich denn auch nur zu glänzend inzwischen gerechtfertigt! —

Und zwar war ich sogleich auf das höchste erstaunt, als ich mir die jährlichen Tabellen für die planetarischen Unregelmäßigkeiten ansah und dabei bereits für die diesjährige Unregelmäßigkeit des Jupiter folgendes festzustellen hatte.

Jupiter hatte dieses Jahr seinen ersten stationären Punkt in den letzten Januartagen erreicht. Von Anfang Februar an ging er alsdann in seine retrograde Bewegung über, die bis Ende Mai dauerte. Ende Mai erreichte er seinen zweiten stationären Punkt und wurde dann von Anfang Juni an wieder rechtläufig.

Ferner ist noch in Rücksicht zu nehmen, daß Jupiter die ganze Zeit über in der Jungfrau stand, und daß er erst im Dezember dieses Jahres aus der Jungfrau in die Wage hinübergehn wird! Weiter aber erwäge man, daß die Erde in dem Augenblicke, wo Jupiter zum erstenmal stationär wurde, noch im Wassermann stand, aus dem sie ja erst ca. Mitte Februar in die Fische überging. Inzwischen verhielt sich Jupiter aber Februar, März, April, Mai über rückläufig, erreichte Ende Mai bereits seinen zweiten stationären Punkt und ging Anfang Juni schon wieder in die rechtläufige Bewegung über. Wo aber stand Anfang Juni, wo die ganze Unregelmäßigkeit Jupiters bereits ihr Ende erreicht hatte, die Erde? Nun, in den Zwillingen erst! Sie hatte also erst noch durch Krebs und Löwe zu gehn, ehe sie in die Jungfrau eintrat, sich Jupiter endgültig näherte und unter ihm weggehn konnte! Erst im August also konnte das geschehn, und also hätte denn doch wohl Jupiter auch erst im August seinen zweiten stationären Punkt erledigen können, um alsdannn erst, also Ende

August bezw. in der ersten Hälfte des September, wieder ganz rechtläufig zu werden! Statt dessen aber? Hat Jupiter also bereits Anfang Juni, wo die Erde noch nicht mal ganz aus den Zwillingen heraus ist, und noch Krebs und Löwe und ein gut Stück Jungfrau zwischen sich und Jupiter hat, die ganze Unregelmäßigkeit hinter sich und wird im August schon längst wieder vollständig und, ohne sich auch nur einen Augenblick in seiner Richtung zu unterbrechen oder aufzuhalten, rechtläufig sein! —

Wahrhaftig: ich denke, etwas Unglaublicheres läßt sich hier kaum so leicht vorstellen! Denn wo bleibt die ganze Erklärung der Astronomie für die Unregelmäßigkeiten der Planeten und im besondern des Jupiter? Sie ist vollständig und glattweg unter den Tisch gefallen! — Denn nichts ist jetzt sichrer und gewisser, als daß die Unregelmäßigkeit des Jupiter nicht daher rührt, daß die Erde sich ihm nähert und unter ihm weggeht, sondern daß sie eine ganz andre Ursache hat! Und womöglich ist ganz und gar schon jetzt soviel sicher, daß die Alten im wesentlichen ihrer Erklärung recht hatten: daß nämlich die Unregelmäßigkeiten der Planeten und in diesem Fall die des Jupiter keine bloß scheinbaren, sondern tatsächlich sich vollziehende sind! —

*

Ich will vorläufig außer Rücksicht lassen, was für ein ganz unerhörter Schluß sofort aus dem Umstand, daß Jupiter August d. J. schon längst wieder rechtläufig ist und keinen stationären Punkt hat, den er doch unter allen Umständen haben müßte, — und selbst wenn er dann noch ein dritter für bloß zwei wäre, — da die Erde doch im August in die Jungfrau einträte und unter Jupiter wegginge, zu ziehen geradezu unumgänglich ist: nämlich der, daß die Erde unmöglich durch den Tierkreis gehn kann! —

Ich sage, ich will das vorläufig außer Rücksicht lassen. Es könnten mir ja vielleicht noch ich weiß nicht was alles für Einwände entgegengestellt werden, um mir diese meine erste, sozusagen nur erst so auf den ersten Blick und mit bloßem Auge gemachte Wahrnehmung zu beanstanden. Es versteht sich im übrigen, daß sie auch für mich selbst nur erst eine solche war. Ich sah ein, daß erst alles darauf ankam, durch direkte Beobachtung eine tatsächliche Unregelmäßigkeit Jupiters festzustellen. Jedenfalls sah ich zugleich aber auch, daß mehr als genug Ursache vorlag, eine solche direkte Beobachtung Jupiters anzustellen. Eine Beobachtung die, wie uns gleich nachher zur Genüge deutlich werden wird, die Astronomie selbst noch niemals in dieser Angelegenheit angestellt haben kann. Wohl aus dem Grunde nicht, weil ihr alles möglicher erscheinen muß, als daß die Erde nicht durch den Tierkreis, oder was ganz das gleiche besagen muß, um die Sonne sich bewegen sollte. —

Da dieses heliozentrische Dogma aber niemals völlig von mir unterschrieben worden ist, und besonders niemals weniger als im Laufe der letzten fünf, sechs Jahre, in denen meine langjährigen erkenntnis-

theoretischen Bemühungen endlich zu ihrer letzten Reife gelangten, *) so konnte mir eine solche Untersuchung Jupiters auf die Tatsächlichkeit seiner Unregelmäßigkeit hin um so viel weniger als eine Ueberflüssigkeit erscheinen. —

Wenn ich Jupiter nun aber nicht bereits im Februar d. J., also gleich vom ersten Anfang seiner Unregelmäßigkeit an, beobachtete, so lag das daran, daß es mir erst Ende April möglich war, ein astronomisches Fernrohr anzuschaffen. Indessen Anfang Mai hatte ich es zur Verfügung und war imstande, mich an die Arbeit zu machen.

Da mir mein Instrument, das im übrigen ausgezeichnet gearbeitet ist, eine 106 malige Vergrößerung zur Verfügung stellte, durfte ich schon auf einen Erfolg hoffen. Jupiter bot sich mir in dieser Vergrößerung in der Größe des Vollmondes, dieser mit bloßen Augen gesehn. Ich vermochte nicht nur seinen breiteren südlichen, sondern auch den schmalen, nördlichen Aequatorstreifen, nicht nur im allgemeinen zu erkennen, sondern jenen sogar in seiner Gliederung. Außerdem war ich imstande, außer dieser und jener kleineren Einzelheit, die beiden Polkappen und noch einige weitere Streifen wahrzunehmen.

Es fragte sich nur noch, in welcher Weise ich meine Aufgabe in Angriff zu nehmen hatte?

Hierauf war aber die Antwort im allgemeinen nicht schwer. Offenbar mußte nämlich, wenn Jupiter seine Unregelmäßigkeit wirklich und nicht bloß scheinbar beschrieb, und er dabei ungefähr in einen Bogen ging, der dem Epizykel der Alten entsprach, sich dies an dem Umlauf erkennen lassen, den die Gebilde seiner Oberfläche zeigten.

Hier wäre ich nun freilich bei der immerhin nicht eben so besonders großen Vergrößerungskraft meines Rohres recht in Verlegenheit gewesen, da es mich außer der Grundstruktur der beiden Aequatorstreifen von weiteren Details, an die ich mich hätte halten können, nur wenig erkennen ließ. Aber eins kam mir glücklicherweise zu Hülfe und riß mich aus jeder Verlegenheit; und zwar war das die auch für mein Instrument überaus markante Stelle des berühmten „roten Flecks“, im südlichen, breiteren Aequatorstreifen. —

Ich sagte mir: bewegt Jupiter sich tatsächlich etwa in einer dem Epizykel wenigstens ähnlichen Schleife während seiner Unregelmäßigkeit, so muß sich das mit all und jeder Deutlichkeit aus dem Umlauf dieser Stelle des „roten Flecks“ erkennen lassen. Geht Jupiter nämlich im Bogen nach vorn oder nach hinten, so muß, je nachdem, entweder eine vorschreitende Verspätung oder Verfrühung im periodischen Ein- und Austritt der Stelle des „roten Flecks“ sich ereignen; und kann ich die eine oder die andre feststellen, so ist ohne weiteres die Tatsache ein für allemal und gänzlich hypothesenfrei bewiesen und festgemacht, daß Jupiter sich während seiner Unregelmäßigkeit tatsächlich in irgend einer Kreislinie

*) Vgl. mein kürzlich erschienenes erkenntnistheoretisches Buch „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion“. (Oesterheld & Co. Berlin.) J. S.

bewegt hat. Ich denke, nichts war einfacher wie das und nichts einfacher zu leisten, als diese Feststellung. Es gehörte nur Geduld, Ausdauer und Aufmerksamkeit dazu. —

Es blieb mir nur noch zu erwägen, daß ich blos noch einen Monat und etwa noch einen halben drüber zur Verfügung hatte, in welcher Zeit sich grade eben noch das letzte Viertel der ganzen Unregelmäßigkeit vollzog. Immerhin durfte ich mir aber sagen, daß, da Ende Mai Jupiter zum zweiten Mal stationär werden würde, und der stationäre Punkt sicherlich bei epizykelähnlicher Bewegung im äußersten Punkt der zweiten Bogenwende liegen würde, grade jene Verfrühung oder Verspätung im Ein- und Austritt der Stelle des „roten Flecks" in diesem Zeitraum ja am allermarkantesten sich darbieten mußte! Denn dies war ja die Stelle, wo Jupiter am schärfsten die Seite, die er uns die ganze letzte Zeit über während seiner retrograden Bewegung zugewandt hatte, und am allerentschiedensten wieder mit der vertauschen würde, die er uns während seiner rechtläufigen Bewegung zu zeigen pflegt. —

Also auf alle Fälle würde ich etwas Sicheres erfahren können und durfte im übrigen sogar hoffen, aus dem Resultat der Beobachtungen dieser letzten anderthalb Monate mit aller Sicherheit auf die Art zu schließen, wie Jupiter sich von etwa Mitte Januar an, Februar, März und April durchbewegt hatte. —

*

Ich begann meine Beobachtungen am 9. Mai d. J.; und zwar gegen $^1/_2$9 Uhr Abend. Mit einem guten, für astronomische Zwecke eingerichteten Fernstecher von ca. fünffacher Vergrößerungskraft hatte ich Jupiter bereits seit Anfang März auf den Umlauf seiner Trabanten hin beobachtet. Er stand damals annähernd 2° schräg unter Jungfrau γ, von wo aus er sich alsdann in retrograder Richtung allmählich gegen Jungfrau η hin bewegte. Am 9. Mai stand er dann etwas über $^1/_2$° von Jungfrau η ab; und zwar genau in wagerecht gleicher Linie mit η.

Ich nahm sein Oberflächenbild mit guter Deutlichkeit wahr und fand sofort die Stelle des „roten Fleckes", die in Gestalt einer sehr markanten Ausbuchtung mit zwei dunkeln, scharfgebogenen Ecken im südlichen, breiteren Aequatorstreifen und im übrigen $^1/_2$9 Uhr schon ein wenig über die Mitte der Scheibe hinaus stand. Von hier bewegte sie sich dann allmählich gegen den westlichen Rand hin, um den herum sie genau $^1/_2$11 Uhr verschwunden war.

War nun die Unregelmäßigkeit Jupiters eine bloß scheinbare, wie die Astronomie es annimmt, und bewegte er sich in Wirklichkeit auch jetzt nach wie vor von West nach Ost und also direkt, so konnte nichts andres denkbar sein, als daß die Stelle des „roten Flecks" in ihrem Ein- und Austritt keinerlei wesentlichere Verspätung oder Verfrühung erfuhr, und ich konnte alsdann mit Leichtigkeit eine Tabelle herstellen, vermöge deren ich genau bestimmen konnte, wo sich die Stelle des „roten Flecks" zu jeder Stunde des Tages grade befand.

Da mir daran liegen mußte, immer genau zu wissen, wann und wo ich die Stelle des „roten Fleckes" jeden Abend finden konnte, stellte ich mir diese Tabelle her und führte sie, um ein übriges zu tun, bis Ende Juli durch.

Maßgebend mußte mir bei ihrer Herstellung der Umstand sein, daß Jupiter, ich sage nicht mit der Astronomie, eine Achsenrotation, sondern eine umlaufende Bewegung seiner Oberfläche von 10 Stunden weniger 4 bezw. 6 Minuten hat. Der Bequemlichkeit wegen rundete ich die kleine, für meine Zwecke nicht weiter in Betracht kommende Differenz aus und nahm eine Umlaufsbewegung der Oberfläche von 10 Stunden an. Die Hälfte davon bewegte sich dann die Stelle des „roten Fleckes" über die hintere, die andern 5 Stunden über die vordere Scheibe hin.

*

Nach Maßgabe dieses Umstands und in Erwägung, daß bei 5stündiger Bewegung der „rote Fleck," wenn er 1/2 9 Uhr schon ein Teil über die Mitte der Scheibe hinaus und 1/2 11 Uhr, also nach 2 Stunden, verschwunden war, 1/2 6 Uhr Nachm. angefangen haben mußte, um den Ostrand herumzukommen, stellte ich zunächst für Monat Mai vom 9. Mai ab folgende allabendlichen Ein- und Austrittszeiten des „roten Flecks" fest:

Abend des 10. Mai: Oestlicher Eintritt 1/2 12 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/2 5 Uhr Morgens.
d. 11./5.: Oestl. Eintritt 1/2 8 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/2 1 Uhr Nachts.
d. 12./5.: Oestl. Eintritt 1/2 4 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/2 9 Uhr Abds.
d. 13./5.: Oestl. Eintritt 1/2 10 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/2 3 Uhr Nachts.
d. 14./5.: Oestl. Eintritt 1/2 6 Uhr Abds. — Westl. Austrit 1/2 11 Uhr Abds.
d. 15./5.: Oestl. Eintritt 1/2 12 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/2 5 Uhr nachts.
d. 16./5.: Oestl. Eintritt 1/2 8 Uhr Abds. — Westl. Austrit 1/2 1 Uhr Nachts.
d. 17./5.: Oestl. Eintritt 1/2 4 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/2 9 Uhr Abds.
d. 18./5.: Oestl. Eintritt 1/2 10 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/2 3 Nhr Nachts.
d. 19./5.: Oestl. Eintritt 1/2 6 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/2 11 Uhr Nachts.
d. 20./5.: Oestl. Eintritt 1/2 12 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/2 5 Uhr Nachts
d. 21./5.: Oestl. Eintritt 1/2 8 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/2 1 Uhr Nachts.

d. 22./5.: Oestl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/29 Uhr Abds.
d. 23./5.: Oestl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/23 Uhr Nachts.
d. 24./5.: Oestl. Eintritt 1/26 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/211 Uhr Nachts.
d. 25./5.: Oestl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/25 Uhr Nachts.
d. 26./5.: Oestl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/21 Uhr Nachts.
d. 27./5.: Oestl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/29 Uhr Abds.
d. 28./5.: Oestl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/23 Uhr Nachts.
d. 29./5.: Oestl. Eintritt 1/26 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/211 Uhr Abds.
d. 30./5.: Oestl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/25 Uhr Morgens.
d. 31./5.: Oestl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/21 Uhr Nachts.

Diese Ein- und Austrittszeiten des „roten Fleckes" hatten also Gültigkeit nur dann, wenn Jupiter nach wie vor rechtläufig sich bewegte und rückläufig nur scheinbar. Bewegte er sich aber tatsächlich rückläufig und in einem irgendwie epizykelähnlichen Bogen, so hatte die Tabelle den Wert, daß ich nach ihr durch Vergleichung der sich beständig mehr und mehr verschiebenden Ein- und Austrittszeiten, die ich alsdann bei der Beobachtung wahrnehmen würde, mit den in der Tabelle verzeichneten eine vorschreitende Differenz und also zugleich auch die Art des Bogens, in dem Jupiter sich bewegte, mit aller Sicherheit feststellen nnd abmessen konnte.

*

Am 10. Mai gab es bedeckten Himmel und Regen, und ich konnte Jupiter nicht beobachten. Auch am 11. Mai bekam ich Jupiter nicht nis Rohr.

d. 12./5. — Obgleich ein immer noch etwas dunstiger Himmel die Beobachtung erschwerte, konnte ich dennoch gut wahrnehmen, daß 1/29 Uhr der „rote Fleck" westlich um den Rand der Scheibe herum war. Das stimmte zu der für diesen Tag von der Tabelle angegebenen Austrittszeit.

d. 13./5. — Jupiter drang kurz vor 3/410 Uhr durch. Obgleich die Beobachtung abermals durch Dünstungen erschwert war, nahm ich dennoch den „roten Fleck" in der Nähe des Ostrandes, um den er eben herumzukommen angefangen hatte, gut wahr. Eine bereits irgendwie auffallende zeitliche Ver-

änderung in dem Eintritt der für diesen Tag von der Tabelle angegebenen Eintrittszeit gegenüber war noch nicht festzustellen.

d. 14./5. — Nach der Tabelle hätte der „rote Fleck" 1/2 9 Uhr in der Mitte, mit seiner westlichen Ecke schon ein Stückchen über sie hinaus, stehn müssen. Indessen zeigte es sich, daß er schon 1/4 9 Uhr an dieser Stelle stand. Schon um 10 Uhr aber war er über die Hälfte um den Westrand herum und noch vor 1/2 11 Uhr verschwand er gänzlich. Also war eine Verfrühung des „roten Fleckes" von, übrigens wohl noch nicht ganz einer Viertelstunde festzustellen! Eine Verfrühung und keine Verspätung! —

d. 15./5. — Die Verfrühung war geblieben. Nach der Tabelle hätte der „rote Fleck" 1/2 12 Uhr eben erst zu kommen anfangen müssen, stattdessen war er um diese Zeit bereits ein Stückchen um den Ostrand herum.

d. 16./5. — Die Verfrühung betrug eine Viertelstunde. Der „rote Fleck" hatte 1/4 8 zu erscheinen angefangen.

d. 17./5. — Die Verfrühung hatte noch nicht in einer Weise weiter zugenommen, die sich besonders auffallend gemacht hätte.

d. 18./5. — Es war immer noch wie gestern.

d. 19./5. Austritt des „roten Fleckes" für diesen Abend 1/2 11 Uhr. Indessen zeigte sich der „rote Fleck" um diese Zeit bereits verschwunden. Die Verfrühung hatte also wieder ersichtlich zugenommen! Und zwar konnte ich das an dem Umstand erkennen, daß die Ausbuchtung des „roten Fleckes" so im Streifen sitzt, daß er, der seiner Struktur nach eine nicht allzustarke, gleichmäßige Breite für Vergrößerung 106 zeigt, vor der westlichen Ecke des „roten Fleckes" her eine längere breitere Stelle hat, hinter der östlichen Ecke des „roten Fleckes" her aber eine ungleich kürzere breitere Stelle. Beide Stellen schrägen sich mit ihren vom „roten Fleck" abgekehrten Enden mehr oder weniger allmählich gegen den übrigen gleichmäßigen und schmaleren Teil des Streifens herunter ab. Von der kurzen, breiteren Stelle, die sich östlich am „roten Fleck" befindet, befand sich nun aber nur noch ein kleiner Teil vor dem Westrand, das übrige war mit dem „roten Fleck" bereits verschwunden. Obgleich eigentlich nach der Tabelle 1/2 11 Uhr eher noch ein ganz kleines letztes Eckchen des „roten Fleckes" — die äußerste östliche Ecke, die sich, wie auch die andre, sehr scharf uud deutlich im Rohr markiert — grade noch hätte sichtbar sein können. Das konnte gut und gern eine Zunahme der Verfrühung um 7 Minuten bedeuten! Und das war nachgerade gewiß schon ein recht auffallender Umstand! —

d. 20./5. — Die Verfrühung war die gleiche wie gestern.

d. 21./5. — Nach der Tabelle Eintritt des „roten Fleckes" 1/2 8 Uhr

Abends. Statt dessen war der „rote Fleck" 1/4 9 Uhr nicht nur bereits vollständig um den Ostrand herum, sondern hatte zwischen ihm und seiner östlichen Ecke sogar schon ein ansehnliches Stück von dem ihm östlich sich anschließenden breiteren Teil des Streifens! Das aber bedeutete eine Verfrühung von bereits gut einer halben Stunde!

Die Verfrühung wurde offenbar immer auffallender und konnte wohl bereits für eine irgendwie epizykelähnliche Bewegung Jupiters sprechen! —

d. 22/5. — Der „rote Fleck", der nach der Tabelle 1/2 9 Uhr verschwunden sein mußte, zeigte sich in einer Weise verschwunden, die die gestern festgestellte Zunahme der Verfrühung durchaus bestätigte.

d. 23/5. — Die Verfrühung so wie gestern. Jedenfalls war eine weitere Zunahme nicht auffallend.

d. 24/5. — Wie gestern.

d. 25/5. — Nach Tabelle Eintritt 1/2 12 Uhr nachts. Statt dessen war der „rote Fleck" bereits um 11 Uhr ein Stück um den Ostrand herum. Das bedeutete eine Znnahme der Verfrühung um etliche Minuten. Der „rote Fleck" hatte also jetzt bereits über eine halbe Stunde Verfrühung!

d. 26/5. — Nach Tabelle Eintritt 1/2 8 Uhr. Statt dessen war der „rote Fleck" schon soweit herum, daß er ca. 3/4 7 Uhr angefangen haben mußte, herumzukommen. Also 3/4 Stunden Verfrühung! —

d. 27/5. — Bekam Jupiter der Bewölkung wegen erst kurz nach 10 Uhr ins Rohr. Austritt des „roten Fleckes" nach Tabelle 1/2 9 Uhr. „Roter Fleck" zeigte sich vollständig westlich verschwunden. Konnte nur ganz kurze Zeit beobachten. 1/2 11 Uhr nahm die Bewölkung dermaßen zu, daß eine weitere Beobachtung unmöglich wurde.

d. 28/5. — Eintritt nach Tabelle 1/2 10 Uhr. Statt dessen fing „roter Fleck" bereits 1/2 9 an zu erscheinen. Also eine Stunde Verfrühung des „roten Fleckes!"

d. 29/5. — Trüber Himmel. Beobachtung unmöglich.

d. 30/5. — Eintritt nach Tabelle 1/2 12 Uhr. Statt dessen fing der „rote Fleck" schon um 10 Uhr an, um den Ostrand herum zu erscheinen! Also volle 1 1/2 Stunde Verfrühung! — Ein sehr auffallender und interessanter Umstand diese Zunahme der Verfrühung um eine ganze halbe Stunde!

d. 31/5. — Nach Tabelle Eintritt 1/2 8 Uhr. Statt dessen war der „rote Fleck" 1/4 9 Uhr über die Mitte der Scheibe hinaus, das bedeutete zwei volle Stunden Verfrühung, und sogar wohl noch etwas mehr! —

*

Am 31. Mai hatte Jupiter bei Jungfrau η, bei der er inzwischen längst angekommen war, so daß er jetzt weniger als $^1/_2{}^0$ in gleicher Linie wagrecht von ihr abstand, seinen zweiten stationären Punkt erreicht.

Fassen wir dies ins Auge und überschauen wir im übrigen noch einmal alles, was wir bis jetzt gewonnen haben.

Ich hatte Jupiter vom 9. bis 31. Mai, also 23 Tage lang, beobachtet. In diesem Zeitraum verfrühte sich Ein- und Austritt des „roten Fleckes" zunächst um eine Viertelstunde. Dabei blieb es eine Anzahl von Tagen. Dann nahm die Verfrühung, und zwar verhältnismäßig noch langsam zu. Erst am 25. Mai und also auffallend spät hatte die Verfrühung bis zu einer halben Stunde zugenommen. Am 26. Mai zeigte es sich aber mit einem Mal und höchst interessanter Weise bereits, daß $^3/_4$ Stunde Verfrühung erreicht war! Die Zunahme der Verfrühung wurde von jetzt ab immer auffallender und schon geradezu rapid. Denn am 30. Mai war sie schon um $1\,^1/_2$ Stunde angewachsen, und am 31. Mai waren sogar 2 Stunden festzustellen! —

Aus dieser so auffallenden, erst lange Zeit langsam, alsdann erst gegen Ende des Monats und in nächster Nähe des stationären Punktes, plötzlich so rapid zunehmenden Verfrühung war ich nun aber genötigt, folgendes zu schließen:

Jupiter bewegte sich nicht scheinbar, sondern tatsächlich retrograd. Und zwar war er bis in das letzte Drittel des Mai hinein die ganzen Monate her in einer langestreckten, ganz flachen Bogenlinie allmählich, ganz allmählich dem zweiten stationären Punkt bei Jungfrau η entgegen, von Jungfrau γ her aufwärts gegangen. Diese so ganz flach aufsteigende Bogenlinie machte alsdann aber in den letzten anderthalb Wochen des Monats, plötzlich einen sehr entschiedenen Bogen dem stationären Punkte zu; das konnte nichts anders heißen als: der äußeren, westlichen Ausbuchtung der Schleife zu, in der die retrograde Bewegung Jupiters vor sich ging! Nur auf diese Weise ließ sich die so rapide Zunahme in der Verfrühung des „roten Fleckes" erklären und auf keine andere! —

Sollte sich nun aber diese Schleifenbewegung noch fernerhin und auf besonders starke, ja schlechterdings ein für allemal ausschlaggebenden Weise bestätigen, so mußte Jupiter vom stationären Punkt ab, wo die Schleife ihre seitliche Wendung wieder nach Osten hin nehmen mußte, eine noch auffallendere Zunahme der Verfrühung des „roten Fleckes" zeigen. Und zwar mußte dieselbe so weit gehn, daß sie schließlich volle 5 Stunden betrug! Alsdann aber würde Jupiter keinerlei weitere Verfrühung im Ein- und Austritt des „roten Fleckes" mehr zeigen. Und das würde dann nur so viel bedeuten können, daß er die Seite, die er uns seither vom Februar bis Mai gezeigt hatte, völlig wieder gegen die vertauscht hätte, die er uns stets bei rechtläufiger Bewegung zeigt.

Weiter aber mußte dies alles bedeuten, daß Jupiter vor dem ersten stationären Punkt, Ende Januar, Anfang Februar, und zwar seit ungefähr

Mitte Januar, angefangen hatte aus seiner rechtläufigen Richtung seitlich in die retrograde überzubiegen; und zwar mit einem Bogen, dessen Schärfe genau der des Bogens entsprach, mit welchem er jetzt, Ende Mai, zum zweiten stationären Punkt herum- und alsdann über diesen hinausging! Zwischen diesen beiden, sehr scharfen seitlichen Kurven beim ersten und zweiten stationären Punkt konnte er also aber von Mitte Februar ab, März, April hindurch, bis Mitte Mai nur in einer flachen und langgedehnten Bogenlinie gegangen sein, während welcher der Ein- und Austritt des „roten Fleckes“ keine besonders in Betracht kommende Verfrühung erhalten hatte! —

Daß es sich nun aber um eine Schleife handelte, die uns zu- und nicht abgewandt war, das mußte grade aus der beständigen Verfrühung des „roten Fleckes“ hervorgehn. Denn um eine Verspätung hätte es sich nur dann handeln können, wenn die Schleife anstatt uns zu- uns abgewandt gewesen wäre. Man kann sich das leicht veranschaulichen, wenn man auf einem Stück Papier eine grade Linie von West nach Ost zieht, diese alsdann in einem Bogen herabgehen läßt, den Bogen dann unten von Ost nach West zurück flach lang in sanfter Biegung weiterführt und schließlich in einer der ersten entsprechenden Biegung wieder nach oben zurück gehn läßt, wo man dann die Linie wieder in grader Führung in die ursprüngliche Richtung von West nach Ost einfügt. Man zeichne dann auf dieser Linie, die ganze Schleife entlang, die sie beschreibt, kleine Kreise, die Jupiter vorstellen sollen, und überzeuge sich, daß er alsdann allmählich vollständig seine eine Seite mit seiner andern vertauscht. Markiert man auf der Peripherie der kleinen Kreise mit einem Punkt den „roten Fleck“ und nimmt zugleich den Punkt als eine Zeit an, wo der „rote Fleck“ regelmäßig an derselben Stelle stehen muß, so wird man sehen, daß die Stelle sich mit dem Kreis in einer Weise verschiebt, die einer allmählich zunehmenden Verfrühung des Ein- und Austrittes des „roten Fleckes“ gleichkommt. (Es versteht sich, daß man bei allem auf dem Papier den Standort des Beschauers als unter der Schleife befindlich anzunehmen hat, und daß man den Punkt auf der Peripherie der kleinen Kreise, der den „roten Fleck“ vorstellen soll, auf der Seite der Kreischen anbringt, die dem als unter der Schleife befindlich angenommenen Beschauer zugewandt ist!)

Konstruiert man aber die Schleife nach oben, zeichnet die Kreischen ein und fixiert auf ihrer dem unten gedachten Beschauer zugewandten Peripherie den „roten Fleck“, so wird man wahrnehmen können, daß dieser seinen Ein- und Austritt allmählich bis auf 5 Stunden verspätet. (Es ist zu beachten, daß der Umlauf der Oberfläche Jupiters und also auch der des „roten Fleckes“ stets von Ost nach West sich vollzieht!)

*

Sehn wir jetzt aber zu, wie es mit der weitern Verfrühung des „roten Flecks“ vom stationären Punkt ab bestellt war.

Bind in Stock 185–188. = Picture ...

Ich muß zu dem Ende die oben mitgeteilte Tabelle noch bis Mitte Juni hinein vervollständigen, damit wir aus ihr die Differenz der fernern Verfrühung ersehn können.

Am 1./6.: Oestl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/29 Uhr Abds.
d. 2./6.: Oestl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/23 Uhr Nachts.
d. 3./6.: Oestl. Eintritt 1/26 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/211 Uhr Abds.
d. 4./6.: Oestl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/25 Uhr Morgens.
d. 5./6.: Oestl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/21 Uhr Nachts.
d. 6./6.: Oestl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/29 Uhr Abds.
d. 7./6.: Oestl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/23 Uhr Nachts.
d. 8./6.: Oestl. Eintritt 1/26 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/211 Uhr Abds.
d. 9./6.: Oestl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/25 Uhr Morgens.
d. 10./6.: Oestl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/21 Uhr Nachts.
d. 11./6.: Oestl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/2 9 Uhr Abds.
d. 12./6.: Oestl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/23 Uhr Nachts.
d. 13./6.: Oestl. Eintritt 1/26 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/211 Uhr Abds.
d. 14./6.: Oestl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. — Westl. Austritt 1/25 Uhr Morgens.
d. 15./6.: Oestl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. — Westl. Austritt 1/21 Uhr Nachts.
d. 16./6.: Oestl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. — Westl. Austritt 1/29 Uhr Abds.

Jetzt nun aber die Differenz! —

d. 1./6. — Nach Tabelle Austritt 1/29 Uhr. Also hätte 1/29 Uhr der „rote Fleck“ eben verschwunden sein, und die kürzere breitere Stelle des Streifens hinter ihm hätte noch vollständig zu sehn sein müssen. Statt dessen war auch sie längst verschwunden, selbst mit ihrem letzten schräg niedergehenden Ausläufer gegen die übrige gleichmäßig schmalere Strecke des Streifens herab. Das bedeutete eine Verfrühung von noch vollen zwei Stunden; daß noch keine weitere Zunahme der

Verfrühung wahrzunehmen war, erklärte sich daraus, daß Jupiter noch auf dem stationären Punkt stand.

d. 2./6. — Eintritt nach Tabelle 1/2 10 Uhr. Statt dessen war der „rote Fleck" schon 1/2 8 erschienen. In einer Weise, daß bereits einige Minuten über 2 Stunden Verfrühung festzustellen waren.

d. 3./6. — Hatte Jupiter 1/4 9 Uhr im Rohr. Nach Tabelle Austritt 1/2 11 Uhr Nachts. Stattdessen war der „rote Fleck" und der kürzere breite Teil des Streifens hinter ihm schon längst verschwunden. Verfrühung von gut 2 3/4 Stunden!

Wir nehmen also jetzt, wo Jupiter vom stationären Punkt sich zu entfernen angefangen hat, eine sehr auffallend starke Zunahme der Verfrühung wahr!

Daß Jupiter wieder in rechtläufiger Bewegung übergegangen war, ließ sich übrigens deutlich daraus erkennen, daß sein Abstand von Jungfrau η um ein paar Grad-Minuten zugenommen hatte.

d. 4./6. — Konnte Jupiter eines Gewitters wegen erst 1/2 10 Uhr ins Rohr bekommen. Eintritt nach Tabelle 1/2 12 Uhr Nachts. Statt dessen war der „rote Fleck" bereits um 10 Uhr bis in die Mitte der Scheibe gekommen! Das bedeutete eine Verfrühung von über 2 3/4 Stunden!

d. 5./6. — Hatte Jupiter zwischen 1/4 und 1/2 9 Uhr im Rohr. Austritt nach Tabelle 1/2 1 Uhr Nachts. Stattdessen stand der „rote Fleck" bereits zwischen 1/4 und 1/2 9 Uhr dicht am Westrand! Also schon fast 4 Stunden Verfrühung!

d. 6./6. — Hatte Jupiter 10 Minuten nach 8 Uhr im Rohr. Austritt nach Tabelle 1/2 9 Uhr Abends. Der „rote Fleck" hätte also erst halb um den Westrand herum sein müssen. Statt dessen war er schon längst verschwunden, und über die ganze Scheibe zeigte sich der gleichmäßig schmalere Teil des Streifens.

Nach der nunmehr in Kraft stehenden Berechnung mußte der „rote Fleck", da er schon fast 4 Stunden verschwunden sein mußte, ca. 10 Uhr wieder um den Ostrand herum zum Vorschein kommen. In der Tat war er 1/4 11 Uhr auch schon wieder ein kleines Stück um den Ostrand herum!

d. 8./6. — Bekam Jupiter erst kurz vor 10 Uhr ins Rohr. Nach Tabelle Austritt des „roten Fleckes" erst 1/2 11 Uhr. Statt dessen war er längst verschwunden, und über die ganze Scheibe zeigte sich der gleichmäßig schmalere Teil des Streifens. Nach jetzt in Kraft stehender Berechnung mußte der „rote Fleck" ungefähr 1/2 1 Uhr Nachts wieder um den Strand herum auftauchen. Leider wurde mir die Beobachtung, da Jupiter schon tief stand, von meinem Standort aus sehr schwer. Dennoch nahm ich

an den betreffenden Anzeichen war, daß der „rote Fleck“ wirklich 1/21 Uhr im Nahen war!

d. 9./6. — Hatte Jupiter 9 Uhr im Rohr. Eintritt nach Tabelle 1/212 Uhr Nachts. Statt dessen war der „rote Fleck“ bereits 9 Uhr vollständig um den Strand herum; mußte also schon 1/28 Uhr eingetreten sein.

d. 10./6. — Konnte Jupiter erst nach 10 Uhr ins Rohr bekommen. Austritt nach Tabelle 1/21 Uhr Nachts. Statt dessen über die ganze Scheibe weg bereits der gleichmäßig schmale Teil des Streifens, der anzeigte, daß der „rote Fleck“ schon längst um den Westrand herum verschwunden war.

d. 11./6. — Hatte Jupiter zwischen 1/2 und 3/4 9 Uhr im Rohr. Austritt nach Tabelle 1/29 Uhr. Ueber die ganze Scheibe hin der gleichmäßig schmalere Teil des Streifens. 1/210 Uhr aber erschien der „rote Fleck“ bereits wieder um den Ostrand herum! Also mußte der „rote Fleck“ anstatt 1/29 Uhr bereits 1/25 Uhr um den Westrand verschwunden sein. Da er auch über die hintere Scheibe 5 Stunden Weg hat und er genau 1/210 Uhr östlich wieder eintrat, so hatte er jetzt eine Verfrühung von vollen 5 Stunden erreicht!!

Die Schleife war also vollendet, Jupiter befand sich jetzt wieder in vollständig gradlinig rechtläufiger Bewegung von West nach Ost und hatte seine bisher uns zugewandte Seite vollständig gegen die ausgetauscht, die er uns bei seiner rechtläufigen Bewegung zuzukehren pflegt! —

*

Seither ist es bei dieser fünfstündigen Verfrühung des „roten Fleckes“ geblieben; ein Zeichen, daß Jupiter sich vollständig wieder in rechtläufiger Bewegung befindet. Am 18. Juni war Jupiter bereits 68', also über einen Grad, von Jungfrau η ab wieder gegen Jungfrau θ hin zurückgegangen. Es war offenbar, daß er nach dem stationären Punkt schneller wieder gegen θ genähert hatte. —

Ich denke, es läßt sich kein glänzenderer und hypothesenfrei exakterer Beweis dafür vorstellen, daß Jupiter tatsächlich seine Unregelmäßigkeit in Gestalt einer flachhingedehnten Schleife zu beschreiben pflegt, als den, den ich im Voraufgehenden bieten durfte! (Es bliebe einzig noch auszuprobieren, ob Jupiter nicht abwechselnd ein Jahr um das andere diese Schleife einmal in uns zugewandter Richtung, wie dies Jahr, und das andre Mal in uns abgewandter Richtung beschreibt? In diesem Falle würde sich das also durch eine vorschreitende Verspätung des Ein- und Austritts des „roten Fleckes“ kundtun.)

Damit ist aber die bisherige diesbezügliche, in allgemeiner Geltung stehende Hypothese der

Astronomie ein für allemal erledigt und weiterhin nicht mehr statthaft! Dagegen hat sich die Hypothese der altgriechischen Astronomen, wenigstens ihrem wesentlichsten Inhalt nach, glänzend bestätigt! Mögen die Alten sich ihren Epizykel immerhin auch anders vorgestellt haben, als solch eine langhin gedehnte, flache Schleife: nämlich als einen regelrechten, runden Kreis. —

*

Man braucht ja wohl kaum noch die Selbstverständlichkeit hinzuzufügen, daß es sich mit den Unregelmäßigkeiten der übrigen Planeten im wesentlichen genau so verhalten muß, wie mit der des Jupiter. Ich habe die diesbezüglichen Kalendernotizen der letzten Jahre nachgesehn und mich wieder wundern müssen, wie die Astronomie ihre so ganz hinfällige Hypothese so lange aufrecht erhalten konnte! Denn kaum hier und da rechtfertigte sie sich diesem Einblick in den Kalender in ganz entfernter Weise dadurch, daß die Erde zu einem Planeten in einer solchen Beziehung gestanden hätte, wie sie zur derartigen Erklärung seiner Unregelmäßigkeit von rechtswegen vonnöten wäre! In den überwiegend meisten Fällen differierte aber die hypothetische jeweilige Stellung der Erde im Tierkreis von den Zeiten der Unregelmäßigkeiten genau so auffallend, wie wir sahn, daß es bei der des Jupiter der Fall war.

Es wird sich jetzt nur noch die Frage erheben, welche Ursache den Schleifen, die die Planeten während ihrer Unregelmäßigkeiten beschreiben, zu Grunde liegt?

Was das anbetrifft, so wäre ich wohl bereits im Stande, darüber etwas mitzuteilen; ich möchte mir das aber für später vorbehalten, weil ich meine diesbezüglichen Beobachtungen noch nicht für hinreichend abgeschlossen halte. Ich hoffe, daß ich bis Ende dieses Jahres zu gesichertern Resultaten gelangt bin. Und alsdann gedenke ich mich auch darüber und zwar im ausführlicheren Umfang eines Buches zu äußern, das ich im Laufe des nächsten Jahres veröffentlichen werde.

Diese Frage nach der Ursache der Schleife, die die Planeten während ihrer Unregelmäßigkeiten beschreiben, ist übrigens vorderhand auch nebensächlich. Sicher wird ihre Beantwortung uns sehr überraschende Aufschlüsse über die wahre kosmische Tatsächlichkeit gebe: zur Feststellung der Tatsächlichkeit der Planeten-Schleifen selbst benötigen wir sie aber nicht einen Augenblick, und sie kann die Kraft des Beweises, den ich geboten habe, weder erst bekräftigen, noch auch könnte sie sie irgendwie verringern, wenn wir nicht imstande wären, sie zu leisten. Ueberdies müssen sich auch schon ohne alles weitere von der von uns festgemachten Tatsächlichkeit der Planetenschleifen aus die allerwichtigsten und sichersten Folgerungen ziehn lassen. —

*

In der Tat: wir haben es hier mit einer Tatsache von größter Wichtigkeit und Tragweite zu tun! —

Ja, es ist nicht zuviel gesagt: Die Tatsache dieser Planetenschleifen bereits macht die Kopernikanische Weltauffassung fürderhin unhaltbar! —

Denn wie wäre es wohl noch einen Augenblick denkbar, daß die Erde wirklich durch den Tierkreis gehn könnte, wenn im August dieses Jahres, wo sie in die Jungfrau eintreten, und also erst unter Jupiter weggehn müßte, kein Stillstand Jupiters stattfindet, sondern Jupiter schon längst wieder in direkter Richtung von West nach Ost geht?

Ich bin nun aber in der Lage, mitzuteilen, daß der Beweis aus der Schleife des Jupiter durchaus nicht mein einziger, wichtigster, bester, ausschlaggebendster dafür ist, daß der heliozentrische Standpunkt nicht zu Recht bestehn kann! Ich habe für diesen einen bereits ein Dutzend Beweise zur Verfügung, und zwar nicht minder unmittelbar überzeugende und sichere, daß nicht die Sonne Mittelpunkt des Planetensystems ist, sondern die Erde; und daß die Erde nicht nur Zentrale des Planetensystems, sondern daß sie überhaupt die kosmische Zentrale ist! —

Dann aber bleibt, um dies hier wenigstens noch in aller Kürze anzudeuten, nur übrig, daß die Erde an ein nnd derselben Stelle sich um sich selbst bewegt; und zwar in der zentralpolar bestimmten Richtung von West nach Ost, während alle übrigen Himmelskörper, alle, sich, und zwar in kreisförmigen Bahnen, die sich mehr oder weniger der Elipse nähern — mit alleiniger Ausnahme der Kometen und Sternschnuppenschwärme — um uns herum bewegen. Und zwar ohne Achsenrotation, in ihren, bezw. mit ihren Sphären um uns herum gleitend, aber nicht, wie die noch herrschende Ansicht ist, rotierend, rollend! —

Aber davon hier nur so viel. — Alles nähere werde ich in dem oben erwähnten, ausführlichern Buche mitteilen, das sich „Kosmos nnd kosmischer Umlauf" betiteln und im Laufe des nächsten Jahres, ich hoffe gegen Weihnachten, erscheinen wird. —

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

E i n l e i t u n g

In diesem Jahre gibt es gewiß eine reiche Beerenernte, — Preißelbeeren, Krähenbeeren, Multebeeren. Freilich, von Beeren kann man nicht leben. Aber es ist traulich, wenn sie draußen stehn und einen anlächeln. Und oft ist man auch froh darum, und sie erquicken einen, wenn man hungrig und durstig ist.

Darüber hab ich gestern abend nachgedacht.

Bis die Spätherbstbeeren reif sind, dauert es immerhin noch zwei bis drei Monate, das weiß ich wohl. Aber es gibt auch noch andre Freuden in Wald und Feld als nur Beeren. Im Frühling und im Sommer sind diese Beeren lauter Blüten, und außerdem gibt es blaue Glockenblumen und roten Hornklee, tiefe, windstille Wälder, dunkle Bäume, von denen ein seltsamer Duft strömt, und — Schweigen. Wie ein fernes Wasserrauschen geht es durch die hohen Wipfel, es gibt keinen andern gezognen Ton, der so an Zeit und Ewigkeit gemahnte wie dieser. Und wenn eine Drossel schlägt, mit einer Stimme, die weiß Gott wie hoch hinaufkommt, und wenn sie dann grade auf dem höchsten Punkt angekommen ist, gleichsam einen rechten Winkel macht, dann ist das eine Linie, so rein und so klar wie mit dem Diamant geritzt; und dann singt die Drossel wieder abwärts, weich, wonnig.

An den Ufern ist auch Leben; da hüpfen Lummen, Krähen und Seeschwalben. Die Bachstelze ist auch da — in kleinen Sätzen und mit dem Schwanze wippend, zierlich und mit spitzigem Schnabel sucht sie sich ihr Futter, und dann fliegt sie auf eine Tanne und singt auch. Aber wenn

die Sonne untergegangen ist, dann läßt vielleicht von einem entlegnen Bergbach her eine Summe ihre melancholischen Hurrarufe ertönen. Sie ist die letzte. Jetzt ist nur noch die Grasmücke übrig. Ueber die ist nichts zu sagen, sie ist gar zu winzig klein, das reine Garnichts, ihr Gezirpe klingt, als ob man Harz aneinander riebe.

Solche und ähnliche Gedanken lasse ich an mir vorüberziehn, ja, ich denke, daß auch der Sommer seine Freuden für den Wandrer besitze, und ich also keinen Grund hätte, auf den Herbst zu warten.

Aber jetzt denke ich auch daran, daß ich nun hier über alle die stillen Dinge ruhige Worte schreibe, — wie wenn ich später durchaus keine leidenschaftlichen und gefährlichen Ereignisse zu verzeichnen hätte. Aber das ist nur ein Kniff, den ich von einem Mann auf der südlichen Halbkugel gelernt habe, einem Mexikaner, namens Rough. Er hatte einen ungeheuern Hut, an dessen Rand ringsum Messingpailletten bimmelten, so daß ich mich schon darum an ihn erinnern würde. In erster Linie aber muß ich an ihn denken, weil er so seelenruhig von seinem ersten Mord erzählte. „Einmal war meine Liebste ein Mädchen, namens Marie," erzählte Rough mit seinem resignierten Ausdruck. „Ja, sie war damals erst sechzehn, und ich war neunzehn. Sie hatte furchtbar kleine Hände; wenn sie mir für etwas dankte oder mich begrüßte, so hatte man nichts als ein paar dünne Finger in der Hand; so war sie. Eines Abends nahm der Herr sie mit vom Feld heim; sie sollte etwas für ihn nähn. So ging es ein paar Wochen fort, dann hörte es auf. Sieben Monate nachher starb Marie; sie wurde in die Erde versenkt, und ihre kleinen Hände wurden auch begraben. Ich aber ging zu ihrem Bruder Inez und sagte: ‚Morgen früh um sechs Uhr reitet der Herr in die Stadt, und da ist er allein.' — ‚Ich weiß,' erwiderte er. — ‚Du könntest mir deine kleine Flinte leihn, ich will ihn morgen damit erschießen,' sagte ich. — ‚Nein, ich brauche sie selbst,' entgegnete er. — Dann redeten wir eine Weile von andern Sachen, von der Ernte und von dem großen neuen Brunnen, den wir gegraben hatten; aber als ich wegging, griff ich nach seiner Flinte und nahm sie mit. Im Walde kam dann Inez dicht hinter mir her und rief, ich solle auf ihn warten. Wir setzten uns auf den Rain und sprachen noch über allerlei; aber nach einer Weile riß mir Inez die Flinte weg und ging wieder heim. Am nächsten Morgen war ich zeitig am Gatter, um meinen Herrn durchzulassen, und Inez war auch im Gebüsch. Da sagte ich zu ihm: ‚Geh ein Stück voraus, damit wir nicht zwei gegen einen sind, der allein ist.' — ‚Er hat Pistolen im Gürtel, aber was hast

du?' fragte Inez. — ‚Nein, ich habe nichts,' antwortete ich, ‚aber ich habe ein Senkblei in der Hand, das macht kein Geräusch.' — Inez wollte das Lot sehn und überlegte einen Augenblick; dann nickte er und wandte sich heimwärts.

Jetzt kam der Herr dahergeritten; er war sehr alt und grau, mindestens sechzig Jahre. ‚Auf mit dem Gatter!' befahl er. Aber ich machte das Gatter nicht auf. Ob er wohl meinte, ich wäre verrückt geworden? Er schlug mit der Peitsche nach mir, aber ich kümmerte mich nicht darum; er mußte absteigen, um den Schlagbaum selbst zu öffnen. Da versetzte ich ihm den ersten Schlag; der traf ihn dicht am Auge und machte ein tiefes Loch. ‚Au!' rief er und taumelte und fiel zu Boden. Ich sagte ein paar Worte zu ihm, aber er verstand sie nicht mehr; auf den zweiten Schlag war er tot. Er hatte viel Geld in der Tasche; ich nahm etwas davon zur Wegzehrung mit; dann setzte ich mich auf sein Pferd und ritt davon. Inez stand vor seiner Tür, als ich bei ihm vorüberkam. ‚Du brauchst nur drei und einen halben Tag bis zur Grenze,' sagte er."

Genau so hatte Rough die Begebenheit erzählt, und als er damit zu Ende war, noch eine Weile ruhig vor sich hingeschaut.

Nun, ich habe von keinem Mord zu berichten, aber von Freuden, von Leiden und von Liebe. Und die Liebe ist eben so leidenschaftlich und gefährlich wie ein Mord.

Es ist jetzt grün in allen Wäldern, dachte ich heute morgen beim Aufstehn. Sieh, der Schnee schmilzt auf den Bergen, überall in den Ställen wird das Vieh unruhig und will hinaus, und in den Wohnungen der Menschen stehn die Fenster sperrangelweit offen. Ich knöpfe mein Hemd auf und lasse mir den Wind auf die Brust wehn, und da gärt und blüht es in mir, daß ich mich einen Augenblick um viele Jahre zurückversetzt fühle in die Zeit, wo ich noch stürmischer war als jetzt. Vielleicht, denke ich, gibt es ostwärts oder westwärts einen Wald, wo ein Alter es ebensogut hat wie ein Junger; dahin gehe ich!

* * *

Regen und Sonne und Wind wechseln, ich bin schon viele Tage lang gewandert; es ist noch zu kalt, um im Freien zu übernachten, aber ich finde ohne Schwierigkeit Unterkunft auf den Höfen. Ein Mann wundert sich, daß ich ohne Ziel und Zweck nur so dahinwandre: ich sei wohl ein verkleideter Mensch, der nur merkwürdig sein wolle, grade wie Wergeland. Der Mann kennt meine Pläne nicht, weiß nicht, daß ich bekannte Orte

aufsuchen will, wo Menschen sind, die ich wiedersehn möchte. Aber er hat einen guten Verstand; ich nicke ihm unwillkürlich zu, zum Zeichen, daß es mit seinen Worten seine Richtigkeit habe. Etwas von Kommödiantennatur hat jeder Mensch in sich. Man fühlt sich geschmeichelt, wenn man für mehr gehalten wird, als man ist. Aber jetzt kommen seine Frau und seine Tochter dazu, und sie unterbrechen uns mit ihrem gewöhnlichen gutmütigen Gerede. „Er hat ja nicht gebettelt und für sein Abendbrot bezahlt," sagen sie. Da werde ich feig und schlau, ich schweige zu dem, was sie sagen, und lasse auch den Mann ruhig wiederholen, ich sei wohl mehr, als ich scheinen wolle, und schweige nur. Und wir drei Gemütsmenschen überwinden den Verstand des Mannes; er muß erklären, er hätte ja nur gescherzt, wir verstünden doch wohl einen Scherz. Ich blieb eine Nacht und einen Tag auf dem Hofe, putzte meine Schuhe ungewöhnlich schön und wechselte meine Wäsche.

Da wird der Mann wieder mißtrauisch. — „Wenn du jetzt fortgehst, gibst du wohl meiner Tochter ein besonders großes Trinkgeld," sagte er. — Ich tat, als sei ich keineswegs überrascht, und erwiderte lachend: „So, tu ich das?" — „O ja," versetzte er, „und nachher denken wir dann, du müßtest eine sehr hochstehende Person gewesen sein."

Ach, wie widerwärtig kam er mir vor! Ich tat das einzige, was ich tun konnte: ich überhörte seine Sticheleien und bat um Arbeit. Es gefalle mir gut hier, sagte ich, und er könne mich jetzt in der strengen Arbeitszeit gebrauchen; er dürfe mich auch hinstellen, wo er wolle. „Es wäre mir am liebsten, du trolltest dich," erwiderte er, „denn du bist ein Narr."

Unverkennbar war ich ihm jetzt ein Dorn im Auge, und im Augenblick war keine von den Frauenspersonen des Hofes bei der Hand, mir zu helfen. Ich sah ihn an und konnte sein Auftreten gar nicht verstehn. Sein Blick war durchdringend, und mich däuchte, ich hätte noch bei keinem Menschen so kluge Augen gesehn. Aber er übertrieb in seiner Bosheit und führte sich selbst auf Abwege. „Was soll ich den Leuten sagen, wie du heißt?" fragte er. — „Du brauchst gar nichts zu sagen," erwiderte ich. — „Einen wandernden Eilert Sundt?" rief er. Ich ging auf den Scherz ein und sagte: „Ja, meinethalben!" Aber als der Mann eine Antwort bekam, brachte ihn das auf; er wurde immer zungenfertiger und rief: „Dann tut mir Frau Sundt herzlich leid." — „Du irrst dich, ich habe keine Frau," erwiderte ich achselzuckend und wollte gehn. Aber mit wahr-

haft unnatürlicher Schlagfertigkeit rief er mir nach: „Du selbst irrst Dich: ich meinte deine Mutter, die dich in die Welt gesetzt hat!"

Drunten auf dem Wege wandte ich mich um und sah, daß der Mann von Frau und Tochter hineingeholt wurde. Und ich dachte in meinem Herzen: „Nein, man geht nicht nur auf Rosen, wenn man wandert."

Auf dem Nachbarhof hörte ich, daß der Mann früher Fourier gewesen und wegen eines Gerichtsprozesses, den er verloren hatte, eine Zeitlang in einer Irrenanstalt gewesen war. Jetzt zur Frühjahrszeit breche seine Krankheit wieder aus, und mein Kommen sei vielleicht der letzte Tropfen gewesen, der den Becher zum Ueberfließen gebracht habe. Aber mein Gott, in dem Augenblick, wo der Irrsinn über ihm zusammenschlug, hatte er ja förmlich gefunkelt vor lauter Witz! Ich muß ab und zu an ihn denken. Der Mann hat mir eine Lehre gegeben: es ist schwierig, herauszufinden, welche Menschen verrückt und welche bei gesundem Verstand sind. Gott helfe uns allen dazu, daß wir durchschaut werden!

An demselben Tag kam ich an einem Hause vorüber, wo ein junger Mensch auf der Türschwelle saß und Mundharmonika spielte. Er war grade kein großer Musiker, aber wahrscheinlich eine frohe Seele, weil er sich selbst etwas vorspielte. Um ihn nicht zu stören, lüftete ich nur die Mütze und blieb ein Stückchen von ihm entfernt stehn. Er nahm keine Notiz von mir, sondern wischte nur das Mundstück ab, setzte es wieder an die Lippen und spielte weiter. Es dauerte sehr lange, und als er das Mundstück wieder einmal abwischte, benützte ich die Gelegenheit, um zu husten. „Bist du es, Ingeborg?" fragte er. Ich glaubte, er spreche mit einer Frauensperson hinter sich im Hause, deshalb gab ich keine Antwort. „Du, der da steht," sagte er dann. — „Ich?" fragte ich verwirrt. „Kannst du mich denn nicht sehn?" Darauf erwiderte er nichts. Er machte ein paar tastende Bewegungen um sich her, als wolle er aufstehn, und nun erriet ich, daß er blind war. „Bleib ruhig sitzen, du brauchst nicht zu erschrecken," sagte ich und setzte mich neben ihn auf die Schwelle.

Wir plauderten ein wenig. Er stand im achtzehnten Jahre und war mit vierzehn blind geworden. Groß und stark war er, seine ganze untre Gesichtshälfte war von dem hervorsprossenden Bart mit Flaum bedeckt. Ja, Gott sei Dank, er sei gesund, sagte er. — Aber die Sehkraft, fragte ich; er werde sich doch wohl erinnern können, wie die Welt aussehe? — O ja, er habe viele hübsche Erinnerungen von der Zeit, wo er noch gesehn hätte. — Im ganzen genommen sei er zufrieden und glücklich. Im Frühjahr solle er zum Professor nach Christiania, um operiert zu werden; dann

werde er vielleicht wenigstens von seinem Augenlicht so viel wieder erhalten, er allein ausgehn könne; aber das werde schon noch eine Weile dauern. — Mit dem Verstand war es nicht weit her bei ihm; er sah aus, als ob er sehr viel äße; denn er war dick und tierisch kräftig, und es war mir, als habe er fast etwas Ungesundes, etwas Idiotisches an sich; diese Ergebung in sein Schicksal war zu töricht. Bei solcher Hoffnungsfreudigkeit muß man Dummheit voraussetzen, dachte ich; es gehört ein gewisser Grad geistiger Minderwertigkeit dazu, beständig mit dem Leben zufrieden zu sein und überdies etwas Neues und Gutes von ihm zu erwarten.

Aber ich war jetzt dazu aufgelegt, aus allem etwas lernen zu wollen; selbst dieser arme Tropf da auf seiner Türschwelle machte mich über eine einzelne Kleinigkeit klüger. Wie hatte er mich nur mit dem Frauenzimmer, der Ingeborg, wie er sie genannt hatte, verwechseln können? Ich mußte also zu leise dahergekommen sein, hatte vergessen, wie ein Gaul aufzutreten; meine Schuhe waren zu leicht. Alle die Feinheiten, an die ich mich in langen Jahren gewöhnt hatte, haben mich verdorben, und ich muß mich erst wieder zum Bauern hinstudieren.

* * *

Jetzt lag das Ziel, das ich mir in meiner Neugierde gesteckt hatte, nur noch drei Tagereisen von mir entfernt, nämlich „Ovrebö", wo Kapitän Falkenaergs wohnen. Es war günstig für mich, wenn ich jetzt grade hinkäme und nach Arbeit fragte; auf so einem großen Hofe dauert die Frühjahrsarbeit sehr lange. Sechs Jahre war es her, seit ich zuletzt dort gewesen; die Zeit war vergangen, und ich hatte mir seit mehren Wochen den Bart wachsen lassen. Erkennen würde mich also wohl niemand.

Es war jetzt mitten in der Woche, ich wollte aber erst am Samstag Abend ankommen. Dann würde der Kapitän sagen, ich solle vorläufig über den Sonntag dableiben, er werde sich mein Gesuch überlegen und mir dann am Montag eine definitive Antwort geben.

Merkwürdigerweise fühlte ich ganz und gar keine Erregung bei dem Gedanken daran, was mir bevorstand. Nein, keinerlei Unruhe; ich wanderte ganz langsam und gemächlich an Gehöften, Wäldern und Wiesen vorbei und dachte in meinem Herzen: Auf diesem selben Ovrebö habe ich doch einmal einige inhaltsreiche Wochen verlebt; ja ich bin sogar in die Hausfrau, Frau Luise, verliebt gewesen. Jawohl war ich das? Sie hatte blondes Haar und dunkelgraue Augen und sah aus wie ein junges

Mädchen. Das ist nun sechs Jahre her; ach, wie lang ist das! Ob sie sich da wohl sehr verändert hat? An mir hat diese Zeit gezehrt, ich bin dumm und verwittert geworden und betrachte die Frauen jetzt nur noch wie etwa die Literatur, — das ist das Ende vom Liede. Ach was, irgend ein Ende muß ja alles nehmen! Im Anfang dieses Zustandes hatte ich das Gefühl, als hätte ich etwas verloren; es war, als sei ich von einem Taschendieb überlistet worden. Dann überlegte ich mir, ob ich mich nun auch ferner noch ausstehn, mich wirklich noch ertragen könnte? O ja! Es war zwar nicht mehr wie früher, doch das Ganze verlief nun lautlos, aber friedlich und sicher. Irgendein Ende muß ja alles nehmen.

Im vorgeschrittnen Alter steht man nicht mehr mitten drin im Leben, man hält sich nur durch die Erinnerungen aufrecht. Wir sind wie Briefe, die abgeschickt worden sind; nur befinden wir uns nicht mehr unterwegs, wir sind angekommen. Und dann haben wir mit unserm Inhalt entweder Freude und Sorge aufgewirbelt, oder wir haben gar keinen Eindruck hinterlassen. O, ich sage Dank für mein Leben, es war ein muntres Leben!

Die Frau aber, sie ist so, wie alle Weisen sie von jeher geschildert haben: unendlich arm an Begabung, aber unendlich reich an Gewissenlosigkeit, an Eitelkeit, an Leichtsinn. Sie hat viel vom Kinde, aber nichts von dessen Unschuld.

* * *

Ich stehe am Wegzeiger, wo der Weg nach Oevrebö abbiegt. Ich fühle mich nicht erregt. Voll und hell liegt der Tag über den Fluren und Wäldern, da und dort wird auf den Aeckern mit Egge und Pflug gearbeitet; aber Menschen und Tiere scheinen fast still zu stehn, so langsam geht es vorwärts; die Ermattung und die Hitze des Mittags machen sich geltend. Ich geh an dem Wegzeiger vorüber, um die Zeit noch etwas in die Länge zu ziehn, ehe ich auf den Hof komme. Nach einer Stunde bin ich am Walde und wandre da noch eine Weile umher, wo die Beeren blühn und zarter Duft von jungem Grün mir entgegenschlägt. Droben am Himmel jagen eine Menge Drosseln hinter einer Krähe her. Sie vollführen einen mächtigen Spektakel; es klingt fast wie das Geklapper von schlechten Kastagnetten; ich lege mich auf den Rücken, und, meinen Sack unter dem Kopf, schlafe ich ein.

Nach einer Weile erwache ich wieder und begebe mich nun zu dem nächsten Pflüger hin. Ich will ihn ein wenig über Falkenbergs ausforschen; ob sie noch lebten, ob es ihnen gut ginge. Der Mann, den ich frage, gibt mir vorsichtige Antworten; verschlagen blinzelt er mich an und sagt: „Es kommt darauf an, ob der Kapitän daheim ist." — „Ist er öfter auswärts?" — „O nein, er wird wohl daheim sein." — „Ist er mit den Frühjahrsarbeiten schon fertig?" — Der Mann lächelt: „Ach nein, fertig wird er wohl noch nicht sein." — „Hat er genug Leute?" — „Das weiß ich nicht, ja, das hat er doch wohl, und die Frühjahrsarbeit ist auch getan, jedenfalls ist der Dung schon ausgeführt worden. Jawohl."

Dann treibt der Mann mit einem Schnalzen die Pferde an und pflügt weiter; ich geh noch eine Weile hinter ihm her, aber es ist nicht viel aus ihm herauszubekommen. Als die Pferde das nächste Mal anhalten, um sich zu verpusten, entlocke ich dem Manne noch einige widersprechende Bemerkungen über die Leute auf Oevrebö. Der Kapitän müsse ja den Sommer über auf Moen sein, und während dieser Zeit sei die Frau allein. Ja, es sei immer sehr viel Besuch da, das verstehe sich von selbst, aber der Kapitän sei abwesend. Nicht aus einem besondern Grund, er wäre sicher am liebsten daheim, aber er müsse ja auch auf Moen sein. Nein, sie hätten keine Kinder, und es sehe nicht darnach aus, als bekäme sie eins. „Ei was," sag ich, „sie kann noch viele Kinder bekommen, mehr sogar, als ihr lieb wäre. Na, hallo, Gaul!"

Wir pflügen weiter und lassen die Pferde wieder verschnaufen. Ich möchte nicht gern zu ungelegner Zeit nach Oevrebö kommen und frage deshalb den Mann, ob er glaube, daß es heute Gesellschaft und Logierbesuch auf Oevrebö gäbe? — Nein, das glaube er nicht. Gesellschaft, ja das könnte doch wohl sein. Und Musik und Spiel und Gäste, — das träfe man dort jederzeit.

Fortsetzung im nächsten Heft

Aphorismen

Die guten Menschen pflegen der Welt näher zu stehn als die besten.

*

Die Lebenskraft eines Zeitalters liegt nicht in seiner Ernte, sondern in in seiner Aussaat.

*

Wenn ich einen leidenschaftlichen Greis sehe, muß ich an Gewitter im Winter denken.

*

Je wissenschaftlicher eine Schrift ist, desto mehr Fragezeichen enthält sie.

*

Der Ueberkultur gilt es für Unkultur, die Wahrheit zu sagen!

*

Die Faseleien von der neuen Religion, die aus der modernen Weltanschauung hervorgehn soll, kommen mir vor wie die Versprechungen der Alchymisten, Gold zu fabrizieren.

*

Esau und Jakob können wohl zueinander kommen, aber nicht bei einander bleiben.

*

Ein unerfahrener Greis und ein erfahrenes Kind — traurig ist Beides.

*

Kleider machen Leute, nicht Menschen.

*

In manchem heutigen Tempel geht es umgekehrt zu wie in Athen: Dort war das Theater ein Heiligtum — hier ist das Heiligtum ein Theater.

*

Die Ueberkultur fängt da an, wo die Form das Ausschlaggebende und der Inhalt Nebensache wird.

*

Aphorismen

Die allzu gedankenschwere Dichtung gleicht dem bärtigen Weibe.

*

Unterdrückung macht zuerst aus Helden Feiglinge, alsdann aus Feiglingen Helden.

*

Religion entsteht eben so wenig auf Kommando wie Kunst!

*

Gute Aphorismen sind Phosphorismen.

*

Friedrich Delitzsch will die Sünden der Enkel an den Großvätern rächen.

*

Wenn gewisse Leute von ihren Gefühlen sprechen, hat man den Eindruck, wie wenn sie von einem fernen, fremden Land erzählen. Nie sind sie dort gewesen; sie haben nur eine Reisebeschreibung gelesen.

*

Jeder weiß, daß es bei andauernd heiterm Himmel keine Ernte gibt.

*

Wer nie allein ist, muß oberflächlich werden.

*

Nie hat sich auf dem Fundament der Ueberlistung ein Bau erhoben, der den Stürmen der Zeit zu trotzen vermochte.

*

Der Witz ist ein Sohn des Alterns.

*

Es ist vielfach eine unlösbare Aufgabe, beim Weibe Verstellung von Gefühl zu unterscheiden.

*

Die größten Männer bleiben es selbst für ihre Kammerdiener.

*

An die Beredsamkeit des Schweigens reicht die gewaltigste Rede nicht heran.

*

Und wenn du auch auf dem Gaurisankar stündest — wärest du der Sonne dann nennenswert näher?

E. Kalischer.

Hermann Kienzl
Benjamin Constant

Sola Constans Inconstantia

Im Pantheon, in Frankreichs Ruhmeshalle, ruhen seine Gebeine. Mit solcher Volkshuldigung wie er ward nie ein König zu Grabe getragen. Als er, bald nach dem Einzuge Louis-Philipps, am 8. Dezember 1830, starb, ehrten ihn das Alter und die Jugend als den Vorkämpfer der Konstitution und der Rechte eines freien Volkes. Dann sank er, wie eine Größe des vergangenen Tages, wie ein toter Parlamentarier und Journalist, rasch in Vergessenheit. Nur die Gelehrten bliesen noch hier und da den Staub von seinem Vierbänder „Cours de politique constitutionelle" und von seinen Broschüren und Streitschriften, die in den Jahren des Direktoriums, des Konsulats, des napoleonischen Kaiserreichs und der bourbonischen Restauration mit blitzendem Degen die Geister geführt hatten. Die Bibliothekare hielten seine wissenschaftlichen Werke und seinen Roman in Evidenz. Und die Literaten wußten: Benjamin Constant, das war nach Voltaires Tod der „premier esprit du monde". So hatte ihn die große Staël genannt. Und Benjamin Constant — das lebte im Gedächtnis fort — war unter allen, die das Herz der Staël in den heißen Strahlenkranz gezogen, der Geliebteste dieser unvergleichlichen Frau. Er war ihr würdiger Geistesgenosse und zugleich ihr geistiges Geschöpf; war ihr Ritter in der Verbannung, ihr Reisebegleiter bei Goethe in Weimar; er hat nicht nur, wie die andern am Liebeshofe zu Coppet, ihren Leib und ihre Glut, hat auch ihre ganze Seele besessen. Und hat sie belogen und betrogen. Hat ihr ein Jahr lang verheimlicht, daß er, ihr vertrautester Gast, mit einer andern Frau den Ehering getauscht. So lebte Constant eine Zeit lang in der Nachwelt fast nur im Lichte des fremden hellen Sterns. Die Strahlen fielen schräg auf ihn.

Dann kam Frankreichs Literatur-Papst Sainte-Beuve, rüttelte Constant ins Leben und schlug ihn nochmals tot. An die Chronik der

Tatsachen, die so viel Wiedersprüche, Inkonsequenzen, Unaufrichtigkeiten und Schwächen des glänzend begabten Mannes zu verbürgen schien, knüpfte Sainte-Beuve die Urteile der Dritten und Vierten, der Verletzten und Gekränkten. Der Schlüssel zu Constants Innenleben wurde kaum gesucht. Auch wußte man zur Zeit noch nichts von den Geständnissen, die der vielverkannte Mann mit schonungsloser Selbstbeobachtung seinen intimen Briefen und Tagebuchblättern („Journal intime", „Cahier rouge") anvertraut hatte. Wenn man diese wahrhaft menschlichen Dokumente aber auch gekannt hätte: dem Zeitgeist fehlte der Sinn für problematische Naturen.

Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeitigte ein wachsendes Interesse an der Memoiren-Literatur, an den Briefwechseln und Tagebüchern intressanter Menschen. Diese literarische Erscheinung stand im innigsten Zusammenhang mit der neuen psychologischen und problematischen Dichtung und mit der Wandlung der Kritik.

Das weitausgebreitete Material zu einem Innenbau der Constantschen Persönlichkeit hat nun ein deutscher Schriftsteller umfassend, einheitlich, voll Liebe und Verständnis, organisch verschmolzen: Josef Ettlinger in dem lebendigen Buche „Benjamin Constant — der Roman eines Lebens" (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin). Der moderne deutsche Literat säuberte das Andenken Constants von dem Schutt der Pauschal- und Vorurteile; und Ettlingers Werk ist ein später Widerhall der intellektuellen Neigung, die den Zeitgenossen Napoleons, den ersten Kosmopoliten, den ersten bewußten Europäer Frankreichs, mit dem Deutschland Goethes und der Philosophen verbunden hat. Ein Wort Ludwig Börnes lautet: „Constant hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz."

Das Constant-Werk Sainte-Beuves und das Ettlingers neben einander gehalten, was ergibt sich? Nicht bloß Rückständigkeit und Fortschritt der positiven Forschung, nicht bloß ein Gegensatz persönlicher Überzeugungen. Beide Bücher ankern im ethischen und aesthetischen Geist ihrer Zeiten. Für die moralisierende Kritik und Literatur der alten Schule gab es nur Weiß oder Schwarz, Gut oder Böse. Sie liebte (man denke auch an das bürgerliche Rührstück!) die Wohlausgeglichenen; brave Biedermänner, die weder helles Licht, noch tiefen Schatten hatten, die nicht in blutigen Nöten mit ihrem Gotte rangen, bis daß er sie segnete oder zerschmetterte. Sie verherrlichte die Helden und Heroen mit robustem Gewissen und Schiffstauen statt fühlsamer

Nerven. Die liebe „Tugend“ war das blanke Stichwort, und ihr Gegenpart war das schwarze Laster. Ettlinger sagt am Ende seines Buches: „Ein edles und seltnes Material ward in Benjamin Constants Persönlichkeit von ungünstigen Schicksalsmächten an der harmonischen Entfaltung verhindert, und so blieb er letzten Endes eine am Leben leidende Halbnatur . . . ., aber eben darum eine des Studierens werte, ebenso differenzierte wie anziehende Persönlichkeit besonders für unsre Zeit, die sich der Heldenverehrung mehr und mehr entwöhnt hat, und grade dem irrenden, strauchelnden, mit sich selber kämpfenden Menschen das größte Maß von Anteilnahme zu schenken geneigt ist.“

Benjamin Constant ist ein künstlerisches Objekt. Nur von einem künstlerischen Menschen konnte sein an Widersprüchen reiches Wesen, sein an bedeutungsvollem Inhalt schweres und doch haltloses Leben wahrhaft nachempfunden und dargestellt werden. Den andern blieb sein heimliches Gesicht, dieses Antlitz mit tiefen Leidenszügen, verhüllt; sie nannten den Zwiespalt, die Zerrissenheit seines Herzens Perfidie. Er war ein Impressionist, der mit jeder neuen Begeisterung die Enttäuschung empfing; ein Friedloser, der sich sehnte, treu zu sein, und der nicht treu sein konnte; einer, der an den Marterpfahl seines Gewissens, der Unentschlossenheit und des Mitleids gebunden blieb.

Constants Persönlichkeit ist uns heute wichtiger, als seine Werke, von denen allerdings der Roman „Adolphe“ der französischen Weltliteratur angehört. Ein starker schöpferischer Künstler war Constant nicht. Als er seinen „Adolphe“ in fünfzehn Tagen niederzuschreiben begann, sagte er: „Je vais commencer un roman, qui sera mon histoire“. Seine Gestaltungskraft reichte, wie die aller Halbpoeten, über das Autobiographische (im freiesten Sinn) nicht hinaus. Doch war sein schriftstellerisches Wirken umfangreich. Die historischen Bücher Constants und besonders seine politischen Broschüren sind Meisterstücke des logischen Aufbaus, des stilistischen Facettenschliffs. Dennoch war ihnen ein journalistisches Schicksal beschieden: als Mahlkörner zerrieben zu werden und das Mehl zu mehren, aus dem die Zukunft ihr Brot backt. Was verlieh dem „Adolphe“ einen dauerhaften Wert? Nicht die Macht der Phantasie. Gewiß, Constant hat als der erste den psychologisch-problematischen Roman eines Halbschlächtigen geschrieben; er hat — lange vor Balzac — die leidenschaftliche Herbstliebe der verblühenden Frau und — lange vor Ibsen — die Lebenslüge als tragisches Motiv behandelt. Diese literarischen Verdienste aber lagen nicht in der Bahn

des gestaltenden Findens, seine Dichtung war ein lyrisches Gestehen.

Josef Ettlinger, dem wir schon seit Jahren eine musterhafte Übersetzung des „Adolphe" danken, ist durch Constants Roman zu dem „Roman eines Lebens" geführt worden. So nennt er sein Werk über Benjamin Constant nnd trifft mit dem knappen Wort den wahren Charakter dieses Lebensschicksals.

In seinen Liebesbeziehungen, die immer wieder sein Dasein bis zu den Wurzeln erschüttern, die sein Denken und Handeln (auch in der politischen Öffentlichkeit) bestimmen, zeigt Constants Psyche ihren fast pathologischen Zustand. Er ist einer jener Halben, die des Weibes bedürfen, um sich zu behaupten, und die am Weibe kranken; er ist eine jener vom Weibe abhängigen und gegen das Weib sich wehrenden Künstlernaturen, die man feminin zu nennen pflegt, obwohl ihnen gegenüber Femina das weit stärkere Geschlecht ist. Ein skeptischer Don Juan, wird Constant von Liebe zu Liebe getrieben, und der glückliche Gewinn verwandelt sich in seinem Innern zum schmerzlichen Verlust. Er besitzt nicht die gesunde Leidenschaft; hat nur eine brennende Sehnsucht der Phantasie, die kein Erreichen stillt. Bezeichnend ist, daß er sich als Student in Erlangen eine Maitresse en titre hält, die er nicht berührt. So sehr fürchtet er die Ernüchterung. Er trägt in der Liebe, ohne ein Herkules zu sein, das vergiftete Nessushemd der Omphale.

Den Verfasser des Lebensromans leitete auch in den Liebes-Kapiteln das Bestreben, eine Apologie seines „Helden" zu vermeiden. Trotzdem hat Ettlinger bei der Darstellung des Verhältnisses zwischen Constant und Frau von Staël die wilden Ausbrüche der genialen Frau — wie sie, Schaum auf den Lippen, um den treulosen Geliebten rast — ein wenig einseitig hervorgehoben, ohne völlig ihrer Flut von Sonnenschein gerecht zu werden. Die immer noch maßvolle Parteinahme erklärt sich übrigens aus dem gegenteiligen Verfahren der andern — so auch der Lady Blennerhassett in ihrem großen Staël-Werke. Es fehlt mir in Ettlingers Monographie u. a. der Brief, den die Staël im Jahre 1813, vier Jahre nach dem Bruche, an Constant richtete.

Benjamin Constant war zwischen zwei Zeiten gestellt. Seinem Nachdichter erwuchs die Aufgabe, den Abschnitt der Weltgeschichte, der von der großen französischen Revolution bis zur Julirevolution reicht, knapp und scharf zu prägen. Constant stand oft nahe dem Brennpunkte der Ereignisse und war hier und da einer der Motoren. Das historische Wandelbiorama Ettlingers ist keine bloße Folie. —

Die Familie des Demokraten Bejamin Constant de Rebecque war hugenottischer Adel, nach der Schweiz ausgewandert. Als Benjamin am 25. Oktober 1767 zu Lausanne geboren wurde, starb seine zarte Mutter im Wochenbett. Zum Vater trat der Sohn nie in vertrauliche Beziehungen, obwohl er später ihm in vielen Schwierigkeiten mit kindlicher Ergebenheit beistand.

Einsam und freudlos, heimatlos, wächst der Knabe auf — zuerst in Belgien, dann in Deutschland, in Schottland. Mit etlichen zwanzig Jahren sieht er in einem Brief an die Gräfin Nassau, seine Tante, auf diese Jugend zurück: „Vergegenwärtigen Sie sich meine Erziehung", schreibt er, „dieses unzusammenhängende Wanderleben, das ich geführt habe, die frühreife Eitelkeit, an der ich mich nähren mußte, den gewissen ironischen Ton, der der Stil unsrer Familie ist, den Hang, jedes wärmere Gefühl bei sich selbst zu unterdrücken und zu persiflieren, den Esprit und Ruhm dagegen für das einzig Wahre zu halten, und sagen Sie dann selbst, ob es ein Wunder war, daß ich der wurde, der ich bin."

Schon das zehnjährige Wunderkind schreibt Briefe wie ein Weltmann. Mit 16 Jahren saugt Constant an der Universität Erlangen deutsche Bildung ein. Mit 18 Jahren führt er in Paris ein ausschweifendes Leben. Er fröhnt dem Hasardspiele. Er ist blasiert und zuweilen lebensmüde. Er fasziniert durch seinen epigrammatischen Witz, durch die Impertinenz seines Urteils. Er stürzt sich in Liebesabenteuer. Immer sind es ältere Frauen — Madame Johannot in Brüssel, Madame Trevor in Lausanne — und immer trägt seine Neigung einen hippokratischen Zug. Er fordert stürmisch, zögert aber vor dem Besitze, und seine Gefühle geberden sich katastrophal, um blitzschnell zu erlöschen — zumal wenn er von dem Gegenstande der Leidenschaft räumlich getrennt wird.

In der Sommerruhe von Lausanne faßt dieser anscheinend leichtsinnige achtzehnjährige Mensch den Plan zu einem überschweren Werke, das ihn in größern Abschnitten durch vierzig Jahre, während seines ganzen übrigen Lebens, beschäftigen sollte; denn grade an seinem Sterbetage erteilte er den letzten Druckvermerk zu dem fünften und Schlußbande des Lebenswerkes: einer Entwicklungsgeschichte der Religionen, ihrer Ursprünge und Zusammenhänge.

Im Hause des mächtigen Zeitungsmannes Suard wird Constant mit der Atmosphäre der Encyklopädisten vertraut. In diesem Hause knüpft er auch die erste Verbindung an mit Frau von Charrière.

Frau v. Charrière, nicht eigentlich schön, aber von hohem Reiz, voll unverwelklicher Anmut, zählt 47 Jahre — und Constant ist zwanzigjährig! Sie fesseln, sie ergänzen einander. Frau von Charrière, in liebeleerer Ehre verödet, hat längst der Welt trotzen gelernt. Von den Büchern der geistvollen Schriftstellerin, die in der Literatur wie in Constants Leben die Vorgängerin der Frau von Staël ist, erregten „Le Noble", eine wohlgezielte Satire auf die Aristokratie, und der Roman „Caliste" großes Aufsehn.

Die beiden an Jahren ungleichen Menschen verbringen Tage und Nächte im Austausch ihrer Meinungen über Gott und die Welt und alle Zeit- und Streitfagen. Dann findet Constant in dem Landgute der Freundin (Colombier bei Lausanne) zum ersten Mal ein Heim, in das ihn jahrelang von seinen Irrfahrten das Heimweh zurückzieht. Der Einfluß der Frau von Charrière auf seine Lebensauffassung ist von grundlegender Bedeutung. Ihre ungewöhnliche Intelligenz, ihre Verbitterung, ihr Skeptizismus, ihre Menschenkenntnis, ihr Haß gegen Vorurteile und Konventionen stärken und entwickeln in ihm die eignen Anlagen.

Ob das die Liebe war, die Liebe von Mann und Weib? Sainte-Beuve glaubt daran, Ettlinger widerspricht. Das vielfältigste der Gefühle kennt Eigenarten, zumal bei hochintellektuellen Naturen, die das einfache Wort zwar vielleicht umschließt, aber nicht charakterisiert. Gewiß ist, daß Constant seiner Freundin über seine erotischen Erlebnisse berichtet und daß sie selbst gegen seine Verheiratung mit dem unbedeutenden Braunschweiger Hoffräulein keinen Widerstand leistet. Ebenso gewiß, daß er aus dieser unglücklichen Ehe nun stets wie aus der Fremde zu ihr flüchtet. Als er aber nach sieben Jahren von der heftigen Leidenschaft zu Frau von Staël befallen wird, da verblutet ein Herz, da ist die Charrière Weib genug, nicht in eine Teilung zu willigen, da wird Eifersucht zum Haß gegen die Nebenbuhlerin, und keine Brücke führt fortan von der Einsamkeit der Verlassnen zu dem treulosen Manne.

Diese natürliche, im besten Sinne weibliche Wendung erinnert auffallend, so wenig Constant mit Goethe und Frau von Staël mit Christiane Vulpius gemein haben, an die Umkehrung der Gefühle in Charlotte von Stein nach Goethes Untreue. Der philiströse Dünkel eines Gefühlsgeometers freilich verurteilt verständnislos den Liebehaß einer mißhandelten Frauenseele.

Constant ist im Jahre 1788 Kammerjunker am Hofe in Braunschweig. Er langweilt sich tödlich. In seiner Langenweile vermählt er sich mit der Hofdame Wilhelmine von Cramm, die zu lieben er sich einbildet. Rasch ist die Heirat, lang die Scheidung. Erst im Jahre 1794 gelingt es ihm, die Fesseln gesetzlich zu lösen. In Braunschweig schon tritt er in Beziehung zu Charlotte von Marenholtz, die viele Jahre später seine zweite Gattin werden sollte — und er ihr dritter Gatte.

Im September 1794 kommt wie ein Wetterschlag das große Ereignis in Benjamin Constants Leben: Frau von Staël. Im Zenith ihres Ruhmes, in der Pracht ihres Temperaments und Geistes, die wie Diamantenfeuer sprühn, sieht er sie, und schon ist es um ihn geschehn.

Die Lebensgeschichte Constants ist nun durch fünfzehn Jahre mit ihren wesentlichsten Etappen an das Schicksal Corinnes gebunden. Madame de Staël, die Tochter Neckers, die Gattin des schwedischen Gesandten in Paris, trug in ihrem romantisch-erotischen Herzen noch die frische Wunde von Narbonnes Untreue, der der Vater ihres zweiten Sohnes war. Da wird sie von ekstatischer Leidenschaft zu Benjamin Constant erfaßt, der, ob auch ihre unbeständigen Sinne später noch neuen Tribut fordern, ihre große Liebe bleibt — bis zum Ende ihrer Tage.

Constants hochwogende Leidenschaft trägt, seiner Natur gemäß, den Keim des Todes. Schon im Überschwang der ersten Wochen berichtet sein Freund Ludwig Ferdinand Huber aus Coppet: „Glücklich fühlt er sich nicht."

Die Staël macht ihn zum Fürsten ihres geistigen Hofes; sie zieht ihn in die große Politik; sie hebt ihn empor zu den Leistungen, die die Welt mit seinem Rufe erfüllen. Es erscheinen — zuerst unter literarischer Mithilfe der Geliebten — seine republikanischen Broschüren, sein Protest gegen die Schreckensherrschaft, seine Streitschriften gegen Napoleons Diktatur, gegen die Wiederkehr von Monarchie und Absolutismus. Talleyrand bietet ihm ein Sekretariat in seinem Ministerium an. Er schlägt es aus, um frei zu sein im Kampfe gegen den Feind der Republik und den Feind Corinnas, seiner Herrin. Denn immer drohender wenden sich Mißtrauen und Zorn Napoleons gegen Frau von Staël, deren geistige Bedeutung ihm verhaßt ist. Ihr Salon gilt dem ersten Konsul und später dem Kaiser als das Arsenal der Opposition. Constant, der als Mitglied des Tribunats mutig gegen den Mächtigen das Wort erhebt, wird mit 19 Gesinnungsfreunden gewaltsam seines Amtes enthoben,

und am 31. August 1803 wird die Staël von Paris und aus 40 Meilen im Umkreis der Hauptstadt verbannt.

Die Jahre wandern. Sie nähren die Liebe der leidenschaftlichen Frau und entzünden in ihr Brände der Eifersucht, die dem an seiner eignen Treulosigkeit bitter leidenden Manne immerzu neue Höllenqualen bereiten. Hundertmal will er fliehn und vermag es nicht. Er fühlt sich zerschlagen und zerrissen. Ihre Erotik sucht er zurückzuweisen. Tobt sie dann in wilden Schmerzen, so führen ihn Schwäche und Mitleid ihr wieder zu. Seine Liebe ist Lüge geworden — doch tröstet er sich: „Ich sage ihr keine Unwahrheit, sage ihr nur nicht die volle Wahrheit." Herzleid, Schuldgefühl lähmen seine Arbeitskraft. Nach der Verbannung und nach dem Tode ihres Vaters fühlt er sich doppelt unfähig, die schmerzgebrochene Geliebte zn verlassen. Auch bindet ihn das Kind, dessen Vater er geworden: Albertine, die spätere Herzogin von Broglie. Und in all diesen Krämpfen fühlt er doch, daß er die verhaßte und geliebte Nähe dieser einzigartigen Frau nicht entbehren könnte. So schwankt er zwischen Flucht und Sucht.

Constant begleitet Frau von Staël nach Weimar (1804) und wird dort („Journal Intime") ein inniger Verehrer Goethes, über dessen „Faust" er übrigens ebenso verständnislos urteilt, wie über „Wilhelm Meister". Im nächsten Winter ist er allein in Paris; aber im Juli 1805 schreibt er aus Coppet: „Je suis repris par Madame de Staël." Kehrt er wieder nach Paris — dort schreibt er 1807 den „Adolphe" — so verfolgen ihn furiose Briefe, die ihn fassungslos machen.

Es kennzeichnet Benjamin Constant, daß er trotz dieses unglückseligen innern Zustands zweimal der Geliebten seine Hand anbietet. Das erste Mal nach dem Tode ihres Gatten, das zweite Mal, als er schon mit Charlotte, seiner künftigen Frau, heimliche Flitterwochen verbracht hat. Beide Male weist Frau von Staël ihn ab. So stolz ist diese Frau über die Konventionen, über die bürgerlichen Begriffe hinausgewachsen, daß sie, als ihr Constant zwischen sofortiger Heirat oder endgültigem Auseinandergehn die Wahl lassen will, emporspringt, ihre Kinder herbeiruft und ihnen sagt: „Da seht Euch den Mann an, der mich vor die Wahl stellt, entweder zu Grunde zu gehn oder Eure Existenz und Euer Vermögen aufs Spiel zu setzen!"

Das ist dieselbe souveräne Frau, die dann in ihren letzten Lebensjahren, trotzig vor aller Welt, auch vor ihren Kindern, als die freie Geliebte des Albert Jean de Rocca gelten will und gilt, während

man nach ihrem Tode erfährt, daß sie streng geheim diesem Manne angetraut war.

Constants merkwürdigstes Lebensjahr beginnt. Er hat die zweimal geschiedene Charlotte geheiratet und verbirgt den Trauschein vor aller Welt, weil er nicht wagt, seinen Schritt Frau von Staël zu gestehn. Obwohl er sich wieder den Glauben einpeitscht, jetzt das dauernde Glück gefunden zu haben — diese Ehe wird so trostlos wie die erste — läßt er seine Gattin allein; es zieht ihn der mächtige Magnet nach Coppet. Dort ist alles beim Alten. Eine glänzende Gesellschaft verbraust die Tage, und Constant findet die Muße, Schillers „Wallenstein“-Trilogie als fünfaktiges Drama nach französischem Geschmack zu bearbeiten. Die Liebesstürme kommen und gehn; Constant hütet sein Geheimnis .... hütet es vom 5. Juni 1808 bis zum 9. Mai 1809 — fast ein volles Jahr! Aus zaghafter Rücksicht. In dieser seltsamsten aller Lagen schreibt er:

„Ich bin überzeugt, daß die wahre Moral darin besteht, andern so viel Schmerz als möglich zu ersparen, und daß man die Pflicht hat, diesem Zweck nicht nur das eigne Glück, sondern nötigenfalls bis zu einem gewissen Grade sogar die eigne Reputation zu opfern.“

Denselben Gedanken: Kein Mensch hat ein Recht auf eine Wahrheit, die andern schade — vertrat Constant schon einige Zeit zuvor in der Broschüre „Des réactions politiques“, und kein geringerer als Immanuel Kant hat mit ihm die Klinge gekreuzt in der Schrift: „Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen.“

Constant bleibt noch nach dem Geständnisse (9. Mai 1809) eine Weile in Coppet. Wie die Staël den Verrat Constants aufgenommen hat, wissen wir aus Mathieu v. Montmorencys Memoiren, die vor zwei Jahren erschienen sind. — Im Herbst 1809 zieht Constant mit seiner Gattin nach Göttingen, wo er 2½ Jahre in der Bibliothek und an seinem Religionswerk arbeitet. Die Ehe mit Charlotte erfüllt ihn mit dumpfer Resignation. In den Briefen, die er und Frau von Staël wechseln, schwillt je und je die alte Sehnsucht auf. Ihre Seelen suchen sich, aber finden sich nicht mehr. — In der Nacht vom 14. zum 15. Juli 1817 hält Benjamin Constant an dem Sarge der Staël die Totenwache. Da mochte er fühlen, schreibt Ettlinger, „daß mit dieser Frau, die solange sein Schicksal im Guten wie manchmal im Argen gewesen, am Ende doch das Beste dahingegangen war, was den Inhalt seines Lebens ausgemacht hat.“ —

Die Leipziger Schlacht. Napoleons Abdankung. Constant hört die Riegel seines politischen Hungerturms klirren, stürzt sich in die Politik. Wirft seine glänzendste Broschüre nach Frankreich, den liberalen Meistertraktat „De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leur rapport avec la civilisation européenne". Abenteuerlich ist sein Eintreten für die auf Frankreichs Königskrone gerichteten Gelüste des schwedischen Kronprinzen. Nach der Proklamation Ludwigs XVIII. sucht er seinen Ausgleich mit den Bourbonen. Die Formel, die der Republikaner findet: „Zwischen einer Republik und einer wirklich konstitutionellen Monarchie ist der Unterschied vorwiegend formaler Natur" — erinnert an sein Kompromiß zwischen Lüge und Mitleid . . . . Doch kämpft er nun im Vordergrunde für die Preßfreiheit und die liberalen Postulate, umjubelt von den Konstitutionellen, gehaßt von den Royalisten.

Am 7. März 1815 kommt die Nachricht nach Paris: Napoleon hat Elba verlassen, Napoleon kehrt zurück! Benjamin läßt im Journal de Paris, dann im Journal des Débats flammende Artikel gegen den Kaiser sprühn. Am 19. März — Napoleon steht bereits in Fontainebleau — erscheint Constants „In tyrannum" mit dem Satze, der dem Schreiber dann Jahre lang hohngällend in die Ohren gerufen wird: „Ich werde mich nicht als elender Überläufer von der einen Macht auf die Seite der andern schlagen, nicht meine Ehrlosigkeit mit Sophismen bemänteln und entweihte Worte stammeln, um ein schmachbeflecktes Leben zu retten." Constant ist überzeugt, mit diesem Manifest sein Todesurteil geschrieben zu haben.

Napoleon aber — ruft ihn zu sich. Das ist die denkwürdige Unterredung vom 14. April. Napoleon erklärt in nüchterner Entschlossenheit dem alten Gegner, daß er, der Weltherrschaft entsagend, Frankreich streng-konstitutionell regieren wolle. Ministerverantwortlichkeit, Wahlfreiheit, Censurfreiheit, Preßfreiheit verspricht er. Der Marquis Posa greift nach diesen erfüllten Träumen, wird der Vertraute des Herrschers der hundert Tage. Ettlinger prägt auf diese seltsamste Stunde des Impressionisten das geistreiche Wort: „Nicht Constant kam dem Absolutismus entgegen, der Absolutismus kam ihm entgegen."

Die Lockung persönlichen Vorteils hat Constants Schritte nie bestimmt. Was ist ihm die Staatsratswürde, da er weiß, daß ihn der Schimpf des Renegatentums umgellen wird? Noch nach Jahr und Tag hört er das Echo des Débatsartikels: „Misérable transfuge!"

Waterloo. Helena. Der weiße Schrecken der Reaktion. Und wieder hängt das Schwert über Constants Haupt. Vor den Bourbonen ist er zum Hochverräter geworden. Dem Einfluß der Récamier gelingt es, seinen Namen von der Proskriptionsliste zu löschen. Er zieht nach England, dann nach Spa und kehrt erst Ende 1816, als die schlimmste Zeit der Reaktion vorüber ist, nach Paris zurück.

Vor den Bourbonen und vor der — Liebe ist Constant geflohen. Seine letzte Liebe war die gefährlichste der Flammen. Hundertmal in vielen Jahren hatte er Julie Récamier ruhig kommen und gehen sehn. Da bewirkt eine einzige Stunde — am 27. August 1814 — das grausame Wunder. Springflutartig schießt die Leidenschaft auf, überwältigt den 47 jährigen Mann, der keine Rettung findet, und den nun die kühle Freundschaft der Récamier, dieser koketten und unberührbaren Geliebten von ganz Frankreich, zur Verzweiflung treibt. Das „Journal Intime“ stöhnt Constants Qualen. Er betäubt sich im Hasardspiel, zerrüttet sein Vermögen. Er schlägt Duelle. Verfällt in hysterische Weinkrämpfe. Er verschreibt sich, ein Liebeswahnsinniger, der Frömmigkeit und der Mystik und verbringt halbe Nächte bei den Andachtsübungen der Frau von Krüdener.

Die Ferne, die seiner Treue oft so gefährlich war, heilt ihn. Nach Paris zurückgekehrt, übernimmt er die Führung der liberalen Partei in der Kammer und behält sie bis zu seinem Tode. Seine letzte Kammerrede gilt der Preßfreiheit, der er die erste gewidmet hatte. Ein schwerkranker Mann, erlebt er noch die Julirevolution und wird vom Bürgerkönig zum Präsidenten des Comités der Gesetzgebung ernannt. Dann findet am 8. Dezember 1830 dieses friedlose Leben Frieden.

Josef Ettlinger gibt am Ende seines schönen und klaren Buches einen Rückblick, der wie ein Adagio nach den wilden Rhythmen dieser disharmonischen Musik ausströmt und die Motive einer reichen Natur und eines im Ganzen verfehlten Lebens sammelt. Man darf ihm zustimmen, daß Benjamin Constant in all seinen Irrungen und Wirrungen sich nie durch Kleinlichkeit, Selbstsucht und Banalität entadelt hat. Im ewigen Wechsel seines fragmentarischen Empfindens ist er einem Leitstern treu geblieben: dem Prinzip der Freiheit. Zwei Worte Benjamin Constants über sich selbst seien hier wiederholt. Das eine stammt aus dem „Adolphe“. Er nennt sein Spiegelbild „das Opfer einer Mischung von Egoismus und Empfindsamkeit, aus der sich sein Wesen zu seinem und andrer Unglück zusammensetzte“. Und kurz vor seinem

Tode schrieb er: „Das eine ist gewiß, daß ich, ohne ausgesprochen unglücklich gewesen zu sein, mehr Seelenqualen und mehr Todesangst in meinem Leben ausgestanden habe, als ein armer Sünder auf dem Rade; ebenso gewiß, daß ich diese Tortur verdient habe, weil auch ich die Ursache großer Leiden gewesen bin; daß ich mich vor Sehnsucht nach einem ruhigen und geregelten Leben hundertmal verzehrt und daß ich trotz alledem nie und nirgends den Frieden gefunden habe."

Es klingen mir aus dem Lebensbuche dieses problematischen Mannes die Worte Konrad Ferdinand Meyers:

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch —
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Traum

Entzückt durch deine Nähe saß ich da
Und war so tief in meinen Traum versenkt,
Daß ich nicht hörte, daß ich nicht sah,
Wie du den leichten Schritt zur Tür gelenkt.

Ich sprach zu dir, doch immer nur ein Wort,
Es fand mein volles Herz kein andres mehr.
Ich wußte nicht, wie lange du schon fort,
Ich sprach das Wort noch immer vor mich her.

Leo Heller.

Prof. Alfons Kißner:
Aus Ariosts Lyrik

Durch liebevolles Eindringen in fremdes Denken und Empfinden das eigene Sein zu bereichern, ist von jeher deutsche Art gewesen. Wo immer literarische Schätze sich boten, haben wir sie uns zu eigen gemacht, bei Persern, Indern, Chinesen und Japanern; so sind wir das Volk der Uebersetzer geworden, als das man uns rühmt. Die führenden Geister unsrer Nachbarnationen finden sich so ziemlich alle bei uns durch Gesamtausgaben vertreten: da darf man es seltsam nennen, daß einer, der zu den ganz Großen zählt, zurückzustehn scheint. Wer den höchsten dichterischen Genius der Renaissance in deutscher Nachbildung genießen wollte, mußte sich bis vor kurzem im wesentlichen auf den „Rasenden Roland" beschränken. Der helle Glanz, der von der unsterblichen Epopöe ausstrahlt, blendete vier Jahrhunderte lang unsre Augen, ließ uns ihr Benachbartes nicht erkennen und nicht würdigen; nicht nur Lichtlein, auch größere Feuer erblassen vor der Sonne. So hat die gefährliche Nähe des Orlando furioso den andern Schöpfungen seines Meisters Abbruch getan; jedenfalls nur bei uns. Denn im Lande des Autors waren auch seine Verskomödien einst hochberühmt und populär, und seine köstlichen Versepisteln, die sieben „Satiren", werden noch heute in Italien bewundert und immer wieder aufgelegt[1]). Indessen alle sonstigen Schöpfungen des großen Ferraresen, d. h. der weite, überwiegende Teil seiner opere minore, harrten bisher noch ihres deutschen Gewands, um unsrem Lesepublikum sich vorzustellen.

Unter diesen ungehobenen Schätzen sind von besonderer Wichtigkeit die Rime, fünfundsechzig teils längere, teils kürzere poetische Kompositionen

[1]) Diese Satiren hat Otto Gildemeister übersetzt; sie wurden aus dem Nachlaß des genialen Nachdichters von Paul Heyse mit einem Vorwort versehn und herausgegeben (Berlin, B. Behrs Verlag, 1904). — Eine andre Nachbildung ist im dritten Bande meiner deutschen Gesamtausgabe des großen Ferraresen enthalten: Ariost, kleinere Werke: Komödien, Rime, Satiren bei Georg Müller, München 1909.

Paul Mohn:
Sonntagsmorgen im Frühling
(Nationalgalerie Berlin)

des Meisters, Elegien und Capitoli, seine Ekloge, Konzonen, Sonette und Madrigale enthaltend. Man mag diese verschiedenartigen Erzeugnisse unter der Bezeichnung lyrische Gedichte zusammenfassen, wenn auch eins davon, die Ekloge, in dramatischer Form gehalten ist und auch in den andern das Gebiet des rein Lyrischen vielfach überschritten wird.

I.

Wer an diese Gedichte etwa mit der Erwartung herantreten sollte, in ihnen den Inhalt und die Formgebung unsrer deutschen Lyrik wiederzufinden, dürfte sich enttäuscht sehn. Wir verlangen vom Lyriker, daß in seinen Versen sein Herzschlag uns vernehmlich werde: was in der Weihestunde des Musenkusses seine Seele bewegte, soll in der unsern nachzitternd uns seines innern Lebens teilhaftig machen. Also ein ernstes Empfinden ist die erste Anforderung nach der Seite des Inhalts; ihm muß ferner nach unsern Anschauungen, damit die rechte Wirkung erzielt werde, eine dem Gegenstand, der Stimmung wohl angepaßte Form entsprechen. Unter unzähligen Vers- und Strophenarten muß die angemessene herausgesucht oder ganz neu im Hinblick auf die Ziele des Dichters erfunden, gebildet werden, in langen oder kurzen Versen, einfach oder verschlungen usw. Solche Erwägungen lagen in Italien den Dichtern des Cinquecento gänzlich fern: für die Lyrik war im wesentlichen einmal der Stoff gegeben, durch das Vorbild Petrarcas. In der Nachahmung dieses Vielbewunderten ging die ganze Gefühlspoesie jener Zeit auf; der durch ihn eingeführte platonische Frauenkultus galt so ziemlich als das einzig denkbare Thema, das lyrisch behandelt werden konnte. Nur ganz wenige Poeten — im Quatrocento vor allem der große Mediceer, Lorenzo il Magnifico — entzogen sich dieser Norm.

Wie der Stoff war auch die Form sozusagen festgelegt, das herrschende Versmaß in epischen Dichtungen wie in der Lyrik der Endecasillabo (der fünffüßige Jambus), für jene poetischen Gattungen zur achtzeiligen Stanze, der Ottava, verbunden, für diese zur terza rima und zum Sonett. Auch die Kanzone mit ihren meist langen Strophen und kunstvollen Reimverschlingungen wies diesen Elfsilbler auf, vergönnte jedoch gleichzeitig einem kürzern Vers von sieben Silben einen gewissen Spielraum.

Für alle denkbaren Ergüsse einer Dichterseele auf eine einzige Versart angewiesen zu sein, muß uns in der Tat als eine arge Einengung erscheinen. Wo bleibt da die Freiheit der Bewegung, die für die gestaltende Tätigkeit doch unerläßlich ist? Erfordern nicht die tausendfach verschiedenen

leisen Regungen des Innern ebenso viele verschiedene Maße und Rhythmen, um den Weg zu uns zu finden? — Ganz gewiß, für das, was wir heutzulage unter Lyrik verstehn: ist doch der Ausdruck — nach einem Worte Geibels — „hier mit des Dichters Gemüt bis in das kleinste getränkt!" Was aus den Tiefen der Empfindung quillt, schaffe sich — so wollen wir es — die eigene, besondere Form!

Hier ist der Punkt, wo unsre Auffassung vom Poetischen zu der des italienischen Cinquecento in fühlbarem Gegensatz steht. Die Gebildeten jener Zeit — und nur für solche schrieben die Dichter, Ariost an der Spitze — waren in der logischen Schulung altrömischer Poeten herangewachsen und suchten im Gedicht, auch dem lyrischen, nichts anderes als intellektuelle Ergötzung: klare Gedanken, fein abgewogene Verhältnisse, geistreiche Diktion, kurz, in allererster Linie Schönheit der Form: wenn der Trank der Poesie geboten wurde, war die oberste Erfordernis, daß er in herrlich geschliffener künstlerischer Schale kredenzt werde. Die Offenbarung eines Seelenzustandes vom Dichter zu empfangen, diesen Anspruch erhob niemand. Nicht mit dem Ich des Autors wollte man es zu tun haben, sondern mit seiner Kunstfertigkeit; sie mußte sich, ohne sich einen besondern Boden durch Auswahl eigener Form bereitet zu haben, gleichsam auf neutralem Felde bewähren, in der hergebrachten Versart, die für alle Zwecke, für hohen und niedern Ton, als die gegebene galt.

Mit dieser Erwägung — daß der Subjektivität des Schaffenden keinerlei Zugeständnis gemacht wurde, und Stoffe und Form, mit denen er zu gestalten hatte, abgegrenzt für ihn bereit lagen — soll man an Ariosts „Rime" herantreten; dann wird man staunen, wieviel Eigenartiges, Persönliches, Individuelles auch hier trotz ungünstiger einengender Umstände sich kundgibt.

Ludovico, der italienische Lyriker, war durch eine lateinische Vorschule hindurchgegangen: lange Zeit, ungefähr bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre, hatte er fast ausschließlich im gelehrten Idiom seiner geliebten antiken Vorbilder gedichtet, mit solchem Erfolg, daß alles, was von ihm damals in der Muttersprache geschaffen war, davor zurückstand und Pietro Bembo, in jenen Tagen der oberste Geschmacksrichter, ihm riet, ausschließlich lateinische Poesien zu schreiben[1]). Es war ein Glück für die Welt, daß dieser Wink nicht befolgt wurde. Jener ersten Periode seines Schaffens

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 34. Jahrgang, Heft 1, S. 75—76, wo auch auf die Bedeutung von Ariosts „ganz lateinischer Jugend" für die Entwicklung des Dichters hingewiesen ist.

gehört sein frühestes uns erhaltenes Gedicht an, eine Elegie auf die am 11. Oktober 1493 hingeschiedene edle Herzogin von Ferrara, Leonora von Aragon, Gemahlin Ercoles I., sowie einige leichtgezimmerte andre Elegien und Capitoli. Sonstige, „heitere Dichtungen" (amorose tempre), deren er im Anfang jenes Klagegesangs gedenkt, scheinen verloren gegangen zu sein. Neben antikem Einfluß verrät sich das Vorbild Petrarcas in Bildern und Wendungen. Frisch und frech, wie in den gleichzeitigen lateinischen Carmina, besingt er Venus Cypria, und nach dem Vorgang Catulls und Ovids verkündet er den Grundsatz:

> Ich lieb in dunkeln und in weißen Haaren
> Und mahn', ohn Ende Liebe zu bewahren;
> Und wird, daß Lieb' *erlischt*, mir einst bewußt,
> Erlösche auch das *Leben* meiner Brust!

Der junge Dichter, wiewohl noch zuweilen in den Banden der Rhetorik befangen, zeigt bereits Phantasie, Schwung der Diktion und überraschend sichere Handhabung poetischer Mittel.

II.

Tiefer gefärbt, markiger im Ausdruck und vollendeter in der Behandlung sind die übrigen Elegien und Capitoli, die wir sämtlich einer spätern, reifern Schaffensperiode zuzuweisen haben. Die beiden Gattungen unterscheiden sich kaum voneinander: die *Elegie*, deren Name der lateinischen Literatur entnommen wurde, hat im Italienischen ihr Gebiet merklich erweitert und wird für jede poetische Komposition nichtepischen und nichtdramatischen Charakters angewendet. Ebenso das *Capitolo*[1]): Satiren, Idyllen, Oden, Burlesken, moralische Betrachtungen, lyrische Ergüsse aller Art gehn unter diesem Titel.

Die recht verschiedenartigen, meist umfangreichen Gedichte stechen nach *einer* Seite sehr von dem ab, was die Renaissancelyrik zu bieten pflegt. Selten ist dort — so bemerkt Gaspary in seiner „Literatur der Renaissance" — die Anknüpfuug an reale Dinge, an Verhältnisse und Vorkommnisse, die uns die Darstellung beleben könnten. Der ausgezeichnete Gelehrte hätte hinzufügen sollen: eine Ausnahme macht Ariost. Bei ihm haben wir fast immer einen deutlich erkennbaren realen Fall; der die dichterische Inspiration entflammende Funke blitzt sozusagen vor unsern Augen auf. Jene

[2]) Die Bezeichnung capitolo soll von Lorenzo il Magnifico herrühren, dessen satirisches Gedicht Beoni in neun Kapitel gegliedert war. In den Ariostausgaben herrscht Verwirrung: *hier* erscheint ein Gedicht als Elegie, *dort* als Capitolo und umgekehrt.

von Gaspary gerügte Unbestimmtheit des Stoffes nimmt man hier und da in Ariosts Jugendversen wahr. Später fühlen wir, daß wir es mit Gelegenheitsdichtungen im Goethischen Sinne zu tun haben, mit Schöpfungen von individueller Physiognomie; selbst, wo konventionelle Formengebung beibehalten ist. Das Ich des Dichters durchdringt die überlieferte Einkleidung. Dieser Subjektivität des Autors zu begegnen — auch da, wo er sich zu verstecken sucht — wird der Leser als besondern Reiz empfinden.

Den Menschen Ariost finden wir in einer Gruppe von poetischen Schöpfungen, die — abgesehn von ihrem literarischen Wert — uns dadurch fesseln, daß sie Streiflichter auf des Dichters Leben werfen und als autobiographische Dokumente gelten können. Im Mittelpunkt solcher „persönlichen" Gedichte steht Ludovicos Geliebte und spätere Gattin, die schöne Alessandra Strozzi-Benucci, der er im Furioso ein glänzendes Denkmal gesetzt hat. Wenn wir seine lyrischen Aufzeichnungen nach ihrem Inhalt prüfen und die Einzelheiten ordnen, vermögen wir den Liebesroman, deren Heldin Alessandra ist, in den Hauptzügen zu verfolgen. Eine wichtige Quelle sind die Sonette (wenn wir auch nicht alle auf Alessandra beziehn, wie viele Erklärer es tun) und die Madrigale, daneben einzelne Elegien und Capitoli. Im ersten Sonett klagt der Dichter über ein feindliches Geschick, das ihm Amors köstliches Geschenk rauben will; im zweiten über Kälte der Geliebten. Sodann wird sie ermahnt, Hindernissen (wie es scheint von seiten der Familie) kräftig zu widerstehn:

> Wo große Feuer lohen,
> Da mehret nur die Glut ein großer Wind;
> Die kleinen Flammen bald erloschen sind.
> Echte Leidenschaft wird stärker in Gefahren.
> Schwach kommt mir eure vor,
> Madonna! Füglich darf ich dieses sagen,
> Genügt ein Drohn, sie in die Flucht zu schlagen. (Madr. 4). —

Geradezu eine Urkunde für die Anfänge dieses Liebeslebens und seine Peripetien ist die berühmte erste Kanzone, die, wie die ersten Verse zeigen, auf Alessandras Wunsch, den zu Florenz am 25. Juni 1513 geschlossenen Herzensbund verewigt zu sehn, geschrieben wurde.

Wir hören, daß Ariosts Leidenschaft schon früher — zu der damals noch Verheirateten — sich regen wollte.

Monate und Jahre suchte er sich durch Abwesenheit und — durch gewöhnliche Liebeleien (dergleichen wird in der vierten Strophe angedeutet) —

zu betäuben, „Gewohnheit schien ihm stärker als die Sterne“, da nahte das Schicksal (deutlich wird das Jahr 1513 bezeichnet).

> An jenem schönen Tag, der Sankt Baptist
> Mitten im Sommerszeiten heilig ist.
> Zur Tuskerstadt — sie hält vor allen andern
> Den Tag ja hoch und her —
> Rief Fama nicht von nahe bloß die Frommen;
> Sie ließ zum feierlichen Schauspiel wandern
> Viele von ferne her.
> Die Lust zu schauen trieb mich, selbst zu kommen;
> Was sonst ich wahrgenommen,
> Nicht weiß ich's mehr — es gilt mir gleich — das Eine
> Lebt in des Busens Schrein
> Unsterblich: in der Stadt, der schönen, hier,
> Was ich auch sah, — nichts war so schön wie Ihr!

(Dieses non vidi in tutta quella Bella città di voi cosa più bella ist ein geflügeltes Wort geworden.) Noch viele anziehenden Einzelheiten melden die 164 Verse des Gedichts: wie Alessandra, zu Besuch in der Familie ihres Verwandten (des Niccolo Vespucci, bei dem damals auch Ariost — in dem heute noch vorhandenen Hause auf dem Ponte Vecchio — als Gast weilte), beim Festglanz alle andern Frauen überstrahlte:

> Der Flüsse König stand darum voll Leid,
> Zum Arno blickten alle hin mit Neid . . . ;

wie das „Gold des blonden Haares, zu feinem Netz geschlungen“, den Hals beschattete;

> An tausend Herzen wohl man zählen mag,
> Gefangen von dem Netz an einem Tag.

Im Glauben an die lange Abwesenheit hatte er sich gefeit geglaubt gegen Gefahren,

> Doch unversehens waren
> Die Knäblein, die auf goldnen krausen Locken,
> Verborgen, lauernd hocken,
> Auf dieses Herz geschwärmt wie Wespenschar
> Und banden's fest, ganz fest — an Euer Haar! —

Dieses poetische Verlobungsprotokoll, wie man das Gedicht nennen könnte, wird auch moderne Leser ansprechen. Im allgemeinen haben wir — trotz Zedlitz „Totenkränze“ und schöner Kanzonen von Max Waldau, Dingelstedt, Platen, Rückert — gegenwärtig wenig Empfänglichkeit für die

unsymmetrische Architektonik dieser (ursprünglich provenzalischen) Strophe mit ihren Verschlingungen und weitgetrennten Reimen.

Allerliebst ist es, wenn bei lyrischen Aufzeichnungen, die uns zuweilen wie Blätter eines poetischen Tagebuchs anmuten, an kleine Geschehnisse des Tags angeknüpft wird: an den Tod eines Zickleins, das die Geliebte, den Neid des Dichters erregend, beweint (Son. 15); an eine Goldstickerei, die sie kopieren will (Son. 26); an zwei Blumen auf ihrem Mantel (Son. 4). Manchmal gestalten sich aus flüchtigen Gedanken gradezu anmutige Genrebilder. Man nehme folgende Begegnung auf der Pobrücke zu Ferrara (Son. 17):

Ein dunkler Schleier hielt die Sonn' umschlossen,
Der bis zum fernsten Horizonte drang:
Die Zweige bebten rings und raunten bang,
Und aus dem Himmel fahle Blitze schossen.

— Droht Wintersturm? Kommt Regenflut geflossen? —
So dacht ich zweifelvoll beim Uebergang
Ueber den stolzen Fluß, der einst verschlang
Des hehren Delosherrschers kühnen Sprossen[1]),

Als ich am Rand des andern Ufers dort
Dein Auge sah und auch dein Wort vernahm; —
Jetzt hätt ichs mit Leander aufgenommen!

Gleich teilten sich die Wolken; hellentglommen,
Aus trüber Nacht hervor, die Sonne kam: —
Es schwieg der Wind, der Strom zog ruhig fort.

Un regard de man belle, wie es in Blondels Lied (variiert von Beethoven) aus Richard Coeurdelion heißt, hat das Wunder getan.

Ein andermal sehn wir den Dichter in Florenz (vermutlich bei seiner Botschaftsreise im Mai 1519), und er gedenkt des sechs Jahre zurückliegenden Johannistages am Arno (Son. 18):

Hier band mich fest das wunderschöne Haar:
Die Schmerzen, die mich jetzt zu Tode quälen,
Begannen hier! Ihr könnt davon erzählen,
Ihr Dächer, Hallen, Marmor licht und rar! . . .

Das Sonett schließt:

Madonna sah, mir war die Seel' entrissen:
Da hat sie mir die eigene gegeben;
Die hab ich jetzt: mit ihr nur leb' ich heute.

[1]) Phaeton stürzte aus dem Sonnenwagen in den Po.

Den hier gepriesenen Schmuck der Geliebten, ihr „Goldhaar", verherrlichen zahlreiche Gedichte. Einmal bei einer Krankheit, war das Haar abgeschnitten worden: darauf allein beziehen sich drei Sonette (23 bis 25).

Sehr schön offenbart sich wirkliches freudiges Erleben in einigen Gedichten, die man „Erwartung" überschreiben könnte; z. B.:

Verschwiegener, treuer Port! Zu dir geleiten
Mich nach der langen Fahrt zwei Sterne hehr —
Es sind die hellsten von des Himmels Heer
Und seine schönsten — aus der See, der weiten.

Der Flut, dem Wind verzeih ich jetzt ihr Streiten;
Denn ihnen nur, den Sturmesnöten schwer
Dank ich den Weg zu solchen Seligkeiten.

O liebe Herberg, liebes Kämmerlein
Voll Dunkel also hold, es aufzunehmen
Mit jedes Tages hellstem Sonnenschein!

Vergiß, mein Herz, nun Aergernis und Grämen!
Du nennst die Huld nicht durch Verdienste dein
Aus alter Zeit — noch solchen, die da kämen! (Son. 3.)

Ein anderes:

Glücklicher, lieber Kerker, drin mich eben
Die holde Feindin, — nicht aus Gram und Wut;
O nein, aus Mitleid und aus Liebesglut —
Die schöne Traute, hat in Haft gegeben!

Wenn sich der Schlüssel dreht, wie muß erbeben
Sonst ein Gefangner! — Ich hab frohen Mut;
Nicht Qual und Tod erwart ich von der Hut,
Gesetz und Richter, — nein, ein freudig Leben,

Gütigen Gruß und seliges Umschlingen
Und Lachen nur und Scherz und fröhlich Spiel;
Ein frei Geplauder, dem die Zügel fehlen;

Und süße Küsse tausend Wonne bringen
Nein, tausend nicht, — vieltausendmal soviel!
Noch wenig wär es, ließ sich alles zählen.

Verwandt in der Stimmung sind zwei längere Gedichte, die als Pendants zu denken sind, die fünfte und sechste Elegie. Die erste frohlockt im hellsten Dur über eine wonnenreiche Nacht:

O die mir heller als des Tages Leuchte
Und lieblicher und wonnevoller deuchte,
Du nimmermehr gehoffte teure Nacht!

Und ihr, die ihr den Liebesdiebstahl gerne
Beschützt, verdecktet euer Licht, o Sterne,
Und störtet nicht des holden Dunkels Macht! . . .

Während hier Jubel und Glück nach Worten rangen, tönt es grollend aus der nächsten Elegie:

Nacht, heller als der Tag — zu meinem Schaden! —,
Der Bosheit Vorwurf muß ich auf mich laden:
Süß hofft ich dich, und bitter ich dich fand!

Kimmeriens Finsternis erwünscht mir deuchte:
Nun aber sah ich, du hast jede Leuchte,
Soviel am Himmel strahlen, angebrannt.

Luna, die du so hellen Schimmer bringest,
Ich glaub, als du zu deinem Schäfer gingest,
Da hattest du der Strahlen nicht so viel.

Die Küsse, die von seinem Munde flossen,
Bedenke, wie du wonnig sie genossen:
Gerad so herb machst du mein süßes Spiel!

Doch deine Freuden glichen nimmer diesen,
Wir mir sie winkten, — wurd als wahr erwiesen,
Womit Endymion einmal geprahlt:

Aus deinen Augen habe nicht die Liebe,
Vielmehr die Gier, der Habsucht niedre Triebe
Nach wollnem Fell, das er dir bot, gestrahlt.

Hat aber wirklich Liebe dich geleitet
Und nicht der Geiz, sowie man es verbreitet,
Nimm fort die Lichter, denn sie sind mir feind!

Wer Liebe fühlt, sucht ja nicht aufzudecken
Den süßen Diebstahl, weil kein andrer Schrecken
Und keine Kränkung groß wie diese scheint.

O welche Wonne willst du mir vergällen!
Mich zwischen Furcht und Hoffnung hinzustellen,
Wie's jahrelang geschah, reicht das nicht aus?

Willst du Entschädigung nach Leidenstagen,
Gelegenheit, — willst du sie mir versagen?
Sie breitet schon die Schwingen, — fliegt hinaus.

Enthülle nur die Fenster, Wand und Türen!
Sucht auch dein falsches Licht uns aufzuspüren,
Was wir verhehlen, tut es keinem kund. —

Was sind das häßliche, Barbaren-Sitten!
Sie kommen in den Straßen noch geschritten,
Statt hübsch zu schlafen! In so später Stund!

Man sollt es nur den Liebenden vergönnen,
Und keiner sollte jetzt noch wandeln können,
Zählt man ihn nicht den Dienern Amors zu.

O süßer Schlaf, komm, um mir beizustehen:
Die Luchse rings und Argus, die da gehen,
Suche sie auf und lade sie zur Ruh!

Ich fleh' und spreche, ach, zu tauben Ohren;
Der Tag ist da und alle Frucht verloren!
Ich gehe, schleiche näher, fliehe fort,

Bin fast schon drin, den Mantel überm Haupte:
Doch weil ich Leute zu vernehmen glaubte
Oder zu sehn, enteil ich von dem Ort.

Was mach ich? Türen, Fenster stehen offen!
Was kann ich hier vor hundert Augen hoffen?
Vergeblich Harren! Stumm kehr ich zurück: —

Mißlungner Plan! Umsonst ersehntes Glück!

Ergötzlicher ist wohl noch selten ein vereiteltes Stelldichein geschildert worden. Wer kann solcher Selbstironie widerstehn? Ariost, zu den Besten gehörend, durfte sich selbst zum besten haben.

So wird Lust und Leid der großen Passion gesungen, bald schwungvoll und pathetisch, bald spielend und neckisch, mit köstlichem Humor, dessen Schellenglöckchen nirgends in der Renaissance so unwiderstehlich lustig klingen wie bei Ferrares heiterm Sohne.

Der hohe Klang reiner Freude tönt durch ein Gedicht (Capitolo 1), das — wie die Erklärer gewiß mit Recht vermuten — auf die heimlich vollzogene Vermählung mit seiner Alessandra sich bezieht. Man fühlt, wie der Ueberschwang der Seligkeit, die doch verhehlt werden muß, nach Betätigung drängt. Der Schluß lautet:

Ich bin des Glückes voll, — mags jeder hören!
Jubel und Hochgefühl mich ganz betören;
Ein großer Teil kann nicht im Busen ruhn.

Doch was der Anlaß meiner hohen Wonne,
Kommt nicht durch Stimm und Zung ans Licht der Sonne.
Sollte mich Gott je andern Sinnes finden,

Mag die entwurzelt werden, jene schwinden!

III.

Die bisher betrachteten Dichtungen hatten es lediglich mit den beiden Liebenden zu tun. Unser besonderes Interesse nehmen andre Kompositionen, die gewissermaßen einen historischen Hintergrund haben, in Anspruch. Hier erschließt sich ein weiterer Horizont; wir sehn den Dichter als Teilnehmer an den großen Zeitereignissen, im Weltgetriebe, als Mithandelnden, Mitleidenden. Die neunte Elegie zeigt uns, daß Ariost im April 1512 in Ravenna war, kurz nach der blutigen Schlacht vom zwölften desselben Monats, in der die Franzosen und mit ihnen Alfons von Ferrara, über die Spanier, Schweizer und Papst Julius II. siegten. Wir hören, daß Liebeskummer und der Wunsch, seine Leidenschaft zu unterdrücken, ihn zur Entfernung aus Ferrara bewogen. Handelt es sich, wie manche glauben, auch in diesem Fall um Alessandra, so muß man annehmen, daß die Reise einer jener Versuche, sich zu betäuben war, auf die Ariost in der ersten Kanzone anspielt: Alessandra war 1512 noch verheiratet und scheint den ihr dargebrachten Huldigungen widerstanden zu haben. Die Elegie, deren Ton durchaus ernst ist, beginnt:

Man sagt — ob's wahr ist, kann ich nicht bekunden —,
Daß ein Verletzter in seine Wunden
Hineinlegt, was er findet, ohne Wahl:

Bald dies, bald das von Kräutern, große, kleine,
Dorn, Erde, Wasser auch und Holz und Steine;
Nichts hilft ihm, und er mehrt nur seine Qual,

Schafft sich den Krieg und tut's des Friedens willen.
Sein grimmes Leiden sucht er sich zu stillen
Und schließt es fester nur in sich hinein.

Ich gleiche diesem Bären, darf ich sagen,
Laß immer, seit die Liebe mich geschlagen,
Mir Wundenöffnung angelegen sein,

Mit Stich und Brand, und öfter mag's geschehen,
Daß schlimme Gifte in die Wunde gehen,
Derweil ich suche, was ihr Lindrung bringt.

Ich wollt erproben, ob durch ein Verlassen
Der Stätte, wo nur Härte wohnt und Hassen,
Die Wunde wohl zu heilen mir gelingt . . .

So mied er Orte, wo Freude und Lachen wohnen; denn an solchen wird Amor genährt. Heilung suchte er an Stätten des Entsetzens und des Jammers:

Wo rings das Land von Blut war übergossen
Der Unsern und der Fremden (ach, noch flossen
Die roten Ströme), sah ich auf und ab

Den einen Toten so dem andern nahe,
Daß, ohn auf sie zu treten, es beinahe
Auf Meilenweite keine Pfade gab.

Von denen zwischen Rhein und der Garonne
Sah ich da Greu'l geschehen, daß die Sonne
Erstarren könnte und die ganze Welt.

Doch nicht geringer wird das Leid im Herzen:
Ich sehe keinen Jammer, keine Schmerzen,
Daß nicht mein Leid die Oberhand behält . . .

Nachdem alle Mittel fehlschlugen, auch die Abwesenheit, sieht er für sein Weh keine Rettung mehr:

Zu weit sind die thessalschen Zauberinnen,
Mit Sprüchen und beschwörendem Beginnen,
Um irgendwie von Nutzen mir zu sein.

Nun bleibt mir keine Hoffnung mehr auf Erde,
Als daß die Schmerzen übermächtig werden,
Bis sie, mich tötend, euch von läst'ger Pein

Und mich von großer, langer Qual befrei'n.

Ein andres Reisebild bietet uns das vierte Capitolo. Ippolito d'Este unternahm 1515 einen Besuch am Hofe von Urbino; Ariost, in seines Herrn Gefolge, erkrankte unterwegs in den Apenninen und mußte zurückbleiben, in Fossombrone wahrscheinlich. Auf diesen Ort weist eine Anspielung in den beiden Anfangsterzinen, wo von Flavius Vespasian, der zur Abkürzung der Via Flaminia von Rimini nach Rom dort eine Bergdurchbohrung vornahm, sodann von der in der Nähe erfolgten Niederlage des Hasdrubal Barca am Metaurus die Rede ist. In Bergeinöde, auf dem Krankenbett, unter Todesgedanken entstand die Versepistel an den Kardinal Del bel numero vostro avrete un manco:

Bald wird man, Herr, der Euren einen missen:
Ich bleibe, wo die Seit' einmal zerrissen
Dem Berge ward durch Flavius' mächt'gen Stoß;

Er gab, des Weges Härte abzustellen,
Ihn als den Uferrand für jene Wellen,
Die Unglück brachten einem Barka-Sproß.

Ich bleibe, für die Treue zu vollbringen,
Was Liebe wollte, soll mir nicht gelingen.
Ich lös' auch nicht von euch der Treue Pfand.

Das Fieber hält mich: ob es arg mich quäle,
Bekümmert dieses nicht so tief die Seele
Wie, daß es jetzt mich in seine Netze bannt . . .

Ein kranker Pilger, fern vom Heimatstrande
Allein gelassen in dem fernen Lande,
Grüßt der Gesundheit Nahen halb so froh,

Wie ich zu Haus ein leises Kräfteschwinden:
Dort wird es ein Willkommen bei mir finden,
Entging ich meines Dienstes Frone so . . .

Diese offenherzige Aussprache an den strengen Gebieter selbst nimmt uns wunder. Der Dichter hofft auf Nachsicht, weil sein Patron „ja selbst empfunden, wie die Geschosse Amors scharf verwunden":

Sei Glück für euer Tun so fest zu hoffen,
Wie's wahr ist, daß der Pfeil euch oft getroffen!
Geheilt, so glaub ich, seid ihr noch nicht heut;

Da wißt ihr ja: es mag dem Menschen frommen,
Der dieses Joch hat auf den Hals bekommen,
Wenn er mißachtet, was der Gott gebeut?

Für Ungehorsam hat ihm Amor schon Strafen geschickt, deren kleinste das Fieber ist, und vielleicht bereitet der Tod ihm schon die Bahre. Ausführlich malt der Kranke sich aus, wie er einsam stirbt und zu Grabe getragen wird, ohne daß die Mutter (Frau Daria lebte noch) und die Schwestern trauern, und schwarzgekleidet hinterm Sarg die Brüder schreiten. Auch Madonna fehlt, deren Mitleid, im Busen erwachend, ihr Blut zu ungewohntem Feuer erwärmen könnte:

Schaut sie das Antlitz, bleich und ohne Leben,
So wird der tote Körper sich erheben; —
Ich glaube sicher, also wird es sein.

Rührende Anhänglichkeit an die Heimat tritt in den Schlußversen hervor:

Und will es mein Geschick, daß ich dem Grabe
Durch dieses Fieber mich zu nahen habe,
Und hilft Gelübde nicht noch Arzenei,

So muß ich, Herr, als höchste Gunst erflehen:
Laß meinen Leib zur teuern Heimat gehen,
Daß er nicht ewig in Verbannung sei!

Dort zu Ferrara ruhen die Gebeine;
Des Endes Ursach lese man am Steine,
Und dieses werde jedem klar gemacht:

Der Maulwurf stirbt, nimmt man ihn aus der Erde;
Der Fisch dem Wasser nicht entrissen werde!
So hat ihm, der hier schläft in Grabesnacht,

Das Fernsein von der Herrin Tod gebracht!

Ob die Todesgedanken ernsthaft waren? Ob das ganze Gedicht nur der Form nach eine Epistel an den Gebieter, in Wahrheit aber eine — vielleicht nachträglich dargebrachte — Huldigung an die Geliebte darstellt? Wir sind zur Beantwortung dieser Fragen nur auf Vermutungen angewiesen.

Ebenfalls fern von Ferrara ist gedichtet und in eine Huldigung an Alessandra klingt die elfte Elegie aus, deren eigentliches Thema eine begeisterte Verherrlichung der Stadt Florenz ist. Gentil città, beginnt sie:

Anmut'ge Stadt, die, stolzem Fels[1]) entstiegen —
Mit Aerger sieht er jetzt vielleicht dich liegen —
Hier unten deine Mauern hast gereiht!

Toskanas bestes Teil ist schon dein eigen:
Solltest als Herrin dich des Ganzen zeigen,
Denn es verdiente deine Herrlichkeit.

Wo fänden sich geziemend hohe Weisen,
Ein Stil, der würdig wäre, dich zu preisen?
Wer kann ermessen deines Ruhmes Feld?

Deinem Mugnon, wenn ihm die Wasser fehlen,
Könnt ich viel eher alle Steine zählen
Als künden, was uns in Erstaunen hält:

Wie du im Tale lieblich bist gelegen,
Wie fruchtbar dein Gebiet dem Meer entgegen
In Au'n und grünen Hügeln sich erstreckt;

[1]) Fiesole, von dem Florenz abstammt.

Wie es des Arno Wogen fröhlich teilen,
Wie tausend frische Bäche zu ihm eilen,
Die alle unterwegs sein Flügel deckt.

Sieht man den Plan von Villen übergossen,
So scheinen sie vom Grund emporzusprossen,
Wie nur ein Reis, ein Zweiglein sprossen kann.

Wäre der Schlösser Zahl in einen Rahmen
Gespannt mit einer Mauer, einem Namen,
So reicht ein doppelt Rom wohl nicht daran.

Sehr viel mehr möchte man zur Kennzeichnung von Ariosts lyrischer Eigenart noch beibringen. Raummangel gebietet, zu schließen. Auch nach dem nur flüchtig bis hierher Angedeuteten dürfte der Leser, so hoffen wir, den Eindruck haben, daß Ariosts Rime eine nähere Bekanntschaft reichlich lohnen. Es sind zweifellos hochbedeutende poetische Erzeugnisse. Im vollen Sinne ein Künstler, hat der Dichter des Furioso seine glänzenden Gaben auch hier entfaltet; seine reiche Individualität hat diesen kleinern Werken ihren Stempel aufgedrückt. Die Klaue des Löwen ist überall zu erkennen. Welche Fülle der Stimmungen und Bilder in seinen Elegien und Capitoli! Jedem Tone werden seine virtuosen Strophen gerecht, dem feierlichen, dem neckischen, dem behaglich scherzenden. Und wuchtig weiß er die satirische Geißel zu schwingen. Das Sonett — für so viele ein „vierzehnzeiliges Prokrustesbett der Gefühle und Gedanken" — wird für ihn das geschmeidigste Instrument. In der Gedrungenheit der Form wächst nur seine Kraft. Die Klarheit und Schönheit des Sonettenbaus, die Jakob Burckhardt hervorgehoben hat, die Aufforderung zur Steigerung des Inhalts in der lebhafter gegliederten zweiten Hälfte, alles kommt bei Ariost in vollendeter Weise zur Geltung. Für den Literaturfreund hat noch eins in den lyrischen Gedichten besondern Reiz: der Niederschlag dessen, was des großen Ferraresen Seele bewegte, und die darin zu findende Ausbeute für die Kenntnis seines Lebens.

Es mag wirklich die höchste Zeit erscheinen, daß unser deutsches Lesepublikum diesen bisher in Nacht begrabnen Geistesschätzen näher trete. Nach dem ganzen Reichtum seiner Gaben von uns gekannt und und beurteilt zu werden, darf der göttliche Ludwig als sein Recht in Anspruch nehmen.

Rundschau

Der kretische Block

Im Laufe eines Jahrhunderts hat Griechenland sieben unglückliche Kriege für die Insel geführt, die heute kaum eine halbe Million Einwohner zählt, und die erbittersten Aufstände der Kretenser hatten keinen andern Erfolg, als daß im November 1898 der Prinz Georg von Griechenland durch Rußland, Frankreich, England und Italien zum Oberkommissar der Insel ernannt wurde. Damals, nach den armenischen Metzeleien, bestand für die vier sogenannten Schutzmächte die Möglichkeit, das kretische Problem in irgend einem Sinne — für Griechenland oder für die Türkei — zu lösen. Die hohe Pforte lag unter dem unseligen Abdul Hamid in einem Zustand lethargischer Ohnmacht, und selbst wenn ihr der damalige österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Agenor Goluchowski, dann und wann in Form einer hochoffiziösen Drohnote des Wiener „Fremdenblatts" eine Kampfereinspritzung verabfolgte, reagierte sie kaum auf ein so äußerliches Ereignis. Auch Griechenland hätte sich damals natürlich jedem Machtwort gefügt.

Gewiß: die Kretenser und die Griechen wünschen ihre Vereinigung aufs sehnlichste, den Türken lag augenscheinlich nicht viel daran, daß sie unterbleibe, aber den Mächten paßte es nicht in den Kram, den kretischen Block von der Brust Europas zu wälzen. Sie wollten die Sache lieber so machen, wie der bekannte Hundebesitzer, der seinem Liebling vom Schwanz jeden dritten Tag ein kleines Stückchen abhackte, weil eine solche Operation in Partien für den Liebling weniger schmerzlich sei. Bei einem Haar wäre nun freilich der Liebling Kreta seinen klugen vier Herren ins Gesicht gesprungen und hätte ihnen fein säuberlich und glatt die ganze Nase weggebissen — so liebenswürdig sind nun einmal zuweilen Lieblinge.

Es gibt in der Geschichte der warmherzigen Tierhalter noch ein schlichtes Beispiel für das Verhalten der Mächte: den Mann, der seinem Esel das Essen abgewöhnen wollte. Er gab dem gemütlichen Tierchen jeden Tag ein winziges Quantum weniger zu beißen. Das geschah so langsam, daß das der dumme Esel weiter nicht merkte. Desto größer war die Freude des Besitzers. Einmal war der Esel gerade im Begriff, sich durch die sachkundige Behandlung seines Herrn die Unart des Essens vollständig abgewöhnt zu haben, da machte das dumme Vieh die erbärmlichste Dummheit seines Lebens: es legte sich hin und starb . . . Ganz paßt ja nun diese Geschichte nicht auf die hochweisen Mächte und auf die gescheiten Kreter. Vielmehr machten es die Mächte umgekehrt: Sie fütterten die Kretenser mit so viel griechisch-nationalem Sinn, daß

die Insulaner vor Nationalgefühl platzten und mit den Türken auch auf dem Papier, das die Rechte auf die Insel dem Sultan verheißt, nichts mehr zu tun haben wollten.

Durch eine Note vom 1. August 1906 haben die vier Schutzmächte, die man in der Folge oft die vier Ohnmächte genannt hat, der griechischen Regierung das Recht eingeräumt, das Amt des Oberkommissars selbständig zu vergeben — natürlich mußten die Mächte vor der definitiven Besetzung des Postens vertraulich um ihre Zustimmung angegangen werden. Dergleichen gehört aber ohnedies zum guten Ton des diplomatischen Verkehrs, und bekanntlich fügt sich diesen Formen von Europas übertünchter Höflichkeit sogar die Regierung der Vereinigten Staaten, die in der letzten Zeit z. B nach Wien die unmöglichsten Vertreter entsandt hat. Das Recht der selbständigen Besetzung des überaus wichtigen Postens wurde der hellenischen Regierung nicht etwa heimlich erteilt, sondern in aller Form des Rechts amtlich publiziert, und der frühere griechische Ministerpräsident Zaïmis, der Nachfolger des Prinzen Georg, wurde infolge dieser Bekanntmachung in Kreta mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Mächte duldeten ferner, daß die kretischen Offiziere im Namen des griechischen Königs ernannt wurden, und im Namen des griechischen Königs wurde die Justiz gehandhabt, wurden Urteile gefällt. Die kretischen Marken trugen das Bildnis des Königs von Griechenland. Auf der andern Seite hob die Türkei für kretische Waren einen Zoll ein. Nun brauchte die türkische Regierung freilich immer viel Geld, aber bei all ihren Geldsorgen ging sie ihrer bulgarischen Provinz gegenüber in Zollfragen doch niemals so weit, wie gegen Kreta. Und auch mit Bulgarien ging der Zusammenhang nicht sehr weit. Unter solchen Umständen faßte die kretische Nationalversammlung den Entschluß, die Insel definitiv an Griechenland anzuschließen und den tatsächlichen Zustand in einen formell-rechtlichen zu verwandeln. Das war zwei Monate, nachdem in der Türkei die Konstitution proklamiert wurde, und wenige Tage, ehe Bulgarien sich zum Königreich erhob und Bosnien und die Herzegowina endgültig für österreichisch-ungarische Reichslande erklärt wurden. Griechenland machte seine Sache damals nicht sehr geschickt. Es verhielt sich zu den kretischen Wünschen äußerlich passiv und fragte durch seine Vertreter im Auslande so en passant bei den Mächten an, wie sie sich zu einer Annexion Kretas verhalten würden. Und wer viel fragt, bekommt auch in der Diplomatie viel Antworten. Die Schutzmächte sagten: Nein! Nicht als ob sie das erwachte Nationalbewußtsein der verjüngten Türkei gefürchtet hätten. Denn erstens hatten die Jungtürken bald alle Hände voll zu tun, um gegen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien zum Boykott zu rüsten, und zweitens glaubten die Diplomaten nicht im entferntesten an den Bestand der Verhältnisse in der Türkei — denn sie überschätzten alle die Energien Abdul Hamids. Hätte Griechenland Kreta am 4. oder 5. Oktober annektiert, so wäre nichts weiter geschehn, als daß Frankreich den Griechen Geld gepumpt hätte,

um damit den Trennungsschmerz der Türken zu lindern. Nach drei Fronten kann ein Staat unmöglich Krieg führen, der heute, nach zwei Jahren den innern Feind der Korruption und Desorganisation noch lange nicht niedergerungen hat.

Als die bosnische und die bulgarische Frage geregelt und der Angriff der April-Revolution Abdul Hamids von den Jungtürken zurückgeschlagen war, trat in dem Verhalten der Schutzmächte eine unverkennbare Aenderung ein. Sie rückten mit einem hörbaren Ruck von den Griechen und den Kretensern ab, um sich bei den Türken beliebt zu machen. Dazu bestimmten sie in erster Linie wirtschaftliche Gründe: Die modernisierte Türkei hat so allerhand kostspielige Bedürfnisse: Telephon, elektrisches Licht, elektrische Bahnen, Kanonen, Schiffe. Alles das muß sie aus dem Ausland beziehn. Die Türkei besitzt aber auch selbst reiche noch ungehobene Schätze: Petroleum- und Naphtagruben, und die neue Ordnung der Dinge im ottomanischen Reich wird möglicherweise doch von Bestand sein.

Dazu kommt die alte Eifersucht der Mächte, die ganz allein eine rechtzeitige glatte Vereinigung der kretischen Frage verhindert hat. Kreta besitzt einen sehr großen Mittelmeerhafen in der Sudabai, der für England ein Ziel ist, dessen Erreichung sie schon lange aufs innigste wünschen muß. Italien hat ein nicht minder großes Interesse daran, als Mittelmeermacht keinen so unangenehmen Konkurrenten in der Nähe zu haben, wie England. Rußland ist vom Hause aus mißtrauisch gegen alle Aenderungen des status quo auf dem Balkan. Nachdem Rußland — Freund und Gönner Bulgariens in den letzten Jahren — bis zur Unabhängigkeitserklärung im österreichisch-serbischen, und im bulgarisch-türkischen Konflikt so rein gar nichts gewonnen hatte, legte es nun eo ipso gegen jede Veränderung sein Veto ein. Frankreich wieder hat, als der Bankier der Welt, ein zu großes Interesse an der Erhaltung des Friedens, als daß es die Kreise Englands nicht stören müßte, dem an einem großen Balkanbrand schon aus dem Grunde etwas liegt, weil es über einem so intensiven und dauerhaften Feuer allerhand Privatsuppen kochen könnte.

Aus diesen verschiednen Interessen ergeben sich Reibungsflächen, die nicht unbedenklich sind. Nur Deutschland und Oesterreich sehn dem großen Rennen um die Gunst Griechenlands und der Türkei ohne Aufregung zu. So oft auch Herr Pichon die beiden Mittelmeerstaaten aufs höflichste einladet, doch nicht so untätig dabei zu stehn, wie die vier Ohnmächte den kretischen Block von unsrer Brust wegwälzen und ihn dann zur Abwechslung wieder auf Europas geschätzten Lungenkasten werfen, ebenso höflich winkt Graf Aehrenthal und mit ihm der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen ab und denkt liebenswürdig: „Verbrennt euch doch allein die Finger!"

Die Herrschaft auf dem stillen Ozean

„Die künftige Herrschaft über den Pacific", sagte Roosevelt im Jahre 1903, „gehört der Union". Seit der Besitzergreifung der Philippinen stand dies Ziel schon klar am politischen Horizont. Der siegreiche Krieg gegen Spanien öffnete den Yankees die Augen über die Unzulänglichkeit ihrer

Seerüstung. Roosevelts Verdienst ist es, die Flotte im Laufe weniger Jahre von einer „zweiten Ranges" zu der „zweiten" auf der Erde emporgehoben zu haben. Der Grund für die Rüstungen lag in erster Linie in dem sich immer mehr zuspitzenden Verhältnis zu Japan, der Abwehr jener jung aufstrebenden Großmacht, die zu allgemeiner Verwunderung wie selbstverständlich ihr Recht auf den stillen Ozean als ihre Domäne proklamierte. In zweiter in der Erkenntnis, daß für eine Regierung, die in Fragen der Weltpolitik mitsprechen will, eine starke Flotte das Instrument ist, mit dem sie sich im Konzert der Mächte Gehör schafft. Mahan hatte schon vor Jahren prophezeit, daß die Position der Vereinigten Staaten, gebettet zwischen 2 Meeren, entweder die Quelle großer Schwäche oder der Anlaß zu starken Ausgaben sein würde, falls ein an beiden Küsten florierender Handel zu schützen sei. Der Impuls, den ebenso, wie die Kriegsflotte, auch die Kauffahrteimarine Roosevelt verdankt, ließ die Entscheidung gegen den Zustand der Schwäche fallen. Und hiermit wurden die Aufwendungen für die Flagge, die dem Handel folgte, nötig. Mit dem Einsetzen dieser Periode gehört der Zustand des allen Welthändeln Entrücktseins endgültig für die United States der Vergangenheit an. Vorläufig ist der Blick auf die den Westen umspülenden Wasser gebannt, hinüber zu jenem von der Natur so lieblich ausgestatteten Inselreich. Im Jahre 1907 kam der Uebermut der kleinen, tapfern Gelben, die die Probe ihrer Kriegstüchtigkeit im letzten Feldzug gegen Rußland so glänzend bestanden, unverhohlen zum Ausdruck. Schulfragen in Frisco, Einwanderer-Händel in Californien und auf den Hawai-Inseln wurden zu politischen Streitobjekten ersten Ranges aufgebauscht. Trotz des Staubs, den die Einwandererfrage aufwirbelte, barg sie nicht den eigentlichen Kern der Spannung. Der lag im fernen Osten, wo die Yankees sich auf wirtschaftlichem Gebiet nicht von den rastlos vorwärts strebenden Japanern in den Hintergrund schieben lassen wollten. Seitdem die stars and stripes auf den Philippinen wehn, ist die Schwerkraft amerikanischer Politik nach Ostasien verlegt. Europa ist beiseite geschoben. Hoffnungen und Befürchtungen liegen im Osten. Erwartungsvoll schaut der amerikanische Kaufmann auf die Eroberung des ostasiatischen Marktes, voll banger Sorge gewahrt der Staatsmann die gewaltige Welle der schlitzäugigen Masse, die die Union zu überfluten droht. Unser Herrscher lenkte die Blicke der weißen Rasse wiederholt auf die gelbe Gefahr hin. Er veranlaßte damit die Amerikaner, das Problem des stillen Ozeans schärfer ins Auge zu fassen.

Roosevelt bewies die gleiche Unerschrockenheit, die er schon als Oberst der Rauhreiter auf Kuba im Kampf gegen die Spanier gezeigt hatte. Er trumpfte in nicht mißzuverstehender Geste mit der mailed fist auf, die recht imposant durch 16 erstklassige Schlachtschiffe, von deren Deck stolz das star spangled banner flatterte, dargestellt wurde. Der Marsch der Flotte, der im Dezember 1907 von Hauptmann Roads seinen Ausgang nahm, war ein trefflicher Schachzug. Das finanziell gänzlich ungerüstete Nippon, dem gegenüber selbst die Bank von London, geschweige denn andre Kassen, ihre Taschen zuhielt, mußte zu Kreuze kriechen.

Nichtsdestoweniger bleibt die Gefahr eines Zusammenstoßes latent. Die Rüstungen für einen kriegerischen Konflikt sind das punctum saliens der amerikanischen, wie der japanischen Politik. Beide Völker erheben Anspruch auf die Vorherrschaft im stillen Ozean. Die Vereinigten Staaten offenkundig. Ihre Interessen in den ostasiatischen Gewässern, ihr Besitz dort, die Philippinen und der Handel über das Meer lassen ihre Forderung berechtigt erscheinen. Japan glaubt lediglich zur Wahrung seines Prestiges sich nicht mit einer Nebenrolle zufrieden geben zu sollen. Satori Kato, ein japanischer Admiral, sagt in einem bemerkenswerten Aufsatz im „Navy league annual" nach einer Untersuchung über die Berechtigung der Ansprüche „whether allowed or disallowed, Japan's insistent aspiration is to be the mistress of the Pacific!" Das spricht charakteristisch für japanische Anschauungen.

Welche Chancen sind den beiden Konkurrenten bei ihrem Ringen um die Vorherrschaft auf dem stillen Ozean in kriegerischer Beziehung zuzumessen? Die Vereinigten Staaten schufen sich durch die Philippinen eine Achillesferse. Die Inselgruppe liegt knapp 1000 Seemeilen von der Südspitze Nippons entfernt Beim Ausbruch eines Krieges würde es ein Leichtes sein, mit einer Transportflotte, z. B. von Nagasaki aus, einige Armeekorps

hinüber zu werfen. Onkel Sam glaubt durch die Befestigungen Manilas der Invasionsgefahr zu begegnen. Die Japaner werden sich hüten, die Enge bei Coregidor — am Eingang zur Manila-Bucht — zu forcieren. Günstige Landungsplätze gibt es hinreichend auf Luzon, nördlich von Manila in der Subig Bay, südlich bei Batangas. Admiral Sperry, der Befehlshaber der 16 Linienschiffe der Erdumsegelungsflotte, sagte, nachdem Evans das Kommando niedergelegt hatte, er halte es nicht für nötig, größere Flottenteile in den philippinischen Gewässern zu stationieren. Die dort befindlichen Schiffe könnten infolge der durch die Erdreise dargetanen Beweglichkeit der Hauptflotte im Ernstfall in genügender Weise unterstützt werden. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß die Seestreitkräfte der Union jetzt so stark seien, daß sie selbst einen Angriff der Japaner auf die Philippinen nicht zu fürchten brauchten. Man wird jedenfalls im Kriege gegen Japan die Inseln zunächst sich selbst überlassen und mit dem Gros vor die japanischen Häfen rücken. Durch eine strenge Blokade, schon allein von Jokohama, Nagasaki und der Binnlandsee, wird der Mikado bald gezwungen werden, um Frieden zu bitten. Dann ändert auch die eventuell erfolgte Besetzung von Luzon an der Sachlage wenig. Ferner darf man nicht außeracht lassen, daß die Eingebornen dort, die tapfern Tagalen, die schon im Kampfe gegen die Spanier zeigten, welch' kriegerisches Volk sie sind, eher gegen die Japaner, als für sie Partei nehmen werden. Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte läßt sich die neuerdings energisch in die Hand genommene Beschäftigung der Yankees mit Befestigungsplänen der Hawai-Gruppe verstehn. In der Presse wurde vielfach von schon „vollendeten" Forts, Docks und Kriegswerften gesprochen. Diese Meldungen eilen den Tatsachen voraus. Auch in diesem Etatsjahr wurden noch keine Mittel für die Anlagen in Pearl Harbour angefordert, da die Pläne noch nicht feststehn. Jedenfalls aber wird in den nächsten Jahren der Ausbau des Platzes als Basis der Flotte vor sich gehn. Pearl Harbour stellt später den Schlüssel zum Panama-Kanal und eine wichtige Etappe auf der Route nordamerikanischer Kontinent — Ostasien dar. Die Hawai-Inseln liegen rund 1000 Seemeilen von San Francisco und 2000 von Jokohama entfernt. Eine sich vom Westen Nordamerika nähernde Flotte müßte sich erst in den Besitz der Inselgruppe setzen, ehe sie den Weitermarsch antreten könnte.

Endlich ist noch auf die Bedeutung des Panama-Kanals hinzuweisen. Mit seiner Eröffnung, die in 5 bis 6 Jahren zu erwarten ist, vermindern sich die Chancen Japans gegenüber der Union erheblich. Der befestigte Kanal, dessen Zugang von starken Seestreitkräften bewacht wird, ist von unschätzbarem Wert für die amerikanische Flotte. Er ermöglicht es den im atlantischen Ozean befindlichen Geschwadern, in kurzer Zeit auf dem Kriegsschauplatze an der Westküste zu erscheinen. Die Abkürzung des Weges beträgt von Newyork nach Frisco etwa 9000 Seemeilen.

In der Hauptsache lautet, wenn man die Frage aufwirft, wer — Japan oder die Vereinigten Staaten — wird die Herrschaft auf dem stillen Ozean ausüben, die Antwort: „Der, der über die stärkere Seemacht verfügt". Heut und auf lange Zeit hinaus ist die Flotte unter dem Sternenbanner die mächtigere. Eine Gegenüberstellung der Streitkräfte wirkt überzeugend. Am 1. Januar 1910 war der beiderseitige Bestand der folgende (nach Marinerundschau, Februar-Heft):

Vereinigte Staaten:

Linienschiffe fertig	25	mit	349 000 t,
im Bau	8		
Panzerkreuzer fertig	15	mit	190 000 t,
im Bau	—		
groß. gesch.-Kreuzer	3	mit	21 000 t,
klein. gesch.-Kreuzer	13	mit	44 400 t,
Torpedoboote über 200 t Größe	44		
Unterseebote	35		

Japan:

Linienschiffe fertig	11	mit	155 000 t,
im Bau	4		
Panzerkreuzer fertig	11	mit	110 000 t,
im Bau	2		
groß. gesch.-Kreuzer	2	mit	13 500 t,
klein. gesch.-Kreuzer	12	mit	44 300 t,
Torpedoboote über 200 t Größe	44		
Unterseeboote	11.		

Japan besitzt noch keinen fertigen „Dreadnought", die Vereinigten Staaten 4. Japans Flottenbudget beläuft sich 1909/10 auf 151,2, das amerikanische auf 575,1 Millionen Mark.

Ein Vorgehn der japanischen Flotte gegen die Vereinigten Staaten wird vielfach hinsichtlich der schwierigen Lösung der Auf-

gabe unterschätzt. In den Zeiten der Segelschiffahrt konnte eine Flotte fast ohne Troß weit abgelegene Kampfplätze aufsuchen. Der Motor „Wind" war aller Orten anzutreffen, die notwendig gewordenen Reparaturen wurden meist mit Bordmitteln ausgeführt — zerschossene Segel flickte der Segelmacher, durch Kugeln gerissene Löcher in der hölzernen Bordwand verschloß der Zimmermann, der auch die Takellage ausbesserte. Heut brauchen Flotten „Kohlen" und wieder „Kohlen" und Schmiermaterialien. Sie sind gänzlich abhängig vom Aktionsradius. Zur Ergänzung des Brennstoffs muß unter Schutz — in ruhigem Wasser — geankert werden. Das Kohlenübernehmen auf See ist selten angängig. Havarierte Schiffe sind gezwungen, Docks aufzusuchen. Auch kleine Schäden bedingen häufig Werftaufenthalt. So sind nahe gelegene Stützpunkte für die angreifende Flotte nicht zu entbehren. Das Hauptcharakteristikum der geographischen Lage der amerikanischen Westküste in militärischer Hinsicht ist die große Entfernung von Japan. Je größer in einem Seekrieg, wie in jedem Krieg, die Entfernung vom Angriffspunkt ist, um so größer muß der Kraftüberschuß sein, über den der Angreifer verfügt. Angriffspunkte sind an der pazifischen Küste spärlich vertreten, San Francisco, Bremerton bei Port Orchard-Puget, Portland und San Diego. Diese Plätze sind leicht zu verteidigen. Die Defensivstellung der nordamerikanischen Westküste ist erstklassig. Und dennoch müßte Japan sich eines der Häfen als Stützpunkt bemächtigen, wollte es irgend etwas gegen die Staaten ausrichten.

Das Resümee dieser Betrachtung ist: ein, wenn auch latenter Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und Japan liegt vor. Man muß ihn nicht auf dem amerikanischen Festland oder den Hawai-Inseln in der Einschränkung der japanischen Einwanderung suchen, sondern auf der gegenüberliegenden Seite des stillen Ozeans, wo die Yankees nicht willens sind, sich auf wirtschaftlichem Gebiet von den Japanern verdrängen zu lassen. Vorderhand ist an einen Krieg nicht zu denken. Japan steht finanziell gänzlich ungerüstet da, der Ausbau der Flotte stagniert infolge Geldmangels in den letzten Jahren vollkommen. Modernes Kriegsschiffsmaterial ist kaum vorhanden. Die amerikanische Seemacht ist die bei weitem stärkere. Ihre Entwicklung schreitet, wenn neuerdings auch in gemäßigtem Tempo, stetig vorwärts. Ihre Stärke wird aller Voraussicht nach stets auf solcher Höhe gehalten werden, daß sie zur Aufrechterhaltung der politischen und wirtschaftlichen Intressen auf dem Pacific genügt. Mit der Fertigstellung des Panama-Kanals wird die imperialistische Politik der Staaten neuen Nährboden gewinnen. Die Flotte kann an beiden Fronten, der östlichen und der westlichen, in kurzer Zeit konzentriert werden. Das militärische wie wirtschaftspolitische Expansionsbedürfnis erhält freie Bahn. Allerdings wird dann ein neues Moment am politischen Horizont auftauchen! England darf die Sorge um Kanada ad acta legen. Mit seiner übermächtigen Flotte hält es Nordamerika im Schach, indem es nötigenfalls die Zugänge zum Kanal sperrt. Die wirtschaftliche Bedeutung der Wasserstraße steht gleichberechtigt neben der politischen. Das Zukunftsdorado des Handels, die ostasiatischen Häfen, werden der Ostküste der Staaten nähergerückt, die kulturrückständigen Länder des amerikanischen Westens erschlossen

Deutschland sieht gespannt der Entwicklung der Ereignisse auf dem Pacific zu. Nicht, als ob es dort Intressen verfolgte. Aber der Gegensatz zwischen den Staaten und Japan kann nur in uns günstigem Sinne die Hypnotisierung Englands hinsichtlich der vermeintlichen deutschen Gefahr beeinflussen. Die Entblößung der Auslandstationen von stärkern englischen Seestreitkräften wird auf die Dauer nicht durchzuführen sein. Konflikte irgendwelcher Art auf dem stillen Ozean werden gebieterisch einzelne Flottenteile dorthin rufen. So wird die uns bedrohende Konzentrierung der englischen Flotte in der Nordsee aufgegeben werden müssen.

Kapitänleutnant L. Persius.

Ludwig Feuerbach in Berlin

Ludwig Feuerbach, der süddeutsche Philosoph, der geborene und geschworene Feind der Theologen, hegte ein besonderes Interesse für Preußen, speziell Berlin und seinen geistigen Aufschwung Als im Jahre 1864 anläßlich des 60. Geburtstages Feuerbachs auch aus Berlin in seinem bayrischen Landnest Zeichen sinnigen Gedenkens bei dem Freigeist eintrafen, da machte sich der Ein-

siedler von Bruckberg nach Berlin auf. Vier Jahrzehnte vorher hatte er hier die beiden glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht (Ostern 1824 bis April 1826). Berlin regt ihn mächtig an: er möchte, gesteht er nach seiner Heimkehr[1]), im Tiergarten, Unter den Linden oder in den Kunstsälen Berlins herumwandeln, und er überlegt, ob er nicht, wenn auch allein, auf längere Zeit nach Berlin übersiedeln solle. Die Pietà in Potsdam bringt ihm den tiefsten Eindruck, er nennt sie ein unvergleichliches, tiefergreifendes Kunstwerk. Mit seinem Freunde Heinrich Beneke begibt sich Feuerbach in die Mauerstraße, um das Haus aufzusuchen, wo er als Student gewohnt hatte. Bei der Dreifaltigkeitskirche vergegenwärtigt er sich das Glück seiner Berliner Jugendzeit; Erhabeneres als in dieser Andachtsstätte hatte er bis dahin nicht erlebt. Frühzeitig pflegte er sich am Sonntag einzufinden, um Schleiermacher predigen zu hören. „Der kleine, in der Schulter halbschiefe Mann ragte aus der Kanzel kaum hervor. Er verlas ein kurzes Textwort und hob dann mit Betrachtungen an, deren Tiefe und Gewalt mit jedem neuen Satz sich steigerte. Da war nichts Gemachtes, nichts Auswendiggelerntes, nichts Salbungsvolles; man merkte es dem Manne an, wie logisch scharf und rednerisch schön er von Gedanken zu Gedanken kam. Vorher nur in allgemeinen Umrissen überdacht, war die ganze Kanzelrede wie das Ergebnis augenblicklicher Eingebung. Er reihte Glied an Glied an Glied mit dem Geschick Demosthenes, und man sah, wie meisterhaft der Kunstbau seines Vortrages vor dem Hörer entstand: hier Mystiker, da Phanteist, hier wieder Spinoza, da Plato und Paulus in ein und derselben Ideenreihe. Nichts von Ueberredung, sondern nur die vollste Ueberzeugung sprach aus ihm, Probleme lösend und Probleme schaffend, um sie dem eignen Nachdenken der Hörer zu überlassen. Um dieser Erlebnisse willen ist mir Berlin unvergeßlich und dieser Ort hier, wo wir stehn, eine geheiligte Stätte."

Die Freunde wandern bis zur Ecke der Charlotten- und Französischenstraße: Feuerbach steht vor dem bekannten Weinrestaurant von Lutter und Wegener und bemerkt, er sei dort einmal mit Hegel zusammengetroffen, wobei der Student dem damals noch verehrten Meister keimende eigene Gedanken eingestanden habe, die ihn dann selbstständige Wege in die Philosophie führten. Feuerbach und sein Begleiter sehn sich der Universität gegenüber und beschließen, bei dem Theologen August Twesten zu hospitieren, der gerade über Dogmatik las. Sie hörten ihn die Lehre von den bösen Engeln entwickeln; zum Schluß der Stunde berief er sich auf die gegnerischen Ansichten von David Friedrich Strauß und — Ludwig Feuerbach, die er gründlich und tiefsinnig, aber in ihrer blendenden Dialektik gefährlich nannte, doch sei ein Einblick in diese Autoren, „unter nötiger Umsicht und Achtsamkeit auf den Glauben", nicht unstatthaft. Feuerbach wurde durch die zufällige Episode in die lustigste Stimmung versetzt. Da Twesten nach der Vorlesung den ihm persönlich bekannten Freund Feuerbachs begrüßte, stellte dieser natürlich den Ketzer dem Professor vor. Twesten war nicht wenig erstaunt, lud aber Feuerbach zum Mittagessen ein, wo am andern Tage anregende Stunden im Familienkreise folgten. Beim Abschied meinte Feuerbach, er müsse sich vor weiterm Hospitieren bei Theologen und Katheder-philosophen hüten, er würde sonst, weil doch alle gegen ihn donnern, aus dem Dinieren nicht herauskommen. . . .

In einem Brief vom 8. Januar 1824 bat Ludwig Feuerbach zuerst seinen Vater, von Heidelberg nach Berlin übersiedeln zu dürfen, weil Berlin der geeignetste Ort für seine weitere theologische und allgemeine Geistesbildung sei. „Wo kann ich wohl eine bessere Exegese und Kirchengeschichte hören als jene, die der große Schleiermacher und diese, die der bekannte und geschätzte Neander vorträgt? Die Philosophie ist in Berlin wahrhaftig auch in andern Händen als hier. Abgesehn davon, daß ich selbst von ganzem Herzen wünsche, in das Studium der

---

[1]) Ich folge der quellenkundigen, der aufschlußreichen neuesten Monographie über Ludwig Feuerbach von Adolf Kohut, Verlag Fritz Eckhardt in Leipzig.

Philosophie eingeführt zu werden, so ist es ja auch von der Regierung vorgeschrieben, philosophische Kollegien zu besuchen, und wenn es einmal sein muß, so ist es gewiß besser, wahre, nicht bloß sogenannte philosophische Kollegien zu hören, damit man nicht an einen leeren Namen ohne Inhalt seine Zeit verschwende." In Berlin sei ein ganzer Garten voll blühender Bäume, die den müden Wanderer, der nach geistiger Erquickung schmachte, in ihren kühlen Schatten aufnehmen und mit ihren Früchten laben. Die Eltern sind besorgt, der neunzehnjährige Sohn könnte in der Großstadt auf Abwege geraten — mit blühender Phantasie sucht ihnen Ludwig das auszureden: „Der Teufel quartiert sich nicht nur an Höfen, sondern auch in Städtchen und Dörfern ein; aber der Mensch, der etwas andres im Herzen und Sinne trägt als das gemeine Streben und Leben, wird auch mitten durch die Hölle unbeschadet gehn; was sie ihm abzwingt, ist bloß höhnender Spott über sie. Dort wie hier wird mein enges einsames Stübchen die große und weite Welt sein, in der ich mich bewege, und ein liebender Charon mich aus dem Lande der fröhlichen Lebendigen in das stille Totenreich der Bücher übersetzen; dort wie hier werde ich mein armes, trocknes Abendbrot allein für mich verzehren, statt in durstigen Gesellschaften zu schwelgen, und kaltes Wasser wird mein sprudelnder feuriger Champagner sein; dort wie hier wird die Streusandbüchse das Füllhorn meiner vielen und großen Lustbarkeiten, und die Tinte der Burgunder, wenigstens für meine Feder sein." Wir lächeln und respektieren.

Feuerbach studiert in Berlin im Hauptfach Theologie, im Nebenfach Philosophie — und doch war es bereits so, mit dem schönen spätern Bilde zu reden, daß er mit seinem Wesen als Novize schon im Vorhof des Isistempels stand, während sein Bewußtsein noch in Palästina weilte. Schon nach vier Wochen berichtet er nach Hause, welchen Umschwung Hegel in ihm vollziehe, was als Zunder in ihm glimmte, das sehe er in hellen Flammen auflodern. Der Felsblock, den das schwache Herabtröpfeln einer Dachrinne viele Jahrhunderte hindurch nicht erweichend durchdringe, werde schnell von der reißenden Flut eines Stromes aus roher Gestalt zu einem schönen Becken gewölbt. Hegel sei in seinen Vorlesungen bei weitem nicht so undeutlich wie in seinen Schriften, vielmehr klar und leicht verständlich, er nehme sehr viel Rücksicht auf die Stufe der Fassungskraft, auf der seine meisten Zuhörer stehn. Im Jahre 1825 hat dann Ludwig Feuerbach, nachdem er den Termin immer wieder hinausgeschoben, dem Vater mitteilen müssen, daß die Gottesgelahrtheit für ihn endgültig überwunden sei, daß er fortan ganz und gar der religionslosen Philosophie angehöre. Dieser ergreifende Brief ehrt den Charakter des jungen Mannes und wirft ein helles Licht auf die seelische Umstimmung, die Berlin in ihm vollzog. Wir lächeln und bewundern.

Bald meldet er dem Bruder, daß er in Berlin bereits unendlich im Denken gegen früher fortgeschritten sei. Einmal seinen Schranken entlassen, sei der Gedanke ein Strom, der unaufhaltsam weiter mit sich fortreiße. Auf den Rat des mit der Umwandlung nicht einverstandenen Vaters Anselm Ritter von Feuerbach sollte der junge Brausekopf mit dessen intimen Freunden in Berlin, dem Geh. Oberfinanzrat Dürr und dem Kriminalrat und Schriftsteller Eduard Hitzig, fleißig verkehren, die eine gewisse Kontrolle auf ihn ausüben und seinen Tatendrang zügeln möchten. Im Hause Hitzigs verlebte der Student manchen anregenden Abend. In einem weitern Brief wird das Berliner Salonleben jener Tage anschaulich geschildert, der rücksichtslose Ironiker schreibt: „Zum ersten Male zu einem großen Berliner Tee eingeladen zu werden, ist keine Kleinigkeit, zumal da weit und breit die Ansprüche bekannt sind, die an einen gemacht werden, der in diese Mysterien treten will, nämlich daß er sei Poet, Schriftsteller, Künstler, Philosoph, kurz in allem Stümper; aber ich bin bekanntermaßen weiter nichts als ein armer Studio; und wollte daher, um in einem Berliner Tee doch vernünftig aufzutreten, mir vorher aus der Leihbibliothek einige Romane, Almanache Journale holen, damit ich einige poetische, hohe, bombastische Phrasen und Worte in petto hätte, die dann von Zeit zu

Zeit wie süße Lindenblüten herabfielen unter den sanften Zephirshauchen einer Teetasse, sanft gerötet von der Morgenröte Beifall äußernder Damenlippen, und sich spiegelnd in dem blauen Himmelsgewölbe poetisch verzückter Augen; aber wenn ich auch wirklich, wie ich erst wollte, solche Anstalten und Präparationen getroffen hätte, um auf der Eselsbrücke poetischer Ausdrücke die brausenden Blüten des Tees glücklich zu passieren, so wäre es doch umsonst gewesen, denn Hitzig ist ein höchst einfacher, schlichter und gebildeter Mann, wie auch der ganze Kreis, der versammelt war und zum Teil aus bekannten Männern bestand, wie z. B. von Chamisso, der mit Kotzebue die Welt umsegelte." Feuerbach hing also in Berlin sein Herz an die Philosophie, und die Erkenntnis der Wahrheit betrieb er mit reinem Sinn. Sein „Wechsel" als Student war schmal, an Trinkgelage und Duelle durfte er nicht denken, der Vater hatte mit geringen Mitteln für eine zahlreiche Familie zu sorgen. Mein Weg, erzählt der unheimlich fleißige Ludwig, erstreckt sich nicht weiter als in das Kollegiengebäude und in eine Speiseanstalt, wo Kommen, Essen und Fortgehn ein Akt ist. Trocknes dürres Brot, so malt er dem Vater seine finanzielle Lage (wohl um sich etwas aufzubessern), sei sein Morgen- und Abendessen, mittag gebe es eine Portion Fleisch und Gemüse, das in einer Restauration „nach Berliner Art, d. h. kraft- und saftlos gekocht ist." Selbst der selige, stärkende Blick auf eine schöne Gegend sei ihm hier versagt. Und er wendet dem Vater das Herz im Leibe herum: „Wenn ich nur dazu etwas habe, daß ich den bei meinem Sitzen unentbehrlichen Kaffee trinken und hier und da etwas besser zur Nacht essen kann." Vater Anselm ließ sich denn auch rühren und legte den 800 Gulden der Jahresrate gelegentlich noch 100 Gulden hinzu.

Ludwig Feuerbach gehörte in Berlin keiner studentischen Verbindung und keiner Burschenschaft an, beteiligte sich überhaupt nicht am politischen Leben, sondern widmete sich völlig den philosophischen und literarischen Interessen. Dennoch wurde er als sogenannter „Ausländer" und als angebliches Mitglied eines Geheimbundes den damals üppig wuchernden demagogischen Spionriechern verdächtig und mußte allerlei Schikanen erdulden. Die Polizei beobachtete ihn längere Zeit, er mußte vor dem Polizeipräsidenten und vor dem akademischen Disziplinargericht erscheinen und sich im peinlichen Verhör verantworten. Er war vernünftig genug, seinen Vater mit der schwebenden Aergerlichkeit nicht unnütz aufzuregen. Erst als der Unsinn vorüber war und man ihm seine politische Ungefährlichkeit amtlich bescheinigt hatte, berichtet er auch über diese Berliner Episode nach Hause. Der Vater ist entrüstet und spricht dem Sohne seinen Dank aus für sein musterhaftes Betragen. „Suche jetzt die Kränkung, welche Dir widerfahren, so gut als möglich zu vergessen, und lasse sie Dir nur dazu dienen, um Dich in Deinen guten Vorsätzen zu bestärken. Daß diese nie wanken werden, traue ich Dir vollkommen zu. Du hast die Annehmlichkeiten der Wissenschaften gekostet und hast an Dir den Ernst des Lebens erfahren. Und dieses ist wahrlich gerade jetzt in seinem Ernste so finster, daß derjenige halb toll sein müßte, dem es einfiele, sich mit ihm einen Spaß machen zu wollen."

Der philosophische Zauberkünstler Hegel hielt den jungen Feuerbach in Berlin im Bann seiner großen und geschlossenen Gedanken. Die Universität Berlin, so hat er in spätern Jahren rückblickend eingestanden, betrat er in einem höchst zerrissenen, unglücklichen, unentschiedenen Zustande. Bei Schleiermacher und Neander konnte er es nur kurze Zeit aushalten. „Der theologische Mischmasch von Freiheit und Unabhängigkeit, Vernunft und Glauben waren meiner Wahrheit, d. h. Einheit, Entschiedenheit, Unbedingtheit verlangenden Seele bis in den Tod zuwider. Zwei Jahre hört er Hegel; er verabschiedet sich von dem spekulativen Gelehrten mit der charakteristischen Bemerkung: „Zwei Jahre habe ich Sie nun gehört, zwei Jahre ungeteilt Ihrer Philosophie gewidmet, nun habe ich das Bedürfnis, mich in das direkte Gegenteil zu stürzen. Ich studiere jetzt Anatomie." Hegel rationalisierte die Theologie nur, statt sie kritisch zu prüfen; Feuerbach mußte über Hegel hinauswachsen. Er mußte

seinen eignen Weg suchen, und er hat ihn gefunden. Was sich an Meister Hegel an vermittelnden Systemen später anschloß, dafür fand Feuerbach den bildkräftigen Spott, christliche und moderne Elemente würden zu einer Wurstmasse zusammengerührt, in der die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, Schleiermachers Theologie den Speck und Hegels Philosophie das Gewürz abgebe. Ludwig Feuerbach, von Hegel entscheidend beeinflußt, hat die Religionsphilosophie des Lehrers zum Naturalismus ausgebildet, ohne doch ein Materialist zu werden. Soweit wir über die Natur hinausgehn, soweit wissen wir nichts von ihr; je mehr man von ihr weiß, desto weniger vermag man sie mit seiner Phantasie zu überflügeln. Feuerbach hat den Menschen in den Mittelpunkt der Philosophie gestellt. Der Mensch ist etwas Positives, ob er aus Geist oder aus Materie besteht. Philosophie ist also organisches Leben, organisches Wirken, organisches Denken; keine Tätigkeit ohne Organ; Empfindung der Mutter aller Erkenntnis, so wird die Frage nach dem organischen oder unorganischen Ursprung unsres Geistes oder Bewußtseins überflüssig. Denn was wir wissen und erkennen (wodurch der Geist wird und sich betätigt), empfangen wir im Gebrauch der sinnlichen Organe. Der Glückseligkeitstrieb wird dabei als Grundlage von Feuerbach angesprochen für die Moral; dem Theismus wirft er den Egoismus entgegen; indem ihn aber alle Wesen gleichberechtigt zur Anwendung bringen, wird seine unbeschränkte Herrschaft in der Liebe zu den Mitmenschen wohltätig gebunden. Feuerbach hat den Traum der deutschen Idealisten von der Einheit zwischen Glauben und Wissen unerbittlich zerstört, damit ist der Religion wie der Wissenschaft die Bahn frei gemacht worden. Religion und Wissenschaft wandeln seither getrennte Wege. — Feuerbach hat diesen Prozeß wesentlich mit herbeiführen helfen. Indem Feuerbach den Menschen als ersten Gegenstand des Menschen bezeichnet und den Sinn für die Natur an die zweite Stelle rückt, berührt er sich mit dem französischen Positivisten Auguste Comte, der drei Epochen der Menschheit unterschied: die theologische, die metaphysische, die „positive", in der der Mensch sich mit allem Sinnen und Streben der Wirklichkeit zuwendet und in der Lösung realer Aufgaben seine Befriedigung findet. Feuerbach teilt diese Grundstimmung: Die neue Philosophie macht den Menschen (mit Einschluß der Natur als der Basis des Menschen) zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstand der Philosophie. Ist der Mensch der Anfang und das Ende aller Dinge, so sind auch die religiösen Bestimmungen zu vermenschlichen, die Theologie als Lehre von Gott muß in die Anthropologie verwandelt werden. Der Mensch schafft sich seine Götter — der Mensch ist den Menschen der Gott.

Immer stärker wuchs sein Bedürfnis nach dem intimen Zusammenleben mit der Natur; als er sein tapfres Mädchen als Lebensgefährtin endlich heimführen darf, da blickt er noch einmal neidlos nach Berlin: „Den Sand, den mir die Berliner Staatsphilosophie in die Zirbeldrüse, wohin er gehört, aber leider auch in die Augen streute, wasche ich mir hier an dem Quell der Natur vollends aus. Logik lernte ich an einer deutschen Universität, aber Optik, die Kunst zu sehn, lernte ich auf einem deutschen Dorfe."

Theodor Kappstein.

Vogellied aus „Der Kobold."

Siegfried Wagner.

Mäßig.

Gesang. Klavier.

Verena. *p*

Ich hört' ei - nes Vo - gels hol - den Sang, so schön er nie er - klang, es war, als sollt' die Brust ihm sprin - gen, so se - lig war sein Lied; von Lie - bes - Leid und Lie - bes - Freud' tönt voll es in die Welt — O Vög - lein, sag', was singst Du heut,

Musikbeigabe

(Friedrich etc.)

was mich so tief be - seelt? ___ (Zwitschern hört sich lieb lich an!

Ob Du's wohl ver - stan - den hast? Sel ten man es

fas - sen kann, was Vög-lein rief vom Ast!) „Sei froh, daß Du kein

Vög lein bist," so rief es aus dem Laub, „das

so sein fro - hes Sin gen büßt, weil Eu - re Her - zen

taub! Daß Dir mein Lied zu Her - zen geh', das hat gar traur'-gen

Sinn! Komm her und lug zur Höh'! Im Ker - ker sitz ich

(Friedrich etc.)

hier!" (Ich furcht', uns schafft Dein Sang noch Pein, mir ahnt, es will nicht

froh mehr geh'n! Dein Au - ge schaut so trau - rig drein! Was ist dem Tier ge -

Etwas belebter.

scheh'n?) O weh, da faß - te mich's mit Grau'n! Ei - nen Blin - den mußt' ich er -

Musikbeigabe

schau'n! — Ju - bel nicht, nur Sehnsuchtsklang aus dem Brüstchen drang! Ge

schwi - ster sein her - an zu lok - ken, bös' Jä - gern leich - te Beu - te, muß es ge - fan - gen dort

vi - *) (Truts.) **Sehr ruhig.**

hok - ken, Se - hens - Licht's be - raubt! — (Ei [illegible]en - chen! sag! welch' trau - rig Ding,

mf dim. *p*

ritard.

wenn Dein Sang uns rich - tig weist, daß Dem das Lied am schön - sten klang, dem Sehnsuchtsqual die Brust zer

- de

raubt! —

reißt.)

*) Die nächsten 9 Takte können wegfallen

Zu unsrer Musikbeigabe

Siegfried Wagner

Die Berliner Erstaufführung von Siegfried Wagners „Kobold" in der Gura-Oper hat wieder einmal zu einer lebhaften Erörterung der Frage, ob der Bayreuther Erbe ein berufner dramatischer Komponist ist, geführt. Sicher ist, daß er im großen Publikum zahlreiche Anhänger besitzt, unleugbar aber auch, daß der Uebereifer einer kleinen Gruppe von Freunden, die in ihm durchaus einen großen Meister sehn und ihn womöglich noch über den Vater stellen, ihm immer noch viel schadet. Im allgemeinen aber beginnt das Vorurteil, daß er als Sohn des größten dramatischen Tonsetzers der Welt notwendigerweise talentlos sein müsse, immer mehr zu verschwinden. Allmählich fangen seine verschiedenen Bühnenwerke auch an, sich mehr und mehr zu verbreiten. Bekanntlich hat er sich für sie stofflich ein ganz andres Gebiet wie sein großer Vater ausgesucht und ist auch wieder mehr zu der alten Opernform mit ihren großen Ensembles zurückgekehrt, die auch sein Vater nach dem „Nibelungenring" und nach dem „Tristan" in den „Meistersingern von Nürnberg" wieder gewählt hatte. Vergessen darf man auch nicht, was Siegfried Wagner offen ausgesprochen hat: „Von meinem Vater muß man lernen Stil, Deklamation, Knappheit, dramatischen Aufbau, wohlgemerkt sich aber hüten, je auf den Kothurn zu steigen; sonst werden wir jammervolle Epigonen. Seine Grenze kennen lernen, das ist Wagnerianer sein. Nicht mit dem Nibelungen-Orchester herumwirtschaften, wenn einem nichts einfällt. Vor allem die Zartheit der Modulation lernen und nicht herumpantschen in allen Tonarten, wenn auf der Bühne zwei Leutchen sich anöden und nicht einmal guten Morgen zu sagen haben."

Das sind goldne Worte, die nur sympathisch berühren können. Ueberhaupt muß man Siegfried Wagner nur einmal im Verkehr mit Orchestermitgliedern oder gar mit Bühnenarbeitern gesehn haben, um ihn als Menschen schätzen zu lernen. Daß er, trotzdem er nie Mätzchen macht und vor allem am Dirigentenpult nie schauspielert, ausgezeichnet selbst die größten Orchestermassen beherrscht und die von ihm dirigierten Werke vollendet herausbringt, haben selbst seine Gegner längst zugeben müssen. Wer in Bayreuth gewesen ist, weiß auch, daß er ein ausgezeichneter Regisseur ist und namentlich auf die Schönheit der Bühnenbilder und auf die Beleuchtungseffekte sich versteht.

Daß er ein ungemein begabter Dichter und Komponist ist, beweist m. E. auch jedes seiner sechs Bühnenwerke, so große Einwendungen auch gegen sie im einzelnen erhoben werden können. Es sind keine Meisterwerke, wohl aber können sie sich im Rahmen der zeitgenössischen Produktion sehr gut behaupten.

Noch nicht dreißig Jahre zählte Siegfried Wagner, der Enkel Franz Liszts, als sein erstes dramatisches Werk „Der Bärenhäuter" am 22. Januar 1899 im Münchner Hoftheater erstmalig erschien; dort waltete damals noch der erste „Parsifal"-Dirigent Hermann Levi sehr zu Gunsten des jungen Komponisten, der auch sein eigner Dichter gewesen war. Den Stoff hatte er sich aus zwei in der Grimmschen Sammlung stehenden Märchen, „Der Bärenhäuter" und „Des Teufels rußiger Bruder", gewählt; der dreißigjährige Krieg und das ihm ganz besonders vertraute Volksleben in Franken bildeten den Rahmen zu der verhältnismäßig einfachen Handlung. Echt volkstümlich war die Musik gehalten; den Personen und

Situationen wurde sie in gleicher Weise gerecht; dazu kam eine sorgfältige Polyphonie und ein reizvoller Orchesterklang. Das Werk gefiel in München ungemein und verbreitete sich rasch über viele deutsche Bühnen, deren Leiter froh waren, wieder einmal ein volkstümliches Werk zu finden. Auch heute erscheint es noch gelegentlich auf dem Spielplan, auf dem es zu erhalten Ehrenpflicht wenigstens der größern Theater sein sollte.

Wenig Anklang fand aber Siegfried Wagners zweites Bühnenwerk „Herzog Wildfang", obwohl es eine reizende Lustspielschöpfung ist und geradezu wundervolle Volkstypen enthält. Bei der schlecht vorbereiteten Uraufführung in München (am 22. März 1901), die nicht mehr der getreue Eckhart Hermann Levi leitete, kam es sogar zu einem richtigen Theaterskandal, dessen nachteilige Folgen die bald darauf folgende übrigens auch weit gelungenere Leipziger Aufführung leider nicht aus der Welt schaffen konnte. In neuester Zeit hat an einigen Orten dieses Werk aber so gefallen, daß seine glänzende Rehabilitierung von besonders eifrigen Anhängern Siegfried Wagners erwartet wird. Jedenfalls wird die Wiederbelebung des „Herzogs Wildfang" an größern Bühnen nur ein Akt der Gerechtigkeit und voraussichtlich auch lohnender sein als manche andre Ausgrabung oder die Wahl einer mittelmäßigen Oper eines ausländischen Komponisten.

Verhältnismäßig viel Anklang hat „Der Kobold" gefunden, der erstmalig am Hamburger Stadttheater am 29 Januar 1904 aufgeführt worden ist, und zwar mehr infolge seiner Musik als infolge der gar zu mystisch und unklar gehaltenen, freilich mitunter durchaus ergreifenden Dichtung. Wie im „Bärenhäuter", so griff Siegfried Wagner auch im „Kobold", den er als Märchenoper hätte bezeichnen müssen, in den reichen Schatz des deutschen Volksaberglaubens, den er auch in allen seinen spätern Werken mit herangezogen hat. Wie sein großer Vater so oft, hat auch er im „Kobold" den Erlösungsgedanken verwertet. Unter den Koboldеn versteht er nämlich die ruhelos umherirrenden Seelen ermordeter Kinder, die erst zur Ruhe kommen, wenn der letzte Sproß ihres Geschlechts den Opfertod für sie gestorben ist. Leider bleibt aber die Vorgeschichte und mancher innere Zusammmenhang völlig unklar. Vortrefflich gelungen ist aber die Schilderung des Volkslebens, der fahrenden Komödianten und der entarteten Adelsgesellschaft; ganz reizend ist die Hauptfigur der Verena gezeichnet, auch für den Schauspieler Trutz kann man sich sehr erwärmen; hochpoetisch ist auch die Figur des treuen Ekhart. Die Musik des „Kobold" halte ich für die beste, die Siegfried Wagner je geschrieben hat. Er steht darin durchaus auf eignen Füßen. Die große Mannigfaltigkeit der Situationen und die Verschiedenartigkeit der Charaktere und der Lebensgewohnheiten der handelnden Personen kommt darin aufs treffendste zum Ausdruck. Besonders gelungen ist seine musikalische Schilderung des Geheimnisvollen und Spukhaften sowie des Derbvolkstümlichen. Ungemein gemütvoll ist er in der Szene, in der Trutz die Verena zu trösten sucht. Töne von einer weihevollen Abgeklärtheit, die jeden Zweifel an dem kompositorischen Beruf des Bayreuther Erben verstummen lassen müssen, begegnen wir in der großen Szene des Schlußakts zwischen Verena und Ekhart, der in ihr den Erlösungsgedanken heranreifen läßt. Die Perle des Werkes, dessen musikalische Schwächen besonders im zweiten Akt beim gräflichen Paare liegen, ist aber meines Erachtens das durchaus der deutschen Volksseele abgelauschte Lied der Verena „Ich hört' eines Vogels holden Sang". Infolge des großen Entgegenkommens des Herrn Max Brockhaus, der sämtliche Werke Siegfried Wagners verlegt hat, sind wir in der glücklichen Lage, dies Lied, dessen Aufführungsrecht vorbehalten bleibt, hier zum Abdruck bringen zu können.

Auch die vierte Oper Siegfried Wagners, „Bruder Lustig", gelangte zuerst am Hamburger Stadttheater (12. Oktober 1905) zur Aufführung; sie hat bisher nicht gerade übermäßige Verbreitung gefunden. Die heidnischen Gebräuche der Andreasnacht sind darin mit der Sage von Kaiser Otto mit dem Bart in Verbindung gebracht. An herrlichen Einzeleinfällen in der meist sehr frischen Musik ist kein Mangel, aber sie ist im allgemeinen nicht dazu angetan, durch ihre Erfindungskraft tiefere Wirkungen auf die Dauer hervorzurufen und zeigt den Komponisten jedenfalls von keiner neuen Seite.

In seiner fünften Oper, „Sternengebot", die am 21. Januar 1908, und zwar wieder im Hamburger Stadttheater zur Erstauf-

führung gekommen ist, hat Siegfried Wagner wieder die deutsche Sage und den Aberglauben der deutschen Vergangenheit mit einander verquickt. Sie spielt zur Zeit des Saliers Konrad, als dieser noch Herzog von Franken war, und steht unter dem Zeichen der Sonnenwendnacht, die auf den Johannistag folgt. Die Handlung ist zu sehr überladen, um dem Zuschauer völlig klar werden zu können. Weit mehr als in seinen frühern Werken fußt Siegfried Wagner im „Sternengebot", das sich bisher gar nicht hat recht verbreiten können, und zwar nicht bloß als Dichter, sondern auch als Musiker auf den Musikdramen seines großen Vaters, die er so oft in ausgezeichneter Weise zur Aufführung gebracht hat. Die Musik macht einen vornehmen, ernsten und gediegnen Eindruck, nur ist sie nicht originell; auch fehlt ihr Großzügigkeit. Sie bedeutet einen Fortschritt über das, was Siegfried Wagner bis dahin geleistet hatte. Sein musikalisches Talent darf freilich auf Grund des „Sternengebots" auch nicht in Zweifel gezogen werden.

Sein zuletzt aufgeführtes Bühnenwerk, sein sechstes, „Banadietrich", hat bei der Erstaufführung in Karlsruhe am 23. Januar dieses Jahres einen großen äußern Erfolg gehabt; die Kritik freilich hat in der Hauptsache einen andern Standpunkt als das Premierpublikum eingenommen. Die Dichtung beruht auf einer böhmischen Variante der Dietrich-Sage und führt den Berner Helden im Kampfe mit dem Teufel um sein Seelenheil vor. Die Musik, die ich noch nicht kennen gelernt habe, soll in der eigentlichen Erfindung schwach sein und nur in den eingestreuten volkstümlichen Partien nicht auf Vorbildern Richard Wagners fußen.

Was allen sechs Bühnenwerken Siegfried Wagners aber unzweifelhaft nachzurühmen ist, ist das große theatralische Geschick ihres Aufbaus, sind die herrlichen Bühnenbilder, die sich darin fast immer dem Auge darbieten. Sehr mit Recht hat man ihn infolgedessen einen Poeten der Szene genannt. Sicherlich wird er uns noch manches Bühnenwerk schenken, zumal er offenbar sehr leicht und wohl etwas zu schnell produziert, aber der Erfolg wird stets in Frage gestellt werden, solange er in die Dichtung zu viel Mystisches hineinstopft und sie so mit Einzelheiten und Unklarem überladet, daß der gewöhnliche Sterbliche ihm nicht mehr völlig folgen kann. Vielleicht wird er doch noch der moderne Lortzing, den wir so sehr nötig brauchen und den man in seinem Erstlingswerk zu erkennen meinte.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Aus Hof und Gesellschaft

Personalveränderungen beim deutschen Kronprinzen.

Nachdr verb.

In der Umgebung des deutschen Kronprinzenpaares haben einige Personalveränderungen stattgefünden, die einer Umgestaltung des Hofstaats scheinbar fast gleich kommen. Da aber die Aenderung durch den Rücktritt des Kammerherrn von Stülpnagel von seinem Posten als diensttuender Kammerherr nötig wurde, ergibt sich der Stellungswechsel sozusagen von selbst, und es wäre daher falsch, irgend welche Schlüsse aus der Angelegenheit zu ziehn. Bemerkenswert ist allerdings, daß ein Major an Stelle des bisher im Oberleutnantsrange stehenden persönlichen Adjutanten tritt. Hierzu ließe sich anführen, daß der Kronprinz schon längere Zeit die Charge eines Majors bekleidet und daß der bisherige persönliche Adjutant, Oberleutnant von Behr, schon während der Leutnantszeit des Thronfolgers diesen Posten inne hatte. Damals hätte es der Tradition nicht entsprochen, dem Kronprinzen einen Stabsoffizier beizuordnen. Da Herr von Behr jedoch in der Tour weiteravancierte, Prinzen aber bekanntlich „springen", mußte sich der immer größer werdende Abstand schließlich ergeben. Mit der Ernennung des Majors Grafen Otto zu Solms-Wildenfels zum persönlichen Adjutanten des Kronprinzen ist der Rangunterschied wieder für längere Zeit ausgeglichen. Otto Graf zu Solms-Wildenfels, königlich preußischer Major im 1. Garde-Ulanen-Regiment, ist der älteste Sohn erster Ehe des Grafen Karl August zu Solms-Wildenfels, General-Leutnants z. D., und dessen verstorbener Gemahlin Elisabeth geborenen Gräfin zu Solms-Baruth. Gleichfalls aus erster Ehe entstammen noch zwei Töchter, die Gräfinnen Elisabeth und Marie, diese ist Diakonissin des St. Elisabeth-Krankenhauses in Berlin, die ältere der beiden Damen lebt bei den gräflichen Eltern in Halensee. Graf Otto gehörte u. a. der Schutztruppe von Südwest-Afrika an, woselbst er als Hauptmann-Kompaniechef eine Kompanie des 1. Feldregiments während des Aufstandes mit Auszeichnung führte. Seine Brust schmückt daher neben andern Kriegsdekorationen auch der Rote Adlerorden IV. Klasse mit Schwertern. Auch aus der zweiten Ehe des Vaters mit Fanny geborenen Gräfin von Schimmelmann besitzt Graf Karl August Nachkommen. Zwei Söhne dieser Verbindung stehen als Offiziere beim 1. Leibhusaren-Regiment in Danzig-Langfuhr, ein dritter, Graf Karl, ist Leutnant im Garde-Schützen-Battaillon in Gr.-Lichterfelde. Die Solms zählen bekanntlich zu den deutschen Standesherren, vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten fürstlichen und gräflichen Häusern, denen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Fürstenhäusern zusteht. Es treten demnach ihre Damen, beispielsweise aus dem Hause Hohenlohe-Schillingsfürst — Ratibor und Corwey, als Gemahlinnen königlich preußischer Prinzen in den engern Familienverband des Hohenzollernhauses ein.

Der zum Ordonnanzoffizier beim Kronprinzen kommandierte Leutnant Friedrich von Zobeltitz, der wie sein Onkel, der Schriftsteller, auch den Vornamen Fedor führt, steht bei den zweiten Garde-Ulanen, er ist als Rennreiter, wie sein ältrer Bruder Otto vom gleichen Regiment, in Sportkreisen eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Beider verstorbener Vater, Otto, war mit Elisabeth geborenen von Sommerfeld vermählt, die sich nach dem Tode ihres Gemahls 1889 mit Fedor von Zobeltitz, Herrn auf Rumianeck, vermählte, einem Onkel des Schriftstellers. Ihr ältester Sohn erster Ehe, Walter, wurde der Erbe der väterlichen Güter Gleinig und Kahlau bei Guhrau. Aus zweiter Ehe der Mutter

sind keine Nachkommen vorhanden. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls siedelte daher die Mutter des jungen Ordonnanzoffiziers wiederum nach Gleinig über. Das Geschlecht derer von Zobeltitz, auch gelegentlich Zabeltitz geschrieben, entstammt dem meißnischen Uradel mit dem gleichnamigen Stammhause unweit Großenhein. Der erste dieses Namens, Henricus de Zabulotez, wird von 1207 bis 1210 urkundlich erwähnt. Die Helmzier des Geschlechts, ein natürlicher Zobel, ist wohl mit dem Namen der Familie in Verbindung zu bringen; das Wappen ist geteilt und zeigt oben in Gold einen wachsenden schwarzen Doppeladler, unten in Rot zwei silberne Pfähle. F. v. W.

Die von der Goltz

Nachdr. verb.

Nur wenige Stunden nach einer von ihm persönlich geleiteten Sitzung des Provinzialausschusses von Pommern ist der Vorsitzende dieses Kollegiums, der Landesdirektor a. D. Dr. jur. Freiherr von der Goltz auf Kreitzig, gestorben. Der Verstorbene war sich beim Zusammentritt darüber klar, daß er bei seinem leidenden Zustande zum letzten Male das Amt des Vorsitzenden ausüben würde, und er äußerte sich seinen Freunden gegenüber in diesem Sinne. Trotzdem nahm er mit voller Hingebung an der langen Beratung teil, und man kann hier wohl also mit Fug und Recht sagen: Er starb in den Sielen. Der Entschlafene gehörte seit dem Jahre 1876 dem Provinziallandtage und dem Provinzialausschusse der Provinz Pommern an, von 1881 bis 1893 in seiner Eigenschaft als Landesdirektor. Von dieser Zeit ab ist Freiherr von der Goltz als Vorsitzender des Provinzialausschusses für seine Heimatprovinz bis an sein Lebensende tätig gewesen. Wie segensreich der Verstorbene in dieser Stellung gewirkt hat, das wurde auch über Pommerns Grenzen hinaus bekannt; es ist daher begreiflich, daß die Mitglieder des Provinziallandtags und alle, die dem Entschlafenen näher traten, trauernd an der Bahre des liebenswürdigen Freundes stehn, der allen als das Vorbild eines zielbewußten, weitsichtigen, dabei unermüdlichen Mitarbeiters galt. Karl Eduard Joachim Rüdiger Freiherr von der Goltz wurde am 17. Juli 1837 zu Kreitzig geboren, er war Senior des dritten Astes „Giesen" seines Geschlechts, dessen erster Ast „Heinrichsdorf" den Grafentitel führt. Rüdiger von der Goltz war Herr auf Kreitzig, Zietlow mit Forstrevier Leppin, Roggzow und Langhof mit Latzig im Kreise Deutsch-Krone und im Kreise Schivelbein. Als Mitglied des preußischen Herrenhauses trat der nun Verstorbene gelegentlich mit Erfolg als Sprecher vor die breitere Oeffentlichkeit. 1868 vermählte sich Freiherr von der Goltz mit seiner ihm bereits 1871 im Tode vorangegangenen Gemahlin Marie gebornen von Bassewitz. Zwei Söhne sind dieser kurzen Ehe entsprossen, Joachim-Rüdiger und Magnus, denen bisher gemeinsam Deutsch-Passaw im Kreise Stolp gehörte. Der ältere ist Landrat des Kreises Kolberg-Körlin, er gehörte früher dem Reserveoffizierkorps des Garde-Kürassier-Regiments an. Joachim-Rüdiger Frhr von der Goltz vermählte sich 1904 mit Emma gebornen von Derenthall Tochter des königlich preußischen Wirklichen Geheimen Rats und Gesandten a. D. Eduard von Derenthall und dessen Gemahlin Luise gebornen Du Bois. Magnus, der jüngere Sohn des Verstorbenen, residiert auf Roggzow im Kreise Kolberg-Körlin, er ist mit Margot gebornen von Bassewitz seit 1897 vermählt.

Da in unsrer Zeit der Name von der Goltz durch einen seiner Träger, den Generalobersten Colmar Freiherrn von der Goltz, weltbekannt wurde — ist dieser doch ein Mann, der nicht nur wegen seines militärischen Wissens, sondern besonders wegen seines großen diplomatischen Geschicks und seiner Vielseitigkeit allgemeines Interesse erweckt — so möge bei dieser Gelegenheit einiges über die Familie, speziell über verschiedene in frühern Jahrhunderten berühmte Mitglieder des alten Geschlechts gesagt sein, denn der uns oft im Ausland würdig vertretende General besitzt tüchtige Diplomaten und Militärs in großer Zahl als Vorfahren. Alle, die den Namen von der Goltz führen, stammen nach alten Ueberlieferungen vom Grafen Andreas von Dienheim ab, der im Jahre 1223 vom Rhein nach Polen kam, wo damals König Boleslaw III. regierte, dem seine Zeitgenossen recht despektierlich den Beinamen Krzywousty gaben, was auf „gut" deutsch mit „Krummaul" übersetzt werden muß. Graf Dienheim vermählte sich mit der Erbtochter des reichen Landrichters Johann Prawda zu Gostyn; durch diese Ehe ge-

langte der rheinische Graf in den Besitz der Grafschaften Trabsty, Labiczin, Golczewo und Sczawin. Der zweite Sohn dieser Ehe, Johann, erhielt die Grafschaft Golczewo, er wurde der Stammvater des Geschlechts von der Goltz. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts ließ sich Arnold von der Goltz in Pommern und in den Marken nieder, wo er die Städte Dramburg und Crone gründete. Zwei seiner Söhne stifteten die noch heute blühenden beiden Linien des Hauses: die weiße und die schwarze. Generaloberst von der Goltz gehört der ersten an, ebenso auch der dritte Ast „Giesen", der sich um 1550 von der weißen Linie abzweigte, dem, wie erwähnt, der kürzlich verstorbene Landesdirektor a. D. Rüdiger Freiherr von der Goltz entsproß. Die Glieder der Familie führten so lange den Namen „Grafen von Golczewo (Golcz)", bis in Polen alle Ritterstände gleichgemacht wurden. Von dieser Zeit an nannten sie sich „von der Goltz" und nahmen den Freiherrntitel an, nachdem Joachim Rüdiger von der Goltz 1653 vom König Ludwig XIV. von Frankreich in den Stand der französischen Barone erhoben worden war und dieser Titel auch den übrigen Gliedern der Familie beigelegt wurde. Allerdings werden schon Günther, kaiserlicher Statthalter im Jahre 1598, und Martin Maximilian, kaiserlicher Feldzeugmeister im dreißigjährigen Kriege, als Freiherren aufgeführt. Die Anerkennung des Wappens und der freiherrlichen Würde in den kurbrandenburgischen Staaten erfolgte am 7. November 1691. Friedrich Wilhelm II. von Preußen ernannte in den Jahren von 1786 bis 1789 mehrere Mitglieder des von der Goltzschen Geschlechts zu Grafen, doch lehnten einige der derart Ausgezeichneten die Grafenwürde ab. Allein in Preußen erhielten vom Jahre 1640–1855 dreizehn Herren von der Goltz den Generalsrang, unter ihnen werden drei Ritter des Schwarzen Adler-Ordens vermerkt. Besondre Erwähnung verdient Günther Freiherr von der Goltz, kaiserlicher Generalissimus, Statthalter von Böhmen und Mähren, Ritter des Goldenen Vließes, der den ihm vom Kaiser Ferdinand II. angetragenen Fürstentitel ablehnte. Ferner Joachim Rüdiger Freiherr von der Goltz (1623–1683), französischer Maréchal de camp.

Kleine Notizen

In diesen Tagen konnte der Kammerherr des Deutschen Kaisers, Werner Alvo, erster Graf von Alvensleben-Neugattersleben, Fideikommißherr auf Neugattersleben nnd Schloßhauptmann von Quedlinburg, seinen siebzigsten Geburtstag in voller Geistesfrische begehn.

*

Die Jury der Internationalen Photographischen Ausstellung 1910 zu Budapest hat, wie uns mitgeteilt wird, den Ausstellungsobjekten der Neuen Photographischen Gesellschaft A. G. zu Steglitz die höchste Auszeichnung, die ihr zu Gebote stand, nämlich das Diplom zur goldenen Medaille zuerkannt. Die Exponate der Firma haben nicht bloß durch die Gediegenheit der Ausführung, sondern auch durch ihre geschmackvolle Aufmachung allgemeinen Beifall gefunden.

*

Auf seinem Schlosse Möggingen in Baden feierte am 21. Juli der königl. bayr. Kämmerer und Kapitularkomtur des bayr. St. Georgsordens Adolf Wilderich Graf von Walderdorff seinen 75. Geburtstag. Für das Alter und Ansehn seines Geschlechts ist die früher gebräuchliche Redewendung bezeichnend, die Walderdorff wären so alt wie der Westerwald.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Hans v. d. Planitz: Die Einnahme Roms am 20. September 1870

Wir schrieben das Jahr 1870, und die Menschheit folgte in fieberhafter Spannung den weltgeschichtlichen Ereignissen, die sich in Nordeuropa abspielten.

Die Sympathien waren geteilt; die päpstliche Partei in der heiligen Stadt stand auf Seiten Frankreichs, die liberale Partei, die Unionisten, die für ein einiges Italien schwärmten, auf Seiten Deutschlands. Man wußte, daß, wenn Deutschland siegreich wäre, Frankreich seine letzten Truppen aus dem Kirchenstaat zurückziehn und ihn schutzlos den Einheitsbestrebungen des übrigen Italiens preisgeben würde.

Seit den Ereignissen von 1867 war ich, obwohl ein kaum Zwanzigjähriger, zum Manne herangereift; denn wenn auch nach außen hin Friede geherrscht hatte, für mich war diese Zeit doch reich an Ereignissen gewesen.

Das Brigantenunwesen und die häufigen Desertionen unter unsern eignen Mannschaften hatten mich besonders in der Zeit bei der Bergartillerie in manch gefährliches Scharmützel verwickelt.

Im Sommer lagen wir wegen der mißlichen sanitären Zustände in Rom draußen in der Campagna. Valmontone an der Heerstraße von Neapel war jahrelang unser festes Standquartier, und hier benutzte eine Menge unzufriedner Elemente die Gelegenheit, über die piemontesische Grenze zu desertieren. Das machte uns viel zu schaffen, und manche Nacht brachten wir im Sattel zu, um im wilden Galopp die Flüchtlinge einzuholen oder ihnen den Weg abzuschneiden.

In anspruchslosen Worten, wie sie einem in müßigen Stunden in die Feder fließen, wenn man ins verjüngende Meer der Erinnerungen taucht, hat der Verfasser unter dem einfachen Titel „Kriegs- und Jagderinnerungen“ eine Reihe farbiger Bilder entrollt — bald aus Jugendtagen, bald aus der Zeit der Mannesreife. Man blättert in diesen Tagebüchern und wundert sich, wie unendlich wechselnd ein einzelnes Menschenleben sich zu formen vermag. Den Zusammenbruch des Kirchenstaats hat der Verfasser als aktiver Soldat des Papstes miterlebt. Die Erinnerungen erscheinen gerade bei Klinckhardt & Biermann in Leipzig, und wir bringen diese Probe aus dem schlichten, fein ausgestatteten Bande. Die Red.

Ein Kanonenschuß verkündete der Landbevölkerung, was passiert war, und dann ging das Kesseltreiben von allen Seiten los. Häufig wurden die armen Tröpfe erwischt, ebenso oft aber gelang es ihnen, zu entkommen. Dabei kam es oft zu blutigen Zusammenstößen; denn die Sünder wußten nur zu wohl, was ihr Los war, wenn sie erwischt wurden. Unter 20 bis 30 Jahren auf den Galeeren gings dann nicht ab. Und es war durchaus keine beneidenswerte Pflicht, die armen irregeführten Kerls, mit denen man jahrelang Seite an Seite gefochten hatte, auszuliefern.

Um diese Zeit verlor ich auch unter ergreifend tragischen Umständen einen meiner liebsten Kameraden.

Ich war eines Tags als Unteroffizier du jour zu vier Tagen Stubenarrest verknallt worden, weil nach Meinung meines Leutnants einer der Leute beim Mittagsappell in nicht genügend blank geputztem Habitus erschienen war. Ich hatte mich ohne Mucken in die Strafe zu schicken, war aber innerlich aufs tiefste gekränkt, und das einzige Mittel, dies zu demonstrieren, war, am folgenden Tag mich einfach krank zu melden und mich dadurch ums Exerzieren zu drücken.

Die Batterien rückten in den Sommermonaten der dringenden Hitze wegen schon um fünf Uhr aus.

Ich blieb mit meiner simulierten Krankheit ganz seelenruhig im Bett, da der Arzt in der Regel erst gegen 7 Uhr kam. Ein Hornsignal gab dann das Zeichen, daß man sich zur Untersuchung einzustellen habe.

Als ich auf meinem Wege zur Visitation die Kasernenräume durchschritt, waren die Mannschaftsräume wie ausgestorben, nur hier und dort duckte ein vereinsamter Kränkling oder Rekonvaleszent mit dem Kopf aus den Kissen.

Im vorletzten Zimmer vor dem Sprechzimmer des Arztes stieß ich plötzlich auf meinen Freund Zacchini. Er saß in dumpfem Grübeln auf einer Britsche, den Rücken gegen die Wand gelehnt, die Beine unter das Kinn gezogen, wobei er beide Hände unter der Stallbluse verbarg.

Ich war überrascht, ihn hier zu finden, und blieb einen Augenblick stehn. Ich zupfte ihn freundschaftlich an seinem hübschen Schnurrbart und sagte scherzend: „Na, alter Kunde, auch krank? Natürlich Exerzierfieber, wie ich, was?"

Doch der arme Kerl, der sonst voller Humor war, versetzte mir nur unwirsch einen Puff mit dem Ellenbogen, murmelte etwas Unartikuliertes vor sich hin und musterte mich, wie ich mir später in die Erinnerung zurückrief, mit einer mißtrauischen, fast drohenden Miene. Mit den Worten: „Na, du scheinst mir etwas misiger Laune zu sein," wandte ich mich achselzuckend ab und ging meines Wegs.

Im selben Augenblick knallt ein Schuß, eine Rauchwolke schlägt mir entgegen, ich taumle ein paar Schritte zurück und stürze, ohne etwas sehn zu können, auf ihn los. Meine Finger überquillt ein warmer Blutstrom, und als der Pulverdampf sich verzieht, liegt mein armer Frennd in meinen Armen, im Todeskampf röchelnd. Ein furchtbarer Anblick — das Blut strömt aus einer großen offnen Wunde am Halse, das linke Auge ist aus seiner Höhle gerissen und hängt nur noch an ein paar Fleischfasern. Er hatte sich die Kugel von unten durchs Gehirn gejagt.

Noch ein röchelnder Laut, und alles ist vorbei. Sekunden hatten genügt, dieses blühende Leben zu zerstören. Ich war erschüttert bis ins innerste Mark. In einem Briefe an den Batteriechef, den er hinterlassen hatte, soll er als Grund seiner Verzweiflungstat angeführt haben, daß er der karbonaristischen Agitation sein Ohr geliehn habe und zuletzt, von Reue verzehrt, keinen Ausweg aus diesem verzweifelten Zwiespalt gefunden habe als den Tod.

Die Obduktion ergab übrigens, daß sein Gehirn nicht normal war; er wurde daher auch mit kirchlichen Ehren bestattet. Auch sein Begräbnis sollte mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Einen Kirchhof hatte Valmontone nicht — das Kellergewölbe der Kirche diente als Massengrab. Der Sarg meines unglücklichen Freundes wurde durch eine Oeffnung im Boden der Kirche, die mit einer Steinplatte bedeckt war, hinabgelassen.

Als wir Unteroffiziere ihm die letzte Ehre erwiesen und den Sarg in das Grabgewölbe hinabließen, erblickten unsre Augen Entsetzliches. Hunderte von Särgen übereinander oder durcheinandergeschmissen, einzelne waren auseinandergegangen und die Leichnahme herausgefallen. Alles ein einziges gräßliches Chaos; Kinder, Weiber und Männer mit verzerrten Zügen, geöffnetem Munde, Zähnen, die weit aus fleischlosen Kiefern hervorgrinsten, Augenhöhlen, die von Würmern zerfressen waren. Dazu ein Modergestank, der einem den Atem benahm. Ich war einer Ohnmacht nahe.

Das war das Schaurigste, was ich bis zu jenem Tage erlebt hatte, und nie werde ich es aus meiner Erinnerung löschen können.

Teils durch gute Führung, teils wohl auch durch Protektion war ich sehr rasch avanciert, und als jüngster Sektionschef meiner Batterie ging ich nun umher in erregter Erwartung dessen, was die nächste Zukunft bringen würde.

In diesen Monaten tagte auch das römische Konzil, und bei der großartigen und pompösen Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes gaben wir von der Engelsburg die Ehrensalven ab. Wie oft hatte ich hier um die Mittagszeit neben der Salutkanone des Castel St. Angelo gestanden, den Blick auf das südöstlich gelegne Collegio Romano gerichtet, auf den Moment harrend, wo die Kugel an der hohen Stange auf dem Dache des Observatoriums fiel, um mit dem historischen Kanonenschuß den Römern die astronomische Mittagszeit zu verkünden.

Nach dem Siege der Deutschen bei Wörth schifften sich — wie vorauszusehn war — die letzten französischen Truppen unter dem Kommando Ducrots von Civitavecchia nach Frankreich ein. Derselbe General Ducrot war einige Monate später der Anführer des Ausfalls von Paris nach Villiers und Champigny, wo ich selbst seinen Truppen gegenüberstand. Die Zurückberufung dieser Truppen besiegelte Roms Geschick.

Eine fieberhafte militärische Tätigkeit entwickelte sich, und unser Artilleriekorps war in erster Linie dabei. Ammunition und Geschütz mußten auf verschiednen Punkten an der Peripherie der Stadt verteilt werden, Tore wurden zugemauert, andre befestigt, und Brustwehren für die Geschütze errichtet.

Wochenlang kamen wir nicht aus den Kleidern. Ich hatte den Auftrag, zwei Haubitzen mit dazugehöriger Ammunition nach den vatikanischen Gärten zu bringen, wo sie in Stellung gegen den Monte Mario gebracht werden sollten.

Daß alle diese Veranstaltungen fruchtlos waren, wußten wir. Diesmal standen uns nicht regellose Freischärler, sondern König Viktor Emanuels wohl disziplinierte Truppen gegenüber.

Das Ganze war eigentlich mehr ein bewaffneter Protest gegen eine unüberwindliche Uebermacht.

Nach der Schlacht bei Sedan am 2. September, wo die Glückswürfel des Krieges zu Gunsten Deutschlands fielen, überschritt die

piemontesische Armee von Norden, Süden und Osten her die Grenzen des päpstlichen Staats.

Bei Civata Castellano kam es zum ersten Treffen. Nach einer heldenmütigen Verteidigung mußten die wenigen hundert Mann sich der Uebermacht ergeben. Unter den Gefangnen war mein Freund von Berlichingen.

Kämpfend zogen unsre Truppen sich unter dem Oberbefehl der Obersten Charet und Zanetti gegen Rom zurück; gegen den 15. September hatte sich jedoch der eiserne Ring um die Stadt geschlossen, und wir waren von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten.

Draußen standen ungefähr 80000 Mann reguläre Truppen, drinnen 15000 päpstliche Soldaten. Bei dem völligen Mangel an wirksamen Verteidigungsmitteln außer der Engelsburg war die Sachlage hoffnungslos.

Ich war mit meinen zwei Geschützen nach dem im östlichen Stadtteil gelegnen Maccao, dem alten Castro Pretariano, beordert. Hier ließ ich die Geschütze gegen den Porta San Lorenzo in Stellung bringen, wo ich deutlich eine feindliche Batterie auffahren sah.

Am 20. September gegen fünf Uhr morgens hörten wir zur Linken bei der Porta Pia den ersten Kanonendonner, und wenige Minuten später flogen die ersten Granaten über unsre Köpfe hinweg. Augenblicklich nahmen wir den Kampf auf und sandten Granate auf Granate auf die uns gegenüber befindliche feindliche Stellung. Die ersten Schüsse der Gegner waren mit zu kurzer Distanzberechnung abgegeben, die darauffolgenden mit zu langer. Dann aber begann der Niederschlag in immer unheimlicherer Nähe, und zuletzt traf ein Schuß nach dem andern die Deckung unsrer Kanonen und die tausendjährigen Mauern der Stadt, so daß wir mit Kalkstaub, Steinen und Erde überschüttet wurden.

Von meinem Lug aus oben auf dem Vorwerk konnte ich indessen durch den Krimstecher sehn, daß auch unsre Schüsse ihre Schuldigkeit taten, denn da wir den Abstand genau kannten, war unsre Treffsicherheit verhältnismäßig groß.

Einige unsrer Leute hatten bereits leichtere Verletzungen weg; ein Pferd, von einem Granatsplitter getroffen, war nah dem Verenden, da erdröhnte ein dumpfer Knall, und eine Rauchwolke stieg in die Luft. Was war das? Einige Minuten Pause folgten.

Sicher eine Feldprotze in die Luft geflogen. Dann wurde das Feuer von neuem eröffnet, aber jetzt nicht nur von unserm alten Gegner, sondern auch von der Porta Pia her.

In diesem Kreuzfeuer wäre es wohl bald mit uns aus gewesen, wenn nicht in diesem kritischen Moment noch eben zu rechter Zeit der Befehl eingetroffen wäre, daß ich mit meiner Abteilung nach dem Monte Pincio abgehn sollte, und zwar alles, was das Zeug hält.

Das Aufbruchssignal des Trompeters ging in eine schrille Dissonanz über, eine Gewehrkugel hatte die Trompete durchlöchert.

In gestrecktem Galopp sausten wir davon. Ein gefährlicher Ritt, bis wir das offne Feld von Maccao, das unaufhörlich von den feindlichen Geschossen bestrichen wurde, hinter uns hatten. Zur Rechten und zur Linken schlugen Granaten nieder. Unser Weg führte über die heutige Via Ventisettembre, wo der Kampf um die Porte Pia am heißesten tobte, dann weiter durch die Via Quattro Fontane und Via Sistina an der Trinita de Monti und der Villa Medici vorbei, bis zu unserm Bestimmungsort, den wir in unglaublich kurzer Zeit erreichten.

Nur selten verirrte sich eine Granate in das Innere der Stadt. Auf Straßen und Plätzen standen die Römer in Gruppen beisammen und folgten mit angstvollen Blicken dem Gang der Ereignisse. Ueberall im Vorbeisausen grüßte uns stürmische Sympathie. „Evviva Pio Nono" jubelte die Menge und winkte uns begeistert mit Hüten und Tüchern nach.

Hinter dem Monte Pincio hatte sich ein erbitterter Kampf entsponnen zwischen den päpstlichen Zuaven mit einer Abteilung Artillerie und den feindlichen Truppen, die sich in der Borghese festgesetzt hatten. Eine Kanone war beschädigt, und auch die zweite mußte, als unter der Bedienung zu arg aufgeräumt wurde, aus dem Feuer gezogen werden. Die Zuaven hatten auch große Verluste erlitten, daher war die Ordre an uns gekommen, so schnell wie möglich Ersatz zu bringen.

Das ganze Vorterrain wurde von einem unaufhörlichen Kugelregen überschüttet, und wir sahn keine Möglichkeit, nachdem abgeprotzt war, unsre Geschütze in die Feuerlinie zu bringen. Im Laufe weniger Minuten waren von meinen Artilleristen bereits sechs verwundet, darunter ein Neffe des Kardinals Antonelli.

Doch ließen wir die Zeit nicht unbenutzt. Wir sammelten die zerstreut umherliegenden Gewehre der Gefallnen und Verwundeten und

eröffneten in liegender Stellung ein Kleinfeuer gegen den Feind. Erst als unsre Bedeckungsmannschaft Verstärkung erhalten hatte, konnten wir das Geschützfeuer wieder aufnehmen.

Zwischen ein und zwei Uhr erlahmte allmählich das feindliche Feuer. Kurz darauf erschien ein berittner päpstlicher Gendarmerieoffizier mit der weißen Parlamentärflagge und dem Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen.

Gegen zwei Uhr ging wie ein Lauffeuer das Gerücht durch unsre Reihen, der Papst habe, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, Befehl zur Kapitulation gegeben.

Damit war eins der wichtigsten weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahrtausends besiegelt. Rom hatte aufgehört, die Hauptstadt der Päpste zu sein. Ein Sturm der Entrüstung über die unerhört schlaffe Verteidigung ging durch die Reihen der Offiziere und Mannschaften. Die Offiziere zerbrachen ihre Säbel, die Soldaten drohten, ihre Waffen nicht abliefern zu wollen. Dreimal rissen unsre eignen Soldaten die weiße Flagge von dem Castel St. Angelo herunter.

Es herrschte völlige Anarchie.

Unsre Position an der turmhohen, senkrecht abfallenden Stadtmauer an der Nordseite des Pincio gaben wir auf und schlossen uns den Zuaven an, die auf der Frontterrasse mit der weltberühmten Aussicht stationiert waren.

Vorher zerbrachen wir noch die schützende Ballustrade, vernagelten unsre Kanonen und stürzten unsre beiden Protzwagen in den Garten der Villa Borghese hinunter. Die aus sechzehn Pferden bestehende Bespannung verkauften wir an einige plötzlich auftauchende, äusterst verdächtig aussehende Individuen für den Spottpreis von 600 Lire. Jedes einzelne Tier war wohl reichlich die Summe wert. Das Geld wurde brüderlich unter die Mannschaft verteilt.

Militärmusik ertönte jetzt von fern, immer näher kam sie, der Schall wuchs, nur von dem Gejohl des mittrottenden Pöbels übertönt. Die Generale Cadorna und Bixio hielten ihren Einzug durch den Corso.

Mit den piemontesischen Truppen hatte sich durch die Porta Pia eine wahre Sturmflut verworfener Individuen über die Stadt Rom hereingewälzt, und dieses Pack hauste in den nächsten 24 Stunden, bis Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder hergestellt waren, wie die

wilden Horden eines Alarich. Alles, was an das päpstliche Regime erinnerte, wurde zertrümmert und zerstampft.

Wehe dem päpstlichen Soldaten, der diesen Bestien in die Klauen geriet. Einer der unsern, der die Unvorsichtigkeit begangen hatte, sich von uns zu entfernen, wurde förmlich in Stücke gerissen, ein andrer päpstlicher Soldat wurde gelyncht, sein Kopf abgeschnitten und auf eine hohe Stange gesteckt, die der Mob im Triumphgeheul durch die Straßen schleppte. Einer barmherzigen Schwester wurden in brutalster Weise die Kleider vom Leibe gerissen und sie selbst in die Tiber geworfen.

Solche und ähnliche Heldentaten verübten die Mazzinischen Kraftpatrioten.

Von unserm erhöhten Standpunkt aus konnten wir das rasende Gebahren des Pöbels genau beobachten. „A basso il Papa!" schrie man wilddrohend zu uns herauf.

Gegen vier Uhr besetzten italienische Bersaglieri den Pincio. Stramme, wohldisziplinierte Kerle mit wehenden Helmbüschen. Unter Hornsignalen marschierten sie vor uns auf. „Halt! Front! Präsentiert das Gewehr!", ging das Kommando auf beiden Seiten. Die Töne des Honneurmarschs erklangen, und damit hatten wir aufgehört, päpstliche Soldaten zu sein. Die Gewehre wurden in Pyramiden zusammengestellt, die Seitengehänge obendrauf gelegt, und in Kolonnen zu vieren wurden wir als Gefangne zur Hauptwache an der Piazza Colonna abgeführt. Der Weg war kurz, nnd doch wie schwer zu wandern! Je näher wir dem Corso kamen, desto klarer wurde es uns, welche Demütigungen unser harrten, trotzdem ein dreifacher Kordon regulärer Soldaten auf beiden Seiten uns gegen die wutschnaubenden Volksmassen beschützte.

Von allen Seiten umtoste uns wildes Geheul und Geschrei. Unsre päpstlichen Uniformen wirkten wie das rote Tuch des Toreadors auf den Stier in der Arena.

Wutschnaubend, mit blutunterlaufnen Augen wollten die mit Dolchen und Pistolen bewaffneten Ungeheuer die Deckung der Soldaten durchbrechen und uns massakrieren.

Aus den Fenstern gossen sie unter den gemeinsten Flüchen Spülwasser und andre intimere Flüssigkeiten auf uns herab.

Eine so teuflische Raserei hatte den Pöbel ergriffen, daß wir jeden Augenblick erwarteten, daß die Truppen uns nicht mehr zu schützen

vermöchten. Und war die Deckung erst durchbrochen, dann waren wir alle rettungslos dem Pöbelhaufen anheimgefallen. Man hätte uns in tausend Stücke zerrissen.

In einem Anfall von patriotischer Hysterie rutschten einzelne mit verglasten Augen auf den Knien nach der italienischen Trikolore hin und küßten sie inbrünstig.

Je mehr wir uns der Piazza Colonna näherten, desto bedrohlicher wurde unsre Lage; zuletzt ballte sich der Haufe unter dem wahnsinnigen Geheul zu einem kompakten Knäuel zusammen. In dieser Horde entmenschter Bestien standen wir armen Kerle eingekeilt und konnten weder vor- noch rückwärts. Nie ist mir das Bestialische der Menschennatur so deutlich ins Bewußtsein getreten wie hier unter der Hefe eines durch roheste Leidenschaften entfesselten Volkes.

Endlich bahnte die Kavallerie uns Weg; wir erreichten die Hauptwache und waren gerettet.

Hier ließ man uns stundenlang zusammengepfercht wie eine Schafherde stehn. Und doch atmeten wir erleichtert auf.

Zu später Nachtstunde wurden wir unter starker Bedeckung auf Umwegen nach der Engelsburg geführt. Seit morgens 5 Uhr hatten wir nichts als schwarzen Kaffee genossen.

Trotz der überwältigenden Eindrücke des Tages schliefen wir in unserm alten Quartier bald ein. Die Sorglosigkeit der Jugend ist ja das beste Kopfkissen. Am andern Tag kümmerte sich keine Katze um uns. Dank unsrer Lokalkenntnis konnten wir die Gelegenheit benutzen, hunderte von neuen Pferdedecken und Wolldecken aus dem Depot, das Stück für ein und zwei Lire, zu verschachern. Von oben schmissen wir den Aufkäufern die Sachen hinunter und wanden das Geld in Körbchen an langen Bindfäden herauf.

Am 22. September wurden auf dem Petersplatze einige Tausend Kriegsgefangne der verschiedensten Waffengattungen zusammengeführt. Von dort aus marschierten wir unter starker Eskorte nach Civitavecchia, wo man uns auf einem Dampfer nach Genua einschiffte; hier wurden wir in dem hoch über der Stadt gelegnen Fort Castellagio interniert.

Die Leidensgeschichte der Reise, das Zusammenpferchen unter Deck, an Bord des Dampfers in einer bestialischen Atmosphäre, die Hungersqualen, die wir erduldeten, bis wir ordentliche Verpflegung erhielten, übergehe ich stillschweigend.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Nicht daß etwas dabei wäre, Kapitäns seien vornehme Leute und wohl auch reich, es sei ja so prächtig und großartig bei ihnen.

Der Mann hinter seinem Pflug war ein Filou! Ich versuchte nun noch, ihn nach einem andern Falkenberg, meinem frühern Kameraden beim Baumfällen im Walde, etwas auszufragen. Jetzt bekam ich viel sichrere Auskunft. Der Lars? O ja, der sei hier. — Ob er den Lars kenne; ja, das wolle er meinen, aber er sei nicht mehr auf Oevrebö. Er habe seine Stelle aufgegeben; aber der Kapitän habe ihm ein Stück Rodland überlassen, das bebaue er nun; er habe das Stubenmädchen Emma geheiratet und besitze auch schon ein paar Kinder. Es seien strebsame, fleißige Leute, die schon zwei Kühe auf ihrem Rodland halten könnten.

Jetzt ist die Furche wieder zu Ende; der Mann wendet die Pferde, ich verabschiede mich und gehe meiner Wege.

Als ich auf dem Holzplatz von Oevrebö stehe, erkenne ich alle die Gebäude wieder; aber sie sollten frisch angestrichen werden. Ich sehe auch, daß die Flaggenstange, die ich vor sechs Jahren selbst aufrichten half, noch da ist; aber sie ist ohne Leine, und die Kugel oben drauf ist verschwunden.

Nun war ich also da; es war am sechsundzwanzigsten April, nachmittags um vier Uhr.

Alte Leute behalten Jahrestage leicht im Gedächtnis.

1

Es ging anders, als ich mir gedacht hatte. Der Kapitän Falkenberg kam auf den Hof hinaus, hörte mein Gesuch an und gab mir sofort eine abschlägige Antwort. Er habe Leute genug, und die Frühjahrsarbeit auf dem Felde sei beinah getan.

„Gut", erwiderte ich, und dann fragte ich, ob ich mich in der Gesindestube ein wenig ausruhn dürfte.

„Jawohl, nach Belieben."

Der Kapitän lud mich nicht ein, über den Sonntag dazubleiben; er drehte sich auf dem Absatz um und ging wieder ins Haus hinein. Eigentlich sah er aus, als komme er eben aus dem Bett; er war noch im Nachthemd, ohne Weste und nur mit einer lose übergeworfnen Jacke, die er auch nicht zuknöpfte. An den Schläfen und den Bart herunter war er grau geworden.

Ich setze mich in die Gesindestube und warte da, bis die Leute zum Abendessen heimkommen. Das ganze Gesinde bestand indessen nur aus einem wirklichen Knecht und einem Buben.

Ich unterhalte mich eine Weile mit ihnen, und da stellt es sich heraus, daß sich der Kapitän getäuscht hat, als er sagte, die Frühjahrsarbeit sei beinahe fertig. Na, mag er! Ich verberge den beiden nicht, daß ich Arbeit suche, und zum Beweis für meine Tüchtigkeit lasse ich sie das gute Zeugnis sehn, das mir der Landrichter auf Herfät vor langer Zeit ausgestellt hat. Als die Knechte wieder aufs Feld müssen, gehe ich, meinen Sack auf dem Rücken, mit ihnen hinaus, und bin zum Weiterwandern bereit. Ich sehe auch noch in den Stall hinein, wo merkwürdig viel Pferde stehn, dann noch in den Kuhstall, zu den Hühnern, den Schweinen, in deren Stand ich vorjährigen Dung liegen sehe, der noch nicht einmal hinausgefahren worden ist.

Wie das nur möglich sei, frage ich.

„Ja, was sollen wir tun?" erwiderte der Knecht. „Vom Winter an bis jetzt habe ich Dung gefahren, und zwar ganz allein. Jetzt sind wir endlich gewissermaßen zu zweit; aber jetzt sind Pflug und Egge an der Reihe."

Ja, das ist seine Sache!

„Na, adjüs auch!" sage ich.

Ich will jetzt meinen guten Kameraden Lars Falkenberg aufsuchen, aber ich sage nichts davon. Ganz droben im Walde kann ich ein paar

neue Häuschen unterscheiden, und ich denke mir, das werde Lars Ansiedlung sein.

Der Knecht ist wohl ordentlich aufgeregt, daß Oevrebö jetzt ein Mann verloren geht, der so gut bei der Frühjahrsarbeit hätte helfen können; im Weggehn sehe ich ihn über den Hof stapfen und ins Wohnhaus hineingehn.

Und ich habe auch kaum ein paar hundert Schritte zurückgelegt, als der Knecht atemlos hinter mir hergelaufen kommt und mir mitteilt, ich sei doch angenommen, er habe mit dem Kapitän gesprochen und die Erlaubnis erhalten, mich anzustellen. „Vor Montag gibt es nun allerdings nichts zu tun,“ schloß der Knecht, „aber komm nur herein und laß dirs schmecken!“

Der Knecht ist ein ordentlicher Mensch; er geht mit mir in die Küche und befiehlt: „Gebt dem Mann zu essen, er steht jetzt hier in Arbeit!“

Eine fremde Köchin, fremde Mägde! Ich bekomme mein Essen und verlasse damit die Küche. Von der Herrschaft sehe ich niemand.

Nein, den ganzen Abend nur so zum Staat in der Gesindestube sitzen, das ist mir zu langweilig. Ich gehe deshalb zu den Knechten auf den Acker hinaus und unterhalte mich mit ihnen. Der Großknecht stammt selbst von einem Hofe, der etwas nördlicher im Bezirk liegt; da er aber nicht der älteste Sohn ist und keinen Hof zum Umtreiben hat, hat er sich kurz entschlossen auf einige Zeit nach Övrebö verdingt. Und er meint, er hätte es wahrlich schlimmer treffen können. Der Kapitän kümmre sich nicht immer eifriger um den Hof, vielleicht eher ein bißchen weniger; er sei auch sehr oft abwesend, und dann müsse der Knecht nach eignem Gutdünken handeln. Im letzten Herbst habe er große Strecken sumpfige Wiesen umbrechen lassen, die er jetzt ansäen wolle. Damit deutet der Knecht über die Flur hin; dort hat er gepflügt, und dort drüben will er auch wieder roden. „Sieh nur den Klee dort! Steht er nicht schon ganz schön?“

Es freut mich, wie gut der junge Mann sich auf seine Arbeit versteht, und bei seiner verständigen Rede wird mir warm ums Herz. Er ist auch in die Schule gegangen, hat die Buchführung eines Hofbetriebes gelernt, schreibt die Zahl der Lastwagen in die eine Rubrik und die Geburtstage der Kälber in eine andre. Na, mag er! Früher schrieb sich der Bauer das alles in den Kopf, und die Weiber wußten auf den Tag, wann jede einzelne von ihren zwanzig oder fünfzig Kühen kalben würde.

van de Velde:
Strand von Scheveningen

Aber der Knecht ist ein aufgeweckter Bursche und scheut sich nicht, ordentlich Hand anzulegen; er war nur in der letzten Zeit etwas niedergedrückt gewesen, weil die Arbeit auf dem Hofe des Kapitäns seine Kräfte weit überstieg. Deshalb wirkte die Aussicht, nun noch eine männliche Hilfe zu bekommen, ordentlich belebend auf ihn. Gleich am Sonntag sollte ich das Pferd, das jetzt vor die Egge gespannt war, zum Dungfahren bekommen, bestimmte er. Dann müsse der Kleinknecht mit einem von des Kapitäns Wagenpferden weiter eggen; er selbst aber werde tüchtig weiter pflügen. Ach, nun komme die Saat doch noch beizeiten in der Boden!

* * *

Sonntag.

Ich muß mich in Acht nehmen und tun, als wisse ich aus frührer Zeit gar nichts von dem Hofe, weder wie weit die Waldungen des Kapitäns gehn, noch wo die verschiednen Häuser, die Wirtschaftsgebäude, der Brunnen nnd die verschiednen Wege liegen. Heute früh habe ich mich für den morgigen Tag ordentlich fein gemacht, habe den Karren und mein Pferd extra gestriegelt. Am Nachmittag wanderte ich wohl fünf Stunden in des Kapitäns Wäldern umher, kam dabei auch an Lars Rodland vorüber, ging aber nicht ins Haus hinein, sondern schlenderte ganz bis zur Grenze des nächsten Dorfs. Ich war überrascht, wie stark die Wälder gelichtet sind.

Als ich heimkam, fragte mich der Knecht:

„Hast du das Singen und den Spektakel heute nacht gehört?"

„Ja, was war es denn?"

„Wahrscheinlich die Gäste," antwortete der Knecht lachend.

Ja, die Gäste, die waren jetzt immer sehr zahlreich auf Övrebö.

Unter ihnen befand sich auch ein übermäßig dicker und außerdem sehr lustiger Herr. Er hatte einen hinaufgebognen Schnurrbart und war Kapitän in demselben Regiment wie Falkenberg. Im Lauf des Abends sah ich ihn mit den andern Gästen zum Haus herauskommen. Einer von den Herren, den die andern Ingenieur nannten, war ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, von mittlerer Größe, mit einem dunkeln, aber bartlosen Gesicht. Und dann war auch die Elisabeth vom Pfarrhaus dabei. Ich erinnere mich sehr genau an diese Elisabeth, deshalb erkannte ich sie auch sofort, obgleich sie sechs Jahre älter und reifer geworden war. Die kleine Elisabeth von einst war jetzt kein

junges Mädchen mehr. Sie hatte eine üppige Büste, und das gab ihr das Aussehn von übermäßiger Gesundheit. Der Knecht, sagt sie, sei verheiratet, schließlich habe sie doch den jungen Erik genommen, einen Hofbauernsohn, den sie von ihren Kindertagen an lieb gehabt habe. Sie sei aber trotzdem noch Frau Falkenbergs gute Feundin und komme oft nach Övrebö, aber immer ohne ihren Mann.

Jetzt steht Elisabeth an der Flaggenstange, und Kapitän Falkenberg tritt zu ihr. Sie unterhalten sich eifrig über irgend etwas, und der Kapitän schaut sich immer erst ein bischen um, so oft er etwas sagt; es sind also vielleicht keine gleichgültigen Dinge, die er ihr sagt, sondern im Gegenteil etwas, was eine gewisse Vorsicht erheischt. Der dicke, lustige Kapitän ist auch dabei; sein Lachen schallt bis in die Gesindestube herein. Er ruft, Falkenberg solle mitkommen, erhält aber nur eine kurze Antwort. Ein paar Stufen führen in ein Syringenwäldchen, und dahin lenkt nun der Kapitän seine Schritte. Hinter ihm drein kommt ein Dienstmädchen mit Wein und Gläsern, und der Ingenieur bildet den Schluß.

Neben mir bricht der Knecht in lautes Gelächter aus und ruft:

„Nein, dieser Kapitän!"

„Wie heißt er?" fragte ich.

„O, sie nennen ihn alle nur einfach Bruder, auch schon im vorigen Jahre hieß er so. Seinen wirklichen Namen weiß ich nicht."

„Und der Ingenieur?"

„Der heißt Lassen, wie man mir gesagt hat. Er sei vor meiner Zeit erst einmal hier gewesen."

Jetzt tritt Frau Falkenberg auf die Freitreppe heraus. Sie bleibt einen Augenblick stehn und schaut nach der Flaggenstange hinüber. Wie fein und zart ihre Gestalt noch immer ist! Aber das Gesicht ist schlaff geworden; mir ist, als sei sie früher voller gewesen und nun gleichsam etwas eingeschrumpft.

Nun kommen noch ein paar Leute aus dem Hause heraus, eine ältere Dame mit einem Schal um die Schultern und hinter ihr zwei Herren.

Der Knecht sagt, es seien nicht immer so viel Gäste auf dem Hofe; aber vorgestern sei der Geburtstag des Kapitäns gewesen, da seien zwei vollbesetzte Wagen dahergesaust gekommen, und diese vier fremden Pferde stünden nun noch im Stall.

Jetzt werden die beiden an der Flaggenstange gebieterisch verlangt, und der Kapitän gibt eine ungeduldige Antwort. „Ja, gleich!" ruft er, bleibt aber doch stehn. Jetzt streicht er ein Stäubchen von Elisabeths Schulter; dann sieht er sich vorsichtig um, legt ihr seine Hand auf den Arm und scheint ihr etwas sehr nachdrücklich einzuprägen.

Da sagt der Knecht:

„Die beiden haben immer gar viel miteinander zu reden. So oft sie hierher kommt, machen sie lange Spaziergänge zusammen."

„Hat Frau Falkenberg nichts dagegen?"

„Ich habe nichts darüber gehört. Wahrscheinlich —"

„Hat Elisabeth auch keine Kinder?"

„Doch, einen ganzen Haufen."

„Wie kann sie denn dann so oft von den Kindern und dem großen Hofe fort sein?"

„Das macht nichts; so lange Eriks Mutter lebt, kann sie gut abkommen."

Der Knecht geht hinaus, und ich bleibe allein in der Gesindestube. Hier hab ich einst gesessen und eine ganz merkwürdige Baumsäge konstruiert. Ach wie eifrig war ich dabei! Nebenan in der Kammer lag der Knecht Peter krank; aber ganz heiß vor Eifer lief ich jedesmal in den Schuppen hinaus, wenn ich etwas hämmern mußte. Jetzt denke ich an die Geschichte dieser Waldsäge auch wie an Literatur. So geht es uns allen mit den Jahren.

Der Knecht tritt wieder ein.

„Wenn die Gäste morgen noch nicht abreisen, dann nehme ich mir zwei von ihren Pferden und pflüge damit", sagte er, ganz erfüllt von seinen Angelegenheiten.

Ich schaue wieder zum Fenster hinaus. Endlich sind die beiden von der Flaggenstange weggegangen.

* * *

Am Abend ging es immer lebhafter im Syringenwäldchen zu. Die Dienstmädchen gingen mit Servierbrettern hin und her; sie trugen Getränke und Gerichte hinunter; die Herrschaft wollte unter den Bäumen zu Abend essen.

„Bruder, Bruder!" wurde laut gerufen; aber der Bruder lachte und rief selbst am lautesten.

Durch sein ungeheures Gewicht war der Stuhl unter ihm zusammengebrochen; und nun holte man aus der Gesindestube einen recht festen Holzstuhl, der ihn tragen könnte.

Nein, wie lustig es da drunten in dem Syringenwäldchen zuging! Kapitän Falkenberg trat von Zeit zu Zeit auf den Hofplatz, um zu zeigen, daß er noch fest auf seinen Beinen stehn könne und noch alles gut im Auge habe.

„Ich kenne ihn," sagte der Knecht. „Er läßt sich nicht zuerst unterkriegen. Als ich ihn im vorigen Jahre einmal fuhr, trank er unterwegs in einem fort, aber man merkte ihm nichts an."

Die Sonne ging unter, und nun wurde es wohl kalt im Syringenwäldchen, denn die Herrschaften begaben sich ins Haus zurück. Aber die großen Fenster wurden weit aufgemacht; es wurde musiziert, und Frau Falkenbergs Flügel sandte eine wahre Flut melodischer Töne heraus. Dann gingen die Töne in Tanzmusik über; da spielte wohl der dicke Kapitän.

„Komische Leute!" murmelte der Knecht. „Sie tanzen und spielen bei Nacht und schlafen bei Tag. Jetzt geh ich und leg mich aufs Ohr."

Ich bleibe noch am Fenster sitzen, und da seh ich meinen Kameraden Lars Falkenberg durch den Hof daherkommen und ins Hauptgebäude hineingehn. Man hat ihn geholt, weil er den Herrschaften Volkslieder vorsingen sollte. Nachdem er eine Weile gesungen hat, mischen sich der dicke Kapitän und einige andre in den Gesang, und laut und fröhlich dringen die Lieder zu mir herüber. Nach ungefähr einer Stunde kommt Falkenberg in die Gesindestube; in seiner Tasche steckte eine Flasche Wein für seine Mühe. Als er nur mich, einen fremden Mann, vorfindet, tritt er in die Knechtkammer nebenan und trinkt da mit dem Knecht ein Gläschen. Nach einer Weile rufen sie mich hinein; ich aber hüte mich wohl, viel zu sagen, um mich nicht zu verraten; als aber Lars nach Hause geht, sagt er, ich solle ihn ein Stückchen Weges begleiten. Und da kommt es heraus, daß er mich durchschaut hat. Lars hat seinen alten Kameraden vom Holzfällen im Walde wieder erkannt.

Der Kapitän hat es ihm gesagt.

„Gut," dachte ich. „Dann ist ja all die Vorsicht von meiner Seite überflüssig." Ich war übrigens wohl zufrieden mit dieser Wendung; der Kapitän ließ mich also mit der größten Gleichgültigkeit auf dem Hofe herumwirtschaften, so viel ich wollte.

Ich begleitete Falkenberg ganz bis nach Hause; wir plauderten von den alten Tagen, von seiner Ansiedlung und von der Gutsherrschaft. Er sagte, man habe eigentlich vor dem Kapitän keinen so großen Respekt mehr wie früher; er sei jetzt nicht mehr der, der das große Wort im Dorfe führe, und die Männer und Weiber kämen nicht mehr, sich Rat bei ihm zu holen. „Siehst du, der Weg zu seinem Hofe ist jetzt in eine Landstraße umgewandelt worden; das ist das letzte, was er getan hat, und das ist fünf Jahre her. Die Häuser sollten frisch angestrichen werden, aber er läßt alles beim Alten, der Boden ist ausgesaugt und der Wald übermäßig gelichtet."

Ich fragte, ob er trinke.

Ja, man munkle allerdings so etwas, aber mit Sicherheit könne man es nicht behaupten. Der Teufel hole alle Klatschweiber! Er trinke allerdings ein wenig und sei überdies auch oft lange vom Hause abwesend.

Aber er finde auch keine Gemütlichkeit, wenn er heimkomme, und das sei das Schlimmste; deshalb wäre auch ein böser Geist in ihn gefahren, sagte Lars.

„Und die gnädige Frau?" fragte ich.

„Die gnädige Frau! Die ist grade wie früher: sie spielt auf ihrem Flügel und ist so nett, wie nur jemand verlangen kann. Und die Herrschaft hat ein gastfreies Haus und viele Gäste; aber die Steuern und Abgaben sind sehr hoch; allein die Instandhaltung der großen Gebäude kostet ein Heidengeld. Aber es ist ja zum Erbarmen, wie über die beiden einander haben! Hat man je so etwas gesehn! Wenn sie ein Wort miteinander reden, dann sieht das eine nach dieser, das andre nach jener Richtung, und sie bewegen kaum die Lippen dabei. Monat um Monat sprechen sie nur wie ganz fremde Menschen miteinander. Und im Sommer ist der Kapitän auf Moen und kommt nicht wieder und kümmert sich weder um seine Frau noch um seinen Hof. Sie haben eben keine Kinder, da liegt der Hase im Pfeffer," sagte Lars.

Emma kommt aus dem Hause und schließt sich uns an. Sie sieht noch immer sehr gut und hübsch aus, und ich sagte ihr das. „O ja, die Emma," sagte Lars, „sie ist schon recht, aber sie bekommt so viele Kinder, der arme Tropf!" Dann schenkt er ihr aus der Flasche ein und nötigt sie zum Trinken.

Emma fordert uns auf, doch herein zu kommen. Wir könnten wohl ebenso gut drinnen auf einer Bank sitzen, wie hier draußen stehn, sagt sie.

„Ach, es ist ja jetzt Sommerzeit," erwiderte Lars und machte keine Miene, mich mit hineinzunehmen.

Als ich mich dann auf den Heimweg mache, begleitet er mich noch eine Strecke den Berg hinunter und zeigt mir, wo er gegraben und gerodet und eingezäunt hat. Ja, er hat wirklich etwas geleistet auf seinem Gütchen, und es wird mir ganz sonderbar warm und behaglich zu Mut, während ich da vor dieser netten Heimstätte mitten im Walde stehe. Hinter dem Wohnhaus und dem Stall rauscht leise der Wald, rings ums Haus steht Laubholz, und die Espenblätter rascheln wie Seide.

Ich wandre heimwärts; die Nacht ist vorgeschritten, alle Vögel schweigen, es ist mildes Wetter, mit einer weichen bläulichen Dämmerung.

* * *

„Kommen Sie, wir wollen heute abend jung sein!" sagt ein Mann laut und deutlich hinter den Syringenbüschen. „Kommen Sie, wir wollen heute abend auf der Wiese tanzen!"

„Wissen Sie noch, wie Sie im vorigen Jahr waren?" erwiderte Frau Falkenbergs Stimme. „Da waren Sie so nett und redeten nicht so."

„Nein, da redete ich nicht so. Ei, erinnern Sie sich wirklich noch daran? Aber eines Abends haben Sie mich doch auch im vorigen Jahr gescholten, weil ich sagte: ‚Sie sind heute abend so schön!' — ‚Nein!' erwiderten Sie, ‚ich bin nicht mehr schön; Sie aber sind ein Kind, trinken Sie nicht so viel!' sagten Sie."

„Jawohl, das hab ich gesagt," erwiderte Frau Falkenberg lachend.

„Ja, ja, ganz richtig. Aber nicht wahr: ob Sie schön waren, das mußte ich doch wissen, ich, der Sie grade ansah."

„Kind, Kind!"

„Und heute abend sind Sie sogar noch schöner."

„Bst! es kommt jemand."

Zwei Gestalten richteten sich rasch hinter den Syringenbüschen auf, die gnädige Frau mit dem fremden Ingenieur. Als sie sehn, daß nur ich es bin, atmen sie wieder leicht und plaudern weiter, als wäre ich gar nicht da. Und so ist das menschliche Herz beschaffen: obgleich ich ge-

wünscht hatte, jedermann solle mich in Frieden lassen, war ich nun doch ein wenig gekränkt darüber, daß diese beiden mich so wenig estimierten. „Ich habe doch graues Haar und einen grauen Bart," dachte ich, „sollen sie mir nicht grade die Ehre erweisen?"

„Ja, heute abend sind Sie sogar noch schöner," wiederholt der Ingenieur.

Jetzt bin ich dicht bei ihnen; ich grüße gleichgültig und gehe vorüber.

„Ich will Ihnen nur sagen, daß Ihnen das gar nichts nützt," entgegnete Frau Falkenberg.

„Hallo, Sie, Sie haben etwas verloren!" ruft sie mir nach.

„Verloren?" Ja, mein Taschentuch, das ich absichtlich hatte fallen lassen, lag mitten auf dem Weg. Ich wende mich um, hebe es auf, bedanke mich und gehe weiter.

„Wie aufmerksam Sie auf so nebensächliche Sachen sind!" sagt der Ingenieur. „Ein rotgeblümtes Bauerntaschentuch! Kommen Sie, wir wollen ins Gartenhaus hineingehn!"

„Es ist bei Nacht verschlossen," erwidert Frau Falkenberg. „Und es wird wohl auch jemand drinnen sein."

Mehr hörte ich nicht.

Mein Schlafzimmer ist auf dem Bodenraum des Wirtschaftsgebäudes, und das eine offne Fenster geht nach dem Syringenwäldchen hinaus. Bis ich da hinausschaue, höre ich noch immer Stimmen zwischen den Büschen, kann aber nicht verstehn, was gesagt wird. Plötzlich steigt der Gedanke in mir auf: „Warum ist das Gartenhäuschen bei Nacht verschlossen, und wer ist darauf gekommen? Vielleicht eine höchst schlaue Seele, die dachte, wenn diese Tür immer verschlossen sei, wäre es weniger gewagt, ab und zu einmal in guter Gesellschaft hineinzuschlüpfen, den Schlüssel abzuziehn und drinn zu bleiben."

Weit draußen auf dem Weg, den ich eben hergekommen bin, sehe ich zwei Personen daherschlendern; es ist der dicke Kapitän mit der ältern Dame in dem Schal. Sie haben wohl irgendwo im Walde gesessen, als ich vorüberkam; und nun überlegte ich, ob ich nicht am Ende in dem Augenblick laut mit mir selbst gesprochen hätte.

Plötzlich sehe ich den Ingenieur rasch hinter den Büschen aufstehn und zum Gartenhaus eilen. Als er die Tür verschlossen findet, legt er die Schulter an und drückt die Tür ein.

„Kommen Sie nur! Es ist niemand hier!“ ruft er.

Frau Falkenberg steht auf und sagt höchst gekränkt:

„Was ist das nur für ein Einfall? Sind Sie verrückt?“

Aber während sie dies sagt, tritt sie doch näher.

„Einfall?“ erwidert er. „Die Liebe ist kein Glyzerin, sie ist Nitroglyzerin.“

Dann legt er seinen Arm um Frau Falkenberg und zieht sie hinein.

Na, mögen sie!

Aber jetzt kommt der dicke Kapitän mit seiner Dame daher. Die beiden im Gartenhäuschen ahnen das natürlich nicht, und Frau Falkenberg wäre wohl nicht sehr erfreut, wenn sie mit einem Mann an einem so abgelegnen Platze allein angetroffen würde. Ich schaue mich in meiner Kammer umher nach etwas, womit ich sie warnen könnte. Ich finde auch eine leere Flasche, stelle mich damit ans Fenster und schleudre sie aus aller Macht nach dem Gartenhäuschen. Ein Krach — die Flasche und Dachziegeln zersplittern und rasseln übers Dach hinunter. Zugleich ertönt ein Schrei des Entsetzens aus dem Häuschen, und Frau Falkenberg stürzt heraus, den Ingenieur hinter sich, der sich sogar an ihrem Kleide festhält. Sie bleiben einen Augenblick stehn und schaun sich um.

„Bruder, Bruder!“ ruft Frau Falkenberg und eilt tief in das Syringenwäldchen hinein. „Nein, kommen Sie nicht mit!“ ruft sie zurück. „Sie dürfen nicht mitkommen!“

Aber der Ingenieur lief doch hinter ihr drein. Er war merkwürdig jung und voller Eigenwillen.

Jetzt taucht der dicke Kapitän mit seiner Dame auf; und sie führten ein herrliches Gespräch, als ob es auf der weiten Welt nichts Besseres gäbe als die Liebe; der dicke Herr war sicher nahe an den Sechzigern und hatte da eine Frau von vierzig neben sich. Aber die Zärtlichkeit! es war ein kostbarer Anblick.

Der Kapitän sagt:

„Und bis heute abend ist es noch einigermaßen angegangen; aber jetzt übersteigt es die menschliche Kraft. Sie haben mich ganz verzaubert, gnädige Frau.“

„Ich habe es bis jetzt nicht für so ernst gehalten,“ erwidert sie mit einem Versuch, ihm gut zuzureden und ihm darüber wegzuhelfen.

„O doch,“ erwidert er, „und es muß nun ein Ende nehmen, hören Sie. Wir kommen soeben aus dem Walde, und dort glaubte ich,

ich könnte es noch eine Nacht aushalten, deshalb habe ich nichts weiter gesagt; aber jetzt bitte ich Sie, gehn Sie wieder mit mir in den Wald zurück."

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein," sagt sie, „ich möchte Ihnen ja gern zu Willen — tun, was Sie —"

„Danke, danke!" ruft er.

Mitten auf dem Wege schlägt er die Arme um sie und drückt seinen runden Leib gegen den ihren. Eine Weile sahen sie aus, wie zwei Widerspenstige, die nicht wollen. Ach, der Bube von einem Kapitän!

„Lassen Sie mich los!" fleht sie.

Er lockerte seinen Griff ein wenig, preßte sie aber gleich wieder an sich, und wieder war es, als wehrten sich zwei gegeneinander.

„Kommen Sie mit in den Wald zurück!" sagte er einmal ums andre.

„Das geht unmöglich," erwidert sie. „Und jetzt liegt auch überall starker Tau."

Aber der Kapitän strömte über vor lauter Liebe und redete heftig auf sie ein.

„Früher habe ich mir nicht viel aus den Augen der Leute gemacht. Blaue Augen — bah! Graue Augen — bah! Ein Auge, welche Farbe und welchen hinreißenden Blick es auch haben mochte — bah! Aber jetzt kamen Sie mit Ihren braunen Augen!"

„Ja, sie sind braun," stimmt die Dame zu.

„Sie brennen mich mit ihnen, Sie versengen mich."

Fortsetzung im nächsten Heft

Dr. Hermann Paull:
Eine Westindienfahrt

Meer und Hochgebirge haben viel mit einander gemeinsam. Der überwältigende Eindruck des Gigantischen, Unermeßlichen, das Gefühl, in die Unendlichkeit eingetaucht zu sein, gewissermaßen Zwiesprache zu halten mit den ewigen, allmächtigen Naturgewalten, das Gefühl, der Gottheit nahe, ganz nahe zu sein, das ist es, was jene unaussprechliche Sehnsucht in dem naturfreudigen Menschen erweckt, die niemals voll gesättigt werden kann.

Schönheit und Zweckmäßigkeit sind in der Natur Zwillingsgeschwister. Wie Feld, Wald, Berge, Hochgebirge uns immer wieder anlocken, uns immer wieder erfreuen, immer wieder die Saiten des Guten und Edeln in uns erklingen lassen, so dienen sie seit ewigen Zeiten der Menschheit zur körperlichen Verjüngung, zur Erholung, zur Wiederherstellung zerstörter Gesundheit. Auch das Meer hat diese beiden Gesichter. Neben den überwältigenden Schönheiten, die es über jeden ausgießt, der sich ihm einmal voll und ganz anvertraut, spendet es Heilkräfte von gewaltiger Wirkung.

Die Heilkräfte des Meeres! Immer mehr wächst in Ärzte- und Laienkreisen das Verständnis für die Bedeutung des Problems der Dienstbarmachung der Heilkräfte des Meeres. Es ist längst bekannt, daß es auf dem Lande nirgends eine Luft gibt, die an Staub- und Keimfreiheit, an Sauerstoff- und Ozonreichtum, an Kohlensäurearmut, an Koch-, Jod- und Bromsalzgehalt und an Wasserbeständigkeit sich mit der Luft messen kann, die einen so milden Temperaturausgleich zeigt, wie die Luft des hohen Meeres.

Die Hamburg-Amerika-Linie, die als einzige deutsche Schiffsgesellschaft vor mehr als 10 Jahren den Typus der Vergnügungsreisen zur See (Mittelmeer- und Nordlandsfahrten) geschaffen hat, hat das Verdienst, nicht allein die Naturschönheiten des Meeres den Naturfreunden, sondern auch die Heilkräfte des Meeres den Gesundheit Suchenden und Erholungsbedürftigen erschlossen zu haben. Nach Tausenden zählt die Schar der Meerfreunde und Meerenthusiasten, die alljährlich auf den Vergnügungs-

schiffen der genannten Gesellschaft aufs Meer eilt. Ein großer Teil von ihnen dankt dem Meere Befreiung von quälender Neurasthenie, Auffrischung des Nervensystems, Wiederherstellung verloren gegangener Körperkräfte, zerstörter Gesundheit.

Doch nicht von den Heilkräften des Meeres im gewöhnlichen Sinne soll heute die Rede sein. Ich habe das Problem der Dienstbarmachung der Heilkräfte des hohen Meeres an andrer Stelle schon eingehend entwickelt. Ich will heute sprechen von den geistigen Anregungen, die eine Seereise dem Besucher fremder Länder und Völker vermittelt. Denn auch die geistige Anregung ist ein wichtiges Instrument in der Hand des Arztes. Kein Mensch kann auf sie verzichten. Und in unsrer Zeit der Nervosität und Neurasthenie ist die seelische Ablenkung und Anregung mehr denn je dazu berufen, als Heilmittel verwendet zu werden. Der Kulturmensch des 20. Jahrhunderts braucht günstige Zerstreuung und Anregung so gut wie das tägliche Brot.

Vor Jahren schon hatte mich der „Meteor'' der Hamburg-Amerika-Linie die Mittelmeerreise, die Kulturstätten der alten Welt genießen lassen. Genua, Nizza, Ajaccio, Algier, Tunis, Malta, Konstantinopel, Smyrna, Athen, Corfu, Venedig! Unvergeßlich sind die vielen freudigen Eindrücke! Um sie zu schildern, müßte man ein ganzes Buch schreiben.

Und dann das Nordland! Island mit seinem Felsengestade und mit der weithin ins Meer leuchtenden Hela, die Riffe der norwegischen Küste, die über Felsen brausenden Gletscherbäche, die aus dem Meer gewaltig sich emporreckenden, schneebedeckten Bergriesen!

Dankerfüllt gedenken wir deiner, du liebliche „Oceana", die du uns durch die engsten Fjorde sicher getragen, die du uns die Schönheit der nordischen Alpen und der erzürnt brausenden Nordsee von einem sichern Deck aus hast ungestört kosten lassen!

Dieses Mal der Atlantic! „Die neue Welt," New York, das Karibische Meer, die Tropenglut Westindiens! Diese Worte bedeuten für den reisekundigen Arzt, für den „Reisetherapeuten", wie man in Zukunft vielleicht eine besondre Spezies der Ärzte nennen wird, einen ganzen Strauß von psychischen und somatischen Heilfaktoren.

Die neun Tage der Atlanticfahrt von Hamburg nach New York waren an Bord der meeresgewaltigen „Kaiserin Auguste Victoria" bei prächtigstem Sonnenschein und spiegelglatter See nur zu schnell vergangen. Wenn es nicht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, das unbekannte Land gewesen wäre, von dem soviel Merkwürdiges im kulturalten Europa erzählt

wird, man würde die Unterbrechung dieser erquickenden Meerfahrt unangenehm empfunden haben.

Ich will die ersten Eindrücke des Straßenlebens der Millionenstadt nicht ausmalen. Elektrische Bahnen vor, neben, hinter, über und unter uns, „Wolkenkratzer" von 20 bis 60 Stockwerken, schmutzige Straßen, schmucklose Gebäude, Lastfuhrwerke in unendlicher Zahl, Menschen mit ernsten, unfreundlichen, gänzlich bartlosen Gesichtern in steter Hast durch die Straßen drängend, das sind Eindrücke, die den Zauber der Neuheit, den sie selbst für den großstadtgewohnten Europäer besitzen, bald verlieren. Von dem ungeheuern New-Yorker Kindergarten für große und kleine Kinder soll heute die Rede sein. „Coney Island!", das ist für den New-Yorker die lieblich klingende Zauberformel, mit der an den Sonntagen aller Aerger der Woche, aller Großstadtstaub weggewischt wird. Drückende Augusthitze. Schwüle, heiße, stagnierende, staubgeschwängerte, unerträgliche Luft in der Stadt. Was Beine hat, ist heute, wie an jedem Sommer-Sonntage in Coney Island. Unser Schiff, mit dem wir der Stadt entfliehn, gleicht einem gefüllten Häringsfasse mehr, als einem „Salondampfer". Kein Stuhl ist mehr zu haben. Die Menschen können sich nicht mehr frei bewegen, sie schieben und drücken einander. Als Coney Island in Sicht kommt, sehen wir durch das Fernglas am Strande zuerst ein ungeheures Gewimmel von Menschen. Lauter Seebadegäste. Je näher wir kommen, desto deutlicher erkennen wir, daß der lange, unendlich lange Strand wimmelt von unzähligen Menschen, die sich fröhlich im Sande und in den Fluten tummeln. Männlein und Weiblein, Alt und Jung, Knäblein und Mägdlein, Groß und Klein in fröhlichem Beieinander, spielend, scherzend, johlend, neckend. Die beiden Geschlechter dabei von einer rührenden Harmlosigkeit im Verkehr miteinander. Hier ist eine Ball spielende, dort eine Pyramiden bildende, dort eine im Springen sich übende, dort eine tauziehende, dort eine im heißen Sande behaglich liegende Gruppe. Die glühende Sonne trocknet die kleidsamen Badeanzüge am Körper der Badenden in kurzer Zeit. Stundenlang, ganze Nachmittage tummelt man sich hier am Strande. Auf das Wasserbad folgt das Sonnen- und Luftbad, auf dieses wieder das Wasserbad. Erst wenn die Sonne sich senkt, wird es kühler am Meere.

Vom Strande, wo wir uns mitten in die Badegesellschaft gemischt hatten, gehn wir nun in den Ort selbst. Ein unermeßlicher Menschenstrom flutet in den Straßen auf und ab. Ein Vergnügungsetablissement neben dem andern, eins höher, gigantischer als das andre. Meist

sind es Rutschbahnen. Nicht zahm und milde wie bei uns. Alles ist hier gigantisch, haus-turmhoch. Kaum hat man in einem der soeben freiwerdenden Vehikel Platz genommen, wird man mit Windeseile in die Höhe geschleudert und fährt über den engen Steg eines etwa 5—6 Stockwerke hohen Felsengestades, zu beiden Seiten gähnende Abgründe mit reißenden Gletscherbächen. Kaum hat man sich von seinem Erstaunen erholt, saust das Vehikel schon über schmale Brücken und durch halsbrecherische Tunnels wieder der Tiefe zu, und man glaubt, in den Hades zu versinken. Aber nein, man ist ja gar nicht in der Tiefe. Das Vehikel hatte eine Schleife in die Höhe gemacht, und in dem Moment, als wir Kopf nach unten und die Füße nach oben am höchsten Punkte dieser Schleife uns befinden, durchzuckte der Gedanke mein Hirn, daß es für einen Familienvater doch ein Stück gröblichen Leichtsinns sei, hier im fremden Amerika seine Knochen für 5 Cents in einem so gefährlichen Mordinstrument zu riskieren. Schon gelobte ich mir, sollte ich aus dieser Knochenmühle heil wieder herauskommen, meine Frau und mein Kind nicht unnötiger Weise durch Riskierung meines eignen Lebens wieder in Gefahr zu bringen. Diese Gedanken der Reue waren mir kaum zum Bewußtsein gekommen, als wir uns schon wieder im Fluge bergauf befanden. Abermals sauste unser Gefährt in schrecklicher Höhe, an steilen Abgründen vorbei, über schmale Brücken, durch enge Tunnels. Wieder gings sausend in die Tiefe, und dann wieder in der mörderischen Schleife in die Höhe. Ein stilles Dankgebet gegen mein Geschick, daß ich meinen letzten Willen im Schreibtische meiner Studierstube wohl aufbewahrt wußte. Ich war bereit, hier in Amerika, fern von meinen Lieben zu verenden. Da stand unser Gefährt still. Tiefes Atemholen, dann ein Freudenseufzer aus tiefster Brust. Wir waren befreit. — — Diese wilden Rutschpartien bilden das Lieblingsamüsement des Amerikaners. Je grotesker, je wilder, je absonderlicher, je gigantischer, desto beliebter beim Volke, desto besser die Rentabilität. Man kann in Coney Island auf hundert verschiedene Arten rutschen. Die Technik in der Herstellung neuer und merkwürdiger Finessen scheint unerschöpflich zu sein.

Eine andre beliebte Unterhaltung der Amerikaner ist die Feuersbrunst. Vor den Augen der Schaulustigen gerät ein mehrere Stockwerke zählendes Haus in Brand. Ein Teil der Insassen rettet sein Leben selbst mit größter Lebensgefahr. Kinder und Greise werden durch die Feuerwehr dem entfesselten Element entrissen. Da sieht man angstgequälte Mütter, verzweifelte Väter und wimmernde Kinder in schrecklichem Durcheinander die Bühne beleben. Zum Schluß löst sich alles in Wohlgefallen auf. Die

Zuschauer verlassen befriedigt den Ort des Schreckens und sehn sich nach einer andern Belustigung für 5 Cents um.

— — — — — — — — — — — — — — —

New-York, Coney Island lagen hinter uns. Unser Schiff, der Westindienfahrer „Prinz Sigismund" der Hamburg-Amerika-Linie hatte, seinen Lauf direkt nach Süden nehmend, die Höhe von Cap Hatteras überschritten.

Die vielen tausend neuen Eindrücke dieser Welt- und Millionenstadt New-York beschäftigten mein Gehirn noch sehr. Coney Island insbesondre wollte mir nicht aus dem Sinn. Dieser krasse Gegensatz des ernsten, maßlosen Werktagslebens in New-York, das unter dem einzigen Motto „Make monnay" und „business" steht, zu den merkwürdigen Volksbelustigungen in Coney Island war für mich ein unlösliches Problem. Um so dankbarer war ich für die erquickende Ruhe, die uns unser Schiff bot. So viel wurde mir bei ruhigem Nachdenken klar, daß dieses Volk der Amerikaner von dem unsrigen und überhaupt den europäischen Völkern verschieden, grundverschieden sein müßte in seinem ganzen Geistesleben. Um so mehr freute ich mich darauf, nach der Rückkehr aus Westindien noch einmal mit ihnen in Berührung zu kommen. Sollte doch der nächste Aufenthalt in New-York dazu dienen, die dortige Volksschulhygiene kennen zu lernen. Nach der Rückkehr aus Westindien (Mitte September) würden die Ferien beendet sein, und ich werde in dieselbe Berührung mit den amerikanischen Behörden, insbesondre mit der Gesundheitsbehörde und der Schulbehörde treten. Es ist begreiflich, daß nach den bisherigen Erfahrungen in Amerika meine Erwartungen aufs äußerste gespannt waren. —

Sonnenuntergang! Welcher Zauber liegt in diesem Worte! Sonnenuntergang auf dem Meere, in den Tropen! Das Versinken der Sonne ist in den Tropenmeeren ganz besonders farbenprächtig, sowohl wenn die große feurige Kugel unverhüllt ins blaue Meer sinkt, wie auch wenn sie sich, hinter Wolken versteckend, den ganzen Himmel mit tausend leuchtenden Farben bemalt. Jeden Abend dasselbe Schauspiel und doch an jedem Abende schöner, feuriger, intensiver als Tags zuvor. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen, in Berg und Tal und Strom und Feld!"

Am 6. Tage nach der Abfahrt von New-York sollten wir in Kingston, der Handelsmetropole Jamaicas, eintreffen. In einem mächtigen Bogen fuhren wir in den wunderbaren Hafen dieser märchenhaften Stadt ein, die von einem immergrünen Kranze hoher Berge, den sogen. blauen Bergen, umgeben ist. Wie entzückend schön ist diese Stadt von Weitem, vom

Constable:
Landschaft

Meere her, und wie traurig ist ihr Anblick in der Nähe! Kingston ist noch jetzt ein großer Trümmerhaufe, obwohl 1 1/2 Jahre seit jenem furchtbaren Erdbeben verflossen sind, das über 2000 Menschen unter der Wucht der einstürzenden Häusermassen begrub. Die Verhandlungen mit den englischen Feuerversicherungsgesellschaften hatten sich in die Länge gezogen, und damit der Tatbestand nicht verdunkelt werde, mußte auf Anordnung der Behörden der ganze Trümmerhaufe unangetastet liegen bleiben. Nur für einige unaufschiebliche Bauten, Krankenhäuser und dergl. wurde die Erlaubnis zur Wegräumung des Schuttes gegeben. Comptoirs und Wohnungen wurden notdürftig in den Ruinen hergerichtet. So befand sich die Post in einem dachlosen, halb eingefallnen Hause.

Sonst wurde nur die Befreiung und Bergung der verunglückten Menschen und die Freimachung der Straßen zugegeben. Man sieht, die englische Justiz arbeitet nach denselben Grundsätzen und mit derselben Gründlichkeit, wie die deutsche.

Verläßt man die Häuser dieser traurigen Stadt, so ändert sich das Bild sofort. Ein Netz von elektrischen Bahnen in der Stadt und nach den Vororten. Zuerst die Villenvorstadt. Wohlgepflegte üppige Blumengärten und prächtige Palmenhaine. Allerliebste Häuser und Häuschen drin, die Wohnungen der vornehmen Weißen, die in der Stadt selbst ihre Geschäfte betreiben. Und weiter draußen vor der Stadt Zuckerplantagen, Ananasstauden, saftige Wiesen, üppige Korn- und Kaffeefelder, wohlgenährtes Vieh auf den Weidegründen. Die Sonne strahlt mit tropischer Glut vom wolkenlosen Himmel hernieder. Die in den Feldern arbeitenden Menschen, ausnahmslos Schwarze, wohlgenährt, nur notdürftig bekleidet, wegen der schwülen Hitze. Die Wälder an den Hängen der Berge von frischem Grün. Ueberall gut gehaltene Wege, in den kleinsten Dörfern Wasserleitung, Sauberkeit und Wohlstand ringsum. So ähnlich muß es im Paradiese ausgesehn haben, dessen Schilderung beim Anblick dieser üppigen, wohlgepflegten englischen Kolonie wieder in mir lebendig wurde.

Die Hope garicos sind die landwirtschaftliche Versuchsstation und zugleich botanischer Garten der englischen Regierung. Die Pracht dieser Anlagen ist nicht zu schildern. Was die Tropen in Ost- und Westindien an Pflanzenreichtum und Farbenschönheit hervorbringen können und je hervorgebracht haben, ist in diesen Anlagen zusammengetragen, wohlgepflegt von der Hand des fachkundigen Gärtners. Kaffee-, Ananas-, Bananen-Kulturen, märchenhaft schöne Orchideen, wohlriechende Bäume und

Stauden, vielgestaltige Palmen. Wer ihre Pracht schildern wollte, müßte mit Engelszungen reden können.

Man fühlte es, jede Pflanze, jeder Baum sprach es: Hier ist Kultur, hier wird gearbeitet, hier werden dem Boden neue Werte entrungen, der Menschheit dienstbar gemacht.

Die beiden großen Krankenhäuser Kingstons können den günstigen Eindruck von der Kulturarbeit der Engländer nur erhöhn. Die große, 1500 fast nur schwarze Insassen zählende Irrenanstalt, kann sich ebenbürtig jeder europäischen, jeder deutschen Irrenanstalt an die Seite stellen. Gewissenhafte und humane ärztliche Behandlung, auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehende Aerzte, wohlgeschultes Pflegepersonal, gute Verpflegung, schöne, gesunde, geräumige Gebäude, und weite Gartenanlagen sind hier in den Tropen unter der englischen Regierung ebenso gut vertreten, wie bei uns.

Das Krankenhaus für Chirurgie und innere Krankheiten vereint den gleichen Hochstand der Kultur. Es steht, sowohl was Komfort für die Beamten, das Pflegepersonal und die Aerzte anbelangt, als auch in Bezug auf wissenschaftliches Arbeiten und Humanität, durchaus auf moderner Höhe. So ist es gekommen, daß Jamaica, einst eine Brutstätte für Gelbes Fieber und Malaria, jetzt vollständig seuchenfrei ist.

Ganz anders ist das Bild südlich des Karaibischen Meeres, in Kolumbien, unsrer südlichsten Reisestation. Kolumbien trägt deutlich die Zeichen 300 jähriger spanischer Kolonisation an sich: Kirchen und Klöster in unverhältnismäßig großer Zahl, Geistliche und Klosterbrüder auf allen Straßen und in üppigem Reichtum, das Volk arm und dumm, Feld, Wald, Wiesengrund ungepflegt, fast wild. In den Städten und Dörfern viel Schmutz und Dreck, die Wohnungen der Eingebornen ohne jeglichen Komfort. Die Malaria ist hier zu Hause und das Gelbfieber nicht allzu seltner Gast. Und doch könnte aus diesem Lande unendlich viel gemacht werden. Der Boden ist sehr fruchtbar. Wo er kultiviert wird, lohnt er die Mühe reichlich. Die ungeheuern Bananenplantagen einer französischen Kolonie bei Santa Morta sind der beste Beweis dafür. Es fehlt an einer planmäßigen, kapitalkräftigen, großzügigen Kolonisation. Die landwirtschaftlichen Schönheiten der Nordküste sind entzückend. Hohe Felsenriffe, dahinter mächtige Berge. Der Hafen von Santa Marta bildet eine große, weite, von hohen Felsengestaden gebildete Bucht, an deren Ende das Städtchen Santa Marta liegt. Hinter ihm türmen sich die Bergmassen der Nevada gigantisch empor, gekrönt von den weithin leuchtenden Schneekuppen.

In den Krankenhäusern der beiden Hafenstädte Katagena und Santa Marta fand ich meine, durch die Betrachtung von Land und Leuten gewonnenen Kultureindrücke durchaus bestätigt. Alte, schäbige, dumpfe Gebäude, die augenscheinlich für einen andern Zweck nicht mehr gut genug waren. Nirgends die Zeichen wissenschaftlicher Arbeit und humanitärer Krankenpflege. Das sogenannte Operationszimmer im Hospital zu Katagena sah einer Hexenküche ähnlicher, als einem Operationssaal, und der Operationstisch war in nichts von einem ganz gewöhnlichen hölzernen Küchentisch zu unterscheiden. In einem der größern Krankenzimmer kämpfte ein Schwarzer grade seinen letzten Kampf, ohne daß sich irgend jemand um ihn bekümmert hätte. Hilfesuchend schaute er sich vergeblich um. Kein Mensch erbarmte sich seiner. Dafür vergaß aber die uns begleitende Schwester nicht, uns auf die Schönheiten der Kapelle des Krankenhauses aufmerksam zu machen, die wir, ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäß, betreten mußten. Sie ist wirklich schön, mit seltnem Kunstverständnis und gewiß mit viel Geld errichtet, diese Krankenhauskapelle.

In Santa Marta bot das Krankenhaus einen ähnlich traurigen Anblick dar. In der Apotheke des Krankenhauses machten wir die interessante Entdeckung, daß einige Flaschen falsch ausgezeichnet waren. Eine Flasche, auf deren Etikette mit großen Lettern ferrum reductum zu lesen war, enthielt eine Substanz, die mit ferrum reductum nichts gemein hatte, und eine andre, mit natrium bicarbonatum ausgezeichnete Flasche enthielt natrium monocarbonatum. Mit der Pharmakologie scheint es in diesem Krankenhause nicht gut bestellt zu sein.

Die Nordküste Columbiens ist längst wieder unsern Blicken entschwunden. Der „Prinz Sigismund" befindet sich schon wieder auf der Höhe des Karibischen Meers. In achttägiger Fahrt solls dieses Mal direkt nach New-York und von da wieder mit der stolzen „Kaiserin Auguste Viktoria" Europa zu gehn. Die Insel Haiti, die auf dem Rückweg zur Aufnahme von Post sonst angelaufen wird, mußte wegen der dort herrschenden politischen Unruhen dieses Mal gemieden werden. Die lange Seefahrt wollen wir nun mit einigen Betrachtungen über das Klima Westindiens und über den gesundheitlichen Wert einer Seereise in die Tropen ausfüllen.

Das Charakteristikum des Tropenklimas besteht bekanntlich im Gegensatze zu den klimatischen Erscheinungen der andern Zonen in der großen Regelmäßigkeit der Wiederkehr der periodischen, d. h. aller derjenigen

Witterungserscheinungen, die in einer unmittelbar ersichtlichen Abhängigkeit vom täglichen und jährlichen Laufe der Sonne stehn.

So verteilt sich der Regen nicht, wie bei uns, über das ganze Jahr, sondern das Jahr teilt sich in eine Regenzeit und in eine regenlose. Von der Dauer der Regenzeit und der Intensität der Niederschläge hängt das Gedeihn der Tier- und Pflanzenwelt ab. Die Lufttemperatur ist während des ganzen Jahres fast gleichmäßig heiß. Die Winde wehn mit geringen Intensitätsschwankungen fast ständig aus einer Richtung, in der nördlichen Hemisphäre aus Nordosten, in der südlichen aus Südosten: Passate.

Nur eine ganz schmale Zone nördlich und südlich vom Aequator ist windstill. Hier ist die Luft drückend und schwül, während sie in den eigentlichen Passatgebieten meistens frisch und trocken ist. Wenn man eine Gesundheits- resp. Vergnügungsreise in die Tropen macht, so wählt man am besten die regenlose Zeit. Die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie nach Westindien, die bekanntlich jährlich im Februar und März stattfinden, werden dieser Indication gerecht, denn die Regenzeit ist für Westindien Mai bis Oktober.

Indessen hat die Regenzeit in den Tropen nicht den unangenehmen Beigeschmack des Landregens wie bei uns. In Westindien wenigstens nicht. Der Regen fällt hier in großer Menge in kurze Zeit dauernden Schauern. Nach einer Stunde ist der Himmel meistens wieder klar, und die Sonne scheint mit ungebrochner Kraft. In einzelnen Gegenden tritt der Regen mit großer Pünktlichkeit täglich um dieselbe Stunde ein.

Die für Gesundheits- und Erholungsreisen wichtigste Eigenschaft des Tropenklimas ist die hohe Lufttemperatur und die Intensität der Sonnenbestrahlung. Während unsrer Reise war laut Ausweis des Schiffstagebuchs die Lufttemperatur südlich des Wendekreises niemals unter 27° und niemals über 29° Celsius bei vierstündiger, also auch nächtlicher Messung. Die Luftkur wurde also durch Temperaturstürze niemals unterbrochen. Einige Passagiere schliefen nachts an Deck, statt in ihren Kabinen. Diese erhöhte Lufttemperatur wirkt auf den Bewohner der gemäßigten Zone im Sinne einer mächtigen Anregung des Stoffwechsels. Für Stoffwechselkranke, also für Gichtiker, Rheumatiker, Diabetiker, dürfte das Tropenklima geradezu ein Specificum darstellen. Auf dem Schiffe wird dieser hohe Grad der Temperatur im allgemeinen nicht unangenehm empfunden.

Die größere Intensität der Sonnenbestrahlung in den Tropen, die in geringrer Bewölkung und in dem mehr senkrechten Einfallen der Sonnenstrahlen ihren Grund hat, wirkt verjüngend auf die Körpersäfte, insbesondere das Blut, anregend auf die Zellbildung und kräftigend auf das Nervensystem. Es dürfte die Zeit nicht allzu fern sein, wo therapeutische Seereisen unter ärztlicher Leitung in die Tropen veranstaltet werden.

Beim prächtigsten Wetter, ohne jegliche Störung war die Westindienfahrt beendigt, und New York wirkte wieder mit seinem merkwürdigen Zauber auf mich ein. Ich war um so erwartungsvoller, als der diesmalige Besuch ja dem Studium der dortigen Schulverhältnisse gelten sollte.

Der Empfehlungsbrief des deutschen Konsulats an den Chef des New Yorker Gesundheitswesens, das „Departement of healtu", hatte mir nicht allein die Tore der größten New Yorker Volksschule geöffnet, er hatte mir auch einen Schularzt und einen Schulmann an die Seite gegeben. Die liebenswürdige Freundlichkeit der amerikanischen Behörden wird, das ist meine feste Ueberzeugung, von keiner europäischen Behörde übertroffen.

Ich wollte als deutscher Schularzt die hygienischen Einrichtungen der amerikanischen Volksschule studieren. Die Schulleiterin — in New York sind 80 % aller Lehrkräfte der Public School woman, denen auch die leitenden Stellen uneingeschränkt offen stehn — empfing uns in einem merkwürdigen Raum. Zwei lange, sich senkrecht kreuzende Gänge, an ihrem Kreuzungspunkte ein mächtiges Katheder. Davor ein Klavierflügel. Die Wände von Holz. Bevor uns die Geheimnisse dieses merkwürdigen Ganggebildes kund werden sollten, machten wir einen Rundgang durch die Schule, vom Gymnasium, einem glasbedeckten Turn- und Spielplatze im Parterre bis zum Dachgarten, dem von einem mausefallartigen Drahtgeflechte überzogenen Spielplatze auf dem Dache des fünfstöckigen Schulhauses.

Wir sahn auf diesem Rundgang den Schularzt und die Schulkrankenschwester in ihrer Tätigkeit, die Kinder auf Haut- und Augen- und andre ansteckende Krankheiten untersuchend, die noch nicht geimpften Kinder impfend, die schulfähigen Kranken behandelnd, die schwer Kranken, insbesondre die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, nach Hause schickend.

Da waren auch wie bei uns die Schulbrausebäder, die nach Aussage des Schularztes leider fast immer unbenutzt bleiben. Es ist mit dem amerikanischen Begriffe von der persönlichen Freiheit nicht vereinbar, die Kinder der Public School ohne die ausdrückliche Zustimmung der Eltern des regelmäßigen Bades teilhaftig werden zu lassen. Schade, denn nötig haben die Kinder der amerikanischen Arbeiter das regelmäßige Schulbad

trotz des persönlichen Freiheitsgefühles in demselben Maße, wie die deutschen.

Während dieses Rundganges hatte die Schulleiterin einen Schulaktus vorbereitet, der mir nicht allein in gedrängter Kürze das ganze Wesen des amerikanischen Turnsystems ad oculos demonstrierte, sondern mich auch einen Einblick in die tiefern Falten des amerikanischen Nationalgefühls tun lassen sollte.

Wir befanden uns wieder in jenem merkwürdigen Raume von zwei sich senkrecht kreuzenden Gängen mit dem mächtigen Katheder im Kreuzungspunkte. Ich hatte auf Ersuchen auf der bequemen Lederbank hinter dem Katheder Platz genommen. Die Schulleiterin drückte auf einen Knopf eines elektrischen Läutewerks, und in den geheimnisvollen Gängen erschien sogleich eine Anzahl Mädchen, die es sich zur Aufgabe machten, die Holzwände der Gänge auf die Seite zu schieben. In weniger als drei Minuten war das geschehn, und vor mir befanden sich in einem einzigen großen Raume 6 Schulklassen mit zusammen zirka 240 Schulkindern, die alle das Gesicht dem Katheder zugewandt hatten. Nun begann das Turnen. Nur Freiübungen ohne Geräte. Das amerikanische Turnen in der Public School unterscheidet sich vom deutschen Schulturnen vor allen Dingen darin, daß es nicht in offiziellen Turnstunden stattfindet, sondern daß es täglich und zwar jedesmal 15 Minuten lang betrieben wird. Aber es sind nur Freiübungen. Nur ein Teil der Schüler kann dazu das Gymnasium im Parterre benutzen, die übrigen turnen in den Klassenzimmern, zwischen den Bänken stehend. Nachdem das Turnen vorbei war, das die Schulleiterin nur heute, um es dem europäischen Gaste vorzuführen, mit dem nun folgenden Schulaktus verbunden hatte, begann die feierliche „Begrüßung der Flagge."

Vor dem Flügel nahm eine größere Schülerin Aufstellung, eine mächtige Fahne in den Farben der united States in der Hand haltend. Eine Lehrerin setzte sich an den Flügel und dirigierte von dort aus unter Klavierbegleitung einige patriotische Lieder, die von den Kindern mit offensichtlicher Begeisterung und Freude gesungen wurden. Nachdem der Gesang erklungen, erhoben sich die Kinder auf ein gegebenes Zeichen, legten eine Hand an die Stirn und deklamierten im Chor, leuchtenden Auges auf die Flagge schauend, folgenden Spruch:

Pledge allegiance to my flag and the republic for wich it stands — one nation, indivisible, with liberty and pustice for all.

Ich schwöre Treue meiner Flagge und dem Staate, deren Zeichen sie sie ist, — eine unteilbare Nation mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle.

Bei diesem Schwur streckten die Kinder die Hand aus, der Flagge entgegen, die in demselben Augenblicke von ihrer Trägerin entfaltet und einige Male geschwungen wurde. Helle Begeisterung und unaussprechliche Freude leuchteten aus den Augen der Kinder. Damit hatte der Akt sein Ende erreicht. Die Begrüßung der Flagge findet in den Schulen, in denen ein hinreichend großer Raum zur Aufnahme aller Schüler zur Verfügung steht, täglich statt. In andern Schulen, wo, wie in den unsrigen, der entsprechende Raum abwechselnd von mehrern Gruppen von Klassen benutzt werden muß, 2—3 mal wöchentlich.

In den untern Klassen ist der Begrüßungsspruch etwas kürzer:

We give our heads, our hands and our hearts to our country. One country, one language and one flag.

Wir reichen Haupt und Herz und Hand dem Vaterland! Ein Vaterland, eine Sprache und eine Flagge.

Die Begrüßung der Flagge des Heimatlandes, der Treuschwur dem Staatsgedanken, das ist das tägliche Morgengebet der amerikanischen Jugend.

Phönix

Wie warst in diesen Tagen du allein
Und konntest es kaum tragen! . .
Es wird noch oft so sein.
Doch mußt du dir dann sagen:
Um keine Trauer ist es schad,
Wer Liebe hat, darf sie nicht schelten.
Der Sternenvogel steigt aus geäscherten Tagen,
Strahlend im Auferstehungsschein,
Sein Gefieder sind blühende Klagen,
Sein Gesang ist Seelenwein.
Er schlägt sein silbernes Rad
Und jubelt über die Welten.

René Schickele.

Karl Escher:
Madame Malmaison

Dem kleinen Kreise deutscher Künstler, den Hans Meinert, ein junger Schriftsteller, in Paris um sich versammelte, und der durch seine etwas phantastischen Bestrebungen, die deutsche Kunst fern von ihrem Heimatlande zur Blüte zu bringen, eine Zeit lang viel von sich reden machte, gehörte auch der Bildhauer Martin Fredrichs aus Süddeutschland an. Von ihm soll im Folgenden die Rede sein: Er sah fast grauenvoll aus, dieser süddeutsche Künstler; durch einen Buckel zum Zwerge mißgestaltet, mit überaus langen Armen und sehr schmalen Händen; seine Beine schienen nicht kraftvoll genug zu sein, die Last des unförmigen Leibes zu tragen, und waren in den Knieen stark eingeknickt. Vielleicht fühlte er sich durch seine Mißgestalt so erniedrigt, daß er die Gesellschaft hochgewachsner Menschen floh, vielleicht aber wohnte ein stolzer Geist in diesem Zwerge, der ihn über seine Kameraden erhob: jedenfalls liebte er es sehr, allein zu sein, und man erzählte von ihm, daß er wochenlang nicht aus seinem Atelier — irgendwo in einem schlechten Hause hoch unterm Dach — herauskam. Manchmal erschien er unerwartet in dem Kreis um Hans Meinert, der sich jeden Abend in einer niedrigen, verräucherten Weinstube zusammenfand. Dann saß er schweigend unter den lachenden Künstlern, trank zwei Gläser von dem leichten Rotwein, hörte gespannt auf die Erzählungen der Andern, gab schließlich selbst eine kleine, fein pointierte Geschichte zum Besten und ging dann beim Morgengraun wieder fort, einsam, wie er gekommen. —

Es war bekannt, daß er bereits über ein Jahr an einer Brunnenfigur arbeitete, einer Nixe, die Wasser schöpft; Meinert behauptete dagegen: er habe das Tonmodell gleich mit nach Paris gebracht und arbeite überhaupt nicht, er träume vielmehr den ganzen Tag für sich hin. Natürlich war es kein Wunder, daß nun die seltsamsten und ungeheuerlichsten Gerüchte über den buckligen Bildhauer die Runde machten. Einige sagten, er sei in eine große Dame verliebt, Andre schworen, daß

er verkappter Nihilist sei und heimlich Bomben nach Rußland exportiere, wieder andre hielten ihn für einen reichen Geizhalz oder für ein verbummeltes Genie, aber keiner konnte etwas Bestimmtes über ihn sagen.

Eines Tages hatte diese kleine Künstlerkolonie ein kleines Fest veranstaltet, zu der Irma Malmaison bereitwillig ihr Haus zur Verfügung gestellt hatte. — Irma hieß eigentlich Duval, doch weil sie die Malmaisonrose über Alles liebte, bekam sie ihren Namen zum Unterschied gegen die vielen andern Duval, die in Paris leben. Sie war mit einem hohen Staatsbeamten verheiratet, lebte aber getrennt von ihm. Die Gründe hierfür wurden streng geheim gehalten. Madame Malmaison gehörte zu den bekanntesten Erscheinungen der Pariser Fêten. In ihren köstlichen Gewändern überglänzte sie wie eine kleine Sonne alle ihre Nachbarinnen, und ihrem Lächeln waren alle Männer unrettbar verfallen. Sie schrieb ab und zu ganz kleine Geschichten, die sie in einem vornehmen Journal veröffentlichte, und machte damit ihren Namen recht bekannt, denn diese Kleinigkeiten waren von einer solch bezaubernden Anmut, daß in ganz Paris kein Einziger sie nachzuahmen verstand. Um ihre Gunst stritten sich alle Großen und kleinen Künstler, doch sie lud Alle ohne Unterschied in ihr gastfreies Haus und bevorzugte keinen einzigen. Umsomehr mußte es auffallen, daß bei dem Fest der deutschen Künstler der bucklige Bildhauer, den man nur nach vielen Überredungen überhaupt zur Teilnahme bewegt hatte, in ganz überraschender Weise von der Frau des Hauses ausgezeichnet wurde. Sie ließ sich nicht allein von ihm zu Tisch führen, sondern gab sich noch Mühe, ihn — der wie immer ernst und schweigsam war — in ein heitres Gespräch zu verwickeln, und brachte ihn so weit, daß sein helles Lachen schrill und mißtönend durch den ganzen großen Saal klang. Später wich sie lange Zeit nicht von seiner Seite, und zwar bezeigte sie ihre Gunst so offen, daß allgemein darüber geredet und gespöttelt wurde. Nur Martin allein schien das alles für ganz selbstverständlich zu halten und war durchaus nicht erfreut oder erstaunt. Nur mitunter — für kurze Zeit — wurden seine Mienen lebhafter, seine Worte lauter, und beim Abschied hielt er Irenes Hand länger als üblich umspannt. Ehe seine Bekannten ihn noch zu seiner Eroberung beglückwünschen konnten, war er verschwunden, und seit jener Nacht hatte er sich nicht wieder bei ihnen sehn lassen. —

Das mochten nun wohl etwa drei Wochen her sein, als Hans Meinert bei einem planlosen Spaziergang sich plötzlich seiner erinnerte,

nach einigem Suchen Martins Haus fand und in einem finstern Gang zur Ateliertür gelangte. Er wollte klingeln, doch die Glocke war abgenommen. So schlug er herzhaft mit dem Fuß gegen die Tür, daß sein Klopfen durchs ganze Haus dröhnte. Gleich darauf öffnete der Bildhauer. Als er Meinert erkannte, zuckte er zusammen, sagte leise: „Komm" und führte ihn durch einen Flur in das geräumige Atelier.

Durch das sehr hohe, vielscheibige Fenster kam soviel Licht in den kahlen, weiß getünchten Raum, daß Meinert wie geblendet nach dem Düster des Ganges die Augen schloß. Dann sah er sich neugierig um. An der einen Wand stand ein ungeordnetes Bett, daneben ein kleiner eiserner Waschtisch über dem ein Spiegel hing. Dicht beim Fenster war ein mächtiges Tonmodell einer liegenden Frau errichtet — wohl die Brunnenfigur — doch so verstaubt und ausgetrocknet, daß einzelne Teile bereits abgebröckelt waren. Vor der Figur stand ein Sessel und ein kleines Tischchen mit einer wundervollen Kupferlampe darauf, deren Eleganz sonderbar von der Ärmlichkeit ringsumher abstach. Seit Tagen mußte dieses Atelier nicht aufgeräumt sein, denn es lagen Kleidungsstücke, Papierfetzen, Zeitungen und viele andre Dinge bunt auf dem Boden umher, und über alles zog sich eine dicke Staubschicht.

„Wie geht es Dir, Martin?" fragte Meinert und setzte sich in den Sessel. „Du siehst nicht grade gut aus; oder irre ich mich?"

Er sah den Bildhauer lächelnd an, denn die Verwirrungen im Atelier und der schlecht gekleidete Künstler selbst mit zerwühltem Haar und Bart machten einen komischen Eindruck auf ihn, und er dachte schon an das laute Lachen, das er erregen würde, wenn er später diesen Besuch, mit vielem Nebensächlichen ausgeschmückt, wie es seine Art war, dem Freundeskreise erzählen würde.

Martin aber ging ruhelos in dem großen Raum hin und her und hatte Meinerts Worte nicht einmal gehört.

„Zum Teufel, teuerster Freund," rief der Besucher, nun in lustigen Zorn geratend, „was ist denn eigentlich mit Dir los? So rede doch, zum Teufel!" — Und als der Bucklige beharrlich schwieg und wie ein gefangenes Raubtier ruhelos umherirrte, lachte er laut auf: „Das ist mir eine noble Art, seine Gäste zu empfangen, mon cher. Ich glaube, am liebsten hättest Du dich verleugnet, und ich müßte, ohne Dich gesprochen zu haben, wieder fortgehn! Hast Du keinen Cognac oder sonst etwas Gutes da?"

Nun blieb er stehn.

„Nein, ich habe nichts. Aber wir können heruntergehn, im Hause ist ein Café; Du bist natürlich mein Gast.“

„Ach was; ich bleibe hier. Und nun rede gefälligst: Warum läßt Du Dich tagelang nicht mehr sehn, und was bedeutet dieses hier?“ Er zeigte dabei auf einen Haufen zerdrückter Kleider und auf das Tonmodell.

„Das? Das ist meine Brunnenfigur.“

„Das sehe ich.“

„Und das übrige sind Dinge, die ich nicht mehr brauche, die Figur da, brauche ich auch nicht mehr, ich, ich bin nämlich im Begriff, von hier wegzuziehn.“

„So, hast Du schon ein neues Atelier? Übrigens helfe ich Dir gern. Da hast Du allerdings Grund gehabt, Dich unsrer Gesellschaft zu entziehn.“

„Ich danke Dir, ich brauche Deine Hilfe nicht, ich weiß auch noch nicht, wohin ich ziehn werde. —“

„Aber das verstehe ich nicht,“ unterbrach ihn Meinert.

„Ich ziehe jedenfalls von Paris fort.“

„Von Paris fort, und so ohne Weiteres? Das geht doch nicht! Was hast Du denn nur vor, um Gotteswillen?“

Der Bucklige zuckte die Achseln.

„Das weiß ich selbst noch nicht.“

„Na, Du fängst an, mir interessant zu werden. Entschuldige bitte meine Neugier.“

„Da, ich habe diesen Brief bekommen. Lies ihn und geh dann fort, wenn ich bitten darf.“ Damit reichte er Meinert ein großes Kuvert, in dem ein viel kleinerer Brief lag, der nur wenige Sätze enthielt. Ein starker Duft haftete dem Briefe an, der Meinert sehr bekannt vorkam, und hastig las er diese sehr klein geschriebnen Zeilen:

Lieber Meister Martin, hier sende ich Ihnen Ihr seidnes Tuch, das Sie gestern in meinem Hause liegen ließen. Ich glaube nicht, daß Sie mir mein Tuch zurückschicken würden, hätt ich's bei Ihnen vergessen. Irene.

Meinert sah den Bildhauer überrascht an.

„Was soll das heißen?“ fragte er.

„Weiß nicht.“

„Jedenfalls bist Du ein Glückspilz. Herzlichen Glückwunsch!“

„Was soll das? Machst Du Dich über mich lustig?“ fragte der Bucklige mit leiser Stimme.

„Nein, durchaus nicht. Kannst Du denn nicht lesen, was sie Dir eigentlich schreibt?“

„Nein, seit Tagen zerbreche ich mir den Kopf und finde es nicht heraus.“

„Nimm es mir nicht übel, Allerteuerster, aber Du bist ein großer Tor. Du sollst zu ihr kommen, allein zu ihr kommen und Dich für die Rückgabe des Tuches bedanken. Sie will Dich allein sprechen —“

„Meinst Du wirklich?“

„Du zweifelst noch? Den Seinen gibts der Herr wirklich im Schlafe! Wir Alle geben uns die größte Mühe, ihre Gunst zu erwerben, en vain! Und Du, Du kennst sie kaum, Dir ist sie ganz gleichgültig, und doch gelingts Dir! Ich beneide Dich, hörst Du?“

„Halb und halb glaube ich ja auch, daß Du Recht hast, Hans — daß ich auch nicht von selbst drauf gekommen bin! Was würdest Du nun tun?“

„Was ich tun würde? Ich wäre schon längst in ihrem Hause, läge ihr zu Füßen und küßte ihr die Hände. Rasch, setz Dir 'n Hut auf und mach, daß Du hinkommst, eh sie Dich ganz vergißt!“ —

„Eh bien!“ . . .

Indes Meinert nun etwas später die seltsamen Verwirrungen des buckligen Bildhauers erzählte und die vermeintlichen Abenteuer, in die er ihn verlockt hatte, saß der Held selbst neben Irene Malmaison, die ihn wie eine Spinne mit dem Lächeln ihres Mundes festbannte und ihn mit ihren Worten umstrickte. Sie saß halbaufgerichtet in einer teppichgeschmückten Ottomane, und um ihren schlanken Körper flossen die Falten eines grünen Seidenkleides und ließen die runden Formen ihrer Glieder leise und geheimnisvoll ahnen. Um den nackten Hals trug sie einen silbernen holländischen Schmuck, viele breite Schilder, die wie aus Silberdraht gewebt waren, und jedes trug einen blauen Edelstein in der Mitte. Am bezaubernsten aber waren ihre kleinen Hände. Martin sah sie unaufhörlich an, diese beiden weißen Wunderwerke, die so eben und gleichmäßig waren, wie die Hände einer antiken Venusfigur, und ihre langen, spitzgefeilten Nägel waren mit Bronze lichtgold gefärbt, sodaß jeder einzelne Nagel wie ein kostbarer Schmuck an den Händen glitzerte. Ringe trug sie nicht. Der Bucklige war ganz berauscht von dem Übermaße an Schönheit, das von dieser Frau ausging. Ihn

machte der süße Heliothropgeruch ihrer Kleider trunken, und er wagte kaum den Blick von ihren Händen aufzuheben, denn er fürchtete sich vor dem Lächeln ihres Mundes, aus dem so viele leise Worte quollen, die wie Blütenblätter auf den häßlichen Leib des Bildhauers fielen und ihn fast ganz bedeckten.

„Ich hab' Sie schon seit einigen Tagen erwartet, Meister Martin," sagte sie und sah ihn mit dem Blick an, mit dem eine Schlange einen kleinen Vogel anschaut, sodaß er wie verzaubert bleiben muß, um den tötlichen Biß zu erhalten, „ich hab Sie schon lange erwartet. Ich wußte, daß Sie kommen würden, sehn Sie: ich habe mich nicht getäuscht. Ich wollte Sie nämlich in mich verliebt machen, teuerster Meister. Sie dürfen sich ruhig sträuben, es hilft Ihnen nichts. Sie können mir glauben: ich bin eine Zauberin. Ihre Freunde hab ich längst betört, die armen Gesellen, aber Sie sind anders als jene. In Ihnen, Meister, träumt das Meer: Sehn Sie mich nicht so erstaunt an, ich weiß, was ich sage. In Ihnen träumt ein Meer. Langsam rollt eine Welle der andern nach, aber ich kann sie zu mächtigen Wogen türmen, die laut brüllend vorwärtstosen. Ich bin wie der Sturmwind, ich will Ihr Sturmwind sein, lieber, lieber Meister."

Sie lachte laut auf, sodaß der Bildhauer ganz erschreckt zusammenzuckte. Er wollte etwas sagen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„'s gibt große, häßlich graue Vögel, die vor dem Sturm übers Meer fliegen; hoch fliegen sie, die Krallen dicht an den Leib gezogen nnd die langen Schnäbel zum Schrei geöffnet, und wenn sie verschwunden sind, ist der Orkan da und wühlt in den schwarzen Wassern. So sollen meine Worte sein, Sturmvögeln gleichend. — Was ist Ihnen das Leben, Meister Martin? Nichts, gar nichts. Verdammt sind Sie, an allen Dingen gebückt vorüberzuschleichen, und wollen Sie die Sonne sehn, so können Sie den Kopf nicht heben! — Ich weiß, daß meine Worte Dolche sind, aber schöne Frauen sind immer grausam. Merken Sie sich das. — Ich will Ihrem Leben einen Inhalt geben, ich will einen seltsamen Wegweiser in ihr Hirn setzen, damit Sie wissen, wozu Sie dieses Leben empfangen haben. — Wissen Sie, wer die Nachtfalter treibt, sich in die Flammen zu stürzen? — Sehn Sie mich an: Sie sind ein Künstler, ein großer Künstler vielleicht. Es ist möglich, daß der Geist des göttlichen Angelo in Ihren Körper gebannt ist! Sehn Sie mich an, wie ein großer Künstler mich betrachten wird. Bin ich

nicht schön? Mein Haar (ich zieh diese eine Silberspange heraus), fällt es nicht wie ein Zauberschleier um meine Schultern? Die Lichter werfen blanke Reflexe auf die Wellen meiner Locken, und nichts gibt es, das weicher als mein Haar ist. — Ich glaube manchmal, daß meine Augen wie Blumen blühn, auf denen glänzender Tau liegt. Meine Augen können tiefere Worte als mein Mund sagen, als dieser Mund, der von den Dichtern besungen ist. — Mein Leib aber, mein Leib, Meister Martinus, ruht in der grünen Hülle meiner Kleider wie eine lichte Tulpenblüte in der Knospe.“ —

„O, Irene, Irene, Irene! Sie wollen mich töten!“

Die Malmaison sah ihn strahlend an und legte ihre kleine, heiße Hand auf seine gefalteten kühlen Hände. Der Bucklige blickte, wie von einer fremden Macht gezwungen, auf diese wundervoll geformte Hand mit dem seltsamen Schmuck der goldnen Nägel und atmete hastig und laut.

„Lieben Sie meine Hand, Meister Martin? — Gleicht sie nicht der Hand der Madonna auf Botticellis Bilde? Diese Hand ist sehr mächtig. Glauben Sie mir das!“

„Irene, ich wollte, diese Hand legte sich um meine Kehle und ließe nicht früher los, als bis der letzte Jubellaut aus ihr entwichen wäre.“

„Wünschen Sie das nicht, wie leicht kann sich dieser Wunsch erfüllen? Wie leicht, wie leicht! — Möchten Sie nicht, daß ich dieses Gewand aufrisse, daß es wie die beiden Schalen einer Muschel auseinanderklaffte, und ich stände vor Ihnen, Meister, im Schmucke meiner großen Schönheit?“ —

„O, schweigen Sie.“

„Wollen Sie, daß ich es tue? Wollen Sie, wollen Sie?“

Der Bildhauer antwortete nicht.

„Sprechen Sie, aber wenn ichs tue, sollen Sie sich töten. Hören Sie, ich will nicht, daß Sie sich rühmen, meine Liebe genossen zu haben! — So antworten Sie doch, mir bangt vor Ihrer Antwort! — Ich weiß nicht, was Sie mir getan haben, aber Sie haben eine wundervolle Macht über mich; das hat noch nie ein Mensch von mir sagen hören. Sie sind ein schreckliches Tier, das man fürchtet und doch liebt. Sie sind das animal celeste der alten deutschen Mystiker, halb Trauer, halb Freude; halb Jüngling, halb Greis; halb Schmerz, halb Jubel; halb Frühling, halb Winter; halb Mensch, halb Tier! Alles an Ihnen stößt mich ab, häßlich sind Sie, und ekelhaft muß Ihr

R. Leinweber:
Straßenszene in Tunis

verschrumpfter Leib sein; und wiederum liebe ich alles an Ihnen, vielleicht weil Sie anders sind als alle Menschen! — Meine kleine Schönheit soll sich vor dem Wunder Ihres Glänzens beugen, meine weißen Brüste sollen sich Ihren Armen entgegensehnen, und jeder Tropfen Blut in meinen Adern soll zitternd über Ihre Hände rinnen."

Martin stand auf. Wie ein schwerer Wein rollten ihre Worte durch seinen Leib, sodaß er fast trunken taumelte und irgend etwas, das er nicht sah, nur fühlte, von sich abschüttelte und dessen blutende Spuren er kaum an den Handgelenken fühlte. Diese Spuren aber waren von den goldnen Nägeln tief und schmerzhaft eingeritzt . . .

Ohne Hut lief der Bucklige durch die Straßen und sah nicht die vielen Menschen, die ihn einen Augenblick verwundert anstarrten, und hörte nicht den Lärm der Wagen und Straßenbahnen. Er ging mit raschen Schritten wie durch eine einsame Wüste und staunte ein wenig, als er vor dem Hause anhielt, in dem er wohnte. Dann sah er einen Augenblick durch das hohe Fenster auf dem Treppenhaus. Unten war ein dumpfer Hof, in dem Kinder spielten und eine schmutzige Frau bunte Wäsche auf eine Leine aufhängte. Er riß die Tür zu seiner Wohnung auf und vergaß, sie wieder zu schließen, und ging in sein Atelier, dessen Unordnung er sich nicht erklären konnte. — Der Anblick der zerfallnen Tonfigur machte ihn plötzlich wieder nüchtern. Er überlegte sein seltsames Abenteuer. — Diese Frau, was hatte sie aus ihm gemacht? Belogen, widerlich belogen hatte sie ihn, um ihrer ekeln Lüste willen! — Das war ihm nun ganz klar: weil andre Männer ihr nichts Neues mehr boten, wollte sie ihn, den Krüppel, besitzen — eben weil er anders war! Diese Frau, die er noch vor wenigen Stunden zu lieben glaubte, weil er dachte, daß sie die einzige wäre, die Mitleid mit ihm hätte, Mitleid mit seiner großen Häßlichkeit, mit seinen großen Schmerzen. —

Und warum ist er denn nicht wie alle die Andern? Gab es denn überhaupt je große Künstler, die verkrüppelt waren? Nein, ein Künstlergeist wohnt nnr in einem schönen Körper! . . .

All das strömte so auf ihn ein, daß er im halben Wahnsinn tat, was er später sicher bereut hätte, wenn er es gekonnt hätte. Er nahm irgend eine Schnur, die um ein geöffnetes Bücherpaket geknotet war, und erhängte sich am Fensterknopf. — Und während er das tat, saß Hans Meinert noch im Kreise seiner Kameraden und erfand die tollsten Begebenheiten, die der Bucklige bei der Malmaison erleben würde.

Maurice von Komorowicz:
Im Hochland

Eine isländische Legende

1.

Obgleich die Jahreszeit recht vorgeschritten war, die Pässe mit Schnee bedeckt lagen und auch die Firnkuppe des Langgletschers tief herunterreichte, mußte Sveiin Patriksson doch ins Hochland reiten, um die verlaufenen Schafe einzuholen. Wie er Anfang August mit seinen Freunden lam Jökulstrom weilte, da taten sie sich mit dem schottischen Branntwein etwas zu gute, den Ogmundar von seiner amerikanischen Reise mitbrachte, wurden unaufmerksam und ließen vier der besten Mutterschafe im Hochlande zurück. Wo sie verloren gingen, das wußten die beiden kaum mehr zu berichten, es scheint aber, daß es schon beim Ueberschreiten des Jökulsvisl war. Nun fluchte Sveiin mächtig. Ogmundar ging mit dem norwegischen Schoner auf den ganzen Winter fischen, und niemand von den Nachbarn, die auch ziemlich weit von Sveiins Farm wohnten, wollte die keineswegs ungefährliche Reise ins Hochland unternehmen. Und so mußte Sveiin seine junge Frau zurücklassen und allein reisen.

Als Sveiins Gattin, Helga, von seiner Absicht Kenntnis nahm, wurde sie sehr trübselig. Das Vorhaben Sveiins, im späten Herbst nach dem Hochland zu reiten, war ihrer Ansicht nach waghalsig zu nennen. Wohl war in diesem Jahre das Wetter ausnahmsweise schön geblieben, die Schneefälle waren selten, und die Winterstürme ließen noch auf sich warten. Früh morgens sah man den schönsten hellblauen Himmel, und wenn man spät nachts von der Nachbarschaft heimritt, dann leuchtete das Nordlicht ihnen entgegen, damit sie im höckrigen Lava den Weg leichter nach Hause fänden.

Doch anders war es im unbewohnten, gefährlichen Hochlande, das auch im Sommer schwer zu durchqueren war. Immer sah man die grausigen Schneestürme über die weißen Firnfelder dahinsausen, und wo noch vor wenigen Wochen sich grünende Wiesen befanden, da war nichts mehr zu sehn als weißer Schnee, einem riesigen Leichentuche ähnlich. Da war

kein lebendiges, freundliches Wesen zu erblicken, nur die friedlosen, bösen Geister stürmten in wilder Jagd über die toten Flächen dahin.

Und nun mußte ihr geliebter Gatte in diese furchtbare Wildnis, den Stürmen und Ränken böser Geister preisgegeben. Da harrten tausende von Gefahren auf ihn: im Schneesturm konnte er den Weg verlieren, er könnte kein Gras für seine Pferde finden, und wenn er die Pferde verliert, dann kommt er nie heil nach Hause.

Doch half das ganze Zureden der liebevollen Gattin nicht viel; Sveiin mußte die Mutterschafe holen, die waren ja einem Isländer sein ganzes Hab und Gut. Und alles, was Helga ihm von bösen Geistern erzählte, das war ja dummes Weibergerede, über das er sich mit seinen Freunden lustig machte. Die Geschichten könnte sie ihren Schwestern erzählen, aber einem aufgeklärten Isländer, der trotz seiner Jugend bereits zwei Mal in Reykjavik, drei Mal in Akureyri und vier Mal in Seydisfjordur war, der auch acht Mal über den Sprengisandur und ebenso oft über den Kjalur gegangen war, nein, einem solchen Menschen dürfte sie derartige Geschichten nicht erzählen. Und wenn die Jahreszeit auch wirklich einigermaßen vorgeschritten ist, so ist es nichts für einen braven Isländer, einen kleinen Ausflug nach dem Hochlande zu unternehmen.

An einem klaren Oktobervormittag, bei trocknem, windigem Wetter verabschiedete sich Sveiin von seiner Gattin. Tags zuvor fütterte er mit noch grünem Sommergrase seine beiden Pferde, die graunasige Stute und den braunen Sigurd; machte Oelzeug und Decke bereit und steckte in die Satteltasche den nötigen Proviant. Viel war es nicht; nur das für einen wetterharten Isländer allernötigste: ein paar Fleischbüchsen, etwas Brot, einige getrocknete Fische, und etwas Rum. In drei Tagen glaubte er schon zurück zu sein. Wäre aber der Fall eingetreten, daß er innerhalb einer Woche nicht zurückkäme, so sollte sich seine Frau keineswegs ängstigen; das würde einfach bedeuten, daß die Rückkehr nach dem Norden von Schneefällen versperrt war, und er infolgedessen sich genötigt sähe, den Winter bei seinen Verwandten im Süden zu verbringen.

Der erste Tag war nicht besonders schwer. Durch den Möllipaß kam er aus dem bewohnten Lande heraus, und einige Stunden später trabte er schon auf dem steinigen Boden des Hochlandes. Es war ein frisches und klares Wetter, der Wind zog stark von Norden her, und drei Stunden später sah er bereits die schneebedeckten Höhen am fernen Horizont auftauchen. Freudig begrüßte er sie, wie alte Gefährten, die er

schon seit seiner Kindheit kannte. Hier war er ja mit jedem Schlupfwinkel, jedem Pfad vertraut, die silbernen Riesen waren ihm keine drohenden Feinde, sondern lauter gut bekannte Freunde. Da zeichnete sich schon in blauer Ferne die weiße Linie des Langgletschers, die zackigen Gipfel der Kerlingarberge traten am Himmel hervor.

Am späten Abend langte er bei den Adalsmannseen an und verblieb dort die Nacht, um mit dem Sonnenaufgang weiter zu reiten.

2.

Bis nach den Ufern der Hvit hatten sich die Schafe verlaufen, und es vergingen doch etliche Tage, bis Sveiin die Tiere einholte. Kurze Rast gönnte er sich nur in der grasreichen Oase Hvitarneeß und machte sich sofort auf den Rückweg.

Er stand mit der Sonne auf, sattelte sein Pferd, trieb seine Schafe zusammen und trabte dann schnell dem Norden entgegen. Doch war das schöne Wetter bereits verschwunden, und schwere Wolken zogen von Südosten her. Des Langgletschers Spitzen waren mit einer dichten Nebelschicht bedeckt, die wie zusammengepreßte Watte aussah. Sveiin kannte das gut: Schneestürme wüteten auf den Hochflächen, und wehe dem Reisenden, der von ihnen überrascht wurde! Die Berge von Kerlingar waren hinter einem bläulichen Dunst verschwunden, und allem Anscheine nach rottete sich ein Sturm zusammen, aber Sveiin fürchtete ihn nicht. „Ach was", dachte er, „jetzt habe ich bloß die Lavawüste am Kjalberg zu durchqueren, und wenn ich an den heißen Quellen von Hveravellir bin, dann kann mir nichts mehr passieren, denn von dort aus finde ich mit Leichtigkeit den Weg nach Hause."

Gegen Mittag kam er nach dem Fuß des Berges Kjallur, bei dem die große Lavawüste anfängt. Welch schrecklicher Anblick! Nichts anders war zu sehn, als das schwarzgefärbte, der Hölle schier entquollene Gestein, darüber ein gewitterschwangerer, trostloser, unheilverkündender Himmel.

Sveiin frühstückte im Windschatten des Kjallberges, ließ auch die Pferde etwas Gras fressen und machte sich auf den Weg.

Der Wind wurde immer dicker, und als sich Sveiin am Krater des Strytur befand, wurde er doch besorgt und beschaute sich die Gegend.

Der Hofsgletscher lag in einen tiefen, weißen Schleier gehüllt, und wie eine Hexe hing die bleiche Wolkendecke über dem Hochland, alles mit ihrem Schleier bedeckend. Auf einmal ertönte ein gewaltiger Krach

in den Gletschern; eine Detonation folgte der andern, und dann ein Rauschen von stürzenden Bergströmen. „Ein Gletscherlauf", dachte Sveiin, „ein ganzer Teil der Schneefelder in die Tiefe gestürzt."

Mit einem diabolischen Geheul sauste der Sturm an den schwarzen Rand des Kraters, in dessen Tiefe Sveiin sich flüchtete, und von den Bergen ringsum erschallten die Kriegsrufe seiner Genossen. Es hallte wie aus einer Teufelsschmiede mit tausend Tönen, pfeifend, schnaufend und heulend; und in dieses Hexenkonzert mengte sich von Zeit zu Zeit ein gewaltiges, alles übertönendes Gebrüll.

Sveiin trieb seine Schafe in der Mitte des Kraters zusammen und stieg auf einen erhöhten Punkt. Der Anblick, der sich seinen Augen bot, erfüllte sein Herz mit Angst und Sorge. Der Horizont war seinen Augen entschwunden. Der Schneesturm, der Schrecken der Polarwüste, der jedes Opfer hungrig und grausam verschlingt, war da.

Jetzt galt es für Sveiin, einen guten Zufluchtsort zu suchen, um den Sturm abzuwarten, denn bis zu den heißen Quellen war es wenigstens fünf Stunden, und er würde sie bei der Witterung nicht erreichen. Er sattelte sein Pony ab, nahm die Decke, legte den Sattel unter den Kopf und versuchte, zu ruhn . . .

Und plötzlich kam es angerast; die Erde stöhnte auf, und vor den Augen Sveiins war nur dichter, weicher Schnee, der in seinen Mund, seine Nase, seine Poren drang. Er wurde von einem Todesschreck erfüllt; er erinnerte sich der alten Sagen, in denen Menschen von Schneestürmen überrascht und getötet wurden. Jetzt nur schnell hinweg, so lange es noch Zeit ist! Da! Dort, dort ist ein weißer Streifen! Dort entkommt man! Und dort ist Nordisland mit seinen prächtigen, grünen Tälern, mit seinen tausend Bächen und Felsschluchten; dort ist sein Gehöft und seine treue Gattin.

Er stürzte voran, stolperte an einigen Steinen, fiel zur Erde und blieb ermattet liegen.

Langsam senkte sich auf seine Augenlider die Nacht, der weiche, zarte Schnee hatte ihm ein prächtiges Lager bereitet, und eine wohltuende, süße Ruhe überkam den zum Tode Verurteilten. Und auf einmal stand er auf und sah sich in einer grünen Landschaft, inmitten von Tälern und Bergen. Im Norden zog sich ein langer Gebirgszug dahin, und dahinter lag das große, schillernde Meer. Er stand am Tor seines Gehöftes, die Sonne schien so warm, und der laue Westwind umstrich zärtlich seine Wangen. Ein alter Mann trat an ihn heran, und in

diesem silberhaarigen Greise erkannte Sveiin seinen verstorbenen Vater. Aber er wunderte sich wenig, grüßte ihn artig und fragte, wo er herkäme. „Aus dem Hochlande“, antwortete der Greis, dessen Augenbrauen sich dicht zusammenzogen.

„Was tatest du?“

„Ich habe meinen toten Sohn gesehn.“

Und dann wurde Sveiin auf einmal traurig und war nicht mehr in seinem Gehöft, sondern am Strytur, und lief gegen Norden und fiel wieder, lief weiter und brach endlich lautlos zusammen.

Und der Schnee fiel immer weiter auf den Schlafenden herab und hüllte ihn in ein silberfarbiges, prächtiges Leichentuch. Da hörte das Geheul des Windes auf, und anstatt des Sturmgetoses hörte er eine süße, zarte Musik, und ein weißes Frauenantlitz beugte sich über ihn.

„Ich bin die Königin dieses Hochlandes und nehme dich zu mir und mache dich seelig“. Sie küßte ihn, und mit dem Kuß löschte sie den letzten Funken des Lebens aus.

Helga, Sveiins Gattin, wartete und wartete. Als ihr Gatte lange Zeit nicht zurückkam, wurde sie ängstlich, lief zu den Nachbarn und bat um Hilfe. Die Aeltesten kamen zusammen, berieten und kamen zur Ansicht, daß Sveiin wohl durch die Nordstürme aufgehalten worden sei und bei seinen Verwandten im südlichen Lande Zuflucht gesucht hatte. Es wäre keine Veranlassung zur Besorgnis. Er war ein erfahrener Hirte und hat sich gewiß zu helfen gewußt. Sobald der Winter zu Ende, und das Hochland wieder passierbar sei, würde er auch gleich zurückkehren.

Es kam der Frühling, der Schnee taute weg, und alles grünte wieder, doch Sveiin kam nicht zurück. Schließlich wurde eine Rettungsexpedition ausgerüstet, die auch im Krater des Strytur die gebleichten Knochen vorfand.

Traurig und verstimmt schlugen die Leute am Jökulstrome ihr Lager auf, und am nächsten Morgen wollten sie mit den Gebeinen des Aermsten zurückkehren. Doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie Sveiins graunasige Stute wohlgeborgen, frisch und munter an diesem Grasplatz fanden. Das Pferdchen hatte sich zu retten gewußt; auf wunderbare Weise fand es Nahrung den ganzen Winter hindurch und kam mit freudigem Gewieher seinen Errettern entgegen. Und zum Andenken an das traurige Erlebnis wurde der Grasplatz „Gránanes“, das heißt „Graunase“, genannt.

Robert Kohlrausch:
Rocca di Garda

Das Riesenreich Karls des Großen drei Jahre nach seinem Tode von seinem eignen Sohn in Fetzen gerissen — Krieg seiner Enkel untereinander und gegen ihren Vater — an Stelle gewaltiger politischer Taten die furchtbare Familientragödie im Hause der Karolinger! Das war das Ende höchster Erdengröße. Der Kaisergedanke überlebte freilich den Untergang des mächtigen Hauses, aber für das nächste Jahrhundert war seine Verwirklichung begrenzt, gelockert die Verbindung zwischen den Ländern südlich und nördlich der Alpen.

Aber dann kam eine zweite Wiedergeburt für das römische Kaiserreich; den großen Gedanken des Frankenkaisers nahm ein deutscher Fürst, Otto I. aus dem Hause der Sachsen, mit Leidenschaft auf. Und nun wirkte und waltete die Kaiseridee das ganze Mittelalter hindurch groß und verderblich fort. Als Hoffnung, als Ideal, als Phantom schwebte sie vor den deutschen Herrschern, lockte sie von der Heimat fort nach dem verödeten Mittelpunkte der alten Welt und lohnte nach kurzem Glanze meist mit Untergang und Verderben. Am Anfang dieser blutbefleckten Epoche aber steht gleich einem Symbol des kommenden, jahrhundertelangen Liebeswerbens von Deutschland um Italien der Ehebund jenes deutschen Fürsten, der die Kaiseridee zuerst wieder aufgriff in ihrer ganzen Größe. Der Süden verkörperte sich für Otto I. in der Gestalt eines schönen Weibes, und indem er die Königin von Italien als Gemahlin zu sich erhob auf den Königs- und Kaiserthron, nahm er zugleich Besitz von dem umworbenen Reiche.

Fast wie ein Märchen klingt die Geschichte von diesem körperlichen Liebesbunde zwischen dem Norden und Süden, klingt vor allem die Er-

---

Der deutsche Verfasser hat es unternommen, die Spuren unsrer Ahnen auf italienischem Boden zu suchen, und wir können sie in seinem Buche „Deutsche Denkstätten in Italien“ mit ihm ehrfurchtsvoll betrachten. Dem eben bei Robert Lutz in Stuttgart erschienenen Bande ist dieses Kapitel mit Erlaubnis des Verlegers entnommen.

zählung von den Schicksalen der italienischen Königin, bevor der Erretter aus Deutschland ihr kam. Aber die Geschichte bürgt — wenn auch nicht in allen Einzelheiten — für die Wahrheit dieses romantischen Frauenschicksals, und als ein sichtbares, festes Denkmal all des Wunderbaren steht über den weiten Wassern des Gardasees ein grauer Fels, die Rocca di Garda.

Es war ein schwüler, gewitterdrohender Frühlingstag, als wir vom gastlichen Westufer des Gardasees zu der einsamen Ostküste hinüberfuhren, wo jener Fels emporsteigt aus der „meergleich schäumenden Flut", von der Virgil schon gesungen hat. In eine trübe Stahlfarbe war an diesem Tage die weithin sich dehnende Wasserfläche durch den Widerschein des drohenden Himmels gekleidet. Wie oft hatten wir diese Fluten im ganzen Zauber italienischen Lichtes erstrahlen sehn! Wie oft hatten wir die Geheimnisse einer blauen Stunde genossen, wenn Himmel, See und Berge in verschieden abgestimmten Tönen derselben Farbe miteinander um den Preis der Schönheit wetteiferten! Heute war deutsche Beleuchtung, und man fühlte den Grenzcharakter gerade dieser Seeflut, die zwischen zwei gegensätzlichen Ländern vermittelt. Unter dem schwarzgrauen Himmel, in dessen durcheinandergeschobenen Wolkenmassen hier und da nur ein verlorner Fetzen von Licht und Bläue noch hängen geblieben war, siegte die Stimmung des ernsten, melancholischen Deutschlands; gleich trüben Gedanken umwoben graue Nebelschleier die Häupter aller höhern Felsen. Aber wir waren nicht böse über die deutsche Schwermut des Tages. Galt ja doch unsre Fahrt hauptsächlich der deutschen Erinnerung, die wir aufsuchen wollten dort an jener uns noch fremden Küste. Einer Erinnerung, die jetzt aufklang, hatten wir selbst freilich kaum dabei gedacht. Als unser Schiff um das feierlich-friedhofsähnlich mit seinen dunkeln Zypressen in den See vorgeschobene Kap von San Vigilio einbog, in die bis dahin verborgne Bucht von Garda, deren Bogen die grauen Häuser der kleinen Stadt im Hintergrund umgaben, da hörten wir aus einer Herrengesellschaft an Bord einen laut gesungenen Vers:

> Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, — Hadubrand
> Ritten selbander von Wut entbrannt, — Wut entbrannt,
> Gegen die Seestadt Venedig.

In Lachen verstummte der Gesang; uns aber fiel es ein, daß er in studentisch-parodistischer Form ein ehrwürdiges Andenken bewahrte. Die Stadt, auf deren Hafen unser Schiff nun zusteuerte, war ja die Heimat eines deutschen Helden, dessen Begegnung mit dem unbekannten Sohn im

Hildebrandsliede — leider nicht bis zum Abschluß — uns überliefert worden ist, dessen Gestalt auch in die Nibelungendichtung hineinragt. In Garte, wie sich Garda für das Lied verdeutschte, war er geboren worden. Ein deutsches Wort soll auch für das italienische Garda den Ursprung bilden: in diesem Namen, wie in dem von Gardola und Gardone, will man das deutsche „Warte" wiedererkennen, und damit hätte dann auch die heutige Bezeichnung des Gardasees, der bei den Römern Lacus Benacus hieß, deutschen Ursprung.

Der alte Recke Hildebrand, für dessen sagenhafte Figur eine sichtbare Denkstätte jedoch nicht zu finden war, hatte uns aber nicht nach Garda geführt. Wir strebten einem andern Ziel entgegen, und als der Dampfer, von der halben Bevölkerung des Städtchens neugierig und bettelhaft umlagert, glücklich in den Hafen gelangt war, gab mein Freund mir im Gedränge des Aussteigens ein leises Zeichen, mich ein wenig zurückzuhalten von der übrigen Gesellschaft. Wir wollten allein sein auf unserm Erinnerungsweg, und es gelang uns um so besser, als die andern Fremden hastig irgendeinem Gasthaus mit gutem Wein oder einer nahen Villa mit seltnen Pflanzen und Bäumen zustrebten. Als die Menge sich verlaufen hatte, blieben wir noch einen Augenblick stehn, um uns an der unbekannten Stätte zu orientieren. Auf einer fruchtbaren Fläche, die sich mit jungem Grün und blühenden Bäumen im Schutze von zwei mächtigen Felswänden im Norden und Süden weit in das Land hinein erstreckte, sahn wir die Häuser von Garda wohlbeschirmt und friedlich daliegen. Am rechten Ufer der Bucht zog sich die mit südlicher Vegetation bedeckte, der Mittagssonne zugekehrte Bergreihe nach dem Kap San Vigilio hin, zur Linken aber stieg in trotzig felsiger Steilheit die Rocca di Garda düster empor. Drohend ballten sich dunkle Wolken über dem flachen Plateau des breitgelagerten Felsens zusammen, dunkler noch schwebten die geflügelten Gestalten zweier Raubvögel in der umschleierten Höhe. Sie zeigten uns das Ziel, das wir suchten; dort oben hinauf ging unser Weg.

Unzählige Städte der Berggegenden Italiens haben heute noch — erhalten oder in Trümmern — ihre Felsenburg, ihre Rocca, die sie einstmals beschirmte, oder bedrohte, je nachdem. Und wo sie bis auf unbedeutende Reste verschwunden ist, da hat der Felsen selbst, der Doppelbedeutung des italienischen Wortes entsprechend, den Namen der Rocca angenommen; so hier bei Garda. Von unten war kein Burgrest auf seiner Höhe zn erblicken, doch konnte man in der steilen, breiten, abgeplatteten Felsgestalt selbst eine Riesenburg der Natur unschwer erkennen — die

letzte Drohung der Alpen nach Süden hin, wo von jetzt ab in weite Fernen hinein Wasser- nnd Landfläche herrschte. Scheinbar vereinsamt, losgelöst vom übrigen Gebirge trotzte die graue, finster Rocca, wenn man sie vom Wasser aus betrachtete; hier am Ufer aber sahn wir, daß es doch eine Verbindung mit dem dahinter gelegnen Bergzuge gab, und von der Einsattelung zwischen beiden aus konnte man ohne große Mühe die scheinbar unnahbare Felsenburg ersteigen. Dort gingen wir hinauf, einen ersichtlich uralten Weg verfolgend. Sein Steinpflaster zeigte die Spuren von Wagenrädern, die auf ihrer Bergfahrt seit Jahrhunderten an diesen eingeschliffnen Rinnen gearbeitet hatten; als Bürgschaft immer neuer Verjüngung der alten Erde schauten aber daneben zwischen den Steinen am Wegrand Frühlingsblumen mit blauen und gelben Augen hervor. Ein kalter Luftzug empfing uns auf dem kahlen und öden Plateau des Berges; mühsam, spärlich wuchsen hier einzelne Bäume, junge Eichen, deren braunes Laub vom vergangenen Jahre noch über den schwellenden Knospen im Winde zitterte. Das graue Gewölk war hier näher, das Kreischen der Raubvögel klang in unser Ohr, die Farbe der wenigen Blumen selbst, die hier oben wuchsen, war dunkel und ernsthaft. Aus noch dürrem Gestrüpp schauten die tiefvioletten, stets der Erde zugeneigten Glocken der Pulsatilla hervor, die sich wie zum Schutze gegen den kalten Hauch der Höhe mit grauem, wolligem Laube wie mit einem kleinen Pelz umhüllt hatten.

Und hier zeigte sichs, daß doch noch Trümmer vorhanden waren von der einstigen Rocca. Möglichst entfernt von dem felsigen Absturz nach dem See, hatte sie geschützter am landeinwärts gekehrten Rande der Hochfläche gestanden; ein paar gotische Fensterbogen waren im Gemäuer noch zu erkennen, in einiger Entfernung davon ein flach bearbeiteter natürlicher Fels, einer Mauer mit zertrümmerter Nische ähnlich, in der vielleicht einstmals ein Christus- oder Heiligenbild gehangen hatte. Vermutlich hatte man vor ihm schon in den Tagen zu jener Frau gebetet, — die gotischen Reste sind später, — um deretwillen wir die einsame, traurige Höhe hinangestiegen waren, deren wechselvolles Geschick uns hier so nahe trat in dieser Einsamkeit.

Jung schon war sie, die Tochter König Rudolfs II. von Hochburgund, mit Lothar, dem Sohn nnd Mitherrscher König Hugos von Italien, vermählt worden und hatte in dieser Stellung die Fährlichkeiten miterlebt, die beiden Herrschern in den letzten Jahren ihrer Regierung bereitet wurden. In der Person des Markgrafen Berengar von Ivrea war ihnen ein Rivale von solcher Macht erstanden, daß Hugo zuletzt auf den Thron ver-

zichtete und mit seinen Schätzen — Schätzen vielleicht im doppelten Sinn, denn er war ein großer Liebhaber schöner Frauen — nach der Provence entfloh. Lothar blieb dem Namen nach zwar König, wurde in Wahrheit jedoch mit dem Lande zugleich von Berengar beherrscht. Als er starb, angeblich von diesem vergiftet, blieb seine kaum zwanzigjährige Witwe der Willkür des triumphierenden Nebenbuhlers, der sich nun in Wahrheit die Krone aufs Haupt setzte, und seines Weibes Willen schutzlos preisgegeben. Um seiner Usurpation des Thrones einen Anschein von Recht zu verleihn, drang Berengar in Adelheid, seinen Sohn zu heiraten, doch verschmähte sie den Glanz der ihr dadurch von neuem winkenden gewohnten Krone und weigerte sich hartnäckig, Berengars Begehren zu erfüllen. Ergrimmt ließ er sie gefangen nehmen und nach der Felsenburg von Garda führen, wo sie nur mit einer Dienerin und einem Geistlichen namens Martin in einem düstern Kerker eingeschlossen wurde. Längere Zeit — eine Nachricht spricht von vier Monaten — blieb sie dort gefangen und litt alle Qualen der grausamen Kerkerhaft jener Zeit. Endlich erschien ihr in der Person des Priesters, der ihr Leid nicht länger mitanzuschaun vermochte, ein Befreier. Heimlich durchbrach er mit ungeheurer Anstrengung die Mauer, schuf einen Ausgang, ließ die beiden Frauen in Männerkleidung hinaus und geleitete sie auf behutsamer Flucht glücklich bis an den See von Mantua. Hier trafen sie einen Fischer, dem sie sich anvertrauten, wurden von ihm ans andre Ufer befördert, auch mit dem Fleisch eines Fisches erquickt und verbargen sich dann ein paar Wochen lang in dem dichten Grün eines nahen Waldes. Nur der Priester verließ das Versteck mitunter, um Speise herbeizuschaffen, die Königin aber gedachte der Anhänglichkeit, die der Bischof von Reggio namens Edelhard ihr und ihrem verstorbenen Gatten vielfach bewiesen hatte. Dorthin sandte sie ihren Beschützer, der den Bischof zunächst durch die erlogene Nachricht von Adelheids Tode auf seine Gesinnung prüfte, um dann beim Anblick der unverhohlen ausbrechenden Trauer die volle Wahrheit zu enthüllen. Der Bischof setzte sich sogleich mit Azzo Adalbert, dem Schöpfer des ganz vor kurzem erst erbauten festen Schlosses von Canossa, in Verbindung und erwarb in ihm für die verfolgte Königin einen sichern Beschützer, der sich eilig mit einigen Getreuen nach Mantua begab, um Adelheid auf seine neue Felsenburg zu führen.

In dieser Form findet sich die von allen Schauern der Romantik umwehte Erzählung bei dem Mönche Domnizo.

Hans Bruhnsen
Helgoland

Grün ist das Land,
Rot ist die Kant,
Weiß ist der Sand,
Das sind die Farben
von Helgoland!

Am 18. Juni waren es 20 Jahre, daß die deutsche Flagge von von der Insel Helgoland weht. Diese Zeit ist nicht ohne Spuren an dem Felseneiland vorübergegangen. Abgesehn von der bedeutenden, durch Sturmfluten verursachten Verkleinerung der Düne hatte die Nordwestküste der eigentlichen Insel sehr unter der Gewalt des Wogenanpralls bei Stürmen zu leiden und war den atmosphärischen Einflüssen, Regen und Sonnenschein, Frost nnd Hitze, besonders ausgesetzt, da sie, wie der ganze Fels aus rotem Schieferton und der Verwitterung unterworfenem Sandstein besteht, sodaß sich hier nach und nach gewaltige Felsmassen vom Muttergestein loslösten und der gierigen See zum Opfer fielen. In der richtigen Voraussicht der von Jahr zu Jahr wachsenden Bedeutung der Insel als Stützpunkt für die deutsche Flotte werden seit Jahren von der preußischen Regierung an den bedrohlichsten Stellen der Westküste sogenannte Schutzbauten aufgeführt. Zuerst wurden die „Gatts“, große durch die starke Brandung an der Felsbasis gewaschene Öffnungen, mit Zement vermauert, dann wurde auf der Basis unter Wasser eine Mauer aus Stampfbeton und Betonblöcken bis zur Hochwasserlinie errichtet, nach der Seeseite erfolgte eine Bekleidung mit Granitplatten, und darauf wurde ein aus Granitbruchsteinen bestehendes Mauerwerk gebaut. Hierdurch hoffte man, das abbröckelnde Gestein zwischen Mauer und Felsen festzuhalten. Das dem deutschen Reichstage von dem Baurat Fülscher vorgelegte Projekt der gänzlichen Umkleidung des Felsens Helgoland zum Schutze der fortifikatorischen Stärke mit einer Mauer mußte der hohen Kosten wegen fallen gelassen werden. Die Kosten der ersten Schußmauer beliefen sich allein auf ca. Mk. 190000, inzwischen werden zwei weitere

Mauern errichtet. — Die auf Anregung unsrer Marine noch vor kurzem bewilligten Mk. 1200000 zur fortifikatorischen Verstärkung der Insel zeigten den festen Entschluß der Reichsregierung, Helgoland nach außen hin gegen Feinde zur See zu stützen. Seit dem 21. Mai 1908 arbeitet man an dem Bau eines Torpedoboothafens an der Südostküste, dessen Vollendung noch einige Jahre dauern wird. Die Kosten dieses für unsre Torpedoboote äußerst wichtigen Ruhepunkts werden auf ca. 30 Millionen geschätzt. Auf der Insel selbst wurde Ecke „Falm" und der „O'Brien-Str." eine eigene Bauabteilung für die Marine errichtet, die der Leitung des Marinebaurats Eckhardt untersteht. Außer der vorhandenen Kaserne der Marinesoldaten ist der Bau einer neuen Kaserne, eines Artilleriedepots und der Wohnungen der Marineoffiziere und Beamten vorgesehn.

Jedem, der Helgoland einmal besucht hat, werden die Befestigungen um die ganze Insel aufgefallen sein. Diese bestehn, wie in Cuxhaven, aus unterirdischen Pulverkammern, geheimen Gängen und Festungskanonen, deren Rohre an jeder gefährdeten Stelle herausragen, gewöhnlich zwischen zwei erhöhten Grashügeln liegen und in der Ruhezeit mit Persennigen bedeckt sind. Sonst ist von der Befestigung nicht viel zu sehn, und hier wie in Cuxhaven wird jegliches Abzeichnen, Photographieren der Anlagen, ohne besondre Erlaubnis, als Verrat militärischer Geheimnisse mit Geldbuße oder mit Haft bestraft. Ende September 1909 wurde Helgoland zum Reichskriegshafen erklärt, was für unsre Marine eine wichtige Vermehrung ihrer Stützpunkte in der Nordsee bedeutete. Auch der im vorigen Jahre erfolgte Stapellauf des Linienschifferſatzbaus „Siegfried", der „Helgoland" getauft wurde, trug nicht wenig dazu bei, das Interesse für unser Bollwerk wieder lebhaft wachzurufen.

Helgoland, mit Recht die „Perle der Nordsee" genannt, verdankt diesen Beinamen seiner Düne, seinem Lebensnerv, einem Badestrand, auf dem sich während der Saison vom 15. Juni bis zum 30. September das munterste Badeleben abspielt. Die elegant eingerichteten Salondampfer der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyds führen von Hamburg und Bremen alljährlich einen mächtigen Fremdenstrom herbei. Welch ein buntbewegtes Bild bietet zur Saison die Helgoländer Reede an einem Sonntagnachmittag! In der leicht bewegten See schaukeln hell gestrichene Salondampfer hin und her. Es sind dies der neue Turbinenschnelldampfer der Hamburg-Amerika-

Linie „Kaiser“, der Schraubendampfer „Silvana“, der gegen das Stampfen auf See am Heck an beiden Seiten mit dem von dem Ingenieur Schlick erfundenen Schiffskreisel versehn ist, und die Raddampfer „Cobra“ und „Prinzessin Heinrich“. Für diesen ist ebenfalls gegen das starke Schlingern eine Ausrüstung an beiden Seiten mit Luftkesseln geplant. Ferner sieht man die Raddampfer des Norddeutschen Lloyds aus Bremen: „Najade“, „Nixe“ und „Seeadler“. Am Strande des Helgoländer Unterlandes promeniert die fashionable Welt unter den Klängen der Kurkapelle bis zur Landungsbrücke, die von der Ottensener Eisenhoch- und Brückenbaufirma C. Seidler und Spielberg erbaut wurde. Die ca. 5000 Einwohner Helgolands sprechen größtenteils noch den friesischen Dialekt, ein kräftiger Menschenschlag ists, gewöhnt, in harter Arbeit das tägliche Brot zu fristen. Im Winter wird die Insel, um vom Festlande nicht ganz abgeschnitten zu sein, zweimal von Cuxhaven aus mit dem Dampfer „Silvana“ mit Lebensmitteln versorgt, da das Erdreich auf dem Felsen an und für sich nicht sehr ertragreich ist. Das vorhandene Gras wird von magern Schafen abgefressen, deren Fleisch man als „Irish stew“ auf der Insel sehr viel genießt.

Da Helgoland eine von Waffen starrende Festung ist, könnte man vielleicht unsre Luftkreuzer hier mit Erfolg verwenden. In Hamburg, dem nächst liegenden größern Hafen, ist bereits eine Luftschiff-Station durch die Bewilligung von ca. Mk. 800000 gesichert; eine provisorische Luftschiffhalle soll demnächst errichtet werden.

Rundschau

Sozialpolitik und wirtschaftliche Freiheit

Eine wirksame Sozialpolitik kommt stets als ein Zwang. Sei es, daß ein besondres Gesetz ausdrücklich ein bestimmtes Verhalten vorschreibt, sei es, daß die Entwicklung der Verkehrssitte, des „sozialen Gewissens", der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung folgend, in allgemeine Rechtssätze einen neuen Inhalt hineinträgt. Der wichtigste Grundstein des sozialen Privatrechts ist der § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuches, nach dem Verträge und andre Rechtsgeschäfte nichtig sind, wenn sie gegen die guten Sitten verstoßen. Die Erziehungsarbeit, die gute Sitten bildet, ist die beste Sozialpolitik, denn sie schafft neues zeitgemäßes Recht ohne neue Paragraphen; sie wird weniger scharf empfunden, vor allem nicht so als „Zwang" empfunden wie ein direktes ausdrückliches Gesetzesverbot für den Einzelfall. Aber Zwang ist sie darum doch. Ohne staatlichen Zwang ist Sozial p o l i t i k nicht wirksam — Sitte ist nicht Politik.

Was sich gegen solchen Staatszwang wehrt, ist der Eigennutz derer, die einen Nachteil oder eine Schmälerung ihres Vorteils davon erwarten. Formell ersetzt der Protest aber meist ein Interesse der angeblich segensreichen und notwendigen Freiheit des Wirtschaftslebens. Diesem Schlagwort gegenüber muß grundsätzlich festgestellt werden, daß es ein Schlagwort ist, daß es eine wirkliche Freiheit, also Ungebundenheit des Wirtschaftslebens in unsern Kulturstaaten nicht gibt, nicht gegeben hat und nicht geben kann. Auch die unter dem Schlagworte „Freiheit" verfochtne „ungehinderte" Bewegung der Person, Verwertung des Kapitals und Ausnutzung der Macht, die der Kapitalsbesitz über Besitzlose gewährt, beruht auf staatlichen Zwangseinrichtungen: auf Eigentum, Erbrecht, Besitzschutz, Zwangsvollstreckung usw.

Kein Verfechter freien Wirtschaftslebens hat verlangt, daß diese Zwangsgesetze, die dem Kapital günstig sind, aufgehoben worden: Die Strafen auf Diebstahl und Raub, das Erbrecht . . . alles was das Eigentum gegen den freien Zugriff andrer schützt. Die sogenannte Freiheit des Wirschaftslebens besteht also nicht darin, daß der Staat überhaupt nicht regelnd in wirtschaftliche Verhältnisse eingreift, sondern darin, daß er das Kapital schützt und die Person ungeschützt läßt. Vorteil davon haben also diejenigen, deren Kapitalsinteressen größer sind als ihre Persönlichkeitsinteressen. Für die Gesamtheit sind die Persönlichkeitsintressen stets wichtiger als die Kapitalsinteressen, denn von allem Volksvermögen und Einkommen werden etwa drei Viertel zur Ernährung und Erziehung der Menschen verwandt, und von der Rentabilität dieser enormen Summen hängt das Reicher- oder Ärmerwerden

des Volkes ab. „Sozial" bedeutet dem Worte nach die Voranstellung der Gesamtintressen vor die Einzelintressen. Darum ist es sozial, wenn der Staat mit Zwangsmaßregeln die Personen der vielen Volksgenossen gegen das Kapital der verhältnismäßig wenigen schützt und bevorzugt.

Wenn diese wenigen, die Besitzenden sich dagegen sträuben, so ist das aus ihren Privatinteressen erklärlich; wenn sie aber das soziale Eingreifen des Staates als ein „Unrecht" brandmarken und der Gemeinschaft die Befugnis dazu absprechen wollen, dann ist das lächerlich. Solange Besitz, Vermögen und Verfügung über fremde Arbeit auf „Freiheit", das heißt auf Macht beruhte, konnte niemand sich beschweren, wenn eine stärkere Macht ihm sein Vermögen oder seine Verfügungsgewalt ganz oder teilweise nahm. (Das gilt ja heute noch im internationalen Verkehr der Völker.) Seitdem Besitz, Vermögen und Verfügung über fremde Arbeit auf staatlichem Zwange, das heißt auf „Recht" beruhen, kann niemand sich beschweren, wenn der Staat Vermögen und Verfügungsgewalt des einzelnen auf demselben Wege, auf dem sie verliehen sind, auch wieder einschränkt.

Auch wir Sozialpolitiker wollen die Freiheit. Grade um der Freiheit aller Volksgenossen Willen fordern wir soziale Zwangsgesetze. Denn ein Volk kann heute nicht frei sein, wenn es seinen Volksgenossen nicht eine sogenannte „Freiheit" beschränkt: die Befugnis, seine Freiheit zu verkaufen! Alle soziale Gesetzgebung, die als eine Beschränkung der Freiheit bekämpft wird, ist in Wirklichkeit eine Beschränkung der Möglichkeit, seine Freiheit aufzugeben. *Sozialpolitik ist ein Zwang zur Freiheit!*

Es ist ganz begreiflich, daß die Großen, deren Größe auf der Unfreiheit der andern beruht, sich dagegen sträuben, wenn auch den vielen andern die Freiheit gesetzlich garantiert werden soll. Der größte Eingriff in das Wirtschaftsleben und in die Vertragsfreiheit war die Aufhebung der Sklaverei und Hörigkeit. Du darfst dich nicht rechtlos verkaufen; du kannst es nicht. Du magst es anstellen, wie du willst: Du kannst dich nicht vollständig aufgeben; das letzte Verfügungsrecht über dich hat der Staat dir aufgezwungen. Du mußt persönlich frei sein.

Warum tat das der Staat? Weil er den freien Menschen als Bürger brauchte, weil das Gesamtinteresse darunter litt, wenn ein Teil der Angehörigen nur Haustiere der andern waren. Aber der heutige Staat braucht nicht nur Menschen, er braucht Kulturmenschen. Darum zwingt er die Kinder zur Bildung. (Daß unser Bildungszwang auf falschem Wege ist, ändert nichts an der grundsätzlichen Bedeutung der Tatsache). Bildung macht frei. Darum sind die Freunde der Leibeigenschaft noch heute die Feinde der Volksbildung.

Der Staat braucht gesunde, leistungsfähige Menschen. Er lernt allmählich begreifen, welche ungeheuern Verluste das Volksvermögen durch unrationelle Behandlung des Menschenmaterials erleidet. Darum zwingt er zur Schließung der Fabriken und Kaufläden in der Nacht und am Sonntag (natürlich mit vielen Ausnahmen, denn die Erkenntnis, daß die Verzinsung des Menschenkapitals wichtiger ist als die Verzinsung des Aktienkapitals, wächst erst langsam). Darum beschränkt der Staat die Befugnis der Frauen und Kinder, in fremdem Dieste zu arbeiten, zu ver-

dienen. Was haben die Ausbeuter der „Arbeitsfreiheit“ nicht gejammert über diesen Zwang zum „Müßiggang“! Aber der Staat lernt einsehn, daß der Mensch bis zu seinem Tode mehr leistet, je später er in der Jugend anfängt, daß die billige Frauenerwerbsarbeit den einzelnen nutzt, der Gesamtheit aber schadet, daß die rentabelste Frauenarbeit die Kinderpflege ist. Der Staat braucht gesunde Kulturmenschen.

Konkurrenzklauseln nennt man Verträge, durch die Handlungsgehilfen, Techniker, Arbeiter oder andre Angestellte sich verpflichten, nach Beendigung des Dienstverhältnisses in bestimmten Gewerben oder Gegenden nicht tätig zu sein. Auch hier wie an vielen andern Stellen hat der Staat beschränkend eingegriffen. Er mußte es, weil die „Vertragsfreiheit“ sich hier darstellte als eine Befugnis, unter dem Drucke der Not im Arbeitsvertrage die Arbeitsfreiheit aufzugeben, ein wertvolles Stück der Persönlichkeit zu verkaufen. Aber der Staat braucht die beste Leistung jedes Bürgers auf dem geeignetsten Platze. Er annulliert die Beschränkung der Arbeitsfreiheit . . .

Sozialpolitik ist staatlicher Zwang zur Lebens- und Betätigungsfreiheit aller Bürger.

Dr. Heinz Potthoff,
Mitglied des deutschen Reichstags.

Entrevue in Marienbad

Vor kaum einem und einem viertel Jahr wars, als Fürst Bülow den Geheimrat Klehmet von der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts als Sündenbock in die Wüste schickte. Auch einige andre Herren erkrankten plötzlich. Der von akutem Daily-Telegraph-Fieber geschüttelte Freiherr von Schoen bekam Urlaub, und Herr von Kiderlen-Wächter wurde vom Balkan hergerufen, ihn zu vertreten. In jenen heißen Novembertagen kam er, stellte sich in einer ganz harmlosen gelben Weste auf die Tribüne des Reichstags, als nicht nur gegen den Kaiser, sondern auch gegen das Auswärtige Amt scharfe Worte fielen, und sagte in einem bescheidnen Ton, was auf dem undankbaren Posten, auf dem er stand, auch jeder andre gesagt hätte, wenn er es nicht überhaupt vorzog, zu schweigen. Er meinte, das Ressort, dessen Vertretung ihm oblag, arbeite so präzise wie jede andre preußische Behörde. Das war subjektiv und objektiv richtig, und doch lachten alle. Ueber dieses parlamentarische Debut scheint nun doch Gras gewachsen zu sein, denn die Presse aller Schattierungen begrüßte den neuen Staatssekretär mit heller Freude. Nur ganz flüchtig erinnerte man an zwei kleine Affären des neuen Manns: an eine alte Duellgeschichte mit einem Journalisten und an ein scharfes Wort Kiderlens, das er einmal gegen seinen Kaiser sollte fallen gelassen haben. Auch die amtlich oft dementierte hübsche Wirtschafterin, die man ihm einst als Trösterin seiner Bukarester Langenweile nachgesagt hatte, ist vergessen.

Der bis auf Widerruf zum Staatsmann emporgekommne frühere Schädling der guten Sitten in Bukarest (bekanntlich ist Klein-Paris, wie man die rumänische Hauptstadt seit 30 Jahren nennt, eine der heiligsten Städte Europas) hatte noch unmittelbar vor seinem Amtsantritt mit dem Leiter der österreichisch-ungarischen Politik eine Zusammenkunft in Marienbad, wo sich jetzt Graf Aehrental in seiner Villa St. Hubertus einer beschaulichen Ruhe erfreut. Die böhmischen Heilquellen sind bei den Diplomaten heute noch sehr beliebt. Zwar ließ Eduard VII. in seinem letzten Lebensjahr oft erklären, durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina wäre das europäische Gleichgewicht gestört worden, und aus diesem Grunde ziehe er es vor,

sein Uebergewicht in Frankreich zu verlieren, aber schließlich kam er doch wieder nach Marienbad. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß Georges Clemenceau im Sommer 1909 lediglich aus Aerger darüber, daß er seine längst gepackten Koffer nicht nach Karlsbad schicken konnte, die sich ungebührlich ausdehnende Budgetdebatte dadurch zu kürzen suchte, daß er die französische Kammer aufs gröbste beleidigte und eine halbe Stunde später Herrn Fallières seine unwiderrufliche Absicht kundgab, seine Demission zu nehmen. So sehr sehnten sich Clemenceaus Magennerven nach dem Karlsbader Sprudel. (Uebrigens lebte dort Clemenceau mönchisch einfach — nämlich in der dritten Etage einer weniger als zweitklassigen Pension auf der Hirschsprungzeile. In die Kurliste schrieb er sich einfach als Arzt aus Paris ein.) Alljährlich taucht der russische Minister des Aeußern, Herr von Iswolski, in eleganter Gesellschaft in Karlsbad und dem nahen Marienbad auf. Der vertriebne Schah von Persien trank auch manchmal an diesen Quellen — wie sich zuletzt zeigte — zu wenig politische Weisheit, und der alte Sturdza, der frühere rumänische Ministerpräsident, kam auch für sechs Wochen.

Seine Gesundheit hat Graf Aehrenthal in Marienbad nicht zu flicken, denn er hat die Verdauungsschwierigkeiten, die uns Bosnien und die Herzegowina bereiteten, vortrefflich überwunden und ist so schlank wie nur je. Aber in Marienbad ist es — wie er Herrn von Kiderlen-Wächter ausdrücklich sagte — sehr nett, und nebenbei hat Graf Aehrenthal vielleicht den Ehrgeiz, den freigewordnen Platz Eduards VII. zu besetzen und als der große Staatsmann dieses Jahrhunderts die Kleinen dort um sich zu sammeln.

Von dem, was Herr von Kiderlen-Wächter mit dem Grafen Aehrenthal besprochen hat, ist fast jedes Wort in die Oeffentlichkeit gedrungen. Herr von Kiderlen hat nämlich im Orient die Presse schätzen und überschätzen gelernt, und in seiner liebenswürdig ehrlichen und aufgeknöpften Art flüsterte er einem Vertreter der Neuen freien Presse alles ins Ohr, was er und Graf Aehrenthal auf dem Herzen hatten, und am nächsten Tag konnte man es in dem Wiener Blatte lesen. Es ist in Deutschland leider zu wenig beachtet worden. Vor allem wurde von den beiden Staatsmännern eine volle Uebereinstimmung darüber erzielt, daß Marienbad im Sommer wie im Winter eine schöne Sache sei. Auch über die Zugverbindungen zwischen Marienbad und Berlin einigten sich die Diplomaten, indem beide anerkannten, daß insbesondre die Nachtverbindungen ziemlich schlecht sind. Hoffentlich wars ein deutscher Waggon, den der Marienbader Stationsvorstand für Herrn von Kiderlen-Wächter reserviert hatte. Wäre nämlich ich deutscher Staatssekretär des Auswärtigen und setzte man mich in Gegenwart des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern in einen österreichischen Wagen, ich würde das Coupé sofort verlassen und meinen Kollegen Aehrenthal auffordern, die Sitze ein wenig selbst zu reinigen, da sein Eisenbahnminister infolge des Defizits in seinen Kassen für das wirksamste Mittel zur Beseitigung der Unterbilanz die Nichtreinigung der Waggons hält. Wenige Tage später fuhr ich dieselbe Nachtstrecke wie Staatssekretär Kiderlen, und obwohl ich sonst die Staatslenker um ihre Allmacht nicht beneide, am Morgen, als ich erwachte, hätte ich soeben von einer Entrevue mit dem Grafen Aehrenthal in Marienbad kommen mögen. Wie der Vertreter der N. F. P. bezeugt, hat der Graf Aehrenthal dem Wächter der deutschen auswärtigen Politik vielerlei von einer Eis- und Rodelbahn im winterlichen Marienbad vorgeschwärmt, und die beiden Minister haben vereinbart, daß Graf Aehrenthal augenblicklich, wie die Eisbahn gut

sei, Herrn von Kiderlen telegraphieren und dieser sofort mit dem D-Zuge noch Marienbad eilen würde. Nachdem ich nun konstatiert hatte, daß sich in meinem österreichischen Eisenbahncoupé zweiter Klasse aller Schmutz Europas ein Rendezvous gegeben hat, würde ich dem Grafen Aehrenthal kurz und grob telegraphiert haben: „Glaube gerne an Vortrefflichkeit der Eisbahn, will aber Ihre Eisenbahnen nicht wieder benutzen. Eher noch Entente mit italienischem Eisenbahnminister möglich."

Gewiß fuhr aber Herr von Kiderlen-Wächter in einem deutschen Wagen. Sonst hätte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung wohl kaum mit Befriedigung festgestellt, daß die Beziehungen zwischen den beiden befreundeten Staaten unverändert herzlich wären.

Ein kleiner Rest von Mißtrauen gegen die Marienbader Tage bleibt aber trotzdem. Herr von Kiderlen-Wächter erklärte dem Interviewer der N. F. P., er werde in der nächsten Zeit mit dem Marquis San Giuliamo nicht zusammenkommen, denn der Kanzler hätte mit dem italienischen Minister des Aeußern genug konferiert, und es gäbe nichts Neues zu besprechen. Sollte Herr von Bethmann-Hollweg nicht auch erst im März den Besuch des Grafen Aehrenthal erhalten haben? Und sollte der Kanzler gar kein Verständnis für eine böhmische Eisbahn haben?

All-Islam

Als der seither entthronte Meister der politischen Intrige, Sultan Abdul Hamid, den Versuch machte, die panislamitische Frage aufzuwerfen, ging ein spöttisches Lächeln durch das ganze Abendland — mit alleiniger Ausnahme Englands. Der Gedanke, die mohamedanische Sache als politischen Wert neu aufleben zu lassen, das längst verloren gegangene Zentrum für die Islamiten von Europa, Asien und Afrika im türkischen Sultanat wiederherzustellen, wurde als abstrus, rückständig, unmöglich bezeichnet, die politische und kulturelle Unterwertigkeit der mohamedanischen Völker und Rassen für eine solche Auffassung, ebenso im negierenden Sinn maßgebend genannt, wie die Inkompetenz des osmanischen Papstes, dem die radikalsten Islamiten, die Araber, die Kalifenkompetenz abstreiten. Aber der schlaue Abdul Hamid, der in der äußern Politik einspruchslos weitsichtig, und nur in der innern mit Blindheit geschlagen war, dachte keinen Augenblick daran, etwa eine große religiöse Bewegung des mohamedanischen Morgenlandes zur Restaurierung einstiger Macht anzuregen. Seine Absicht ging nur dahin, den unzufriednen Geistern dieses Glaubens in Asien und Afrika einen Anstoß gegen die Herrschaft Englands zu geben und sich damit eine gar nicht ungefährliche Waffe gegen den größten Feind der Türkei, als den der Sultan ganz richtig das Britenreich erkannt hatte, zu sichern. Nicht unmittelbar für die türkische Sache sollten die Egypter und die mohamedanischen Inder ihre Energie im panislamitischen Zeichen aufrütteln, wohl aber gegen England, dem hierdurch Vorsicht und Zurückhaltung gegen das osmanische Reich auferlegt war. Daß die Erwägung richtig war, die englische Politik als den einzigen bleibenden Erzfeind der Türkei anzusprechen, beweist die jetzige Haltung Englands in der Kretafrage, wenn ein solcher Beweis überhaupt noch nötig wäre.

England hat die hamidische Türkei offen und auf Hinterwegen stets bekämpft und hat das Orientmaxim vom unausbleiblichen Verfall und Zerfall des osmanischen Staats auch gegenüber der Neutürkei, trotz ihrer Kulturreformarbeit, aufrechterhalten. Hierfür mögen selbstische Absichten, Festsetzungspläne in türkischen Wässern, die Erkenntnis vielfacher Niederlagen im ökonomischen Wettbewerb und im politischen Einfluß auf den nahen Osten, der Haß gegen das wirtschaftliche Vordringen Deutschlands wesentlich beitragen. Aber auch der panislamitische Gedanke, in dem Sinn Abdul Hamids aufgefaßt, hat unter den mohamedanischen Völkern der britischen Herrschaft in Indien und Egypten eine Bewegung angeregt, die die Londoner Regierung durchaus nicht unterschätzt.

Mit großem Mißbehagen sieht man dort den eben in der Durchführung begriffnen Plan Japans, durch eine eigne diplomatische Vertretung in Konstantinopel

neue Fäden mit der Türkei, als dem Brennpunkt für Panislamismus, anzuknüpfen. Japan, das seit dem siegreichen Krieg gegen eine europäische Großmacht zweifellos von einem politischen Größenwahn erfaßt ist, mag in seiner Selbstüberschätzung immerhin daran denken, durch Sitz und Stimme in Konstantinopel künftighin auch in europäischen Fragen, von denen einer Lösung nächststehend wohl die des nahen Ostens gilt, dreinzureden. Als höchst wahrscheinlich aber kann es angesehn werden, daß die japanische Politik dabei auch an Mittel und Wege denkt, England in Asien unangenehm werden zu können. Das russisch-japanische Einverstehn hat eine deutliche Spitze gegen England. Und tatsächlich führt der Weg der japanischen Zukunft, wenn es ihr gelingt, ihren politischen und kulturellen Vorsprung gegen China in eine ostasiatische Vorherrschaft umzuwerten, ganz ausgesprochen gegen ein gegnerisches, diese Pläne hinderndes England.

Gewisse Anzeichen und Aeußerungen japanischer Politiker lassen darauf schließen, daß die Verbindung, die das vom englischen Kurs ganz abgewichene Japan bei der englandfeindlichen Türkei sucht, sich grade auf panislamitischem Boden betätigen werde.

Damit gewinnt die voreilig zum alten Rüstzeug geworfene Idee Abdul Hamids, die Idee vom Allislam, wieder ein ganz besondres Interesse. . . v. S.

Das politische Drama

Das deutsche Schrifttum ist arm an Versuchen, die Vorgänge der Tagespolitik, die uns mit dringlichstem Interesse berühren, in einer kulturellen Synthese zu vereinigen. Der Blick ruht nicht rein und klar auf den politischen Ereignissen: entweder überwältigen den Dichter positivistische Regungen und er bleibt im Ring der theoretischen Politik, indem er Partei wird; oder das hastig arbeitende Gehirn ergreift einige charakteristische Merkmale, bunt aufzuckende Beleuchtungen und arrangiert das fast im Rausch Erfaßte zu einer effektvollen Dekoration. Aber es gelingt nicht, die einzelnen Daten gleichsam in sich versinken zu lassen, daß nur ein großer Hintergrund bleibt, ein zusammenschließendes Gewebe von Geschehnissen, in dem sich die politische Situation spiegelt. Dieser grundsätzliche Mangel einer, ich möchte sagen Goethischen Unbeeinflußtheit treibt die Dichter zu tendenziösem Eifer oder zu witzigen Farbenspielen. Es ist eher auf eine Schilderung politischer Einrichtungen abgesehn als auf Gestaltung des weltanschaulichen Problems, durch das sich das politische Drama als eine individuelle Form beweist. Von ihm werden wir sprechen können, wenn das Theoretische als äußere Wirksamkeit verloren hat, und nur im Schicksal des Menschen, als Bestimmendes, zutiefst zugrunde Liegendes, erkannt wird. So dachte ich mir das politische Drama unsrer Zeit, deren verschwommene Farblosigkeit kein aristophanisches Temperament verlocken wird, und eben lese ich ein Werk, das alle Wünsche in einer außerordentlichen Form erfüllt: Moritz Heimanns Komödie, Joachim von Brandt. (S. Fischers Verlag)

Im Hintergrund dieser Komödie lauert die Dumpfheit unsrer politischen Situation. Ein ungeheures Schicksal lastet auf anonymen Größen, wie prunkvolle Mäntel hängen um bedeutungslose Menschen Aemter von höchster Machtfülle. Das Amt, dieser Elementarbegriff der Politik, herrscht als einziger Kanal zu kultureller Wirksamkeit. In diese Kultur ist ein dämonischer Mensch gestellt, der ein Uebermaß von Energie produziert, die sich Auswege schaffen muß. Kein genialer Mensch, nur ein Einzelner. Aber er ist nicht auf dem Platze, wo er fruchtbar wird. Er findet keine Kanäle, die seine vitale Kraft in kulturell wirksame Wege leiten: er platzt wie die Blattschneide in die leere Luft. Er kommt nie zu seiner Form und bleibt darum wirkungslos: sein Schicksal ist das der Menschen, die sich nicht zu begrenzen wissen. Ja, wenn er Dichter wäre! Aber Joachim von Brandt ist nur einer jener glühenden Menschen, denen die Erkenntnis der geistigen Beschränktheit ihrer Mitbürger einen Eispanzer um das Herz gelegt hat. Aber er schwillt in überreicher Weltfreude und Heiterkeit, sein starkes Kraftgefühl sieht das Dasein in einer wundervoll jungen Atmosphäre; er ist ein glückliches Kind, das alle umarmen möchte: aber er trifft überall auf Fremde. So in

sich zurückgedrängt, hütet er sein Empfindungsleben mit der schmerzlichen Keuschheit, wie sie in vielfach gesteigerter Potenz etwa den Menschen Knut Hamsums eigen ist. Auch sein Fond von Aktivität, von drängender Kraft ist zu groß, als daß er nicht Menschen finden müßte, an denen er sich unmittelbar entladet. Dieses Gefühl der Fülle, der überströmenden Kraft gibt ihm jene Heiterkeit, die um jeden reinen, selbstbewußten Menschen ist. Sein Glücksgefühl, das Wundervolle des Atmen-Könnens möchte überströmen: es bricht sich an den Schranken dieser durch Kleinlichkeiten regulierten Welt, die ein so empfindsames Herz doppelt enttäuschen; es wird Pflicht des Selbsterhaltungstriebes, seine guten Gefühle in Hohn und Bitterkeit zu verwandeln. Die Dumpfheit der Zeitgenossen, die auf sein gerades Entgegenkommen mit Vorbehalten, Höflichkeiten, Konventionen, Hinterhälten reagieren, berühren seine Seele wie Fäulnis: wenn er nicht mönchisch sich selbst leben will, hilft ihm nur Ironie und Verachtung, das Bezeugnis seiner höhern Art über sie hinweg. Und als ihm bei einer Clownerie ein Widerstand geschieht, nicht durch einen gleichwertigen Menschen, sondern durch das Gesetz: da beginnt die Tragödie. Er verachtet das Gesetz, weil es kleinen Menschen eine Bedeutung gibt, die sie bestenfalls parodistisch zum Ausdruck bringen. Aber die Gewalt der unbeseelten Masse, die hinter dem Gesetz stehende Macht zwingen ihn in eine lächerliche Situation. Und plötzlich erweist sich diese Situation stärker als er: er kann sie nicht nach seinem Willen ändern. Da gibt er den Widerstand auf. Nicht das Gesetz siegt über Joachim von Brandt, sondern die Sinnlosigkeit eines Schicksals, das ihn zu keiner Form kommen läßt. Aber es bringt ihm gleichsam als Entschädigung die Erkenntnis einer wirklichen, absoluten Macht auf Erden: der Gesetze. Er ist aus allen Fragwürdigkeiten und Zweifeln befreit durch diese Gewißheit, die er so teuer bezahlen soll, der unbedingten Macht des Gesetzes, die frei über allen Bedenklichkeiten und Zeitlichkeiten schwebt. Und da, als ihm diese Erkenntnis ein neuer Wert, eine gewisse Realität wird, verbeugt sich aus realpolitischen Erwägungen das Gesetz vor ihm. Das Schicksal konstatiert grinsend die Ausnahme. Nun ist seine Hilflosigkeit ohne Grenzen. Alles fließt ineinander. Aus dieser skeptischen Situation rettet ihn die Weisheit Voltaires (im Candid): „Laßt uns hinausgehn und den Garten bestellen." Pflichtmäßiges Wirken, das ist der Sinn des Lebens. Joachim von Brandt lernt es glücklicher: ihm wird ein Kind geboren.

Das ist die seelische Kurve, in der das Spiel verläuft. Aber die Körper, in denen sie zur Anschauung kommt, sind von der bedachten eines Meisters. Ein kraftvoller, leidenschaftlicher Mensch, der wie ein lachender Sturm durch die Kleinstadt fährt, ein gesunder, stählerner Körper, der nackt auf ungesatteltem Pferd zur Tränke jagt: die dumpfen Straßen der kleinen Stadt mit Sauerstoff erfüllend, das ist der Herr von Brandt. Seltsam lebt er an den Menschen vorbei, die ihn immer nur an einem Punkt berühren. Er täuscht sich in dem blassen, feingliedrigen Dr. Eysen, der sich ein Leben voll Weisheit und Tiefsinn vorspielt: gewoben aus Erinnerungen seiner Bücher. Er lebt auch an seiner Schwägerin Josephe vorbei, deren Leben so durchsichtig wie ein herber, heitrer Frühlingsmorgen und wie dieser voll lyrischer Fernen — ein beherrschter und stolzer Mensch, von der Brandt sagt: „Wenn du lachst, dann sitzt in deinen Augen ein Zürnen, und wenn du zürnst, dann sitzt ein Lachen in deinen Augen." Sie ist sein reinster Spiegel: aber seine immer zurückgestoßne Kraft beherrscht sich nicht zu den Verhältnissen, die nun einmal das Leben erst ermöglichen. Doch das Wundervollste sind die Kleinstadtszenen in der Stube des Apothekers Kindervater: ganz rein gezeichnete Gestalten mit dem intellektuellen Habitus der Biedermeierzeit, wie sie Wilhelm Schulz etwa zu zeichnen bemüht ist. Um alle Menschen dieser Komödie ist eine harte Luft: sie sind in diesen Konturen überdeutlich erkennbar, und keine schönen Nebel geben ihnen räumliche Tiefe. Ihr Leben ist von einer überstarken Reife: es ist so vollkommen in Erscheinung getreten, so stark gefüllt mit Eigenheiten des täglichen Lebens, daß der Reichtum sie fast zu paradigmatischen Charakteren macht.

Naht man sich ihnen zum ersten Mal, herrscht dieses übermäßige Gefühl über uns: Menschen. Und ebenso reich, stählern, geschmeidig ist die Sprache, durch deren metallne Fugenlosigkeit kein Tropfen Bluts dringt, die im Sturm der Gefühle nicht schmilzt, sondern herbe sich biegt, und die doch auf einem Untergrund von fabelhafter Reizbarkeit in zahllosen Obertönen schwingt — daß es der ganzen Keuschheit eines vollkommnen Prosaisten bedarf, um sie nicht vollgesogen von Licht und Farbe an die Wirklichkeit zu stellen. Wo ist in unsrer zeitgenössischen Literatur eine so männliche Sprache wie diese: in der ein Mann, aufgerissen in einem heißen Strudel von Leidenschaften, zu der begehrten Frau sagt: „Es ist heute so — daß ich mich nicht mehr nach meinem Schatten umsehe, wenn ich wissen will, wo die Sonne am Himmel steht. Es ist so, daß ich die Schale habe angefangen, zu sprengen, die kristallharte Schale von Lug und Lüge, Selbstbewahrung und Tatkraft, und daß ich der schmelzende Mensch bin und mit meinem ganzen Blut empört zu dir hin, Josephe. Zu dir hin, wie du hier vor mir stehst, wie ich dich hier umfasse bei deinen zehn Fingern." Diese ungemeine Beherrschung gibt dem Werk eine so verhaltne Schönheit, wie sie grade dem Bühnenwerke verboten ist. Es trägt seinen Reichtum nicht sichtbar wie eine vollendete Schale, sondern unter der bedeutungslosen Dynamik der Begebenheiten gesenkt. Das läßt vielleicht auf den klugen Essayisten, den klügsten in Deutschland, raten, der sein Verfasser ist. Die Bühnenwirkung ist hier ganz in die Hand der Darsteller gegeben. Wenn aber unsrer Schaubühne noch im geringsten das Gefühl einer moralischen Verbindlichkeit innewohnt, so wird sie diesem Werk Moritz Heimanns durch ihre besten Kräfte zu seinem szenischen Recht verhelfen. Rudolf Kurtz.

Erziehung zum Patriotismus

Die Schule will treue Staatsbürger heranziehn. Und bemüht sich nach Kräften darum. Nicht allein durch die gesamte Erziehungsart geht das. Natürlich auch nicht allein durch einen „warmen" Unterricht in der deutschen Geschichte (der freilich oft genug nur im Zahleneinpauken seine Erfüllung findet). Wenigstens finden die meisten Menschen das noch nicht hinreichend. Sie wollen mehr, sie wollen Festspiele. Also „Schulaufführungen an vaterländischen Gedenktagen".

In dankenswerter Weise kommt denen, die auf derlei Weise den Patriotismus betätigen wollen, der Leipziger Verlag von Alfred Strauch entgegen. Paul Matzdorf gibt da eine „Jugend- und Volksbühne" heraus. Dagegen kann ich natürlich nichts einzuwenden haben, im Gegenteil, ich bin ganz einverstanden damit, wenn . . . . . die Sache nicht doch manchen Haken hätte. Gewiß: das will Theater spielen, soll es auch. Auf seine Weise natürlich. Und wenn es Paul Matzdorfs Märchenspiele mag, soll es sie ja auch mimen. Aber ich würde denn doch keinen meiner Jungen eine Rolle auswendig lernen lassen. Richtlinien gegeben. Und nun selbst dichten, selbst mimen lassen. Ganz im Stillen, nicht vor 125 Festgästen, die den Ehrgeiz der kleinen Schauspieler aufstacheln. Wie gesagt: ganz im Stillen, mit ungelernten Worten; mindestens so, daß jedes Kind die Situation retten kann.

Aber nein, man dichtet in Kindermundart, (so gut es halt eben geht) und läßt lernen, was der Drucker schön schwarz auf weiß gebracht hat. Insbesondre zur Hebung des Patriotismus etwa folgende Nummern der Matzdorfschen Sammlung: „Die Kaiserproklamation", „Fehrbellin", „Siegesfeier", „Deutschlands Jugend" und vielerlei mehr. Man hat große Auswahl.

Bedenkt man denn gar nicht, daß derlei Spiele sich weit, weit aus dem Rahmen kindlicher Einbildungskraft entfernen? Wer soll denn einen Kaiser Wilhelm I. darstellen können?! Ist denn das eine Bühnengestalt — noch dazu für Kinderbühnen? Daß „große vaterländische Begeisterung" dieses Opus „durchglüht" (wie der Verleger versichert), bezweifle ich nicht im geringsten. Aber: bringt mir so etwas nicht in unsre Schulen! Der „Heldenkaiser" gewinnt dadurch nichts, eher wird er trivialisiert.

Und nun eine Glanznummer. „Bismarcks letzter Traum", eine Dichtung,

die „den Hörer in jene schwüle Julinacht, an das Sterbelager des großen Kanzlers“ versetzt. (Nebenbei ein derartig schauerliches Bismarckporträt wie das in dem Prospekt zu diesem Werk sieht man selten; und das soll für das Volk, für die Jugend sein?)

Allmählich sehe ich ja ein, daß es schlimm stehn muß um die patriotischen Gefühle unsrer Jugend, wenn man derlei Dinge ersinnt. Aber ob sie helfen werden? Sicher nicht. Alle unsre Sozialdemokraten haben als Kinder mit Hurra geschrien, wenn der König kam, wenn die Freudenböller von Sedan vom Berg ins Tal dröhnten: Sie haben als Kinder sicher auch gern Soldaten gespielt und im Manöver geschwelgt. Sie haben auch gehört vom Kaiser und seinen Kanzlern. . . Und doch!

Die Zahl der Sozialdemokraten mehrt sich trotz aller Erziehung zum Patriotismus. Und ganz leise verlautet die Rede: ob man überhaupt durch die Schule und ihre Veranstaltungen zum Patriotismus erziehn kann? Zu treuen Staatsbürgern? Oder ob es nicht besser ist, daß die Schule nur Menschen, Charaktere entwickelt, die sich ihre politische und patriotische Ueberzeugung nicht andozieren lassen, sondern selbst erwerben. Dr. Karl Wilker.

Ein tschechischer Mystiker

Wer es vermag, den Tag, der ihn einschließt, gewaltsam zu unterbrechen und mit einer gelösten Stunde in immer bewegte Tiefen zu versinken; wen die Stille des Abends oder die feierliche, umsäuselte Verschwiegenheit einer Nacht heimlich beschwingt, sich der Umhüllung des Himmels näher zu fühlen; wer Stimmen in sich hat, die mit dem Tönen der elementarischen Wesenheiten da und dort zusammenklingen: wem die toten und scheinenden Dinge in plötzlich hellen Augenblicken fremd zu Leben sich gestalten, der greife zu einem der schönsten Bücher, das diese Zeit zugleich mit der Ewigkeit gereicht hat: er schlage das Buch: „Hände“ des tschechischen Lehrers Otokar Brezina auf und lese die lang hinrollenden Rhythmen, wie sie Emil Saudek mit rührend aufopfernder Liebe — wenn auch nicht immer gut — in die lichtere deutsche Sprache übertragen hat. Es ist in Wien bei Moriz Frisch erschienen, was zu beklagen ist, denn so ist es, viel zu wenig beachtet, durch das verwirrende Literaturgetriebe hingegangen.

Man stelle sich irgend eine jener ragenden Gestalten vor, die sich über das Menschliche hoch hinaus verloren, als Propheten, Heilige, Zauberer, „Eroberer mystischer Reiche“ gleich Felsen, Bäumen, Sternen, Gewittern, als ewig wandellose Kräfte des Kosmos in Erfurcht geschaut werden, und man mildre eine solche Erscheinung wieder ins Menschliche zurück, lasse sie herabsteigen und sich aufhalten unter den „Brüdern“, gleich ihnen: Die „Hände übereinander gekreuzt, wie auf der sterbenden Brust“, „kraftlos und enttäuscht und wie mit Steinen beschwert, arbeitsgebrochen

Doch ihre geistigen Arme breiteten sich aus empor zu den Sternen,
Millionen von Seelen der Erde umarmten sie und alle Welten
Und ein erleichtetes Aufatmen freudigen Aufwachens,
Ein feierlich Brausen der ewigen Stadt,
Geistiger Fittiche Rauschen,
Der Winde Musik auf mystischer Saat,
Unsichtbarer Orchester Ertönen,
Auferstand im Takte ihrer geheimnisvollen Gesten.“

So als ein Unerkannter unter den Gleichen, als ein geheim Lachender unter den Klagenden, als ein verschwiegen Tönender in den lauten Klangfluten des Lebens zaubert Otokar Brezina — wie ein Werlin sein Bild in die hingegebne Seele, in der Gewalt der fernen Welten und mit belebendem, viel verwandelndem großem Blick: voll der Gluten erhabensten Schöpfertums. Und so sieht man ihn näher:

Auf der Schwelle der Brüder, ein rätselhaft Fremder saß ich am Abend,
Und im fernen Rauschen der Wässer, dem Liede der Winde und Sphären, weit strahlend,
Von der Arbeit der Erde, der Welt, die in den Tiefen der Liebe tagen ich schaute,
Zum Troste der Bücher ich sang, glücklich über ihr Lächeln, und glaubte.

In dieser Strophe ist der Dichter eingeschlossen —; man muß sie gedämpft vor sich hinsprechen und das dunkle Abendbild immer in der Tiefe der Augen haben. Alle irdischen Mächte entschleiern sich in Musik, „es sangen die Wässer“, „es sangen die brennenden Sterne“, es klingt gewaltig

auf ein „Dithyrambus der Welten". Ins Größte und ins Geringste zugleich wandert Unendlichkeit: von den schüchternsten Blumen bis zu den glutvoll funkelnden Sonnen unbekannter Himmelsfernen. Aber alle ihre Strahlen sammeln sich in den Augen, die sich mit Tränen schützen, in den Herzen, die sich sehnsuchtsvoll und leidvoll zu Träumen retten. Klage ist der tiefste Ton aller Welten — Schmerz ist ausgesät für reiche Ernte. Und Schmerz ist in diesen Versen — es ist nicht auszusprechen; man lese das Gedicht „Hände" mit der großartigen Vision einer magischen Kette von Händen, die sich in einer Stunde begegnen, mystisch, durch alle Fernen; „die alles Festland umschließt, Urwälder, Gebirge, und über schweigsame Reiche der Meere sich hebt zu den Brüdern" und endlich „stets mächtiger vom Druck der Aeonen", „erfaßt von Händen höhrer Wesen in eine neue Kette sich fügt in alle sternbesäten Räume und umklammert die Welt". Nie ist die Unerbittlichkeit der erstarrten Schicksale gegen das sich bewegende, der sichern Kräfte gegen die schwebende Lebensflamme erschütternder bewiesen worden als hier. Gefangene Fürsten sind wir, „in den Goldwäschen des siegreichen Eroberers, bewacht von unsichtbaren Aufsehern, wenn sie gedenken ihrer Städte, aufgeblüht über den Seen . . . und in der Stille der Haft der Glocken Chöre tausendstimmig und des Jauchzens treuer Scharen bei Krönungsfesten". Eine dunkle gar wehrlos hingegebene Traurigkeit hüllt alles in schwermutig grauen Flor, man glaubt eine so süße Musik durch die Ferne ziehend zu vernehmen — wie vor dem Schlaf. Das Wesen der Gottheit ist nah, dunkel schweben ihr die tiefsten Gedanken zu. Und unter den Bildern ist auch dies:

Von Nächten, in deren gefährlicher Schweigsamkeit
Wir herumirrten, Fremdlinge, wie in Urwäldern melancholischer Pracht,
Während indessen aus der Ferne wehklagte deiner ewigen Wehren Rauschen
Und von deinen verwunschenen Mühlen der Räder monotoner Schlag.

„Wahnbetörte sind wir, irrend durch der Erde Geheimnis, befragen schweigsame Dinge nach dem Frühling, der nicht herannaht, nach Blüten, die sich nicht erschließen," „Stiefkinder der Erde, mit der Milch des Schmerzes" genährt, bestimmt, zu „des Ewigen Ehre" Dome aufzuführen und die Totenwacht zu halten an den Leichen der gefallenen Brüder. Ins „ironische Antlitz" des Todes blicken wir tausendfach und doch „ekstatisch jedem Lebenstrieb zutrinkend", „die Lippen von des Durstes Glut in eins mit dem Becher geschweißt, bei jedem Wegreißen des eisigen Metalls blutend!"

Ja, „unsre Tage sind getrennt durch die Nächte, doch unsre Nächte berühren wie die Wellen alle Nächte des Kosmos. Unser Begegnen ist ein Fernsein, und Fernsein ist unsre Begegnung, der höchste Aufschrei des Schmerzes aber ist Schweigen".

Und aus dieser Finsternis, die nun, völlig und dicht herabgesunken, uns einhüllt, löst sich ein linder Ton, wie aus einer Flöte, und wie zum unhörbaren Klang eines seligen Orchesters dringt durch die Nebel der lichte Schein eines himmlischen Jerusalem. Das mystische Paradies einer Seele entfaltet sich, „Orte der Harmonie und der Versöhnung" tun sich auf.

Und wir gelangen endlich in die krystallnen Hallen deiner Stillen
(Glücklich, wer sie betreten, glücklicher wer nie gefunden den Rückweg aus ihnen;
Und das ganze Geheimnis der schönen und schmerzvollen Erde
Zittert vor uns dort im Lichte deines vertraulichen Blicks.

Unmöglich ist es, ganz außer aller Kraft, diese goldnen Wohnungen und Gefilde, diese sibirischen Landschaften der Seele in einer Erzählung und Ueberschau auch nur ahnen zu lassen — bis an Dante dringt der beseligte Blick zurück. Die Gedichte „Reiner Morgen", „Frauen", „Antworten" überbieten alles, was nur in der Möglichkeit lieblichster Träume liegt. Nur ein Bild noch — ich kann mich nicht enthalten, es hinzuschreiben:

Die Wolken der Gedanken wie Inseln ins Meer des Lichtes greifen,
Bedeckt mit phosphoreszierender Vegetation von Mondlichts Silberstreifen;
Und unsrer Herzen lautes Schlagen ist wie der Glockenruf am Strande,
Wenn in der Silberketten Klang die Schiffe stoßen ab vom Lande.

Aber noch einmal, in dem letzten Gedicht, „Die Zeit", schließen sich die großen Schatten zusammen, sammelt sich alle Melancholie der Welt zu trauervoller Dunkelheit, und Wartende sind wir wieder, Gläubige, Träumer von dem „süßen

Lächeln der Versöhnung", der Vergebung, dem „Sprengen mystischer Fesseln" „Und unsre Tränen, ein ewiger Regen, fallen in lebendige Herzen. In Tropfen des Feuers und Sehnsucht brennen sie dort, Schluchzen der Liebe verklingen sie dort."

Dr. Felix Braun.

Sonderbare Geschichten.

Es ist ein kühnes Wagnis, Dichter wie Poe und Erfinder wie Jules Verne nachzuahmen. Mag einer den Kopf voll wunderlicher ausschweifender Phantasie haben, den leichten gefälligen, durch Humor angenehm gewürzten Stil Jules Vernes trifft er nicht, und mag einer die blutigsten und grauenvollsten Einfälle haben, die Einfälle allein und ihre geschickte Entwicklung und noch soviel Phantasie und Esprit reichen nicht hin, einen Geist, eine Seele, wie es die Poes war, in der Kunst noch einmal wirksam werden zu lassen. Zwischen dem Mysterium Poe und dem Volksdichter Verne liegt ein breites Terrain, auf dem sich Originale und Dilettanten tummeln können. H. G. Wells gehört zu ihnen. Seine Erfindungen sind originell, doch zumeist plump, seine phantastisch-erotischen Geschichten wirken doch nur wie imaginäre Experimente, sie sind nicht Kunst geworden. Aehnliches kann man von Maurice Renard sagen, dessen „Schauerroman" — diesen Untertitel gibt er selbst seiner Geschichte —: „Der Doktor Lerne" jetzt deutsch — übersetzt von Heinrich Lautensack — im Verlage von Hanns Weber, München, erschienen ist. Renard steht ganz unter dem Einfluß Wells: Wells Roman „Doktor Moreaus Insel" — deutsch bei J. C. C. Bruns, Minden i. W. — enthält schon die Motive, die Renard nur variiert und gewissermaßen potenziert wiederverarbeitet. Dem gelehrten Doktor Lerne ist es gelungen, den nervus rerum zu entdecken, die Seele des Menschen, er vermag die Verbindung zwischen Geist und Körper mechanisch aufzuheben und herzustellen, er vermag durch eine Operation den Menschen von seinem Ich zu befreien und dieses Ich vom Gehirn des einen Menschen in das Gehirn eines andern oder eines Tiers zu transformieren oder umgekehrt einen Menschen mit dem Gehirn eines Tiers zu versehn und endlich einem Tier die Seele eines andern, z. B. einem Karpfen die Seele einer Amsel einzuimpfen. In diesen Tierpark versetzt uns der Roman. Aber die Idee ist weder psychologisch und philosophisch durchdacht und auf ihre Möglichkeiten hin untersucht und durchgeführt noch künstlerisch wirksam — etwa durch eine visionäre, elementar suggestive Phantasie — ausgestaltet worden. Sie bleibt ein Einfall, der hier und da klug ausgesponnen ist, aber auch mit allen Mitteln einer unnatürlichen subalternen Phantasie aufgebauscht und ausstaffiert wird, so daß es bei äußerlichen Effekten bleibt, über deren Ursache und Ziel man sich nicht einmal recht klar wird, — eben weil eine solche rein romanhafte Auffassung einer vielleicht an sich fruchtbaren Idee unschöpferisch und überflüssig ist.

Mit einem noch viel schwierigern Problem beschäftigt sich der Roman „Edisons Weib der Zukunft" von Villiers de L'Isle-Adam (Deutsch von Annette Kolb, Verlag von Hanns von Weber, München). Man kann auch hier eigentlich nicht von einem Roman reden. Wo rein romanhafte Handlung und Erzählung zu dem eigentlichen Sujet der Dichtung hinzutritt, da offenbaren sich solche Experimenteurs sehr häufig als Dilettanten, d. h. also nur auf dem Gebiete des Rein-Romanhaften. Man vergleiche zum Beispiel die Liebesepisoden in den Sherlock-Holmes-Erzählungen. Auch Villiers de L'Isle-Adam versagt in dieser Beziehung. Aber um Gottes willen möchte ich ihn — diesen phantasievollen und geistreichen Romantiker — ebensowenig wie Renard einen Dilettanten nennen. Mit nichts Geringerm beschäftigt sich dieses Buch als mit der Nachschöpfung des Weibes, des lebendigen, beseelten Menschenweibes auf mechanischem Wege. Dieses Wunderwerk bekommt der große Elektrotechniker und Physiker Edison tatsächlich fertig: er fabriziert seinem Freunde, dem überseeischen Lord Ewald, eine Geliebte, in die sich dieser nicht im schlechten Sinne blasierte junge Mann tatsächlich verliebt — so schön, so klug, so reizvoll ist Hadaly. Freilich, daß er sie wirklich liebt, das erfahren wir nicht mehr, die Kiste, in der Hadaly auf einem Schiff über den

Ozean geschafft wird, erreicht England nicht, sie geht unterwegs zugrunde. Der Inhalt des Romans besteht nun zum großen Teil aus sehr eingehenden physikalischen und psychologischen Erörterungen über die Entstehung dieses weiblichen Mechanismus. Es ist einem, als würde man in eine andre fremde und ferne Welt versetzt, wenn man in dem wunderbaren Laboratorium Edisons weilt. Die Wunder von Tausend und einer Nacht sind Wirklichkeit geworden. Aber so geistvoll das alles erdacht ist, so genau das alles bis ins Kleinste beschrieben wird — man glaubt es nicht, man hat nicht den Eindruck wissenschaftlicher Untersuchungen, man glaubt vielmehr, daß man — beschwindelt wird. Und das wird mit der Zeit langweilig, man vermag den Erklärungen und spitzfindigen Experimenten nicht mehr zu folgen; das kunstvolle Gebäude hängt in der Luft, wir empfinden es tatsächlich als eine Phantasmagorie — und das darf nicht sein, das darf grade bei so intressanten Problemen nicht sein. Ich vermisse auch hier übrigens sehr die künstlerischen Wirkungen.

Ein ganz andrer scheint mir Villiers d'Isle in seinen kleinen Novellen Die „Grausamen Geschichten" („Contes cruels") des Dichters hat Hanns Heinz Ewers als ersten Band einer deutschen Gesamtausgabe herausgegeben (im Verlage von Georg Müller, München). Die deutsche Gesamtausgabe wird außerdem u. a. enthalten „Nouveauy contes cruels", „Contes insolites", „Amour suprême", die Romane „Tribulat Bonhomet", „L'Eve futurel", die Dramen „Morgane", „Elèn", „La Revolte", „Axel", von denen Verlaine sagte: „Des chefs-d'oeuvre, des purs chefs-d'oeuvre!" und endlich die Gedichte. Die Novellen sind nicht gleichwertig, durchaus nicht; aber es ist keine drunter, die nicht künstlerisch wertvoll wäre. In ihnen ist Villiers d'Isle ein wahrhafter Nachfolger Poes, der ihn nur durch die Tiefe und Intensität seiner grauenhaften Stimmungen übertrifft, den er aber durch den Reichtum seiner Motive fast überholt. Es wäre trivial, hier von einer bannenden Gewalt zu reden; aber Geschichten wie „Vera", „Das Geheimnis des Schaffotts", „Der Herzog von Portland", „Der Genosse des letzten Festes" sind von gradezu dämonischer Suggestivität. Man kann es verstehn, wenn Mallarmé von diesem Dichter erzählt: er kam einfach und herrschte — wie ein Blitz!

Hanns Heinz Ewers habe ich früher für einen schillernden Dilettanten gehalten; ich muß aber heute wieder bekennen, daß er viel kann, daß er nicht nur ein phantasievoller hochbegabter und origineller Dichter ist, sondern auch ein Künstler. Er faßt es ganz anders an wie Villiers und Renard. Unmittelbar versetzt er uns in das Erlebnis, in die Geschichte hinein, und mag sie noch so unwahrscheinlich und unglaubwürdig sein, er bringt sie uns bei, und wir sind so in ihr, wir leben so mit ihr fort, daß alle Nerven vibrieren, daß Schauer über den Nacken jagen. Ewers erreicht diese Wirkungen in der Tat durch eine im höchsten Grade intensive lebendige Art der Darstellung. Er ist selten unintressant, fast immer suggestiv. Ich möchte sein neues Novellenbuch „Die Besessenen" (Verlag von Georg Müller, München) in seiner Gesamtwirkung nicht so hoch einschätzen wie das frühere „Das Grauen" — die beiden Novellen „C. 3.3", die von Oscar Wilde handelt, und „Delphi" fallen sogar ganz aus dem Milieu des Dichters heraus —; trotzdem enthält auch diese Sammlung respektable Stücke wie insbesondre: „Der Spielkasten" — eine der besten Dichtungen Ewers überhaupt, und die grauenhafte „Die Spinne". Beide Erzählungen hätte Poe geschrieben haben können, so ganz vergeistigt erscheinen in ihnen die unheimlichen und entsetzlichen Motive. Die märchenhaften und anderseits recht blutrünstigen Ideen der Novelle „Die blauen Indianer" wollen mir nicht recht eingehn. Hier hat der Dichter wieder einmal in ein falsch gestimmtes Instrument gegriffen. Diesen grauenhaften Dilettantismus hätte sich Poe niemals geleistet. Auch „Der letzte Wille der Stanislawa d'Asp" ist m. E. eine verfehlte Novelle trotz aller geistreichen Charakteristiken. Ewers darf von jetzt ab, nachdem er soviel Talent, so viel Phantasie gezeigt hat, nicht mehr ins Kleine, ins Schiefe und Unbedeutende

verfallen; er muß das Grausen fassen, wo es überwältigend groß ist, wo es eine Lebensstimmung, ein Schicksal ist oder ein rätselhaftes menschliches Wesen. Ewers hat versucht, in der letzten Novelle vom Baron Friedel einen solchen — doppelgeschlechtigen — Menschen zu zeichnen; hier kam es darauf an, eine Synthese zu finden, eine psychologische Synthese sich offenbaren zu lassen — Friedel aber zerfällt augenscheinlich in seine zwei Geschlechter, die ihm angedichtet sind. Im übrigen aber ist die Novelle namentlich im Anfang außerordentlich fein und geistvoll in Stil und Menschenschilderung (prachtvoll ist die Schilderung des Stierkampfes in Mexiko).

Soviel ich weiß, sind Otto Julius Bierbaums „Sonderbare Geschichten" (3 Bände. Verlag von Georg Müller, München) hier noch nicht angezeigt worden. Diesen Dichter, dessen große Begabung ich nicht verkenne, vermag ich allerdings nicht auszukennen. Er ist witzig bis zur Albernheit, weitschweifig bis zur ödesten Langenweile, originell bis zur Geschmacklosigkeit — er beweist dann wiederum in Einzelheiten, welch feiner, tiefer Stimmungen seine Seele fähig war, ein wie naiver und starker Humor die Würze seiner hohen Kultur ist, mit welcher zurückhaltenden Grazie er die zartesten Dinge in lyrischer Form oder in der Form der Novelle zu behandeln vermag. Auch in der vorliegenden Novellensammlung — sie enthält Geschichten in Poesie und Prosa, Originalarbeiten und Nachgedichtetes — werden alle Vorzüge und Unarten dieses schillernden Charakters offenbar. Die erste Geschichte „Schmulius Cäsar" ist dermaßen langweilig, dermaßen ungehobelt und banal in den komischen Partien, daß ich sie nicht zu Ende zu lesen vermochte. Richtig triviale Scherze, deren sich jede Posse schämen würde, werden mit einem schier unglaublich vulgären Humor behandelt, überstürzen sich dermaßen am Anfang, daß man wirklich nicht anders kann, als diese überflüssige Farce zu überschlagen. Dagegen lasse ich mir die zweite Geschichte, in der ein Renaissancemotiv eigenartig und charaktervoll bearbeitet ist, wohl gefallen. Ein Mann von übermäßiger Häßlichkeit — „Somalio Parbulus" — lebt einsam auf seiner Burg und malt — dies ist seine einzige Freude — scheußliche Fratzen und Ungeheuer. Doch ihn verzehrt gleichwohl ein heißer Durst nach Liebe, Leidenschaft und Schönheit, er wird in Sünde und Schmach gestillt: Somalio vergreift sich an seiner schönen Schwester, seine Tat sühnt den Untergang beider. Das wird mit allen Künsten einer tiefgründigen Psychologie erzählt, so daß die Wirkung eine intensive hochtragische ist. — Ich lasse auch die „Drei niederländischen Phantasiestücke" (nach Gustav Kahn) gelten, sie sind tatsächlich „voll niederländischer Behaglichkeit". Ganz romantisch wiederum ist das folgende Stück „Die Stimme des Bluts" (nach Eugen Demolder), etwas zu romantisch, gemahnend an Maeterlincks erste traumhafte Marionettenspiele. Die kleinen Geschichten des dritten Bändchens — echte Bierbaumiaden — sind voll grotesken sprühenden Lebens, insbesondre die drei in Versen gegebenen vom „Heiligen Mimen", vom „Heftigen Kinderkriegen" und vom „Vielgeliebten Weibe". Manche feine Sentenz — von der Begehrlichkeit der Männer, von hartherziger Hoffart und Heuchelei usw. — wird in ihnen mit drastisch wirkender Satire veranschaulicht, so daß man an diesen geistvollen und mit viel feiner Poesie ausstaffierten Erzählungen und Fabeln seine Freude haben kann.

Hans Benzmann.

Knut Hamsun

Eine Studie von Carl Morburger. Mit einem Bilde Hamsuns nach dem Oelgemälde Henrik Lunds, Leipzig 1910, Xenien-Verlag.

Deutschland ist seit Goethe das Land der Weltliteratur und hat damit eine hohe, völkerverbindende Kulturmission übernommen. Während aber unzählige Talente eifrig importiert und zum Schaden der heimischen Literatur viel gelesen und gekauft werden, hat ein so reicher Geist wie Hamsum, der auf verschiedene deutsche Dichter, z. B. Gustav Falke, einen nicht geringen Einfluß ausgeübt hat, noch keineswegs die ihm gebührende Verbreitung gefunden. In Rußland z. B. sind seine Bücher nicht nur in unzähligen Exemplaren nach-

gedruckt worden; es gibt auch neuerdings dort eine Originalausgabe seiner sämtlichen Werke. Das mag freilich auch damit zusammenhängen, daß er in seinen Schicksalen, diesem wunderbaren, von Hunger, Not und Sehnsucht getriebenen Wander- und Proletarierleben, mit niemand mehr Verwandschaft hat, als mit seinem Freunde Maxim Gorki, und daß er auch eine besondre Vorliebe für das heilige Rußland und das träumerische Morgenland besitzt, wo die Leute schon lange des Redens müde sind und — schweigen. Eine ebenso starke Abneigung beseelt ihn gegen das „rohe und reiche“ Amerika und jede Art des lauten und lärmenden Amerikanismus.

Knut Hamsun, der in diesen Tagen 50 Jahre alt wurde, ist ohne Zweifel der größte lebende Dichter Skandinaviens nach und neben Björnson. Gleich dem weichen Dänen J. P. Jacobsen ist er ein Erneurer der Sprache, ein Stimmungs- und Stilkünstler und manchmal ebenso intim, ebenso versonnen wie jener, aber ohne dessen ethischen Nihilismus. Vielmehr weit kraftvoller und frischer, wie die norwegische Felsennatur darin das dänische Flachland übertrifft. Mit seinem Stammesgenossen Björnson hat er die urwüchsige Kraftnatur und den unverwüstlichen Optimismus gemein, doch ist er im Gegensatz zu diesem politischen Heißsporn eine vollkommen unpolitische Natur. Björnson ist Epiker, Hamsun dagegen in seinen besten Büchern reich an erlesenen lyrischen Stimmungen. Von politischen Ereignissen oder nationalen Großtaten ist in seinen Büchern niemals die Rede, dagegen häufig von Entdeckungsfahrten in seinem verschämten, tiefgründigen und doch oft hellseherisch durchleuchteten Ich.

Morburgers Monographie, die gleichzeitig auch in einer norwegischen Ausgabe im Verlag des Gyldendalske Boghandel in Kopenhagen erscheint, sollte von jedem literarisch Interessierten gelesen werden, da sie neben ihrer Hauptaufgabe helle Streiflichter auf das künstlerische und wissenschaftliche Leben Skandinaviens wirft.

Der Kinematograph

Die Berliner haben ihn als „Kientopp“ ihrem Herzen näher gebracht. Ich kann mich zu diesem Worte nicht entschließen und bitte, die französische Bezeichnung: „cinéma“, die knapp und gut ist, übernehmen zu dürfen.

Man schilt den cinéma trivial und blutdürstig; er verflache das Volk, wie ein leichtsinniger Journalismus, und er mache es zu Verbrechern, wie die bunten Nick Carter-Bücher. Ich glaube nicht daran. Denn der cinéma bietet nicht Alltäglichkeit oder Verbrechertum an sich (falls er diese Gebiete einmal abwandelt), sondern alles das in der Verzauberung der Kunst — immerhin noch einer Kunst. Man weiß, daß es zwei Arten kinematographischer Sujets gibt: ungewollte und gewollte (oder natürliche und präparierte, gefundne und erfundne — Leben und Arrangement, Rohstoff und Kunst). Bei der ersten Art spielt der cinéma nicht viel mehr als die Rolle des Berichterstatters, des Journalisten, eines sehr zuverlässigen Präzisionsreporters. Wie diese illustrierte Ergänzung der Tageszeitung da etwa über das heutige Automobilrennen, über den neuesten Aufstieg Wilbur Wrights, über die Monarchenbegegnung vom Vormittag berichtet, das bleibt durch die Disziplin und Bewußtheit der angewandten Technik, durch eine starre Zweckmäßigkeit, durch den kühlen Amerikanismus bewundernswert. Und wenn etliches manchem zu parteiisch, zu „konservativ“ erscheinen sollte: nun, so stünde auch einem demokratischen, einem skeptischen cinéma nichts im Wege. Ich habe in Paris, auf einer Messe in der Gegend des Löwen von Belford, einen ausgesprochen sozialdemokratischen cinéma gesehn, der nicht ohne Geschick Parteipolitik trieb und, zum Beispiel in einer ulkigen Szenenfolge: „La journée du nongré viste“ die Existenz des Streikbrechers dem

Gelächter eines proletarischen Publikums preisgab. Diese tendenziösen Werte des cinéma könnten noch unendlich ausgedehnt und bereichert werden. Man denke an die Möglichkeiten etwa im Falle einer Reichstagswahl . . .

Damit sind wir bei der andern Sorte der Filmsujets: bei den arrangierten. Hier tritt das Moment der Kunst, der Verzauberung, weit mehr hervor. Es ist geistige Arbeit, die dem Publikum durch ein neues Reproduktionsverfahren übermittelt wird. Man sieht Erlebnisse, Schicksale, Glück und Unglück, Grotesken, Skizzen, Romane. Die optische Manier der Erzählung. — Eine optische Wirkungsart soll die des cinéma ausschließlich bleiben; und es erscheint mir als eine Entartung des cinéma-Gedankens, wenn die dargestellte Bewegung durch akzentuierte akustische Mittel (Gesang, gesprochnes Wort) erklärt wird. Diese Art von „Gesamtkunstwerk" ist aufdringlich-verständnismäßig und zwingt den Betrachter aus dem neuen phantastischen Land brüsk ins Tageslicht zurück. Natürlich darf sich die Klavierbegleitung der Stimmung der Szene anpassen —; auch ist es ganz hübsch, wenn man beim Zusammenkrachen eines hinpolternden Küchenschrankes das Geklirr von tausend zerbrechenden Porzellantellern vernimmt; oder wenn bei einer wilden Fahrt durch die Rocki Mountains das nervenpeitschende Stampfen der Pazifik-Lokomotive ertönt. Das sind akzidentelle Reize, gefühlsmäßige akustische Erregungen, die die Illusion nur steigern. Alles Weitere, was durchs Ohr ginge, wäre vom Uebel; hier ist das Zauberreich des Auges, des Visuellen, der Visionen. Die kluge Firma Pathé frères, der sich übrigens im Verlauf alle übrigen angeschlossen haben, gibt deshalb auch alle diejenigen Handlungsteile, die nur vermöge des Wortes vermittelt werden können (Briefe, szenische Bemerkungen) nicht durch die Stimme eines Aufsehers, sondern durch das gedruckte oder geschriebne Lichtbild dem Publikum zur Kenntnis.

Das Charakteristikum der cinéma-Phantasien ist die Rapidität und die Konzentration der Handlung. Die Autoren dieses neuen Theaters sehn sich einem nervösen Visorium (ist das Wort, als Gegenstück zu „Auditorium", gestattet?) gegenüber, einem Publikum, das in gedrängten Minuten viel und vielerlei sehen will. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Stilisierung. Die Personen, die vor der Linse des Aufnahmeapparates agieren, dürfen gemeinhin nur eine Eigenschaft haben — eben jene, die ihre Erlebnisse herbeiführt und verwirrt. Die cinéma-Menschen sind entweder nur verliebt oder nur trunksüchtig oder nur edelmütig — die „Totalität" ihres Wesens, wie Goethe gesagt hätte, sich entfalten zu sehn, dazu hat ihr Publikum keine Zeit. Befreit von allen Nebensächlichkeiten soll hier ein Schicksal sich in drei Minuten aus der Gleichgewichtslage ins Tragische (oder Tragikomische) wenden und irgendwie moralisch seinen Abschluß finden, seine Schlußformel. Ein bißchen (und, wie ich gestehe, noch nicht in höhern Sphären) wird hier zur Wirklichkeit, was jener Herzog bei Huysmans, dessen Urbild der Graf von Montesquieu war, als das Kunstbedürfnis seiner kranken Nerven ersehnte —: der auf wenig Sätze kondensierte Roman, der den Gehalt von vielen hundert Seiten in sich bergen sollte. (Ehrlicher: dieses bleibt eine Sehnsucht, die sich an den cinéma knüpfen ließe, ein Ideal, dem der Demokratismus der

Entwicklung wohl immer entgegenstehn wird.) Diese Zusammendrängung ermöglicht äußerst prompte Wirkungen. In einem Montmartre-cinèma geschah, in rapider Entwicklung, folgendes: ein reiches Kind wird geraubt, von Zigeunern zum Räuber erzogen, muß bei den eignen Eltern einbrechen —, erkennt die Mutter wieder, fällt ihr zu Füßen, schießt den Brigantenhauptmann nieder. Als im Saale wieder Licht wurde, sah ich in den Augen meiner Begleiterin die hellen Tränen blinken; kaum verbarg ich die eignen. Zwei Minuten später, bei einer Ulkszene, krampften wir uns im Lachschauer. Wer täte es der Präzision solcher Reaktionserzeugung gleich? Wer hetzte uns so aus Kalt in Heiß, aus Erbauung in Wildheit, wie dieses eilfertigste Varieté? Elektrischer Wechselstrom; und, trotz allem, ein quellender Reichtum an Gesten in einer bewegungsarmen Zeit . . .

Der cinéma ist moralisch. Nur wenn es sich um Liebesirrungen handelt, so gibt der französische und italienische cinéma auch der schuldigen Frau recht. Seine Sympathien stehn galant auf Seiten der sündigen Genießerin. Und im Duell siegt oft der Liebhaber über den legitimen Ehemann. Aber ich habe zum Beispiel eine Kinematographisierung von Zolas Roman: „L'assommoir" gesehn. Ein beredteres Plaidoyer gegen den Alkoholismus läßt sich nicht denken. Die Handlung war durch Mitglieder erster Pariser Bühnen dargestellt worden; und diese Bilder, in denen soziale Alltäglichkeiten mit solcher Gewalt auf eine grandios-typische Romantik zurückgehn, wirkte oft wie Zeichnungen von Steinlen. Kein Theater konnte aufregender sein; und nichts eine größere Lockung, sich dem Werke Zolas selbst zu nähern . . . Und dann diese heroischen Bilder aus der napoleonischen Legende! Zwar wars ein eitler Kitsch-Mime, der den Dämon posiert hatte; aber diese Arbeiter und Kleinbürger von Clichy, die gewiß keine Bonapartisten waren, saßen mit verzückt klopfenden Pulsen da. Zum Schluß brauste das Meer gegen den einsamen Felsen von St. Helena; dem kleinen Mann im Mantel erschien eine himmlische Vision: auf hügeligem Terrain ein Reiterangriff seiner Garden . . . Er will seitwärts weitergehn; da versperrt ihm der rote englische Wachtposten mit vorgehaltnem Bajonett den Weg. Victor Hugo hatte geschrieben: „Ein englischer Korporal schrie ihm zu: halt!" Dies war die Illustration . . . In diesem Augenblick wären alle diese Progressisten und Syndikalisten für den Mann aus Ajaccio durchs Feuer gegangen . . .

Also: man unterschätze nicht die Wirkungsmöglichkeiten dieser Säle. Hier erobert sich eine neue Form von Publizität ihr Terrain. Und anstatt den cinéma zu schelten, genieße man ihn lieber, naiv und empfänglich, als eine dem Leben nahe Verzauberung, auf die Einfluß zu gewinnen, der gute Geschmack alle Aussicht und alles Interesse hätte.

Stefan Wronski.

Finanzpolitisches.

Nach dem Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank hat die Presse in ihrer bescheidnen Art übersehn, sich selbst an die Brust zu klopfen und auch ein Pater peccavi zu rufen. Statt mindestens für sich das Recht eines freiern kritischen Tons zu reklamieren, um die armen Sparer rechtzeitig warnen zu dürfen, ohne mit einem Rattenkönig von Prozessen bedroht zu werden, haben sich die Tageszeitungen in einen hochmoralischen Ton

verstiegen und haben sich damit begnügt, ihren Lesern auf privattelegraphischem Wege die lächerlichsten und kindischsten Geschichtchen aufzutischen. Zuerst kam ein niedliches Märchen vom Barbier des verhafteten Direktors Ohm, dem der verwegne Gründer — 3000 Mark aus der Tasche gezogen habe. Er soll nämlich — der Herr war nun einmal ein geschworner Feind des kleinen Mannes — so en passant, beim Rasieren, seinem Friseur den niederträchtigen Rat gegeben haben, seine gesamten Ersparnisse zur Niederdeutschen Bank zu bringen. Das Histörchen ging durch die ganze Presse unter dem dankbaren Titel: Der geborne Barbier. Was für ein niederträchtiger Mensch war doch nur dieser Ohm! Erstens gab er dem besagten Barbier — drei Mark jedesmal dafür, daß er ihm den Bart wegkratzte! Welcher Handelsredakteur eines Provinzblattes hat sich dergleichen jemals geleistet? Und ein Handelsredakteur ist füglich auch ein Mensch! Außerdem hielt sich Ohm Wagen, Pferde und — horribile dictu — sogar ein Automobil. Und um das Maß seiner Sünden voll zu machen, kam er auch noch zuweilen nach dem Sündenbabel an der Spree und war hier — á la Friedberg — ein gern gesehener Gast in den Ballokalen der Friedrichstadt. Er verbrauchte an die hunderttausend Mark im Jahr, indessen jetzt die kleinen Sparer der Dortmunder Umgebung ihre schwer erworbenen Groschen verlieren. Ein wie abgefeimter Schurke dieser Direktor Ohm war und wie sicher er den Krach seines Bankinstituts voraussah, geht daraus ganz deutlich hervor, daß er, der persönlich haftende Gesellschafter, bis zur Stunde seiner Verhaftung mit seiner reichen Frau in Gütergemeinschaft lebte und diese Frau nun auch ihr gesamtes Vermögen verliert.

Eine solche Zusammenstellung der verschiednen Meldungen, die an einem einzigen Tage von den meisten Zeitungen ihren Lesern aufgetischt wurden, beweist, wie ungeschickt die Blätter Stimmung machen und wie sehr sie — abzulenken suchen. Besinnen wir uns einmal auf die Ereignisse:

Eines schönen Julitags hat die weitverzweigte Provinzbank, deren Aktien durch die Berliner Handelsgesellschaft seinerzeit an die Berliner Börse gebracht wurden, auf die Nachricht hin, daß sie sich in Schwierigkeiten befinde, ihre Kassen geschlossen, um ihre Verhältnisse einer Prüfung durch die deutsche Treuhandgesellschaft zu unterziehn. Man brauchte nicht grade ein großer Prophet zu sein, um den unvermeidlichen Krach vorauszusehn. Wenn die Berliner Handelsgesellschaft selbst ihre Kassen für vierzehn Tage schlösse, dann würde auch dieses großmächtige Institut allen Kredit verlieren und seine Kassen nur mehr dem Staatsanwalt und dem Konkursverwalter öffnen. Eine solche Schließung der Kassen hält der stärkste Mann nicht aus. Am 22. Juli kam denn auch der Konkurs — nach langen fruchtlosen Verhandlungen mit den Großbanken, die mit Rücksicht auf die Berliner Handelsgesellschaft und auch, um die eignen Gelder zu retten, alles Mögliche tun wollten. Was schrieb aber ein hauptstädtisches Blatt noch in der Abendausgabe vom 21. Juli? Ich zitiere wörtlich: „Der Umstand, daß die bisherige Prüfung des Status durch die Treuhand-Gesellschaft bereits über 10 Tage in Anspruch nahm, ließ schon erkennen, daß es sich um recht schwierige und verwickelte Untersuchungen handelt. Wir erfahren, daß diese Untersuchungen mit großer Genauigkeit ausgeführt wurden und daß, was die zahlreichen Filialen der Niederdeutschen Bank anbelangt, das Ergebnis im ganzen befriedigend lautet. Es kommen aber eine Anzahl industrieller

und sonstiger Verbindungen in Betracht, ferner Gründungen der Bank mit noch schwebenden Verpflichtungen usw., bei deren Einschätzung und Bewertung man bisher noch zu keinem abschließenden Urteil gelangen konnte. Die sich für die Hilfsaktion interessierenden Banken verlangen dem Vernehmen nach behufs Durchführung einer von ihnen in Aussicht genommenen *ruhigen Liquidation* des Unternehmens vom Aufsichtsrat weitgehende Garantien . . .

Wenn man auch nach diesen bisher bekannt gewordenen, allerdings spärlichen Einzelheiten *die Hoffnung aufrechterhalten* darf, daß die verfahrnen Angelegenheiten der Niederdeutschen Bank in einer Weise zur Lösung gelangen werden, durch die drohende ernste Erschütterungen beteiligter dortiger Bevölkerungsschichten vermieden werden, so bleibt doch vorläufig die Ungewißheit über den Ausgang bestehn. Im allgemeinen Interesse ist es zu wünschen und *darf auch gehofft werden*, daß die *Entscheidung so befriedigend ausfällt*, wie dies nach der Lage der Dinge nur möglich ist . . .“

Sechzehn Stunden später war die Entscheidung wirklich gefallen — der Konkurs eröffnet. Da wußte dasselbe Blatt um die Verhältnisse der Niederdeutschen Bank plötzlich vorzüglichen Bescheid. Da las mans (wörtlich) ganz anders:

„Die Niederdeutsche Bank blickt auf ein etwa zwölfjähriges Bestehn zurück. Im Jahre 1898 mit einem Kapital von etwa einer Million Mark als Westfälische Bankkommandite vorm. Ohm & Hernekamp gegründet, hat sie in rascher Folge das Gesellschaftsvermögen bis Ende 1909 auf 12 Millionen Mark erhöht, und eine weitere Kapitalsvermehrung war für den Beginn dieses Jahres geplant. Wie diese rasche Vermehrung der Betriebsmittel schon den Keim des Ungesunden in sich trug, so mußte die starke Ausdehnung des Depositennetzes der Niederdeutschen Bank *allgemeines Befremden* erwecken. Man konnte sich nicht des Eindrucks erwehren, daß der Leitung der Niederdeutschen Bank hauptsächlich daran lag, Depositengelder mit Hilfe einer hohen Verzinsung an sich zu ziehn, und diesen Eindruck haben die jüngsten Ereignisse mehr als bestätigt. Angesichts dieses Umstands muß die geradezu *unverfrorne Art und Weise verblüffen*, mit der die Direktion noch in den letzten Tagen den über den Status der Bank und ihre Geschäftsführung verbreiteten Versionen entgegentrat.“

Diese Kritik der „unverfrornen Art und Weise einer Bank“ hat etwas „verblüffend“ Entwaffnendes an sich. Das Gewissen der Handelsredaktion eines 2—3 mal täglich erscheinenden Blattes, das sich durch ein „unverfrornes“ Dementi einer Bankdirektion beruhigen läßt, scheint mir mindestens ebenso weit zu sein, wie das Gewissen der Direktion, die sich von einer solchen Handelsredaktion beunruhigt fühlt, aber es doch immerhin für wert hält, die Orakelspenderin mit einem Dementi hineinzulegen.

Nun schrein sie nach einem Depositengesetz! Als ob man durch die Maschen eines Depositengesetzes *nicht* schlüpfen könnte! Als ob das *Strafgesetz* nicht genügte, das Bilanzverschleierung, Unterschlagung, Betrug verbietet! Das heißt — es genügt *nicht*, denn auch die Grenzen des Strafgesetzes werden von waghalsigen Spekulanten überschritten. Wir haben schließlich ja auch ein *Börsengesetz*, wonach zweifellos die *Berliner Handelsgesellschaft* als Emissionshaus der Niederdeutschen Bank für alle falschen Angaben des Prospektes mit ihrem ganzen Kapital *haftet*, weil sie für eine

gründliche Prüfung des Status der Niederdeutschen Bank durch unabhängige Revisoren nicht gesorgt hat. Die Berliner Handelsgesellschaft hat als Emittent die notwendige Sorgfalt außer acht gelassen, und sie wird sicher für die Niederdeutsche Bank nicht zahlen wollen. Aber die Geschädigten sollten einen solchen Massenprozeß riskieren.

Theobald.

Leipziger Anthologie.

Gedichte ehemaliger Leipziger Studenten seit 1870. Festgabe zum 500-jährigen Bestehen der Universität Leipzig. Herausgegeben von Gustav Werner Peters. Verlag von Georg Merseburger, Leipzig.

Ein zierliches, mit dem Bilde des Seffnerschen Goethe-Denkmals geschmücktes Büchlein, zu dem 51 Dichter — meist Träger klangvoller Namen — Beiträge beigesteuert haben. Wir finden Nietzsche, Wolzogen, Kirchbach, Fulda, Conradi, Dehmel, Fritzsche, Bormann in buntester Reihe, daneben auch weniger gekannte. Sie alle eint, daß sie seit 1870 die Alma Mater besucht haben; bei Nietzsche trifft dies nicht ganz zu, er war einige Jahre früher hier, aber der Herausgeber wollte seinen Namen nicht missen. Bunt ist auch, was sie bieten: alle Stimmungen sind vertreten, von dem Pathos eines Dehmel, der Schelmerei eines Hartleben, bis zu dem orgiastischen Wortschwall Momberts, den Mystizismen Nietzsches. Interessant daran ist auch, daß die meisten der Beisteuernden die Auswahl selbst getroffen haben; so sieht man, worauf sie Wert legen. Der Herausgeber würdigt im Vorwort besonders die zwei jungverstorbnen, Hermann Conradi und Paul Fritzsche.

Georg Bötticher.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friebegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Holbein:
Erasmus

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W 30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 134 Heft 413 Erstes Septemberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Johannes Schlaf:
Die Schleife des Jupiter

Eine Weiterung

Meine Veröffentlichung im ersten August-Heft von „Nord und Süd“ über die „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung“ hatte mir sofort, man kann nicht anders sagen, als das schallende Hohngelächter der Journalistik eingetragen. Ich habe es nachgrade schon mit Gleichmut an mir abprallen lassen. Man weiß, welcher Art das öffentliche „Bravo“ für eine brave Sache zu sein pflegt!

Immerhin hatte ich mir ja aber auch einen Schnitzer in den fachwissenschaftlichen Elementarien zu schulden kommen lassen: ich hatte nämlich im Eifer des Gefechts die Erde im August in die Jungfrau eintreten lassen.

Gewiß ein arger und zugleich, wenn man sich sonst von meinem Aufsatz vor den Kopf gestoßen fühlte, recht angenehmer und bequemer, sozusagen ein rettender Fauxpas.

Aber ich bereue ihn keineswegs. Denn erstlich sind alle diese astronomischen Elementarien Dinge, die man unweigerlich so wie so eines nicht mehr fernen Tages gründlich wieder zu verlernen haben wird; zweitens aber hat er mich dazu gebracht, zwar nicht gerade erst die Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung zu erkennen — denn die war mir schon lange von meinen erkenntnistheoretischen Ergebnissen her das aller-

---

Daß wir den viel glossierten Aufsatz „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Auffassung“ von Schlaf in der ersten Augustnummer unsers Blattes abgedruckt haben, wurde uns, mit einer unsers Wissens einzigen Ausnahme, von der Presse nicht verübelt. Dagegen haben uns wohlmeinende „Freunde“ nachträglich den vortrefflichen Rat gegeben, wir hätten doch Herrn Schlaf eine Fußnote anhängen sollen — etwa in der Art, daß wir uns mit seinen Aeußerungen nicht identifizieren könnten und den Aufsatz nur deshalb brächten, weil er von einem Manne käme, der sich in der Literatur einen geachteten Namen erworben habe. Diese Prxis ist zwar nicht neu, aber sie ist kaum sehr ehrenhaft. Entweder sind die Gründe, die für die Publikation sprechen, stärker als die Gründe, die eine Ablehnung zweckmäßig erscheinen lassen. Dann trägt aber die Redaktion mit dem Autor gesetzlich die

geläufigste und selbstverständlichste — wohl aber mich erst recht auf die diesjährige rückläufige Bewegung Jupiters aufmerksam zu machen.

Gerade die periodischen Rückläufigkeiten der Planeten hatten meinem Bestreben, meine erkenntnistheoretischen Ergebnisse durch astronomische Tatsächlichkeiten zu stützen, gewisse Schwierigkeiten noch vorwiegend spekulativer Natur gemacht. Ich entschloß mich also infolge jener falschen Auffassung, daß die Erde im August in die Jungfrau eintrete, eine *tatsächlich* sich vollziehende Rückläufigkeit Jupiters annehmend, sofort Jupiter zu beobachten.

Nun, diesen Entschluß und sein Ergebnis zu bereuen, habe ich also nicht die allergeringste Ursache! — *Denn die tatsächliche Rückläufigkeit Jupiters hat sich wirklich feststellen lassen, und sie schließt nach wie vor in der Tat nicht mehr und nicht weniger ein, als daß die Erde nicht durch den Tierkreis wandert und daß also die ganze Kopernikanische Auffassung ein für allemal hinfällig wird!* — Ich brauche nichts zurückzunehmen! Gar nichts! Nicht ein Wort habe ich in der Hauptsache meines Aufsatzes zu viel gesagt! Es hat sich mir auch von dieser Seite geradezu glänzend bestätigt, daß der Kopernikanische Standpunkt unhaltbar ist! —

*

Die Herren Zeitungsreferenten sind denn auch höchst kennzeichnenderweise gerade um meine Tabellen und um das eigentliche Verzeichnis meiner Beobachtungen sämtlich stillschweigend herumgegangen, nur an jenen schnurrigen kleinen Kobold von Schnitzer haben sie sich krampfhaft angeklammert, um ihr Halloh anstimmen zu können. Nur ein Angriff, der von schon mehr fachmännischer Seite aus in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ gegen mich gerichtet wurde, berührte wenigstens flüchtig auch diese Angelegenheit, indem er den Einwand erhob, die Verfrühung

---

Verantwortung. Wenn sich der Autor durch die Publikation gegen das *Strafgesetz* vergeht, bleibt die Redaktion mitschuldig — mag sie sich identifizieren oder nicht. Wir vermögen nun nicht einzusehn, warum man sich gerade vor dem Forum der Moral und der Intelligenz durch eine Einschränkung sollte rehabilitieren können.

Eine Zeitung, zumal eine Revue, darf die Pflicht empfinden, einen anständigen Menschen, der in anständiger Form etwas zu sagen hat, zu Worte kommen zu lassen — ohne seine Aeußerungen zu deklassieren. Dunkel hat das sogar jene Tageszeitung empfunden, indem sie sich veranlaßt sah, eine Entgegnung von Schlaf unverändert zu bringen.

Zur Sache selbst äußert sich der Autor. Darüber lehnen wir eine Aeußerung ab, ob seine Gründe überzeugend sind — das mag der Leser selbst prüfen.

des „roten Flecks“ rühre doch einfach daher, daß der Beobachter ja mit der Erde links vorübergehe und es infolgedessen den Anschein haben müßte, als ob die Oberfläche Jupiters sich verschiebe. Mehr als diese schon etwas sehr nackte Behauptung hat der betreffende Herr aber auch nicht zum Besten zu geben gewußt. — Immerhin, da ich natürlich jeden nur halbwegs ernstern Einwand sehr gern berücksichtige, besonders wenn er sich gegen meine Hauptsache erhebt, möchte ich im Folgenden die Angelegenheit noch einmal klarstellen.

Der Einwand ist ja an und für sich völlig einleuchtend. Geht die Erde zur Zeit seiner Rückläufigkeit vom ersten stationären Punkt b zum zweiten wirklich an Jupiter vorüber, so muß unbedingt eine gewisse vorschreitende Verschiebung seiner Oberfläche stattfinden. Dennoch aber hätte man, wenn man den Mitteilungen meines Aufsatzes wirkl che Aufmerksamkeit geschenkt hätte, einsehn müssen, daß die Astronome dieser Angelegenheit bisher doch noch nicht die rechte Beachtung geschenkt haben! Sicherlich aus dem Grunde, weil ihnen alles eher denkba erschien, als daß dem Kopernikanischen System von dieser Seite ein sehr ernste Schwierigkeit erwachsen könnte! Denn die Verfrühung des „roten Flecks“, die ich festgestellt hatte zeigt auf der Stelle, daß sie mit jener Veränderune der Jupiteroberfläche, die sichtbar sein würde, wenn die Erde nach links an ihm vorüberginge, nicht das geringste zu tun hat, sondern daß sie gänzlich andrer Art ist!

Gehn wir jetzt ausführlicher darauf ein.

*

Nehmen wir zunächst die Anschauung der Astronomen auf und beachten wir, daß, als die Erde zu Jupiter in die erste Quadratur trat, die bisher beschleunigte direkte Bewegung des Planeten anfing, geringer zu werden, und zwar so lange, bis nach der ersten Quadratur Jupiter den ersten stationären Punkt erreicht hatte. Die Erde ging nun von der ersten Quadratur und dem ersten stationären Punkt aus weiter auf die Opposition zu. In dieser Zeit verhielt sich Jupiter also, wie die Astronomie annimmt, scheinbar rückläufig, beschleunigte diese Bewegung, als die Erde in die Opposition trat, für kurze Zeit und gelangte alsbann nach der Opposition zum zweiten Stillstand.

Vergleichen wir nun aber die scheinbar rückläufige Strecke Jupiters mit dem Weg, den die Erde von der ersten Quadratur bis zur Opposition bezw. vom ersten stationären Punkt Jupiters bis zum zweiten stationären Punkt zurückgelegt hatte, so beträgt der Weg der Erde einen vollen Quadranten ihrer Bahn, die rückläufige Bahn Jupiters aber im Verhältnis zu diesem Quadranten nur eine ziemlich kleine Strecke.

Wie wird es nun mit der Oberflächenverschiebung Jupiters stehn, die für den Beobachter, der mit der Erde links an ihm vorüberging, allerdings sich vollziehn mußte? Gewiß mußte auch sie sich darstellen als eine periodische Verfrühung des „roten Flecks"; aber wirklich als eine Verfrühung, die den Raum von vollen zwei Quadranten der Oberfläche Jupiters einnahm, also einen vollständigen Austausch der einen gegen die andre Seite bedeutete, so daß sich also während dieser rückläufigen Bewegung Jupiter völlig umgedreht hätte!? Wie hätte das wohl bei dieser kleinen Strecke möglich sein können, da ja doch bekanntermaßen überhaupt für die ganze Dauer der Erdbahn unmöglich etwas dergleichen stattfinden kann! Nein, wenn wir es schon sehr reichlich bemessen wollten, hätte diese Verfrühung sich höchstens über den Raum eines Quadranten erstrecken können! Im übrigen noch dazu — wohl zu merken! — für den ganzen Zeitraum der rückläufigen Bewegung, die das zeitliche Maß eines Quadranten der Erdbahn, also vier Monate, gedauert hat! Und überdies müßte diese Verfrühung sich dann völlig gleichmäßig vollzogen haben! Höchstens daß sie im letzten Moment, als die retrograde Bewegung Jupiters gegen den 2. stationären Punkt hin etwas schneller wurde, sich um ein weniges beschleunigt haben könnte!

Das alles liegt auf der flachen Hand, und nichs kann einleuchtender sein!

Wie stand es nun aber in Wirklichkeit?

Nun: die Verfrühung des „roten Flecks" um zwei ganze Quadranten der Jupiteroberfläche, die ich feststellen durfte, zog sich nicht etwa über vier Monate hin, sondern nahm bloß den vierten Teil dieser Frist, den letzten Monat vom 12. Mai bis 11. Juni, in Anspruch!

Unglaublich: aber über diesen Unterschied hat der verehrliche fachmännische Referent, der hier in Rede steht, hinwegsehn können! Fürwahr: auch ein Kunststück! Ich denke: das geht denn doch noch selbst über meinen oben erwähnten „Fauxpas", der mir ein so vernichtend schallendes Hohngelächter eingetragen hat! Nicht wahr? —

Aber genug! Erstens das: daß diese Verfrühung um zwei volle Quadranten sich bloß in einem Monat vollzog. Zweitens vollzog sie sich nun aber noch dazu so, daß die Verfrühung vom 12. Mai bis zum 25. Mai, also vierzehn Tage lang, nur sehr, sehr langsam, von einer Viertelstunde bis zu ca. dreiviertel Stunden, vorrückte! Plötzlich aber nahm sie so auffallend rapid zu, daß in der kurzen Zeit vom 25. Mai bis zum 1. Juni, also zum zweiten stationären Punkt hin, die Verfrühung von dreiviertel Stunden auf über zwei Stunden stieg!

Jetzt selbst angenommen, daß diese höchst seltsame Tatsache sich noch einen Augenblick mit der Ansicht der Astronomie vereinbaren ließe: was hätte vom zweiten stationären Punkt ab, wo Jupiter ja wieder in die rechtläufige Bewegung überging und der Weg der Erde sich eben erst zur zweiten Quadratur herabgekrümmt hatte, geschehn müssen? Offenbar, da die Erde sich noch nicht sehr vom Jupiter entfernt hatte und dieser sich noch dazu wieder mit ihr vorwärts bewegte, nichts andres, als daß es für eine geraume Zeit bei dieser bis dahin erreichten Verfrühung von etwas über zwei Stunden geblieben wäre! Statt dessen aber!? Ging die Verfrühung dermaßen rapid weiter, daß der „rote Fleck" bereits am 11. Juni sich um 5 volle Stunden, also die Hälfte des Umlaufs der Jupiteroberfläche — voller Austausch der einen Seite gegen die andre! — verfrühte!!

Das aber soll sich noch einen Augenblick mit der Annahme einer scheinbaren Rückläufigkeit Jupiters vereinbaren lassen?! Ich kann mir nicht helfen: aber wer das noch anzunehmen imstande ist, der kann sich sein Lehrgeld wiedergeben lassen, und wäre er sonst wer!

Aber wir sind immer noch nicht zu Ende! Noch mehr!

Was müßte allernotwendigster Weise geschehn, wenn der Weg der Erde sich mehr und mehr den Quadranten ihrer Bahn von der Opposition bis zur zweiten Quadratur herabkrümmte? Nun, offenbar müßte unter allen Umständen eine fernere Veränderung im Ein- und Austritt des „roten Flecks" sich ereignen; einerlei mal ob es sich um eine weitere Verfrühung, oder später um eine einsetzende Verspätung handeln würde.

Was aber ist statt dessen in Wirklichkeit geschehn?!

Nun, es ist seit dem 11. Juni durchaus bei dieser fünfstündigen Verfrühung des „roten Flecks" geblieben! Den ganzen übrigen Juni hindurch, alsdann den

ganzen Juli hindurch, bis jetzt gegen die Mitte des August hin. Also alles in allem zwei ganze Monate hindurch, was gleichbedeutend ist mit dem halben zeitlichen Maß des Erdbahnquadranten von der Opposition bis über die zweite Quadratur hinaus! Und was eine bereits sehr beträchtliche Krümmung der Erdbahn vom Jupiter weg bedeuten würde!

Was folgt nun aber aus aller dem mit all und jeder Notwendigkeit Nichts anders nach wie vor, als daß Jupiter seine rückläufige Bewegung tatsächlich beschrieben hat, und zwar in Gestalt einer flach langhin gedehnten Schleife mit zwei scharfen seitlichen Bogen um die stationären Punkte herum! Und weiter, was das allerwichtigste ist: daß die Erde ganz unmöglich durch den Tierkreis gehn kann! Denn wäre das dennoch der Fall, so hätte gelegentlich der Abkrümmung ihrer Bahn von der Opposition, bezw. dem 2. stat. Punkt, gegen die zweite Quadratur hinab mit aller uud jeder Notwendigkeit sich inzwischen bereits eine weitere Verschiebung im Eintritt des „roten Flecks" ereignen müssen! Was nicht einen Augenblick der Fall gewesen ist!

Also bleibt die Hauptsache meines Aufsatzes vollständig gegen jedermann, sei er, wer er sei, zu Recht bestehn: die Kopernikanische Auffassung, die die Erde um die Sonne gehn läßt und die Sonne zum Mittelpunkt des Planetensystems macht, ist vollständig unhaltbar!

Und nochmals: so völlig unausweichlich auch bereits dieser Beweis aus der rückläufigen Schleife der Jupiterbahn sein mag: er ist, ich sage das ausdrücklich, noch nicht mein hauptsächlichster, wichtigster und ausschlaggebendster Beweis! Den werde ich erst noch in dem von mir schon angekündigten Buche „Kosmos und kosmischer Umlauf" darbieten.

Und dann will ich doch einmal sehn, ob mich die Astronomen im Ernst noch länger dem so gar billigen Hohngelächter der Zeitungsreferenten preisgeben werden! Ich sage: sie können und dürfen mir nicht ausweichen! Sie müssen mir Berücksichtigung schenken! „Groß ist die Wahrheit und überragt alles"!

O, ich getraute mich gar wohl, grade die tüchtigsten und hervorragendsten Astronomen aufs Gewissen zu fragen, ob ihnen die Kopernikanische Anschauung wirklich ein so gar unfehlbares Dogma ist! Ich glaube, ich kenne ihre geheimen Nöte sehr wohl!

Aber was man für Einwände zu hören bekommt! Als der eine meiner „Kritiker“, der Fachmann, den ich oben erwähnte und mit dem ich inzwischen in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ eine Kontroverse hatte, mir in der Hauptsache der Jupiterschleife nichts mehr einzuwenden wußte, zog er sich hinter die Schanze des Vorschlags zurück: ich sollte doch auf meine antikopernikanische Weise einmal versuchen, eine Sonnen- oder Mondfinsternis vorher zu berechnen. — Wahrhaftig: einen armseligern Rückzug kann man sich denn doch wohl kaum vorstellen. Als ob nicht schon die alten Chaldaeer, die sicherlich keine Kopernikaner waren, Mond- wie Sonnenfinsternisse von ihrem geozentrischen Standpunkt aus auf das genaueste vorherberechnet hätten! Dazu braucht man Kopernikus wahrhaftig nicht erst; und noch zu vielen andern astronomischen Dingen und Problemen ist er vollständig entbehrlich! Muß er schon, denn er ist unmöglich, er ist erledigt! Daß es so schnell geht: was kann ich dafür und was ists für ein Fehler? Ich wüßte von Dingen zu sprechen, die heute sehr sehr große Eile haben! Und die den gründlichen Abbau der gänzlich unmöglichen und — welches Unheil stiftenden mechanistischen Afterwissenschaft auf das allerdringlichste vonnöten haben! So bald, so bald wie möglich! — —

Nachtrag.

Erst nachdem ich diesen Aufsatz abgeschickt hatte, wurde mir Gelegenheit, einem andern Einwand zu begegnen, der gegen mich erhoben wurde.

Ich hatte in meinem Aufsatz „Unhaltbarkeit der Kopernikanischen Anschauung“ gesagt, daß aller kosmische Umlauf sich von West nach Ost vollzieht. Dagegen wandte man mir ein, daß doch z. B. die Kometen sich entgegengesetzt, also von Ost nach West, bewegten.

Man hätte auch gleich den Saturnmond Phoebe anführen können, der gleichfalls von Ost nach West anstatt von West nach Ost um Saturn herumgeht.

Doch sind das erstlich nur ganz seltne Ausnahmen. Außerdem aber steht es so — was der Referent zu beachten vergessen hatte — daß die Kometen sich teils von Ost nach West und teils von West nach Ost bewegen! Bei weitem gehn nicht alle retrograd.

Immerhin: wie vereinbaren sich diese Ausnahmen mit der Tatsache, daß sich der allgemeine kosmische Umlauf von West nach Ost vollzieht?

Was den Saturnmond Phoebe anbetrifft, so sagt die Astronomie selbst, daß er ein Fremdling im Saturnsystem sei; ein Körper, der in das System erst nachträglich eingedrungen sei und festgehalten wurde. Da er nun aber von Ost nach West Saturn umkreist und da Körper der untern Sphären unmöglich in die höhern eintreten, wohl aber aus den höhern Sphären in die tiefern herniedergehn können, so ist nichts selbstverständlicher, als daß Phoebe ein Körper ist, der von einer Sphäre her, die entfernter ist als die des Saturn, in das Saturngebiet eingedrungen ist. Wenn er nämlich aus dieser Sphäre herniederging, so vermochte er das offenbar einzig in östlicher Richtung, da ja doch der kosmische Umlauf von West nach Ost geht und der Körper unmöglich nach rückwärts und gegen die Umlaufsrichtung niedergehn kann. Wenn er nun aber mit gewaltiger Fallkurve gegen Saturn herniederging und von diesem festgehalten wurde, so ist nichts selbstverständlicher, als daß er genötigt war, Saturn von da ab in dieser seiner östlichen Fallkurve, also retrograd, zu umkreisen. Grade damit und mit der Art und einzigen Möglichkeit seines östlichen Falles bestätigt Phoebe aber lediglich die Tatsache des allgemeinen kosmischen Umlaufs von West nach Ost!

Genau so aber verhält es sich mit den Kometen, die von Ost nach West gehn! Auch sie gehören — wie ich in meinem Buche „Kosmos und kosmischer Umlauf" seinerzeit noch ausführlicher dartun werde — einer weit über das Planetensystem hinausliegenden kosmischen Sphäre an und besitzen in ihr ihre Heimat und die Stätte ihrer Entstehung. — Von dieser Entstehung, die grade der kopernikanischen Astronomie nach wie vor ein ungelöstes, wenn nicht ganz und gar unlösbares Problem sein muß, wie denn auch wirklich bis jetzt die Astronomie noch keine Spur einer Erklärung des Ursprungs der Kometen gefunden hat, hier wenigstens in aller Kürze so viel.

Die Heimatssphäre der Kometen besitzt einen überaus linden und langsamen Umlauf; infolgedessen konnte auch die Verarbeitung der Substanz dieser Sphäre nur eine sehr wenig scharfe sein; so daß dort zwischen ganzen Scharen von kleinern Kugelballen auch unverarbeitete Nebelstreifen sich dahin ziehn. Bei der geringen Schärfe dieses Umlaufs nun aber mußte es sich beständig ereignen, daß einige dieser Körper zusammengerieten und sich vereinten. Das gab aber eine plötzliche Schwere, die der linde, langsame Umlauf der Sphäre nicht tragen konnte, und so gingen diese Bildungen nieder und aus der Sphäre

heraus. In welcher andern Richtung wäre dies aber wieder möglich gewesen als gerade in östlicher, in der Richtung des allgemeinen Umlaufes?! Diese Körper, die Kometen, gingen aber mit der Schwere ihres Sturzes so lange, immerhin wohl zum Teil auch von der Umlaufsrichtung getragen, woher sich ihre meistens schräg parabolische oder sehr exzentrisch elliptische Bahn erklärt, so lange herab, bis sie an eine Sphäre gerieten, die eine so starke Intensität und Schärfe ihres Umlaufes besaß, daß sie dadurch wieder nach rückwärts in gleicher Fallkurve abgestoßen wurden.

Was nun aber die Kometen anbetrifft, die rechtläufig von West nach Ost gehn, so haben wohl auch sie anfänglich diese Umlaufsrichtung von Ost nach West besessen, sind dann aber durch störende Einflüsse in die Richtung von West nach Ost umgebogen worden.

Man sieht also: auch die Kometen, die von Ost nach West gehn, bestätigen im Grunde lediglich die Tatsache des allgemeinen Umlaufes von West nach Ost und sind hinsichtlich ihrer retrograden Umlaufsrichtung einzig und gerade aus dieser Tatsache zu erklären!

Ich denke also, jener Einwand erübrigt sich ein für allemal; und es bleibt dabei: der allgemeine kosmische Umlauf vollzieht sich von West nach Ost! Und so wären denn die beiden einzigen, wirklich direkten und sachlichen Einwände, die mein Aufsatz bis daher erfahren hat, durchaus hinfällig geworden, und mein Standpunkt bleibt nach wie vor aufrecht!

Graf Paul von Hoensbroech: Mein Gesamturteil über den Jesuitenorden

Eine Wertung des Jesuitenordens hat von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus zu geschehn. Der Orden als religiös-ultramontane Institution muß *religiös*, der Orden als Verein von Menschen zur Erreichung von Zielen hier auf der Erde muß unabhängig von Religion, muß menschlich beurteilt werden. Glatt zu scheiden sind die beiden Urteile allerdings nicht.

Weil das gesamte ultramontan-katholische Ordenswesen mit seinen *Gelübden* und seinem Ordens*stand* als ein Abweichen vom Christentum, als Verzerrung seiner religiösen Grundlinien bezeichnet werden muß, so trifft dies allgemeine Urteil natürlich auch den Jesuitenorden. Ja ihn trifft es besonders; denn er weist Eigentümlichkeiten auf, die auch vom katholisch-religiösen Standpunkt aus zu verwerfen sind.

Sein blinder Gehorsam, seine Gewissensrechenschaft, sein Spionage- und Nivellierungssystem, seine Erziehung zur Angeberei, sein Mißbrauch der Beichte und vieles andre sind Unsittlichkeiten, die auch das katholische Christentum verwerfen müßte und in frühern Zeiten ohne Zweifel auch verworfen hätte. Daß den im 16. Jahrhundert ins Leben tretenden Jesuitenorden die Verwerfung nicht traf, daß im Gegenteil seine Unsittlichkeiten enthaltenden Satzungen von den Päpsten gebilligt wurden, ist ein Zeichen, wie sehr damals — und schon viel früher — Papsttum und Kirche vom Ultramontanismus durchseucht und beherrscht waren.

Und noch in einem andern wesentlichen Pnnkt unterscheidet sich der Jesuitenorden religiös ungünstig von den alten katholischen Orden: den Benediktinern, Augustinern, Franziskanern, Dominikanern.

In diesen Tagen, wo Canalejas einen entscheidenden Kampf gegen den Klerikalismus führt, ist es gewiß interessant, von einem, der es wissen muß, die Gefahren geschildert zu sehn, die der hervorragendste Vertreter alles Ultramontanismus, der Jesuitenorden, für die Kultur bedeutet. Wir entnehmen diese Schilderung einem eben bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erscheinenden fesselnd geschriebnen Bande „Vierzehn Jahre Jesuit. Persönliches und Grundsätzliches".

Während dort ursprüngliche religiöse Begeisterung in hell lodernder Flamme bei ihrer Gründung zum Himmel schlug; während evangelische Armut und evangelische Keuschheit dort Triumphe feierten, die das Menschliche überstiegen und das Christliche vergewaltigten, aber immerhin heroisch waren; während die genannten Orden jahrzehnte-, fast jahrhundertelang eine Zeit der ersten Jugend aufwiesen, in der der ekstatische Eifer nicht erkaltete, und die „Erstlinge des Geistes", wenn auch des falsch verstandenen, nicht zu reifen aufhörten, ist beim Jesuitenorden von Anfang an alles auf Nüchternheit und Berechnung gestimmt: nichts von erster Jugend, nichts von Erstlingen des Geistes.

Der Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, für sich als Mensch und „Heiliger" ein Phantast und hysterischer Schwärmer, war als Ordensstifter die Vernunft selbst. Die von ihm (wenigstens zum großen Teil) geschriebenen Ordenssatzungen sind vom ersten bis zum letzten Worte berechnet auf weltliche Erfolge, auf Macht, auf Einfluß unter den Menschen. Das ekstatische Moment, innere Begeisterung und religiöse Wärme fehlen. Wo sie sich scheinbar zeigen, sind sie lediglich äußerer Aufputz, angebracht, um die berechnende Nüchternheit zu verhüllen.

Auch das Bibelwort: An den Früchten wird man sie erkennen, kehrt sich gegen den Jesuitenorden als religiöse Institution. Der Segen Gottes, der nach gläubig-katholischer Auffassung — und diese Auffassung ist bei Beurteilung der religiösen Seite des Jesuitenordens maßgebend — auf der Tätigkeit der gottgeweihten Orden ruhn muß, ruht auch nicht auf dem Wirken der Gesellschaft Jesu.

Auch nur ein mea culpa kennt die 400jährige Geschichte des Jesuitenordens nicht. Denn das von Corbara gesprochene mea culpa war kein offizielles, kein für die Oeffentlichkeit, nicht einmal für den Orden selbst gesprochenes. Es ertönte nach Aufhebung des Ordens in der Verborgenheit eines für den Bruder Bordaras bestimmten Schriftstücks.

In dieser Tatsache: daß der Jesuitenorden seine absolute Fleckenlosigkeit in einer die Grenzen des Erlaubten weit überschreitenden, geradezu marktschreierischen Weise als Dogma verkündet, liegt etwas so Unchristliches, ja so Unreligiöses, daß sie allein genügt, den Orden als religiös-christliche Institution zu verurteilen. Denn das von Christus dem Pharisäer in den Mund gelegte Wort: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen und nicht wie jener Zöllner da"

sollte den schärfsten Wesensgegensatz zur religiös-sittlichen Grundauffassung Jesu ausdrücken. Und gerade dieses Wort ist der Grundton aller Kundgebungen der „Gesellschaft Jesu.“

Was kann es ferner Unreligiöseres und somit Unchristlicheres geben als die jesuitische Frömmigkeit der Exerzitien, durch die das Individuum beseitigt und die Schablone an seine Stelle gesetzt werden soll?

So stehn einander Jesu und Gesellschaft Jesu, Religion und Jesuitenorden schroff gegenüber. Nur der Unkenntnis des katholischen Volkes und seiner Befangenheit in ultramontan-jesuitischen Anschauungen ist es zuzuschreiben, daß die schneidenden Gegensätze nicht erkannt werden.

Als der Jesuitenorden ins Leben trat, hatte eine Schicksalsstunde für das Papsttum geschlagen. Die von Luther erzeugte Bewegung, in Verbindung mit andern Ursachen, ließ das „Schifflein Petri“ bedenklich schwanken. Eine Welt mit neuer Weltanschauung stieg herauf, die den Papst-Gott des Mittelalters, den souveränen Herrn der ganzen Welt, nicht mehr als solchen anerkennen wollte. Der Ultramontanismus, der seit Gregor dem VII. fest im Sattel gesessen hatte und von Rom aus unter religiösen Formen die Welt, und zwar gerade die politische, beherrschte, fühlte den Ansturm der neuen Zeit, aus deren Tiefe schon damals ein Los von Rom deutlich ertönte.

Da erstand dem bedrohten Papsttum im Jesuitenorden eine ultramontane Hilfstruppe von hervorragender Kraft und Rücksichtslosigkeit. Die Papstherrschaft sollte wieder hergestellt werden. Das ultramontane System mit seinem weltlich-politischen Kern unter religiöser Gewandung konzentrierte sich gleichsam in den Ordenssatzungen des Jesuitenordens und mehr noch in seinem wohlberechneten und von Mittelpunkten aus geleiteten Wirken. Wort und Tat, Lehre und Beispiel des neuen Ordens wurden eine einzige große Propaganda für das ultramontane Papsttum. Die Lehre von der direkten, d. h. von der unmittelbaren Herrschaft des Statthalters Christi über die ganze Welt war unhaltbar geworden; der Jesuitenorden stellte als vollwertigen Ersatz die Lehre von der „indirekten“ Gewalt auf.

Auch nicht ein Quentchen von Religion liegt in dieser Lehre; alles in ihr ist Unreligion und Antichristentum, aber sie ist in hervorragender Weise geeignet zu religiösem Aufputz; denn sie täuscht das „Gottesreich“ vor, das Diesseits und Jenseits umfaßt, das nur einen obersten Herrscher verträgt — Gott und seinen „Stellvertreter“ —, und macht so die umfassendste politische Weltherrschaft für den Katholiken

W. Strich-Chapell
Stadtbild
(Zum Aufsatz von Prof. Dr. Gradmann)

zu einer annehmbaren, ja begehrenswerten religiösen Forderung. Der dem Jesuitenorden eingepflanzte Herrschsuchtstrieb findet in dieser Lehre die üppigste Entfaltungsmöglichkeit, und deshalb sein nie rastender Eifer, die „indirekte Gewalt" des Papsttums zum kirchenpolitischen Grunddogma zu erheben. Der Orden als solcher kann die Weltherrschaft nicht offen beanspruchen, er muß, so machtvoll er sich auch ausgestattet, stets als dienendes Glied, als eingeordneter Teil des katholischen Ganzen, der Papstkirche, erscheinen; aber je mehr er die weltlich-politische Macht Roms fördert und den religiösen Glauben an ihre Berechtigung unter den Menschen ausbreitet, um so mehr wird auch er selbst politisch mächtig: das Papsttum und seine indirekte Gewalt ist Aushängeschild, hinter dem sich der Jesuitenorden und seine Machtbestrebungen bergen. Durch Eifer und Geschick macht er sich zu einem so unentbehrlichen Diener des Papsttums, daß er die Tiaraträger direkt beherrscht und durch sie die indirekte Herrschaft über die Welt erstrebt.

Deshalb die fortwährende und intensive Beschäftigung des Jesuitenordens mit Politik, die satzungsgemäß und als unreligiös ausgeschlossen ist, die aber auf dem „religiösen" Ummwege über die Beichte sein umfangreichstes Tätigkeitsgebiet wurde.

Gerade die politische Tätigkeit des Ordens war es, die den Sturm gegen ihn entfesselte. Und in erster Linie sind es die katholischen Höfe gewesen, an denen der Jesuiten-Beichtvater seit Jahrhunderten „religiös" wirksam war, die die Aufhebung des Ordens immer stürmischer verlangten und sie schließlich auch bei Klemens XIV. durchsetzten. Sie fühlten: hier, im Jesuitenorden, hebt sich eine Macht empor, der sie selbst unterworfen werden sollen. Claudius Aquaviva, der fünfte Ordensgeneral, hat dieser aus der religiösen Atmosphäre des Beichtstuhls wirkenden politischen Macht die bis heute noch gültige Form gegeben in einer Geheiminstruktion.

Aber hat sich der Jesuitenorden nicht hervorragende Verdienste erworben um die katholische Religion? Sind nicht die Erfolge der Gegenreformation hauptsächlich sein Werk? Da kam doch nicht Weltherrschaft, sondern Weltreligion in Frage!

Gewiß ist die Gegenreformation hauptsächlich ein Werk des Jesuitenordens; aber eben deshalb trägt auch sie den Stempel seines Geistes: Gewaltmittel, bis zu Blut und Eisen, kennzeichnen sie. Die verloren gegangene Papstherrschaft sollte wieder aufgerichtet werden; die Religion

am erst an zweiter Stelle, oder besser: sie bildete den Mantel, der die Herrschaftsziele umhüllte und den Gebrauch der Gewaltmittel heiligte.

Der Jesuitenorden steht also vor uns als Verköperung eines Systems, das weltlich-politische Herrschaft mit weltlich-politischen, aber religiös verbrämten Mitteln anstrebt, das dem Haupte der katholischen Religion, dem römischen Papste, die Rolle eines weltlich-politischen Großkönigs über Fürsten und Regierungen zuspricht, um, gedeckt durch den Papst-König und ihn als Werkzeug benutzend, selbst das Herrschaftsszepter über die Welt zu schwingen.

Das ist nicht bloß meine — des „Renegaten" und „abgefallenen Jesuiten" — Meinung, auch gute Katholiken, die sonst Worte hohen Lobes für den Jesuitenorden haben, urteilen so.

Aus diesem auf sich selbst und seine Macht als Endzweck gerichteten Bestreben erklärt sich auch das zwiespältige Verhalten des Jesuitenordens dem Papstum gegenüber: laut betonte, bis zum Sondergelübde gesteigerte Unterwürfigkeit und harte Unbotmäßigkeit, sobald das Papsttum den Eigeninteressen des Ordens, vor allem seiner Herrschaftsentfaltung, entgegentritt. Daß dann auch die „Ehrfurcht" vor Bischöfen und Kardinalen verschwindet, ist selbstverständlich. Wenn der Statthalter Christi bei Seite geschoben wird, wie sollte noch Rücksicht genommen werden auf „Nachfolger der Apostel"?!

Der Machthunger des Jesuitenordens erklärt auch noch eine andre Erscheinung, die sich durch die ganze Geschichte des Ordens hinzieht: Streit und Hader mit andern religiösen Organisationen. Wo immer der Jesuitenorden Fuß faßt, da hört der Friede auf, „der Kampf ums Dasein" beginnt. *Seine* Kirchen sollen voll, *seine* Beichtstühle sollen umlagert, *seine* Lehren in Dogma und Moral sollen tonangebend sein; kurz, er will *allein* herrschen. Der maßlose Hochmut, die rücksichtslose und verachtungsvolle Überhebung über andre Orden, jene unreligiösen Eigenschaften des Ordens, die der Jesuit Cordara als die Ursachen seiner Verwerfung durch Gott bezeichnet, sind natürliche Folgen seiner ungezügelten Gier nach Herrschaft.

Manche Erfolge hat der Jesuitenorden durch sein weltlich-politisches Streben erzielt. Die Höfe von Wien, München, Paris, Madrid, Lissabon, zeitweilig auch der von London (um kleinere zu übergehn) waren ihm lange Zeit hindurch unterworfen. Allein auch diesen rein weltlichen Erfolgen ist Nachhaltigkeit und Größe versagt geblieben. Durch die jesuitischen Beichtväter der deutschen Kaiser, der französischen, spanischen

und portugiesischen Könige im 16. und 17. Jahrhundert und ihren fast unbeschränkten Einfluß hätte ganz Europa dem Orden auf Generationen hinaus untertan gemacht werden können. Statt dessen verzettelt sich der beichtväterliche politische Einfluß in hunderterlei Intrigen, in kleinlichen Ränken, die zwar alle hinauslaufen auf Vermehrung jesuitischer Macht und Herrschaft, denen aber samt und sonders staatsmännische Großzügigkeit und energievolle Einheitlichkeit fehlen. Politische Ränkeschmiede sind die Jesuiten als Fürstenbeichtväter gewesen, niemals und nirgends Staatsmänner. So haben sie in ihren einflußreichen, durch Jahrhunderte sich fortsetzenden Stellungen wohl Wirrwarr, Unruhe und Friedensstörungen verursacht; sie haben den äußern Glanz und Ruhm ihres Ordens vermehrt und seine Kassen gefüllt; aber keine einzige Gegenwart und Zukunft bestimmende politische Tat, kein einziges weit ausschauendes, erfolgreiches Unternehmen auf dem Gebiete der Weltpolitik, in deren Mittelpunkten sie geschäftig saßen, können sie aufweisen. Im Trüben hat der Jesuitenorden gefischt und die mit solchem Kleinbetrieb stets verbundenen kleinlichen Vorteile eingeheimst; die nur in der Klarheit großen Wollens zu erzielenden Erfolge fehlen aber in seinem politischen Hauptbuch, obwohl die mächtigsten Herrscher ihrer Zeit als seine ergebenen und politisch folgsamen Beichtkinder in ihm verzeichnet stehn.

Woher auch dieser Mißerfolg? Zunächst aus der gleichen Ursache, aus der auch die religiösen Mißerfolge stammen.

Die Politik des Ordens ging nicht in die Tiefe; sie war zu sehr darauf gerichtet, rasch zu erlangende Augenblicksvorteile zu sichern, die die äußere Stellung des Ordens mit neuem Glanz umkleideten. Schein, nicht Wesen auch hier.

Damit sind wir vor die Frage gestellt: Ist der Jesuitenorden gefährlich und in welchem Maße?

Meine Antwort lautet: der Jesuitenorden ist für den Einzelmenschen, für Staat und Religion (mit Absicht sage ich nicht Kirche, denn für die Kirche ist er nicht nur nicht schädlich, sondern sehr nützlich) eine der gefährlichsten Einrichtungen, die es jemals gegeben hat. Denn er zerstört das Wertvollste im Menschen: seine sittliche und intellektuelle Selbständigkeit. Das brauche ich nach dem, was ich schon ausgeführt habe, nicht weiter auseinanderzusetzen.

In dieser Unselbständigkeitsmachung liegt auch die wahrer Religion und echtem Christentum vom Jesuitismus drohende Gefahr. Was der römischen Kirche überhaupt zum Vorwurf gemacht werden muß, daß sie

zwischen Gott und den Menschen ihre amtierenden hierarchischen Personen, ihre Sakramente, Sakramentalien und Zeremonien schiebt, daß sie die religiöse Bevormundung zum Dogma erhoben hat, kurz, daß sie den freien Verkehr zwischen Mensch und Gott nach Möglichkeit zu hindern sucht, dieser schwerste aller religiösen Vorwürfe trifft das jesuitische System in verstärkter Form. Der Jesuit und der jesuitisch Geleitete sind in Wahrheit Sklaven, die dem Überweltlichen und Gott nur so nahn, d. h. Religion nur so betätigen dürfen, wie die Ordensfrömmigkeit und die Ordensaskese es gestatten. Auch des letzten Restes religiöser Freiheit müssen sie sich begeben; sie müssen bis ins innerste Mark ihrer Seele hinein nicht Gott, sondern ihrem Ordensobern offen stehn und ihm allein zugänglich sein.

Und die Gefährlichkeit des Jesuitenordens für den Staat? Sie ist vielgestaltig und intensiv.

Vor allem ist da an das staatsrechtliche Grunddogma des Jesuitenordens zu erinnern: völlige Abhängigkeit des Staates von der Kirche, seine Verpflichtung, sich und sein Leben nach den Kirchengesetzen zu gestalten.

Leo Tolstoi:
Briefe

Deutsch von Dr. Adolf Heß.

Die hier mit Tolstois Genehmigung veröffentlichten Briefe rühren aus verschiednen Zeiten her. Sie verdienen allgemeines Interesse, da sie religiöse und andre Probleme sehr eingehend und zum Teil unmittelbarer erörtern, als es in den Werken Tolstois geschieht. Außerdem werfen sie auf die Persönlichkeit des Autors stellenweise ein nenes Licht.

Die Briefe sind an W. W. Rachmanow gerichtet und die Originale jetzt dem Tolstoi-Museum in Petersburg übergeben worden. Rachmanow ließ sich im Jahre 1889 als Arzt auf dem Lande nieder, fand aber in seiner Tätigkeit keine Befriedigung und kam zu dem Schluß, das Leben lohne sich nur, wenn man nach immer größerer seelischer Vollkommenheit strebte. Mit den Zweifeln, die sich in ihm regten, wandte er sich an Tolstoi, und er erhielt von diesem zunächst folgende Antwort:

I.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief, ich denke stets mit fröhlichem innerm Lächeln an Sie.

Ich halte es für schrecklich, zu sagen, daß das Leben in unendlicher Vervollkommnung besteht. Der Begriff scheint so unendlich weit und zieht sich bald so eng zusammen.

Ich will Ihnen mitteilen, was ich die letzte Zeit gedach
es ist zum Teil die Antwort auf Ihre Frage.

Man spricht immer von Glauben, Liebe und Hoffnung. Wozu Glaube? Worin besteht der Glaube? Wozu Hoffnung? Die Hoffnung ist hier ganz unpassend. Hoffnung ist eine Folge des Glaubens. Man sagt, es komme nur auf den Glauben an: Man muß an die Bibel glauben, an die Kirche, an Mohammed, an Buddha, an allen möglichen Unsinn, und wenn wir das alles angehört haben, empfinden wir Abscheu vor diesem Wort und dem Begriff des Glaubens und werfen ihn fort. Das ist aber verkehrt. Der Glaube ist die notwendige Bedingung für eine religiöse Weltanschauung. Oder

einfach für eine vernünftige Lebensanschauung. Ohne Glauben kann man die Welt nicht vernünftig ansehn. Ohne Glauben kann man sich einbilden, daß die Welt einmal aus mechanischen Gesetzen hervorgegangen ist und niemals ein Ende nimmt. Diese Ansicht ist hauptsächlich deswegen absurd, weil darin wohl die Rede davon ist, wie die Welt entstanden ist und wie sie sich entwickelt hat usw., aber nichts darüber gesagt wird, was man allein wissen muß, nämlich: Was ich tun soll? Das ist bei diesem verkehrten Standpunkt infolge des Glaubens nicht notwendig. Sobald unser Blick aber nicht mehr getrübt ist, bietet sich die Antwort auf die Frage: „Was soll ich tun?“ von selbst dar, während das ohne Glauben nicht möglich ist.

Die Antwort auf die Frage: „Was soll ich tun?“ ist für jeden aufrichtigen Menschen klar: Ich muß über alles die Wahrheit lieben, das Heil, Gott und infolgedessen meinen Nächsten und den Entferntesten: Sowohl die Henne, wie den Baum (alles in richtiger Reihenfolge) und muß mich von dieser Liebe leiten lassen. Aus dieser Antwort aber entsteht eine andre Frage, auf die es keine Antwort gibt und nicht geben kann: Warum hat Gott oder die Macht, die mich hierher gesandt, es bewirkt, und wozu hat er oder sie es nötig, daß durch mich Gutes geschieht? Daß er oder sie es nötig haben, daß durch mich Gutes geschieht, ist zweifelhaft; aber wozu haben sie es nötig? Was folgt aus dem, was durch mich geschieht; was folgt daraus für mich? Das kann ich nicht wissen. Hier tritt nun der Glaube ein, aber nicht der Glaube an eine Dreieinigkeit, nicht an Mohammed, nicht an Christus, nicht an Gott überhaupt, sondern der Glaube an den einen Gott, der Glaube an das Prinzip, das mich hierher gesandt hat. Ich glaube an ihn, glaube daran, daß er vernünftig und das Heil ist und daß mir deswegen von ihm nichts Schlechtes geschieht. Dieser Glaube ist nötig; ohne ihn ist uns unruhig und weh zu Mute. Und diesen Glauben haben Sie und ich, und er ist um so stärker, je mehr wir den Willen dessen tun, der uns gesandt hat. Je mehr man ihn erfüllt, um so mehr glaubt man — nicht weil es sich gerade so macht, sondern weil in dem Maße der Erfüllung auch der Sinn klarer wird — weil man um so fester an seine Vernunft und Güte und sogar daran glaubt, daß das, was ich nicht weiß, für mich auch nicht notwendig ist — daß es gar nicht anders hat sein können.

Also handelt es sich nicht um eine unendliche Vervollkommnung des Lebens — dabei kann ein Nachlassen stattfinden, Enttäuschungen, Zweifel können eintreten — sondern: „Nehmt mein Joch auf Euch, und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen."

Ich kann Ihnen nicht mit Worten die Gefühle schildern, die diese Worte stets in mir erregt haben und noch in mir erregen und wie sehr sie für mich die Antwort auf alles bilden.

Es handelt sich nicht darum, daß ich hochmütiger, unreiner Mensch mich vervollkommne, sondern ich muß meinen Stand, Körper, Gesundheit, Charakter, die Vergangenheit, die Sünden sogar hinnehmen, und mit Sanftmut und Demut im Herzen muß ich jede Minute benutzen, um das Werk zu vollführen, das er nötig hat. Vielleicht bin ich dazu tauglich, irgend ein Loch zuzustopfen? Oder man kann etwas mit mir aufwischen? Ich kann vielleicht als abschreckendes Beispiel für Frechheit, Laster und Sünde dienen; mein Körper kann Dünger bilden. Wenn es uns gelingt, uns so zu fühlen, dann ist alles wunderbar leicht und zuverlässig.

Man wird mir einwenden: „Das vernichtet aber jeden Antrieb zur Vervollkommnung". Keine Angst: Das Verlangen, besser zu sein, ist dasselbe, wie das, glücklicher zu sein. Dieses Verlangen noch besonders anzustacheln, ist gar nicht nötig; das muß ganz von selbst geschehn, und es ist nicht gut, wenn es das Ziel bildet.

Sehn Sie, der Verstand ist wie ein Opernglas, das man bis zu einem gewissen Grade aufdreht. Dreht man weiter, so wird alles undeutlich. So ist es auch mit den Lebensfragen, mit der Frage: Wozu dient das Leben? Die Antwort auf diese Fragen liegt im Glauben an Ihn — in dem Glauben, der jenem ähnelt, der in jeder Zelle des Körpers tätig ist, die für ihn arbeitet — und dieser Glaube wird in dem Maße verliehn, in dem man demütig bereit ist, seinen Willen zu tun.

Ich grüße M. A. und all die Ihren. Schreiben Sie. Ich beschäftige mich mit Dummheiten, habe eine Komödie gemacht. Und jetzt schreibe ich die N o v e l l e, die Sie mir aufgetragen haben. *)

*) Es handelt sich um den Roman „Auferstehung".

Dieser Brief machte auf Rachmanow einen tiefen Eindruck und gab seinen Gedanken eine andre Richtung. So verstrich ein Jahr. Nach dieser Zeit versuchte Rachmanow, den Grundsatz Tolstois, der Gewalt keinen Widerstand zu leisten, uneingeschränkt und ohne Kompromisse durchzuführen. Das wollte ihm nicht gelingen.

Infolgedessen suchte er nach einem Ausgleich zwischen jenem Prinzip und der Wirklichkeit. Er kam hierbei zu dem von Sjutajew befürworteten Entschluß. Dieser besagt: „Man kann nicht abgetrennt von andern Menschen ein wahres, aufrichtiges Leben führen und muß sich deshal nicht so sehr darum bekümmern, sein eignes Leben aufrichtig zu gestalten, als darum, die bestehenden Lebensformeln aller Menschen in der Weise zu ändern, daß keine Gewalt mehr nötig ist." Rachmanow sah aber bald ein, daß eine Änderung der Formen, die sich im Laufe von Jahrhunderten herausgebildet haben, noch schwieriger wäre, als die Erfüllung der Vorschrift: Dem Bösen keinen Widerstand zu leisten, und daß man deswegen die Ansicht Sjutajews nicht durchführen könnte.

Unter dem Einfluß dieser Gedanken bildete sich in ihm eine neue Auffassung der Bergpredigt, die dahin ging, daß Christus nicht, wie Moses, Gebote gegeben hat, mit der Forderung, sie zu erfüllen, sondern daß er nur den Weg zeigt, auf dem man in das Himmelreich gelangen kann.

Darüber schrieb er Tolstoi und erhielt von ihm im März 1891 folgende Antwort:

II.

Ich habe schon lange nicht eine solche Freude erlebt, teurer W. W., wie durch Ihren Brief. Die Gedanken und Gefühle, die Sie erregen, die neuen Horizonte, die sich vor Ihnen auftun, sind dieselben, die auch mich erregen; durch die ich lebe, früher lebte und durch die jetzt auch der jüngere Hé*) lebt, (er war kürzlich bei uns). Dieselben, durch die Chilkow**) lebt, mit dem ich in letzter Zeit in lebhaftem Briefwechsel stand, und in denen Birjukow***) aufgeht, der mir kürzlich schrieb.

Diese Einigkeit rührt nicht von äußerer Gemeinschaft her, sondern von innerer.

*) Hé, Sohn des bekannten russischen Porträtmalers, eines Anhängers Tolstois.

**) Sohn des frühern Verkehrsministers, Fürsten Chilkow, ebenfalls eines Anhängers Tolstois.

***) Biograph und Anhänger Tolstois.

Die einzige wahre Gemeinschaft ist die, die man nicht durch Suchen findet, sondern dadurch, daß es nur eine Wahrheit gibt: (Wer in der Wahrheit ist, oder ihr nahe, die sind eins) und deswegen freut mich unsere Gemeinschaft ganz besonders.

Bei mir ist jetzt J. J. Gorbunow*). Wir haben zusammen Ihren Brief gelesen. Als wir an die Stelle kamen, wo Sie davon sprechen, daß Christus keine Gebote kennt, (richtiger wäre es, zu sagen, daß seine Lehre nicht in den Geboten steht) und daß Christus uns gelehrt hat, nach dem Reich Gottes zu trachten, wodurch ein Übertreten der Gebote unmöglich wird — als ich das las, erinnerte ich Corbunow an das, was ich ihm gerade gestern gesagt hatte.

Nämlich, daß die Lehre Christi in der Aufstellung des idealen Gottesreiches besteht, das zu erlangen man vollkommen sein muß, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; das heißt in der Aufstellung des Ideals äußerer und innerer Vollkommenheit, und daß die 5 Gebote nur Merkzeichen auf dem unendlichen Wege zu der Stelle sind, unter die die Menschen in der gegenwärtigen Lebensperiode nicht heruntergehn dürfen.

Die Vollkommenheit selbst besteht

1) darin, daß man alle: den Zulukaffer, den Idioten, Bösewicht, das Tier, für seinesgleichen, seine Brüder hält und sie ebenso liebt wie den nächsten Verwandten und Freund. Das Merkzeichen auf dem Wege zu ihr ist das Gebot, daß man seinem Bruder nicht zürnen darf.

2) darin, daß man vollständig rein sei. Merkzeichen: Du sollst nicht ehebrechen.

3) darin, daß man ganz frei uud durch nichts gebunden ist. Merkzeichen: Du sollst nicht schwören.

4) daß man niemals Gewalt, weder zum Schutze eines andern, noch seiner selbst, noch gegen ein Tier anwendet. Merkzeichen: das Böse nicht durch Gewalt vernichten.

5) darin, daß man keine Feinde hat. Merkzeichen: Seinen Feinden Gutes tun.

Glauben Sie nicht, daß ich meinen frühern Standpunkt, der in der Schrift „Worin besteht mein Glaube?" ausgedrückt ist, verteidige.

*) Bekannter Jugendschriftsteller und Verleger

Ich verteidige ihn nicht nur nicht, sondern freue mich, daß wir ihn hinter uns haben.

Wenn man einen neuen Weg betritt, kann man gar nicht anders, als sich über das freuen, was man zuerst vor sich sieht, und kann gar nicht anders, als das, was im Anfang des Weges ist, für sein Ende halten.

Tritt man aber näher, so kann man dank dem, was man zuerst sah, wieder gar nicht anders, als sich darüber freuen, daß man eine unendliche helle Weite vor sich sah.

Ihre Erklärung der schwachen Stellen der Gesellschaft ist ganz richtig.

Jetzt über den Staat und unser Verhalten zu ihm. Sie haben wieder ganz recht, oder, besser gesagt, denken dasselbe wie ich. Hier ist aber eine Einschränkung nötig. Wir können gar nicht anders, als den Staat, das heißt die Gewalt verneinen, wie wir auch nicht anders können, als die Unzucht verneinen. Ganz einerlei, ob wir an dem einen oder andern teilnehmen oder nicht.

Es versteht sich von selbst, daß für ganz frei vom Staat, ebenso wie für ganz frei von Unzucht sich nur Heilige halten können und daß der Abscheu vor dem einen wie dem andern ein Antrieb zum wahren Leben ist, zum Streben nach Heiligkeit. Es ist aber gefährlich, in den umgekehrten Fehler zu verfallen, in den Sjutajew verfällt, so weit ich es aus Ihrem Briefe verstehe und seine Ansichten kenne — es ist gefährlich, zu sagen, daß man nicht ganz rein von der Gewalt sein kann (weil man sie ja benutzt) und deswegen in bestimmtem Maße an ihr teilnehmen kann: Das ist gerade so, wie wenn man sich sagt: — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist der allerschrecklichste Weg — der der Kompromisse.

Die Lehre Christi unterscheidet sich von allen andern dadurch, daß sie nicht in Geboten ausgedrückt ist, sondern daß sie das Ideal vollständiger Vollkommenheit aufstellt und den Weg dahin weist; dies Streben ersetzt den Anhängern Christi alle Gebote und zeigt ihnen alle Fehltritte. Der Jünger Christi weicht von dem Wege, den Christus ihm gewiesen, nicht auf Grund reiflicher Ueberlegung, sondern aus Ohnmacht, oder noch besser im Verhältnis zu seinen Kräften, die dem

Ideal gleichzeitig zustreben und ihm widerstreben. Deswegen kann man die Resultante (Mittelkraft) dieser beiden Kräfte niemals bestimmen, wie das die Anhänger von Kompromissen lieben — sie ändert sich stets, ist für jeden Menschen besonders und wechselt sogar bei einem und demselben je nach der Zeit.

Immer, jede Minute, muß jeder Mensch nach der ganzen Wahrheit streben, nach vollständiger Befreiung von Sinneslust, von Gewalt, von der Teilnahme an der Gewalt und ihrer Benutzung. Was daraus folgt, weiß niemand. Aber niemand kommt so weit, daß er zur Unsittlichkeit, zur Gewalt gar nicht mehr beiträgt und sie nicht mehr benutzt.

Bei dem früheren Glauben und bei den nicht christlichen Bekenntnissen stehn stets Gebote an der Spitze (für uns taten sie es in der Schrift „Worin besteht mein Glaube?" — wenigstens zum Teil) beim Christentum stehn die Gebote am Ende, d. h. sobald die Menschheit einen bestimmten Entwicklungsgrad erreicht hat, sagt das Bewußtsein dem Einzelnen: Strebe nach g ä n z l i c h e r Vollkommenheit, geh aber niemals unter einen gewissen Grad hinunter! Christus hat gesagt: Du sollst nicht zürnen, nicht ehebrechen, nicht schwören, nicht gegen die Gewalt kömpfen und nicht Krieg führen! Das hat er vor 1800 Jahren gesagt, gerade so, wie man vielleicht vor 6000 Jahren gesagt hat: Du sollst nicht töten, sollst keinen Menschen fressen usw.

Das Christentum ist dadurch groß, daß es nicht von Christus ersonnen, sondern ein ewiges Gesetz ist, das die Menschheit weit eher befolgte, als es ausgedrückt wurde, und dem die Menschheit stets folgen wird und dem sie auch jetzt sogar in der Person derer folgt, die das Christtum nicht kennen und nicht kennen wollen.

Der Unterschied besteht nur darin, daß für die, die den Sinn des Christentums kennen, das Leben voll Glück und Freude ist.

Das christliche Leben besteht nicht in der Befolgung der Gebote, nicht im Befolgen der Lehre, sondern im Streben nach Vollkommenheit, in der immer fortschreitenden Aufklärung über diese Vollkommenheit und in immer engerer Annäherung an diese. Die Stärke des christlichen Lebens liegt nicht in den verschiedenen Graden der Vollkommenheit (alle Grade sind gleich; weil der Weg unendlich ist), sondern in der Beschleunigung der Bewegung. Je schneller die Bewegung ist, um so stärker ist das Leben. Diese Lebensauffassung verschafft uns eine ganz besondere Freude. Sie vereinigt uns mit allen Leuten.

die auf noch so verschiedenen Stufen stehn; trennt uns aber niemals wie es die Gebote tun. Der Räuber am Kreuze und Zachäus führen ein christlicheres Leben, als die Apostel usw.

Was Sie vom Staat sagen, den man verneint, aber benutzt, ist ganz richtig; aber daraus folgt nicht, daß man ihn anerkennen und sich mit ihm aussöhnen muß, sondern es folgt daraus nur das Eingeständnis der eignen Schwäche und Unbrauchbarkeit (wie Sie ganz richtig sagen). Demut, Demut, folgt daraus, die uns der Liebe näher bringt.

Ich küsse Sie und liebe Sie von ganzer Seele. Grüßen Sie Ihre Hausgenossen; schreiben Sie mir bald wieder.

L. Tolstoi.

Dieser Brief befriedigte Rachmanow nicht vollständig; junge Kräfte forderten eine aktivere Entscheidung der Frage. Rachmanow siedelte damals nach Twer über und traf dort mit der revolutionären Jugend zusammen. Während er früher hatte sagen können, daß er wohl die Leiden des Volkes kenne, sich aber nicht eins fühle mit denen, die mit Gewalt kämpften oder sie überhaupt zuließen, konnte er das jetzt nicht mehr sagen. Angesicht in Angesicht mit der Gewalt mußte er sich überzeugen, daß man die Frage, ob man an ihr teilnehmen solle oder nicht, täglich entscheiden müsse, nicht aber, wenn irgend ein Bandenführer Pugatschew oder die Zulus erschienen.

In seinen Zweifeln schrieb er wieder an Tolstoi. Dessen Antwort kam ungefähr im April 1891.

III.

Mein teurer Wladimir Wassiljewitsch Rachmanow!

Ich wollte Ihnen auf den letzten Brief antworten, habe es aber aufgeschoben, weil ich sehr beschäftigt war. Der Brief L. Ps. hat mich aber wünschen lassen, Ihnen dennoch zu antworten. Ich habe mit der Antwort gezögert, weil mir Ihre Frage nicht klar ist. Sie bringen das Bewußtsein, daß Sie Nutzen von der Gewalt haben, und Sie stehn mit Leuten in Verbindung, die andre quälen und selbst gequält werden. Diesen Zusammenhang sehe ich nicht ein. Das ist das erste.

Zweitens bin ich nicht damit einverstanden, daß Sie durch Gewalt leben. Ich urteile nach mir: Ich lebe unter weit schlimmern Bedingungen als Sie, bin aber trotzdem nicht der Meinung, daß ich

durch Gewalt lebe. Ich verstehe überhaupt nicht, was man sich unter diesen Worten vorstellen soll. Ich lebe nicht durch Gewalt in der Weise, daß ich jedesmal weiß, wann mir die Frage vorgelegt wird, ob ich Gewalt anwenden soll oder nicht. Ich kann Gewalt anwengen oder sie bewußter Weise nicht anwenden. (Das Beispiel, das ich stets gebrauche, ist: Wenn, sagen wir, irgend ein Räuberhauptmann kommt, der alle tötet und vergewaltigt, so bringe ich nicht nur meine Flinte und das Pulver nicht in Ordnung, sondern vernichte sie sogar, um der Versuchung zu entgehn). Dagegen kann ich nicht sagen, daß ich niemals Gewalt brauche, sie, ohne daß ich es selbst merkte, nicht benutze — das kann ich nicht sagen, weil das so viel hieße, daß ich ein Heiliger bin. Ich kann aber nicht darüber im Ungewissen sein, ob ich wirklich an der Gewalt teilnehme oder nicht; weil ich sehr gut weiß, was geschehn ist, als ich an ihr teilnahm. Ich weiß, daß meine ganze Weltanschauung und mein ganzes Leben anders sind und daß ich mich nicht betrüge, wenn ich denke, daß ich die Gewalt hasse, und mit allen Geisteskräften darnach trachte, ohne sie d. h. nach Gottes Gebot, der Liebe, zu leben.

Jetzt kommen wir zur Frage von den Leiden der Menschen, die aus Gewalt entstehn. Ich weiß, daß es solche Leiden gibt. Ich hasse Gewalt und entsage ihr nur deswegen, weil ich weiß, daß es solche Leiden gibt. Mein Verzicht auf die Gewalt rettet, wie ich sehr wohl weiß, die andern Menschen von ihren Leiden nicht. Das habe ich auch nicht erwartet. Von ihren Leiden rettet die Menschen nur die Verkündigung des Reiches Gottes, und diese Verkündigung geschieht auch durch mich. Das Mittel dieser Verkündigung ist die Liebe. Die Liebe leitet auch die Schritte, die wir tun müssen. Welches diese Schritte sind, die man aus Liebe tun muß — das weiß der, zu dem wir streben müssen. Ob man mit den Arbeitern in die Bergwerke gehn und zusammen mit ihnen arbeiten, ob die Arbeiter ihr Leben ändern sollen, sodaß sie nicht mehr in die Bergwerke zu gehn brauchen, oder was sonst immer nötig ist — das weiß jeder im einzelnen Falle, wenn er der Stimme der Liebe und nicht der des Egoismus gehorcht. Dann tut er, was er tun muß. Wenn er dieses tut, ist er ganz ruhig und fühlt keine Qualen mehr. Die Lehre Christi zeigt ihm, was er tun muß: nicht zürnen, andre nicht erzürnen, die Menschen nicht verfeinden.

Die Hauptsache aber ist, was mir jetzt ganz klar erscheint und

was ich so gern in aller Deutlichkeit andern übermitteln möchte. Es ist folgendes: Wie das Ideal innerer Vollkommenheit unendlich ist, besser: nicht unendlich, sondern nur durch unendliche Annäherung erreichbar (wie ein Vieleck sich einem Kreise nähert) so ist auch das Ideal der äußern Vollkommenheit des Reiches Gottes nur in der Unendlichkeit erreichbar, und deswegen muß der Mensch eine Kontrolle seiner Schritte nicht in der Weise ausüben, daß er seine äußern Eigenschaften mit dem Ideal innerer Vollkommenheit vergleicht, (seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist) und auch nicht in dem äußern Ideal des Reiches Gottes — sondern im innern Bewußtsein einer möglichst vollkommenen Erfüllung des Willens dessen, der ihn gesandt hat. In der Art, wie ein Arbeiter, dem der Herr aufgetragen hat, mit dem Hammer zu schlagen, sich nicht darum kümmert, ob von seinen Schlägen das, auf was er schlägt, zerschlagen wird, und auch nicht darum, ob die Fabrik, in der er arbeitet, die ganze Arbeit bis zum Sonntag erledigt — sondern sich nur darum kümmert, daß das geschieht, wozu er angestellt ist, alles tut, was er kann, und stets fest daran glaubt, daß das, was er tut, notwendig und vernünftig ist.

Nein, ich habe es nicht verstanden, zu sagen: Ich muß darauf bedacht sein, ein möglichst wichtiges Werk zustande zu bringen, und mich auch dadurch auszeichnen, daß etwas besonderes aus meiner Tätigkeit hervorgeht, sondern ich muß mich nur darum kümmern, daß ich auf der Stelle, auf die ich gestellt bin, nichts versäume; ich muß mir sagen, das Werk geschieht auch ohne mich. Ich habe aber jetzt das Glück, daran teilzunehmen, also schadet es mir nichts, dieses Glück nun auch zu benutzen.

Schreiben Ste mir, bitte, von sich und von God. Sagen Sie L. P., daß ich ihm für seine Bücher danke. Ich habe sie noch nicht durchsehn können. Habe auch Dostojewski noch nicht ganz gelesen. Wie ich erwartet habe, gefällt mir das Stück „Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers“. Dagegen gefällt mir „Enfantin“ weniger. Es ist unklar, und die Ausdrücke sind geschroben. Dagegen teile ich die Ansicht über ein ewiges Leben vollkommen. Kürzlich war Dunajew hier, ging zu Butkewitsch und machte einen sehr guten Eindruck. Ich bin etwas unwohl, habe mich erkältet und schreibe deshalb undeutlich.

Schreiben Sie, ich werde Ihnen antworten. Was tun Sie, und was gedenken Sie zu tun? L. T.

Für den Arzt Rachmanow verlor das Leben in dem Maße an Reiz, je mehr er sich überzeugte, daß man nicht ohne Gewalt leben könne. Im Herbst 1891 siedelte er nach Bogorodsk über, um sich dort ganz seiner ärztlichen Tätigkeit zu widmen. In Rußland herrschte in diesem Jahr Mißernte, und es trat ein großer Notstand ein; Nachrichten aus dem Erntegebiet drangen auch zu Rachmanow und brachten ihn auf den Gedanken, im Bezirk Lukojanow Freitische einzurichten. Er bat Tolstoi, der darin Erfahrung besaß, um praktische Anweisungen und erhielt als Antwort folgenden Brief:

IV.

Ich habe mich sehr gefreut, teurer Wlad. Waff., von Ihnen Nachricht zu erhalten. Wenn Sie Freitische im Bezirk Luk. einrichten wollen, wo die Lage des Volkes allerdings sehr schlimm ist, so verfahren Sie folgendermaßen:

Wählen Sie einen Ort mitten in der am meisten notleidenden Gegend, schicken Sie dorthin Mehl, Kleie und Kartoffeln, Kohl, Runkelrüben, Erbsen, Linsen, Hafermehl, Salz, und gehn Sie dann in eins der Dörfer, wählen Sie, wenn es nicht mehr als 30—40 Höfe hat, die allerärmste Familie oder aber, wenn das Dorf größer ist, die beiden ärmsten Familien aus und machen ihnen das Anerbieten, den Leuten Vorräte zu geben. Dafür sollen sie Brot backen und für die Notleidenden, Alten, Schwachen, Kleinen, ausnahmsweise auch für die nicht Alten, aber Hungernden, etwa 30—40 an Zahl, kochen. Dann schreiben Sie nach Angabe des Dorfältesten die Namen der Wirtsleute auf, geben ihnen die Vorräte, besuchen die Freitische, probieren die nahrhaftesten Speisen aus, steuern Mißbräuchen und nehmen die Leute, die zugelassen sind und darum bitten, an die Freitische auf. Die ganze Sache ist so leicht und macht sich so einfach, wie eine Naturerscheinung. Im Bezirk Luck ist ein Lehrer Welikanow, der im Sommer bei uns war, dem ich kürzlich schrieb und den ich bat, mir Mitteilung über die Zustände der Bewohner zu machen. Da ich aber die Adresse aufs Geratewohl geschrieben habe, hat der Brief ihn offenbar nicht erreicht.

Ich glaube, das Getreide wird nicht langen. Wenn aber die Reichen ihre Schuld gegenüber dem Volk fühlen und sich bemühn, die Schranken niederzureißen, die sie von jenen trennen, so werden alle zusammen, wenn sie freiwillig handeln, das Unglück bewältigen. Wenn kein Reis und kein Weizen mehr da ist, so reichen doch Hafer,

Kartoffeln, Mais und Gerste. Aus Amerika kommen schon 7 Schiffe mit Mais.

Uns hat die Sache sehr in Anspruch genommen. Ich fühle, daß ich nicht das tue, was ich tun müßte. Ich empfange Spenden, die auf Briefe meiner Frau eingelaufen sind, und verteile sie willkürlich, um Vorräte zu kaufen und Freitische zu errichten. Ich kann aber von dieser Sache nicht mehr loskommen und sie bei Seite tun.

Wir wohnen hier auf der Besitzung meines Bekannten Bajewski, eines guten Menschen (er ist ein Liberaler und eifriger Agitator, außerdem ein praktischer Mann). Er hat zwei Töchter, Tanja und Mascha, und einen Sohn und arbeitet sehr fleißig. Wir haben 18 Freitische eingerichtet. Bei unserm Nachbar Philosophow sind 6. Neulich kamen zwei Herren, ein Jurist und ein Naturforscher, hierher. Die meisten Kaufleute von Moskau richten auch Freitische ein. Die Sache nimmt einen immer größern Umfang an, und es ist viel Gutes dabei. Freilich auch Schlimmes, besonders die Willkür, die ich nicht ganz aufgeben kann, und die falsche Rolle, die man dabei spielt. Ich grüße Ihre Mitarbeiterin Syinskaja und küsse sie.

L. Tolstoi.

PS. Nähere Einzelheiten über die Einrichtung von Freitischen werden Sie wahrscheinlich in den Artikeln lesen, die ich in der „Woche" oder in den „Russischen Nachrichten" drucken lasse.

Der Arzt Rachmanow beschloß, an Ort und Stelle angelangt, Freitische nicht zu errichten, sondern den Leuten die Vorräte selbst zu übergeben. Im Bezirk Luck war im Gegensatz zu andern Bezirken viel Wald, so daß die Bauern keinen Mangel an Brennholz litten. Auf diese Weise fiel einer der wichtigsten Gründe zur Errichtung von Freitischen fort.

Als Tolstoi den Entschluß Rachmanows, keine Freitische einzurichten, erfuhr, schickte er folgenden Brief:

V.

21. Januar 1892.

Teurer Wlad. Wass.!

Ich habe Ihren Brief an die Schwester gelesen und sehr bedauert, daß Sie auf den Gedanken, Freitische zu errichten, verzichten. Ich halte das für einen Fehler, einen sehr gewöhnlichen Fehler, den viele machen. Die Bauern, die am meisten reden und am meisten hervortreten, sind gegen die Freitische und stets für Auslieferung des

Mehls. Allerdings ist der Besuch von Freitischen und das Hinschicken der eignen Kinder nicht Sache der Reichen, sondern dazu muß man arm sein. Mancher schämt sich; außerdem ist es nicht so vorteilhaft, als wenn er das Mehl selbst bekommt, und deshalb ist die Mehrzahl stets für Auslieferung der Vorräte. Außerdem sind diese Freitische das beste Mittel zur Informierung. Ohne sie kommt man schwer zu recht — besonders aber sind sie gut und billig.

Vergessen Sie nicht, daß von allen Nahrungsmitteln Roggenmehl jetzt das teuerste ist. Mehl kostet 2 Kopeken und mehr das Pfund. Kohl, Kartoffeln, Erbsen, alles kostet 1 Kopeke das Pfund. Hirse, die es hier überall gibt, kann man zu Grütze kochen. Deswegen ist, wenn Sie die Wahl haben, entweder nur Brot zu geben oder Brot mit Grütze, die zweite Art billiger und nahrhafter. Erisman hält Vorträge darüber und sagt, wie verkehrt es in hygienischer Hinsicht sei, sich nur von Brot zu ernähren; ebenso verkehrt ist es in ökonomischer.

Wenn Sie Ihren Fehler wieder gutmachen und die Auslieferung des Getreides durch Freitische ersetzen wollen, so tun Sie das.

Ich will von all den andern Vorteilen, die die Freitische mit sich bringen, gar nicht reden. So stellen sich z. B. durch Freitische die besten Beziehungen heraus, die bei Auslieferung der Vorräte wegfallen. Es macht zwar mehr Mühe, deshalb verschafft es aber auch mehr innere Befriedigung.

Ich habe Ihre Adresse den „Russischen Nachrichten" mitgeteilt, damit sie Ihnen Geld schicken. Ich hoffe, daß die Zeitung das auch wirklich tut.

Wir waren 20 Tage in Moskau, morgen fahren wir zurück.

Schreiben Sie. Alex. Ark. war hier, und ich habe ihn gebeten, hinaufzufahren und Korn zu kaufen. Er hat es getan. Die Sache hat uns so in Anspruch genommen, daß wir gar nicht mehr loskommen. Solange noch Mittel da sind, werden wir uns damit beschäftigen. Jetzt haben wir ungefähr 100 Freitische.

Leben Sie wohl, ich küsse Sie, Ihr Sie liebender

L. Tolstoi.

Tolstois Gründe erschienen dem Arzt Rachmanow nicht einleuchtend, und er eröffnete keine Freitische. Als er in demselben Sommer flüchtig bei Tolstoi vorsprach, entspann sich sogleich ein lebhafter Disput

über diesen Gegenstand. Tolstoi und Rachmanow trennten sich in gespannter Stimmung. Rachmanow fuhr wieder in den Bezirk Luck, wo er sich niederlassen und ein Haus baun wollte.

Rachmanows Aufmerksamkeit wurde damals durch die Wirkung erregt, die in den Ansichten seiner Freunde, Michael und Arkadius, vorgegangen war. Er wollte den psychologischen Grund ihrer Vorliebe für die Orthodoxie herausbekommen. Darüber schrieb er Tolstoi. Als Antwort darauf kam im Oktober 1892 folgender Brief:

VI.

Ich danke Ihnen, teurer Wlad. Wass., daß Sie mir geschrieben haben. Ihr Brief hat dem Gefühl von Reue, das nach unserm letzten Zusammentreffen in mir zurückgeblieben war, Erleichterung verschafft. Ich habe gehört, daß Sie nach Krapiwna, in das Choleragebiet, gegangen sind, und wollte immer gern Genaueres erfahren. Obgleich es mir leid tut, daß Sie so weit von uns entfernt sind und daß es mir nicht gelingen wird, durch ein persönliches Wiedersehn den letzten Rest von Verstimmung zu beseitigen, die nach unsrer letzten Unterredung zwischen uns zurückgeblieben war und bei mir durch Ergeiz und Stolz erzeugt ist — so freue ich mich doch Ihretwegen, daß Sie an dem richtigen Platze sind. Aber wo sind Sie eigentlich? In der Stadt oder auf dem Lande? Wo baun Sie? Ich wollte, wir wären zusammen. — Ich weiß nicht, habe ich Ihnen von dem Briefe erzählt, den ich Prokopenko als Antwort auf ein Schreiben geschickt habe, in dem in unbestimmten Ausdrücken vom lebenden und gekreuzigten Christus die Rede ist? Als Antwort auf meinen Brief habe ich von ihm den fröhlichsten und besten Brief bekommen, indem er mir schreibt, daß ich ihn entweder nicht richtig verstanden habe oder daß er sich nicht richtig ausgedrückt hat. Jedenfalls ist er mit mir einverstanden. Er wollte erwidern, hat dann aber im Namen der Liebe beschlossen, es nicht zu tun. So hat also ein aufrichtiger Gedankenaustausch mir viel Freude verursacht und zu einer engern Annäherung geführt. Ich hoffe, daß dies auch mit Mow. und Alex. der Fall sein wird.

Sie haben Recht, daß bis zu dem Zeitpunkt, wo sich unser Leben nicht ändert, alle Reue und ein mystisches Dahindämmern keinen Zweck haben. Bis jetzt beobachte ich aber bei unsern Freunden ein strenges Verhalten gegen sich selbst.

Kürzlich sind Mitw. Alex. und Bogdanski festgenommen und der

eine nach Poltawa, der andre nach Charkow transportiert. Bogdanski ist auf 5 Jahre nach Transkaukasien verbannt.

Ich setze meine Arbeit fort und habe sie noch nicht beendet. Wie geht es O. A.? Grüßen Sie sie von mir.

Wir haben heute die Nachricht bekommen, daß ein junges Mädchen, das ins Hungergebiet gefahren ist und dort Kranke gepflegt hat, hoffnungslos darniederliegt. Biriukow hat telegraphiert: „Hoffnungslos, erwarten das Ende". Einstweilen leben Sie wohl, Ihr Sie aufrichtig liebender

Leo Tolstoi.

Hierauf hörte der Briefwechsel zwischen Tolstoi und Rachmanow lange auf. 1896 kehrte Rachmanow wieder bei Tolstoi ein. Tolstoi war damals mit dem Werk „Die Lehre Christi" beschäftigt. Er wollte in diesem Buche die Grundlagen der christlichen Lehre auf die allereinfachste, sogar dem kindlichen Verständnis angemessene Weise auseinandersetzen. Er schrieb übrigens damals, daß ihm das nicht gelungen sei. Tolstoi gab dann Rachmanow dieses Werk zu lesen, und Rachmanow fand, daß ein unvorbereiteter Leser das Buch unmöglich verstehn könne.

Außerdem erhielt Rachmanow noch einen andern Eindruck. Er konnte sich aber nicht sofort Rechenschaft davon geben und reiste deswegen ab, ohne sich erklärt zu haben.

Später dachte er viel über diesen Zwiespalt nach. Ihm gefiel Tolstois Ton nicht — er war ihm zu lehrhaft, schien ihm der Ton eines Mannes, der die Wahrheit gefunden hat und andre darin unterweisen will. Dieser Ton klang damals zuerst aus Tolstois Schriften. Früher hatte man den Eindruck gehabt, daß er selbst die Wahrheit suchte und andern von seinem Suchen Mitteilung machte. Rachmanow war der Ansicht, nur der könne die Wahrheit lehren, der ihr sein Leben vollständig geopfert habe — gerade wie ein wissenschaftliches Problem nur dann als erwiesen gilt, wenn es durch die Erfahrung bestätigt ist. Also der Arzt war der Ansicht, nur der könne andre unterrichten, der seine Lehre im Leben bestätigt hätte, wie Christus bis zum Tode am Kreuze.

Ferner stimmte Rachmanow mit dem Inhalt des Tolstoischen Werkes nicht überein. In dem Werk wurde sehr bestimmt eine metaphysische Vorstellung von der menschlichen Seele geliefert mit ihrer ein für alle Mal gegebenen Fähigkeit einer allumfassenden Liebe. Rachmanow dagegen konnte der Lehre der Evolutionisten nicht entsagen, die der Ansicht sind, daß alle moralischen

Gefühle und u. a. auch die Fähigkeit uneigennütziger Liebe und Sympathie das Resultat einer Entwicklung sind und daß man deswegen ein Gefühl entwickeln und weiter ausbaun könne.

Er legte Tolstoi diesen Standpunkt dar, und Tolstoi erwiderte ihm:

VII.

Ich habe Ihren Brief erhalten, teuerer Wlad. Wass., und nachdem ich ihn gelesen, war ich zuerst instinktiv bedrückt. Freute mich dann aber bewußt, wie ich mich stets freue, wenn ich auf einen Tadel stoße, weil jeder Tadel, besonders wenn er von jemand ausgeht, der uns innerlich nahe steht, Nutzen bringt. In Ihrem Tadel habe ich aber wenig Nutzen gefunden.

Daß ich kalt schreibe, weiß ich, aber ich kann nicht anders schreiben, als ich tue. Ich kann auch nicht, wie Sie mir raten, das Schreiben unterlassen: Ich habe viele angefangene und neu gefundene künstlerische Pläne, die mich locken; aber ich will die kurze Lebensfrist, die mir noch geblieben, wenigstens so lange nicht darauf verwenden, bis ich diese eine Arbeit vollendet habe. Welche es ist, sage ich nicht. Mir scheint, ja ich bin fest davon überzeugt, daß sie vielen Leuten notwendig und nützlich ist. Ich bin deswegen davon überzeugt, weil die Schlüsse, zu denen ich gekommen bin, mir mit vieler Mühe klar geworden sind und mir innern Frieden und Ruhe verschafft haben, mit denen ich lebe und dereinst zu sterben hoffe. Sie raten mir, nicht zu lehren und mein Leben nicht zu ändern, aber ich kann einmal nicht anders schreiben, als ich schreibe. Nur dieses Schreiben gibt mir das Bewußtsein einer notwendigen Arbeit. Ich kann auch nicht den Wunsch unterdrücken, mein Leben zu ändern, sondern quäle mich immer damit herum, weil mein geistiges Leben mir Qual macht.

So hat denn also Ihr Brief mir nicht den Nutzen verschafft, den ich erwartet hatte, hat mir aber Sympathien für Sie eingeflößt. Ich habe aus Ihrem Brief gesehn, daß Sie, der Sie mich in Ihrer innersten Seele verurteilen, mir mit Ihrer Aufrichtigkeit und wahren Anhänglichkeit alles haben sagen wollen, was Sie von mir dachten.

Und darum sind Sie mir noch teurer geworden.

Was Sie aber von der Liebe schreiben, ist etwas unklar und wahrscheinlich durch die Ungenauigkeit meiner Ausdrücke und Ihr schnelles Lesen verursacht, da Sie mir mit denselben unklaren und unwirksamen

Erörterungen erwidern, wie wünschenswert es sei, die Liebe zu vermehren, die ich vollständig beseitigt wähnte, nachdem ich ihre Richtigkeit dadurch erwiesen, daß ich nicht nur durch Worte, sondern auch durch alles, was daraus folgt, bewiesen habe, daß Gott die Liebe ist und deswegen auch der Mensch die Liebe ist und daß man deswegen die Liebe nicht auf Wunsch vermehren, sondern nur das beseitigen kann, was ihr im Wege steht.

Nun, einstweilen leben Sie wohl. Ich küsse Sie

18. Oktober 1896. Leo N. Tolstoi.

Parkfrieden

Aber das Leben ist dennoch allüberall,
Nicht nur im Sturm brandender wilder Nächte,
Nicht nur an Weibesgluten, in schwellenden Schmerzen,
Nicht nur im Ringen aufreibender Alltagsmühn.
Nein,
Auch dort ist das Leben,
Wo die gewöhnlichen
Butterbrod essenden Kinder im Sande spielen,
Wo die Gedichte machenden Jünglinge,
Mit Stickerei beschäftigten Mädchen sitzen,
Wo die Waldruh im Wiegen der Blätter träumt
Und die Spechte im Hohlbaum hämmern und pochen,
Wo sich des Lebens tausendfältige Fragen
Still ins sinkende Farrnkraut legen.

Otto Myller.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

„Ach, Sie sind übrigens nicht der erste, der meine Augen lobt," versetzte sie. „Mein Mann —"

„Aber ich erst!" ruft der Kapitän. „Ich sage nur so viel: hätte ich Sie vor zwanzig Jahren kennen gelernt, dann hätte ich nicht für meinen Verstand einstehn können. Kommen Sie, es ist nicht so schlimm mit dem Tau im Walde!"

„Wir wollen lieber ins Haus hineingehn," schlägt sie vor.

„Hinein? Drinnen ist ja nirgends ein Winkel, wo man allein sein kann."

„O, es wird sich schon ein Plätzchen finden."

„Ja, denn heut Abend muß es ein Ende nehmen," sagte der Kapitän zum Schluß.

Dann gehn sie.

Ich aber frage mich, warum ich die leere Flasche hinabgeschleudert habe, und ob ich wirklich jemand damit habe warnen wollen?

*　　*　　*

In aller Frühe, schon um drei Uhr, höre ich den Knecht hinausgehn, um die Pferde zu füttern. Um vier Uhr klopft er an den Giebel. Ich gönne ihm den Ruhm, der Erste zu sein, der auf ist, obgleich ich ihn zu jeder Stunde der Nacht hätte wecken können, denn ich hatte gar nicht ge-

schlafen. Ach, in dieser leichten, dünnen Luft, die so gar nicht einschläfernd wirkt, kann man den Schlaf leicht ein oder zwei Nächte entbehren.

Der Knecht fährt mit frischen Pferden vor dem Pflug auf den Acker. Er hat die fremden Pferde untersucht und sich Elisabeths ausgewählt; das sind gute Bauerngäule mit derben Beinen.

2.

Noch mehr Gäste treffen auf Övrebö ein, und das Festefeiern nimmt gar kein Ende. Wir Knechte düngen, pflügen und säen, und auf einigen Äckern sprießen schon grüne Hälmchen hinter uns hervor; das sehn wir mit Freude.

Aber bei Kapitän Falkenberg stoßen wir da und dort auf Widerstand, den wir erst überwinden müssen. „Sein eigner Verstand und seine Wohlfahrt sind ihm gleichgültig geworden," sagt der Knecht.

Ja wirklich, ein böser Geist war in den Kapitän gefahren; halb betrunken und wie im Halbschlaf ging er umher und dachte an nichts, als wie er es seinen Gästen recht gemütlich machen könnte. Fünf Tage hintereinander hatte er nun mit diesen Gästen die Nacht zum Tag auf dem Hofe gemacht. Aber wenn die ganze Nacht hindurch nichts als Spektakel ist, hat das Vieh auch keine Ruhe in seinem Stall, und die Mägde können nicht zu rechter Zeit schlafen; ja es kam vor, daß die jungen Herren mitten in der Nacht zu ihnen hereinkamen, sich zu ihnen aufs Bett setzten und mit ihnen schwatzten, nur um sie ausgekleidet zu sehn.

Wir Arbeitsleute hatten nichts damit zu tun, o nein; aber oftmals fühlten wir es viel mehr als eine Schmach statt als eine Ehre, daß wir auf diesem Hofe dienten; und der Knecht kaufte sich das Zeichen des Abstinentenvereins und trug es offen auf seiner Bluse.

Eines Tags kommt der Kapitän zu mir auf den Acker hinaus und befiehlt mir, den Wagen anzuspannen; es müßten zwei neue Gäste von der Bahn abgeholt werden. Es war aber noch mitten in der Arbeitszeit vor Feierabend, und er war wohl eben erst aufgestanden. Ich war in einer schweren Klemme, und ich fragte mich, warum er sich nicht an den Knecht wandte. „Aha", dachte ich, „du wirst sehn, er geniert sich allmählich doch vor dem Nüchternheitszeichen des Knechts!"

Der Kapitän merkte wohl, daß ich zögerte; er lächelte und sagte:

„Aber vielleicht hast du Angst vor Nils? Dann kann ich auch zuerst mit ihm sprechen."

Nils, das war der Knecht.

Aber in diesem Augenblick durfte ich den Kapitän unter keinen Umständen zu Nils hingehn lassen; denn er pflügte noch immer mit den fremden Pferden und hatte mich gebeten, ihm einen Wink zu geben, wenn er in Gefahr käme, entdeckt zu werden. So zog ich denn mein Taschentuch heraus, wischte mir das Gesicht ab und wedelte ein wenig damit. Der Knecht sieht es und spannt augenblicklich seine Pferde vom Pflug. „Was wird er jetzt tun?" dachte ich. „O, der gute Nils wird sich schon zu helfen wissen." Obgleich es mitten in der Arbeitszeit war, führt er die Pferde heim.

„Wenn ich jetzt nur den Kapitän noch ein wenig aufhalten könnte," denke ich weiter. Der Knecht merkte, daß es darauf ankam, er trieb die Pferde eifrig an und schirrte sie schon unterwegs aus.

Auf einmal sieht mich der Kapitän scharf an und sagt:

„Bist du stumm geworden?"

„Bei dem Knecht scheint irgend etwas nicht in Ordnung zu sein," sagte ich. „Er hat ausgespannt."

„Na, und dann?"

„Nein, ich dachte nur —"

„Ach was, mag der Teufel heucheln!" Jetzt konnte ich Nils ein wenig helfen, nachher kam er in die Klemme. So ging ich grade drauf los und sagte:

„Es ist jetzt die strenge Arbeitszeit, und dort drüben sprießt schon die junge Saat hervor. Aber wir haben noch ein gutes Stück Ackerland vor uns, das —"

„Laß es wachsen, laß es wachsen!"

„Hier sind zwölf Morgen, und der Knecht hat vierzehn Morgen vor sich, deshalb dachte ich, der Herr Kapitän werde vielleicht seinen Befehl zurücknehmen."

Da dreht sich der Kapitän auf dem Absatz um und läßt mich stehn, ohne noch eine Silbe zu sagen.

„Ich bin verabschiedet!" denke ich; aber ich gehe mit dem Karren und dem Pferd doch hinter dem Kapitän dem Hause zu, um seinem Befehl nachzukommen.

Des Knechts wegen war ich jetzt beruhigt; er war schon ganz nahe bei den Häusern; der Kapitän winkte ihm, aber er beachtete es nicht. „Halt!" rief der Kapitän mit seiner Offizierstimme, aber der Knecht hörte nicht.

Wir erreichen den Stall. Der Knecht hatte die Pferde glücklich in den Stand gestellt; der Kapitän war äußerst steif, aber er hatte sich wohl unterwegs schon ein wenig besonnen.

„Warum hast du ausgespannt?" fragte er.

„Der Pflug rauchte," erwiderte der Knecht, „und bis er abgekühlt ist, wollte ich die Pferde einstellen, es wird nicht lange dauern."

„Ein Mann soll mit dem Wagen nach dem Bahnhof," befiehlt der Kapitän.

Der Knecht wirft mir einen Blick zu und murmelt:

„Hm. Ach so! Ist denn dazu jetzt Zeit?"

„Was brummelst du da?"

„Wir sind nur zwei und eine halbe Kraft bei der Arbeit, das ist nicht zu viel," sagt der Knecht.

Aber dem Kapitän muß wegen der Braunen, die der Knecht so rasch ausgespannt und nach Hause geführt hat, ein Verdacht aufgestiegen sein. Er geht zu den verschiednen Pferden hin und untersucht, welche erhitzt sind. Dann tritt er wieder zu uns, und indem er sich die Hände an seinem Taschentuch abtrocknet, sagt er:

„Pflügst du mit fremder Leute Pferden, Nils?"

Pause.

„Das will ich nicht haben."

„Hm, nein, nein," murmelt Nils. Aber dann wird er plötzlich ärgerlich und fährt fort: „In diesem Jahr brauchen wir viel mehr Pferdekraft, als in allen den andern Jahren. Wir brechen auch viel mehr Land um, als je vorher. Und diese fremden Gäule stehn nun so und so viel Tage da und fressen unser Futter, ohne auch nur so viel zu nützen, wie das Wasser wert ist, das sie saufen; deshalb hab ich sie ab und zu ein wenig herausgenommen und sie bewegt."

Doch der Kapitän wiederholte nur kurz und bündig: „Aber das darf nicht wieder vorkommen, hörst du wohl, Niels?"

Pause.

„Hast du nicht gestern gesagt, eins von den Pferden des Herrn sei krank?" warf ich ein.

Diesen Vorwand ergriff der Knecht sofort.

„O ja," sagt er, „gestern Abend stand es vor dem vollen Futtertrog und zitterte an allen Gliedern. Ich konnte es nicht aufs Feld nehmen."

Der Kapitän maß mich mit seinem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann:

„Was hast denn du hier zu tun?"

„Der Herr Kapitän befahl mir, nach dem Bahnhof zu fahren."

„Dann geh und richte dich!"

Aber sobald der Kapitän ausgesprochen hatte, ergriff Nils das Wort und sagte:

„Nein, das geht nicht."

„Bravo, Nils!" dachte ich. Er hatte ja vollkommen recht und sah auch darnach aus, wie er so dastand: stark und eigensinnig. Und was die Pferde anbelangte, so waren diese in der langen, strengen Arbeitszeit ganz abgeschunden, während die fremden Pferde nur immerfort fraßen und ganz steif wurden, weil sie niemand bewegte.

„Es geht nicht?" fragt der Kapitän, wie aus den Wolken gefallen.

„Wenn der Herr Kapitän mir meinen Helfer wegnimmt, dann hab ich hier nichts mehr zu schaffen," erwidert Nils.

Der Kapitän trat an die Stalltür und sah hinaus. Er kaute an seinem Bart und überlegte, dann fragte er über die Schulter zurück:

„Kannst du auch den Kleinknecht nicht entbehren?"

„Nein," antwortete Nils, „er ist mit der Egge draußen."

Dies war der erste Zusammenstoß, den wir mit dem Kapitän hatten und bei dem wir Recht behielten. Später gab es noch kleine Reibereien, aber da gab er immer gleich nach.

„Es sollte eine Kiste vom Bahnhof abgeholt werden," sagte er eines Tages. „Könnte sie der Kleinknecht wohl holen?"

„Der Kleinknecht ist jetzt so viel wert wie ein rechter Knecht," sagt Nils. „Er ist an der Egge, und wenn er jetzt nach der Bahn fährt, kann er vor morgen Abend nicht zurück sein; dadurch werden anderthalb Tage vergeudet."

„Bravo!" dachte ich wieder. Nils hatte schon vorher mit mir wegen der Kiste auf dem Bahnhof gesprochen. Sie enthielt Getränke; er hatte es von den Mägden gehört.

Die beiden wechselten noch ein paar Worte; der Kapitän runzelt die Stirn und meint, die Feldarbeit habe noch nie so lange gedauert wie diesmal; der Knecht wird schließlich ärgerlich und sagt:

„Wenn Sie uns den Kleinknecht vom Acker wegnehmen, dann geh ich auf der Stelle." Und dann fragte er mich, wie wir zum voraus verabredet hatten: „Gehst du mit?"

W. Strich-Chapell
Schwarzwaldlandschaft
(Zum Aufsatz von Prof. Dr. Gradmann)

Sie tat es, und als sie fertig war, dankte ihr der Kapitän mit einem freundlichen „Danke, meine Liebe."

Frau Falkenberg schien ein wenig überrascht und schickte das Mädchen sofort mit einem Auftrag nach dem Bodenraum. Der Kapitän sah ihr nach, als sie die Küche verließ, und sagte:

„Was für wunderbar glänzende Augen dieses Mädchen hat!"

Ich schielte zu Frau Falkenberg hinüber. Ihre Augen flammten; sie wurde rot und verließ die Küche. Aber an der Tür drehte sie sich wieder um, und ihr Gesicht war ganz blaß. Da war gewiß schon irgend ein Entschluß in ihr gereift, denn sie sagte über die Schulter weg zu ihrem Manne:

„Ja, ich glaube beinah, ein bischen zu glänzende Augen."

Der Kapitän fragte verwundert:

„Wieso?"

Da lacht Frau Falkenberg ein wenig; sie deutet mit dem Blick auf uns und sagt:

„Ja, denn sie wird allmählich zu vertraut mit den Knechten."

Da wird es ganz still in der Küche.

„Und deshalb ist es wohl am besten, sie geht," fährt Frau Falkenberg fort.

Diese Worte waren eine unglaubliche Frechheit von Frau Falkenberg; aber wir konnten nichts machen, wir wußten: sie gebrauchte uns nur als Vorwand.

Als wir ins Freie kamen, sagte der Knecht empört:

„Ich sollte eigentlich wieder hineingehn und ihr eine deutliche Antwort geben."

Aber da es doch gar nicht der Mühe wert war, sich darüber zu ärgern, riet ich von diesem Vorhaben ab.

Nun vergingen ein paar Tage. Der Kapitän fand wieder Gelegenheit, Ragnhild in Gegenwart seiner Frau eine plumpe Schmeichelei zu sagen. „Du, mit deinem jungen Leib!" sagte er.

Nein, in welchem Tone jetzt auf dem Hof des Kapitäns gesprochen wurde! Mit jedem Jahre war er wohl immer mehr heruntergekommen, betrunkne Gäste hatten das ihre dazu beigetragen, und Müßiggang, Gleichgültigkeit und Kinderlosigkeit hatten mitgeholfen.

Am Abend kam Ragnhild zu mir und erzählte, es sei ihr gekündigt worden, und die gnädige Frau habe nichts weiter getan, als eine kleine Anspielung auf mich gemacht.

Dies war wieder eine Hinterlist; Frau Falkenberg wußte, daß ich nicht lange auf dem Hofe bleiben wollte, — warum also mich zum Sündenbock stempeln? Sie wollte ihrem Mann einen Strich durch die Rechnung machen, — das war alles.

Ragnhild war übrigens recht betrübt, sie weinte ein wenig und wischte sich die Augen. Aber nach einer Weile tröstete sie sich und meinte, wenn ich erst fortginge, werde Frau Falkenberg die Aufkündigung schon zurücknehmen; — was ich in meinem Innern für ganz ausgeschlossen hielt.

Der Kapitän und Frau Elisabeth konnten befriedigt sein: das unbequeme Stubenmädchen kam sicher vom Hofe fort.

* * *

Aber was wußte ich? Es war vielleicht doch irgendein Fehler in meiner Berechnung der Situation. Neue Vorkommnisse machten mich unsicher, ja sie brachten mich dazu, meine Meinung zu ändern, — ach, wie schwer ist es doch, Menschen richtig zu verstehn!

Allmählich wurde mir klar, daß Frau Falkenberg ehrlich und redlich eifersüchtig auf ihren eignen Mann war, und nicht nur so tat, um selbst auf dem abschüssigen Pfad weitergehn zu können. Weit entfernt . . .! Dagegen glaubte sie wohl keine Minute lang, ihr Mann habe ein Auge auf das Stubenmädchen geworfen. Daß sie so tat, war nur ein Kniff von ihr; jetzt, wo es drauf ankam, war ihr jedes Mittel recht. Sie war in der Küche rot geworden, jawohl, aber das war der Ausbruch einer raschen, natürlichen Kränkung über ein paar unpassende Worte ihres Mannes gewesen; nichts weiter, durchaus keine richtige Eifersucht.

Aber ihretwegen mochte ihr Mann gern glauben, sie sei auf das Stubenmädchen eifersüchtig, — das war ja grade ihre Absicht gewesen. Und damit redete sie eine deutliche Sprache: „Jawohl, ich bin bei Gott wieder eifersüchtig; du siehst: es ist grade wie früher, hier hast du mich!“ Ei sieh, Frau Falkenberg war besser, als ich gedacht hatte! In allen den Jahren hatten sich die Ehegatten mehr und mehr von einander entfernt, zuerst aus Gleichgültigkeit, schließlich vielleicht auch aus Trotz; jetzt wollte sie den ersten Schritt tun und ihm aufs neue Liebe zeigen. So war es. Aber vor der, die sie am allermeisten fürchtete, wollte sie auf keine Weise ihre Eifersucht zeigen, nämlich vor Elisabeth, dieser gefährlichen Freundin, die so viel Jahre jünger war als sie selbst.

Ja, so war es.

Und der Kapitän? Rührte sich etwas in ihm, als er seine Frau in der Küche rot werden sah? Möglicherweise ging ihm eine leichte Erinnerung aus alten Zeiten durch den Kopf, eine schwache Verwunderung, eine Freude. Aber er zeigte keine Spur von Erregung; mit den Jahren war wohl sein Stolz und sein Trotz übermäßig geworden.

Dann traten die Ereignisse ein, von denen ich vorher gesprochen habe.

3.

Frau Falkenberg hatte schon seit längerer Zeit ihr Spiel mit ihrem Manne getrieben. Bei seiner Gleichgültigkeit hatte auch sie sich gleichgültig gestellt und sich mit der zufälligen Kurmacherei der verschiednen Gäste getröstet. Nun reiste von diesen Gästen einer nach dem andern ab; aber der dicke Kapitän Bruder und die Dame mit dem Schal blieben noch da. Der Ingenieur Lassen blieb auch da. „Ganz wie es dir beliebt," dachte der Kapitän dazu. „Laß dich hier ruhig nieder, so lang es dir gefällt, mein Freund." Und es schien auch gar keinen Eindruck auf ihn zu machen, als seine Frau mit dem Ingenieur sogar Bruderschaft machte und ihn Hugo nannte, grade wie der Kapitän. „Hugo!" rief sie bisweilen von der Treppe aus; und dann gab ihr der Kapitän wohl Auskunft und antwortete: „Hugo ist den Weg hinuntergegangen."

Eines Tages hörte ich den Kapitän, während er auf die Syringenbüsche deutete, mit einem spöttischen Lächeln antworten: „Der kleine König Hugo erwartet dich in seinem Reich."

Ich sah, daß Frau Falkenberg zusammenzuckte; sie lachte etwas verlegen und ging dann zu dem Ingenieur hinunter.

Jetzt endlich war es ihr gelungen, einen Funken aus ihrem Manne zu schlagen, und sie wollte versuchen, diesem ersten noch weitere folgen zu lassen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Prof. Dr. Gradmann: Landschaftskunst

Es gibt zweierlei Arten von Landschaftsverschönerung: eine romantische und eine realistische. Jene geht aus von einem romantischen Ideal der deutschen Landschaft, dem angenommenen Urzustand oder einem andern vergangenen, historischen Zustand, dem der guten, alten Zeit, den sie wiederherstellen möchte, zum mindesten für das Auge; diese vom gegebenen Zustand, dem der Kultur, den sie nur nach künstlerischen Gesichtspunkten ausbaut, soweit es die rationelle Kultur gestattet. Sie betrachtet den Acker-, Wiesen- und Gartenbau, den Wein- und Obstbau und den Waldbau als ihre Verbündeten.

Wenn eine Stadt ihre landschaftliche Umgebung planmäßig anpflanzt, wird sie sich zunächst fragen, ob nicht an gewissen Stellen Reste freier Natur, von Wald und Heide, oder auch die alten Kulturen, z. B. Weinberge, Obstgärten, Weiden, erhalten bleiben sollen, statt gärtnerischer Anpflanzung oder forstlicher Bestockung. Im allgemeinen wird es sich gewiß empfehlen, an Stellen, die sich zur Überbauung wenig eignen z. B. an sonnenlosen Steilhängen, den Wald an die Stadt heranzuziehn.

Der Hausgarten verleugnet heute noch die Herkunft vom Nutzgarten nicht. Das rechteckige Grundstück wird sachgemäß in rechteckige Viertel eingeteilt durch ein Wegkreuz; die Blumen eingeschränkt auf Randstreifen (Rabatten) der Gemüsebeete. Dazu Obst- und Rebspaliere, eine Laube oder ein Laubgang von Reben oder Geißblatt oder auch Kürbis oder Bohnen; das Ganze ein veredelter, verzierter Nutzgarten. Dieser echt bürgerliche Grundzug möge dem Hausgarten und dem Garten vor dem Tore bleiben! Dazu ein Stück von der Art der bäuerlichen Gras- und Obstgärten. Oder beim Landsitz auch ein Stück Waldes, ein Stück Heide oder Wiese oder Weinberg, wenn es vorhanden ist. Wenige gut gedeihende ausländische Parkgewächse, sofern sie noch Fremdlinge

Der Stuttgarter Landeskonservator Professor Gradmann ist wohl der beste Kenner der täglich mehr anwachsenden Naturschutzbewegung und ihr hervorragendster Vertreter. Er läßt soeben bei Strecker & Schröder in Stuttgart ein sehr lesenswertes Buch über diese Bewegung erscheinen. Das Buch, dem wir diese Zeilen entnehmen, hat der beliebte Maler W. Strich-Chapell in vortrefflicher Weise illustriert.

sind! Sonst sind wir eben nicht mehr in der Heimat und auf dem Lande. Gute Überlieferung vom altväterischen Bürgergarten sind die Buchshecken zur Einfassung der Wege und gute Vorbilder einer bescheidenen Gartenarchitektur die Gartenhäuschen, die gern auf der Gartenmauer sitzen, die Stützmauern, Treppen und Brüstungen. Dazu die schlichten, hellgestrichenen Zäune und Türen, Lauben und Spaliergitter aus Holzlatten. Wir haben eingesehn, daß Drahtnetze den Eindruck traulicher Abgeschlossenheit nicht hervorbringen können und daß Draht unmalerisch ist, weil er keine Fläche zeigt; und wir wünschen darum die Drahtzäune durch eine Hecke gedeckt.

Die Gartenmöbel, Zäune und Geländer aus ungeschältem Krummholz erscheinen dem heutigen Geschmack als naturalistische Spielerei. Die billigen Gartenhütten aus Fichtenstangen können zu künstlerischer Wirkung gebracht werden durch engere moderne Gitterformen, senkrechte und wagrechte Stäbe und schräges Gitterwerk für die Füllungen, Streifen und Umrahmungen. Schöner sind auch sie natürlich an richtigen „Treillagen", Gitterkanten von vierkantigen gehobelten und gestrichenen Latten. Von den Gartenfiguren gilt: Was im Haus geschmacklos ist, ist es auch im Garten. Eine Figur, die wert ist, aufgestellt zu werden, ist auch eines Sockels würdig. Das Kunstwerk gehört isoliert, um seine Wirkung auszuüben. Glaskugeln sollen aus dem Hausgärtchen des Bürgers nicht verbannt sein.

Der stimmungsvollste Garten kann der Friedhof sein, selbst die Massengrabstätte der Großstadt, wenn sie als Kunstgarten oder als Park angelegt ist, wie es in Amerika zuerst, dann in Hamburg und München erprobt wurde. Bei den alten Friedhöfen war es ursprünglich wohl kaum beabsichtigt. Erst die ungebändigte Fülle der Vegetation hat sie dazu gemacht. Aus kleinen Zierbäumchen, die auf einzelne Gräber gepflanzt waren, sind die Haine von Zypressen, Trauerweiden und Hängeeschen erwachsen, und die parkartigen Bilder sind erst entstanden, als die Gräberstätten sich selbst, d. h. der Natur überlassen wurden, ein Rasenteppich über die verfallenen Grabhügel sich ausbreitete und ein Netz von Efeuranken über alle Erhöhungen. Wesentlich für den feierlichen Eindruck des ganzen Totenhains ist die Umfassungsmauer. Sie gibt dem Orte das Abgeschlossene, Weihe- und Geheimnisvolle. Schön ist der Gegensatz des weißen Marmors zu den dunkelgrünen südlichen Gewächsen. Aber schön genug sind auch die hellgestrichenen Holzkreuze und Totenbretter deutscher Dorffriedhöfe und

die Denkmäler aus einheimischem Werkstein, Sandstein oder Kalkstein, denen erst die künstlerische Form und der Gedankeninhalt höhern Wert verleiht. Wie in gärtnerischer Hinsicht die einheimischen Pflanzen grundsätzlich den fremden vorzuziehn sind, so mit Rücksicht auf die Dauerhaftigkeit und auf die landschaftliche Harmonie die einheimischen Steine. Vorzüglich ist Muschelkalk.

Unerquicklich sind die spiegelglatt geschliffenen Denkmäler und Tafeln aus fremdländischen, glasharten Steinarten, zumal die von tiefschwarzer Farbe, mit Inschriften und Zieraten blank auf mattiertem Grund, oder grell vergoldet. Erstaunlich die Gedankenarmut des Steinhauers, der einen Felsaufbau nachbildet an einem Block! Über die Geschmacklosigkeit der Kränze aus Blech, Glas und Papier ist kein Wort zu verlieren, ebensowenig über die Photographien an Grabsteinen.

Wesentlich für eine künstlerische Wirkung ist die Einteilung des Friedhofs in abgeschlossene Unterabteilungen von intimem Charakter. Mauern, Hecken oder Baumwände mögen die Umfassung und Rückwand der Denkmälerreihen bilden. Dabei geht die Übersichtlichkeit des Ganzen verloren, wenn es nicht regelmäßig, architektonisch angelegt ist. Der regelmäßige Gartentypus verdient auch hier den Vorzug vor dem unregelmäßigen Parktypus, gerade wie beim Volks- und Privatgarten. Bei ihm ist viel mehr Raum für schöpferische Freiheit und künstlerische Eigenart als bei einer Veredlung oder Nachahmung der gegebenen Natur. Schöne alte Motive sind die Wandarkaden und -nischen. Grabhügel und Einfassungen sind unnötig.

Die Poesie eines orientalischen Friedhofs finden wir im eigenen Lande hier und da in einem einsamen Judenfriedhof, dessen schiefgesunkene Grabsteine in ihrem Verbleib gesichert sind durch rituelle Vorschriften.

Aufgelassene Friedhöfe wünschen wir auch aus künstlerischen Gründen belassen als das, was sie sind, als alte Totengärten, Denkmalstätten. Baumwuchs und Schlingwerk soviel als möglich, düstere Tannen, Eiben, Lebensbäume, Lorbeer und Zypressen und dunkler Efeu oder Immergrün; dazwischen aber, um so heller leuchtend, heimische Birken, Farne, weiße Schlingrosen und Reben, Lilien u. a. weiße und violette Blumen. Wenige Wege, doch kein neues willkürlich unregelmäßiges Wegnetz. Im Rasen und Efeuteppich werden auch die schiefen und verwitterten Denkmäler nicht unordentlich erscheinen. Echte Trauerbäume sind die Hängeweiden und -eschen, Lärchen Birken, alten Fichten mit ihren

schlaffhängenden Zweigen. Dichtverwachsene Gehölze, in denen die Nachtigall weilt, sind hier wie nirgends sonst an ihrem Platz.

Alleen jeder Art sind herrlich, wenn sie gut gedeihn, was aber in der Stadt eben nicht die Regel ist. Wo sie gedeihn können und nicht stören, möge man sie auch pflanzen; man kann ihrer nie zuviel bekommen, vielmehr nur wünschen, daß die Allee zum Hain erweitert werde, wo die Au Raum dafür bietet. Linden mit ihrer süßduftenden Blüte, hochwüchsige Platanen, Pappeln mit breiter Krone, die zu wahrhaft monumentaler Erscheinung heranwachsen, das sind die allerschönsten Alleebäume. Akazien sind zu feinblättrig, zu durchsichtig; schön sind sie freilich in der Blüte. Spitzpappeln eignen sich mehr zur Zusammenstellung in kleiner Gruppe und mit rundlichem Gebüsch, etwa von Erlen und Weiden. Roßkastanien sind uns nicht mehr fremd und sind wegen ihres raschen Wuchses und dichten Blätterdachs überall erwünscht, wo im Bereiche der Baukultur ein grüner Schattenplatz geschaffen werden soll.

Im Ackerland sind Obstbäume der gegebene Schmuck und Schattenspender an der Straße; in rauhen Gegenden haben die Ebereschen und Mehlbeerbäume, die in der Schneewüste den verwehten Weg bezeichnen, etwas Tröstliches und die roten Vogelbeeren etwas Erquickendes auch für das Auge des Menschen. An einem unebenen und gewundenen Wege wird auch unregelmäßiger Baumsatz, einzeln und in Gruppen, in verschiedenen Abständen und ohne symmetrische Paarung, reizvoll wirken; am besten eine sogenannte Pücklerhecke, ein Streifen angepflanzten Mischwalds, der nach forstlichen und parkgärtnerischen Grundsätzen mit der Axt gelichtet wird, bis nur einzelne schöne Überhalter und Baumgruppen über mannigfaltigem Unterholz übrig bleiben. So auch an Wasserläufen.

Bäume und Baumgruppen sollten überall die freistehenden Häuser begleiten, dürften auch in der Häuserreihe stehn, wo eine Lücke, ein Winkel, ein Hinterhof Raum bietet. Mit Unrecht ist auf dem Lande der Nußbaum als Feldbaum in Abgang gekommen, weil er angeblich den Boden auszehrt, den er durch Laubfall bereichert und nur auf Kalk besonders beansprucht; und der Holunder, der noch auf Schutt fortkommt und doch in der Blüte wie ein großer Strauß von weißen Blumen prangt; ein Glanzstück des deutschen Sommers. Früher heilig gehalten, ist er heute verachtet gleich den andern Kulturbegleitern, Brennesseln, Disteln usw., die wir als Unkraut bekämpfen müssen.

Bäume sind in Dorf und Stadt der Straße schönster Schmuck, neben den Topfblumen, die man vor die Fenster stellt. Sie vertragen sich mit jedem Kunstwerk, sei es Bildwerk oder Bauwerk. Laubbäume mit rundlich umrissenen Kronen stehn in günstigem Gegensatz zu den stereometrischen Formen des Bauwerks. Daß monumentale Fassaden im allgemeinen freizuhalten sind, ist eine Regel, die diesen Satz nicht aufhebt. Immerhin spricht gegen die üblichen flachen Gartenanlagen vor Monumentalgebäuden die Erfahrung, daß die Wirkung der Architektur leidet, wenn ihr die Umgebung keinen Maßstab an die Seite stellt. Kugelakazien und Kübelbäumchen sind Biedermeierstil.

Manche Feldkapelle verdankt ihre künstlerische Wirkung ganz dem alten Baume, der sie beschattet. Darum sollte kein Bildstock, kein Feldkreuz, kein Leidensstationenweg ohne Baumsatz bleiben. Bäume setzen heißt das Land verschönern und der Nachwelt Gutes tun. Stiftet Bäume zum Gedächtnis der Tage, die ihr feiert, und der Menschen, die ihr ehrt!

Auch der trostloseste Backsteinkasten wird im Landschaftsbild erträglich durch Wandberankung; und grade den glatten Backsteinrohbauten schadet solch ein Rankenschirm in keiner Beziehung, während eine Mörtelwand freilich darunter Not leiden kann. Rohmauerwerk von Stein wird, wenn es trocken ist, auch durch die Berankung mehr geschützt als geschädigt. Vorsichtshalber kann man den Mauersockel und die ganzen Schattenseiten freihalten oder mit solchen Pflanzen überkleiden, die dünner und nur zeitweilig belaubt sind. Einheimische Schlingpflanzen wie der immergrüne Efeu, der wilde Wein und die Waldrebe mit ihren feinen Blüten und bis in den Winter stehenbleibenden Samenständen sind winterhart und so wuchskräftig, wie man nur wünschen mag. Schönblühende Fremdlinge unter den Schlingrosen, Clematis und Glyzinen verlangen meist, wie Obstspaliere und Reben, sonnigen Standort und einige Pflege. Sehr dichte Wände und schattige Laubdächer bildet das großblättrige Pfeifenkraut (Aristolochia). Sie alle schaffen mit dem grünen Schleier ihrer Ranken dem Wohnhause die Poesie des traulich Geborgnen oder geheimnisvoll Versteckten.

Direktor der Deutschen Reichsbank Felix Ortel

(Mitglied des Deutschen Reichstags):

Die Regelung des Depositenwesens

Das Schicksal der bei dem Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank beteiligten Niederleger von Spargeldern hat dem Rufe nach einer gesetzlichen Regelung des Depositenwesens im Volke wieder eine lauttönende Resonanz gegeben. Es ist aber herauszufühlen, daß nicht die eingetretnen Verluste allein, sondern auch das durch unsre wirtschaftliche Kraft in den letzten Dezennien mächtig gewachsene Depositenwesen nach einer Regelung rufen.

Man weiß nur nicht recht, welche Maßregeln wirksam und zweckentsprechend zu ergreifen sind, um die Deponenten möglichst sicher zu stellen, ohne der Nützlichkeit und Nutzbarkeit des Depositenwesens für unsre Kredit- und Volkswirtschaft Zwang und Schaden aufzuerlegen. Denn das ist jedem, der sich mit dieser Frage beschäftigt, klar, daß hier eine äußerst feine, allenthalben im Verkehr wirkende und spürbare Materie vorliegt, die außerordentlich vorsichtig angefaßt werden will.

Tiefgreifende Maßregeln und Ausnahmegesetze für Geldinstitute zu schaffen, die sich mit der Annahme von Depositen befassen, erscheint zwecklos, denn der Unredliche wird stets Mittel und Wege finden, betrügerische Praktiken auszuüben, und der Ehrbare, in der notwendigen geschäftlichen Bewegungsfreiheit gehindert, wird lieber auf die direkte Annahme von Depositen verzichten und eine lästige Kontrolle seiner Verfügungen ablehnen. Der Vorschlag zur Schaffung eines Banken-Aufsichts- und Zentral-Amtes zum Schutze der Gläubiger und Deponenten läuft auf dasselbe wie der zur Einführung von Ausnahmegesetzen hinaus. Hier drängt sich gleich die Frage auf, wie viele Personen wohl geeignet und im Stande wären, eine klärende, durchdringende Beaufsichtigung und Kontrolle von Bankgeschäften auszuüben? Cassa-, Rechnungs- und

Buchungssachen sind leicht zu prüfen. Welcher Außenstehende vermag aber die Kredit-Emissions-Börsen-Arbitragegeschäfte auf ihre Sicherheit und Flüssigkeit zu prüfen, wenn diese Geschäfte sich auf Orte des Auslands ausdehnen?

Weitere Vorschläge gehn darauf hinaus, die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über Untreue und Fahrlässigkeit zu verschärfen sowie die Verantwortlichkeit der Aufsichtsräte fester zu nehmen, um ihre Ueberwachung der Geschäfte und ihre Revisionen wirksamer zu gestalten. Man schlägt ferner vor, daß die Reservefonds bei Depositen annehmenden Instituten in Wertpapieren, die bei der Reichsbank in erster Klasse beleihbar sind, anzulegen und sicher und nicht angreifbar zu deponieren seien, und daß die Veröffentlichung eines monatlichen Status nach einem auch dem Laien leicht verständlichen Schema zu erfolgen habe.

Auch soll nur der zur Kennzeichnung seines Geschäfts als Depositenbank befugt sein, der dazu vom Handelsgericht berechtigt wird und der sich gleichzeitig gewissen Bedingungen unterwirft, die für Banken, Genossenschaften und Sparkassen erlassen werden sollen, die Einlagen und bare Gelder annehmen.

Man sieht: eine große Reihe von Vorschlägen. Von diesen vermag ich aber nur die Forderung als eine Verbesserung der Lage, in der sich das Depositenwesen befindet, zu erkennen, die darauf ausgeht, daß jeder, der Depositen annimmt, einen Reservefonds in erstklassigen Wertpapieren zu halten hat, dessen Höhe gesetzlich zu regeln ist. Die weiter vorgeschlagnen Maßregeln halte ich für schädlich. Der beabsichtigte Zweck ließe sich mit diesen doch nicht erreichen, und die Mittel zur Heilung würden unsrer Volkswirtschaft großen Schaden bringen. Ich glaube auch, daß die Aufsichtsräte, wenn ihnen die Aktionäre bei passender Gelegenheit scharf zu Leibe gehn, mit der Zeit aus ihrer Bequemlichkeit aufgerüttelt werden und sich die für das Amt nötige Geschäftskenntnis aneignen. Von der Theorie ist eine unzweideutige, das Wesen des Deposits vollinhaltlich wiedergebende Begriffsbestimmung noch nicht gegeben. Es ist dieses auch nicht so notwendig. Im Verkehrsleben versteht man unter Depositen gemeinhin bare, verfügbare Gelder, für die aus irgend einem Grunde eine Zeitlang eine Anlage in andern Werten nicht gesucht wird, und die einem Geldmenschen oder Geldinstitut für ihre Geschäftszwecke überlassen werden. Man unterscheidet aber verschiedne Arten Depositengelder: Sparkassengelder, Giro-Guthaben und

eigentliche Depositengelder, zu denen auch Kontokorrentguthaben gerechnet werden.

Sparkassengelder sind nur Gelder, die zum Zweck weiterer Ansammlung und zur Verzinsung öffentlichen Sparkassen d. h. solchen, die die staatliche Genehmigung haben und staatlicher Beaufsichtigung unterliegen, übergeben werden. Die Pflege des Sparsinns greift in das ethische Gebiet hinüber und beansprucht das staatliche Interesse. Daher schützt der Staat den Sparer durch Erlaß gesetzlicher Vorschriften für das Sparkassenwesen.

Mit Unrecht bezeichnen einzelne Geldinstitute, die nicht staatlicher Beaufsichtigung unterstehn, ihre Depositen als „Spareinlagen". Dieser meist auf Täuschung des Publikums ausgehenden Bezeichnung sollte mit aller Macht in der Oeffentlichkeit gesteuert werden. Sparkassengelder sollen kleine Beträge sein. Nimmt eine Sparkasse größere Beträge aus einer Hand an, so wird sie zur Depositenkasse. Die staatliche Genehmigung als privilegierte Sparkasse, Einlagen aufzunehmen, müßte ihr in solchem Falle entzogen werden, denn durch die Annahme größerer Kapitalien hört sie auf, ein gemeinnütziges Institut zu sein, und gehört in die Reihe der kapitalistischen Erwerbsinstitute.

Das Giroguthaben ist ein Depot bei einem Institut von besondrer Qualität oder bei einer handelsgerichtlich eingetragnen Firma, die gewerbsmäßig Bankiergeschäfte betreibt, über das der Giro-Kontoinhaber (der Deponent) nur durch Schecks verfügen darf, oder wie es im Gesetze lautet: Das Giroguthaben ist der Geldbetrag, bis zu dem das betreffende Institut oder die Firma (der Bezogene) Schecks, die von dem Kontoinhaber ausgestellt sind, einzulösen verpflichtet ist.

Während bei dem Sparkassengelde die Anlage gesetzlich umschrieben ist und so Schutz genießt, ist für die Anlage des Giroguthabens keine gesetzliche Bestimmung vorhanden, nur von dem Verwalter des Guthabens werden gesetzlich festgesetzte Qualitäten verlangt. Also um die bankmäßige und liquide Anlage dieser Giroguthaben kümmert sich das Gesetz nicht; es steht in dieser Beziehung in derselben Reihe wie die sonstigen Depositengelder und Kontokorrentguthaben.

Die Depositenfrage hat ihre Spitze in der Vertrauensfrage, und zwar für den größern Teil der Bevölkerung in dem Vertrauen zu dem Leiter des Geldinstituts, dem er sein Geld übergibt. Das Persönliche, das Individuelle spielt hierbei eine große Rolle. Erst in zweiter Linie kommt nach meinen Beobachtungen das Vertrauen zum Vermögen und

zur Sicherheit und Flüssigkeit der Anlagen des Instituts. Es ist dieses erklärlich. Der Einzelne glaubt, leicht eine Person beurteilen zu können, und faßt gefühlsmäßig Vertrauen. Dagegen wird er bald davon überzeugt, daß er selbst aus dem eingehendsten Zahlenmaterial nicht in der Lage ist, sich ein klares Bild von dem Umfang, der Solidität und Sicherheit eines Bankgeschäfts machen zu können. Deshalb haben auch die 2 Monate-Nachweisungen der Banken nur bedingten Wert. Hiermit hängt es auch zusammen, daß die meisten Depositen in der Provinz angesammelt werden, und zwar von Sparkassen, die ja einen gewissen Nimbus genießen, dann von Genossenschaften, kleinen Banken und Bankiers. Die Leiter dieser Institute sind den Deponenten bekannt und bilden die Anziehungskraft. Je größer eine Bank ist, je mehr die Person in der Leitung zurücktritt, desto kleiner wird das Verhältnis der Depositen zum Kapital. Während Bankiers unter 300000 Mark Aktienkapital im Durchschnitt annähernd das 10fache des Kapitals an Depositen haben, verringert sich dieses Vielfache bei Kreditbanken über eine Million Mark Kapital, und bei Notenbanken überschreiten die Depositen das Aktienkapital nur um das dreifache. In einem kleinen Orte der Provinz Posen hat eine polnische Genossenschaft m. u. H. bei 61 Mitgliedern und 877 Mark Geschäftsguthaben u. Reservefonds ca. 87000 Mark Spareinlagen, also das 100fache des Geschäftsvermögens. Die Deutsche Bank dagegen hat bei 300 Millionen Aktienkapital und Reserve nur 479 Millionen Depositen, und wenn man die Depositen und Kreditoren in laufender Rechnung zusammennimmt, nur etwas über das Dreifache des Aktienkapitals mit Reserve. Bei unsern großen Banken erscheint eine Gefahr für Depositengelder beinahe ausgeschlossen. Bei den kleinern Instituten der Provinz hängt die Zahlungsfähigkeit fast nur von der Solidität und Tüchtigkeit des Leiters ab.

Neben dem Individuellen spricht bei Hingabe von Depositengeldern die Höhe des Zinsfußes, der gewährt wird, ein gewichtiges Wort. Von Genossenschaften, Sparkassen, Banken und Bankiers werden zuweilen hohe Zinsen angeboten. Wie häufig werden durch Ausnutzung des Bankkredits für kleine Institute Depositen geschaffen, deren hohe Verzinsung im Verhältnis zum Bankdiskont nicht unbedeutende Vorteile gewährt! Daß die hohe Verzinsung der Depositen Gefahren für das Kapital einschließt und wirtschaftlich nachteilig wirkt, lehrt der Hinweis, daß die bankmäßige Anlage dieser Depositengelder zu noch höhern Zinsen erfolgen muß, wenn anders ein Nutzen bei dem Geschäft heraus-

kommen soll, und daß sichere Geschäfte und Anlagen nur geringen Zins abwerfen.

Wenn ich mich nach den vorstehenden Ausführungen nicht für scharf eingreifende gesetzliche Maßregeln zu erwärmen vermag, so halte ich es bei der Ausdehnung des Depositengeschäfts für geboten, die Schaffung einer Einrichtung von Rechts wegen zu befürworten, die geeignet ist, dem nicht erfahrenen und dem vorsichtigen Manne, entgegen zu kommen, der sich mit geringern Zinsen begnügt, dafür aber sicher gehn will, ohne erst die Sicherheit und die Flüssigkeit der Anlagen des Instituts, dem er sein Geld anvertraun will, zu studieren. Diese Einrichtung müßte die reine Depositenkasse sein, die nach dem Werdegang unsres deutschen Bankwesens fehlt und sich jetzt als Notwendigkeit herausstellt. Sie würde die Aufgabe haben, Gelder anzunehmen, zu verzinsen und in sichern und leicht realisierbaren Werten anzulegen. Der privatwirtschaftliche Gewinn stünde daher erst in zweiter Linie. Da ich nun der Meinung bin, daß unsre Depositen nicht nur privatwirtschaftlich wirken und die Volkswirtschaft befruchten sollen, sondern in unserm Reich die Aufgabe haben, für den Staatskredit Leistungen zu erfüllen und mehr, als es jetzt der Fall sein kann, das Reich als Kreditnehmer zu bevorzugen, so würde in dieser Depositenkasse ein Institut geschaffen werden müssen, das unsern Staatspapieren einen sichern Halt zu geben und auch den Anleihedienst mehr auf sich zu nehmen in der Lage ist. Daß ein Einfluß zu Gunsten der Kurse unsrer Staatspapiere in unsern Staats- und wirtschaftlichen Einrichtungen fehlt, wird nicht geleugnet werden können. Eine solche Reichsdepositenkasse brauchte nicht unserm Bankierstande verhängnisvolle Konkurrenz zu machen. Die Höhe der Mindesteinlage und der niedrige Zinsfuß würden diese abwehren. Ohne innige Bemühung mit den Großbanken würde es bei einer solchen Einrichtung so wie so nicht abgehn.

Bei der Existenz einer solchen Reichsdepositenkasse würde auch der Ruf nach einer besonders scharfen Regelung des Depositenwesens nicht mehr ertönen. Denn wenn ein Geldinhaber höhere Zinsen genießen will, als sie eine Reichsdepositenkasse bietet, so hat er die Anlage in Staatspapieren, und wird ihm eine noch höhere oder bequemere Verzinsung durch Privatinstitute geboten, so mag er die Augen aufmachen und sehn, wohin er sein Geld gibt!

Für die Errichtung einer Reichsdepositenkasse sind die Vorbedingungen gegeben. Sie ließe sich unter Benutzung vorhandener staatlicher oder

Reichsinstitute unschwer durchführen. Erwägenswert wäre es dann noch, ob nicht mit einer Reichsdepositenkasse die Verwaltung des Reichs- und der Staats-Schuldbücher vereinigt werden könnte. Die Vorteile einer Reichsdepositenkasse bestehn, noch einmal kurz zusammengefaßt, darin, daß ein unter staatlicher Aufsicht und Zentrale stehendes Institut vorhanden ist, dem auch die Ängstlichen ihr bares Geld anvertraun können, und das durch die Art der Anlage der bei ihm niedergelegten Gelder wichtige Dienste für den Staatskredit zu leisten imstande ist.

Übrigens aber ist bei uns der Bankierstand noch so geachtet nnd soweit in reinen Händen, und unsre Banken sind so gewissenhaft und gut geleitet, daß der Zusammenbruch einzelner Banken im letzten Jahrzehnt nicht geeignet ist, dem Gros der Geldinstitute das Vertraun zu entziehn. Man vergesse nicht, daß die Großbanken gerade durch das Depositenwesen befruchtend auf den Handel und auf die wirtschaftliche Lage Deutschlands gewirkt haben. Die Nachteile, die das Depositenwesen mit sich gebracht hat, bestehn in einer zu ausgiebigen Kreditgewährung, in Gewaltgeschäften und sind auch in Börsentransaktionen und Emissionsgeschäften zu suchen. Diese Vorteile und Nachteile müssen abgewogen werden. Sollte an eine gesetzliche Regelung des Depositenwesens gedacht werden, so könnte diese ohne Einführung einer Reichsdepositenkasse nicht geschehn.

Rundschau

Die Abberufung des spanischen Gesandten beim Hl. Stuhl

Der 29. Juli bildet in Spaniens Geschichte ein bedeutsames Datum.

Am 29. Juli 1835 hat der liberale Minister Mendizabel die ersten antiklerikalen Gesetze erlassen. Am 29. Juli 1910 erwirkte Don José Canalejas von dem in San Sebastiano weilenden König Alfons XIII die Erlaubnis, den seit dem Frühjahr 1906 bei dem Hl. Stuhl beglaubigten Gesandten E. de Ojeda y Perpignan heim zu rufen.

Die Kampfesweise der Röm. Kurie wider das fortschrittliche Ministerium in Spanien ist kennzeichnend und lehrreich.

Kaum waren die ersten königlichen Dekrete gegen das Überhandnehmen der Klöster erschienen, als der journalistische Schildknappe S. E. des Staatssekretärs R. Merry del Val, Msgr Benini, auch schon den Auftrag erhielt, in seiner „Correspondence de Rome“ mit den rohesten Schimpfereien gegen Canalejas los zu fahren. Das geschah. Der Chef der vatikanischen Zeitungsschreiberei verlieh dem spanischen Ministerpräsidenten die Prädikate: „Kein mutvoller Jakobiner, sondern ein Feigling, ein ehrgeiziger Heuchler, der seinen Glauben gleißnerisch zur Schau trägt, Papagei der Tiraden von Combes und Clemenceau, Instrument kirchenfeindlicher Sekten und Anwärter auf den Präsidentenposten der spanischen Republik.“

In Spanien bedrohte die Klerisei den König direkt. So schrieb die „Gaceta del Norte“: „In der konstitutionellen Monarchie ist der König nicht verantwortlich. Gut. Wir wollen diesen „Schwank“ (farsa) hinnehmen. Dafür ernennt jedoch der König frei seine Minister, und für diese Wahl ist er Gott, seinem Gewissen, der Geschichte und dem Volke verantwortlich. Darum muß der König darauf achten, daß er nicht Wind sät; denn auf die Winde der Revolution folgen die Stürme der Entthronung“.

Don Jaime von Bourbon als Haupt der im Baskenland mit Aufstand und Bürgerkrieg operierenden Carlistenpartei wurde über Nacht alleiniger rechtgläubiger Bannerträger der hl. Röm. Kirche. Durch das Ausspielen der carlistischen Linie des Hauses Bourbon gegen die Linie Anjou-Habsburg sollten die nächsten weiblichen Verwandten des Königs mobilisiert werden. Die Königin-Mutter Marie Christine Henriette Desiderata Felicitas, K. K. österr. Erzherzogin mußte täglich ihren Sohn mit der Abreise nach ihrem Schlosse Miramar bedrohn, und eine andre hohe Dame, die Prinzessin Louis Ferdinand von Bayern, geborne Infantin Marie de la Parz, die Tante und Schwiegermutter von König Alfons Schwester, Maria Teresa, sollte ihren Neffen mit eindringlichen Warnungen vor der französischen Freimaurerei bestürmen. Also schrieben übereinstimmend der „Osservatore“ in Rom, die „Unione“ in Mailand, der „Momento“ in Turin und der „Avoenire“ in Bologna. Obendrein riskierte die vatikanische Presse die liebevolle Enthüllung, der König leide infolge tuberkulöser Beinhautentzündung der Kieferknochen an schwerer Neurasthenie, habe Zerstreuung im Hazardspiel gesucht und infolge von Millionenverlusten politische Wechsel unterzeichnen müssen.

Der Apostolische Nuntius in Madrid, Msgr Antonio Vico, Erzbischof von Philippi i. p. i. ist in der Materie, wie der Staat sich von der Kirche trennt, wohl bewandert; denn er amtete als Sekretär an der Nuntitatur von Paris. Trotz der sofortigen Abreise des Gesandten Don Emilio de Ojeda y Perpignan aus Rom soll Vico gleich seinem ehemaligen Kollegen Benedetto Lorenzello auf seinem Posten in Madrid bis aufs Aeußerste ausharren. Die Nuntiatur am Spanischen Hofe ist nämlich das am reichsten dotierte Diplomatenamt der Kurie. Der Apostolische Nuntius erscheint in Madrid als Vertreter nicht nur bei der Regierung, sondern auch beim katholischen Volke. Dem Nuntius ist untergeordnet der oberste geistliche

Gerichtshof für die kirchlichen Angelegenheiten der Spanier, der als eine Art Kassationshof für alle Urteile, die von geistlichen Behörden in Spanien erlassen sind, zu funktionieren hat. Dieser oberste geistliche Kassationshof kann direkt keine Berufungs- oder Revisionsschrift annehmen, die nicht vorher durch die Hand des Apostolischen Nuntius gegangen ist. Daraus zieht der Nuntius alljährlich eine enorme Summe als Sporteln. Außerdem steht dem Apostolischen Nuntius die Gerichtsbarkeit über die Basilica der Heiligen Paul und Peter in Madrid zu und die geistliche und wirtschaftliche Ueberwachung des damit verbundnen großen Spitals, das mit beträchtlichen Einkünften gesegnet und als Geschenk der Könige dem Hl. Stuhl übermacht worden ist. Das Aufgeben der Madrider Nuntiatur bedeutet darum für die Römische Kurie den Verzicht auf eine Rendite von mehrern Millionen.

Inzwischen veröffentlichen die amtlichen Statistiken traurige Berichte über die rapide Verarmung des Landes. Nach den Ermittlungen des Finanzministeriums ist der Ertrag des Grundbesitzes vom Jahre 1903 von 614604772 Pesetas auf 590670500 anno 1908 gesunken. Die Zeitschrift „El Economista" beweist, daß der Wert der ländlichen Grundstücke in Spanien — vor allem durch die Schuld der „toten Hand" — um gut 500 Millionen Francs verminderte. Im Süden vollzieht sich die Massenflucht der arbeitsfähigen Männer. Es bleibt zurück ein Schwarm alter Weiber und hohlwangiger zerlumpter Kinder, die als heulende Bettlerschar vielhundertköpfig hinter jedem Fremden herrennen, die Eisenbahnstationen besetzt halten, mit Mark und Bein durchdringendem Geschrei von den Reisenden Almosen heischen nnd im Weigerungsfalle ihn mit den fürchterlichsten Verwünschungen belegen.

Spectator alter.

Hakki Pascha in Marienbad

Der neugebackene Graf von Aehrenthal hat sich in diesem Sommer immer fester in den leergewordnen Marienbader Kursessel des Königs Eduard gedrückt, ordinierte den kleinen unruhigen Balkanstaaten Ruhe und impfte ihnen die zuversichtliche Hoffnung ein, daß sie sich unter seiner Behandlung von der Pferdekur der österreichischen Handelspolitik der letzten zehn Jahre bald erholen würden. Nachdem er der Türkei die übergewichtigen Provinzen Bosnien und die Herzegowina mit einem tiefen Schmerz für die österreichische Menschheit amputiert hat, bemüht er sich nun, seinen verjüngten Patienten wiederzugewinnen. Er hat in der Villa Hubertus den Großwezier bewirtet, hat ihm — wie vor wenigen Wochen Herrn von Kiderlen-Wächter — die Schönheiten des böhmischen Kurortes auf einer gemeinsamen langen Wagenfahrt gezeigt und ihm allerhand größere Geschenke versprochen, die zweifellos geeignet sein werden, der Donau-Monarchie die kleine Freundschaft der jungen Türkei wiederzuerobern. Mit der großen Freundschaft ist es freilich seit der Annexion der österreichischen Reichslande für längere Zeit vorbei. Im Grunde war diese Freundschaft nie sehr groß. Es nützt dem Herrn Grafen Aehrenthal nicht viel, wenn er der hohen Pforte heute in liebenswürdiger Weise erklärt, er betrachte die noch immer ungelöste mazedonische Frage lediglich als eine innere türkische Angelegenheit, die keinerlei internationale Bedeutung hätte. Denn die Jungtürken, die heute die öffentliche Meinung ihres Landes machen, haben vorzügliche Geschichtskenntnisse. Sie erinnern sich genau der Tage des Grafen Goluchowski, seines allzu aktiven Interesses an der mazedonischen Frage, des gemeinsamen Vorgehns der Habsburger-Monarchie mit Rußland, dem Erbfeinde des ottomanischen Reichs, der Drohnoten im Wiener „Fremdenblatt", die dem Leitartikel unmittelbar folgten — dieser Noten, die sehr ruhig aussahn, aber an den Weltbörsen regelmäßig Kursstürze der Türkenlose hervorriefen.

Das diskrete Benehmen des Grafen Aehrenthal imponiert der Türkei nicht, von der man übrigens heute so wenig wie gestern weiß, wer dort das große Wort zu reden hat. Der Sultan ist ein alter Mann, des Herrschens ungewohnt, krank und durch eine fast vierzigjährige Gefangenschaft verschüchtert. Schließlich mag ihm auch das Schicksal seines Bruders, des Häftlings von Allatini, allzu deutlich vor Augen stehn. Das Parlament hat sich als zu schwach erwiesen, die allzu häufig wechselnden Regierungen schwanken wie Rohre im wildbewegten Winde. Die Jungtürken wieder haben das Heft nur äußerlich fest in der Hand und wissen sehr genau, daß sie sich täglich auf eine heftige Attake der Alttürken gefaßt machen müssen, die grollend erzählen, daß der alte Kalif hungere, während die gutdotierten Staatsstellungen in den Händen der Jungtürken vereinigt wären.

Hakki Pascha scheint auf die Freundschaft des Grafen Aehrenthal und seines Landes auch nicht allzu großes Gewicht zu legen Mit der den Orientalen eigenen Passivität hat er sich wohl von ihm in Marienbad fetieren lassen, hat aber nicht einmal einen Sekretär mitgebracht, um ein Protokoll über die Konzessionen Aehrenthals aufzunehmen. Er hat Zeit und will sich erst im Spätherbst die Gefälligkeiten der Großmacht bestätigen lassen. Um so eiliger ist es dem nervösen Graf Aehrenthal, die Welt wissen zu lassen, was Hakki Pascha von ihm zu erwarten hat.

Den österreichischen Kaufleuten, die in der Türkei lebten und bisher für unwürdig gehalten wurden, dem ottomanischen Staate Steuern zu zahlen, wird nun dank der fürsorglichen Bemühungen des Grafen Aehrenthal die Ehre zuteil werden, beim Zahlen den Türken gleichgestellt zu sein. Die Zölle, die die Türkei für die Einfuhr österreichischer Waren bisher eingehoben hat, betrugen acht vom Hundert des Wertes. Sie werden infolge einer Freundlichkeit des Grafen Aehrenthal vom Herbst ab elf Prozent betragen. Oesterreich-Ungarn hat bisher aus der Einrichtung der Kapitulationen im Jahr ein paar Millionen bezogen. Dem k. k. österreichischen, dem k. ungarischen und dem k. u. k. gemeinsamen Finanzminister geht es seit Jahren so schlecht, daß diese paar Millionen mehr oder weniger füglich keine Rolle mehr spielen. Oesterreich-Ungarn wird der Aufhebung der fremden Postämter in der Türkei freudig zustimmen und dafür das Bewußtsein eintauschen, ein intimer Freund der Türkei zu sein. Nur wird diese Freundschaft vorläufig einseitig bleiben: Die Türkei nämlich bleibt kühl bis ans Herz hinan.

Von der Lösung der alten Dardanellenfrage ist es zwar still geworden, aber der Besitz Kretas ist noch immer sehr zweifelhaft, und diesen Besitz will und kann Graf Aehrenthal der Pforte nicht sichern. Apropos — die Dardanellenfrage. Die Jungtürken mit ihrem vorzüglichen Gedächtnis erinnern sich an eine ältere Geschichte, die aber für sie doch noch ziemlich neu ist: Graf Aehrenthal — damals noch Baron — hat Herrn J. P. Iswolski in Buchlau versprochen, er würde der Oeffnung der Dardanellen zustimmen, wenn er sich mit der Annexion Bosniens und der Herzegowina einverstanden erkläre. Bekanntlich ist das Geschäft für Herrn Iswolski sehr schlecht gewesen. Denn Graf Aehrental nahm sich, was ihm nach seiner Meinung längst gehörte, zeigte schließlich seinen Vertrag mit Iswolski herum und führte die Kampagne durch seine und Deutschlands drohende Haltung zu einem Ende ohne Schrecken. Iswolski aber konnte zur Oeffnung der Dardanellen die Zustimmung der Türkei und Englands

nicht erlangen und darf sich nun mit dem Bewußtsein trösten, daß die Türken den Grafen Aehrenthal und seine freundschaftlichen Absichten kennen . . .

Es ist dem Grafen Aehrenthal gewiß sehr peinlich gewesen, daß er mit der schriftlichen Erklärung Iswolskis während der Annexionskrise schließlich doch herausrücken mußte. Aber grade wegen der Türkei war er sehr zurückhaltend, und das große Geheimnis von Buchlau kam nur sehr zögernd von seinen Lippen.

Daß Graf Aehrenthal jetzt dem Großwezier nachläuft, hat vornehmlich wirtschaftliche Gründe. Denn der Balkan und insbesondre die Türkei, deren Kaufleute sehr ehrliche Menschen sind, ist das natürliche Exportgebiet Oesterreichs, und der Export Oesterreichs an Textilwaren nach der Türkei war vor der Annexion Bosniens sehr groß. Es gibt u. a. eine ganze Fes-Industrie in Böhmen. Diese Fürsorge für den Kaufmannsstand ist das Erfreuliche an den Bemühungen des Grafen Aehrenthal — nur daß eben der Kaufmann auch die Kosten der Kampagne überzahlen soll, wie anno dazumal, als Graf Aehrenthal Bosnien und die Herzegowina annektierte.

Ein Mord

In der Gare de Lyon läuft ein Zug ein, und die Beamten bemerken, daß die Tür eines Abteils erster Klasse arg zugerichtet aus den Angeln hängt. Als sie die Tür zurückschieben, sehn sie eine große Blutlache auf dem Boden des Abteils, Blut auf den Kissen, Blut in einem Fenstervorhang.

Im Nu ist das Gerücht von einem Mord bis auf den Platz vor dem Bahnhof geschwirrt. Dort wartet ein Kutscher auf seine Herrin, die Witwe eines Bankdirektors. Sie sollte mit dem eben eingelaufnen Zug aus Fontainebleau kommen. Als der Kutscher von dem Mord hört, ist er überzeugt, daß das verschwundne Opfer seine Herrin ist, und läuft schnurstracks zum Bahnhofskommissar. Beide eilen auf den Bahnsteig, vor die demolierte Tür. Aber das Abteil ist leer. Was Bertillon später entdecken wird: einen zerbrochnen Kamm mit Haaren daran, Fingerabdrücke am Fenstervorhang und an der Türklinke, die winzige Blutspur, die den Gang entlang zum Waschraum des D-Wagens führt, Blutspuren an Seife und Handtuch, das alles sehn sie nicht. Trotzdem sind alle überzeugt, daß der Mensch, der hier geblutet hat und der durch die von vorbeifahrenden Zügen zertrümmerte Tür verschwand, niemand anders sein kann, als die Witwe des Bankdirektors, und daß die Frau ermordet worden ist. Nur die höhern Beamten der Eisenbahngesellschaft zeigten sich skeptisch . . . Natürlich.

Die telephonische Meldung kommt, daß auf der Strecke ein verstümmelter Frauenleichnam aufgefunden worden ist, der Sohn der Vermißten saust im Automobil an den Fundort hinaus, erkennt seine Mutter.

Die Frau hatte eine größere Summe in Banknoten bei sich in einer Futtertasche der Bluse. Das Geld ist da. Eine Hand ist abgefahren, daran trug sie drei kostbare Ringe: die Hand wird gefunden, aber die Ringe fehlen.

An demselben Abend veröffentlichen die Zeitungen ausführliche Berichte über den „geheimnisvollen Fund". Die einen scheinen geneigt, an einen Mord zu glauben, die andern erzählen, daß die Dame an Schwindelanfällen gelitten habe; nach ihnen handelt es sich um einen Unglücksfall. Das Geld ist ja vorhanden, und die Ringe? Ein Streckenbeamter kann die abgefahrene Hand gefunden nnd die herrenlosen Ringe als ein Geschenk des Himmels zu sich gesteckt haben.

Die Blätter haben ihre Stellung markiert. Sie nehmen Kenntnis von einander, und am nächsten Tag beginnt die Preßbataille, die irrsinnige Konkurrenz, die mit Köpfen spielt wie mit der Verdauung eines Ministers oder irgend einer andern Angelegenheit. Das eine Blatt jagt seine Reporter in die Hypothese des Mords, das andre in die Hypothese des Unglücksfalls. Handelt es sich noch darum, die Wahrheit zu erforschen? Nein, es handelt sich darum, die Konkurrenz aus dem Feld zu schlagen. Der eine Zeitungs-

verleger wäre bereit, die Mörder verschwinden zu lassen, der andre, irgend welche Mörder zu erfinden, nur um in die triumphtaumelnden Zeilen auszubrechen: „Wie wir unsern Lesern auf Grund ganz besondrer Nachforschungen mitteilen konnten . . ."

Drei Tage herrscht Ungewißheit. Am dritten Tag abends gibt der Gelehrte Bertillon bekannt, daß er an einen Mord glaubt. Er nennt die Gründe, es sind deren vierzehn.

Was geschieht?

Die einen schreien ihre Befriedigung hinaus, doppelt selig, weil sie Bertillon nicht erst zu bestehn brauchten. Die andern lächeln. Allmählich, als die Mörder unentdeckt bleiben und immer neue Spuren verfolgt und wieder aufgegeben werden, wird ihr Lächeln bestimmter. Ihre Berichte sprühn von Ironie. Sie sind wirklich lustig zu lesen. Leise, leise versinkt Bertillon in einer Sandwehe von Verachtung.

Zwei Soldaten einer Paris benachbarten Garnison werden verdächtigt. Sie liefern ein Alibi. Man muß sie ausschalten.

Revanche! . . . Die Zeitung, die schon immer an einen Unglücksfall geglaubt hat, schickt dem einen der verdächtigten Soldaten einen Reporter ins Haus, der für die Leser eine Idylle in zwei Spalten verfaßt. Er tritt ein. Auf dem weißgedeckten Tisch dampft die Suppe. Das Zimmer atmet den Geist der bürgerlichen Behaglichkeit. Der Vater, der selbst im Kriminaldienst steht, erhebt sich und sagt, mit einem gerührten Blick auf den Sohn: „Ja, mein Herr, man hat gewagt, ihn zu verdächtigen! Sehn Sie sich ihn an. Sieht so ein Mörder aus?!" Der harte Alte (selbst ein Kriminalbeamter) weint. Seine Frau hat schon vorher angefangen. Der Sohn beschwichtigt die Rührung der Eltern und wendet sich lächelnd an den Reporter. Sein Blick ist aufrichtig. Sprache und Haltung verraten den Ehrenmann. Er entwickelt sein Alibi, und so stark ist sein Humor, daß die ganze Familie wieder fröhlich wird.

Der Reporter notiert seine Eindrücke. „Er war munter wie einer, der einer Gefahr entronnen, seine Fröhlichkeit war Großmut. Hatte nicht der schreckliche Verdacht des Mordes auf ihm geruht? Zugleich bewahrte er die Würde eines, der sich der Größe der erlittnen Kränkung wohl bewußt ist."

Zwei Tage vergehn. Dann schrein die Zeitungsverkäufer: „Ein Theatercoup! Die Mörder gefaßt! Sie haben gestanden!"

Es sind die beiden Soldaten.

*

Wahrscheinlich hat es die auf die Ergreifung des Mörders ausgesetzte Belohnung von 25000 Franken gemacht. Ein kürzlich entlassener Soldat des Regiments war zum Besuch eines Kameraden in seine ehemalige Garnison gefahren. Er blieb einige Stunden und nahm zur Rückfahrt den Abendzug, in dem die Witwe ermordet wurde. Auf dem Bahnsteig sah er die beiden Soldaten, sah sie zu seiner Verwunderung in einen Wagen erster und zweiter Klasse einsteigen, sah sie bei seiner Ankunft in der Gare de Lyon eilfertig durch die Menge drängen und hörte den einen sagen: „Schnell! Damit ich noch den 7-Uhr-Zug erreiche!"

Von der Erreichung des nächsten Zuges nach der Garnison zurück hing das Alibi ab.

Der Zeuge schrieb dem Sohn der Ermordeten einen Brief, worin er ihm diese Beobachtungen mitteilte. Er habe so lange gezögert, weil er keinen Unschuldigen verdächtigen wolle, um so mehr, als der eine der ihm bekannten Soldaten sein Alibi nachgewiesen haben solle. Aber seine Tante, der er sich anvertraut habe, lasse ihm keine Ruhe . . .

Das Alibi wurde nachgeprüft. Es war falsch. Zuerst gestand der eine. Er brach zusammen, als man ihm bewies, daß sein Alibi gelogen war. So wenig genügt, einen Mörder zu erschüttern. Der andre war hartnäckiger. Bei der Gegenüberstellung sah er seinen Bekenntnisse stammelnden Kameraden und sagte: „Er ist verrückt!"

Bald perlte auch ihm der Schweiß von der Stirn. Der andre riß ihn mit. Es war unaufhaltsam. Er konnte sich noch so sträuben. Der Schwindel steckt an. Schließlich ließ er sich fallen. „Also gut: Ja!"

„Wer hätte das geglaubt?" — schrieben die einen.

Rundschau

Die andern: „Vom Anfang an haben wir, wie unsre Leser sich erinnern, unsrer unerschütterlichen Ueberzeugung Ausdruck gegeben . . ."

Und nun interviewten *sie* den Vater (der selbst Kriminalbeamter ist), und er klagte. Aber dann rückte er heraus: „Sehn Sie, ich bin ja nicht ganz der Vater meines Sohns. Er entstammt einer Jugendliebschaft. Meine Freundin war Verkäuferin in einem Modenhaus. Als der Junge auf die Welt kam, gaben wir ihn in Pflege. Wir mußten beide arbeiten und hätten ihn nicht erziehn können. Später verheiratete sich meine Freundin mit einem Variétésänger. Sie nahm den Jungen zu sich und behielt ihn, bis ihr Mann ihn vor zwei Jahren hinauswarf. Er kam zu uns, ich war froh, ihn zu behalten, er hat uns nie Kummer bereitet. Die richtige Vaterschaft aber ist das Werk der Erziehung — und das ist nicht mein Werk gewesen. Als er zu uns kam, war es zu spät . . . Trotzdem: welch ein Schlag! . . ."

*

Die vom gewerbsmäßigen Gesindel sind nicht die Schlimmsten. Man kennt sie und ist auf der Hut. Man kann sich gegen sie schützen. Die Gefährlichsten sind diese Liebhaber, die einen Mord begehn, wie ein andrer auf den Bummel geht. Die Unschuldigen, wie die vierzehn- und fünfzehnjährigen schweizer Knaben, die mit ganzer Ueberlegung die Bewohner eines Pachthofes abschlachteten. Die Stimmungsmörder, wie die beiden Soldaten, die schon lang vereinbart hatten, einen „Stoß zu machen", und sich ohne viel Eifer, nur so im Spazierengehn, nach einer guten Gelegenheit umsahn. Sie glaubten, daß der D-Zug zwischen Montargis und Paris eine besonders günstige Wirkungsstätte sei. Er befördert gewöhnlich nur wenig Personen. An einem Abend, da sie frei hatten, stiegen sie in einen Wagen erster und zweiter Klasse und schlenderten den Gang entlang, sahn nach, ob — vielleicht — etwas zu machen wäre. In einem Abteil erster Klasse lehnte in der Ecke eine Dame, sie schien zu schlafen, sie schien wohlhabend, und schon brachen sie in das Abteil ein, verdunkelten das Licht, schlossen die Vorhänge und mordeten: roh, mit den Händen, mit d[illegible] Absätzen ihrer Stiefel, sie stampften a[illegible] ihr herum, bis sie stumm und reglos war. Nachdem sie den blutigen Haufen Elend aus der Tür geworfen hatten, gingen sie in den nächsten Wagen und wuschen sich. Am Abend waren sie mit ihren Bekannten — wie immer. Sie zeigten ihre gewohnten Mienen, die gewohnte Laune.

*

Gewiß, meint man, der Mensch kann sich auch ans Morden gewöhnen. Immerhin, meint man, nur langsam, in der geduldigen Ausübung des Berufs. Man sollte meinen, daß grade der Mord eine der Angelegenheiten wäre, an die man sich am schwersten gewöhnt.

Gar nicht. Es gibt Naive, die sozusagen unbeteiligt morden. Das Furchtbare dringt nicht bis in ihr Bewußtsein vor, sie haben die hervorragend verbrecherische Fähigkeit, gewisse Dinge zu *vergessen*.

Wir, die wir täglich die großen „Sensationsblätter" lesen, sind alle ein wenig abgestumpft. Sie verbreiten eine Atmosphäre von Mord und Liebe, in der ein verdächtiger Gleichmut gedeiht. Für uns ist ein solcher Gleichmut der wirksamste Schutz gegen die Panik. Wir rechnen damit, gelegentlich umgebracht zu werden, und hegen deshalb eine sorgsame Zärtlichkeit für unsre Browningpistole. Wir werden nicht halb irrsinnig vor Schreck dasitzen und starren, wenns losgeht, sondern nach den Erfahrungen handeln, die wir aus der Zeitungslektüre geschöpft haben. Wir sehn zu, daß wir nicht überrascht werden. Das Gelingen eines Anschlags hängt fast immer davon ab, daß der Angefallne sich überraschen läßt. Der Rest ist ein hoffnungsvoller Fatalismus, dessen Kanon Herr Goron, der Chef der Pariser Kriminalpolizei, in die Worte faßte: „Ich reise viel und oft nachts. Jedesmal, wenn ich mich in meiner Ecke zurechtsetze, um zu schlafen, und meinen Nachbar in der andern Ecke betrachte, sage ich mir: ich wache vielleicht nicht mehr auf, aber vielleicht ist der da ein Ehrenmann, der dasselbe denkt — und nach zehn Minuten schlafe ich."

René Schickele.

Wie Sylt zur Insel wurde

Der älteste Untergrund der Insel Sylt sowie des benachbarten Nordseeküstengebietes hat sich bereits in der Braunkohlen-Periode teils aus den Ablagerungen der Ur-Nordsee, teils aus den Anschwemmungen eines von Schweden vordringenden Flusses gebildet, der sein Delta weit in jenes Meer hinausbaute. Damals existierte nämlich noch keine Ostsee, und Norddeutschland hing mit Skandinavien zusammen. Ueber diesem Untergrund lagerten dann die ungeheuern Gletscher der Eiszeit, die von Skandinavien bis an die ostenglische Küste, an die Rheinmündungen, den Harz, die Sudeten und Karpathen reichten, mit ihren Schuttdecken von Sand, Lehm und eratischen Geschieben. Als die Gletscher schmolzen, war von den alten Bodenformen nichts mehr zu erkennen.

Die Eiszeit hinterließ ein jungfräuliches Land, eine vollkommen neue Schöpfung. Kein Zeitalter von gleicher Gestaltungskraft ist seither gefolgt.

Das neue Land dehnte sich mit sanften Hügeln, Niederungen und Plateaux weit in das jetzige Nordseegebiet hinaus. Es lag im Verhältnis zum Meeresspiegel etwa 20 Meter höher als jetzt, und weil die Küste mit ihrem stürmischen Strande weit entfernt lag, so wuchsen auf ihm die Bäume stattlich empor und schlossen sich zu dichten, ausgebreiteten Wäldern zusammen, besonders in den wasserreichen Niederungen. Hier bildeten sich wahre Urwaldsümpfe, bevölkert von einer Menge Groß- und Kleinwild, das bei Sommer und Winter reichliche Aesung fand. Auch Menschen wanderten ein. Wo gab es ein Land, das sie nicht durchschweiften? Wir wissen ja, daß die Entwicklung unsres Geschlechts durch die ganze Diluvialzeit hindurchreicht bis in die Braunkohlenperiode hinauf. Damals müssen die beiden Stämme der Menschenaffen und Affenmenschen sich auseinandergelöst und die ihnen vom Schicksal bestimmten Entwicklungswege genommen haben. Der älteste Diluvialmensch besaß noch ein brutales, halb tierisches Aussehn; wir kennen keine Reste von ihm aus Schleswig-Holstein. Hingegen begegnen uns die wohlgeformten Knochen von Menschen in Norddeutschland bereits in der Interglazialzeit und auch ihre ganz roh behauenen Fintstein-Spitzen und -Schneiden sind uns nicht unbekannt. Auf Sylt finden wir Zeugnisse der Anwesenheit von Menschen erst nach der Eiszeit. Es sind jene Speisemuschelabfälle und die schon mit einer gewissen Kunstfertigkeit gearbeiteten Feuersteingeräte, die Friedel im Wattuntuul gefunden hat. Der Wattuntuul ist Waldtorf, — Torf von den Sumpfwäldern, die oben geschildert sind. In ihnen jagte der Mensch der mesolithischen „Kultur" den Elch, Ur, Wisent, Bären, Rothirsch, Biber usw., solange diese Wälder existierten, und das mag einige Jahrtausende gedauert haben.

Aber dann kam von Westen und Norden her die See näher, denn das Land begann zu sinken in einem großen Bereiche, von Süd-Jütland bis nach Belgien, von Holstein bis Ostpreußen. Es sank unmerklich, aber unaufhaltsam, mit Hügeln und Tälern, Flüssen und Seen, in seiner ganzen Masse und Ausdehnung. So konnte das Meer mühelos weite Gebiete erobern; sie sanken ihm in den Schoß. Es drang in die Flußtäler und Seebecken ein, benagte Hügel, die zu Inseln wurden,

---

Unter Benutzung eines soeben erschienenen Buches „Die Entstehung der Insel Sylt", von Dr. Wilhelm Wolff, Landesgeologe, mit 16 Abbildungen auf 8 Tafeln. Verlag von Curt Pfennigsdorf Westerland-Sylt und Halle a. S.

umstürmte und zerriß Landzungen und Halbinseln. Alles, was weniger als 20 Meter über dem Meeresspiegel gelegen hatte, ging unter, um nie wieder aufzutauchen; nur die Hochflächen blieben, wenn auch in erniedrigter Lage, bestehn, und trugen den neuen Küstensaum.

Das heutige Sylt ist ein halbversunknes Land. Noch erkennen wir das alte diluviale Hügelland im ganzen mittlern Teil der Insel, wo es sich bis über 25 Meter erhebt. Auch alte Täler, von denen Anfang und Ende fehlt, durchziehn deutlich diesen Teil. Ungemein sanft neigt sich nach Osten und Süden das Hügelland zur Marsch hinab und taucht daraus bei Archsum und Morsum wieder empor. Das Auge vermag kaum die Grenzen von Geest und Marsch zu unterscheiden. Bei Hochfluten ist Morsum eine große Insel, Archsum eine kleinere, und der Weg nach Kaitum unfahrbar. Noch jetzt, nach neuen Monaten, hängen die Zäune zu beiden Seiten voll Seegras von der Dezemberflut 1909 Unter der Marsch setzt sich, vielfach schon in ganz geringer Tiefe, der Diluvialboden fort; Brunnenbohrungen zur Herstellung von Viehtränken im Wadens südlich von Tinnum und Bür Loagh bei Archsum trafen ihn schon etwa ½ Meter unter der Oberfläche.

Mit der allgemeinen Landsenkung Hand in Hand arbeiteten Sturm und Brandung. Die widerstrebenden Geesthöhen wurden unablässig von den Fluten benagt. Lange und hohe Ausbisse entstanden, die sich weiter und weiter ins Land hineinfraßen. Der losgerissene Sand, den täglich das ebbende Meer auf einige Stunden frei liegen ließ, wurde ein Spiel des Windes. Der trock[illegible] ihn geschwind und brachte [illegible] den Tanz. An windigen, trocknen Tagen ist es ein unablässiges Wirbeln und Stäuben von Sandmassen am Strande. Dünen und immer neue Dünen häufen sich an und beginnen ihre verheerende Wanderung landeinwärts. Das sandige Land wird von Sturmeshand wie ein langer Teppich aufgerollt, und dahinter folgt das Meer; es kann nie wieder abgerollt werden. Der westliche Dünenwall von Sylt, der von der Hörnum-Odde bis zum Lister Ellenbogen in grader Richtung 37 Kilometer mißt, ist ganz und gar eine Schöpfung des Wasser und Luftmeers, das von den gleichen Stürmen gepeitscht wird. Obwohl wir von Westerland südwärts bis Hörnum und vom Kampener Kliffende nordwärts bis List nichts als Flugsand, alten und neuen, erblicken, so wissen wir dennoch, daß auch hier in geringer Tiefe der gesunkne Diluvialboden vorhanden ist und weit in See hinaus den Untergrund bildet. Hat man doch bei den Buhnenbauten auf List mächtige Steinlager in der Tiefe gefühlt, die weder zu durchbohren noch zu durchrammen waren; und wer durch die Dünentäler von Hörnum wandert, der findet darin mit den Wracktrümmern der Sturmfluten ganze Lager von flachen Steingeröllen ausgebreitet, die das Meer aus unsichtbarem Grunde ausgeworfen hat. Denn ruhelos zerwühlen die Wogen ihren Grund.

Richard Dehmels Lebenswerk

(Gesamtausgabe in 10 Bänden — S. Fischers Verlag)

Nun, da die Gesamtausgabe aller bisher erschienenen Dichtungen Dehmels vorliegt, scheint auch die Zeit für den Umriß seines literarischen Charakterbilds gekommen. Viel später erst wird die historische Kritik von ihrer anspruchsvollen Warte aus sich mit der abschließenden Bewertung des Dichters Dehmel zu befassen haben. Als Sprachschöpfer — „Neutöner“, wie das beliebte Schlagwort lautet, als Lebensanalytiker, der seine Offenbarungen aus

unverbrauchten Seelengründen, in unverbrauchter Wortgestalt ans Licht hebt, hat dieser Eigne, den manche eigenwillig nennen mögen, sich seinen Platz im Zentrum der modernen Literaturbewegung erkämpft. — Eine breite Welle seines menschlich-künstlerischen Temperaments, von erotischen Stimmungen genährt, ringt nach Verkörperung in seinen manchmal zarten, manchmal wild brutalen Liebesfängen. Darum jedoch Richard Dehmel, wie dies noch häufig geschieht, ganz auf Erotik einschwören wollen, ist zum mindesten — unvorsichtig. Dehmels Verse, die man nicht schlechthin Gedichte nennen darf, weil man ihnen damit zu viel — oder zu wenig täte, umgreifen denn doch einen breitern Horizont, als es mit den vielfach differenzierten Regungen der Sinnlichkeit gegeben wäre. Welche unermeßliche Perspektive ins Reich des Gedankens, des Welt- und Zeitgefühls eröffnen seine philosophisch gestärkten, mit einem Tropfen sozialen Oels gesalbten Poesien, von denen wir bekennen müssen: hier feiert das Ingenium des Künstlers, das sich die ihm gemäße Form erzwingt, seinen reinsten Triumph. Und Dehmels Lyra kennt noch andre Saiten: Der Landschaftsmaler, der sich, ganz Liebe, ganz Andacht, an das Geheimnis der Natur verlieren möchte, bis eine klangliche Intuition die letzte Offenbarung des Erschauten in das Metall der Sprache umgießt, fördert Bilder von geradezu sinnlicher Leuchtkraft zutage. Dem Naturbegeisterten verschwistert ist der langmütige Ausbeuter der Kinderseele, den, sobald er in die Gründe jenes noch umdunkelten Bewußtseins — triebhaften Wollens hinabgleitet, dieselbe Natur an ihren Quellen: am Werk der Menschbildung zu belauschen, um ihr verborgenstes Wunder zu prellen scheint. — Der Epiker Dehmel hingegen zeigt noch immer kein persönliches, kein typisches Gesicht — ebensowenig der Dramatiker, der nach Stil und Ausdrucksform der ihm innewohnenden Anschauungskraft tastet. Vielleicht, daß sich der schaffensrüstige Poet auf diesen Gebieten künftig in einer unerwarteten Richtung entwickelt. Seine Dichtung „Zwei Menschen", in klangvoll-durchgeistigten Versen geschrieben, löst sich mit ihrem stofflichen Problem, dem epischen Fluß der Handlung, fast völlig im psychologischen Rhythmus auf. Aehnlich geht es dem Dichter in seinen philosophischen Novellen, die den lebendigen Vorhang zu Gunsten der symbolischen Analyse stark in den Hintergrund drängen. Das kann den dichterischen Wert dieser „Lebensblätter" allerdings nicht beeinträchtigen. Phantasien wie „Die gelbe Katze", „Das Gesicht", „Allerseelenspiegel" schütten soviel abgeklärte Weisheit, soviel edeln Reiz der Sprache, Lauterkeit des Empfindens vor uns aus, daß man sich diese „Gedichte in Prosa" kaum anders wünschen — denken mag. Auch die im „Kindergarten" vereinigten pädagogischen Märchen unterscheiden sich deutlich in solche, die dem kindlichen Auffassungsvermögen durch leicht begreifbare Fabel Rechnung tragen, und andre, in denen das Primitiv-Stoffliche vom Allegorischen vollständig aufgezehrt wird. — Nachdem Richard Dehmel in jungen Jahren mit einer Tragikomödie „Der Mitmensch" seine dramatische Begabung nur unvollkommen erwiesen — wir können dies Urteil auch nach der Aufführung des Stückes nicht revidieren — hat sich in ihm ein eigentümlicher Umschwung seiner künstlerisch-theatralischen Ueberzeugung vollzogen. Der zehnte Band des Dehmelschen Ge-

samtwerks nämlich enthält die Entwürfe — zweier Pantomimen! Ein ästhetisches Kapitel über „Theaterreform" soll diesem neuen Kunstprinzip anscheinend den Boden bereiten. Richard Dehmel will die Sanierung unsrer gegenwärtigen Bühnenkunst aus sozialen Gesichtspunkten bewerkstelligt wissen. Er glaubt, daß mit einer gründlichen Verbesserungspflege der allgemeinen Wirtschaftslage, mit einer „Koalition des künstlerischen Interesses", „der planmäßigen Pflege der Gemeinschaftsgefühle" auch bereits das Fundament zum ästhetischen Verständnis der niedern Volksschichten, zu einer Hebung der öffentlichen Schaulust gegeben sei, und erhofft, daß solchem Ziel seine phantastische Pantomime, das veredelte „Gesellschaftsspiel", dienen werde. Das Schauspiel „Lucifer", eine szenisch angeordnete Folge von Traumbildern, die die Lebensgeschichte der Menschheit an mythologischen Vorgängen offenbaren, gibt eine Vorstellung von der plastischen Erfindungsgabe, dem Farbenreichtum, der Verlebendigungskraft, die die machtvolle Phantasie dieses geistreichen Schwärmers unermüdlich bewegen. Kaum minder gewaltig nach Konzeption und Motiven scheint mir das Reigenspiel „Die Völkerbrautschau", das indessen ein noch schwerer zu erschürfendes Symbol, die Huldigung jugendlicher Lebenskraft vor der weltbeherrschenden Allmacht Seele, verkörpert. Trotz mancher sinnlich gestalteten Schönheit, dem unvergleichlichen Zusammenklang von Farbe und Bewegung, der überraschenden Disziplin, mit der die Vorgänge dieser Phantasmagorien durch psychologisch aufs feinste berechnete Gesten abgerollt werden, scheint Richard Dehmel mir mit seiner seltsamen Tendenz auf falscher Fährte. Gedankenfolgen, Empfindungsskalen, Philosopheme, wie er sie in sein Lebensgleichnis spinnt, werden sich immer, auch bei tausendfältiger Schattierung des mimischplastischen Ausdrucksmaterials nur schwer verständlich machen. — Daß der Dichter sich andrerseits auch um eine Verjüngung des dialektischen Dramas ernstlich bemüht hat, beweist seine geistvolle Abhandlung über „Tragik und Drama", in der er das aristotelische Grundgesetz ad absurdum zu führen sucht: nicht mehr aus heilsamem Schauder, der moralischen Läuterung — einzig aus ästhetischen Triumphgefühlen schöpfte der Zuschauer den tragischen Genuß.

G. Leow.

Finanzpolitisches

In der ersten Gläubigerversammlung der Niederdeutschen Bank ist es unglaublich diskret zugegangen. Zumal über den unmittelbaren Grund des Zusammenbruchs schwieg sich der Konkursverwalter merkwürdig gründlich aus. Aber soviel ging doch aus einnen Bemerkungen der Wissenden hervor, daß die Berliner Handelsgesellschaft dem schon längere Zeit schwankenden Bau den letzten Stoß versetzt hat. So uninformiert, wie es zuerst schien, war die Berliner Handelsgesellschaft augenscheinlich doch nicht. Sie mag die Aktien der Bank auf die Börse gebracht haben, nachdem sie auf Grund der offenbar schon damals fein herausgemachten Bilanzen an die Solidität des Unternehmens glauben konnte. Schließlich hat die Berliner Handelsgesellschaft einen großen Ruf zu verlieren, und darum war sie sicher in ihrem guten Glauben an

die schlechte Sache des Herrn Julius Ohm und seiner Konsorten, als sie die Aktien der Niederdeutschen der Börsenkammer empfahl. Dieser gute Glaube enthebt sie freilich nach dem Börsengesetz kaum von der Schadenersatzpflicht. Sie durfte nicht glauben und hoffen, sondern mußte sich überzeugen, ehe sie einen Schritt tat, der dem faulen Unternehmen einen Hundert-Millionen-Kredit schaffte. So weit darf Treu und Glaube im Bankverkehr denn doch nicht gehn.

Was aber das Verhalten der Berliner Handelsgesellschaft in einem weit zweifelhaftern Licht erscheinen läßt, sind die Dinge, die man zwischen den Zeilen des Berichts von der ersten Gläubigerversammlung lesen kann. Darnach muß die Berliner Handelsgesellschaft kurz vor dem Krach genau gewußt haben, wie es um ihre Freundin stand. Denn sie hat ihr kurzerhand den Strick zugezogen und sich sozusagen 4 Minuten vor dem Ende solche Sicherheiten geben lassen, daß sie, die an dem Zusammenbruch mitschuldig ist und die Gläubiger durch das Vertrauen schwer geschädigt hat, das sie der Niederdeutschen in weitestem Maße entgegenzubringen schien, an dem Zusammenbruch nichts verliert — wenigstens vorläufig nicht. In dem Augenblick, als sie sich aus den vielfach mißbrauchten Depots Sicherheiten geben ließ, war die Handelsgesellschaft sicher nur mehr im guten Glauben an das nahe Ende des Unternehmens des Herrn Julius Ohm.

Die Handelsgesellschaft ist zweifellos nicht berechtigt gewesen, sich diese Sicherheiten geben zu lassen, weil sie kein Depositen-, sondern ein Wechselgläubiger der Niederdeutschen war. Mit den Sicherheiten, die sie sich auf diese Art verschafft hat, müßte sie gewiß herausrücken, wenn der Konkursverwalter sie verklagte. Diese Sicherheiten sind kein Pappenstiel, und sie würden die Quote der Depositengläubiger ganz bedeutend erhöhn. Diese Manipulationen der Berliner Handelsgesellschaft kommen rechtlich dem Verhalten einer Ehefrau gleich, die ihren Gatten ins Gebet nimmt, von ihm erfährt, daß er im Begriff ist, den Konkurs über sein Vermögen zu beantragen, und sich die längst vertane Mitgift und die Alimentation für die nächsten zwanzig Jahre noch rasch zurückzahlen läßt. Nachdem sich die Handelsgesellschaft in aller Oeffentlichkeit mit der faulen Bank des Herrn Ohm jahrelang in einem Bett umhergewälzt und dadurch Herrn Ohm einen Hundert-Millionen-Kredit geschafft hatte, wäre es nur recht und billig, daß sie alle Gläubiger der Niederdeutschen schadlos hielte. In keinem Fall aber darf sie das behalten, was sie sich in zwölfter Stunde geben ließ. Wenn sie sich überzeugt hatte, daß das Unternehmen Ohms im status cridae war, mußte sie Herrn Ohm veranlassen, den Konkurs anzumelden. Sie hätte ihn aber nicht zur Treuhandgesellschaft schicken sollen, die sich erst der vergeblichen Mühe unterzog, in den leeren Kassen nach Aktiven zu forschen, sondern zum Staatsanwalt.

*

In diesen Tagen ist im

Bankverlage eine Schrift erschienen, die sich in sehr dankenswerter Art mit andern unlautern Geschäftsformen befaßt, als sie Herr Julius Ohm praktizierte. Die Broschüre stammt aus der Feder des Rechtsanwalts Dr. Arthur Nußbaum und nimmt besondre Rücksicht auf die Beurteilung des auch in Deutschland ewig blühenden Bucketshop-Systems. In seiner Darstellung hat es Dr. Nußbaum glücklich vermieden, den redlichen Kunden dem unredlichen Bankier verallgemeinernd gegenüberzustellen — unlautere Elemente existieren, wie der Autor zugibt, auf beiden Seiten. Er macht auch nicht den Versuch, dem Leser den Einwand von Spiel und Wette besonders schmackhaft zu machen; der Anwalt Nußbaum wollte nichts weiter, als mit den Waffen des Juristen an der Bekämpfung der überaus gefährlichen Elemente mitzuwirken, die unter der Flagge des Bankierstandes fortgesetzt und von den Behörden leider noch immer unbehelligt den deutschen Bankierstand in Mißkredit bringen und das unerfahrne Publikum bös ausbeuten. Zahlenmaterial ist für diese Materie sicher schwer beizutreiben. Die Geschädigten fürchten, zum Schaden auch noch den Spott zu haben, und schweigen sich lieber aus. Soweit ein Geschädigter zur Selbsthilfe greift, sorgen allerdings die großen Tageszeitungen nach den Mitteilungen des Rechtsanwalts Nußbaum nicht nach Gebühr für Aufklärung der weitesten Kreise.

*

Die letzten ungarischen Wahlen sind dank der Schneidigkeit des Grafen Khuen-Hedervary und dank der Millionen, die ihm der König Franz Josef aus seiner Privatschatulle zur Verfügung gestellt haben soll, für die Regierung glänzend ausgefallen. Eine Wahlkampagne ist in Ungarn ein förmlicher Krieg, und kostet mehr Geld, als jemals ein Dispositionsfond hatte. Das Gesicht des ungarischen Parlaments hat sich über Nacht geändert, rechter Hand vom Präsidium und linker Hand ist alles vertauscht. Nun wird Europa längere Zeit wieder vom ungarischen Staatsrecht nichts hören, und auch von der Trennung der österreichisch-ungarischen Bank ist es ganz still geworden. Unter solchen Umständen wird eine neue große ungarische Anleihe bald placiert sein. Sie wird sicherlich zu einem großen Teil vom französischen Markt absorbiert werden. Wenn einzelne französische Banken zuerst von der österreichischen Regierung Konzessionen für die Besitzer von Südbahn-Prioritäten verlangen, die die österreichische Regierung ihnen nicht bewilligen kann, so werden sie so lange zetern und klagen, bis ihnen andre den fetten Bissen der ungarischen Anleihe wegschnappen werden. Denn es gibt nur wenige Ausländer, die den neuen, innerungarischen Frieden nicht faul halten und an den Bestand der Verhältnisse nicht glauben. Freilich wird, wer die Grafen Tisza und Andraßy und Apponyi und die Herren Kossuth und Justh näher kennt, nicht zu behaupten wagen, daß es bei der jetzigen Verteilung der Mandate auf die einzelnen Parteien ewig d. h. auch nur zehn

Jahre bleibt. Und in Ungarn kommt es lediglich auf die Verteilung der Mandate im ungarischen Reichstag an. Die Ruhestörer heißen einmal Kossuth, einmal Justh, dann ist es zur Abwechslung wieder ein Graf. Freilich auch gegen Grafen lassen sich Wahlen machen.

Tatsache aber für die europäischen Märkte bleibt: dem ungarischen Globus kann man kurzfristige Wechsel diskontieren.

Theobald.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft E. V.

Mit dem 31. August schlossen wir das zehnte Jahr unsres Bestehens ab, und diese Tatsache rechtfertigt wohl einen kurzen Rückblick auf das Gewollte und das Erreichte.

Als die Lessing-Gesellschaft sich im Mai 1900 aus den wenigen Mitgliedern der „Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft" zusammenschloß, wagte der damalige Vorstand nicht, eine Ausdehnung zu erhoffen, wie sie die Lessinggesellschaft heute besitzt. Und nicht nur, daß die Lessing-Gesellschaft in sich die Elemente vereinigt, deren warmes Interesse sich der Pflege von Kunst und Wissenschaft zuwendet, wie sie im Rahmen unsrer Gesellschaft durch Einzelvorträge gepflegt wird, sondern der Wunsch nach Vertiefung des Wissens, nach Anregung durch neue Wissensgebiete machte sehr bald die Einrichtung von abgeschlossenen Vortragsreihen nötig, die als Lessing-Hochschule halbjährlich von ca. 2000 Hörern besucht ist. Da jeder dieser Hörer einen Zyklus von 8 Stunden mit anhört, ergäbe das, als Einzelvorträge gerechnet, mit den Mitgliedern der Lessing-Gesellschaft, einen Besuch von 20—24000 Personen.

Daß diese zu den gebildetsten Kreisen der Berliner Bevölkerung gehören, ergibt ein Blick in unsre Mitglieder- und Hörerlisten. Alle die, deren Standpunkt in dem Leitsatz der Gesellschaft, „in Lessingschem Geiste anregend und befreiend zu wirken", vertreten ist, haben uns oft ihre freundliche Zustimmung zu der Art unsres Wirkens zu erkennen gegeben.

Im Laufe der Jahre sprachen bei uns: Otto Julius Bierbaum, Professor Oscar Bie, Wilhelm Bölsche, Richard Dehmel, Geheimrat Delitzsch, Professor Dessoir, Prof. E. Doepler, Otto Ernst, Georg Engel, Ludwig Fulda, Ludwig Ganghofer, Wilhelm Hegeler, Rudolf Herzog, Georg Hirschfeld, Geheimrat von Hesse-Wartegg, Maxim. Harden, A. v. Hanstein, Professor Klaar, Prof. Krebs, Sanitätsrat Conrad Küster, Sanitätsrat Leschemann, Detlev von Liliencron, Fritz Mauthner, Thomas Mann, Professor Neitzel, Georg von Ompteda, H. von Preuschen, Peter Rosegger, Bürgermeister Reicke, Gabriele Reuter, Heinrich Seidel, Otto Sommerstorff, Julius Stettenheim, Prof. Sombart, Prof. Simmel, Hauptmann Karl Tanera, Dr. H. Türck, Clara Viebig, Olga Wohlbrück, Ernst von Wolzogen, — und wir glauben wohl, durch die Mitwirkung der Träger dieser Namen „in weiten Kreisen Liebe und Verständnis für Kunst und Wissenschaft verbreitet und die Erkenntnis vom Werte ihrer Freiheit gesteigert zu haben."

In ihrer Organisation im wesentlichen unverändert, tritt die Lessing-Gesellschaft in das zweite Dezennium ihres Wirkens.

Das neue Programm, das wir demnächst veröffentlichen werden, ist von allgemeinem Interesse und wird uns sicher neue Freunde gewinnen.

An der Lessing-Hochschule werden neben den bisherigen Dozenten auch neue Kräfte wirken, so daß wir der neuen Arbeitszeit wohlgerüstet entgegentreten.

Unsre Mitglieder und Hörer aber bitten wir, uns auch ferner ihre Wünsche und Bedenken jederzeit mitteilen zu wollen. Es ist dies die Basis, durch die unser Streben erleichtert und ein ersprießliches Gedeihn der Gesellschaft ermöglicht wird.

Der Vorstand.

Nord oder Süd!

K. Lappe. Philipp Gretscher, Op. 62.

Mit Kraft und Schwung.

1. Nord o - der Süd! Wenn nur im war - men Bu - sen ein Hei - lig - tum der
2. Stadt o - der Land! Nur nicht zu eng die Räu - me, ein we - nig Him - mel,
3. Jung o - der Alt! Was kümmern uns die Jah - re, der Geist ist frisch, doch

Schön - heit und der Mu - sen, ein göt - ter - rei - cher Him - mel blüht! Nur Gei - stes - ar - mut
et - was Grün der Bäu - me, zum Schat - ten vor der Son - ne Brand! Nicht an das Wo ward
Schel - me sind die Haa - re; auch mir er - graut das Haupt zu bald! Doch eilt nur, Lok - ken,

steigernd

kann der Win - ter mor - den, Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Nor - den! Nord o - der Süd! Wenn nur die
Se - lig - keit ge - bun - den, wer hat das Glück schon au - ßer sich ge - fun - den? Stadt o - der Land! Was
glän - zend euch zu fär - ben, es ist nicht Schan - de, Sil - ber zu er - wer - ben! Jung o - der Alt! Nur erst im

ten. *steigernd*

breiter, mit voller Kraft und höchster Begeisterung

See - le glüht! Nord o - der Süd! Wenn nur die See - le glüht!
drau - ßen liegt, ist Tand! Stadt o - der Land! Was drau - ßen liegt, ist Tand!
Gra - be kalt! Jung o - der Alt! Nur erst im Gra - be kalt!

mf *f*

Intermezzo.

Commodo. *ruhig.*

p grazioso

f

mf

Poco più animato

mf espr.

con Ped.

Musikbeigabe

Zu unsrer Musikbeigabe

Clemens Schmalstich und Philipp Gretscher

Einer der begabtesten Schüler Humperdincks ist Clemens Schmalstich; er hat es verstanden, innerhalb weniger Jahre in Berlin sich Beachtung zu verschaffen. Er stammt aus der Stadt Posen; hier ist er am 8. Oktober 1880 geboren. Erst nachdem er einige Zeit in Bonn Geodaesie studiert hatte, gestattete ihm sein Vater, die geliebte Musik als Lebensberuf zu ergreifen. Einen vortrefflichen Lehrer fand er in seiner Heimatsstadt in dem genialen Paul Geißler, der leider in neuerer Zeit wenig Beachtung gefunden hat, nachdem seine ersten symphonischen Dichtungen geradezu Aufsehn erregt hatten. Im Jahre 1902 bezog Schmalstich die Königliche Hochschule für Musik in Berlin, um hier bei Ernst Rudorff seinem Klavierspiel die letzte Feile zu geben. Ein Jahr später wurde er in Humperdincks Meisterklasse für Komposition aufgenommen. Bei diesem ausgezeichneten Lehrer, der ihm ein väterlicher Freund wurde und ihm den Klavierunterricht seiner eigenen Kinder anvertraute, blieb er, bis er im Herbst 1906 als Kapellmeister an das Neue Schauspielhaus in Berlin berufen wurde. Hier führte er sich zunächst als Dirigent der Humperdinckschen Musik zu Shakespeares „Sturm“ vortrefflich ein und hatte auch bald Gelegenheit, in der Carréschen Pantomime „Der verlorne Sohn“, zu der André Wurmser bekanntlich eine ungemein reizvolle Musik komponiert hat, zu zeigen, daß er gleichzeitig die obligate Klavierpartie spielen und den Taktstock schwingen konnte. Vor allem verpflichtete ihn seine Stellung am Neuen Schauspielhaus, wo er bis Herbst 1909 blieb, Kompositionen für dieses zu liefern. Zu den alten Görnerschen Weihnachtsstücken „Schneewittchen“ und „Aschenbrödel“ schrieb er ganz reizende Ballettmusiken zu Dreyers „Hochzeitsfackel“ die Bühnenmusik. Vor allem aber fand die neue Musik, mit der er den ersten Teil des Goethischen „Faust“ versah, große Beachtung; in durchaus eigenartiger Weise hat er namentlich die Szene im Himmel, den Spaziergang, die Kirchenszene und die Walpurgisnacht vertont. Den größten Bühnenerfolg erzielte er aber bisher mit der durchaus künstlerischen Varieté-Nummer „Eine Haremsnacht“, für die Arthur Retzbach kürzlich ein eignes Reiseensemble zusammengestellt hat; am gelungensten ist darin ein orientalischer Tanz. Berechtigtes Aufsehen erregte auch seine Musik zu dem an verschiednen Theatern aufgeführten Märchenspiel „Der Kampf um Schneewittchen“ von Justizrat Richard Wolff. Mit dessen Erlaubnis wird aus dieser Musik hier das Intermezzo zum Abdruck gebracht, das sicherlich auch bei unsern Lesern sehr viel Anklang finden wird. Besonders nach dieser „Schneewittchen“-Musik darf man in Schmalstich den sehnsüchtig erwarteten modernen Lortzing sehn. Freilich scheint er nach diesem Titel nicht zu geizen, da er sich neuerdings der Operette zugewandt hat. Voraussichtlich werden im nächsten Winter seine beiden je einen Abend füllenden Operetten „König Lustig“ (Libretto von Ausfeld und Deutschinger) und „Die goldene Wiege“ (Text von Karl Schwelb) zur Uraufführung gelangen.

Gedruckt liegen von Schmalstich Männer und Frauenchöre, vor allem aber zahlreiche Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung vor, die sich sämtlich durch großen Schwung, Frische der Erfindung, Sangbarkeit und klangschöne Begleitung auszeichnen und teilweise in Konzerten oft gesungen werden, ferner Stücke für Violincell und Klavier sowie Klavierstücke, von denen namentlich op. 22, „Blütenreigen“, ein für den Jugendunterricht bestimmter Cyklus von 12 Stücken sich recht eingebürgert hat. Des Drucks harren noch

eine sehr anziehende Phantasie für Violine und Klavier, ein ungemein dankbares, großzügiges und schwungvolles Klavierkonzert, Variationen für zwei Klaviere, Gesänge für eine Singstimme mit Orchester und ganz reizende „Liebeswalzer" für Männerchor mit vierhändiger Klavierbegleitung.

In den Berliner Konzertsälen, in denen seine Gattin, die Sängerin Lizzi Kurz, gleichfalls sich heimisch fühlt, ist Schmalstich als feinfühliger, stets den Gesang aufs beste unterstützender Begleiter seit Jahren auf das vorteilhafteste bekannt.

Philipp Gretscher, der sein neuestes Lied speziell für unsern Leserkreis bestimmt hat, hat durch eine größere Anzahl von Liedern und Chorstücken, denen man volkstümliche Züge Ursprünglichkeit der Erfindung melodischen Reiz, sorgfältige Sprachbehandlung und charakteristische Begleitung nachrühmt, sich längst einen geachteten Namen erworben: so mancher für ein Lied ausgesetzte Preis ist ihm zugefallen; zudem gilt er als ein sehr tüchtiger Gesangslehrer. Seit 1901 wirkt er in dieser Eigenschaft an einem eignen Institut in Stettin; sein Bestreben ist darauf gerichtet, nicht nur den Einzelstimmen eine sorgfältige individuelle Erziehung angedeihn zu lassen, sondern sie auch zu tüchtigen Ensembleleistungen zu erziehn. Den besten Beweis für seine Erfolge in letzterer Hinsicht bieten die von ihm veranstalteten Chorkonzerte, in denen nur die intimste und vornehmste Musik Berücksichtigung findet.

Geboren ist Philipp Gretscher im Jahre 1859 in Koblenz; sein Vater, der Musiklehrer und Komponist Franz Gretscher, wollte ihm durchaus nicht gestatten, daß auch er sich der Musik widmete: erst nachdem er im Jahre 1883 in Leipzig das pharmazeutische Staatsexamen abgelegt hatte, durfte er, zumal er in seinem Wunsche von dem Leiter des Universitäts-Sänger-Vereins St. Pauli, Dr. Hermann Langer, unterstützt wurde, ganz zur Musik übergehn. Bei Kammersänger Litzinger in Düsseldorf bildete er sich vornehmlich als Sänger aus und übte dann eine große Konzerttätigkeit in den Rheinlanden aus, bis er es vorzog, mehr als Gesanglehrer, Chorleiter und Komponist tätig zu sein. Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstraße 115-16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Romney:
Porträt einer Lady

Nord und Süd

vereint mit Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W.30 / Traunsteinerstr. 3

34. Jahrg. Bd. 134 Heft 414 Zweites Septemberheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Hofrat Dr. German:
Die Polen und der Neoslavismus

Panslavistische Strömungen haben bei den Polen nie Anklang gefunden. In dieser Beziehung stehn die Polen unter den slavischen Völkern vereinzelt da; haben auch in verschiedenen Epochen einzelne Gelehrte, Richter oder politische Schwärmer sich dem Wahn einer slavischen Gemeinschaft oder wenigstens — um das in Oesterreich modern gewordene Wort zu gebrauchen — einer slavischen Gemeinbürgschaft hingegeben, so sind sie entweder durch die brutale Sprache der Tatsachen eines bessern belehrt worden oder haben an der Abneigung des eignen Volkes bald gespürt, daß sie einen Irrpfad eingeschlagen haben.

Zu verschiednen Zeiten wurden deswegen von andern slavischen Völkern gegen die Polen Klagen erhoben, die aber jeder Berechtigung entbehrten.

Die panslavistischen Strömungen bei den übrigen Westslaven und bei den Südslaven waren durch die Lage dieser Völker bedingt. Sie sind auch leicht zu verstehn, wenn man bedenkt, daß die Böhmen von den Deutschen beinahe umzingelt sind, daß sie ihre Unabhängigkeit an diese verloren und mit ungeheurer Anstrengung, mit Opfermut und unbeugsamer Ausdauer kaum ihr Volkstum gerettet und zu frischer Blüte gebracht haben; daß die Slovenen ebenfalls jahrhundertelang von den Deutschen niedergehalten wurden und kaum daran sind, ihr wiedergeborenes Volkstum zu begründen, daß die Slovaken noch immer unter dem harten Druck der Magyaren seufzen; daß die Kroaten und Serben in Ungarn von dem herrschenden Volksstamm mit scheelen Augen betrachtet uud in ihrer Entwicklung häufig bedroht werden — trotz der

---

Hofrat Dr. German, im allmächtigen österreichischen Polenklub einer der einflußreichsten Führer, stellt uns diese sehr bedeutsamen Aeußerungen zur Verfügung.
Die Red.

Staatsform, die ihnen diese Entwicklung garantieren sollte; daß schließlich die Balkanslaven in ihren Bemühungen um die Erlangung der Unabhängigkeit von dem türkischen Reich schweres Leid erdulden, viel Blut vergießen und ungeheure Opfer bringen mußten, ehe es ihnen gelang, sich von dem jahrhundertelang geschleppten Joch zu befreien.

Alle diese slavischen Völker blickten um Hilfe nach Osten, sie haben sie auch in verschiedner Form erhalten; ob dies aus wohlverstandnem politischem Interesse Rußlands geschah oder aus dem Bewußtsein der slavischen Gemeinschaft, bleibe dahingestellt. Im politischen und kulturellen Leben dieser Völker spielt Rußland immer die Rolle eines Schirmers und Schützers, eines Trösters und Helfers; in den politischen Wirren und Kämpfen wandte man sich offen oder geheim an Rußland, den Feinden drohte man mit der russischen Hilfe. Es schien, daß ein immer engeres Band die Völker mit dem Ostreiche verbinde; wenigstens gaben sich die meistentwickelten unter den slavischen Völkern den Anschein, als ob sie daran glaubten, und schlugen daraus politisches Kapital.

Anders die Polen. Die mittelalterlichen Kämpfe mit den deutschen Nachbarn und hierauf mit dem Deutschen Orden haben mit der Erstarkung des polnischen Reichs aufgehört, und gerade zur Zeit, als dieses Reich in nahe Beziehungen zu dem Abendlande, zur Kultur der Renaissance und zur Reformationsbewegung trat, gewann es infolge der Verbindung mit Littauen im Osten einen Feind an Rußland, das schon als Großherzogtum Moskwa in kriegerische Verwicklungen mit Polen geriet. Das dritte Viertel des 16. und ein großer Teil des 17. Jahrhunderts waren mit Kriegen zwischen Polen und Rußland ausgefüllt, die aber noch nicht imstande waren, eine tiefgehende Abneigung zwischen beiden Völkern hervorzurufen. Diese begann erst, als Rußland die von Polen besiegten meuterischen Kosaken in Schutz nahm, und erglühte immer stärker, seit es die in Polen eingerissene Verwirrung zu nähren anfing, seit es schließlich mit allen Mitteln seine Vorherrschaft in Polen zu begründen suchte. Noch vor der ersten Teilung Polens fand ein blutiger Nationalkampf um die Unabhängigkeit von Rußland, die Konföderation von Bar statt, und hiermit wurde zu Ende des 18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Reihe von verzweiflungsvollen Kämpfen und blutigen Aufständen eröffnet, die sämmtlich durch die Uebermacht erdrückt wurden, Ströme von Blut kosteten und unsägliches Leid über die polnische Nation brachten. Es gibt wohl keine

Familie in Polen, die nicht mehrere Mitglieder im Kampfe, auf der Richtstätte oder in deu sibirischen Eisgefilden verloren hätte, keine, die ihr Hab und Gut nicht auf dem Altar des Vaterlands zum großen Teil oder ganz geopfert hätte, keine, die von dem unbarmherzigen Sieger nicht die schwersten Qualen und Leiden zu erdulden gehabt hätte. Diese trafen nicht nur die in dem von Rußland besetzten Landesteile lebenden Polen, sondern auch die Polen in Preußen und in Oesterreich, die mit den Brüdern unter russischer Herrschaft natürlich gemeinsame Sache gemacht haben.

Haben auch die von Preußen und Oesterreich beherrschten Polen in langen Zeitperioden schwere Drangsalierungen zu tragen gehabt, wurden sie auch von exterminierenden Tendenzen bedrängt, die teilweise bis in die neueste Zeit fortdauern, so war ihr Schicksal doch nie so schrecklich, wie zu gewissen Zeiten das der Polen in Rußland. Das Schicksal des Beherrschten ist aber niemals schrecklicher und schwerer zu tragen, als wenn der Herrscher dem Beherrschten an Kultur und Gesittung nachsteht, wie es dort der Fall war.

Unter solchen Umständen war es natürlich ausgeschlossen, daß die Polen dem Panslavismus, wie er um die Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gepredigt wurde, zustimmen konnten. Die schönen Träume von der „alle Bedrängten umschattenden Linde" waren ebenso wenig angetan, die Polen unter diese „Linde" zu bringen, wie sie keine Lust verspürten, als einer „der slavischen Flüsse sich in das russische Meer zu ergießen." Diese poetischen Symbole wie die angeblichen wissenschaftlichen und politischen Begründungen des Panslavismus, die in Rußland ausgebrütet und bei andern slavischen Völkern verbreitet wurden, gewannen in Polen keine Macht und keine Bedeutung. Der Panslavismus wurde von dem Glauben an die Unbezwinglichkeit des russischen Reichs getragen, und hat dieser Glaube auch im Krimkriege einen argen Stoß erlitten, so gaben ihm die Wühlereien Rußlands unter den Slaven auf der Balkanhalbinsel neue Nahrung, und der Krieg von 1877—78 stellte Rußland wieder an die Spitze der slavischen Bewegung. Während nun der panslavistische Gedanke bei den andern Slaven nicht nur nicht unterging, sondern von Zeit zu Zeit stärker aufloderte, verhielten sich die Polen dieser ganzen Bewegung gegenüber gleichgültig, ja feindlich und zu einem nicht unbedeutenden Teil ist das kühle Verhältnis der Polen in Oesterreich zu den übrigen slavischen

Völkern daselbst auf diese Verschiedenheit der Stimmungen und Gefühle zurückzuführen.

Nun hat der Krieg mit Japan den Glauben an die Uebermacht Rußlands gründlich zerstört, die innere Zerrissenheit und Fäulnis dieses Reichs wurde aufgedeckt, die Verwaltung auf allen Gebieten kompromittiert. Die Wiedergeburt des russischen Reichs sollte auf freiheitlicher Grundlage in Angriff genommen werden. Es entstand eine offne, aufrichtige politische Bewegung, die mit den freiheitlichen Bewegungen der Vorjahre, die sich nur im Geheimen entwickeln konnten und — von der Oeffentlichkeit nicht kontrolliert — im Kampfe mit dem Zarentum in Anarchie und Nihilismus umschlugen, brechen und nach dem Muster der konstitutionell regierten Staaten ein geordnetes, auf Gerechtigkeit basierendes Gemeinwesen gründen wollte. Es hatte den Anschein, als ob für Rußland ein neuer glänzender Frühling im Anzuge wäre. Die slavischen Völker blickten mit neuer Hoffnung auf das neue Rußland hin, das von den Fesseln des Absolutismus und des ihm scheinbar ergebnen, aber im Grunde seine eignen selbstsüchtigen Ziele verfolgenden Tschinowniktums (Bureaukratie) befreite russische Volk erfreute sich wieder neuer, warmer Sympathien, vor allem unter den westlichen Slaven in Oesterreich, die seit jeher im politischen Kampfe mit ihren deutschen Nachbarn lagen.

Auch unter den Polen wurden einzelne Stimmen laut, die alle erfahrene Unbill nur der absolutistischen Regierung und ihren Helfershelfern zur Last legten, aber von dem freien russischen Volke Gerechtigkeit erhofften. Diese anfangs leise und mutlos sich hervorwagenden Mahnungen und Aufforderungen, den alteingewurzelten Haß gegen den Erbfeind aus dem Herzen zu schaffen, wurden mit der Zeit lauter und stärker; sie fanden einen freudigen Widerhall bei den freiheitlichen Parteien der ersten und zweiten Duma und wurden mit der Zeit so mächtig, daß es den Anschein hatte, als ob eine Versöhnungsaktion in vollem Gange wäre. Obgleich mit der Schließung der zweiten Duma ein Rückschlag erfolgte, der den schönsten politischen Hoffnungen ein jähes Ende bereitete, obgleich eine extremnationale, brutale, „echt-russische“ Richtung die Oberhand gewann und sich zum Träger des echtrussischen Patriotismus stempelte, so hielt doch der Versöhnungsgedanke sogar den Ereignissen und unwiderstehlichen Tatsachen stand, er wurde nur auf einen andern, weniger schwierigen Boden verpflanzt. Es wurde nämlich zuerst bei andern slavischen Völkern, dann auch in Polen und Rußland

die Losung gegeben, eine Einigung der Slaven auf kulturellem und ökonomischem Boden einzuleiten, ohne die Selbständigkeit der einzelnen slavischen Völker im geringsten anzutasten, ohne ihr Selbstbestimmungsrecht zu gefährden und ohne sie unter die Botmäßigkeit oder Vorherrschaft des russischen Volkes zu locken. Dies waren die laut gepredigten und wenigstens von den meisten Verkündern aufrichtig geglaubten Losungen des Neoslavismus im Gegensatz zu dem Panslavismus der frühern Epoche.

Diese inoffensiven, auf gegenseitiger Schonung und Achtung aufgebauten Tendenzen fanden glühende und überzeugte Anhänger in Böhmen, unter den Slovenen und bei einer Partei der galizischen Ruthenen, auch unter den in Ungarn lebenden Slaven; die Balkanslaven dagegen verhielten sich anfangs ziemlich kühl und gleichgültig, da sie ja an dem frühern Panslavismus in der letzten Zeit keine erfreulichen Erfahrungen gemacht hatten.

Die galizischen Ruthenen wurden bei der frühern panslavistischen Bewegung nicht erwähnt, da sie hierbei als Volk nicht in den Vordergrund getreten sind. Am lautesten gebärdeten sich unter ihnen nur einige Persönlichkeiten, die sich mit Rußland einig fühlten, mit ihren intellektuellen, moralischen und materiellen Tendenzen dahin strebten und sogar aus ihrer Vorliebe für die orthodoxe Kirche kein Hehl machten. Viele von ihnen sind sogar nach Rußland übergesiedelt und haben der dortigen Regierung bei der Bedrückung der Polen und auch ihres eignen Volkstammes vorzügliche Dienste geleistet.

Diese Persönlichkeiten, die die überwiegende Majorität der galizischen Ruthenen zu respektieren schienen, negierten jeden Unterschied zwischen Russen und Ruthenen, wie es auch die russische Regierung tat, die weder die ruthenische (kleinrussische) Sprache ihrer nach vielen Millionen zählenden Untertanen in Südwestrußland offiziell anerkannte, noch irgendwelche Zugeständnisse der Kultur dieses Volkes gewährte, vielmehr alle Sonderbestrebungen der Ruthenen eifrig und grausam verfolgte. Als diese russophilen Tendenzen in Galizien immer mächtiger wurden und auf das bis dahin apathische und mit seinen polnischen Nachbarn in Frieden lebende Landvolk übertragen zu werden drohten, wurden von der österreichischen Regierung und auch von vielen Polen die bis nun zu ängstlichen Tendenzen unter den Ruthenen genährt und gefördert, die eine vollständige Scheidung zwischen Russen und Ruthenen bezweckten, die Selbständigkeit des ruthenischen Volkes auf seine

geschichtlichen Traditionen aufzubaun suchten, die Unterschiede zwischen der ruthenischen und russischen Sprache nachdrücklich hervorhoben und in der Reform der Orthographie nach der phonetischen Richtung hin einen sichtbaren Unterschied zu schaffen trachteten. Die anfangs an Zahl geringen Anhänger dieser Tendenzen erlangten bald großen Zuspruch, sie bildeten eine große Partei, die unter dem Namen der Jungruthenen oder Ukrainzen in einen direkten und schroffen Gegensatz zu den Russen und zu den polnischen Russophilen trat.

Die Ukrainzen konnten ebenso wie die Polen der panslavistischen Bewegung keine Sympathien entgegenbringen, weil die überwiegende Majorität ihres Volkes, die unter russischer Herrschaft lebt, von den russischen „Brüdern" unterdrückt und rechtlos gehalten wurde. Sie konnten sich natürlich auch für den Neoslavismus nicht erwärmen, da ihnen keine Gelegenheit gegeben war, für ihre Volksgenossen in Rußland in kultureller oder ökonomischer Hinsicht auf neoslavistischer Grundlage irgend etwas zu erwirken; die Russophilen dagegen erhoben noch das Banner des Neoslavismus, indem sie darin ein neues Mittel erblickten, ihre Idee, die Ruthenen mit den Russen möglichst enge zu vereinigen, auf diesem Umwege zu verwirklichen.

So rückten nun die Prager Konferenzen heran, die dem Neoslavismus eine offizielle Basis schafften, seine Grundsätze textieren und eine Annäherung der verschiedensten slavischen Völker zu einander zuwege bringen sollten. Es handelte sich vorerst darum, ob die Polen in ihrer Gesamtheit sich entschließen würden, an diesen Konferenzen teilzunehmen, da ja ohne Polen der ganze Neoslavismus eine Mißgeburt bleiben müßte und eine auf Gerechtigkeit beruhende Bewegung nicht mit dem Grundübel eines von Slaven an Slaven verübten Unrechts behaftet sein konnte.

Daß außer den in Rußland lebenden Polen, die in der Duma und auch außerhalb derselben in nähere Beziehungen zu den freiheitlichen russischen Parteien getreten sind, sich mit dem Versöhnungsgedanken vertraut gemacht haben und auf gewisse Versprechungen baun konnten, auch die darüber kühler denkenden Polen in Oesterreich sich schließlich entschlossen haben, an den Konferenzen in Prag teilzunehmen und hierin von weithin ausgreifenden Sympathien bestärkt wurden, war vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben, daß der politische Kurs die Regierung in Preußen den dort lebenden Polen gegenüber seit längerer Zeit — abgesehn von der frühern Epoche des sogenannten Kulturkampfs und der Koloni-

sationspolitik — ein direkt feindlicher geworden ist, sich in mannigfachen Drangsalierungen erging, die hakatistische Strömung unterstützte, mit Enteignungsgesetzen drohte und überhaupt alles zu unternehmen schien, um die Ausrottungsarbeit gegen die Polen planmäßig und unbeugsam durchzuführen. Es war unmöglich, daß diese Behandlung eines Teils des polnischen Volkes nicht einen mächtigen Rückschlag auf die Stimmung und Gesinnung seiner übrigen Teile geübt hätte. Die zur Versöhnung ausgestreckte Hand einerseits, die geballte Faust andrerseits mußten das Gefühl des Volkes stark beeinflussen. Darin ist auch der Grund zu suchen, warum die althergebrachte Mißstimmung gegen Rußland auf eine Zeitlang zurückwich und einer tiefen Verstimmung gegen Preußen und mithin gegen das Deutschtum Platz machte. Hierzu kamen noch mannigfache Anzeichen, als ob die immer mehr feindliche Stimmung der Ukrainzen in Galizien gegen die Polen von Berlin aus genährt und geschürt würde.

Auf diese Weise kamen die Prager Konferenzen zustande. Sie haben zu keinem greifbaren Resultat geführt, was die Hauptanhänger des Neoslavismus mit der Neuheit und Schwierigkeit der Idee zu erklären suchten, die kühlern Beobachter aber auf die Verschiedenheit der Ziele, der Kultur, der politischen Schulung zurückführten. Die letztern waren auch der Ansicht, daß weithin ausgreifende kulturelle und ökonomische Aktionen, die schließlich zu weitgehenden politischen Konsequenzen führen sollten, nicht improvisiert und nicht auf momentane Stimmungen begründet werden können, sondern nur einer geschichtlichen Notwendigkeit entspringen konnten, zu der wenigstens vorläufig und in absehbarer Zukunft alle oder wenigstens die meisten Bedingungen fehlen.

Doch haben diese Konferenzen einige Fäden geschlungen, die einzelne heißblütige Politiker schon für Brücken hielten, die über bisher unüberbrückbare Abgründe führen. Es waren aber im Grunde nur lose Verbindungen, wenn auch in der offiziellen Form einer russisch-polnischen Verständigungs-Kommission, die bei der Behandlung der aktuellsten Fragen sich der Aussichtslosigkeit der Aktion bewußt werden mußte. Es setzte nämlich in der letzten Zeit die Reaktion in Russisch-Polen mit voller Wucht wieder ein, die Unterdrückung und Unterbindung aller Quellen des nationalen Lebens, soweit sie bis jetzt noch fließen konnten, begann aufs neue. Es schien, daß die Regierung mit der „echtrussischen“ Strömung um die Wette es darauf abgesehn hätte, die etwa in Polen keimenden Versöhnungsgedanken zu ersticken, das nach Ruhe und frucht-

bringender Arbeit lechzende Volk zu reizen und zu demütigen, die an Versöhnung glaubenden russischen Parteien im Lande, im Auslande und bei allen Slaven zu kompromittieren und dem Neoslavismus nur in dem Falle Raum zu gewähren, wenn er in die alte panslavistische Bahn einzulenken sich bequemt.

Unter der Hand wurde aber den Polnischen zugeflüstert, daß eine Aenderung der Verhältnisse in Russisch-Polen vielleicht möglich wäre, wenn die Polen in Galizien ihre Hand dazu böten, die Ruthenen in Galizien zu russifizieren, den Russophilen daselbst dazu verhelfen, der ukrainischen Bewegung Herr zu werden. Diese perfide Zumutung wurde selbstverständlich von der Hand zurückgewiesen.

Und doch war die durch die hakatistische Politik der preußischen Regierung bei einem großen Teile des polnischen Volkes hervorgerufene Stimmung eine so gereizte, daß sogar trotz der Reaktion in Russisch-Polen, trotz der aufreizenden Reden und Handlungen der „echten Russen" es erst einer gründlichen Aussprache unter den Repräsentanten der verschiednen Parteien bedurfte, um endlich alle zu dem Entschluß zu bringen, an dem diesjährigen „allslavischen" Kongreß in Sofia nicht teilzunehmen. Es wurde wohl der gute Wille der freiheitlichen russischen Parteien, die eine Verständigung ehrlich anstreben, anerkannt, auch der Idealismus mancher Slavenführer wurde nicht bezweifelt, doch wurde es schließlich allen Polen klar, daß sie nichts zu suchen haben auf einem Kongreß, der nur darauf hinauslief, das gesunkene Prestige Rußlands wieder zu heben. So kam es, daß der Kongreß in Sofia nur eine Kampfversammlung geblieben ist und keinen positiven Erfolg verzeichnen konnte, da die wichtigste interslavische Frage, nämlich die russisch-polnische, nicht gelöst werden konnte, sondern von ihrer Lösung weiter entfernt ist, als je.

Auch die Ruthenen der nationalen Richtung (Ukrainzen) sind dem Kongreß natürlich ferngeblieben.

In der langen Reihe der Verwicklungen und Verhandlungen, die sich um die polnische Frage drehten oder sie mehr oder weniger berührten, ist nun momentan ein Stillstand eingetreten, der zu manchen Betrachtungen Anlaß bietet.

In seinem Glauben an fremde Hilfe und an fremde Versprechungen so oft und so bitter betrogen, in seiner Hoffnung auf Gerechtigkeit nnd Billigkeit bei den Nächstbeteiligten so oft und so bitter enttäuscht, hat das polnische Volk gelernt, in der Gegenwart und für die Zukunft nur

sich auf sich selbst zu verlassen, seine moralischen, intellektuellen und materiellen Kräfte durch unverdrossene Arbeit und Ausdauer zu mehren und ruhigen Blicks der weitern Entwicklung der Dinge zu harren. Es ist die Einigkeit des Volkes trotz aller Hindernisse so erstarkt, daß der Schmerz jedes einzelnen Teils alle andern schmerzt und die Freude eines Teils alle freut, ungeachtet der Leiden, die sie tragen müssen. Einen sichtbaren Beweis dieser Ernüchterung nach außen und Erstarkung nach innen brachte die unlängst begangene Grunwaldfeier in Krakau, die in ihrem imposanten Verlaufe deutlich bewies, daß das Volk sich vollständig einig fühlt, daß es sich vollkommen dessen bewußt ist, wohin es seine Arbeit richten soll, daß auch dieses großartige Zusammenströmen der Polen aus allen Ländern und der starke Zuspruch gern gesehener Gäste aller Nationen „kein Werk des Hasses gegen irgend jemand, sondern ein Werk der Liebe zur Nation war.“ Diese an rechter Stelle und zu rechter Zeit gesprochnen Worte des großen Künstlers und opferfreudigen Stifters des Jagiello-Denkmals wurden aus dem Herzen von vielen Millionen gesprochen.

Ein Volk von großer Vergangenheit, von tiefgreifender Kultur, von ernstem Streben und unerschöpflicher Vaterlandsliebe kann sich selbst nicht verleugnen, kann seine Individualität keiner Rassengemeinschaft opfern. Die verschiednen Arten und Epochen des Slavismus sind vielleicht geeignet, vorübergehende Stimmungen zu erzeugen, sind aber nicht imstande, dauernd die Denkweise eines in der Schule der Leiden gehärteten Volks zu beeinflussen.

Der britische Imperialismus in Gefahr

Als Japan das russiche Heer bei Mukden geschlagen und die Flotte Roschdestwenskis bei Tschuschima vernichtet hatte, war Großbritanniens alter Gegner, Rußland, für geraume Zeit lahm gelegt. Für die Vermittlerdienste der Amerikaner, die beim Friedensschlusse von Portsmouth dem gelben Sieger eine Kriegsentschädigung in klingender Münze nicht gegönnt hatten, quittierte die japanische Regierung umgehend: sie zwang durch ihre drohende Haltung die Vereinigten Staaten, sich auf einen schweren und langen Krieg im Stillen Ozean einzurichten, anstatt auf eine Auseinandersetzung mit England im Atlantischen Ozean. In diesem doppelten Erfolg: in der Vernichtung der russischen Armada und in der Abschiebung der amerikanischen Seemacht westwärts zur Verteidigung der Philippinen, der Sandwichs-Inseln und der Kalifornischen Küste lag die enorme Erleichterung für die englische Diplomatie; dieser Erfolg bildete den Höhepunkt in der Politik König Eduards VII. Großbritannien fühlte sich der Sorge um die Sicherheit seiner Kolonien enthoben, und darum vermochte König Eduard VII. alle politischen und militärischen Kräfte zusammenzufassen und seine kühnen Pläne auf dem europäischen Festland einzusetzen. Die Politik der „Einkreisung" Deutschlands hatte eine zeitlang Erfolg, aber diese Zeitspanne war nur von kurzer Dauer. Dem englisch-japanischen Bündnis schlug es nämlich zum Unheil aus, daß Japans Sieg materiell und moralisch zu groß ausgefallen ist. Sein Vertragspartner Großbritannien ist in allen Weltteilen jetzt schon auf die Verlustseite gedrängt.

Der britische Imperialismus hat seinen Kolonien die Auflage gemacht, zur Stärkung der englischen Flotte beizutragen. Diese Politik erwies sich sofort als Fehler; sie schädigte den Reichsgedanken. Das Bewußtsein, dem bedrängten Mutterland helfen zu müssen, um die Herrschaft zur See aufrecht zu erhalten, mindert allenthalben den Respekt vor dem Stammland und erhöht das eigene Selbstgefühl.

Der britische Imperialismus in Gefahr

In Kanada wird seit Neujahr 1910 in allen Zeitungen über die „Dreadnoughtitis" der Großmama in London gespöttelt, die in ihrer Altenweiberangst bei allen Kindern und Enkeln um milde Beiträge betteln gehe, weil sie schlecht schlafe. „Ottawa Free Press" spezifiziert die Furcht der Engländer vor der „deutschen Gefahr" als periodisch wiederkehrende Tobsuchtsanfälle gewisser Kreise in England und erklärt: „Wir lehnen es ab, uns von Leuten, die über mehr Begeisterungsfähigkeit als gesundes Urteil verfügen, von den Pfaden des Friedens und des Handels abbringen zu lassen." Beachtenswert ist der Ausspruch des französischen Kanadiers Broussa, des Führers der jungkanadischen Bewegung; dieser einflußreiche Politiker sagte neulich auf dem Kongreß der „Commercial Traveller Association": Wir fordern als britische Staatsbürger, wenn wir Geld und Blut für Großbritanniens Flagge opfern sollen, bei den diplomatischen Verhandlungen mitreden zu dürfen, die einem Kriege voraufgehn, oder einem Bündnis, das das Mutterland mit einer fremden Nation eingehn mag und das weitreichende Folgen für Kanadas künftige Handelsbeziehungen und Einwanderungspolitik haben könnte. Solche Probleme dürfen nicht auf Grund unklarer Gefühle gelöst werden, sondern auf Grund vernünftiger Erwägungen. Das ist es, was wir bisher nicht bedachten, weil wir uns in dem Wahn wiegten, daß die britischen Eroberer den Geist der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Fortschritts für uns besäßen. Wir sollten mit dem wahren Geist des Kanadaismus an die Lösung dieser Frage herantreten, und die verschiedensten Stimmen im Reiche sollten gehört werden, bevor irgend ein Gesetz in dieser das Schicksal der Nation berührenden Frage das Bundesparlament passiert.

Ist schon das Ansehn des Mutterlandes bei den Kolonien durch deren Inanspruchnahme für die Flottenrüstung kompromittiert, so gab ihm das Bündnis mit Japan den Rest.

In Kanada erwehrte sich die Regierung der chinesischen Einwanderung durch die Kopfsteuer von 500 Dollars (2100 Mk). Als nun in Britisch-Kolumbia der Versuch gemacht wurde, gegen die Japaner eine ähnliche Barriere aufzurichten, scheiterte das sehr ernsthafte Unternehmen am Widerstand der Regierung, die „diplomatische Gründe" vorschützte; dabei handelte es sich in Wahrheit natürlich um das englisch-japanische Bündnis. Im Herbst 1907 kam es sodann in Vancouver zu schlimmen Straßenexzessen der weißen Bevölkerung gegen die dort hausenden Japaner, zu „unwürdigen Grausamkeiten" — wie Sir Wilfried Laurier erklärte —

„wider die Untertanen des Kaisers von Japan, des Freundes und Verbündeten des Königs." In London und Tokio stellte man sich blind und taub. Der kanadische Minister Tempelmann jedoch hielt als tapfrer Mann in einer Versammlung der Viktoria Liberal Association eine bedeutungsvolle Rede gegen die gelben Eindringlinge und gab unter allgemeinem Beifall seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck, daß für die Einwanderung nach Kanada nur Elemente in Betracht kommen dürfen, die fähig sind, Vollbürger dieses Landes auf die Dauer zu werden, das heißt Angehörige von Nationen und Rassen, die sich der Bevölkerung anpassen und in sie hinein heiraten. „So that in future wes hould have from Ocean to Ocean in Canada one great homogenous people." Die allgemeine Politik müsse die nordwestlichen Gebiete von einer Rasse rein erhalten, die asiatische Laster einschleppe, ohne dem Lande neue Bürger schenken zu können. Am 17. September desselben Jahres verlangten die zu Winnipeg tagenden Gewerkschaften Kanadas einstimmig, daß die zwischen Großbritannien und Japan getroffene Abmachung über gegenseitige Freizügigkeit in den Besitzungen der beiden Mächte rückgängig gemacht werde. Daure die Einwanderung aus Japan uneingeschränkt fort, so würden bald alle weißen Arbeiter in Bergwerken und Fischereibetrieben, im Schiffsbau und im Holzhandel von Britisch-Kolumbia durch japanische verdrängt sein. Die Erregung wurde in Kanada so groß, daß die englische Diplomatie in Tokio vorstellig werden mußte. Japan erklärte darauf, vorerst aus „freien Stücken" seine Auswanderer von Kanada fern zu halten. Im Jahre 1908 kam die große amerikanische Flotte nach dem Stillen Ozean und ankerte in Puget Sound. An dieser Bucht liegen die amerikanischen Häfen Tacoma und Seattle, die Viktoria und Vancouver den Primat für den Handel der Goldfelder von Yukon und der Ausfuhr von Fischen, Holz und Waren streitig machen. Darum herrschte in frühern Zeiten erbitterte Feindschaft zwischen den Konkurrenten. Der gemeinsame Haß jedoch wider die „gelben Teufel" ließ alle Eifersüchteleien vergessen und wandelte die alten Gefühle der Abneigung derart, daß die imperialistische Presse Großbritanniens Angstanfälle bekam. „Ein gemeinsamer Widerstand gegen die asiatische Einwanderung," klagte die „Morningpost", „hat zwischen den pazifischen Bevölkerungen des Dominions und der Republik Bande der Freundschaft geknüpft, die sich leicht stärker erweisen könnten, als die föderalistischen, die sie mit ihren Nachbarn östlich der Rocky Mountains verbinden."

Australien hat sich von Anfang an mit Händen und Füßen

Anton Graff:
Selbstbildnis

gegen eine Einwanderung der Japaner gewehrt und stand gerade im Begriff, seine Einwanderungs-Beschränkungsgesetze dem gelben Mann aus Nipon auf den Leib zu schneiden, als diesem kulturellen Unternehmen der Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses Halt gebot. Damals plauderten australische Zeitungen ein wichtiges Geheimnis aus, indem sie schrieben: „Die Bundesregierung gibt zu, von der großbritannischen Regierung ein Aktenstück wegen des Fremdengesetzes und seiner Anwendung auf die Japaner erhalten zu haben; diese legt darin ein besondres Gewicht auf die Unterstützung, die sie von Japan bei der Regelung chinesischer und ostasiatischer Fragen erwartet.“ Diese Formulierung erscheint von außerordentlicher Wichtigkeit. Das erste Bündnis war demnach viel enger umschrieben als das zweite. Japan hat — weit voraussehend — schon bei Abschluß des ersten Vertrags genau formulierte Wünsche für die Zulassung seiner Auswanderer in britische Kolonien vorgebracht, und das Kabinet von St. James gab wohl, wahrscheinlich ohne sich allzu fest zu binden, die Zusicherung, seine Kolonialregierungen nach Kräften zu beeinflussen. Allein es stellte sich bald heraus, daß die japanischen Aspirationen in diesem Hauptpunkt nicht erfüllt werden konnten. Gerade in Australien ist die japanfeindselige Volksstimmung mit jedem neuen Jahr gewachsen. Als im Mai 1906 erstmals ein japanisches Geschwader in den australischen Gewässern weilte, erhielt Senator Dawson, der frühere Minister Australiens für die Landesverteidigung, eine Einladung, den japanischen Admiral an Bord seines Schlachtschiffes zu besuchen. Dawson lehnte ab. Seine Entscheidung begründete er mit den drastischen Worten, die Japaner seien nicht gekommen, um freundnachbarlich einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, sondern um zu spionieren. Später erklärte Dawson, er sei fest überzeugt, daß die Japaner die Eroberung Australiens planten. Ebenso hat zu jener Zeit der neuseeländische Minister Seddon die Einmischung des Mutterlandes in die Einwanderungsgesetzgebung der Kolonien mit harten Worten zurückgewiesen. Als vollends im Jahre 1908 die große amerikanische Flotte im Stillen Ozean erschien, geriet die Bevölkerung Australiens ganz aus dem Häuschen. Durch den herzlichen Empfang der amerikanischen Armada wurde die absolute Übereinstimmung der weißen Bevölkerung Australiens mit der japanfeindlichen Bewegung in den Vereinigten Staaten vor aller Welt bekundet. In naiver Weise kam die Freude, daß der böse Alb einer Eroberung durch die Gelben gefallen, in einer Zeitung von Sidney zum Ausbruch: „Wie riesenstark

ist die Flotte der Vereinigten Staaten! Wahrlich, es dürfte viel Blut und Zeit verfließen, bis der amerikanische Wall der Philippinen und Sandwichsinseln niedergeworfen ist und das gestreifte Banner der aufgehenden Sonne unser Vaterland bedroht!" — Die Australier setzen also ihr Vertraun auf die Macht der Yankees mit ihrer Bevölkerung von 86 Millionen und mit ihren unzählbaren Reichtümern, vom Papa John Bull ist schon gar keine Rede mehr.

Gegen diese schroffe Abweisung von Seiten britischer Kolonien verhielt sich die japanische Regierung mäuschenstill; sie machte aus der Not eine Tugend und bestand nicht mehr auf dem ursprünglichen Verlangen; sie heuchelte äußerlich die größte Nachsicht und Nachgiebigkeit, um dafür insgeheim und planmäßig den englischen Handel und Verkehr in ganz Ostasien zu vernichten und mit kalter Rücksichtslosigkeit alle englischen Interessen unter ihre Füße zu treten. Japanische Schiffahrtslinien erhielten öffentliche und geheime Regierungszuschüsse, um der englischen Küstenschiffahrt in chinesischen Gewässern das Lebenslicht auszublasen. Das ist zur Hauptsache heute schon gelungen. Der Verkehr zwischen Indien und Japan ging ganz allmählich und leise, aber vollständig an japanische Linien über. In der Mandschurei wurde durch geheime Abmachungen mit den Chinesen der englische Handel zuerst zurückgedrängt und jetzt geradezu ausgeschaltet: John Bull zahlt Zölle Abgaben, erleidet alle nur erdenklichen Kontrolen, Chikanen und Verzögerungen von Seiten der allzeit phlegmatisch lächelnden chinesischen Beamten, während der flinke Japaner mit seinem Bestechungssystem flott arbeitet, keinen Zoll und keine Abgaben und keine Oktrois entrichtet. In Korea versprach Japan seinem Verbündeten, eine Politik „gleicher Gelegenheiten" zn beobachten; aber dieses Versprechen blieb als toter Buchstabe auf dem Papier stehn; in der Praxis umging Japan alle seine Verpflichtungen in jeder nur erdenklichen Weise durch Außerachtlassung von Patentrechten, durch Vergünstigung für japanische Waren, durch stillen Boykott der englischen Produkte und durch tausend andre Mittel der Arglist. Mit offener Schadenfreude nahm man es in Tokio auf, daß das erstarkende China gerade dem englischen Einfluß im fernen Osten direkt und planmäßig entgegenarbeitet — die Gelben stehn einander ethnographisch näher — und daß in Indien die japanischen Einwanderer allasiatische Politik der gefährlichsten Art treiben. Die glorreichen Siege Japans zu Wasser und zu Lande haben in Indien die Aussichten für einen sichern und langen Bestand der britischen Herrschaft rundweg

vernichtet. Die Flugblätter der gelben Agenten beginnen mit dem drastischen Wort eines schottischen Generals: Wenn die Indier auf den Gedanken kommen, zu gleicher Zeit zu p . . ., müssen wir Engländer alle elendiglich ertrinken. Das Kabinet von St. James kennt diese Gefahr. Es ließ darum durch Lord Kitchener einen detaillierten Verteidigungskampf für Indien ausarbeiten und schickte seinen besten Diplomaten, Sir Charles Hardinge, dessen durchdringenden Verstand schon Fürst Bismarck gerühmt hat, als Vizekönig nach Indien. Daß die Gefahr dem englischen Partner schon ziemlich nahe gerückt scheint, beweist die Tatsache, daß England Singapur zu einer Festung ersten Ranges erhebt und fieberhaft an der Herstellung der dortigen Erdwerke, Panzertürme, der Hafenforts und eines Arsenals mit Schwimmdock arbeiten läßt. Japan hat mit Rußland ein Techtelmechtel angeknüpft und verstand es mit seinem neuen Zolltarif, den Import englischer Waren empfindlich zu treffen. Graf Komura sagte im japanischen Parlament: „Es war in der Tat nicht möglich, sich Konventionaltarife vollständig zu ersparen; aber es war möglich, bei Abschluß solcher Vereinbarungen strikt an dem Grundsatz der Gegenseitigkeit festzuhalten. Wenn ein Land einem andern Zugeständnisse in Tarifangelegenheiten machte, so war das letztere gehalten, diesen Umstand in Erwägung zu ziehn, wenn es die von dem erstern bestimmte Auflagenskala festsetzte. England z. B. hatte, da es ein vollständiges Freihandelsland ist, kein Mittel, Tarifzugeständnisse von andern Nationen zu kaufen; Amerikas Hände waren durch seine Gesetze gebunden.“ Weil England sich außer Stande fühlte, „Tarifzugeständnisse zu kaufen,“ hat Japan ihm entgegen aller anders lautenden Versprechungen die Tür vor der Nase zugeschlagen: die meisten Waren Englands, die auch in Japan hergestellt werden können, unterliegen einem wahren Prohibitivzoll. — Auch diesen unfreundlichen Akt nahm Großbritannien stillschweigend hin. Warum wohl? Der britische Imperialismus ist mit seinem famosen Bündnisvertrag heute schon auf Japans Gunst und Gnade angewiesen; denn die Diplomaten des Kaisers von Japan bestanden auf der kurzfristigen Vertragskündigung. Das Bündnis ist von Jahr zu Jahr löslich und droht, einmal aufgehoben, jäh in sein Gegenteil umzuschlagen.

In den Vereinigten Staaten Südafrikas wächst die Bewegung der Afrikaner, die, zur Mehrzahl holländischer Abstammung, für ihre Republik nicht nur die völlige Selbstverwaltung, sondern auch binnen kurzem die Souveränität erringen wollen.

In Egypten vollends hat sich die Partei der Nationalisten zu offenem Kampfe gegen die britische Usurpation erhoben und den Gast Sir Eldon Gorsts, Theodore Roosevelt, tüchtig ausgepfiffen. Kaum hatte Oberst Roosevelt, von seinen afrikanischen Jagdgründen heimkehrend, das Wunderland der Pharaonen zwei Tage lang besichtigt, als er zu Kairo auch schon eine Rede über die Regierungsweisheit des jüdischen Königs Rehobeam losließ; danach soll das egyptische Volk für die Freiheit noch nicht reif sein und behufs rascher Erziehung mit Skorpionen gezüchtigt werden, weil die Geisel des Lord Cromer und des Sir Eldon Gorst sich als ein unzulängliches Instrument erwiesen habe. Für diese unerbetenen Ratschläge haben die Egyter ihren berühmten Gast gründlich ausgepfiffen, und mit einem Furioso schrillster Pfeiferei wurde der Expräsident bei seinem Eintreffen in Alexandria empfangen. Davon erfuhr die europäische Presse kein Sterbenswörtchen; aber die arabischen Zeitungen gaben zu dem merkwürdigen Auftreten des Amerikaners ihre scharf gepfefferten Erläuterungen.

Wenn Oberst Roosevelt die Absicht hegte, mit seinem Diskurs den Engländern eine Freude zu bereiten und die politischen Bande zwischen den Vereinigten Staaten und dem britischen Imperialismus enger zu knüpfen, so hat er genau das Gegenteil erreicht; denn er hat die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die jungnationale Bewegung in Egypten gelenkt, die jeder Englishman seit einem Lustrum mit absolutem Totschweigen abzutun pflegt.

Geraume Zeit verging, bis die anfangs sporadisch auftretende Bewegung der Nationalisten diszipliniert und konsolidirt war. Die jungen Egypter, die ausländische Hochschulen besucht hatten, brachten verschiedene Wünsche in die Heimat; die einen arbeiteten mit dem Schlagwort: Egypten den Egyptern; die andern begehrten eine weitgehende Autonomie, wie in Kanada und Australien. Aber bei den ungewissen Vorschlägen und bei der Knappheit der Mittel ihrer Widersacher, vermochte die englische Politik mit Leichtigkeit der Ausbreitung dieser Ideen enge Schranken zu setzen. Erst vor fünf Jahren verhalf eine Schreckenstat der Nationalpartei zum Durchbruch; heute verfügt diese Partei über eine straffe Organisation mit Komitees, Verbindungen, Zeitungen von starker Verbreitung, und sie hält alljährlich in Genf ihren Kongreß ab, um feierlich Protest einzulegen gegen die Besetzung ihres Heimatlandes, der sie den stehenden Titel „Die britische Tyrannei“ verliehn hat.

Die Schreckenstat war der Justizmord von Deutschhawai. Im

Jahre 1905 hatten an einem heißen Tage englische Offiziere in Zivilkleidern einen Jagdausflug gemacht und sahn in Deutschhawai einen Araber, der Getreide drosch. Neben ihm lag ein Strohhaufe, auf dem zahme Tauben saßen. Als einer der Jäger sein Gewehr erhob und auf jene Tauben zielte, machte der Araber Zeichen, womit er zu verstehn gab, daß die Tauben seinem Nachbar gehörten und der Strohhaufe durch den Schuß Feuer fangen könne. Gleichwohl schossen die Offiziere, und sofort stand das aufgeschichtete und massenhaft zerstreute Stroh in lichterlohen Flammen; dabei erlitt ein Araberweib schwere Brandwunden. Aus dem Dorfe eilte die Bevölkerung herbei, die die Offiziere entwaffnete und den nächsten Polizeiposten alarmierte. Einer der Offiziere war rechtzeitig entschlüpft und in tollem Lauf viele Kilometer weit gerannt, bis er, vom Sonnenstich getroffen, ohnmächtig zu Boden sank. Das sah ein Araber und eilte mit einem Gefäß voll Wasser herbei, um dem Besinnungslosen Wasser ins Gesicht zu spritzen. In diesem Augenblick kamen die englischen Truppen und schossen den barmherzigen Araber, der vergebens auf das Wasser und seine Hilfeleistung hinwies, ohne weiteres uieder, umzingelten das Dorf und führten eine Massenverhaftung aus. Vor dem Kriegsgericht wurden nach einem höchst summarischen Verfahren vier Araber, darunter ein 70jähriger Greis, zum Tode verurteilt, mehrere andre zu langen Kerkerstrafen und eine beträchtliche Zahl zu Stockprügeln; dabei ließen einer oder zwei ihr Leben unter den Streichen ihrer Peiniger. Um ein Exempel zu statuieren, wurden die vier zum Tode Verurteilten in ihrem Heimatdorf auf großen Galgen aufgeknüpft, wobei ihre Familien und ihre Verwandtschaft zuschaun mußten. Dieses Blutgericht machte ungeheures Aufsehn; denn kein einziger der jagenden Offiziere war auch nur im mindesten verletzt worden. Auch im Hause der Gemeinen zu London verurteilten mehrere Redner dieses „System" mit scharfen Worten. Es erfolgte eine wahre Explosion allgemeiner Entrüstung gegen die englischen Behörden und gegen Butros-Pascha, den Leiter jenes Kriegsgerichts, der Minister des Auswärtigen und später sogar Ministerpräsident wurde.

Ein weiteres Ereignis, das die Unzufriedenheit mit dem englischen Regiment steigerte, bestand in dem Gründungsschwindel, den gewissenlose Spekulanten englischer Nationalität im Lande der Pyramiden inszenierten. Beinahe jede Woche wurde eine neue Gesellschaft ins Leben gerufen, sei es zur Ausbeutung fabelhaft reicher Minen oder zur Aufteilung fruchtbarer Länderstreifen am obern Nil oder zur Errichtung riesengroßer

Hotels, Theater, Konzerthallen, Bäder, ja sogar einer ganzen Wüstenstadt wie Heliopolis — anderthalb Tramstunden außerhalb Kairos. Alle diese Papiere, Aktien, Gutscheine, Obligationen wurden ohne Unterlagen und ohne Börsenkontrolle unters Volk gebracht; die famosen Gründer steckten das Bargeld ein und verzogen sich beizeiten heimwärts der Temse zu, während die gutgläubigen Egypter schön bedruckte Papierfetzen ohne Wert ihr eigen nannten.

Als die nationale Bewegung kräftig einsetzte und in Kamel Bey ihr maßgebendes Haupt gefunden hatte, machte England Zugeständnisse. Es wurde der Gesetze gebende Rat ins Leben gerufen mit der Verpflichtung der Minister, alle Gesetze, Verordnungen und Verfügungen diesem Rat zu unterbreiten, bevor sie zur Anwendung kämen. Allein die Nationalpartei mußte bald wahrnehmen, daß der ganze Mechanismus dieses „Rats" nur eine Ausflucht und Komödie vorstellte. In Wirklichkeit war die egyptische Regierung in die Hand von Butros-Pascha übergegangen, d. h. des blind ergebenen Werkzeugs des englischen Konsuls. Der Chef des englischen Regiments im Nilland begnügt sich nämlich mit dem Titel eines Generalkonsuls, während der Inhaber dieser Würde tatsächlich als britischer Prokonsul über erobertes Land herrscht. Der Nachfolger Lord Cromers nun, Sir Eldon Gorst, gab sofort nach seinem Amtsantritt klar zu verstehn, daß er sein eigenes Regierungsprogramm verfolge, und darin spielten weder Erwartungen noch Hoffnungen noch Interessen der Egypter eine Rolle. Dagegen kam augenblicklich die Suezkanal-Frage aufs Tapet, obwohl deren Konvention erst im Jahre 1936 abläuft. Es sollte eiligst die europäische Lage ausgenutzt werden, weil Frankreich durch das Protokoll vom Jahre 1904 seinem britischen Freunde in Egypten freie Hand ließ. Da der derzeitige Vertrag von allen Egyptern als für ihre Interessen unzulänglich verworfen wird, so gährte es in ganz Egypten bedenklich, als Butros-Pascha eine Überrumpelung seiner Landsleute versuchte, indem er für die Notwendigkeit einer sofortigen Verlängerung der alten Konvention pure et simple eintrat. Die gesamte in arabischen Lettern erscheinende Presse erklärte damals in heftigen Ausfällen, daß Butros-Pascha sich an England verkauft habe.

Vor fünf Monaten nun erbat ein junger Apotheker, namens Wardani, eingeschriebenes Mitglied der Nationalpartei, Audienz bei Butros-Pascha und schoß ihm einige Revolverkugeln in den Leib. Der Verletzte wurde ins Hospital getragen; das Reuter-Bureau meldete aller Welt, daß

es sich um eine leichte Verwundung ohne Bedeutung handle; aber schon tags darauf starb Butros-Pascha.

Sowohl bei seinem ersten Verhör wie später in seinem Prozeß erklärte Wardani, Butros-Pascha mit voller Überlegung und mit kaltem Blut aus folgenden vier Gründen ermordet zu haben: 1) weil mit seiner Hilfe der ganze Sudan an England verkauft worden sei, 2) weil er mit der Blutsentenz von Deutschhawai unschuldige Landsleute zu Tode gebracht habe, 3) weil er mit der Erneuerung der Suez-Konvention Egypten für die Dauer eines Jahrhunderts habe schädigen wollen, 4) weil er ein blind ergebenes Werkzeug der britischen Unterdrückung gewesen sei. Es kommt zum Prozeß. Sir Gorst ist auf seiner Hut und erwirkt ein Gesetz, wonach allen Zeitungen verboten wird, Gerichtsberichte über Fälle zu bringen, die bei geschlossenen Türen verhandelt werden. Als Verteidiger amtet der Advokat El Bani. Sowie jedoch der Verteidiger die politische Seite der Tat berührt, läßt der Präsident sofort den Saal räumen. Diese Maßregel hinderte jedoch nicht, daß die Schlußrakete im oratorischen Feuerwerk El Banis heute durchs ganze Niltal leuchtet: „Unser Unglück besteht darin, daß wir in Egypten zu wenig Wardanis haben!“

Selbstverständlich ist der Attentäter zum Tode verurteilt worden. Da es sich um einen Muselmann handelt, so muß laut Gesetz zuvor das Gutachten des Groß-Mufti von Egypten eingeholt werden. Zu diesem Behuf ist das gesamte Aktenmaterial diesem höchsten kirchlichen Würdenträger unter den Ulemas zugestellt worden. Der Ermordete war ein koptischer Christ. Die Briten hofften darum, daß der Mufti augenblicklich und ohne Umschweife das Todesurteil bestätigen werde. Allein der weise Richter Muhameds ließ sich mehrere Monate Zeit und antwortete in seiner Fetwa folgendermaßen: Nach Muhameds Gesetz muß der, der in Friedenszeit ohne Grund und mit voller Überlegung einen Menschen umgebracht hat, ebenfalls umgebracht werden, sei nun der Ermordete ein Christ oder nicht. Da jedoch im vorliegenden Fall Butros erst mehrere Stunden nach dem chirurgischen Eingriff gestorben ist, und da das Gutachten eines Leibarztes unsers Khedive ausdrücklich hervorhebt, daß Butros gestorben sei in Folge der falsch ausgeführten Laparatomie, — so ist dieser Fall **nicht** danach angetan, das Urteil zu vollstrecken. „Schließlich“ — so fügte der Groß-Mufti seiner Fetwa hinzu — „konntet ihr mir die Zusendung der Prozeßakten ersparen und das Todesurteil gerade so vollstrecken, wie ihr es mit den Verurteilten wegen des

harmlosen Vorfalls von Deutschhawai zu halten beliebtet.“ Auf hartnäckiges Andrängen der Briten wird diese Schlußphrase nach langem Sträuben vom Großmufti zurückgezogen; aber seine Ansicht zur Sache war einmal gesagt und blieb gesagt. Die Muselmänner haben als solche sich nämlich mit Klugheit nicht an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt, um jeden Verdacht zu vermeiden, als ob sie aus religiösem Fanatismus eine christenfeindliche Strömung unterstützten; aber sie haben dieser Bewegung ihre Sympathien zugewendet, während im Gegensatz dazu die koptischen Christen — sowohl die Orthodoxen wie die Katholischen — denen von den Engländern alle Ämter in der Verwaltung anvertraut worden, Egypten lieber heute noch als morgen als britische Provinz sehn möchten. Am Tage, als Wardani zum Tode verurteilt wurde, gab es in den Häusern der Kopten viel Frohlocken, große Schmausereien mit Trinkgelagen und Sang und Tanz, gleich als ob es sich für sie um einen Triumph handle.

Die großbritannischen Behörden sind in Egypten zu ihren strengsten Maximen zurückgekehrt. Ende Juni ist Wardani dem Gutachten des Großmufti zum Trotz in tiefster Stille hingerichtet worden. Beim Hinrichtungsakt waren nur zwei Aerzte und einige Offiziere zugegen. Für die nationale Bewegung ist Wardani heute schon ein Märtyrer und Held. Der gesetzgebende Rat hat nämlich mit bewunderungswürdiger Energie den Vorschlag der vorzeitigen Erneuerung der Suezkanal-Konvention abgelehnt. Darob herrscht großer Aerger bei den Briten. Die nationalen Zeitungen werden fortgesetzt mit Beschlag belegt, um Geld gebüßt und unterdrückt. In Egypten herrscht dieselbe polizeiliche Willkür wie in Rußland, und darum werden die Häupter der nationalen Partei auch im Reich von Isis und Osiris durch Lockspitzel überwacht.

England sah sich veranlaßt, seine Garnisonen in Egypten zu verstärken.

Die Heeresreform des Sir Haldane ist von Lord Kitchener mit Geringschätzung behandelt worden.

Am 4. Juli 1910 endlich schloß Japan mit Rußland eine „Entente“, die beinahe einen Bündnischarakter hat; sein Bündnis mit Großbritannien läuft schon anno 1915 ab.

Im Stillschweigen liegt das Geheimnis des Erfolgs. Ueber die japanisch-russischen Unterhandlungen verlautete kein Sterbenswörtchen. Der Mord an dem Fürsten Ito, der zuerst ein verwegner Abenteurer, dann ein schlauer Staatsmann geworden war, um als ordinärer

Güterspekulant auf Korea als Ofer privater Rachsucht zu fallen, erinnerte daran, daß jener gelbe Diplomat sich einmal zu Kharbin mit dem russischeu Finanzminister Kokowszew zusammengefunden hatte.

Später folgte ein Zwischenfall. Der nordamerikanische Staatssekretär Knox begehrte die Neutralitätserklärungen der mandschurischen Bahnen. Zweifellos wollte der schlaue Amerikaner die Füchse ausräuchern, die in Heimlichkeit in jenem nördlichen Winkel des „Himmlischen Reiches“ sich eingenistet hatten. Knox erlitt mit seinem Vorschlag eine glatte Abweisung. Japan nnd Rußland garantierten sich wechselweise den „Status quo“ in der Mandschurei. Im Grund zahlt bei diesem Abkommen China die Kosten, denn in seinen Provinzen machen sich jetzt die ehemaligen Feinde als Gesellschafter einer Ausbeutungsfirma breit. Rußland erhält obendrein noch die Erlaubnis zur „friedlichen Durchbringung der Mongolei“, während Japan nunmehr offen zur Annektierung von Korea schreitet.*)

Nun berichtet aber der „Rußkoje Slovo“ von einer Geheimklausel im Vertrag vom 4. Juli: Danach verpflichten sich beide Mächte zum gemeinsamen Widerstand, um jede Genehmigung Chinas zur Anlage einer Eisenbahn oder eines industriellen Etablissements oder eines Bergwerks an eine fremde Macht zu verhindern, wenn eine solche Anlage den russischen oder japanischen Interessen widerstreiten sollte. Diese Klausel bildet einen offensichtlichen Einbruch in die Souveränitätsrechte des größten Reichs auf Erden: China zählt nämlich 400 Millionen Einwohner.

Diese Geheimklausel richtet ihre Spitze gegen Großbritannien. Japan ist im Bunde mit Rußland und Frankreich stärker als England. Darum sondierte Mr. Asquith das Deutsche Reich wegen einer „Entente“ über die Beschränkung im Bau von Dreadnoughts: der gelbe Knabe fing an, dem old John Bull fürchterlich zu werden.

Kündigt Japan das englische Bündnis, so wird aus dem gelben Verbündeten von gestern augenblicklich der gefährlichste und erbittertste Feind des britischen Weltreichs, und dasselbe Großbritannien, das heute von seinen Kolonien Schiffe, Geld und Mannschaften zur Verteidigung des Mutterlands erbittet, sieht sich dann gezwungen, sofort in Hongkong, Shanghai, Singapur, Indien, Australien und Kanada starke Schiffsstationen zu errichten und auch mit einer respektabeln Landmacht auf der Hut zu sein.

*) Mittlerweile ist die Annexion erfolgt. Die Red.

Der britische Imperialismus in Gefahr

Australien und Kanada zeigen große Lust, ihren Schutz vor der gelben Gefahr bei den Vereinigten Staaten zu suchen. Der Abfall dieser wertvollen Kolonien würde das Signal für den allgemeinen Aufstand in Indien und den Anfang vom Zusammenbruch des englischen Weltreichs bedeuten.

In jedem Fall muß Großbritannien genau in dem Maße, als die Sicherung überseeischer Besitzungen seine Kräfte in Anspruch nimmt, seine heute schon unzureichend gewordene Wehrkraft in Europa schwäche n und dadurch seinen Einfluß auf die europäischen Verhältnisse vermindern.

Dr. Franz Lipp (Voghera).

Nacht im Süden

Still träumt die Nacht. Zu meinen Füßen
Schäumt leise das Tyrrhener-Meer,
Aus Zaubergärten Palmen grüßen,
Lau weht ein West, von Düften schwer.

Das Mondlicht webt um Tal und Hügel;
Heiß quillt das Blut zum Herzen mir,
Und meiner Sehnsucht wachsen Flügel
Und tragen mich zu Dir — — — zu Dir!

Wir sind vereint, und wir umfangen
Uns fest und fester, Brust an Brust.
Ich küsse Dich, und Dein Verlangen
Löst sich in Seufzern süßer Lust. —

— — Ein Vogelschrei. — Und jäh zerfließen
Die Bilder. Einsam ists umher. —
Still träumt die Nacht. Zu meinen Füßen
Schäumt leise das Tyrrhener Meer. —

Josef Wiener-Braunsberg.

Hedwig von Bismarck:
Besuch in Schönhausen und Friedrichsruh

Im Alter gedenkt man gern seiner Kinderzeit, und so trieb es mich, die Stätte, wo meine Wiege gestanden, wo ich mit Otto gespielt hatte, noch einmal wiederzusehn. Anfang der neunziger Jahre gelang es mir, diesen Plan auszuführen, und ich reiste nach Schönhausen.

Wie hatte sich die äußere Gestalt meiner Heimat verändert, seit ich so glückliche Kindertage dort verlebte! Wäre nicht die Kirche gewesen, mit dem breiten, plumpen Turm, der noch die alten Risse zeigte, hätten nicht die beiden Herrschaftshäuser auf derselben Stelle gestanden, ich hätte es nicht wiedererkannt.

Ich betrat den Garten von Ottos Elternhause, um unsre Spielplätze aufzusuchen. Über siebzig Jahre waren vergangen, seitdem diese Stätte von unsern Kinderstimmen wiederhallte. Da war die alte Steintreppe, die einzelnen Platten noch lose, wie ehedem; schon als Kind wurde ich davor gewarnt, damit ich nicht fiel; der kleine Teich, an dem ein Apoll aus Sandstein und eine Flora standen. Er hatte die Leier, sie das Füllhorn mit Blumen, die ihnen schon damals fehlten, noch immer nicht wiederbekommen.

Jenseits der Lindenallee, die sich von einem Ende des Gartens zum andern hinzieht, befand sich früher ein ziemlich wüstes Gehölz, in dem ein Herkules seine klassische Unbekleidetheit versteckte. Otto machte diesen Heros zur Zielscheibe seiner Schießübungen, und der breite Rücken zeigte noch die Spuren seiner Schroten. Jetzt war das Gehölz gelichtet, auf den Herkules führte ein Weg zu, er stand ganz frei.

Als Kind hat Hedwig von Bismarck mit ihrem großen Vetter gespielt, als junges Mädchen in blonden Haaren mit Moltke getanzt, und als das Haar hätte grau sein können, vom Alter und von mancher Sorge gebleicht, hat sie eine nnige Freundschaft mit dem Grafen Roon und seiner Gattin verbunden. Aus dieser Zeit der großen Kämpfe um das Deutsche Reich weiß die nun 95 jährige Cousine des ersten Kanzlers vielerlei Ernstes und Harmloses unter dem einfachen Titel „Erinnerungen aus dem Leben einer 95 jährigen" zu erzählen. Man wird diese Erinnerungen, die soeben im Verlage von Richard Mühlmann in Halle a. S.

Der Nimbus, der für mich in dem Graben lag, der von der einen Seite der vorhin erwähnten Lindenallee aus das Gehölz inselartig umschloß, war, als ich es jetzt wiedersah, geschwunden. Damals führte ein morscher Steg, den ich nie betreten durfte, über den schlammigen Graben, in dem schwarze Schnecken umherkrochen, zu dem Gehölz und zu einem Lusthaus, das halb verfallen, mit zerbrochenen Fensterscheiben, mir wie aus dem Märchenlande erschien, da wundervolle Rosen ringsumher blühten.

In unserm ehemaligen Hause ist in der einen Hälfte jetzt das Bismarck-museum. In dem großen Saal oben haben meine Ahnen den großen Bildern der Kaiser und Könige Platz machen müssen. Wie hoch erschien mir der Raum früher! Und nun reichen die Bilder bis an die Decke, die sie fast zu erdrücken scheint. In den angrenzenden Zimmern, in deren einem ich geboren bin, nicht — wie die Zeitungen sagten — der Reichskanzler, dessen Wiege ja im andern Hause stand, hat man die verschiedenen Geschenke aufgestellt, die dem Fürsten gewidmet sind.

In unsern ehemaligen Wohn- und Prunkzimmern sah es, wie oft in unbewohnten Häusern, recht wüst aus. Tapeten hingen in Fetzen herunter, und durch die blinden Scheiben schien kaum das Tageslicht, so daß man nicht hinaussehn konnte. Besonders nach der Gartenseite hin brauchte man dies allerdings nicht zu bedauern; der Garten war wenig gepflegt, und die polnischen Schnitter, die die eine Seite des Hauses bewohnten, trockneten auf Sträuchern und Hecken ihre am Sonntagsmorgen gewaschenen Kleidungsstücke.

Das alte Pfarrhaus hatte einem neuen weichen müssen, und — was mir fast weh tat — der Feuerrosenstrauch, wie ich ihn in solcher Größe nie wieder gesehn habe, fehlte auch. Aber war nicht 70 mal der Sommer gekommen und vergangen, seit ich mich an seinem Blühn gefreut hatte, und waren nicht auch am Baum des Lebens viele Rosen verblüht? Ihre Dornen hatten Wunden gerissen, die nie ganz heilen können.

---

erscheinen, mit jener tiefen Befriedigung aus der Hand legen, die man in unsern neurasthenischen Tagen bei der Begegnung mit einem Menschen immer haben muß, der sich tapfer und anspruchslos, pflichttreu und hilfsbereit, klug und liebevoll, mit hellem Blick für das Echte und Schöne im Leben, durch ein langes Leben geschlagen hat. Otto von Bismarck sagte von ihr: „Vor Cousine Hedwig nehme ich den Hut ab!" Sie war, ebenso wie des Deutschen Reiches erster Kanzler, in Schönhausen geboren, und wir lassen sie hier berichten, wie sie nach 70 jähriger Abwesenheit die Heimat wiederfand.

Das Dorf machte den Eindruck eines freundlichen Landstädtchens. Das lange Haus des Bauern Bittelmann mit dem hohen, grünbewachsenen Strohdach, unserm Wohnhaus gegenüber, war durch eine Villa und Veranda ersetzt. Ebenso Rohdes kleiner räucheriger Katen, der an unsern Garten stieß. An dieser Stelle war damals ein großes Loch in der Mauer, durch das man bequem einsteigen konnte und das Rohdes Jungen fleißig benutzten, um zu untersuchen, ob unsre Äpfel reif wären.

Im ganzen Dorf ist wohl kaum noch ein Strohdach, alles hat so zierlichen Bauten weichen müssen, wie jene zwei Häuser. Wie mögen die jetzigen Besitzer lachen, wenn sie des Knüppels gedenken, durch den damals die Dienstfuhren geregelt wurden!

Aber die Menschen stehn einander nicht mehr so nahe, wie zu jener Zeit, wo eine Hochzeit ein Fest für das ganze Dorf war und wo der Todesfall, der eine Familie betroffen, auch die andre zur Trauer stimmte.

Infolge dieser Reise nach Schönhausen sah ich Bismarck wieder. Die alte Gewohnheit, ihm alle Jahre zum Geburtstag zu schreiben, ließ mich im Jahre 1896 erwähnen, daß ich Schönhausen und die Gärten dort, den Schauplatz unsrer Kinderspiele, noch einmal aufgesucht habe.

Die Erwiderung auf meinen Brief, gleich vom 1. April datiert, sagte mir, daß auch er noch gern an die Schönhauser Zeit dachte und sich freuen würde, wenn ich ihn in Friedrichsruh besuchen wollte.

Solcher Einladung folgte ich gern und fragte nach kurzer Zeit an, ob ich kommen und als Begleiter den Sohn meines Bruders, einen jugendlichen Leutnant, mitbringen dürfe. Die Antwort war, ich solle nur Tag und Stunde unsrer Ankunft nennen, damit der Kourierzug in Friedrichsruh halten könne.

Auf dem Bahnhof in Berlin kostete es Mühe, Billets nach Friedrichsruh zu bekommen, da man sagte, der Zug hielte dort nicht. Erst die bestimmte Versicherung, die Einladung und Weisung des Fürsten erhalten zu haben, sowie die Nennung meines Namens behob endlich die Schwierigkeit, und wir fuhren ab. Mein jugendlicher Begleiter war in seinem Geist mindestens um einige Zoll gewachsen.

Als nun der Zug in Friedrichsruh hielt, war es nicht allein unsertwegen, denn Graf Rantzau reiste ab. Gräfin Marie geleitete ihn zum Coupé, und uns empfing einer ihrer Söhne, dem die Mutter bald folgte.

Schloß wurde Friedrichsruh oft genannt, aber mit Unrecht, wenn man seine äußere Gestalt betrachtet. Dachte man jedoch daran, wen das Innere barg, dann freilich mochte auch diese Bezeichnung noch unzureichend erscheinen.

Eine Doppeltür führte in das Innere. Wenige Stufen hinansteigend betrat man einen kleinen Flur; von diesem führte eine Tür in ein Dienerzimmer, eine andre in den Flügel, der dem alten Hause angebaut ist, unten Dr. Chrysanders Arbeitszimmer und die Zimmer des Fürsten enthielt, während im obern Stock die Wohnung der Rantzauschen Familie war. Von einem zweiten Vorraum aus gelangte man in die Wohnzimmer, zwei größere und ein kleineres, ich denke das Privatzimmer der Fürstin. Schließlich das Eßzimmer, der größte Raum des Hauses, der aber trotzdem die oft gehörte Äußerung des Hausherrn, er habe nicht Platz für viel Gäste, rechtfertigte. Vor dem Eßzimmer lag eine ziemlich geräumige Veranda, davor ein freier Platz, wo gelegentlich Deputationen den Fürsten begrüßten, indessen er sie von der Veranda aus anredete. In diesem fanden wir ihn am Frühstückstisch.

Er trat mir freundlich entgegen, küßte mich auf die Stirn, und ich muß sagen, als er so vor mir stand, hatte ich, obgleich er sich auf einen Stock stützte, wie ich, den Eindruck vollkommener Kraft. In den klaren blauen Augen lag eine Welt, die von großer Vergangenheit sprach und still und klar, aber unendlich schmerzlich die Gegenwart erfaßte.

Der Frühstückstisch war einfach hergerichtet, ein warmes Gericht, kaltes Fleisch und Eier. Der Fürst selbst aß wenig; sehr heftige, neuralgische Schmerzen hinderten ihn wohl daran. Dem Wein sprach er redlicher zu. Es wurde mit Bier angefangen, dann kamen Rotwein und Champagner, von dem, nachdem er die erste Sorte für zu leicht befunden, eine stärkere gebracht wurde.

Die Tischgesellschaft bestand aus Gräfin Rantzau, deren Söhnen, dem Hauslehrer und Dr. Chrysander. Dieser brachte, da mit uns zugleich die Post gekommen war, verschiedene Briefe, ebenso wie zahlreiche einlaufende Depeschen, Glückwünsche zu der Geburt des ersten Bismarck-Enkels in Königsberg. Telegramme vom Kaiser und fast von allen Potentaten sprachen ihre freudige Teilnahme an dem so lange gewünschten Ereignis aus.

Bis drei Uhr blieb der Fürst am Frühstückstisch sitzen. Er sprach fortwährend in anregendster Weise und zitierte mit bewunderungswürdigem Gedächtnis Stellen aus seinen Kameraden. Dabei rauchte er drei Pfeifen, die neben seinem Platz bereit standen, machte mit dem historischen langen Bleistift Notizen für Dr. Chrysander, hielt sich aber freilich oft mit den aufgestützten Armen das Gesicht, wenn die Schmerzen zu heftig wurden. Das Rauchen steigert sie im ersten Augenblick, mildert sie aber dann.

Als er sich nach dem Frühstück zurückzog, sprach er sein Bedauern aus, nicht mit mir spazieren fahren zu können, aber die Gesichtsschmerzen erlaubten ihm nicht, im Freien zu sprechen. Gräfin Rantzau fuhr täglich mit uns in die Friedrichsruher Forst hinaus. Hirsche sahn wir oft und gelangten auch in einen eingezäunten Teil des Walds, an die Futterstelle der Wildschweine, wo eine Anzahl alter Bachen mit 70—80 Frischlingen ungestört um den Wagen herumliefen. Die Jagd war, da der Fürst sie nicht mehr ausüben konnte, an Hamburger Herren verpachtet.

Jedesmal, wenn wir hinausfuhren, war vor dem Tor des Gartens eine Menge Menschen versammelt, die hofften, den Fürsten zu sehn. Das schon in den Kehlen steckende „Hurra" erstarb in traurigen: „Er ist nicht drin!"

Unfern vom Hause läuft ein kleiner Fluß, die Bille, an deren Ufer sich unter Bäumen Wege hinziehn, die durch Brücken verbunden sind.

Jeder Tag brachte Rosen in Fülle auf den Eßtisch — von Hamburger Gärtnern, bei denen sie von Freunden und Bismarckverehrern bestellt waren Überhaupt kamen fast jeden Tag Geschenke. Der Kammerdiener Pinnow führte genau Buch darüber und wußte, auf jede Frage des Fürsten nach dem Spender zu antworten.

Der Tisch war einfach — auch bei dem Diner um 7 Uhr, zu dem sich oft Gäste einfanden; während meiner Anwesenheit nur Baron Merk mit Gemahlin. Sie lebten im Sommer in der Nähe von Friedrichsruh — im Winter in Hamburg. Dem Fürsten wurde eine große Tasse voll dicker Suppe serviert, die andern fingen mit Fisch oder Hummer an, dann folgte ein Gemüse, Braten, Obst, Käse und dergleichen. Kaffee wurde beim Frühstück am Tisch, nach dem Diner im Nebenzimmer herumgereicht. Der Fürst saß dann auf einem Stuhl und lehnte beide Füße auf einen andern. Auf dem Tisch neben ihm lagen Massen von Zeitungen, die er durchsah. Fand er einen Artikel, der ihn interessierte, so legte er das Blatt beiseite, während er die andern Zeitungen auf den Boden warf. Während dessen sprach er auch mit den Anwesenden, und wir gerieten eines Abends in lebhafte Unterhaltung über Herrn von Diest-Daber*), der ihm so feindlich entgegengetreten war und durch den auch ich Betrübendes erfahren hatte.

*) Herr von Diest-Daber war ein konservativer Führer, der Bismarck insbesondere seine Beziehungen zu Bleichröder zum Vorwurf machte und gegen den ersten Kanzler so schwere Beschuldigungen erhob, daß er eines Tags wegen Beleidigung zu einer empfindlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Auch nach dieser Verurteilung unternahm er gegen Bismarck noch alles Mögliche und Unmögliche — ohne Erfolg, obwohl sein Streit mit dem ebenso gehaßten wie geliebten Kanzler manchen still abseits Stehenden aufs höchste vergnügte. Die Red.

Dieser war es ja, der Herrn von Wedemeyer, als er durch den Tod seiner Frau in tiefster Seele erschüttert war, immer wieder in die Politik hineingedrängt und ihn in irrige Ansichten über Bismarcks Tun verstrickt hatte. Ich konnte Otto den wahren Sachverhalt darlegen und ihn über die selbstlosen Absichten Herrn von Wedemeyers aufklären. Bismarck sagte zum Schluß: „Das freut mich, daß ich es höre; den Mann habe ich lieb gehabt, und deshalb schmerzte es mich um so mehr, ihn unter meinen Gegnern zu finden."

An einem andern Abend, als das Gespräch auf unsre Kindheit kam, machte ihn die von mir zitierte Aeußerung meiner Mutter: „Was du nicht von Torheiten weißt, das lernst du von Otto", zwar herzlich lachen, aber das Faktum wollte er nicht zugeben und meinte, er sei ein viel zu gesitteter Knabe gewesen, als daß so etwas hätte von ihm gesagt werden können; der Verführer sei entschieden Bernhard, sein älterer Bruder, gewesen. Das mußte ich bestreiten, denn Bernhard, um 5 Jahre älter als wir beide, fühlte sich damals schon zu erwachsen, um mich, die Sechsjährige, als Spielgenossin zu wählen.

Unser Aufenthalt in Friedrichsruh war durch das damals nur 4 Tage geltende Retourbillet beschränkt, und der Tag unsrer Abreise brach an. Der Zug, mit dem mein Neffe und ich zurückreisen wollten, ging am Nachmittag; wir nahmen daher Abschied beim Aufstehn von der Frühstückstafel. Als ich dem Fürsten die Hand reichte, war es wohl unwillkürlich, daß wir einander einige Augenblicke gegenüberstanden, wußten wir doch beide, daß es wohl ein Abschied fürs Leben sein werde. Er, der für die ganze Welt gelebt, für den Schönhausen mit seinen Erinnerungen nichts Schmerzliches hatte, wie für mich, sah doch auch wohl sinnend auf die langen Jahre zurück, seitdem wir als Kinder dort gespielt hatten.

Wieder küßte er mich auf die Stirn, drückte mir die Hand und sagte: „Lebe wohl!" Welche Kämpfe waren durch das Herz gezogen, bis der Mann so still vor mir stand! Aus seinen Augen sprach etwas von dem Schmerz, dem er in seinen Memoiren Worte verleiht. Verlassen und einsam fühlte sich dieser große Schöpfer des Deutschen Reichs, als sein langes, arbeitsreiches Leben, sein rastloses Schaffen in diesem stillen Hafen ausklang.

Mir aber tönt sein „Lebe wohl" noch heute wehmütig in der Seele nach.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Dies hatte sich an einem Sonntag zugetragen.

Später am Tage war die gnädige Frau auffallend unruhig. Sie sprach ein paar freundliche Worte mit mir und sagte, Nils und ich seien sehr fleißig an der Arbeit gewesen.

„Lars ist heute für mich auf die Post, um nach einem Brief zu fragen, auf den ich mit großer Ungeduld warte. Willst du mir den Gefallen tun und mir den Brief bei ihm holen?" fragte sie.

Ich sagte freudig Ja.

„Lars kann vor elf Uhr nicht zurück sein," fuhr sie fort, „deshalb brauchst du noch lange nicht aufzubrechen."

„Gut," erwiderte ich.

„Und wenn du zurückkommst, übergibst du den Brief Ragnhild."

Dies war während meines jetzigen Aufenthalts auf Oevrebö das erste Mal, daß Frau Falkenberg ein paar Worte mit mir gesprochen hatte, und es war etwas ganz Neues; ich saß nachher allein in meiner Kammer und hatte das Gefühl eines richtigen kleinen Erlebnisses; und dabei fiel mir dies und jenes ein. „Es ist ja die reine Torheit, wenn ich noch länger tue, als wäre ich fremd auf dem Hofe," dachte ich. „Warum soll ich mich auch bei der Hitze noch mit dem langen Bart quälen?" Und flugs rasierte ich mir den Vollbart ab.

Gegen zehn Uhr machte ich mich auf den Weg nach der Ansiedlung. Lars war noch nicht zurück; aber als ich eine Weile bei Emma gesessen

hatte, kam er. Er gab mir den Brief, und ich lenkte meine Schritte heimwärts. Es ging auf Mitternacht.

Als ich daheim ankam, war Ragnhild nirgends zu entdecken, und die andern Mädchen waren schon zu Bett gegangen. Ich lugte in das Syringenwäldchen hinein. An dem runden Steintisch saß Kapitän Falkenberg in eifriger Unterhaltung mit Elisabeth, und sie bemerkten mich gar nicht. Im zweiten Stock sah ich in Frau Falkenbergs Zimmer noch Licht. Da fiel mir ein, daß ich ja heute abend gerade so aussah wie vor sechs Jahren, denn ich trug den Bart gerade wie damals.

Ich zog also den Brief aus der Tasche und ging durch den Haupteingang ins Haus hinein, um selbst Frau Falkenberg den Brief zu übergeben.

Im zweiten Stock kommt Ragnhild mit lautlosen Schritten auf mich zu und nimmt mir den Brief aus der Hand. Ihr Atem weht mir förmlich heiß entgegen; offenbar sehr aufgeregt, deutet sie in den Flur hinein, wo ich Stimmen vernehme.

Ich hatte den Eindruck, daß Ragnhild entweder selbst hier Wache gestanden hatte oder von andern hierherbefohlen worden war; aber das war jedenfalls etwas, was mich nichts anging, und als Ragnhild mir zuflüsterte: „Sag niemand etwas davon, und geh leise wieder hinunter!" gehorchte ich gleich und begab mich wieder in meine Kammer.

Mein Fenster stand offen; ich konnte die beiden hören, die drunten zwischen den Büschen saßen und Wein tranken; und auch in Frau Falkenbergs Zimmer sah ich noch immer Licht.

So vergingen wohl zehn Minuten, dann erlosch der Lichtschein.

Eine Minute später höre ich hastige Schritte die Treppe im Hauptgebäude hinaufgehn, und ich luge unwillkürlich hinaus, um zu sehn, ob es wohl der Kapitän wäre. Aber der Kapitän saß noch ruhig auf demselben Platz.

Jetzt höre ich dieselben Schritte wieder herunterkommen, und kurz darnach auch noch andre. Ich behalte den Haupteingang wohl im Auge: zuerst tritt Ragnhild heraus; sie ist in großer Eile und richtet ihre Schritte nach dem Wirtschaftsgebäude; dann kommt Frau Falkenberg, die einen Brief in der Hand hält, der in der Dämmerung hell schimmert; das Haar fließt ihr aufgelöst den Rücken hinunter. Hinter ihr tritt der Ingenieur heraus, und diese beiden gehn nun den Weg entlang, der nach der Landstraße führt.

Da stürzt Ragnhild zu mir herein und läßt sich schweratmend auf eine Bank sinken. Sie ist vollgeladen und muß sich aussprechen.

„Heute Abend hab ich was Rares erlebt," flüstert sie. „Mach das Fenster zu!"

„Die gnädige Frau und dieser Ingenieur — keine Spur von Vorsicht — es hing an einem Fädchen, daß sie es getan hätten." Er habe sie festgehalten, selbst als Ragnhild mit dem Brief eingetreten sei! In ihrem eignen Zimmer bei ausgelöschter Lampe!

„Du bist verrückt," sage ich zu Ragnhild.

Die verschlagne Person! Nun zeigte es sich, daß sie ihre Ohren und Augen wohl gebraucht hatte. Das Horchen war ihr förmlich zur zweiten Natur geworden; nun konnte sie es selbst ihrer Herrin gegenüber nicht lassen.

Im Anfang tat ich stolz und wollte nichts von ihren Klatschereien wissen.

Ob sie denn gehorcht habe, o pfui!

Wie sie es denn hätte verhindern können, erwiderte sie. Sie habe ja den Befehl gehabt, den Brief erst hineinzubringen, wenn die Lampe gelöscht sei. Aber die Fenster gingen nach dem Syringenwäldchen hinaus, wo der Kapitän mit Frau Elisabeth sitze. Auf dieser Seite also habe Ragnhild nicht warten können. Auf „dem Flur" zu bleiben, sei ihr auch nicht erlaubt gewesen; deshalb habe sie nur ab und zu durchs Schlüsselloch geschaut, ob die Lampe noch nicht gelöscht sei.

Nun klang es nicht mehr so unwahrscheinlich. Doch plötzlich schüttelte Ragnhild den Kopf und sagte voller Bewunderung für den Ingenieur:

„Nein, der junge Windhund, der die gnädige Frau beinahe dazu gebracht hätte . . . Es hing an einem Haar."

Wozu hätte er sie beinahe gebracht? Die Eifersucht stach mich, ich gab allen Stolz auf und fragte sie genau aus. „Was sagst du? Was haben sie getan? Wie war es?"

Ragnhild wußte es nicht von Anfang an. Frau Falkenberg hatte ihr gesagt, es werde ein Brief für sie von der Ansiedlung geholt; wenn er gebracht werde, sollte Ragnhild warten, bis die Lampe in dem Zimmer ihrer Herrin gelöscht sei, dann solle sie ihn hineinbringen. „Ja, gnädige Frau," hatte Ragnhild geantwortet. — „Aber nicht, ehe ich die Lampe gelöscht habe, hörst du!" hatte Frau Falkenberg wiederholt; und Ragnhild hatte nun auf den Brief gewartet. Aber es dauerte eine Ewigkeit, und sie hatte auch schon angefangen, sich Gedanken darüber zu machen, und

sagte sich, es müsse was Besondres dahinter stecken. Sie hielt sich also m Flur auf, um zu sehn, ob sie etwas herausbringen könnte. Drinnen im Zimmer hörte sie den Ingenieur und ihre Frau ungeniert miteinander reden, und sie hatte auch schon angefangen, zu horchen. Als sie dann durchs Schlüsselloch schaute, sah sie Frau Falkenberg ihr Haar aufmachen, während der Ingenieur sagte, sie sei entzückend. „O, dieser Ingenieur! dann küßte er sie."

„Doch nicht auf den Mund?"

Ragnhild sah meine große Aufregung und wollte mich beruhigen.

„Auf den Mund? Nein, vielleicht nicht so ganz. Und der Ingenieur hat meiner Ansicht nach gar keinen hübschen Mund. Nein, wie fein du dich rasiert hast! Laß einmal sehn!"

„Aber was sagte die gnädige Frau dazu? Riß sie sich nicht los?"

„Doch, doch, das tat sie. Und dann schrie sie."

„Schrie sie?"

„Ja, sie schrie laut hinaus. Der Ingenieur aber rief: „Bst! Und so oft Frau Falkenberg die Stimme erhob, wehrte er ab. ‚Nein, mögen sie uns doch hören!' erwiderte Frau Falkenberg nur. ‚Sie sitzen ja selber da drunten im Gebüsch wie ein Liebespaar,' sagte sie. Damit meinte sie den Kapitän und die Elisabeth vom Pfarrhaus. ‚Sie, dort sitzen sie', sagte Frau Falkenberg und trat ans Fenster.

‚Jawohl, jawohl,' versetzte der Ingenieur, ‚aber stell dich nicht mit offnem Haar ans Fenster!' Er trat hinter sie und zog sie wieder ins Zimmer herein. Dann redeten sie vielerlei, und wenn der Ingenieur flüsterte, fragte Frau Falkenberg noch einmal. ‚Wenn du nur nicht so laut schreien würdest, dann könnte es hier ganz still zugehn,' sagte er zu ihr. Da schwieg sie und lächelte ihn nur an und war ganz still. Sie war schrecklich verliebt in ihn."

„So?"

„Ja, ich sah es wohl. Wie kann man nur so einen lieb haben! Er beugte sich über sie und umfaßte sie mit den Händen; gerade so, sieh: so!"

„Ließ die gnädige Frau das auch ruhig geschehn?"

„O ja, ganz ruhig. Aber dann trat sie zum zweitenmal ans Fenster und kam wieder zurück. Sie zeigte die Zungenspitze, ging gerade auf ihn zu und küßte ihn. Daß sie das mochte! Denn er hat keinen hübschen Mund. Dann sagte er: ‚Jetzt sind wir ganz allein und können hören, wenn jemand kommt.' — ‚Wo ist der Bruder und seine Dame?' fragte sie

— ‚Draußen, draußen, auf der andern Seite der Welt,' erwiderte er. ‚Wir sind allein, laß mich doch auch nicht länger flehn!' Zugleich umschlang er sie und hob sie auf; er ist sehr stark, fürchterlich stark. ‚Nein, laß, laß laß!' rief sie."

„Und dann?" fragte ich atemlos.

„Nun, dann kamst du mit dem Briefe; und ich konnte nicht gleich weitersehn; als ich dann wieder an die Tür kam, ward der Schlüssel umgedreht, und es blieb ein noch viel kleinerer Spalt als vorher. Aber ich hörte Frau Falkenberg fragen: ‚Was tust du denn? Nein, das dürfen wir nicht!' Er hatte sie gewiß in den Armen. Dann sagte sie schließlich: ‚Ja, wart nur ein wenig. Laß mich einen Augenblick los.' Er gab sie frei. ‚Blas jetzt die Lampe aus,' sagte sie. Dann wurde das Zimmer dunkel, ach!"

„Aber jetzt wußte ich fast nicht mehr, was ich tun sollte," fuhr Ragnhild fort. „Einen Augenblick stand ich wie betäubt da und dachte daran, an die Tür zu klopfen . . ."

„Ja, das hättest du tun sollen. Warum in aller Welt hast du denn damit gewartet?"

„Aber dann hätte Frau Falkenberg ja gemerkt, daß ich draußen gestanden hatte," erwiderte das Mädchen. „Da lief ich von der Tür weg und die Treppe hinunter; dort wendete ich um und ging die Stufen wieder hinauf; ich trat recht schwer auf, damit Frau Falkenberg hörte, woher ich kam. Die Tür war noch geschlossen; ich klopfte an, und Frau Falkenberg machte mir auf. Aber der Ingenieur war dicht hinter ihr; er hielt sie an ihrem Kleide fest und war ganz verrückt vor Liebe. ‚Geh nicht, geh nicht!' sagte er immerfort und sah nicht einmal nach der Seite, wo ich stand. Als ich dann hinausging, kam Frau Falkenberg mit. Aber großer Gott, wenn ich nun nicht gerade in diesem Augenblick gekommen wäre! Es war auf dem Punkt!"

* * *

Eine lange, unruhige Nacht liegt hinter mir.

Als wir Knechte am nächsten Tage zum Mittagessen zu Hause waren, tuschelten die Mägde miteinander und sagten, es habe heute sicher eine Auseinandersetzung zwischen den Ehegatten stattgefunden. Ragnhild wußte genau Bescheid. Der Kapitän habe sich das gelöste Haar nnd die gelöschte Lampe gemerkt; über das Haar habe er gelacht und gesagt, das sei hübsch

gewesen! Frau Falkenberg habe zuerst nicht viel erwidert, bis sich eine gute Gelegenheit für sie gezeigt habe, dann habe sie gesagt: „Jawohl, ich geh ab und zu mit offnem Haar, aber es ist ja nicht dein Haar."

Die Aermste, sie konnte sich nur schlecht verteidigen, wenn es eine Auseinandersetzung zwischen den beiden gab.

Dann sei Elisabeth dazu gekommen und habe sich darein gemischt. Und sie sei flinker mit der Zunge gewesen, brr! Frau Falkenberg habe gesagt: „Ja, wir saßen im Haus, ihr aber habt in den Büschen gesessen." Darauf sei Elisabeth spitzig geworden. „Wir haben die Lampe nicht gelöscht," sagte sie. — „Ach, das tut nichts," erwiderte Frau Falkenberg, „wir gingen ja gleich nachher hinaus."

Ich dachte: Lieber Gott! wenn sie gesagt hätte, sie hätten die Lampe gelöscht, weil sie hinausgehn wollten, so wäre sie gerettet gewesen.

Dann sei es für diesmal zu Ende gewesen. Aber kurz nachher habe der Kapitän eine Anspielung gemacht, daß seine Frau viel älter sei als Elisabeth. „Du müßtest immer mit offnen Haaren gehn," sagte er. „Ich versichere dir, du würdest wie ein junges Mädchen aussehn." — „O ja, und das hätte ich auch nötig," erwiderte seine Frau. Aber als sie sah, daß Elisabeth sich lachend abwendete, wurde sie plötzlich zornig und sagte zu ihr, sie solle machen, daß sie fortkomme. Und Elisabeth stemmte die Hände in die Seiten und entgegnete: „Lassen Sie meinen Wagen anspannen, Kapitän!" Und der Kapitän antwortete: „Jawohl, gleich. Und ich werd dich selbst fahren."

Dies alles war in Ragnhilds Beisein gesprochen worden.

Ich aber dachte in meinem Herzen: Alle beide sind wohl eifersüchtig aufeinander gewesen, sie, weil er drunten zwischen den Büschen saß, und er wegen des gelösten Haars und der gelöschten Lampe.

Als wir aus der Küche gingen und eigentlich die Zeit unsrer Mittagsruhe war, machte sich der Kapitän an Elisabeths Wagen zu schaffen und rief mir zu:

„Ich sollte dich zwar jetzt in der Ruhestunde nicht stören; aber willst du mir den Gefallen tun und die Türe des Gartenhäuschens instand setzen?"

„Jawohl, Herr Kapitän," antwortete ich.

Seit der Ingenieur diese Tür eingedrückt hatte, konnte sie nicht mehr geschlossen werden. Aber warum wollte der Kapitän sie gerade jetzt reparieren lassen? Wenn er mit Elisabeth wegführe, brauchte er das Gartenhäuschen ja gar nicht mehr. Wollte er am Ende diesen Zufluchts-

ort während seiner Abwesenheit für andre unzugänglich machen? Dann war dies ein sehr vielsagender Zug.

Ich nahm mein Werkzeug und begab mich in das Syringenwäldchen.

Heute sah ich das Gartenhäuschen zum erstenmal von innen. Es war ziemlich neu, vor sechs Jahren war es noch nicht dagewesen. Innen war es recht geräumig und hatte Bilder an den Wänden, ja sogar eine Weckuhr die jetzt abgelaufen war. Stühle mit Kissen darauf standen umher, dann war noch ein Tisch da und eine breite Bank mit Sprungfedern und rotem Plüschüberzug. Die Rouleaux waren heruntergelassen.

Ich legte zuerst ein paar neue Ziegel aufs Dach, — für die, die ich mit der Flasche zertrümmert hatte, dann schraubte ich das Schloß ab und sah nach, was daran fehlte. Während ich gerade dabei war, kam der Kapitän. Er hatte wohl auch wieder getrunken, — oder er war noch von gestern her bedufelt.

„Ein Einbrecher ist es nicht gewesen," sagte er. „Entweder hat die Türe offen gestanden und ist vom Wind zerschmettert worden, oder einer der Herren, die abgereist sind, ist eines Abends in der Dunkelheit gegen die Türe getaumelt. Es gehörte nicht viel dazu, sie einzurennen."

Aber die Türe war mit Gewalt gesprengt worden. Das Schloß war zerbrochen und die Leiste auf der Innenseite des Türrahmens zersplittert.

„Laß mich einmal sehn! Schlag hier einen neuen Nagel ein, und drück die Feder wieder zusammen," sagte der Kapitän, als er das Schloß betrachtet hatte. Darauf setzte er sich auf einen Stuhl.

In diesem Augenblick kam Frau Falkenberg die wenigen in das Syringenwäldchen führenden Stufen herunter und rief:

„Ist der Herr Kapitän hier?"

„Ja," antwortete ich.

Sie trat näher; ihr Gesicht sah sehr erregt aus.

„Ich möchte gern mit dir reden," sagte sie. „Nur ein paar Worte."

Ohne aufzustehn, erwiderte der Kapitän:

„Bitte, willst du stehn oder sitzen?" „Nein, du brauchst nicht zu gehn, ich hab sehr wenig Zeit," sagte er scharf zu mir.

Das sagte er aber gewiß nur, weil er die Tür gerne fertig haben wollte, damit er den Schlüssel mit auf die Reise nehmen könnte.

„Es ist wohl möglich, daß ich — daß ich das nicht hätte sagen sollen," begann Frau Falkenberg.

Der Kapitän schwieg.

Aber daß er jetzt schwieg, — jetzt, wo sie kam, um es wieder gut zu machen, das war mehr, als sie ertragen konnte, und so sagte sie schließlich:

„Na, es ist ja auch schließlich gleichgültig."

Damit wendete sie sich um und wollte wieder gehn.

„Du wolltest mit mir sprechen?" fragte nun der Kapitän.

„Nein, es kann ebensogut unterbleiben. Mir ist es einerlei."

„Ach so," sagte er, und dann lächelte er. Er war wohl etwas betrunken, und irgend etwas mußte ihn gereizt haben.

Aber als Frau Falkenberg an mir vorüberkam, drehte sie sich unter der Tür um und sagte:

„Du solltest heute nicht wegfahren; es wird so wie so schon genug geklatscht."

„Du mußt nur nicht drauf hören," versetzte der Kapitän.

„Es kann so nicht weitergehn," gab sie zurück. „Und es ist eine Schande, daß du es nicht einsiehst."

„Jedenfalls ist die Schande dann für uns beide gleich groß," erwiderte er keck und schaute an den Wänden umher.

Ich nahm mein Türschloß und ging hinaus.

„Du gehst nicht!" schrie mir der Kapitän nach. „Ich hab nur wenig Zeit."

„Ja, natürlich hast du wenig Zeit, weil du wieder fortwillst," sagte seine Frau. „Aber du solltest es dir wohl überlegen. Ich hab es mir in der letzten Zeit auch überlegt; aber du hast ja durchaus nichts sehn wollen."

„Was meinst du damit?" fragte er hochmütig und störrisch. „Möchtest du wissen, ob ich dein Kokettieren mit deinen offnen Haaren und der gelöschten Lampe bemerkt habe? O ja, das hab ich."

„Ich muß das Schloß auf dem Amboß zusammenschweißen," sagte ich und lief davon.

Und ich blieb länger weg, als notwendig gewesen wäre; aber als ich zurückkam, war Frau Falkenberg noch immer da. Im Gartenhäuschen wurde sehr laut gesprochen, und Frau Falkenberg sagte eben:

„Aber weißt du, was ich getan habe? Ich habe mir allmählich ein bißchen Mühe gegeben, meine Eifersucht zu zeigen. Das hab ich getan. Ja, nur auf das Mädchen — ich meine —"

„Na und dann?" versetzte der Kapitän.

„Ach, du willst nicht verstehn. Na, ganz wie du willst! Aber dann mußt du auch die Folgen mit in den Kauf nehmen."

Dies war Frau Falkenbergs letztes Wort. Es prallte ab wie der Pfeil vom Schild. Dann trat sie aus der Tür und ging.

„Kannst du es machen?" fragte mich der Kapitän. Aber ich merkte wohl, daß seine Gedanken ganz wo anders waren: er wollte sich nur keck zeigen. Kurz nachher tat er, als fahre er zusammen, und sagte: „Aha, ich hab einen weiten Weg vor mir. Aber Nils will mir ja keinen Mann abtreten."

Nachdem ich das Schloß wieder eingesetzt und die Leisten zusammengenagelt hatte, war ich fertig. Der Kapitän probierte das Schloß, steckte den Schlüssel ein, bedankte sich bei mir für meine Arbeit und ging seiner Wege.

Kurz nachher fuhr er mit Elisabeth davon.

„Ich komme bald, bald wieder," rief er dem Kapitän Bruder und dem Ingenieur Lassen zu, indem er beiden winkte. Und: „Amüsiert euch gut!" rief er zuletzt noch.

4.

Dann wurde es Abend. Was würde nun geschehn?

Ach, viel geschah!

Schon während wir Knechte noch beim Abendessen saßen und die Herrschaft zu gleicher Zeit im Wohnhause Mittag aß, ging es sehr lustig und ausgelassen drinnen zu. Ragnhild trug die Speisen und Getränke auf großen Servierbrettern hinein und wartete auf; als sie einmnl wieder herauskam, lachte sie ein wenig und sagte zu den andern Mädchen: „Heute abend ist die Gnädige gewiß auch beschwipst."

Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und auch heute in der Mittagspause nicht ausruhn können. Die letzten Ereignisse hatten mich erregt und mir das Gleichgewicht gestört. Nach dem Abendessen schlenderte ich deshalb in den Wald hinein, um mich an einem stillen Plätzchen ein wenig auszuruhn.

Und ich blieb lange aus.

Meine Augen schweiften über den Hof hin. Jetzt war der Kapitän fort, das Gesinde war zur Ruhe gegangen, im Pferde- und Kuhstall lag alles in tiefem Schlafe. Der dicke Kapitän Bruder und seine Dame hatten sich nach dem Essen wohl auch irgendwohin verzogen. Er war wie

ein richtiger Schwerenöter hinter der Frau her, obgleich er recht alt und dick war und sie selbst auch nicht mehr in der ersten Jugend stand. Dann waren nur noch Frau Falkenberg und der junge Ingenieur übrig. Wo diese beiden jetzt wohl wären? — Na, das war ihre Sache!

Ein bißchen schwer atmend und fröstelnd in der kühlen Abendluft, wanderte ich heimwärts und ging dann gleich in meine Kammer. Nach einer kleinen Weile jedoch kam Ragnhild zu mir und bat mich, wach zu bleiben, um bei der Hand zu sein, falls es nötig werden sollte. Es wäre alles so unheimlich heute, drüben im Hauptgebäude täten die Leute, was sie wollten; in ihren Unterkleidern wanderten sie von Zimmer zu Zimmer, und alle miteinander seien betrunken. „Die gnädige Frau auch?" fragte ich. — „Jawohl, sie auch." — „Ist sie auch im Unterrock?" fragte ich wieder. — Nein, aber der Kapitän Bruder sei im Unterzeug, und die gnädige Frau rufe Bravo dazu, und der Ingenieur ebenfalls. Sie seien alle miteinander verrückt. Und eben habe sie — Ragnhild — noch einmal zwei Flaschen Wein bringen müssen, obgleich sie schon alle zu viel hätten.

„Komm, komm mit! Dann kannst du es selbst hören," sagte Ragnhild. „Jetzt sind sie im Zimmer der gnädigen Frau."

„Nein, ich geh zu Bett," erwiderte ich. „Und das solltest du auch tun."

„Aber sie klingeln ja in einem fort und wollen immer irgend etwas."

„So laß sie eben klingeln!"

Da vertraute mir Ragnhild an, daß der Kapitän selbst ihr befohlen habe, in dieser Nacht auf zu bleiben, falls seine Frau ihrer bedürfe.

Dies veränderte mit einem Schlage die ganze Situation. Der Kapitän befürchtete offenbar irgend etwas und hatte Ragnhild deshalb als Wache aufgestellt. Ich zog meine Bluse wieder an und ging mit ihr ins Wohnhaus hinüber.

Fortsetzung im nächsten Heft

Dr. Fritz Hoeber
Privatdozent der Universität Straßburg:

Japanische Wappen

Wer einmal ein japanisches Wappen gesehn hat, weiß, daß es ungeheuer sinnfällig wirkt und daß es dekorativ ist in der Absicht intensivster Konzentration. Es scheint sich in ihm, qualitativ gesteigert, alles zusammenzufassen, was sich auf dem Grund, den es an hervorragender Stelle ziert, in Breite und Tiefe tatsächlich nnd symbolisch in aller Gemächlichkeit auslebt, sodaß dieser kleine Fleck manchmal eine eminente kosmische Bedeutung besitzt, die der europäischen Kunst in der Regel fremd ist, höchstens etwa mit der Ausnahme der schwarzfigurigen attischen oder korinthischen Vasen: „Zeichnung ist Symbolik. Sie ist, wie ihre Ethymologie sagt, eine Zeichensprache, ein Abzug oder ein Auszug, ein Extrakt von allen möglichen Tatsächlichkeiten idealer oder realer Natur, ästhetischer oder ethischer Tendenz, sozialer oder individueller Gattung, die, bevor sie als Zeichen zeichnerisch symbolisiert sind, sich in Bezug auf ihre sinnliche Existenz ganz halt- und begriffslos im Weltenraume umhertreiben."

Das japanische Wappen, Mon, ist eine kleine Kreisfläche oder doch eine mehr oder minder konzentrische Figur. Es ist wie das europäische Wappen an eine heraldische Schildumrahmung gebunden, wie denn sein Gesamtcharakter weit allgemeiner friedfertiger und unwaffenmäßiger ist. Seine Rundform ist viel zarter als die eckigen heraldischen Höhenbilder des Abendlandes. Auch kennt es keinen Zwang zu festbestimmter Farbenkolorierung, zu gesetzmäßigen Tinkturen. Es steht auf der Fläche so freischwebend wie die Handelsmarken und soll vorzüglich

als Silhouettenwirkung verstanden werden. Auf den ersten Blick erscheinen diese Rundsilhouetten nicht sehr verschieden, und man muß näher herangehn, um ihre Linienreize zu genießen. Überall anbringbar, braucht es nicht von der Ferne schon deutlich zu wirken wie unsre mittelalterlichen Wappenembleme. Im ganzen hat es nicht mehr als zwei Farben, dunkler Grund und hellausgescharte Zeichnung oder umgekehrt, und nur bei hochaltertümlichen Exemplaren kommt Mehrfarbigkeit vor.

Das japanische Wappen ist einerseits Besitzzeichen im weitesten Sinne, z. B. auch Verleger- oder Künstlersignet, andrerseits Dekorationsmotiv, ein kleines Ziermusterchen, nicht anders als ein einzelnes Ornament, etwa eines kunstgewerblichen Stoffdekors, mit dem es ja auch die Namensbezeichnung „Mon" gemeinsam hat. Im Gegensatz zu Europa figuriert es am seltensten auf Schilden; nur auf großen hochviereckigen Setzschilden, die die altjapanische Kriegsordnung wie einen Wall vor ihre Schlachtreihen zu stellen pflegte, erscheint es frei im hellen Raum unterhalb zweier dunkler Querbalken. Seine Hauptverwendung sucht es als akzentuierender Zierrat der zivilen und der militärischen Kleidung. Auf dem alltäglichen Überrock, dem Haori, tritt es bei Männern 5 mal, bei Frauen 3 mal auf, oben auf dem Rücken, links und rechts auf der Brust, auf den Aufschlägen und auf den breiten Ärmeln. Der Gewappnete trägt sein Mon als Helmzier wie auf den schüsselartigen Lackhüten, er trägt es vorn auf dem Brustpanzer und über dem ärmellosen Soldatenmantel. Säbelscheide und das allgemein so bewunderte zierliche Säbelstichblatt wiederholen das-

Japanisches Wappen

selbe Symbol, das auch Sattel wie Steigbügel schmückt. Und, ganz Europa analog, flattert es in den Fahnentüchern und steht in plastischer Form an der Spitze der Standarten, der bänderumrauschten Heeresstangen der Generale.

Allgemeiner sind dagegen große Abbildungen auf den Segeln der Schiffe. Und als Besitzmarke muß es zur individuellen Charakterisierung sehr vieler profaner wie auch heiliger Gegenstände herhalten: Papierlaternen und Firmenschilder in den Straßen, kleine Lackschüsseln und Kästchen für Taback oder Schreibzeug des Hausgeräts, die hieratischen Grabsteine bezeichnen sich als persönliche Einzigkeiten durch dieses sinnvolle Dekorativum, das aber auch immer wieder aneinandergesetzt, den ganzen Fond breiter Flächenmuster zu beleben hat. Wegen des engen Zusammenhangs des Mon mit dem Stoff- und Gewandmuster ist es weiter nicht wunderbar, wenn das Mon auch auf den Tapeten und auf den Buntpapieren angewandt wird. Dagegen scheint die Anbringung des Wappens an Großarchitekturen quantitativ geringer und optisch weniger auffallend zu sein als in Europa. Nur diskret erscheinen seine symbolischen Zeichen in den merkwürdigen Fachwerklinien der Göttertempel und an den in jedem Bauteile auch sachlich charakteristischen Toren der Yaschiki, der Palastresidenzen des in differenzierte Kasten abgestuften altjapanischen regierenden Adels. Der materiellen Ausbreitung der Wappen von Wai Nihon, „des großen Landes der aufgehenden Sonne", steht in Parallele ihre formale Mannigfaltigkeit zur Markierung des Ranges und des Standes. Das japanische Mon ist keineswegs auf den feudalen Stand beschränkt. Auch der Paria der japanischen Gesellschaftsordnung, der Clown und das braunschlanke Freudenmädchen Utamaros, trägt sein kleines elegantes Wappen auf den Kleidern und auf seinen Drucksachen. Ob sie sich aber wie sonst die Familienwappen vererben, ist doch zweifelhaft. Denn dem Familiensinn des echten Japaners entsprechend, muß sich das Kaemon oder Yomon, „das festgesetzte Wappen" von Generation zu Generation konservativ fortpflanzen, nur das Nebenwappen, das Kaemon, darf man als persönlichste Bezeichnung gleich einem Vornamen führen.

Ist dieses die Abgrenzung der Personifizierung nach unten, so ist die Abgrenzung nach oben, die Verallgemeinerung seines sozialbezeichnenden Charakters, eigentlich auch schon in seiner Eigenschaft als Geschlechterwappen enthalten. Nicht wie bei uns gibt es in Japan

Wappen für Länder, Städte oder Korporationen; und müssen solche Allgemeinheiten notgedrungen ein solches Wappen führen, so ist es einfach die Übertragung persönlicher Heraldik auf unpersönliche Sachen: Die Provinzen erhalten so das Wappen ihres Fürsten, und das bekannte japanische Staatsemblem, die 10-blättrige Chrysanthemumblüte, der die Legende lebensverlängernde Kraft zuschreibt, ist einfach das Mon des regierenden Hauses des Mikado.

Die japanischen Wappen sind sehr schöne, in sich geschlossene Ornamente. Aber sie sind nicht nur schön. Sie haben auch etwas zu sagen. In ihnen spiegelt sich die einstige Feudalität in allem Detail eigentlich noch sinnfälliger wieder, als in der europäischen Heraldik.

Das Reizvollste aber bei manchen japanischen Wappenbildern ist, daß sie sich auf allerlei historische Vorgänge aus dem Leben der Ahnen beziehn. Das Wappen Hato ni hoya, Taube mit Mistel, leitet seine Entstehung davon her, daß ein berühmter Feldherr, Minamoto, Yori Tomo, nach einer verlornen Schlacht sich in einen hohlen Baumstamm flüchtete, dessen Öffnung ein guter Gott freundlich mit Epheuzweigen bedeckte. Als die Verfolger an den Baum herankamen, flogen aus ihm Tauben hervor, sodaß sie, in der Meinung, in diesem Nest könne sich keinesfalls ein Mensch verborgen halten, unverrichteter Sache weiterzogen. Aber auch im engern, gewöhnlichen Sinne kommen „redende Figuren" als japanische Wappen vor, wenn z. B. die Familie der „Torii" ein Tempeltor, „Torii", als Mon hat oder die Fujiwara eine Glycine, die Ferji die Glycinia chinensis und Wara Wiese oder Matte bedeutete. Von mythologischer Symbolik sind offenbar die Tempel und Götterwappen, so das Mitsu domoe, die dreifache Welle im Rund, das Stereotyp für die Ewigkeit an den Shintotempeln, oder das ineinander verhackte Brückenkreuz der Manjifigur, das Glücks-

zeichen an den Gotteshäusern des Buddha. Der drollige, fröhliche Glücksgott Ebisu, der junge Igel mit den verkrüppelten Beinchen, besitzt das Mon von drei Eichenblättern mit Ranken dazwischen, Benten die Göttin der Beredsamkeit, des Reichtums und der Schönheit, drei zum Dreieck aufgebaute Drachenschuppen.

In der Regel erscheint aber auch in Japan wie bei uns die konkrete Beziehnng von Wappenfigur und Träger mehr schleierhaft. Alle möglichen wirklichen und Phantasiegebilde werden zu Wappengestalten erhoben, die sich hauptsächlich aus der Pflanzenwelt, aus Blättern und Blumen rekrutieren, aber auch Tiere, Erzeugnisse des menschlichen Handwerks, wie das Tempeltor oder die Leiter, nnd die höchst beliebten Blatt- und Faltfächer bringen. Menschen, Fische und irgend ein heraldischer Adler fehlen ganz, während Teufel, Drachen und Phönix sich äußerst häufig vorfinden.

Charakteristisch für Japan sind gewisse obligatorische Verbindungen von Tieren mit Pflanzen, wie der Löwe (ßißi) der mit der Päonie (botan) ein Rund bildet. Berühmte Pflanzenwappen sind das fächerförmige Blatt vom Gingkobaum, kunstgewerblich äußerst verwertbar und als ein heiliges Gewächs, das hauptsächlich in Tempelgärten gezogen wurde, sogar von Goethe besungen, und die kaiserliche Paulownie, das zweite Wappen neben der Chrysantheme, mit fünf- und siebenteiligen Dolden, die in gewisser Beziehung zum Vogel der Wiedergeburt, dem Phönix, steht. Holde, ganz japanische Phantasien sind es, wenn in Imitationsfiguren dann Tiere Pflanzen und Pflanzen Tiere vorstellen müssen: Die genannte Paulownie wird aus kleinen Reihen zusammengesetzt, ein Gingkoblatt ist ein fliegender Kranich. Hokusai hat den hochberühmten Vulkan Fuji als Kranich gezeichnet, und von der Seite oder von vorne gesehene Schmetterlinge aus aufgeklappten Faltfächern sind absolut gar keine Rarität.

Diesen mehr natürlichen, dem Liniencharakter nach vor allem in Kurven sprechenden Symbolen stehn rein geometrische Abstraktionen entgegen wie der Drudenfuß und das schon erwähnte Halbkrücken- oder Gnostikerkreuz, das buddhistische Manji. Füglich müssen zu diesen geometrischen Figuren auch die häufigen Wappenbilder von Sonne, Mond und Sternen gezählt werden, da diese sich als einfacher Kreis zu zeichnen pflegen. Bei der großen Bedeutung, die der chinesischen Sprache und vorzüglich der altchinesischen Schrift im japanischen religiösen wie politischen Kultus zukommt, ist es nichts Wunderbares,

wenn große chinesische Schriftzeichen, weiß auf dunkelm Grund, „Rakuji", ebenfalls als Mon figurieren: Bald im Ring gruppiert, no marn, bald als eine Art Quadratschrift stilisiert, ragen sie durch eine lapidare Herrlichkeit der enganeinandergefügten Silbenzeichen fast über alles andre hervor, vergleichbar etwa besonders guten modernen Schriften der Wiener Werkstätten. Sachlich sind es manchmal Worte, die hier ornamentiert werden, manchmal aber auch bloße Zahlzeichen.

Und in dieser Weise sind so ziemlich sämmtliche Wappenfiguren nach außen „schildförmig" begrenzt als Kreis, als Ring in einem Vier-, Sechs- oder Achteckrahmen.

Das japanische Mon ist hervorragend geeignet für moderne kunstgewerbliche Entwürfe z. B. für Buchdecken oder für Exlibris oder für die Kleinbijouterie flächenhaft linear zu verzierender Knöpfe, Broschen oder Gürtelschnallen. Denn die Tendenz dieser japanischen Wappen ist die intensivste Konzentration: ein Punkt soll ungeheuer viel bedeuten. Nach außen geben sie sich vielleicht etwas kalt oder gar schematisch konventionell, wie fast alles stilvoll Japanische. Aber wer sich einmal in sie vertieft, erkennt ihren engen Zusammenhang mit den Individuen, deren Seele sie gleichsam zu einem zarten Silhouettenornament stilisieren.

H. Prehn von Dewitz:
Wahrheit und Dichtung in Goethes „Egmont"
Neue Forschungen in Briefen und Chroniken

In der letzten Szene des fünften Akts seines „Egmont" hat Goethe die Freundschaft Egmonts mit dem Sohne des harten Toledaners verherrlicht, ein Bild, das, in poetischer Freiheit geschaffen, der geschichtlichen Wahrheit bei weitem näher kommt, als der Dichter selbst vielleicht jemals vermuten konnte. Der freundschaftlichen Stellung, die die beiden Söhne Albas, Don Ferdinand und Don Fadrique, dem niederländischen Grafen gegenüber einnahmen, tun schon die meisten zeitgenössischen und spätern Historiographen wie Chronisten Erwähnung; nur aber um daraus auch mehr oder weniger ihre Trugschlüsse über den Charakter Ferdinands zu ziehn und und ihn offen der Falschheit und der mißbrauchten Freundschaft anzuklagen. Goethe greift diesen Gedanken auf in Egmont V, 4.

Egmont zu Ferdinand: Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang ich Dich sah, war ich mit Deinem Vater versöhnt. Und ebenso verstellt, verstellter als er locktest Du mich in das Netz.

Gibt nicht jeder Passus in den „Mémoires anonymes sur les troubles des Pays-Bas", der von der überwiegenden Mehrzahl der Geschichtsschreiber zitiert ist, das getreue Spiegelbild der goethischen Version? „Aber Don Fernando de Toledos zuvorkommendes, schmeichlerisches Wesen bestärkte den unglücklichen Grafen in seiner beklagenswerten Blindheit und lockte ihn in die gestellte Falle."

Alba hatte die Fäden fein gesponnen. Sein Sohn war nicht unbeteiligt an dem Meisterwerk. Don Ferdinand hat sicher, wie die heute erschlossenen Quellen beweisen, bei der Festnehmung aller niederländischen Großen, außer Egmont, wie wir hier gleich hervorheben wollen, die Hand im Spiele gehabt. Wie früh er wahrscheinlich schon in die Pläne Albas eingeweiht war, zeigen zwei Briefe, die er und sein Vater am 26. und 27. Juli 1567, datiert aus Gerverbiller, an den Grafen von Horn richteten, der sich, mißtrauisch ob des Toledaners Mission, auf sein festes Schloß Weert zurückgezogen hatte. In diesen Schreiben, die uns erhalten geblieben sind,*) suchen beide das Ver-

*) Bei Gachard: Correspondence de Philippe II.

traun des Grafen zu gewinnen und, um seine Freundschaft fast buhlend, ihn zum baldigen Besuche Brüssels und des herzoglichen Hoflagers zu überreden. Graf Horn, der diesen Briefen gegenüber vollständig kalt blieb, ließ unter dem 12. August an den Herzog die Antwort ergehn, daß er zwar die Ehre, die man ihm antäte, zu schätzen wüßte, aber dennoch, da er einmal kein Amt habe und zweitens vom Könige keine Befehle vorlägen, darauf verzichten müßte, nach Brüssel zu kommen. Hierin gescheitert, faßte Alba den teuflischen Plan, das Freundschaftsbündnis zwischen Egmont und Horn seinem Anschlage nützlich zu machen. Die Aufgabe, Egmont zu bewegen, den Grafen Horn nach Brüssel zu rufen, fiel Ferdinand zu. Nach dem Voraufgegangenen dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, daß er diesen Teil seines Auftrags, des Endzankes bewußt, erfüllte. Graf Horn war ihm ein Fremder, dessen nahes Verhältnis zu Egmont er kaum ahnen mochte, in dem er vielmehr den staatsgefährlichen Revolutionär zu sehn wähnte, ein Mann, den gleich Oranien die Flucht verdächtigt hatte. Ganz anders stand er dem Grafen Egmont gegenüber. Hier sollte sich die wahre Freundschaft in schönster Blüte zeigen.

Egmont hatte Don Ferdinand versprochen, am 9. September bei ihm zu dinieren. Außer ihm waren geladen Graf Horn, Don Fadrique de Toledo, Noircarmes, Maximilian von Melun und mehrere andre Edelleute. Nach dem Diner, etwa um drei Uhr, ließ Alba die Grafen Egmont und Horn bitten, sich nach dem Hotel von Jauche, seiner Residenz, zu begeben, um zusammen mit ihm die Fortifikationspläne Thionville und Luxemburg zu besichtigen. Als bald darauf abermals Boten kamen, um die Einladung zu erneuern, raunte Don Fernando, der sich Egmonts Sessel unauffällig genähert hatte, diesem ins Ohr: Erheben Sie sich, Graf, nehmen Sie das beste Pferd Ihres Stalles, und retten Sie sich schnell!*)

Es war nicht die erste Mahnung, die Ferdinand Toledo dem unglücklichen Grafen zugehn ließ. Während der Nacht vom 8. zum 9. September drang in Egmonts Hotel ein spanischer Offfzier ein (wie man vermutet Julian Romero), Don Ferdinands Vertrauter, und überbrachte Egmont die erste bestimmte Warnung vor dem beabsichtigten Handstreich. **) Man geht wohl nicht fehl, wenn man auch hier Ferdinand, freilich hinter den Kulissen, als freundschaftlichen Warner annimmt, wenigstens ist nicht zu vermuten, daß der schweigsame Toledo seine Pläne einem Dritten bekannt gegeben hätte. Don Ferdinand dagegen war von allem informiert. Von seinem Vater in letzter Stunde beauftragt, den Grafen Egmont zu überwachen und am festgesetzten Tage selbst die nötigen Vorkehrungen für seine Verhaftung zu treffen, mochte er durch das ritterliche Vertrauen seines Freundes gerührt sein. Vielleicht sogar hatte er eine tiefere Neigung zu ihm gefaßt. Wie dem

*) Th. Juste: Les Ctes d' Egmont et de Hornes.
**) Pontus Payen: Troubles des Pays-Bas.

aber auch sei — psychologische Momente müssen sich hier natürlich unsrer Kenntnis entziehn — jedenfalls hatte er im entscheidenden Augenblicke sein Leben gewagt, um das Egmonts zu retten.

Dem Grafen Egmont, der geängstigt sich in ein benachbartes Zimmer zurückzog, folgten Noircames und zwei andre Edelleute, die jene plötzliche Bewegung in seinem Gebahren bemerkt haben mochten. Als sie ihn hier offen nach dem Grunde fragten, wiederholte er ihnen die Worte des Großpriors, *) indem er gleichzeitig erklärte, daß er bereit sei, dem Rate unbedingt zu folgen. Man widerriet ihm, namentlich Noircarmes, Albas Geschöpf, wußte ihn zu überzeugen, daß die Warnung nur seine Entfernung vom Hofe bezwecken wollte. Der arglose Egmont ließ sich überzeugen und begab sich ins Hotel de Jauche. Die Falle hatte sich geschlossen, Egmonts und Ferdinands Schicksal, wie Goethe es im Ausklingen des Trauerspiels zeigt, erfüllt. Für Ferdinand gab es keine Möglichkeit mehr, den Freund zu retten, er war ihm entrückt, dem Herzog in die Arme geliefert.

> Egmont V, 4: „Hier ist kein Ausweg, kein Rat, keine Flucht — das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen, festen Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennet sind.“

Die Gefangennahme selbst hatte Alba in begreiflicher Scham nicht seinem Sohn zu übertragen gewagt, sie war ergebenen Spaniern, denen auch erst im letzten Augenblick vom Herzog die nötigen Instruktionen bekannt gegeben wurden, vorbehalten worden.

Noch am selben Tage berichtete Alba über die Gefangennahme der Grafen Egmont und Horn an den König (Bruxelles, 9. September 1567): „Alle nötigen Dispositionen hat der Prior Don Ferdinand von Toledo getroffen, da ich dem Rate beiwohnen mußte. Kein Niederländer ist dazu herangezogen worden.“ **)

II. Wilhelm von Oranien. Wie mit dem Grafen Horn, so vereinigte Egmont ein inniges Freundschaftsbündnis mit Wilhelm von Oranien. Es war der mächtige Dreibund, vor dem Margarete von Parma einst gezittert, den auseinander zu sprengen Alba nach den Niederlanden unterwegs war. Die denkwürdige Unterredung zwischen Egmont und Oranien, wie Goethe sie im Akt II, 2 schildert, und die, der historischen Wahrheit nahe kommend, wohl nur aus technischen Gründen in die Wohnung Egmonts verlegt wurde, fand am 3. Oktober 1566 in dem festen Platze Dendermonde statt. Oranien und Horn hatten sie selbst von Egmont gefordert und ihn erst nach längerm Zögern, da er auf Brüssel als Beratungsort bestand, für Termonde zu gewinnen vermocht. Außer den beiden Grafen Egmont und Horn waren zugegen Graf Hogstraeten und Wilhelms Bruder Ludwig von Nassau. Den

*) Don Ferdinand von Toledo.
**) Correspondence de Philipp II.

Bericht über diese Aussprache verdanken wir vor allen Dingen den Aufzeichnungen Ludwigs von Nassau.

Viele ältere Chronisten, namentlich Pontus Payen u. a., in denen sowohl Schiller für seinen „Abfall der Niederlande" als auch Goethe geschöpft haben mögen, verwechseln oder vereinigen den Wortlaut dieser Unterredung mit dem der ein halbes Jahr später, auf den 3. April 1567, fallenden letzten Begegnung zwischen Egmont nnd Oranien. So mag es sich erklären, daß wir auch bei Goethe verschiedene Aussprüche der beiden niederländischen Großen antreffen, die zeitlich sowohl wie örtlich auseinanderliegen.

Durch vertrauliche Verbindungen mit dem Sekretär am Hofe Philipps II., Vandenesse, war Wilhelm von Oranien in den Besitz eines Schreibens gelangt, das der spanische Gesandte am französischen Hofe „Don Francés de Alava" an die Regentin Margarete von Parma gerichtet hatte. Durch diesen Brief, in dem Alava die Regentin auffordert, „Oranien, Egmont und Horn nur noch bis zur Ankunft Herzog Albas durch gute Worte hinzuhalten, um die Verräter und Rebellen dann um so sichrer treffen zu können" aufs äußerste beunruhigt, hatte der Prinz Egmont und Horn zu jener Beratung nach Dendermonde entboten. *) Hier suchte er vor allem Egmont für seine Pläne zu gewinnen und forderte ihn endlich auf, die Waffen zu ergreifen, um den unter Alba eindringenden Spaniern in den Provinzen Widerstand zu leisten.

Egmont II, 2. Oranien: Laß uns gehn, jeder in seine Provinz. Dort wollen wir uns verstärken, mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont (nach mehreren Einwänden): Und der Krieg ist erklärt, und wir sind Rebellen. Oranien, laß Dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht Dich nicht weichen macht.

Nach Ludwig von Nassaus Aufzeichnungen lautete die Entgegnung Egmonts: „Wenn es der König für nötig befindet, Spanier in seinen Diensten nach den Niederlanden zu senden, so laß sie kommen, denn es möge Gott nicht gefallen, daß ich Rebell und Verräter an meinem Könige werde. Lieber will ich tausend Tode sterben, als gegen den Herrscher streiten, der mich so sehr geehrt nnd erhoben hat. Vergebens suchte nunmehr Oranien, der seinen klug ersonnenen Verteidigungsplan an des Grafen Fürstentreue scheitern sah, Egmont zur Flucht zu überreden.

Egmont II, 2. Oranien (ihn bei der Hand fassend): Laß Dich überreden, geh mit!

Egmonts trauensseliges Gemüt blieb auch dieser Mahnung des Schweigers gegenüber empfindungslos, und während der Prinz tief bekümmert Termonde verließ, um alsbald die Vorkehrungen zur Flucht zu treffen, begab sich Egmont in den Staatsrat nach Brüssel.

*) Mémoires Anonymes sur les troubles des Pays-Bas.

Die zweite und letzte Unterredung zwischen Egmont und dem Schweiger fand am 3. April 1567 in dem Dorfe Wildebroeck zwischen Antwerpen und Brüssel statt. Ihr Verhältnis zu einander war in der Zwischenzeit merklich abgekühlt. Nicht mehr mahnend, fast drohend richtete Oranien an Egmont die Worte: Eure Köpfe werden die besten im Lande wanken machen, um als Trophäen aufgepflanzt zu werden. Eure Körper werden als Steg dienen, um die Feinde zum Ruin des Landes einziehn zu lassen. *) Goethe gibt auch diesem historischen Ausspruche Oraniens Raum, wenn er sagt:

Egmont II, 2. Oranien: Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riete?

Egmont: Der wäre?

Oranien: Zu sehn, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont: Wie?

Die Aufforderung von Egmont, ihm in die freiwillige Verbannung zu folgen, wiederholte Oranien bei dieser Zusammenkunft nicht. Wenn er es, wie manche vermuten, getan hätte, wäre es dann nötig gewesen, Egmont die Gründe seiner Abreise ein paar Tage später noch brieflich mitzuteilen? Im übrigen prägt sich in dem Schreiben, das der Prinz aus diesem Grunde an den Grafen Egmont ergehn ließ, eine so sicher zu erkennende Bitterkeit aus, daß von Zweifeln in dieser Hinsicht wohl kaum die Rede sein kann. **)

III. Egmont. Wenn man in der Wiedergabe dieser Szene ein durchgreifendes Quellenstudium Goethes in Chroniken und alten Geschichtswerken mit Sicherheit erkennen kann, so ergibt sich diese Tatsache nicht minder bei den übrigen Personen des Trauerspiels, als deren vornehmste wir zunächst den Grafen Egmont selbst ins Auge fassen wollen. Goethe hat gewußt, uns den Grafen als den auf seine Verdienste um Philipps II. Reich vertrauenden Mann hinzustellen, sowie ihn die Historie tatsächlich gezeichnet hat, als einen Mann, der nichts ahnend von der Furcht der Regentin, die in ihm und Oranien die etwaigen Usurpatoren ihres Platzes zu sehn wähnte ***)
— nichts ahnend von den heimlichen Anschuldigungen, die sie auf Nicarmes Denunziation hin, in Übereile und Laune beim Könige unternahm:†)
— nichts ahnend wie sein Uebermut, sein verschwenderisches Leben,

*) Hooft schreibt in seinen Memoiren, Oranien habe beim Abschied zornig ausgerufen: „Warwel Graaf sonder hoofd“ (Haupt); worauf Egmont entgegnet habe: „Warwel Prins sonder goed (Gut).“

**) Correspondence de Guillaume le Tacituree (Gachard).

***) Egmont I, 2. Regentin: Wenn Du so willst, so thut es noth, ich träte ihnen meine Regentschaft ab, denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnungen, diesen Platz einzunehmen.

†) Egmont I, 2. Regentin zu Machiavell: „Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hats so genau nicht genommen, und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir etwas zu schaffen hatten. „Laß mich nur; was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen, ich weiß, wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.“

seine kleinen Verschwörungen gegen das spanische Regiment, die Regentin verletzten; seine Stellung am Hofe der Statthalterin behauptete.*)

Es ist der geschichtliche Egmont, der uns hier vor Augen tritt. Von der Absicht Egmonts und Oraniens, die Regentschaft der Niederlande anstelle Margaretens von Parma zu übernehmen, oder auch später an sich zu reißen, weiß eine Anzahl zeitgenössischer Historiker zu berichten, so vor allen van der Heer „De initus tumultuum belgicorum.“ Auch Egmonts Anschuldigung beim Könige von Seiten der Statthalterin, über die den zeitgenössischen Chronisten höchstens Vermutungen zustanden, hat die neuere Forschung bestätigt. In ihren Geheimschreiben vom 27. und 30. August 1566 **) zeiht Margarete von Parma die niederländischen Edelleute Egmont, Horn, Oranien und Hoegstraeten der Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung in „Wort und Tat.“

Selbst Egmonts Verschwendungssucht und der schädliche Einfluß, den sein üppiges, züggelloses Leben auf die andern Großen ausübte, entbehrt heute nicht mehr der historischen Basis. Der Graf entfaltete in seinem Hotel in Brüssel den größten Pomp. Er liebte es, mit Oranien darin zu rivalisieren, wer die schönsten Pferde, die beste Jagd, die vornehmsten Edeln und Pagen an seinem Hofe habe, wer am reichsten baue, den freiesten Tisch und die beste Küche besitze. Seinem Beispiel folgten die andern niederländischen Edelleute, man lernte im Hasard um hohe Summen zu spielen, und die Trunkenheit schien das verbreitetste Laster; sagt doch selbst der damalige venetische Gesandte am niederländischen Hofe, „daß bei den Versammlungen des Adels und des Ordens vom Goldenen Vließ sich die Ritter alle Tage betranken und die Damen ihnen kaum nachstanden.“

IV. Alba. Weit abweichend dagegen von der historischen Persönlichkeit hat Goethe den Herzog Alba gezeichnet. Er wollte ein Gegenstück zu dem leichtgläubigen, sonnenfrohen, sorgenlosen, trauenden und vertrauenden Egmont schaffen, und da lieh er dem Toledaner jene Eigenschaften, die ihn zu einem Schreckbild in der Geschichte, zu einer der unsympathischsten Figuren unter spanischer Herrschaft gestempelt haben. Als der eiserne Herzog, der Schlangenkluge, dessen Herz härter als Stahl, dessen Leben straffer als das eines Klausners ist, tritt uns der Herzog in Goethes Egmont entgegen. Wir dürfen freilich nicht sagen, Goethe habe wissentlich, die dichterische Freiheit benutzend, den geschichtlichen Alba in den Toledaner des Trauerspiels verwandelt. Für diese Behauptung muß jeder Beweis fehlen. Vielmehr möchten wir auch hier hervorheben, Goethe hat Alba getreu nach den ihm zugänglichen Geschichtsquellen gezeichnet. Erst der neuern Forschung

*) Egmont I, 2. Regentin: Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Aus seinen Gesellschaften haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft.

**) Correspondence de Philippe II. (Archiv. génér. Brux. Bibliothéque)

blieb es vorbehalten, das historische Bild zu Gunsten des ersten Alba zu modifizieren. Nicht als der finstre, erbarmungslose, grausame Alba, als den Margarete von Parma ihn kennt*), nicht als der Mann niedrigen Hasses und Neides**) tritt uns der historische Alba entgegen. Man weiß heute, daß der „hohläugige Toledaner mit der ehernen Stirn und dem tiefen Feuerblick" wohl ein ehrgeiziges, aber dennoch schwaches und abhängiges Geschöpf des zweiten Philipp war, daß nicht ihm die Inquisitionsurteile, die er mit furchtbarer Strenge über die Niederlande brachte, zur Last zu schreiben sind, sondern einem Manne, der, weit grausamer und skrupelloser als er, sich seiner nur als des knechtischen Werkzeugs bediente. Mag Alba selbst aus Furcht, das königliche Vertrauen einzubüßen, nur einen Teil des königlichen Willens in die Tat umgesetzt haben, so mußte schon der Exekutor dem Volk und seinen Chronisten hassenswerter erscheinen, als der klug im Hintergrund verborgne Gesetzgeber. Nicht ohne Zögern und Schmerz hat Alba das Urteil vollstreckt, das auf Philipps II. Befehl der „Rat der Zwölf" über die Grafen Egmont und Horn gefällt hatte.

Als der König den Herzog nach ergangenem Urteil brieflich drängte, nun nicht länger die Bestrafung der gefangenen Niederländer aufzuschieben, da sagt man, sei Alba zuerst vollständig verstört gewesen über diese königliche Botschaft, von der er Milde und Schonung für die Gefangenen erhofft, und die nun im Gegenteil den strikten Vollstreckungsbefehl brachte. Noch einmal scheint er sich mit einem Gnadengesuch für Egmont und Horn an Philipp II. gewandt zu haben. Des Königs Geduld jedoch war erschöpft. In seiner Antwort, die uns erhalten geblieben ist, droht Philipp II., daß er an Albas Stelle einen andern, weniger furchtsamen Gouverneur in die Niederlande senden würde, der seine Befehle besser auszuführen wüßte.***)

Diese offenbare Drohung mit einer Abberufung mußte für Alba entscheidend wirken. Einflußreichen Persönlichkeiten, die ihm jetzt noch

*) Egmont III, 1. Regentin: Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeit wieder aufhetzen, ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehn und überdies noch seine Schuld zu tragen haben.

**) Egmont V, 4. Egmont: „Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen; der Sterbende, der tötlich Verwundete kann es sagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht."

Goethe spielt hier offenbar auf einen Zwischenfall nach der Schlacht bei Gravelingen an, als der aus dem Kriegsgetümmel zurückkehrende Egmont vor dem König paradierte und in Gegenwart Herzog Albas hochmütig sein Verdienst in der von Alba widerratenen Schlacht hervorhob. Philipps II. Lob soll damals den Herzog mit Neid und Haß gegen Egmont erfüllt haben. Daß aber den Herzog eine so niedrige Gesinnung bei der Verurteilung des Grafen beeinflußt hätte, dafür fehlt jede Beweisstütze, wie denn auch die neuere Forschung einer solchen Unterstellung entschieden widerspricht.

***) Histoire de Ferdinand d'Alvarez de Tolède, premier du nom duc d'Albe (Paris).

Milde für die verurteilten Grafen empfahlen, pflegte der Herzog zu antworten, „daß auch er für die Begnadigung gewesen wäre und daß es auch in seiner Macht gestanden hätte, diese bei der spanischen Majestät durchzusetzen, wenn der König allein beleidigt wäre, daß man aber den Gefangnen die ungeheuerlichen Beleidigungen Gottes (sic!) nicht hätte verzeihn können." Seine letzte kurze Krankheit schrieb er, wie Augen- und Ohrenzeugen der damaligen Begebenheiten mitzuteilen wissen, der seelischen Erschütterung zu, die die letzten Befehle Philipps II. über ihn gebracht hätten.

Als der Herzog am Tage der Hinrichtung heimlich im Auftrage des Königs der Exekution beiwohnte, schluchzte er, als Egmonts Haupt fiel, unter Tränen laut auf.

Fügen wir diesen Tatsachen noch eine andre, nur vermutete, aber sehr wahrscheinliche hinzu, daß Alba nach Publikation des grausamen Religionsediktes durch Margarete von Parma†) den König zu bestimmen wußte, dies Gesetz der Statthalterin rückgängig zu machen, so werden wir anerkennen müssen, daß nicht Alba der grausame Ratgeber Philipps II. war, sondern daß der König überhaupt keines Ratgebers bedurfte, um seine in Eigenwillen und Machtdünkel wurzelnden blutigen Urteile zu unterzeichnen.

V. Margarete von Parma und Machiavell. Wenn es eine Wahrheit ist, daß der Geschichtsschreiber das Lob der Mitwelt im höchsten Maße ernten wird, der mit Witz und Kombination die Historie schreibt, der nicht die Bruchstücke verstaubter Dokumente lückenhaft der Allgemeinheit übergibt, so hätte Goethe für seinen Egmont das Lob im höchsten Maße verdient. Freilich auch der Künstler der Kombination kann sich irren, zuweilen in hohem Maße irren. Dies ist dem Dichter bei Gestaltung der geschichtlichen Persönlichkeiten hinsichtlich der Regentin und ihres Geheimschreibers Machiavelli passiert. Man wird sich fragen, warum Goethe grade Machiavelli, den am wenigsten bekannten*) von allen Sekretären Margaretens, gewählt hat. Die Vermutung liegt nahe, daß er es um des historischen Namens willen getan hat. Von dem Träger dieses Namens, der an Margaretens Hofe lebte, allerdings konnte Goethe so gut wie

†) Margarete v. Parma publiziert am 24. Mai 1567 zu Antwerpen ein Edikt gegen die „neuen Lehren", das ob seiner drakonischen Strafandrohung eine traurige Berühmtheit erlangte. Dieses Edikt wurde am 23. Juli auf königlichen Befehl widerrufen.

Man muß sich wundern, bemerkt Hachard (Herausgeber der Korrespondenz Philipps II.) hier sehr treffend, daß dieses Edikt Philipp II. und seinen Räten nicht gefallen hat und daß er der Statthalterin Vorwürfe machte, „weil es der christlichen Religion zuwiderliefe". Heute hat die schon oben erwähnte Annahme viele Anhänger gefunden, daß Herzog Alba den König zur Zurücknahme des Edikts bewogen habe, vielleicht, indem er auf die Möglichkeit einer Revolution und die Schwäche der spanischen Partei in den Niederlanden hinwies.

*) Geschichtlich weit bekannter sind die Sekretäre Berti und Tomas Armenteros.

gar keine Einzelheiten wissen. Vielleicht ist ihm nur der Name in einer besonders gründlichen Chronik aufgetaucht.

In den Zwiegesprächen zwischen der Statthalterin und Machiavelli zeigt uns Goethe den Sekretär der Regentin als einen sinnigen, von gewaltsamen Umwälzungen abratenden Mann, als einen Mann der Duldsamkeit, der weit davon entfernt scheint, sich mit den Plänen des zweiten Philipp zu identifizieren.*)

Diese Darstellung widerläuft der neuern Forschung. Machiavell war ähnlich wie Alba ein Geschöpf Philipps II., den der König gewissermaßen als seinen Vertrauten zur Ueberwachung der Regentin nach den Niederlanden sandte. Er wurde bald auch Margaretens Vertrauter und war über die Pläne ihrer Abdankung aufs genaueste informiert. Wir besitzen über seinen Dienst am Hofe der Regentin die folgenden Daten.**) Am 25. September 1567 kam Machiavell in Madrid an. Er brachte dort lebhaft den Abschiedswunsch der Regentin zur Sprache und versicherte den Ministern, daß die Herzogin ihren Abschied aus eigner Machtvollkommenheit nehmen werde, wenn der König ihn nicht gewähren sollte. Mitte Oktober kehrte er nach den Niederlanden zurück. Im November etwa traf er, wie aus einem Briefe Margarethens an die Königin von England hervorgeht, wieder in Brüssel ein. Der Abschied war auf Machiavellis Drängen vom König bewilligt worden. Am 22. November 1567 dankt Margarete von Parma dem König für die Erfüllung ihres Wunsches und schreibt dann weiter:

„Ich bitte Eure Majestät untertänig und ehrfurchtsvoll, Verzeihung und Gnade in den Niederlanden walten zu lassen und damit jener Hoffnung Rechnung zu tragen, die E. M. so oft in ihnen genährt haben. Ich bitte E. M., gnädigst zu erwägen, daß, je größer die Könige sind, um so mehr sie sich dem „göttlichen Ebenbild" nähern, sie um so mehr Nachahmer göttlicher Güte und Milde werden müssen. Ich bitte E. M., gnädigst zu erwägen, daß alle Fürsten, die über die Niederlande geherrscht haben, sich stets damit begnügten, die Häupter der Verschwörungen zu bestrafen, und die große Menge schonten, indem sie sich an ihrer Reue genügen ließen.

Sonst . . . möge der Himmel verhüten, daß nicht eine vollständige Umwälzung und ein Aufstand in den Niederlanden Platz greift, dessen Konsequenzen E. M. sich schwerlich werden verheimlichen können."

Auf dem Rücken dieses Schriftstücks steht seltsamerweise in der Handschrift Machiavellis in spanischer Sprache: „Eure Majestät mögen urteilen, ob es nötig ist, diesen Brief im Rate zu verlesen."

*) Egmont I, 2: Machiavell: „Ein Wort für tausend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein; und so habt Ihr die Anführer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel sind vergeblich, und Ihr verheert das Land."

**) Correspondence de Philippe II. (in den belgischen Generalarchiven).

Und darunter von Philipps II. Hand: „Sie brauchen ihn nicht mehr zu sehn, da Sie ihn gestern französisch sahn, und es ist auch nicht nötig, Ihnen darüber weiteres mitzuteilen.“

Aus dieser markanten Aufschrift Machiavellis glauben wir mit Recht den Schluß ziehn zu dürfen, daß Machiavell als Geheimagent Philipps II. an Margaretens Hof fungierte und den Befehlen des Königs in Brüssel Haltung zu verschaffen hatte. Jedenfalls zeigt der kurze Passus bis zur Evidenz, daß Machiavell den König vor der Verlesung des Briefs im Rate warnte, um nicht etwa den Elementen die Oberhand zu verschaffen, die gleich Margarete heimlich für Milde und eingeschränkte Duldung waren. Goethe hat nun grade Machiavell die Worte der Duldung in den Mund gelegt und damit die Ansichten Margaretens und Machiavells gewissermaßen vertauscht. Endlich dürfen wir wahrscheinlich auch nicht der Herzogin das weiter oben erwähnte blutige Edikt von Antwerpen zur Last legen. Es war aus der Verzweiflung geboren, da Philipp II. die Regentin stets durch seinen Vertrauten zu neuen Schritten drängte — ein Werk des unüberlegten Augenblicks — dem jener spanische Sekretär nicht fremd gegenüberstehn mochte.

So dürfen wir denn die Worte: Egmont I, 1, Soest: Wahrlich

treffliche Weiber sind in dem Hause! Die Regentin lebe!

voll und ganz auf Margareten anwenden. Sie regierte nach bestem Wissen mit „Mäßigkeit und Klugheit“, um Jetters Worte (Egmont I, 1) zu gebrauchen. Ihr Vertrauter aber war ein Mann in Philipps II. Solde, dessen Ratschläge nur zu oft der einsichtsvollen Staatskunst der Regentin den bösen Ausgang gegeben haben mögen.

Margaretens Abschied als Statthalterin haben wir schon weiter oben gestreift. Goethe legt ihr (Egmont III, 1) die Worte in den Mund: „Aber besser so, als einem Gespenst gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Ansehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein andrer abgeerbt hat, und nun besitzt und genießt.“

Diese Worte kommen der historischen Wahrheit sehr nahe. In ihrem Schreiben vom 8. September 1567 erbat die Herzogin vom König den Abschied, indem sie hervorhob, daß sie darauf bestehn müsse, einen Platz zu verlassen, den ein andrer einzunehmen sich anschicke, und daß sie, falls der König zögere, ihr zu antworten, sein Schweigen als stillschweigendes Einverständnis annehmen würde.*)

*) Vielleicht noch deutlicher geht die Absicht der Regentin aus einem Schreiben hervor, das sie am 29. August 1567 an den König richtete und in dem es heißt: „Si ma réputation et ma satisfaction vous avaient inspiré la sollicitude que vous me marquez dans vos lettres, vous m'eussiez autorisée à quitta mon gouvernement avant de me mettre en quelque sorte en paragon avec le Duc d'Albe qui fait tout ce qu'il lui plait quoique je sois d'un avis contraire.“

Rundschau

Kaiserreden.

Seit den Kriegen, die Moltke und Bismarck geführt haben, ist die deutsche Bevölkerung im Grunde ihres Herzens konservativ. Blut und Eisen und die fremden Milliarden, die ins Land flossen, haben sich als vorzüglicher Kitt erwiesen, und die großen deutschen Kinder — ob sie rechts oder links wählen — hören gar zu gern von jenen Tagen erzählen, in denen die „völkische Eigenart“ Deutschlands erschaffen wurde. Was wunder, wenn die Mitglieder des Hauses, das von den Erinnerungen an vergangene Zeiten lebt, sich bei passenden Gelegenheiten auf die Größe ihrer Ahnen besinnen und in Tagen, in denen ein Sozialdemokrat nach dem andern in den Reichstag einzieht, diese Zeitläufe nicht mehr herrlich findet und daran erinnert, daß es auch ohne Parlamente ging — wenn nur der Himmel wollte! Kaiser Wilhelm will es nicht wahr haben, daß sich ein Monarch, der seine Pflicht gegen den Himmel und seine Nachfolger tut, um die Neuerungen des Tages zu kümmern habe. Aber er folgte nur der Stimmung dieser Tage, die eine Radikalisierung der Bevölkerung auszudrücken scheinen, als er sich in Königsberg gegen die Tendenzen der Sozialdemokraten und der Fortschrittler wandte.

Daß der Kaiser den Absolutismus **nicht** proklamieren wollte, geht nicht nur aus dem offiziellen Dementi des Herrn von Bethmann-Hollweg hervor, sondern aus der Königsberger Rede selbst, in der Wilhelm II. alle seine Untertanen und jeden von ihnen zur Mitarbeit aufforderte, die zur Wohlfahrt des Landes notwendig sei. Der Kaiser ist gewiß ebenso klug wie die Dialektiker der Tagespresse, die ihm haarscharf beweisen, was er offenbar selbst weiß: daß sich aus den Tagesansichten und Meinungen und aus den Untertanen die Parlamente zusammensetzen, die verfassungsmäßigen Organe für die Gesetzgebung — neben Gott und den Regierungen. Aber vielleicht ist der Kaiser — nicht der schlechteste Dialektiker Deutschlands — auch der Ansicht, daß die Wahlen in den Reichstag und die Landtage nicht immer ein absolut genaues Bild der Stimmung im Lande sind. Kaiser Wilhelm hat sich sicher in seiner Art auch mit dem Denken und Fühlen seines Volkes vertraut gemacht und nimmt darauf gewiß die notwendige Rücksicht. Er ist schließlich **auch** verfassungsmäßig der erste Geschäftsführer des Reiches — entscheidet in erster und letzter Linie über Krieg und Frieden — und hat an dem Wohlergehn des Geschäfts das größte Interesse.

Es bestehn heute schon berechtigte Zweifel darüber, ob Kaiser Wilhelm durch seine Königsberger Rede den deutschen Reichstag und das deutsche Volk herausfordern wollte. Und selbst wenn er es im Augenblick wirklich

schlimmer gemeint hätte, als er es sagte, so hat er doch an den folgenden Tagen zum mindesten überzeugende Proben sehr seiner Versöhnlichkeit gegeben. So ritt der Kaiser wenige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt in den Tiergarten aus und begegnete dabei dem Geheimrat Rießer, der auch hoch zu Roß saß. Was aber tat der Kaiser? Er schickte sein Gefolge weg und unterhielt sich eine Viertelstunde lang mit dem Präsidenten des Hansabundes, der bekanntlich in den letzten Wochen Proklamationen erlassen hat, die nicht ganz auf dem Boden des Gottesgnadentums stehn, und der außerdem dringend verdächtig ist, kein Feind aller konstitutionellen Elemente des Reichs zu sein.

Einem dunkeln Gerüchte zufolge soll es Monarchen geben, die mit Untertanen entgegengesetzter Anschauung überhaupt kein Wort reden.

Ich meine also, man darf auf den konservativen Sinn des deutschen Volkes und des deutschen Monarchen vertraun. Und an die 120 Sozialdemokraten im deutschen Reichstag will ich erst glauben, wenn sie gewählt sind. Außerdem hat es im deutschen Reichstag schon weit mehr als 50 Sozialdemokraten gegeben, und kein einziger Hohenzoller ist bisher in der roten Flut ertrunken

***

Die europäische Expansion Italiens

„Italia farà da sè!“ das steckt den Leuten diesseits der Alpen unverlierbar im Kopf. Zwar haben sie keinen Fußbreit Landes, der auswärtigen Herrschern untertan war, durch eigne Kraft, allein, zu erwerben vermocht; ja den größten Teil dieses Gebietes, wie auch die Krönung des Gebäudes verdanken sie recht eigentlich uns Deutschen. Aber auf Dank hat schon Bismarck nicht gerechnet; die Zeiten sind vorbei, da die Deutschen „per la gloria“ ihre Haut zu Markte tragen, während alle andern sichtbare Werte einstecken. Mochte Italien damals nehmen, was für Oesterreich selbst eine Last war; für die großdeutsche Politik war Italien 1866 nur eine Art Rückendeckung für alle Fälle. Was es dann 1870 errang, das ward ihm auch nicht als Belohnung für eine kluge Politik, gewiß nicht; aber für uns war es gleichgültig, ob es Rom hatte oder nicht. Also auf dem Dankfuß stehn wir keineswegs mit Italien. Wir schreiben ihm deshalb auch nicht vor, daß es sich nunmehr bescheiden solle. Es soll nur selbst entscheiden, was es für sich als nützlich und erstrebenswert erachtet. Worauf es aber seine begehrlichen Augen alle Tage richtet, das halten wir für töricht, da es Gefühlspolitik ist; und davor sollten gerade südliche Völker sich in Acht nehmen. Rassenhaß ist keine Grundlage für gesunde Politik. Daß es sich aber um einen Kampf zwischen Deutsch und Welsch im letzten Grunde handelt und um weiter nichts, das lehren die Tatsachen. Denn daß Frankreich sich Nizza und Savoyen geholt hat, was doch Italien wirklich gehörte, das ist neidlos verschmerzt. Daß aber Oesterreich Länderstücke welscher Bevölkerung behalten will, die nie zu Italien gehört hatten, das kann man ihm nicht verzeihn.

Blinder, unberechtigter Rassenhaß! Und merkwürdigerweise geht es fast nur gegen die Deutschen, nicht gegen die Slawen, die den Italienern eigentlich viel gefährlicher werden. Aber man achtet diese Gefahr weniger, man unterschätzt sie, da man die Slawen als Hilfstruppen der Deutschen ansieht, die dadurch eben ihre Schwäche zeigen! Und das südliche Blut erhitzt sich in der Leidenschaft! . . .

Daß man in Italien selbst begehrlich ist nach manchem schönen Stück Erde, das hinter schwarzgelben Grenzpfählen liegt, ist begreiflich. Auch daß man diesen patriotischen Zündstoff weiter glimmen läßt trotz unberechenbarer Explosionsgefahr, ist in einem Lande, wo kommandierende Generale wie Kinder reden, nicht mehr als natürlich. Zwar streitet das ganz gegen wirkliche Interessen Italiens, so lange es nämlich andre geheime Expansionspläne größern Stils zu verwirklichen hofft, eine Verwirklichung, die nur in engem Einverständnis mit den Doppel- und Reichsadlern gelingen kann. So weit ist man jedoch in Rom noch nicht, daß dies zur Ueberzeugung aller jener politischen Dilettanten geworden wäre, die die Wahlkasse dort emporhebt.

Also läßt man ihnen das Vergnügen, das sie ja schließlich selbst bezahlen werden.

Daß aber hinter den schwarzgelben Pfählen selber so heftige Gelüste, Farbe zu wechseln, bestehn, ist viel weniger zu begreifen.

Das Trentino kommt dabei weniger in Frage, wird es doch eigentlich mehr der Reputation und der strategischen Stellung wegen gehalten.

Aber Triest! Was ist ein österreichisches Triest, was kann ein italienisches sein?

Nicht so sehr der kulturelle Gegensatz tritt hervor, der zwischen österreichischer und italienischer Verwaltung herrscht; denn trotzdem österreichische Beamte nicht so erbärmlich bezahlt und infolgedessen nicht so verlottert und ungebildet sind, wie im allgemeinen die italienischen bei Post und Eisenbahn, in Gemeindeämtern und Staatsstellen; obwohl die Verwahrlosung in öffentlichen Zuständen, Arbeiten und im Eigentum des Staates und der Gemeinden nicht so sehr herrscht, wie im Nachbarlande, wo man sich nicht allzusehr um das Morgen kümmert; obschon der Steuerdruck links vom Isonze nicht so schwer ist als rechts, so ist doch gewiß auch in Oesterreich nicht alles Gold, was glänzt.

Aber wirtschaftlich kann ein italienisches Triest nur alles einbüßen, was es unter dem Doppeladler je gewonnen hat.

Jetzt ist es der österreichische Handelshafen kath' exochen, ist gleichzeitig der Hauptmittelmeerhafen für Deutschland, besitzt erstklassige Verkehrsverbindungen überallhin, von überallher. Man fährt von Berlin in 24, von London in 36 Stunden dorthin, es hat für den Levanteverkehr und nach Aegypten die kürzesten Verbindungen. Angesichts des heute noch minderwertigen Zustandes der italienischen Bahnen und deren Materials, Einrichtungen und Sauberkeit wird diese ganz außeritalienische Verbindungslinie von dem großen Strom der Reisenden mit Recht bevorzugt, und nur die

Schiffahrtslinien ab Marseille (also auch außeritalienisch) machen ihm im Anschlußverkehr zur See Konkurrenz.

Sein Warenverkehr verfügt souverain über das gewaltige, reiche, stark industrielle und exportfähige, dabei ebenso kaufkräftige und aufnahmsfähige Hinterland. Es zieht den Reichtum Zentraleuropas mühelos in seinen Schoß; es genießt Privilegien und hat eine Schiffahrt, die nur in diesen natürlichen wirtschaftlichen Beziehungen wurzeln. Diese unterbinden, hieße Tollheit; denn Triest hat die Garantie, gleich Marseille die Metropole des Südens für ihren Staat zu werden, zuerst finanziell und wirtschaftspolitisch, dann geistig als Universität, endlich in natürlicher Entwicklung auch politisch; es braucht nur zu wollen; nur energisch und ehrlich der selbstmörderischen Irredentaidee valet zu sagen.

Aber wie soll man Italiener d. h. Leute, die es eigentlich gar nicht sind, aber sich desto mehr auf diese Rassenverwandtschaft zugute tun, die einen Doktrinär wie Mazzini, mit dem man Wände einrennen konnte, als Nationalhelden feiern, wie soll man die praktische Politik und Verständnis für ihre eignen Interessen lehren?

Sie wollen, daß über die Karstberge, an deren Fuß sich die schöne Stadt lehnt, eine chinesische Mauer ziehe mit Drähten und chinesischen Glöcklein dran, auf daß fein säuberlich die „natürlichen Grenzen" Italiens gegen geschmuggelten Tabak, Salz, Petroleum Zucker, deutsche Kultur 2c. geschützt seien. Sie wollen zur italienischen Provinz- und Landstadt werden, die mit Venedig um den Vorrang streitet, welcher von beiden Häfen zuerst versande und verlande, es sei denn, man komme von Staatswegen mit einer „Legge per Trieste" (ley pro Trieste) zu Hilfe, die den Prozeß der Versumpfung befördert, wie annoch in Neapel zu sehn.

Sie wollen, daß Oesterreich und Deutschland ihre Güter und Waren, ihre Erpreßzüge ein paar Kilometer weiter schicken und einen deutschen Hafen schaffen, wo die bekannte Energie, Initiative und praktische Intelligenz jener barbarischen Völker sich ungehindert entwickeln könne und nicht mehr italienische Beutel fülle. Sie wollen ihrer Schwesterstadt Fiume den Rahm von der Milch lassen; sie wollen auf die stolze freie Schiffahrt verzichten und ihr Geld in die Taschen der großen Monopolgesellschaften stecken, die in Rom an der Staatskrippe stehn!

So uneigennützig ist Triest! — and Italien? Italien wird ihm diese Uneigennützigkeit danken!

—r.

Ein neutrales Schwarzes Meer

Mit ihrem neuesten, viel Aufsehn erregenden Vorschlag, das Schwarze Meer zu neutralisieren, erbringt die Jungtürkei den Beweis, daß sie gewillt ist und sich auch die Kraft zutraut, die Dinge im nahen Osten, unter Geltendmachung ihrer Führerrolle am Balkan, für längere Dauer zu ordnen. Ihre Proposition, die in erster Linie an das die türkische Hauptstadt doch immer bedrohende Rußland gerichtet ist, lautet — vorerst durch die türkische Presse zum Ausdruck gebracht — dahin, Rußland möge seine ansehnliche Schwarzemeerflotte in die baltischen Wässer transferieren, dadurch den Wiederaufbau seiner navalen Kräfte beschleunigen

und sich, ebenso wie die Türkei, bindend verpflichten, keine Kriegsschiffe mehr ins Schwarze Meer zu entsenden, das damit zur neutralen See würde. Implicite wäre dadurch auch die Dardanellenfrage in der Hauptsache gelöst. Die Türkei könnte bei Annahme des Vorschlags, befreit von der unmittelbaren russischen Bedrohung, ihre politischen und territorialen Rechte gegenüber andern Balkanstaaten ganz anders wahren, als bisher. Und da der deffensive Charakter der türkischen Politik außer Zweifel steht, die Angriffstendenzen ganz auf Seite der nichttürkischen Balkanstaaten liegen, wäre damit auch die Aufgabe der Großmächte, ängstlich und sorgsam — des Friedens wegen — den Status quo des ottomanischen Reiches zu hüten, wesentlich erleichtert.

Gerade jetzt - - da es über alle Dächer schallt, daß das überrasch entwickelte Bulgarien, das sich in Mazedonien einen Casus belli für alle Fälle warm zu halten scheint, sich mit Griechenland, seinem früher gründlich verhaßten Konkurrenten in der Revolutionierung Mazedoniens, verbünden will und die besorgte Türkei dafür Anschluß an Rumänien sucht und sich in ein engeres Schutzverhältnis zum Dreibund stellen will, wäre diese Friedensgarantie, die Ausschaltung der Hoffnung jener turkophoben Balkanstaaten, russische Schiffe würden, im äußersten Falle, rasch vor Konstantinopel erscheinen können, ungeheuer wertvoll. Aus den Erfahrungen der jüngsten Zeit weiß man, daß die Lust zu Aggressionen und zu Friedensstörungen am Balkan sich immer an dieser Hoffnung auf Rußland nährte. Trotz der schweren Enttäuschung, die Serbien im Konflikt mit Oesterreich erlebte.

Wenn es der Türkei nun gelänge, bei gleichzeitig in Angriff genommener Ausgestaltung ihres Heeres und ihrer Marine, den diplomatischen Schachzug der Neutralisierung des Schwarzen Meeres zu ziehn, dürfte den Bulgaren und Griechen fürs erste der Mutwille der ständigen Herausforderungen vergehn.

Die niederschlagende Wirkung der Besuche des türkischen Großweziers in Oesterreich und Rumänien auf die Sofioter Politik verrät schon das böse Gewissen der bulgarischen Regierung.

Wenn auch die Neugewichtsverteilung auf dem Balkan nicht, wie ein Teil der europäischen Presse meint, in einem Fünfmächtebund in die Erscheinung treten wird (Dreibund, Türkei, Rumänien), so sind doch dem Leiter der türkischen Politik, wie ich dies aus bester Quelle weiß, solche Zusicherungen zugekommen, die sich auf eine enger umschriebene Garantie des türkischen Status quo zuspitzen, daß die Neutürkei der eventuellen, auf ihre Unkosten hinzielenden Verbindung von Balkanstaaten sorgenlos entgegensehn kann.

Noch ist die Form für den jungtürkischen Vorschlag eines neutralen Schwarzen Meeres und der Dardanellenfreiheit nicht gefunden, aber schon die Anregung verdient die höchste Aufmerksamkeit der politischen Welt, deren Ruhe immer wieder vom Balkan bedroht wird. v. S.

Königreich Montenegro

Mit großer Feierlichkeit, einer festlichen Sitzung der Skuptschina und einem Gottesdienst in der historischen Kirche von Cetinje ist am 28. August die Proklamation des Fürsten Nikolaus zum König von Montenegro vor sich gegangen. Der König und die Königin von Italien und viele andre Fürstlichkeiten nahmen daran in großer Uniform teil. Die Begeisterung der Bevölkerung war grenzenlos

Am Tage vor der Proklamation empfing Fürst Nikolaus etliche deutsche und österreichische Journalisten und sprach zu ihnen wie ein großmächtiges Instrument Gottes auf Erden. Er hatte die Gnade, die Genialität seines Freundes Kaiser Wilhelm zu loben, erkannte sogar die Bedeutung seines zweiten guten Freundes, des Kaisers und Königs Franz Josef, an und erklärte ausdrücklich, daß sich seine friedlichen Tendenzen gegen die beiden mittel-

europäischen Großmächte mit der Erhebung Montenegros zum Königreich Montenegro nicht ändern würden, und daß er auch fernerhin mit seinen beiden mächtigen Freunden in Treue und Frieden leben wolle.

Am Tage des wichtigen Aktes hatte der Präsident der montenegrinischen Regierung, Dr. L. Tomanowitsch, die Liebenswürdigkeit, auch einige Vertreter der Presse zu empfangen. Ueber die Gründe zur Standeserhöhung gab er den Vertretern der Presse erschöpfende Auskünfte: „Wenn Montenegro Königreich wird," sagte der Ministerpräsident, „so übt es nur ein altes Recht aus. Seitdem Serben auf dem Balkan leben, hat Montenegro tatsächlich niemals unter fremder Souveränität gestanden. Alle andern Stämme wurden unter die Herrschaft der Türkei gezwungen. Montenegro allein blieb frei und erhielt sich die Freiheit durch zahllose Opfer. In allen diesen Zeiten war Montenegro der Hort des serbischen Staatsgedankens. Und hunderttausende, die unter fremder Herrschaft waren, richteten ihre Augen hoffnungsvoll auf Montenegro."

Da die Vertreter der siebenten Großmacht zu diesen Aeußerungen ein würdevoll ernstes Gesicht machten, fuhr Dr. Tomanowitsch mit Bedeutung fort:

„Welche kulturelle Wichtigkeit Montenegro schon im fünfzehnten Jahrhundert (!) unter dem Regiment Iwan Tschernojewitschs hatte, mögen zwei Tatsachen beweisen: In Montenegro wurde die erste Buchdruckerei auf dem Balkan gegründet; während aber alle andern Buchdruckereien der damaligen Zeit auf private Initiative zurückzuführen waren, entstand wie nachgewiesen ist, hier die erste Staatsdruckerei der Welt."
Wie viele Analphabeten Montenegro heute noch beherbergt, verschweigt der weise Minister. Die allzeit kulturfreundlichen Korrespondenten der deutschen Presse — bekanntlich allesamt sehr diskrete Herrschaften — fragten weiter nicht danach. Leider kündet es auch das Konversationslexikon nicht. Aber 50 Prozent der Bevölkerung sind es mindestens. Man braucht deshalb nicht zu denken, daß das neue Königreich die Analphabeten Europas um Millionen vermehre, denn der erhabene Freund des Kaisers Franz Josef und des Kaisers Wilhelm zählt im ganzen nur eine Viertelmillion Untertanen. Die Staatseinnahmen des Königreichs betragen aber erwiesenermaßen sogar zwei Millionen pro Jahr.

Der Ministerpräsident des hochmögenden Königreichs gab auch beruhigende Erklärungen ab. Nicht nur mit den Großmächten Mitteleuropas will er sich freundlichst vertragen, auch mit den Großmächten auf dem Balkan wird er keinen Krieg führen: „Wenn es in der letzten Zeit öfter hieß, daß zwischen Serbien und Montenegro gewisse Spannungen herrschten, so ist das nicht zutreffend. Wohl ist es wahr, daß mißvergnügte Elemente hüben und drüben schüren und Unfrieden zu stiften suchen. Einen nachhaltigen Erfolg haben sie nicht."

Unter solchen Umständen darf man den europäischen Frieden

für gesichert halten, da ja schließlich auch Kaiser Wilhelm jüngst in Marienburg auf der Friedensschalmei geblasen hat.

Die Erhebung Montenegros zum Königreich ist natürlich ohne jede politische Bedeutung. Beweis dessen ist die Tatsache, daß die gegen die geringste Veränderung des status quo auf dem Balkan eifersüchtigen Mächte gegen die schon im Vorjahr geplante Aktion nicht das mindeste einzuwenden hatten. Dem neubackenen Grafen Aehrenthal, der übrigens kein Heros an Humor ist, machte es viel Spaß, sich mit der Proklamation einverstanden zu erklären. Auch in der Politik gibt es ein Lächeln des — Mitleids.

gg.

Der Totentanz am Wiener Turf.

Zwei Wiener Journalisten, Emil Bader und Robert Wolf, haben in diesen Tagen bei Eisenstein & Co. (Wien und Leipzig) eine Broschüre „Der Totentanz am Turf" erscheinen lassen, von der sich die Verfasser — wie alle Journalisten, die zum erstenmal auf den Büchermarkt gehn — eine nachhaltige und intensive Wirkung versprechen. Die Schrift ist dazu bestimmt, „der Wiener Bevölkerung die Augen zu öffnen, damit sie den Abgrund sehe, dem viele Tausende in verblendeter Leidenschaft zutaumeln, um nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den moralischen und zuweilen den physischen Tod zu finden" Die Broschüre ist zwar flüssig, allzu flüssig geschrieben, aber sie bringt den größten Teil ihrer Beweise im Vorwort, und in vielen Kapiteln läuft die Maschine ganz leer. Im großen und ganzen bleibt der Ertrag gering, und die einsamen Rufe der beiden Tagesschriftsteller werden in der Wiener Wüste ungehört verhallen. Aber es soll nicht geleugnet werden, daß es verdienstlich ist, sich im Intresse unglücklicher Menschen die Kehlkopfmuskel auszukegeln, solange man nicht die Ueberzeugung hat, daß man tauben Ohren predigt. Was Wolf und Bader stellenweise erzählen, ist für die Wiener Menschheit allerdings schlimm genug. Es ist bekannt, daß in Wien nichts gearbeitet wird und daß die Leute in diesem eleganten Balkannest zu allem eher Vertrauen haben, als zu sich selbst und zu ihrer Arbeit. Wenn man einem Wiener vorschlüge, an einem Nachmittag um vier Uhr den von ihm geliebten Kahlenberg zu besteigen, weil er dort unter einem Baum bare vierzigtausend Kronen finde, so wird der allzu skeptische Wiener den von ihm heißgeliebten letzten Ausläufer der Alpen links liegen lassen und wird sich dem noch heißer geliebten Kaffeehaus zuwenden. Wie sollte er auch den nach seiner Meinung ganz unsichern vierzigtausend Kronen um vier Uhr nachjagen, wo er doch um drei Uhr im Kaffee ganz sicher eine Tarockpartie findet? Wenn man den Herren Bader und Wolf glauben darf, haben die Wiener neben dem Kaffee noch eine kostspieligere Geliebte: zwei Rennplätze, auf denen viele Millionen verloren werden. Seitdem in Baden bei Wien die Trabrennen abgehalten wurden — ein sinniger Zufall hat es gefügt, daß sich in der Nähe des Badner Trabrennplatzes das Armenhaus befindet — haben sich die Umsätze an der Badner Pfandleihanstalt vervielfältigt. Zahlreiche Grundbesitzer, Hauer und Gewerbetreibende, die sich eines ziemlichen Wohlstands erfreuten, sind in Baden und Umgebung zugrunde gegangen. Es gibt in Wien einen Baron, der von seinem der Finanzaristokratie angehörenden Vater ein Vermögen von 30 Millionen Kronen geerbt hat, und wenige Jahre des Besuchs der Rennbahn haben genügt, ihn fast zu einem Bettler zu machen. Viele österreichische Adelsgeschlechter haben es dem Sport zu danken, daß der Ru ihrer Vorfahren in dem Konkurs und der Kuratel ihrer sittlich und wirtschaftlich degenerierten Nachkommenschaft ein trauriges Gegenstück gefunden hat. Aus vielen tausenden bürgerlichen Familien ist das häusliche Glück entschwunden, weil der Ernährer durch die Spielwut allen Sinn für den Wert der Arbeit, für den mühevollen Erwerb und für die Freuden des Familienlebens verloren hat. Junge Leute, die arbeitsfreudig ihre Berufspflichten erfüllen sollten, gehn eines Tags auf den Rennplatz, lassen sich Truggebilde leicht und rasch erworbener Reichtümer vorspiegeln und verlieren nicht nur ihr Geld,

sondern auch ihre Zukunft. Bis auf die heranwachsende Wiener Schuljugend soll sich dieser schreckliche Einfluß erstrecken.

Der Kampf, den die Autoren gegen die vierfüßige österreichische Lotterie führen, würde vielleicht viel ernster aussehn, wenn etwas Zahlen beigebracht worden wären — etwa die Summen genannt würden, die an einem Sonntag in die Kassen der Totalisateure und andern Buchmacher fließen.

Aber das eine darf man den Herren — auch ohne Ziffern — glauben, daß der beste „Tip", den ein „ehrlicher Fachmann des Rennsports" einem Laien geben kann, der ist, nicht zu spielen. Denn alle Turfweisheit, die sich vermißt, den Ausgang der Rennen zu prophezeien, ist sicherlich nur auf unberechtigten Eigendünkel und auf Anmaßung oder auf bewußten Schwindel und Betrug zurückzuführen.

Tatsache bleibt, daß in Wien, einer Stadt, wo hungernde Kinder Obdachloser auf der Straße sterben und wo totkranke Menschen keinen Platz im Spital finden, am selben Tage und zur selben Stunde Hunderttausende von Kronen auf ein einziges Pferd angelegt werden, Summen, die genügen würden, mit einem Schlage die Obdachlosen- und die Spitalschande zu beseitigen.

Die Autoren bemängeln unter anderm auch, daß der Staat sich von den gesetzten Summen von vornherein 15 % abzieht und infolgedessen jeder, der wettet, von vornherein der Betrogene ist. Ich kann mir nicht helfen: Mir gefällt es zwar nicht, daß der Staat die Spielsucht fördert, aber wenn e i n e Steuer auf Erden je gerecht war, ist es die Abgabe, die von dem Luxus eingehoben wird, auf ein Rennpferd zu wetten. Nur müßte der Staat mindestens 50 % Steuern verlangen. f.

Das Recht auf den Schnupfen

Es gibt zwischen Amtsrichter und Reichsgericht auf Erden nichts Schwereres, als einen Schadenersatzprozeß zu führen d. h. ihn zu gewinnen. Ein Laie mag den Schaden im Finstern mit den Händen tappen können, die Gerichte sehn ihn nicht bei hellstem Tageslicht. Das bürgerliche Gesetzbuch verlangt schon die unmöglichsten Beweise. Ich reise zum Beispiel mit der Eisenbahn nach Frankfurt a. M., wohin mich die wichtigsten Geschäfte führen. Unterwegs versagt plötzlich die Lokomotive den Dienst, und wir halten auf offenem Felde zwischen zwei armseligen Dörfern, in denen an ein Weiterreisen nicht zu denken ist. Wir kommen mit einer gewaltigen Verspätung an, und mit dem erwarteten großen Geschäft ist es Essig. Das hat jemand von der Konkurrenz gemacht. Eine Klage gegen die Eisenbahnverwaltung hat dennoch wenig Aussicht auf Erfolg. Erstens wäre der Schade z i f f e r n m ä ß i g zu erweisen. Das ist schier unmöglich — denn die Eisenbahndirektion wird natürlich bestreiten, daß ich das Geschäft überhaupt gemacht oder daß es einen nennenswerten Gewinn gebracht hätte. Schließlich wird die Eisenbahnverwaltung gewiß ihr Verschulden bestreiten und die Betriebsstörung, nach beliebtem Muster, als eine gottgewollte Fügung bezeichnen. Die Juristen nennens eine vis major. Auch wenn mir von einem längst reparaturbedürftigen Dach ein Ziegelstein auf den Kopf fällt und mir den Schädel zerschmettert, werden meine Erben mit einem Schadenersatzanspruch gegen den säumigen Hauswirt kaum Glück haben. Hier fehlt für jeden gebildeten Juristen der Kausalnexus zwischen dem Schaden und der Schuld des Wirts. Zum mindesten würde es meinen Erben schwer fallen, den Beweis zu erbringen, daß meine Schädeldecke den normalen Forderungen, die man an eine großstädtische Schädeldecke stellen darf, gewachsen war.

Bei einer solchen Judikatur ist es ganz wunderbar, daß sich noch immer Schwärmer finden, die einen Schadenersatzprozeß zu führen wagen. Der sonderbarste Heilige aber ist ein Passagier der preußischen Eisenbahnen, der sich auf einer Fahrt einen Schnupfen holte. Unter diesem Schnupfen scheint auch sein Gehirn empfindliche Verwüstungen erfahren zu haben,

denn eines Tages glaubte er, von den preußischen Eisenbahnen wieder herausschinden zu können, was er dem Arzt und dem Apotheker bar bezahlt hatte. Natürlich verlor er den Prozeß mit Pauken und Trompeten. Und das Gericht leuchtete ihm mit einer umfangreichen Begründung heim, mit der sich wohl auch sein angegriffenes Gehirn zufrieden geben wird. Nicht bestritten hat das Gericht die Tatsache, daß plötzlich die Heizung eingefroren ist und es in den Waggons kalt wurde. Das war aber so ziemlich das einzige, was das Gericht gelten ließ. Alles andre leugnete es schlankweg ab. Es leugnete, daß zwischen dem Versagen der Heizung und dem Schnupfen des Klägers ein Zusammenhang bestehe. Es entschied aber vor allem, daß die Passagiere im Winter einen Anspruch auf ein geheiztes Kupee nicht haben. Der Reisende erwerbe durch den geschlossenen Transportvertrag lediglich das Recht, in einem bestimmten Zuge befördert zu werden. Einen Rechtsanspruch auf Bequemlichkeit — als solche wäre die Heizung der Waggons anzusehn — habe er nicht. Ich meine auch: Wenn dem Passagier das Kupee zu kalt war, konnte er ja bei der nächsten Station aussteigen, in ein Hotel gehn und sich ein warmes Zimmer geben lassen. Wenn ein Familienvater es so eilig hat, daß er dabei seine Gesundheit gefährdet, dann ist er eben leichtsinnig und müßte dieserhalb unter Kuratel gesetzt werden. Außerdem soll sich mancher schon in einer warmen Gerichtsstube einen Schnupfen geholt haben. Wenn einem bei einer winterlichen Eisenbahnfahrt nicht mindestens ein Arm und beide Beine abfrieren, ist es überhaupt eine Unverschämtheit, die Gerichte zu belästigen.

Dr. E. F.

Künstler-Steinzeichnungen

Für die künstlerische Kultur unserer Zeit hat die farbige Originalsteinzeichnung eine früher nicht geahnte Bedeutung gewonnen. Unkünstlerische Reproduktionen, wie Oeldrucke &c., farblose Wiedergaben, wenn auch in künstlerischem Verfahren, Kupferstich &c. sind sowohl an Wirkungsfähigkeit, als auch an künstlerischem Werte und schließlich und vor allen Dingen auch an Wohlfeilheit übertroffen worden durch die Künstlerlithographien, die in herrlichen Farben uns Originale von bekannten Meistern bieten. Es handelt sich also nicht mehr um Reproduktionen, wie sie früher üblich waren, wo ein Original erst im Museum mehr oder wenig gut kopiert werden mußte, um nach dieser Kopie wieder durch ein photographisches Verfahren oder durch andre Reproduktionsarten mechanisch vervielfältigt zu werden. Der Künstler bedient sich hier selbst des Steins, um seine Skizzen und Entwürfe, wie sonst auf die Leinwand, hinzuzaubern, und die Abzüge dieses Originals, also keine Reproduktion, sondern eine Original-Produktion des Künstlers, werden in den Handel gebracht.

R. Voigtländers Verlag in Leipzig hat sich ein besondres Verdienst erworben, indem er eine große Anzahl solcher Künstlerdrucke von bekannten Malern, wie Hans von Volkmann, Karl Biese, Albert Haueisen, W. Schacht, Friedrich Kallmorgen, J. V. Cissarz, Walter Georgi, Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Artur Kampf, Franz Skarbina, Robert Haug, Gustav Kampmann, Angelo Jank, Walter Caspari &c in verschiednen Größen auf den Markt gebracht hat, und zwar zu Preisen, wie sie

bisher selbst für Reproduktionen, namentlich für künstlerische und farbige oder für sonstige Kunstblätter, kaum denkbar waren. Die kleinen Formate, Papierrand 57/44, Bildgröße 41/30 zu Mk. 2.50, größere im Bild-Format von 55/42 zu Mk. 4.—, noch größere, 75/55 Bildgröße, zu Mk. 5.— und schließlich die ganz großen 100/75 zu Mk. 6.— pro Blatt. Allerhand schöne Dinge, wie Wechselrahmen, passende Leisten zc. erleichtern den Heimschmuck mit diesen wirklich prächtigen Blättern.

Schöne stimmungsvolle Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbilder, Landschaften, Burgen, Städteansichten, Genrebilder, Tierbilder, Märchen- und Kinderbilder zc. sind in großer Anzahl vorhanden. Ein reizender Katalog, der allerdings mit 40 Pfg. berechnet wird, die wohl aber bei Bestellung von Bildern wieder in Abzug gebracht werden, zeigt uns verkleinert in den Farben der Originale eine große Anzahl solcher Blätter, sodaß die Auswahl sehr erleichtert wird.

Alles verlangt heute nach Farbe. Farbe ist das Leben der Bilder, und diese schönen, frischen, warmen und feinabgetönten Steinfarben geben wirklich lebensvolle Bilder, die — in passenden Rahmen gelegt — kaum vermuten lassen, daß es sich doch schließlich um Produkte einer Massenfabrikation handelt. Aber was tut das! Was heißt Massenfabrikation, wenn der Künstler selbst Hand daran legt? Er mischt die Farben, er probiert die Nuancen, bis alles so steht und klappt, wie es ihm zusagt, und das ist das Geheimnis dieser Blätter. Es mögen verschiedene darunter sein, die, kalt und leblos, mehr den Eindruck von Schulbildern und Wandtafeln machen, daneben aber gibt es — in überwiegend großer Zahl — wieder so prächtige farbenfrohe und farbenweiche Bilder, daß man sich einen schönern Wandschmuck für das Volk und für den Mittelstand kaum denken kann. Es ist nun einmal nicht jeder in der Lage, farbige Radierungen oder gar Originalölgemälde sich hinzuhängen, und wer dies nicht kann, der wird sicherlich diese Originalsteinzeichnungen, wenn er einiges Verständnis für Kunst hat, jeder Reproduktionsart vorziehn.

Es sollen hier nur einige wenige dieser Bilder genannt sein: Karl Otto Matthäis „Dämmerung im Wald“ ist in seinem Stimmungsgehalt geradezu vorbildlich zu nennen; Karl Wieses „Blütenschnee“ zaubert Frühlingsstimmung in jeden geschlossenen Raum; Hans von Volkmanns „Erntesegen“ läßt die Glut eines heißen Sommertags ahnen; Georg Lebrechts „Heimkehr“ erinnert an alte Märchenpracht; Felix Krauses „Wanderer“ läßt uns durch den Ausblick in die Weite mehr träumen als schaun; Franz Skarbinas „Hört Ihr Herren — —“ könnte einen Richard Wagner zu der Meistersinger-Szenerie angeregt haben, wenn es nicht umgekehrt der Fall wäre; Karl Langheims „Friesisches Küstenstädtchen“ ist ein Idyll, das Frieden und Stille atmet, wie Friedrich Kallmorgens „Niederdeutsche Dorfstraße“; Anton Glück versetzt uns in die gigantische Gebirgswelt Tirols, Paul von Ravenstein, Franz Koch und andre in malerische Winkel deutscher Lande.

Unter den historischen Bildern soll in erster Linie Artur Kampfs „Einsegnung der Freiwilligen von 1813“ und Robert Haugs ergreifendes „Morgenrot“ erwähnt sein, dieses ein Meisterstück in Stimmungsgehalt und Farbenschönheit.

Von den Landschaftsbildern mögen Friedrich Kallmorgens „Spitzbergen“ und Gustav Kampmanns „Im Morgenduft“ als besonders hervorragende Blätter, O. Leibers „Wenn der Morgen graut“ und Ad. Hildebrands „Haus am Rhein“ erwähnt sein.

Sehr drollig sind die Kinderbilder Gertrud Casparis, und so ließe sich noch vieles aufführen, was besonders zu empfehlen ist. Auch Walter Casparis Märchenbilder sind eigenartig und voll Humor.

Wilhelm Steinhausens „Gekreuzigter Christus“ muß zum Schlusse noch besonders genannt sein.

Man kann wohl sagen, daß die künstlerische Steinzeichnung eine Reform der Wohnungskunst bedeutet, daß diese Blätter für die Pädagogen von unermeßlichem Werte und daß sie vor der Unzulänglichkeit jeder Nachbildung unbedingt zu bevorzugen sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß fast nur lebende Meister in dieser jungen Kollektion vertreten sind. Man glaube aber deshalb nicht etwa, daß es sich um hypermoderne Phantasiegebilde, um Auswüchse der Moderne handle. Schöne, stimmungsvolle, farbenfreudige und farbenschöne Kunstblätter sind es, die zur Anschaffung nicht warm genug empfohlen werden können, — gesunde, lebenskräftige Moderne! Ein Schutzwall gegen geschmackverderbenden „Kitsch“, wie davon leider noch allzuviel ins Volk getragen wird.

Jad.

Walter Boelicke: Menschwerdung

Xenienverlag 1910 — Leipzig

„Wege zum lebendigen Leben“ nennt der Verfasser sein Büchlein, das als Leitfaden der praktischen Philosophie jedem denkenden Leser empfohlen werden darf . . . . Walter Boelicke unterzieht sich der anspruchsvollen Aufgabe, eine neue Theorie des Weltverbessertums zu demonstrieren — sein Streben ist lediglich auf einen, allerdings den wichtigsten Punkt der Menschheitsvervollkommnung gerichtet: aus Individuen Persönlichkeiten zu erziehn. Menschwerdung = Persönlichkeitwerdung. Dies ist die Quintessenz dieser nachdenksamen, mitunter in ihrer Furchtlosigkeit verblüffenden Philosophie. Unter Persönlichkeit aber versteht der Autor keinen festen menschlichen Besitz, nichts innerlich gewordenes, das nun den unsichtbaren Lebensmächten als fertige Entschlußkraft gegenüberstünde vielmehr die Fähigkeit des unermüdlichen Erlebens, des Werdens, Sichentwickelns unter immer neuen großen, fruchtbaren Bedingungen. Wie stellt sich diesem Praktiker, diesem Empiriker vom reinsten Wasser das Material dar, das er bilden will? Die menschliche Physis und Psyche in ihren tausendfachen Ausstrahlungen auf die Unredlichkeit und Zeitlichkeit des Lebens? Im Anfang war — in Ewigkeit wird sein — des Menschen Schöpfertrieb. Er, der in göttlicher Selbstherrlichkeit, aus der Fülle des Lebens geboren, die Fülle des Lebens befruchtet, nicht nur durch fleischlichen, auch durch geistigen Samen ist das Alfa und Omega der Hebel jeder natürlichen Entwicklung. Der Mangel alles Irdischen indessen läßt aus der Ueberkraft des Zeugungskräftigen zugleich auch die Bedingtheit, die Begrenzung unsres Seins entspringen: Wir hängen ab in unsern Neigungen und Trieben, unserm Wollen und unsern Fähigkeiten von jenen Faktoren, die bei dem Zeugungsakt zusammenwirkten. — Der Schöpfertrieb des jugendlichen

Menschen, der allzuoft durch törichte Verschleierung entweicht, vergiftet und entkräftet wird und der bei einem Uebermaß von Lebenswillen leicht zur Zersplitterung, zur Ueberschätzung und zum Mißbrauch aller Lebensgüter führt, betätigt sich auf dreierlei Weise: nicht allein will er physisches Leben, er muß bei einer leidenschaftlichen Anspannung aller physischen Ingredienzen Kultur- und Geisteswerte zeugen, muß sich die Welt, in die er sein Geschöpf verpflanzt, als Herrscher und Gestalter untertänig machen. Nicht fort, sondern hinauf sollst du dich pflanzen .... sagte Nietzsche. Die Weltgestaltungssehnsucht, die den schöpferischen Jüngling mit dem Bewußtsein schrankenloser Macht erfüllt, verleitet ihn leicht zur restlosen Hingabe an einen lügenhaften Idealismus; indem er sich von der in ihrer Unvollkommenheit beklagenswerten Wirklichkeit abwendet, möchte er die ideale Scheinwelt der Antike neu erschaffen. Sein Kulturtrieb geht hier gefährlich in die Irre. Am Weltbild glücklich formen kann nur der in seinem Eigenwollen Vollbefriedigte, der Lebenskämpfer, der sich mutig mit den Wirklichkeiten auseinandersetzt. Indem er in sich den triebhaften Egoismus, die Sehnsucht nach persönlichem Glück erkennt und zu erfüllen trachtet, ohne ihr ein idealistisches Mäntelchen umzuhängen, schafft er am Lebensglück der Gesamtheit kühner und fruchtbarer, als es der weltfremde Schwärmer tut. Seit der Heranbildung des eignen Geschöpfes, in welchem sich der Schöpfer adelt und veredelt, setzte des reifen Menschen tiefstes, energischstes Kulturstreben ein. Ein Teil des jugendlichen Schöpfertriebs offenbart sich als Sturmtrieb — das dritte und letzte jener gewaltigen Lebensgebiete, das sich der Zeugende erobert, ist die Kunst. Nicht nur das Nützliche, Gute, auch das Schöne will der Mensch gestaltend in sein Dasein einbeziehn. Ihm kann der Trieb zur Schönheit innewohnen, ohne sich jemals sinnfällig zu betätigen. Solchen Höhen einer echten Lebenskunst gegenüber steht die Unvollkommenheit des Dilettanten. Was bei ihm Zwang, bewußtes Wollen, ist bei dem wahren Künstler innerster Beruf, Lebensnotwendigkeit, ein Zeugen aus unbewußten, unerforschlichen Tiefen. Um aus einer solchen dreifachen Betätigung der Lebenskraft die Möglichkeit vollkommener Glückserfüllung zu schöpfen, bedarf der Mann des Weibes. Das Problem der Ehe, das mit dem der Zeugung aufs engste zusammenhängt, ja das aus dem Zusammenströmen physischen und kulturellen Schöpferwillens geboren ward, kann nur vom Individuum, niemals von der Gemeinschaft gelöst werden. Weder das übertriebene Gefühl der Verhimmlung, noch das der Geringschätzung wird dem lebendigen Geheimnis des Weibes gerecht. Die Gestaltung neuen Lebens, die den Menschen mit den Rätseln des Alls verknüpft und deren Mittlerin das Weib bleibt, gebietet Achtung, Bewunderung, Dankbarkeit. Für die Entwicklung der Persönlichkeit maßgebend bleiben die intimen Beziehungen zwischen Mann und Weib. Nur wo der Mann als Tier, Mensch und Künstler seine dreifache Zeugungssehnsucht im Weib erfüllt sieht, empfindet er vollmenschliche Befriedigung. — Aber auch das Weib ist dann nur restlos glücklich, wenn der Erwählte jene drei verschiedenen einander widerstrebenden Wesensarten in ihm auslöst. Der Autor behauptet, daß das Weib nur immer werden kann, was der Besitzende „aus ihm gestaltet". Dies scheint mir etwas gar zu radikal die Selbstherrlichkeit des Mannes zu betonen. Dank seiner passiven Veranlagung wird das Weib die stillere Kraft wohl in den Dienst des Lebens, nicht aber in den Dienst des Herrschens stellen. Trotzdem bleibt auch in ihm das Individuum, die menschliche Persönlichkeit lebendig. — Was Boelicke jedoch über die individuelle Ausgestaltung der ehelichen Gemeinschaft, über die Psyche von Mann und Weib, nicht zuletzt über die kritische Zuspitzung der sozial-ethischen Verhältnisse in unsrer überproduktiven Zeit zu sagen hat, ist ernster Aufmerksamkeit wert.

Gertrud Leow-Fränkel.

Lebenstragödien

Es gibt ihrer viele, unendlich viele. Ist nicht am Ende der Inhalt jedes Dramas, jedes Romans eine solche Tragödie eines Lebens, ein Schicksal? Nur erschaut mit

dem Auge des Künstlers, des Menschenbildners? Der Form verleiht nach dem Abbild der Millionen, die um ihn herum schon Form haben? Die künstlerische Beseelung — und die wirkliche arme Seele . . .

Seele . . . was ist das doch? Ein materielles Etwas, gebunden an die vielfach komplizierten minutiösen Windungen unsrer Großhirnhemisphären? Oder etwa im Zwischenhirn stabilierte Materie? Oder ein Luftiges, ein Atem, ein in die Luft lautlos-unsichtbar Verschwindendes? Oder im Herzen Lebendes, Vergehendes? Etwas Undefinierbares, Geheimnisvolles?

Warum dem auf den Grund gehn wollen? Seele — die Gesamtheit psychischer Vorgänge, deren Sitz das Gehirn ist? (Wenn nun einmal definiert werden soll, ganz grob definiert.) Aber was ist damit klarer geworden, was ersichtlicher? Ich glaube: nichts.

Gleichwohl sprechen wir von der Seele, von der Tragödie der Seele. Denn die Tragödie des Lebens ist ja auch die der Seele, weil beide in ewigem Zusammensein wirken. Sprechen wir von ihr, von den vielen, von einer von ihnen. Von der Tragödie eines Tagelöhnerlebens*). Erzählt von ihm selbst, gesehn von keinem Künstler. Mit der Gewandtheit des Vielumhergeworfenen. Mit dem Gefühl für sublime Schönheiten: den „Klingklang des Nachtstundenschlages, vom hohen Turme hereinziehend durch die Gitterfenster" des nachtwindumwehten Kerkers; das „Schielen eines Sternleins zwischen Eisenstäben" hindurch; das leise Treten von Mäusen auf dem nackten Estrich; und das Wesen des Todes, des Sterbens. Und erzählt mit dem tiefen Hassen gegen die Herrschenden, die Mächtigen, die im Tode noch nicht die Gleichheit kennen.

Ein Schülerschicksal: arm und doch ins Gymnasium, mit geflickten Hosen, elend, hungernd; verspöttelt darum. Das tut weh in jungen Jahren. Und daheim die Mutter: betend, weinend, hungernd, nur um ihren Jungen Priester werden zu lassen. Priester, höchstes Ideal der Tausende, die fromm-gläubig in dunkeln Gassen wandeln. Priester — und statt dessen: Qualen der Seele, eine Tragödie des Lebens. Schreiber, Wanderbursch, Fremdenlegionär, Gefangener, preußischer Soldat und Unteroffizier, Auswanderer, Arbeitsloser, Straßenkehrer, Holzschlepper, Obdachloser, Portier, Anstreicher, Kondukteur, Kellner, Maler, Nachtwächter . . . Und endlich wieder Anstreicher. Man durchdenke diese Berufe in ihrer Vielheit, ihrer Verschiedenheit. Man denke, wie vor jedem her der angstvollmatte Schrei nach Arbeit klingt. Arbeit, um des jungen Weibes willen (die als Tochter eines Lehrers und Nichte eines Pfarrers einst auch bessere Tage gesehn hat). Um des Kindes willen, das in ihr reift, das sie heimatlos in dem gelobten Lande durch Gassen und Gärten trägt. Man fühlt sich stark, gesund und sehnt sich nach Arbeit — und irrt tags und nächtens umher mit dem heisern Ruf: Arbeit, Arbeit, Arbeit . . .

Ja, wenn man unethischer wäre, wenn man rücksichtslos wäre, wenn man Morden, Rauben, Stehlen, Lügen, Betrügen nicht scheute! Aber dieser Mann — warum nennt man ihn nicht einen Helden? — ist sittlich im höchsten Grade, ist es immer gewesen, will nur die Wahrheit. Und muß darum leiden. Derweil werden daheim seine ehemaligen Lehrer am abendlichen Stammtisch ihren Skat dreschen und nebenbei von denen reden, die ihr Leben verpfuschten, versumpften, verluderten, untergingen . . . Sie habens ja immer gewußt, daß er nichts taugte! Aber nicht: daß sie ihm nicht Halt gaben, ihm nicht Erzieher waren. Warum? Weil er arm war, weil er Stipendien empfangen sollte, weil er nicht einer aus ihrer Klasse war? Doch was in aller Welt geht sie das Schicksal, die Tragödie eines Lebens an!

Man bezahlt sie, die Herren am abendlichen Stammtisch? Und sie tun ihre Pflicht, die (unbegrenzt nach ihren Höhen) ein jeder ja, wies ihm gut dünkt, begrenzen kann. Dafür dozieren sie gewissenhaft: „Non scholae, sed vitae discimus". Und wissen nichts von den Tragödien des Lebens.

Zwischen den Häusern von Millionären hindurch irrt er, der ehemalige Gymnasiast. Arbeit, Arbeit . . . Für Weib und Kind. Die letzten Dollars trägt er zum Arzt: erst mein Honorar, dann meine Arbeit! Und er steht vor den Leichen seiner beiden Kinder, die sterben müssen, weil der Fluch der Armut auf ihnen ruhte, wie „Hunderte, Tausende andrer Proletarierkinder, die man ruhig sterben läßt, weil ihr Erzeuger

*) Lebenstragödie eines Tagelöhners. Mit Vorwort von Adolf Levenstein. Verlag Eberhard Frowein, Berlin.

die Mittel nicht besitzt, ihr Leben zu erkaufen".

Ob Sterben auch der letzte Akt dieser Lebenstragödie ist? Oder ob noch vorher die Tragödie endet, um ein paar Sonntage dem Sterben vorangehn zu lassen? Der Wille zum Leben ist ja so gewaltig, daß er immer wieder siegt.

Noch ein Wort über das Schicksal dieses Buchs: wäre es ein Roman — als solcher dürfte es aber nie den Reichtum seines Inhalts haben — dann würden nach wenigen Wochen alle „Gebildeten" davon sprechen. So aber ist es eines Tagelöhners Aufzeichnung seines eignen Lebens; eines, der selbst die Tragödie seiner Seele, seines Lebens zu behalten Mut hatte; eines, den wir nicht kennen, wenngleich uns sein Name genannt wird. Und solcher Schicksal ist Vergessen werden.

Und doch: es bleibt ein Lebensbuch „für denkende Menschen". W.

Das Mädchen vom Nil und andre Novellen Von Rudolf Presber. Berlin, Concordia.

So lustig wie andre Presbersche Novellen, über die man nur in Superlativen spricht oder sprechen kann, ist die vorliegende Sammlung nicht, aber sie ist gerade dadurch interessant, daß sie den sinnreichen Erzähler von einer unbekannten Seite zeigt. Zunächst darin, daß er die Entsagung preist. Gerade die erste Geschichte, die der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat, enthält ein Pröbchen von Entsagung: ein Globetrotter, der es ablehnt, ein zwölfjähriges ägyptisches wunderhübsches Mädchen zu kaufen, obgleich der Vater es ihm förmlich mit dem Zwillingsbruder des Mädchens aufdrängt, sondern der die junge exotische Schönheit, nachdem sie einige Tage in seinem Hause geweilt, zurückläßt und mit dem kleinen braunen Sklaven allein nach Europa fährt. Die etwas sentimental angehauchte Geschichte ist sehr hübsch erzählt, und gerade die psychologischen Erwägungen des sonst nicht mit allzu viel Skrupeln behafteten Weltreisenden verdienen besondre Anerkennung. In den Geschichten dieses Bandes erkennt man ferner, wie der muntre Erzähler frischer Lebenszüge sich als einen Anhänger des Uebersinnlichen erweist: in zwei Geschichten spielt die Geisterstimme Verstorbener, ja geradezu ihr Eingreifen in irdische Dinge eine Rolle. In der einen, „Alexei", in der der verstorbne Vater die Pistole des Sohnes entladet, so daß dieser seinen Selbstmordplan nicht ausführen kann; in der andern: „Der Vetter Gideon", wo der verstorbene arme Jude seinen Schwur wahrmacht, er würde noch nach dem Tode seinem schurkischen Vetter einen Schrank abspenstig machen, den dieser als sein Erbe beansprucht. Ich will mit dem Verfasser nicht ins Gericht gehn, ob er solche Sachen glaubt oder den Leser glauben machen will; einen Scherz erlaubt er sich jedenfalls mit solchen Dingen nicht. Ganz humoristisch sind eigentlich nur die beiden letzten Erzählungen. Ungemein ergötzlich ist die Charakteristik der schreckhaften Tante eines Malers, der etwas kann, trotzdem aber nur dazu bestimmt ist, Heiligenbilder beständig zu wiederholen, Kopien eines Gemäldes, durch das er seiner verstorbenen Frau ein Denkmal stiften wollte. Aber nicht nur diese Geschichte, sondern das ganze Buch gewährt eine anregende, wenn auch nur zum Teil belustigende Lektüre.

Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Brahms und Joachim im Briefwechsel

Der immer größer werdenden Brahms-Gemeinde hat der Schluß des vergangnen Jahres noch eine sehr wertvolle Gabe gebracht: den Briefwechsel zwischen Brahms und Joseph Joachim (herausgegeben von Andreas Moser, 2 Bände, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft, Berlin W. 8). Mögen auch manche dieser Briefe nur Mitteilungen über Verabredungen zu Konzerten und ähnliche gleichgültige Angelegenheiten enthalten, so gibt das Gros dieser Briefe nicht nur Kenntnis von einer vierundvierzigjährigen Freundschaft zweier Männer, die in der Musikgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine sehr große Rolle gespielt haben, sondern läßt uns auch einen Einblick in ihr geistiges Schaffen tun. Um freilich diesen Briefwechsel so recht würdigen und genießen zu können, muß man nicht bloß mit dem Leben, sondern auch mit den Werken der beiden Künstler vertraut sein.

An dem Urteil, daß Brahms ein großer Briefschreiber etwa wie Mendelssohn und Wagner nicht gewesen ist, wird man auch nach der Lektüre dieser beiden neuen Bände seines Briefwechsels festhalten müssen. Merkwürdig selten pflegte er auch Joachim Mitteilungen (und dann auch nur kurze) über die Werke zu machen, an denen er grade arbeitete. Waren sie aber fertig, dann sandte er sie dem Freund zur Begutachtung. Oft befolgte er dann dessen Ratschläge, namentlich soweit sie sich auf die Instrumentierung und Formalia bezogen. Aber selbst in dem Geigenkonzert hielt er bei einigen Stellen gegen Joachims Rat an der ursprünglichen Lesart fest. Bereits im Jahre 1864 hatte Joachim den Freund aufgefordert, ein Violinkonzert zu schreiben, aber erst im Jahre 1873 entschloß sich dieser dazu. Wie wir aus dem Briefwechsel erfahren, hatte es ursprünglich vier Sätze; die beiden Mittelsätze ließ Brahms aber fallen und ersetzte sie durch das jetzige Adagio; „natürlich waren es die besten", schreibt er. Als Joachim die ersten Skizzen erhalten hatte, schrieb er: „Ich habe sofort durchgesehn, was Du schicktest, und Du findest hie und da eine Note und Bemerkung zur Aenderung — freilich ohne Partitur läßt sichs nicht genießen. Herauszukriegen ist das meiste — aber ob man mit Behagen alles im heißen Saal spielen wird, möchte ich nicht bejahn, bevor ichs im Fluß mir vorgeführt." Später schrieb hierzu noch Brahms: „Es wäre mir sehr lieb, wenn Du ... mir noch die Solostimme des Konzerts kopieren lassen könntest. Für jeglichen Ossia (gemeint sind damit Vorschläge zu Aenderungen) wäre ich besonders dankbar. Ich wünschte es mit einem weniger guten Geiger, als Du es bist, durchzugehn, da ich fürchte, Du bist nicht dreist und streng genug. Nur durch viel Vorschläge und Aenderungen könntest du mir imponieren!" Im Laufe der Korrespondenz über das Violinkonzert verstieg sich Brahms sogar zu der Frage: „Ist das Stück denn, kurz gesagt, überhaupt gut und praktisch genug, daß man es drucken lassen kann?" Wenn auch dieses Violinkonzert zuerst nicht übermäßig großen Anklang gefunden hat, so gilt es doch schon seit Jahren als dem Beethovenschen ebenbürtig, und es gibt keinen Geiger von Bedeutung, der es nicht auf dem Repertoir hätte.

Außer zu dem Violinkonzert ist Brahms von Joachim, und zwar zu Anfang des Jahres 1875, zum Komponieren und zur Veröffentlichung von Streichquartetten aufgefordert worden. Als op. 1 hatte Brahms ursprünglich auf Schumanns Rat ein Streichquartett in H-Moll veröffentlichen wollen, aber es dann unterlassen. Wohl an zwanzig Quartette hatte er schon geschrieben und immer wieder vernichtet, ehe er sich 1873 zur Herausgabe seiner beiden Quartette op 51, von denen das C-Moll wahrscheinlich schon 1865 fertig gewesen, entschloß; ihnen hat er dann 1875 noch ein drittes, leider das letzte dieser Gattung, folgen lassen.

Wie sorgsam Brahms arbeitete, wie sehr er feilte, erfahren wir auch aus diesen Briefen zur Genüge. So schreibt er 1857 bei Uebersendung seines Klavierkonzerts: „Hier kommt das Rondo zum zweiten Mal: Um dasselbe wie voriges Mal bitte ich, um recht strenges Urteil. Manches ist ganz anders geworden, hoffentlich besser, manches bloß geändert.

Hauptsächlich den Schluß möchte ich besser gemacht haben; er war zu flüchtig und gab nicht, was er wollte. Eine Stelle ist stehn geblieben mit einem Mal an der Stirn. Muß sie entschieden weg? Im ersten Satz habe ich eine von den schwachen Stellen wohl gebessert; bei der ersten gelang mirs nicht so; ich ließ es daher, vielleicht fürs erste. Ich lege beide ersten Sätze noch einmal bei. Du sagst mir vielleicht noch einiges, was ich bessern kann . . . Im Finale sind einige Stellen noch sehr nackt instrumentiert; ich bin noch gar zu unwissend darin und weiß mir wirklich nicht zu helfen." Im Anschluß daran folgen noch einige Spezialfragen.

Dieses D-Moll-Konzert hatte bekanntlich, als es Brahms im Leipziger Gewandhaus 1859 zuerst spielte, gar keinen Erfolg. In dem Briefe, worin Brahms an Joachim schreibt, heißt es: „Dieser Durchfall machte mir übrigens durchaus keinen Eindruck, und das bißchen üble und nüchterne Laune hernach verging, als ich eine D-Dur-Sinfonie von Haydn und die Ruinen von Athen (von Beethoven) hörte. Trotz alledem wird das Konzert noch einmal gefallen, wenn ich seinen Körperbau gebessert haben werde, und ein zweites soll schon anders lauten. Ich glaube, es ist das beste, was einem passieren kann (ein Durchfall nämlich); das zwingt die Gedanken, sich ordentlich zusammenzunehmen, und steigert den Mut. Ich versuche ja erst und tappe noch. Aber das Zischen war doch zu viel."

Joachims oft sehr eingehende Kritik war manchmal ziemlich scharf. So schreibt er über das Klavierquintett, das ursprünglich ein Streichquintett, dann eine Sonate für zwei Klaviere gewesen war (1853): „Ungern gebe ich das Quintett aus den Händen, ohne es dir vorgespielt zu haben. Es wäre das beste, ja das einzige Mittel gewesen, Dir dabei zu nützen. Denn an Einzelheiten schulmeistern mag ich bei einem Werk nicht, das in jeder Zeile Zeugnis von einer fast übermütigen Gestaltungskraft gibt, das durch und durch voll Geist ist. Klangreiz, um es annähernd mit einem Wort zu bezeichnen, ists, was mir dran zum ungetrübten Genuß fehlt. Und ich meine, bei ruhigem Anhören nach einiger Zeit müßte Dir das auch fühlbar werden." Man lese auch die Ausstellungen nach, die Joachim an dem G-Moll-Klavierquartett erhebt, während er sich mit dem A-Dur immer mehr befreundet. Voller Bewunderung ist er auch über das Cis-Moll-Klavierquartett, das später überarbeitet und nach C-Moll transponiert worden ist. Ungemein liebevoll äußert er sich auch über das B-Dur-Sextett, das, wie wir erfahren, ursprünglich einen andern Schlußsatz hatte.

Höchst merkwürdig ist, was Joachim über die dritte Sinfonie von Brahms 1884 schreibt: „Der letzte Satz Deiner Sinfonie wirkt noch mächtig nach, ich fand ihn ebenso tief wie originell in der Konzeption, womit ich nicht sagen will, daß die andern Sätze seiner unwürdig seien; nur mich berührt er am stärksten. Und sonderbar, so wenig ich das Deuteln auf Poesie in der Musik in der Regel liebe, werde ich doch bei dem Stück (und nur bei wenigen andern in dem ganzen Musikbereich geht es mir ebenso) ein bestimmtes poetisches Bild nicht los: Hero und Leander! Ungewollt kommt mir, beim Gedanken an das zweite Thema in C-Dur, der kühne, brave Schwimmer, gehoben die Brust von den Wellen und der mächtigen Leidenschaft, vors Auge, rüstig, heldenhaft ausholend, zum Ziel, trotz der Elemente, die immer wieder anstürmen! Armer Sterblicher, aber wie schön und versöhnend die Apotheose, die Erlösung im Untergang. Ob das weit ab von deinem eignen Empfinden war?" Diese Frage hat Brahms wenigstens schriftlich nicht beantwortet, sicherlich dürfte er Joachims poetische Interpretation nicht geteilt haben.

Wie aber dachte Brahms über *Joachims Kompositionen*, und wie sprach er sich ihm gegenüber darüber aus? Ursprünglich hat er jedenfalls mit größter Hochachtung, wenn nicht mit Bewunderung, zu dem Komponisten Joachim aufgeschaut, der in unnötiger Resignation später auf eignes Schaffen verzichtete, um desto eifriger als Apostel seines Freundes Brahms wirken zu können. So schreibt dieser am 12. September 1854: „Durch die Ueber-

sendung der Ouvertüren hast du uns große Freude gemacht. Ich erhebe mich an der zum Heinrich, Grimm an der Demetrius. Nicht begreifen kann ich, wie du Interesse finden kannst an meinen Sachen, an Variatiönchen und Sonätchen, wie meine!! Ich sehe dich immer lebendig vor mir, wenn ich deine Sachen spiele, tief bewegt, hoch erhoben, als ob Du eben es schaffteſt." An einer andern Stelle spricht Brahms von Joachims herrlicher Heinrich-Ouvertüre. Recht beachtenswert ist, was er im Februar 1855 schreibt: „Es geht mir mit Deinen Werken wie mit Beethoven. Wenn ich eine neue Sinfonie oder Ouvertüre kennen lernte, so erfüllte sie mich ganz und gar. Alles andre war nur Arabeske um das große, schöne Bild. So geht es mir mit Deinen Werken. So ging es mit der Hamlet-, Heinrich- und Demetrius-Ouvertüre, so jetzt mit dem neuen Prächtigen. Wie drängte es mich oft, Dir zu schreiben, wenn ich recht lange ein Werk mit immer größerm Staunen angesehn hatte, doch konnte ich es nicht; ich weiß auch nicht mehr zu sagen, als daß ich alles immer mehr bewundre und liebe. Die volle, warme Liebe ist eigentlich erst eingezogen, nachdem ich lange angestaunt. Die Variationen (op. 10) sind wohl nicht so ganz Dein eigen wie die Ouvertüren. Aber so gewaltig hat wohl noch niemand Beethovens Feder geführt . . . Ich bitte Dich, sieh das gewaltige Crescendo von Deinem op. 1 bis jetzt. Wohin soll denn das? Wohl über alle sieben Himmel hinweg! Ich wünschte, Du wüßtest nur halb, wie mich Deine Sachen erfüllen und mit welcher Liebe und mit welchen Hoffnungen ich an Dich denke." Zehn Jahre später schreibt Brahms: „Wie ist es mit dem G-Dur-Konzert? Ich höre, es soll gedruckt sein oder werden. Ich nahm Deine Ouvertüren mit hierher; und spiele ich sie, namentlich die Hamlet, so bin ich durch und durch erwärmt. Beklagen muß ich immer, daß die andern so manches Jahr ungedruckt lagern, daß Du wohl kaum den Entschluß fassen kannst, sie jetzt herauszugeben. Es wäre doch gut gewesen; ordentlich hätte es hineingeschlagen und Dich selbst und andre emporgetrieben." Es ist bei dem Charakter von Brahms völlig ausgeschlossen, daß diese seine Urteile nicht durchaus ernst gemeint gewesen wären.

Wir erfahren durch diesen Briefwechsel auch, daß Joachim, dessen Quartettspiel ganz besonders hervorragend gewesen ist, auch ein Streichquartett komponiert hat, das freilich, wie so manches andre Werk seiner Feder, unveröffentlicht geblieben ist. Daß er ursprünglich den sehnlichsten Wunsch hatte, als Komponist anerkannt zu werden, hören wir u. a. aus seinem Brief vom 5. September 1854, worin es heißt: „Ich hab viel neue Arbeiten vor — ich sehne mich so sehr nach äußerer Ruhe, um endlich meiner innern, immer fortarbeitenden Unruhe zu genügen! Es ist doch ein göttlich Glück, Musikus zu sein."

Einige feine ästhetische Bemerkungen Joachims dürfen hier auch nicht unerwähnt gelassen werden. So schreibt er 1857: „Was ist Musik s e h n u n d ü b e r M u s i k s c h r e i b e n! Ausgestopfte Vögel in künstlichen Bäumen! Spielen und sehn, Aus- und Einatmen!" Aehnlich äußert er sich einmal: „Was ist Sehn gegen Hören! Der Gruß einer Geliebten statt Blick und Kuß." Nicht minder erwähnenswert erscheint mir die Bemerkung Joachims: „Fleiß kann für den schaffenden Künstler nur darin bestehn, mit stets bereitem Sinn der Aufforderung seines Genius zu folgen, mit Liebe nachzugehn, wo er ihn hinzieht – , und alles andre in solchen Zeiten rücksichtslos aufzuopfern."

Mitteilen möchte ich hier auch die schönen Worte Joachims, mit denen er Brahms von seiner Verlobung in Kenntnis setzt: „Ich bin verlobt, ja, ja, ja, dreimal gesegnetes Wort. Meine Ursi heißt mit ihrem Familiennamen Schneeweiß, ist eine Steyermärkerin und hat eine Altstimme, die man nur zu hören braucht, um von der Tiefe und Reinheit ihres Wesens zu wissen. Und nun erwarte nicht, daß ich Dir vorschwärme von ihrer Lieblichkeit und Schönheit, von ihrer Güte und ihrem Uebermut, von allem, was mich im Ernst und Scherz glückselig macht, von Stunde zu Stunde mehr! Und lasse Dich von den gewöhnlichen Ideen, die leider mit unsrer tiefgesunknen Opernwelt zusammenhängen, nicht beirren, liebster Johannes, wenn du hörst, daß

meine Braut der Bühne angehört seit ihrem sechzehnten Jahr (jetzt ist sie 23). Du wirst nichts davon merken, so einfach und rein ist ihr Sinn, ihre Erscheinung geblieben. Ich bin unaussprechlich glücklich."

So manches wissen diese beiden Bände Briefwechsel noch zu erzählen, was weitere Kreise interessiert, so z. B. von Brahmsens Bildungstrieb und Wohltätigkeitssinn, von seinem und Joachims Verhältnis zu Liszt, auch von der sonst kaum bekannten Tatsache, daß Berlioz die ersten Kompositionen Brahms, die er in Leipzig hörte, unendlich warm und herzlich belobt hat, aber ich fürchte, wenn ich gar zu viel mitteile, daß dann die Briefe selbst vielleicht zu wenig gelesen werden. So will ich denn schließen mit dem herrlichen Ausspruch, den Brahms über Schumann an Joachim im September 1853 richtet: „Was soll ich Dir über Schumann schreiben? Soll ich in Lobpreisungen seines Genies und seines Charakters ausbrechen, oder soll ich wehklagen, daß die Menschen wieder die große Sünde tun, einen guten Menschen und großen Künstler so vielfach verkennen und so wenig zu verehren? Und ich selbst, wie lange beging ich diese Sünde! Erst seit meinem Wegsein aus Hamburg und besonders während meines Aufenthalts in Mehlem lernte ich Schumanns Werke kennen und verehren. Ich möchte bei ihm Abbitte tun."

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Aphorismen

Aus einem jetzt neu vorliegenden Bändchen „Aphorismen" des Bonner Privatgelehrten Dr. E. Kalisch (soeben in Bonn bei Carl Georgi erschienen) haben wir im ersten Augustheft von „Nord und Süd" ein paar gute Proben gebracht. Auch diese Aphorismen verzichten gelegentlich zu Gunsten des Witzes auf die Pflicht zur Wahrhaftigkeit. Wie hübsch sieht z. B. ein Aphorismus aus: Nur in der Theorie ist die gerade Linie der kürzeste Weg! Aber hat sich der Autor dabei auch mehr gedacht, als unsre modernen Lyriker, die glauben, mit glitzernden Worten große Gedanken gemacht zu haben, wie viele Menschen der Ansicht sind, Kleider machen Leute? Kalischer belehrt sie eines klügern und tiefern: „Ja wohl!" — schreibt er — „Kleider machen Leute, aber nicht — Menschen."

Bei manchem Schönheitsfehler, den diese Aphorismensammlung aufweist, ist sie doch der allerbesten eine, die in den letzten Jahren auf den Markt kamen. Was ich mir an ihnen besonders lobe, ist die gesunde Bejahung alles Seins, ist die Anerkennung manches wahrhaft Großen, ist der sittliche Ernst und der gesunde Menschenverstand, der in Aphorismen neben Seilkunststückchen kaum je noch zur Geltung kommt. Ein deutscher Dichter sprach einmal die für alle ohnmächtigen Menschen, für alle Schmierfinke tröstlichen Worte: Vor seinem Kammerdiener ist ein Napoleon kein großer Mann. Kalischer sagt: „Die größten Männer bleiben es selbst für ihre Kammerdiener!" Man merkt zunächst gar nicht, daß diese Auffassung eigentlich strenger ist als die Kritik Heines. Heine denkt: Menschen, die dich nicht genau kennen, mögen dich für einen Großen halten! Fremde Leute magst du betrügen. Dein Kammerdiener kennt deine Schwächen besser. Kalischer denkt: Man kann ein wahrhaft großer Mann sein, ohne dem Kammerdiener seine schmutzige Wäsche zu zeigen.

Gewiß ist der folgende Aphorismus geistreich, aber kein Mensch wird bestreiten, daß er auch den Kern der Sache trifft: Friedrich Delitzsch will die Sünden der Enkel an den Großvätern rächen! Nicht minder treffend ist die Sentenz: „Wer nie allein ist, muß oberflächlich werden." Ebenso: „Der Witz ist ein Sohn des Alterns" . . . Wenn es heutzutage so viele junge Witzbolde gibt, so kommt das eben daher, weil

die Jugend jetzt schnell altert. Es gibt Greise von 25 Jahren.

Nicht minder prägnant sind die Aeußerungen: Seit zweitausend Jahren leben die Juden unter den Christen, und noch kennen diese sie nicht. Ferner: Nur ein nahes Ziel kannst du im Sturmschritt erreichen!

Nicht übel gesagt ist dieses: Wie mancher potente Gedanke ist um des Systems willen kastriert worden!

Gute politische Einsicht verrät der Satz: Religion und Staat können nur getrennt von einander gut miteinander leben.

Zur Ausdauer mahnt die Lehre: Wer für unerfüllte Versprechungen Dank erwartet, gleicht dem Ackersmann, der vom bloßen Pflügen seines Feldes eine Ernte erhofft.

Menschenkenntnis ohne Menschenverachtung redet aus den Wendungen: Die Durchschnittsmenschenliebe gönnt dem Nächsten genau so viel, daß er sein nacktes Leben fristen kann. Ferner: Mancher hält seine Grundsätze unerschütterlich fest, bis er sie betätigen soll.

Dr. Kalischer ist gewiß ein vortrefflicher Mann — wenn der alte Aphorismus recht hat, daß der Stil der Mensch ist.

Fr.

Dorchen,

die Geschichte einer jungen Dame von heute. Von Viktor v. Kohlenegg. Berlin, F. Fontane & Co.

Ich muß gestehn, daß mich Fräulein Dorchen Weigang, Berlin O., Weberstraße absolut nicht interessiert, obgleich ich sie durch 383 Seiten aufmerksam begleitet habe. Dies liegt weniger an mir, noch an besagtem sehr hübschem Fräulein, sondern an dem Verfasser des Buchs. Denn es ist ihm nicht gelungen, die innere psychologische Entwicklung des Mädchens klar zu machen. Die junge Dame, deren Eltern ihren frühern Wohlstand verloren haben und sehr knapp zu leben gezwungen sind, muß sich selbst ihren Unterhalt verdienen, ist aber zu unlustig und zu faul, etwas ernstlich zu ergreifen, und zu stolz, sich in den Willen oder die Launen andrer zu fügen. Wollte der Verfasser zeigen, daß solche Mädchen, wenn auch arm, doch die größten Ansprüche machen, daß sie sinnlich oder mindestens begehrlich, aber zu klug sind, den Weg des Lasters zu beschreiten? Das sind keine besonders neuen Wahrheiten, und sollten sie noch einmal vorgetragen werden, so hätte dies in mehr künstlerischer Weise geschehn müssen. Und auch die andern Typen: die Portiersleute mit einer gleichfalls hübschen Tochter, die weit resoluter zu Werke geht, sich aber schließlich mit einer Abfindung begnügen muß, ferner reiche Fabrikanten, Falkenbergs, deren Tochter Irene ein Mischmasch von Weltdame, schwärmerischen Backfisch und Heiratskandidatin ist, sind so abgebraucht, so unoriginell, daß es wirklich kaum nötig war, sie in einer neuen Auflage dem Publikum vorzusetzen. Oder soll vielleicht das ganze Buch eine Verteidigung des Offizierstandes sein, aus dem zwei Prachtgestalten vorgeführt werden, mit allen äußern und innern Vorzügen ausgestattet, die von sämtlichen jungen Mädchen begehrt, hofiert und schließlich doch nicht geheiratet werden? Gewiß gibt es solche Offziere; sie aber werden mit einem Fräulein Dorchen in ganz andrer Weise fertig.

Prof. Dr. L. G.

Martin Boelitz. Ausgewählte Gedichte. Mit einem Bildnis des Dichters von Ludwig Kühn. Verlag Fritz Eckart, Leipzig.

Dem Beispiel vieler moderner Dichter folgend, die „ihrem Tode vorgreifen", hat nun auch Martin Boelitz eine Auslese seiner Gedichte aus vier Bänden zu einem Bande von 136 Seiten vereinigt. Daß gerade ein Dichter das beste Urteil über seine Werke habe, läßt sich wohl bezweifeln; er sucht unter den Liedern seine Lieblinge hervor, überschätzt die geringern und unterschätzt die bessern, wählt und ver-

' -1 U»
,.-- - 7»
- „» *
- 1 1-.
.,., ,» „
x.. ,. 1 »
, m1- .1 1
. p . -'>_.'*.z-
. -' .z »*».,»
.._.. .. , . z' ,-
5 i i | Z. i." . . 1!
pet-swf mit' Mot-geb
Deuffche HalbmonafSjZhrifi
SWV-Beben WRWWW *C*
4C
,- t .)
N s-
W
Hundertvierunddreißigfter Band
34. Jahrgang: 1910: Juli-September
MGWW

Inhalt des 134. Bandes:

Juli/Auguft/September 1910

Der Sieg Wilhelms ll. über die Tripleentente
Mitteilungen eines hohen Diplomaten
Das Leben Eduards till., diefes eigenartigen und bedeutenden
Mannes hat fich in den fchroffften Widerfpriichen entwickelt,
Die Popularität diefes Königs ftand bei feinem Tode auf dem
Zenith und gleichwohl hat er felbft den Höhepunkt feines die Erde
umfpannenden Reiches wie des eignen Ruhmes überlebt]
Als die Vrinzeffin Viktoria geboren wurde die fpäter den Kron-
prinzen von Vreußen und des Deutfchen Reiches und nachmaligen
Kaifer Friedrich heiratete und die Mutter Wilhelms tl. wurdex wandte
fich die Königin Viktoria zärtlich zu ihrem Gatten- dem Vrinz-Gemahl
Albert von Sachfen-Koburg und fragte ihn: „Sind Sie mit mir zu-
frieden?“ - Jay antwortete der Zlirinz-Gemnhlx aber die Nation wird
enttäufcht fein, - „O, der nä-*hfte wird ein Knabe“ - rief die Königin
lächelnd aus, Das Verfprechen wurde gehalten. Ehe ein Jahr ver-
ging _ am 9. November 1841 - brachte die Königin einen Knaben
zur Welt. Das frohe Ereignis obwohl mit Sehnfucht erwartet, trat
etwas zu friih einf und die Vorkehrungen der ftrengen Etikette mußten
Hals iiber Kopf getroffen werden. Man hatte vergeffenz den Erzbifchof
von Canterbury und die Minifter rufen zu laffenz die verfaffungs-
gemäß das Gefchlecht des Kindes feftzuftellen hatten. Die Kgl. Wöch-
nerin erinnerte fich zuerft daran- daß diefe ftrengen Formalitäten zu
Ein hochgeftellter italienifcher Diplomat, der in Paris mit dem damaligen Prinzen
von Wales intim verkehrt hatt ftellt uns diefen Auffaß zur Verfügung. Er enthält
vieles, was nur wenigen bewußt ift. Wer den Auffaß lieftf wird oerftehnf daß der
Autor Gründe hat, feinen Namen nicht offen zu nennen. So gerecht darf ein italienifcher
Diplomat gegen die beiden feinem Lande oerbündeten Staaten Mitteleuropas öffentlich
nicht fein, ohne verbrannt zu werden.

erfüllen feien. Während die Dienerfchaft fich auf die Jagd nach den
höchften Würdenträgern des Staates machte betrat der Herzog von
Wellington der Sieger von Waterloo. den Valaft als erfter und herrfchte
gebieterifch die Anime um Auskunft an- ob das neu geborene Kind
richtig ein Knabe fei. Auf das laute „Ja“ nahm der „eiferne Herzog“
den Kleinen ins Tragkiffen und machte, außer fich vor Freude ein paar
Luftfprjiugc. foweit es feine alten Beine geftatteten. Troß diefer mili-
tärifchen Begrüßung auf der Schwelle des Lebens follte Albert Eduard
niemals im fpiitern Leben tnilitärifche Neigungen an den Tag legen:
es war dem Prinzen von Wales und fpiitern König Eduard i/ll. ein
Kreuz und Leiden- fo oft er eine Uniform anlegen mußte. Den erften
Erftickungsanfall- Cougeftion der Lungen bei leichtem Bronchialkatarrh.
erlitt König Eduard l/ll. im Februar 1909 in Berlin als er in der
Uniform feines Regiments - l. Gardedragoner - an der Offiziers-
tafel teilnahm.
Vrinz Albert Eduard wurde in der St. Georgs-Kapelle zu
Windfor am 25. Januar 1842 getauft mit richtigem Jordanwaffer.
Als Weihbrunneu ift das Taufbecken aus maffivem Golde benußt worden,
das unter den Kronjuwelen im Tower aufbewahrt wird. König Friedrich
Wilhelm 11/. von Vreußen- der fpäter im Wahnfinn ftarb- und die
Herzogin von Kent aniteten als Vaten. Die Wahl des Vreußenköuigs
feßte in der politifchen Welt ein allgemeines Kopffchiitteln ab. Ju
Frankreich in Rußland und in Oefterreich wollte man in d'er Wahl
diefes Vaten einen gefährlichen politifchen Anfchlag erblicken. Die
Verdächtigungen und Volemiken wurden heftig bis die „Times“ mit-
teilten- daß die Taufe einen ftreng religiöfen Akt vorftelle. Darauf
jedoch feßte erft recht der Streit ein; es erhob fich diesfeits und jenfeits
des Kanals ein heftiges Religiousgefpräch. Die Kreife der anglikanifchen
Hochkirche befchuldigten die Königin und den Vrinz-Gemahh daß fie
die anglikanifche Kirche deutfch machen und zum Luthertum überführen
wollten. während die Orthodoxen in Berlin fich dariiber erboften„ daß
der romantifche König die weihevollen Formen des anglikanifchen Ritus
nach Preußen verpflanzen wolle. Der Täufling aber machte dem Jordan-
waffer wenig Ehre. Das luftige Leben. das fpäter der Vrinz von
Wales führte- gaben einem englifchen Vhilofophen zu Neujahr 1901
Anlaß- folgende Rechnung aufzumachen: Sechzig Jahre lang ift im
allgemeinen K'irchengebet der Himmel aus fiinf Erdteileu für Englands
Thronfolger angefleht worden- tut insgefamt einhundert Millionen

Gebete. Dafür daß das Gebet nichts helfe„ fei der Vrinz von Wales
die lebendige Vrobe. An [feinem lebten Lebenstag hat denn auch
König Eduard Kill. den Troft des Erzbifchofs von Canterbury zurück-
gewiefen; diefem höchften Würdenträger ‚der Hochkirche wurde die Er-
laubnisr das Krankenzimmer zu betreten- nicht erteilt.
Die erfte Erziehung genoß der kleiner kerngefunde- aber ein wenig
furchtfame [Knabe von Lady Littleton, der Schwägerin des großen
Staatsmanns W. E. Gladftonex einer hochgebildetem aufgeklärten und
von jedem Vorurteil freien Dame, So oft fich fpäter das britifche
Volk über die Streiche und Skandale ihres Kronprinzen ärgerte- „eve
Great 01a man“ wußte fiir feinen Sehiißling immer Worte der Ent-
fchuldigung zu finden oder doch „mildernde Umftände‟ herauszufchlagen,
Sein Vater und Tr, Stockmar wollten aus dem Thronfolger einen
Gelehrten machen; er aber bildete fich zum Sportsman aus: im Foot-
ball und Eriket und Tennis und Eislauf war er fchon als Jüngling
Meifterh fpäter wurde er ein vortrefflicher Schjiße und Jägerh Meifter-
fahrer mit vielem felbft zwölf und fechzehn Vferdenh ficherer Führer
feiner Yachtboote und noch als Sechziger ein verwegener und kaltbljitiger
' Lenker des Automobils; fein Marftall enthielt Vferde erlefenfter Zuchh
und der König gewann bei zahllofen Rennen. Seine leßte Freude am
leßten Lebenstag bildete die Nachricht daß ein junges Lieblingspferd
Witch of' ene sie, das Rennen im Kempten Vark gewonnen hatte.
Die erfte Sprache die der Knabe von feinem Vater lernte- war
des Deutfche. Diefes ftarke Jdioin beeinflußte die Ausfprache des
Englifchen fo ftark- daß König Eduard bis in fein hohes Alter von
den Vuriften der Sprache Shakefpeares getadelt wurde.
Anno 1860 begann der Zwanzigjährige feine Rolle als „Gefchäfs-
reifender in LogalismMß fchon im Jahre 1855 hatte er die Varifer
Weltausftelluug befucht und war anno 1859 von Vapft Vi1isi)(. mit
höchften Ehren empfangen worden. Das Jahr darauf ging der Vrinz
von Wales nach Canada und gewann fich aller Herzen als der un-
ermüdlichfte Tänzer; er tanzte nicht nur mit den Frauen und Töchtern
der höchften englifchen Kolonialbeamten- fondern auch mit den Schönen
der Stockfifchfänger und Ackerbauern. Jn Quebec tanzte er fo lange-
bis er mit feiner Tänzerin zu Boden fiel. Bei diefer Reife empfing
er viele taufend Verfonen- zeigte fich gegen Jedermann luftig und
wißig und entzückte den alten Blondin- der damals auf feinem Seil
über die Niagarrafälle fpazierteh derart- daß der Alte ihm den Vorfchlag

machte mit dem Thronerben Großbritanniens auf dem Rücken mit
Teufelsfpriingen iiber das Seil zu laufen. Der Einladung des Brä-
fidenten James Buchonam nach den Vereinigten Staaten zu kommen,
leiftete der Vrinz Folge, nahm aber bei Ueberfchreitung der Grenze
den Namen eines Barons Renfrew an, Daß der englifche Vrinz als-
bald dem Grabe George Wafhingtons einen langen Befuch abfiattete
und diefem erbittertften Feinde Old Englands diefe Ehre erwies- rührte
den Vatriotismus der Amerikaner, „Wollte der Vrinz fich heute um
die Vräfidentfchaft bewerben“ - fo fchrieb damals der Herzog von
Newcaftle“ - „fo wiirde er mit kolloffaler Mehrheit erwählt.“ Der
Tod feines Vaters Albert ging dem Vrinzen fo naher daß ihm anno
1862 eine Reife nach Egypten und dem Heiligen Lande verordnet
wurde. Nach feiner Rückkehr nach England verkündigte die „London
Gazette‟ feine Verlobung mit der Vrinzeffin Alexandra von Dänemark-
die der Vrinz zum erftenmal im Dom von Worms gefehn hatte, Die
Königin Viktoria hatte ihrerfeits die Verbindung mit einer preußifchen
Vrinzeffin gewünfcht. Zufammen mit der Gemahlin führte anno 1875
der Vrinz feine längfte und wichtigfte Reife aus - durch das weite
Indien; das Vaar brachte die Traglaft eines Ozeandampfers mit nach
Haufe beftehend aus deu wunderbarften und reichften Gefchenken der .
indifchen Rajah. Von diefer Zeit an wurde der Vrinz von Wales
der Repräfentant feiner Mntten der ewigen Witwe- die in vierzig
Jahren den langen Trauerfchleier nicht ablegte und ihre Schlöffer nur
dann verließx wenn fie fich mit einem kleinen Gefolge nach Cannes
oder Florenz begab. Der wirkliche Hof war nach Marlborough'Houfe
oder Sandhingram ausgewandeit; dort traf fich der alte Landadel mit
den fchwerreichen Vertretern der Jnduftrie und der Börfe. Schon
damals galt der Vrinz von Wales als „arviier eleganijaram“, Schöpfer
der modernften männlichen Bekleidung wiihrend die Königin Alexandra
als die höchfte Vornehmheit die fchlichte Einfachheit im Schnitt guter
Stoffe als Kanon fiir die weibliche Bekleidung Englands aufbrachte
und im Kampf gegen Varis fiegreich durchführte,
Am 22. Januar 1901 war; 82 Jahre altx die Königin Viktoria
geftorben in Feindfchaft mit ihrem Sohne- den fie zu Gunften ihrer
jüngften Tochter Beatrice von Battenberg enterbt hatte. Die Bevölke-
rung betrachtetete nach dem langen und glorreichen Regiment der
Kaiferin von Jndiem Herrin von Ehpern- Eghten und Ganz-Südafrika-
den neuen König mit tiefem Mißtrauen, Das war natiirlich. Bei

feinem langen Aufenthalt in Varis hatte fich der Vrinz als Held
bedenklicher Liebesabenteuer gezeigt und oft wilde Skandalgefchichten
verurfacht: der franzöfifche Champagner hatte es ihm angetan-
und dazu gefellte fich die unbezähmbare Leidenfchaft für das Spiel und
die fchwere Havannazigarre. Die fchlimme Gefellfchafh in die fich
einmal fogar ein notorifcher Falfchfpieler eingefchlichem fiihrte den
Vrinzen als Zeugen in den Gerichtsfaal- wobei der Richter es an einer
mit englifcher Würde und Strenge vorgetragenen Strafpredigt nicht
fehlen ließ. Die koloffale Schuldenlafh fdie auf feinem pflichtgemäßen
Erbteil laftete, ließ befürchtem daß der neue König den Skeptizismus
und aufgeknöpften Leichtfinn des „Boulevardbnnnnlers“ in das von
tiefem Schweigen umgebene Arbeitsgebiet der königlichen Gefchäfte
tragen werde, Aber die gefamte Nation wurde angenehm enttäufcht:
aus dem luftigen Prinzen Heinz war iiber Nacht ein fehr einfter König
geworden- der am Tage feiner Thronbefteigung den Sportausdruck
gebrauchte: „l »ein plaz- ine garne", und der dafiir in feiner Sterbe-
ftunde fagen durfte: „Ich habe meine Vflicht getan.“
Vald zeigte fich diefer König als unermüdlichen Arbeiter; voll Takt
und hoher diplomatifcher Gewandtheit- als Menfchenkenner mit durch-
dringendcm Blick; weder Vigotterie noch Gottesgnadentnm vetfchleierte
feinen Blick. Diefer Monarch ohne Feudalität und und Hermelin erwies
fich von mufterhafter Verfaffungstrene befeelt- ein grundgefcheiter moderner
Menfch- der erfte Gentleman in der Vertretung feines Volkes nach außen
und fo klug und derfchwiegen im Verkehr mit Seinesgleichen- daß
diefer König oft der Ratgeber feiner Ratgeber der verantwortlichen
Minifter- werden konnte. So hat Eduard Uli. in den neun Jahren
feiner Regierung dem monarchifchen Gedanken im britifchen Weltreich
neue Anhänger zu werben verfianden. Schon in der Wahl feines
Königsilamens zeigte er die nationale Richtungslinie feiner Volitik:
Albert l. hätte an den Teutfchen Koburger erinnert Eduard i/ll. ge-
mahnte Alt-England an den Märtyrer und Vekenner und an die iibrigen
fechs die für die großbritannifche Einheit und die Sicherung der Refor-
mation fich beforgt hatten. In jenen Januartagen des Jahres 1901
ftand es mit der Gefundheit des Königs ganz fchlimm. Die krankhafte
Dicke und die heftigen Gefichtsfchmerzem die Schlaflofigkeit und völlige
Ermattung des Königs verfchnldeten die zweimalige Verfchiebung der
feierlichen Krönung. Die vorgenommene Vlinddarmoperation erwies
fich als äußerft gefährlich; denn fie war tatf'cichlich *in [enter Stunde

vorgenommen worden und verurfachte darum eine lange und fchmerzens-
reiche Zeit der Rekonvaleszenz. Tann aber begann König Eduard All,
fofort feine Arbeit mit anfangs ftaunenswerten Erfolgen.
England hatte nach unermefzlichen Opfern und Mühen den Burea-
krieg gewonnem dabei jedoch fein militärifches Vreftige verloren: es
fühlte die Antipathien der gefamten gcfitteten Welt gegen fich gerichtet,
Rußland eroberte gleichzeitig die Mandfchureh iiberfchritt die Grenzen
von Afghaniftan und drohte von Vainir- dem „Tach der Welt“ aus,
nach Kafchmir hinab zu fieigen. um die englifihe Macht in Indien zu
faffen, Frankreich verftand es. ein riefiges Kolonialreich in Afrika auf-
zurichten- ohne fich viel um die großbritannifchen Rechte auf das
Hinterland feiner afrikanifchen Kolonien zu kümmern. Nur in dem
einen Fall- als König Leopold von Belgien nach feinen Unterrednngen
mit dem Vräfidenten Felix Faure, mit dem Minifterpräfidenten Ribot-
dem Minifter des Auswärtigen Gabriel Hanotaiix und dem Kolonial-
minifter Lebon im September 1895 die franzöfifchen Afrikareifenden
Dhamis, Marchand nnd De Vouchamps anf den Berg der falfchen
Verheißungen von Fafchoda gefiihrt hattef um durch die Rothofen vom
Oberlauf des Nils aus Egypten zu hedrohnx - erhob Lord Salis-
burn drohend die Fauft. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika
hatten dic Monroe-Doktrin vom Cap Columbia bis Cap Horn aus-
gedehnt in offener Feindfeligkeit gegen alle Befitzungen europäifcher
Staaten auf „ihrem“ Kontinent. Das Deutfihe Reich endlich beftritt
mit Erfolg anf den Gebieten des Handels und der Jndnftrie die britifche
Überlegenheit.
Emile Laurence. ehedem Minifter der Auswärtigen Angelegen-
heiten Frankreicha hat ein Buch gefchrieben iiber „Das erobernde
Frankreich“ worin er nachweift. wie König Eduard i/ll. mit
macchiavelliftifcher Kauft es verftanden hate fein Reich aus allen Fähr-
lichkeiten zu rettenx indem er die alten Zwifte zwifchen Teutfchland und
Frankreich wachrieß die franzöfifche Diplomatie in das Wefpenneft von
Marokko trieb und gleichzeitig durch Japan den Verbündeten Frank-
reichs das Ruffenreich- mit folchem Erfolge fchwächen ließ- daß Ruß-
land auf lange Zeit aus dem europäifchen Konzert ausgefchaltet wurde.
Richtig ift- daß König Eduard Kill. den großen Umfchwung in der
englifchen Anslandspolitik herbeifiihrte; Lord Gofchen- der Leipziger
Buchhändlersfohm hatte von „Zplenaja i50latj0n“ mit Stolz geredet.
König Eduard i/ll, bernhigte Onkel Jonathan. indem er ihm den Va-

namakanal überließ und perfönlich Alles daran fetztef um Großbritannien
durch ein Neßwerk von Freundfchaftem Ententesf Viindniffen und
Heiraten zu fichern. Als perfönlichftes Werk gilt das herzliche Ein-
vernehmen mit Frankreich das erneute Bündnis mit Japanf der englifch-
franzöfifche Vertrag iiber das Mittelmeerf die intime Freundfchaft mit
König Viktor Emanuel lil, von Italien; (nach dem Vortrag des Herzogs
der Abruzzen in London nannte König Eduard i/ll. das italienifche
Volk „die uns befreundete und verbändete Nation“)f - die Abgrenzung
des Handelseinfluffes in Verfienf die Abmachungen mit Rußland wegen
Tibetz Afghaniftan, Verfien und die europäifche Türkei. Das
alles gefchah geräufchlos und vornehm- durch ftreng konftitutionellesz
unmilitärifches- redenlofes Auftreten und Vefuchen der fremden Souve-
räne. Obendrein gab König Eduard Vl'. feine jüngfte Tochter den
Norwegern zur Königin und feine Nichte als fefte Stöße dem Schwäch-
ling auf Spaniens Thron. Vortugal aber ift fchon feit Jahren ein
Vafall Großbritanniens und der englifche Einfluß auf die Jungtürken
in Konftantinopel gilt als allmächtigf obwohl gleichzeitig England Alles
tut. um Arabien in feinen Befiß zu bekommen und fich damit eine
Landbriicke von Egypten nach Indien zu fichern.
Als Meifterwcrk endlich darf die Volitik geltenf die durch Verleihung
größerer Freiheiten und militärifcher Selbftverwalturg die unzufrieden
*gewordenen Kolonien fefter an die Mutterinfel zu fetten verftand. -
Die Haltung König Eduards i/ll. gegen das Tentfche Reich ift
oft verkannt worden; der „Onkel“ galt als Ränkefchmied der nach
fchlauer Einkreifung Deutfchland durch einen Völkerkrieg vernichten wollte.
Tiefer Verdacht ift plump zu fchelten. Das Deutfche Reich hat die
zum Bündnis borgeftreckte Hand von Joe Ehamberlain zuriictgewiefem
weil diefe Hand durch ehrlofe Geldgefchäfte und unfchuldig Blut fchmußig
geworden war. Was König Eduard All. fich zum Ziel feßtex heißt anders
als Krieg: Das Deutfche Reichfollte wirtfchaftlich eingefchniirt werden;
es follten den Rüftungen Deutfchlands zur See enge Schranken gefeht
werden; es follte das Viinzip der Offenen Tür als Zutritt zu allen
Märkten der Erde tatfächlich abgefchafft werdem um dadurch dem un-
liebfamen Wettbewerber die Mittel zu feiner großen Expanfionspolitik
zu rauben und damit die handelspolitifche nnd induftrielle Konkurrenz
Deutfchlands auf dem Weltmarkt zu eliminiren.
Dank der Elaftizität der englifchen Verfaffung brachte die Verfon
des Königs die einheitliche und große Linie in die Auslandspolitik;

denn der König bliebz während auf den konfervativen Marquis of
Landsdown der liberale Sir Edward Grey folgte; auf allen diplomatifchen
Reifen König Eduards i/ll. wurde demonftrativ als minifterielles
Kleidungsftück Sir Charles Hardinge gezeigt.
Die liberalen Minifter haben mit ihren Vorfchliigen auf Begrenzung
der Rüftungen zur Herbeiführung des goldenen Zeitalters vom
Ewigen Frieden ein klägliches Fiasko erlitten.
Die diplomatifche Gefchicklichkeit König Eduards in feinem per-
fönlichen Duell mit Kaifer Wilhelm ll. in allen Ehren; aber es kam
doch dcr Tag, an dem der fchweigfam gewordene Leiter der deutfchen
Volitik den lieben Oheim nach allen Regeln der Schachkunft „matti“
feßte. Genau an dem Tage- als das diplomatifche Spiel fich in den
Ernft des Knieges zu verwandeln drohte, mußte König Eduard Wil. fich
als befiegt bekennen. Es handelte fich um die Einverleibung Bosniens
und der Herzegowina durch Oefterreich. Serbien und Montenegro zeigten
fich bereit- zu den Waffen zu greifen. Italien ftand grollend bei Seite.
Da fah König Eduard All. mit Schrecken daß er mit feinen Kiinften
Oefterreich in eine heillofe Verlegenheit gebracht hatte. Ganz Europa
ftand gegen die Verleßerin des Berliner Vertrages: aber Kaifer Wihelm ll.
erkanntez daß der Streich in Wahrheit gegen das Deutfche Reich und
erft in zweiter Linie gegen die verbündete habsburgifche Monarchie
gerichtet war. daß der Oheim jeßt die Frucht feiner diplomatifchen Mühen
einheimfen und auch den leßten Verbündeten Oefterreich. vom Deutfchen
Reiche abfprengen wollte. In blißfchneller Entfcheidung ergriff Kaifer
Wilhelm ll. zur Befchwörung der Gefahr ein uufehlbares Mittel. Der
deutfche Botfchafter Graf Vourtales erklärte in direktem Auftrag dem
Zaren daß Oefterreich nach Ablauf einer Woche den Krieg beginnen
werde und auf Deutfchland als feinen Verbündeten zählen könnez falls
nicht die feierliche Anerkennung der Einverleibung erfolge. Tags darauf
wußte die Weltx daß die Triple-Entente die Einverleibung Bosniens
und der Herzegowina rund und nett anerkannt hatte; denn Rußland-
Frankreich und England zeigten fich abfolut außerftande- mit dem
Deutfchen Reiche und Oefterreich-llngarn einen Waffentanz zu wagen,
obwohl Serbien und Montenegro drohten.
Mit dem Tode Eduards &71]. ift der Triple-Erneute ihr erfolgreicher
Diplomat abhanden gekommen, Ein Zittern ging um die Mitternacht des
6. und 7. Mai durch die Welt. Kaifer Wilhelm llz der in fchweren Zeit-
läuften den Frieden aufrecht erhalten hat- wird als Lenker eines großen

arbeitsfamenz einigen und kühnen Volkes gradweife das leitende Zentrum
der internationalen Beziehungen Europas von London nach Berlin
zuriickholen. Die überaus vorfichtige Redeweife des Minifters Marchefe
Antonio Di San Giuliamo in Rom in feinem Nachruf auf Eduard i/il.
als Freund Italiens läßt deutlich erkennenx mit welcher Senfibilität
die Söhne Macchiaveilis das Schwanken und Neueinftellen der politifchen
Magnetnadel verfolgeny und wie fie fichheute fchon auf die ftrenge Vofition
„Berlin“ einzurichten berftehn,

Vaul Lothringen

Von Bildhauer- und Malerfkizzen

Der Snobismus fordert ftets nachdrücklichft den Konnex mit der Mode.
Und Snobismus heißt noch immer Majoritcit. Und Maforität Kapital.
Die Begriffe Kapital und Kunft bilden eine unauflösliche Affoziation.
Womit die kaufale Kette* die man auch einen oircnlus njiiaßne nennen
könntef gefchloffen erfcheint. Die Mode aber fteht im Zeichen der Jntimität.
Nach dem Heroenkulius des 19. Jahrhunderts entwickelte fich die Schlag-
wortkonjunktur des menfchiichen Nähertretens: der pfhchologifchen Biographier
der Briefe und Memoirenliteratur. des Sezierens bei lebendigem Leib.
Die Quellenforfchung mußte ihren bis dahin unangefochtenen Siß mit einer
neuen Teäznik teilenf die man am beften mit dem Titel „verwiffenfmaftliehtes
Interview“ bezeichnen könnte. Und man ging radikal zu Werke. Unter-
warf nicht nur die Toten und längft Begrabenen einer neuen Sektion.
Um ein treffendes Beifpiel zu findenx erinnere ich daran- daß vor wenigen
Wochen ein Goethebuch eines bekannten deutfchen Forfchers erfchien. in dem
Goethes Beziehungen zu cFrau von Stein - der beliebte Differtations-
tummelplaß - in ein neues Licht gerückt wurden. Wahrfcheinlichr um
einem allgemeinen Bedürfnis abzuhelfen. Der Autor hielt es dabei für
angemeffen. ihr „Vor-gehn gegen Dichterfürften“ mit bewunderungswürdigem
Mut fo objektiv zu fchilderm daß wohl alle Vhantafielegenden. nach denen
wir uns ihr Bild zu machen pflegtenr als endgültig widerlegt zu betrachten
find. Sie ift gerichtet. rufen wir in feltener Uebereinftimmung mit dem
Aufklärer. der uns in verftreuten Berlen - „wie überflüffig erfcheinen uns
Gerhart Hauptmanns Luftfpiele" - fchon manches Koftbare bot. Gut. Man
läßt Tote nicht ruhn. Aber man tut mehr. Man durchwühlt auch die
Werkftätten von Lebenden. Drängt fich in ihr - das Wort läßt fich
nicht vermeiden - Seelenleben ein. Analhfiert nicht nur die geborenen
Gedanken- fondern öffnet ihnen gewaltfain den Leib. um auch das Un-
geborene bekritteln. betaften zu können oder ihm wenigftens mit angemaßter
Sehergabe den Weg zu weifen. „Chantecler“ hatte feine langatmige Ge-

fchichtet ehe daa Werk noch vollendet war. Mancher wird vorahnend ge-
wertet- ehe er noch felbft von einer Miffion etwas weiß. Und dreijährige
Kinder geben abendfüllende Konzerte.
Den vielen Schattenfeiten diefes Betriebs- der in der Haft nur ein
verächtliches Nafenrümpfen hatt halten die wenigen Lichtpunkte kaum die
Wage. Von einem von ihnen foll hier die Rede fein. Die Skizze ftellt
wohl das perfönlichfte- intimfte Werk des Künfllers dar, Und die Skizze

r *- f . / * q
i» ' k. q i . 'F x / :LA-_l .-7 1/ 1
7 _. / * F//z/Mx *LF-f .
. '», LTL-*MM*- __-
*' ' ii * "E „-

; quu* u ia

nz mgmnai'mlq'* * xx? W7*
r ' :"'- ' _ L*-

Max Liebermann
Simfon und Dalila
Federzeichnung

tft, was geftern noch unmöglich wart heute falonfähig geworden.
Zur Vopularifation fehlt mithin anfcheinend nur ein Schritt, Eine Tat-
fache- die in der Erfrheinungen Flucht faft überfehn wurde und dennoch
einer nähern Betrachtung würdig erfcheint.
Die Skizze, deren Gefchichte naturgemäß fo alt ift wie die der
Malerei und Bildhauerei felbftx hat in den legten Jahren- entfpreehend
ihrem wachfenden Anfehn- manche neuen Formen angenommen- deren Höhe-

punkt die Wertung der Skizze als Selbftzweck bedeutet. Diefe neue Kauft-
gattung. denn fo muß man fie nunmehr bezeichnen. deren Geburt nicht
die genügende Reklame mit dem dazugehörigen Tamtam voranging. bean-
fprucht auf dem deutfchen Kunftmarkt vorläufig noch einen geringfügigen
Vlaß. Dem mangelnden Verftändnis. das ihr der Laie entgegenbringt.
entfprirht der mangelnde Abfah. Hätte man vor einem Jahrzehnt das
Galerien und Auktionen befuchende Vublikum gefragt: ..Was ift eigentlich
eine Skizzei". fo hätte man mit unfehlbarer Sicherheit die Antwort bekommen.
deren Inhalt dem Allheilmittel Konoerfationslexikon entnommen ift: ..Eine
Skizze ift ein flüchtiger Entwurf. der erft nachher ausgeführt werden folk." oder
..eine Skizze ift die flüchtige Nachbildung eines Gegenftandes zwecks fpäterer
Verwertung." Heute würde man den braven Mann aus dem Volke
durch die gleiche Frage in nicht geringe Verlegenheit perfeßen. Denn er
fühlt infiinktio. daß Begriffserweiterungen gefchaffen wurden. deren Inhalt
fich nicht mehr mit den zitierten Sprüchen ausfchöpfen läßt. Andererfeits
weiß er mit den allzu fachlichen Varaphrafen über und um die Skizze.
die ihm in einfchlägen Literaturwerken geboten werden. wenig anzufangen.
Was follen ihm die überaus feinfinnigen Deduktionen Oscar Wies. der für
ihn in einer fremden Sprache redet? Wohl zehnmal rekapituliert er den
fpringenden Vault: ..Was früher oft nur als Skizze galt. diefes erfte Auf-
tauchen einer künftlerifchen Vifion unter den Merkmalen. die fie dem Autor
intereffant machen. das ift heute zur felvftändigen Gattung geworden. wobei
man wohl weiß. daß dies der Vrozeß aller Kunftentwicklung ift. von der
Impropifation her die neuen Dinge zu finden. die Skizze zur Kunft zu
formen. ein vorbereitendes Stadium zu einem felbftändigen zu
machen und die frifchen erften Eindrücke in Ausdruck zu wandeln. Nicht
in das weitere „Ausführen" hinein entwickelt fich die Kunft. fondern im
Gegenteil in das vor der Ausführung Liegende. in die Konzeption des
Werkes , . . ."
Und trohdem werden gegenwärtig. oder beffer gefagt feit neucfter Zeit.
Skizzen gekauft. Das lehrt u'ns die Erfahrung. der Lokalaugenfchein. Ich
fpreche da nicht von den feriöfen Kunflkennern und von den in vielen
Fällen wirklich überaus fein empfindenden Kunftliebhabern. deren Mappen
des kunftoollen Inhalts voll find. Solche Sammler. deren Zahl übrigens
im Verhältnis zum kaufeuden Publikum verhältnismäßig überaus gering
ift. gab es zu allen Zeiten. Aber auch die andern knpitalkräftigen Ele-
mente. und zwar jene. die man mit dem Namen ..tonangebende Gefellfchaft"
zu bezeichnen pflegt. beteiligen fich neuerdings an der Erwerbung diefer

1.42.3
an? .e ae..

chichten
(Zum Auffatz von Van(Lothringer)
c-fizze zu den Indianer-
997
Max Sleoogt

Kunftprodukte. Neben und zwifchen zahllofen Bildern hängen Skizzen in
den Villen von Berlin W. Daß auch hier der Name Liebermann domi-
niertr braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Manchmal wird fogar den
Skizzetn die dann fein fäuberlieh in überaus einfachen Hölzern gerahmt
findy ein fpezielles Gemach eingeräumh das dann- dem einleitend erwähnten
Zeitgefchmack entfprechend„ von „Intimität“ ftroßt.
Bedeutend kraffer in Varis„ wo die Skizze bereits feit geraumer Zeit
„zimmer-rein" zu werden anfing. Sollte lediglich die Mode an diefer
Konjunktur fchuld fein? Das ift die Frage- die ich mir verlegte und deren
gewiffenhafter Beantwortung ich einige Zeit opferte. Aus den Ergeb-
niffen meiner Nachforfchungen foll einiges hier mitgeteilt fein. Augufte
Rodinr deffcn prachtvolle Blätterj die meift eine leichte Tönung aufweifen
und den Kennern aller Länder zur Genüge bekannt findj bemerkte mit
einigem Humor: „Genaue Details kann ich Ihnen nicht angeben7 da ich
mich um den Vertrieb nicht kümmerer der in der Hauptfache von der
Galerie Bernheim jeune beforgt wird. Aber es ift kaum anzunehmem
daß auch nur ein Blatt verkauft werden würde„ wenn nicht die Signatur
A. N. darunter ftiinde. Und wie gekauft wirdf möge Ihnen folgender
kleine Vorfall beweifen. Ich übergab einft einem Kommiffionär acht
Zeichnungem die organifch zufammengehören, Sie ftellen eine beftimmte
Bewegung des weiblichen Körpers in acht Vhafen dar. Ihr Wert befteht
in ihrem Zufammenhang. Einzeln betrachten find fie nichtsfagendh alfo
direkt eigentlich wertlos. Dem Verkäufer fchien es aber praktifcherl fie
ftückweife zu veräußernj was er denn auch tat. Daß fich unter den
Käufern auch der Direktor einer ftaatlichcn Sammlung befandr erwähne
ich nur nebenbei . . . .“
Ein berühmter franzöfifcher Maler, der dem Graphic lebenslänglich
verpflichtet iftz erzählte mir: „Zuweilen befuchen mich Freunder namentlich
Amerikaner, Wenn ihnen meine Bilder zu teuer findr wollen fie „an-
ftandshalber‘‘ eine Zeichnung kaufen. Ich pflege ihnen dann eine Mappe
vorzulegen, in der fich auch Blätter befindem die von meinen Schülern
herrühren und meift ausgeführter find als meine Skizzen. Mit unfehlbarer
Sicherheit werden die Arbeiten dann auch gekauft. Dies freut mich aber
ftets befonders- da die jungen Leute Geld notwendiger brauchen als ich."
Ein andrer zeitgenöffifcher Meifter erklärte mir geradezu: „Ich ver-
kaufe überhaupt keine Skizzen. So leicht und fo billig darf man es den
Leuten nicht machen. Wenn fie es für „chick" haltenr ihren Salon mit

meinem Namen zu fchmü>enh fo fallen fie das Geld für ein Ölgemälde
anlegen."
Ein franzöfifcher Kunfthändler, deffen Brivatgalerie zu den fchönften
Sammlungen von Baris gehört und der Manets von unfchäßbarem Wert
befißtr beftätigte diefe Auffaffung und fügte hinzu: „Je älter ein Künftler
wird- defto lieber werden feine Zeichnungen gekauft. Nach dem Tode
fteigen natürlich die Blätter im Werte. Skizzen handhabt man neuer-
dings7 und zwar auch von feiten des Vublikumst als Spekulationsobjekte
wie Jnduftriepapiere."
Der Lefert der den Ausführungen bisher kopffchüttelnd gefolgt ift.
wird nun den Einwand machen: „Wir wollen annehmenr daß die mitge-
teilten Beobachtungen den Tatfachen entfprechen. Wollen fogar zugebenf
daß der neuerdings wachfende Abfaß von Skizzen lediglich der Mode zu-
zufchreiben ift. Für den Kunftfreund kann diefer Zuftand nur erfreulich
fein- ebenfo wie fiir den Künftler. da fich diefem dadurch neue Erwerbs-
möglichkeiten bieten." Dem ift aber doch nicht ganz fo. Man laffe den
zitierten Kunfthändler- Herrn D. - R. weiter reden: „Daß fich unfre
Künftler, die durchaus nicht weltfremd findx diefe Konjunktur zu nuße
machetn wird ihnen wohl niemand verdenkcn können. Da fich aber die
meiften Blätterh und zwar die ausgefprochenen Atelierfkizzenx für den
Handel nicht eignen- kamen zahlreiche Bildhauer und Maler bald auf den
Gedankent kleinere zwanglofe Entwürfe fpeziell für den Verkauf anzu-
fertigen. Auf diefe Weife entftand eine ganz neue Kunftgattnng- die wir
Fachleute als „Verkaufsfkizze" bezeichnen. Solche Blatter find-
folange fie von namhaften Könnern entworfen find- natürlich ebenfo -
oder wenigftens faft ebenfo - reizvoll und kilnftlerifch wertvoll wie die
Skizzenh die fie als intime Dokumente anfprechen, und ftellen daher in ge-
wiffer Beziehung einen Zuwachst eine Bereicherung des künftlerifchen
Schaffens dar. Aber fie bilden eine große Gefahr für den Anfängen
dem noch in der Entwicklung Begriffenem der es für leichter hiiltt eine
richtige Skizze zu produzieren - die fchließlich auch nachempfunden fein
magr was fehr fchwer oder garnicht zu kontrollieren ift - und damit die
Ausftellungen überfchweninit. Dabei darf nicht vergeffen werdenr daß zahl-
lofe Skizzen und Studien ihren eigentlichen Wert erft mit Hinblick auf
den erhalten- der fie fchuf. Die Baraphrafe über die Tanzbe-
wegungen der Kambodjanerinnen von Rodiny find für den Kritikerh der
Rodins oerwre überfehn willf von unfchc'ißbarer Bedeutung. Und Max
Liebermanns (ein Franzofe nennt immer Liebermann- wenn er fich auf

einen deutfchen Künftler berufen will) unoergleichliches Bild „Badende
Junge “ wird uns doppelt liebx wenn wir. die fragmentarifchen Entwürfe
dazu kennenx die in ihrer meifterhaften Sicherheit einzig daftehn."
Ohne diefe Darlegungen- die eine ziemlich perfönliche Auffaffung oer-
ratenr oollinhaltlich anzuerkennem wird man doch zugeben miiffenx daß fie
eine berechtigte Warnung enthalten, Und iiber kurz oder lang werden die
Verhältniffe bei uns genau fo liegen- wie in Yaris. Ob dadurch die Kunft
von heutzutage fchlechter wird als die andrer Zeiten? Richard MutherF
der allzu früh Entfchlafena antwortete: „Nein tl priori ift dies wohl
keineswegs zu behaupten. Aber fie ift eben die Kunft non heutzutagex ift
moderny ift mehr denn je durch den Gefchmack des Konfumentenkreifes be-
dingt. Und damit ift fie zu etwas gewordenf das fich der Parole unfres
Jahrhunderts einreiht: Eine foziale Frage."

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

S ch l u ß
Aber der Schatten des Todes lag zwifchen uns von diefem Tag an:
Beates Schatten. Was half's. daß ich jeden Abend Blumen ins Haus
brachte. was half's. daß wir uns kiißten und umfchlangen? Daß in der
Nacht tiefere Leidenfchaften wach wurden. daß es fchien. als wollte fremdes
Blut zu fremdem Herzen ftrömen? Der Schatten lag zwifchen uns. und
wenn wir einander auch fo nah waren. -: er blieb und fchied uns und
wuchs langfam und heimlich. - ganz im Verborgenen wuchs er und ver-
dunkelte viel.
Und die Träume kamen wieder. unter denen meine Kindheit gelitten
hatte. Einige fliegen - wie fie verfunken waren _wieder herauf: auch
der Traum vom Stein Himeros. den ich vorhin gefchildert habe. dem
blauen Stein. der auf der Eifelfpiße des Todes ftak. Unter den Tränen
erwachte ich. mitten in der Nacht.
..Was haft du?“ fragte Chriftiane ängftlich.
„Nichts, Geträumt.“ Und ich wandte mich um. weiterzufchlafen.
Aber da erfchüiterte mich ein Schmerz über den Traum wie ein Schluchzen.
Und wir waihten zufammen. Chriftiane und ich. bis an den Morgen.
„Warum kannft du nicht fchlafen?" fragte fie oft.
..Ich fürchte mich - ich bin fo wehrlos geworden."
..Aber Clemens -- ich bin ja bei dir!" und fie fchmiegte fich an mih.
wie um mich zu fchüßen.
..Du nicht allein. Chriftianel Viel ift es um mich. viel in mir. Ich
mußte an Beate denken. wie fie ftarb.‟
Und oft träumte ich davon. Ich fah Beate in ihrem Zimmer. Nacht
war. Wolken zogen. Ein kleines fternfpihes Licht ftand auf dem Tifch und
beglänzte das weiße Blatt. auf dem fie fchrieb. Auf dem Blatt aber ftand
nichts als mein Name in roter Schrift. immer wieder mit Uermüdlichkeit
peinlich kalligraphiert. Und ich fah. wie Beate fich beugte. das Blatt zu
küffen. an taufendmal. wo immer mein Name ftand. der wie von Blut
leuchtete. Da wußte ich.. daß fie mit ihrem Herzblut gefchrieben hatte.

Auf einmal war das Gemach ganz im Schatten. Das Blut war verfiegt.
alles war finfter. Nur Beate fchimmerte im weißen Kleid. auf das Sofa
hingeftreckt. den fchönen Kopf zurückgelehnt. Wenn man fich tiefer hinab-
beugte. konnte man Blut in zarter Rille von der Schläfe herabriefeln fehn.
Aber hatte fie fich nicht vergiftet? So muß fie fich doch erfchoffen haben!
- Langfam wich ich zurück. - da fchlug ein c7_**;l1"igelflattern por mir auf.
Große Schwingen fpannten fich - ich fchrie - der Tod - der Todl
Und ich erwachte. Chriftiane fchlief. Ich weckte fie. ..Du - ich
habe von Beate geträumt. Wie fie ftarb. hab' ich gefehn!‟
Gefchloffenen Augs. noch tranken pom Schlaf. murmelte Ehriftiane
einige Worte hin. Sie war unwillig über mich.
Angft kroch an mir herauf. Ich rüttelte Chriftiane: ..Schlaf nicht!“
fchrie ich. „Mir gefchieht fonft ein Leid.“
Aber Ehriftiane hörte längft nicht mehr: fie fchlief.
Da packte mich ein Groll gegen fie. wie ich ihn nie wieder vorher
gefühlt hatte. Langfam wuchs die Macht der Unterirdifchen. die mich
zurückoerlangten und denen ich verfallen fchienß rettungslos. ohne Gnade.
ihrer Willkür und ihrem Zorn anheimgegeben. - .
„Liebft du mich nicht mehr?“ das fragte Ehriftiane immer. fo oft ich
ihr erzählte. Und ich fchluchzte und fchluchzte: „Ja‟ Liebte ich fie nicht?
O. wie ich fie liebte! Aber eine Hand riß mich zurück und fchleuderte mich
in Dunkelheit hinein. Da erlofch die Liebe. Wie eine Kerze hielt fie der
Tod in den Händen und blies fie aus.
Blumen über Blumen brachte ich ins Haus - Chriftiane beachtete
fie kaum. „Warum fo viele Blumen?‟ fagte fie uorwurfsvoll. „Du liebft
mich ja nicht mehr.“ - „Wen follt ich denn lieb haben?“ antwortete ich
„Ich hab ja niemand außer dir.“
„Du liebft einen Schatten‟. fagte fie tonlos. „Ich bin dir nichts mehr.‟
Aber ich zog fie an mich und küßte fie. O. wie ich fie kiißte! Und
ich ftreichelte ihr Wangen und Haar und hielt die liebe Geftalt umfthlungen
und ftöhnte: „Reini Ich liebe nur dicht“ Aber das Herz fchrie; ..Du
lügft. Du liebft einen Smatten! Sieh. nun ift er faft über den ganzen
Weg gewachfen.‟ - „Reim nein!‟ fchrie ich. ..ich liebe ja fie. fie. fie!‟
und ich küßte fie wie von Sinnen.
In folchen Augenblicken blieb fie kühl und fchweigfam. Sie ließ mich
in einer unnachahmlich edeln Ruhe gewähren. aber fie blieb mir fern.
gleichfam. als ahnte fie. daß ich fie gewaltfam zu erreichen fuchte. über den
Schatten wegfäzreitend. der unerbittlich zwifchen uns lag, „Geht‟ pflegte
fie zu fagen. „laß doch: fo xnag ich nicht geliebt fein.‟ - Damit fiieß fie
mich zurück. und fie ward mir ferner und ferner.
In diefen Tagen gefchah es. daß mich eine fchwere Krankheit ergriff.
darniederwarf. mit Fiebern durchwühlte. mit heißen bunten Träumen in
eine fo unfäglich reizende Ferne lockte. daß es mich ankam. das Gefäß
meines Leibes zu zerfchlagen. damit die Seele fchneller in jene glücklichen
Länder gelangen könnte. In der Tat. es war Zeit. die Heiterkeit einer

freundlichen Landfchaft zu erfehnen, Wolken raufchten und oerhängten den
Himmel; eine erdrückende Enge laftete auf Sinn und Gemüt. und das
Gefühl nahen Erlöfchens flüchtete fich in atemlofer Haft zur Furcht. Die
fchrie und tobte in der Seele. Gefichte ftürzten herab. fremde Sternbilder
bedeckten einen ohnegleichen flach und nieder gewölbten Himmel. und wer
es über fich brachte. fie lange anzufchaun. dem brannte das Blut in düftern
unheiligen Flammen.
Chriftiane pflegte mich mit aufopfernder Güte. Ihre Hände taten
wohl. ihre Lippen legten fich kühl auf die heiße Stirn. ihre Sprache per-
föhnte wirre Reden und lenkte die oerirrten Empfindungen der Sinne in
geduldiger Ueberlegenheit zum Ziel. Damals muß fie mich fehr geliebt
haben. Nun. da ich dies fchreibe. ift es mir. als müßte mich Reue und
Befchämung übermannen. Wie gut fie zu mir war! Wenn ich mein
Gefchick beklage. denke ich nie an die Düfterheit und Verlaffcnheit des ihren
das an eines in Liebe geknüpft blieb. das - an frühere Leidenfchaft hin-
gegeben - nur mehr Afche war. darin nichts Glühendes mehr fich burg.
Ich hatte einen Traum. es war mir. als ginge ich auf eine Wiefe.
die. voll Afphodelen. in filberc'thnlichem Weiß erfchimmerte. Ich brach
Blume auf Blume und ward nicht müde im Vflücken. Da eine Frau. die
Eloiras Züge trug; der wollte ich den Strauß reichen. aber fie wies auf
einen Hügel. auf dem Rofen ftanden, Freudig eilte ich den Hügel hinan
und brach die Rofen in einer Haft. die im Grunde Glück war. und Elvira
nahm fie und neigte fich gegen mich. Auf einmal war fie ganz fern. der
Rofenftrauch funkelte wie Blut. Sehnfucht ergriff mich. ihr zu folgen und
ich lief und lief. immer dem Blutfchein nach ohne fie zu erreichen. Ich
fühlte aber. wie mein Herz immer fchwa'cher und fchwc'icher wurde und all
fein Blut in den Rafen ftrömte. Ins Gras fank ich. Nacht ward. Sterne
ftürzten. -- Wie langfam Licht kam. neigte fich eine Frau über mich. die
den Afphodelenftrauß in der Hand hielt: fie hatte die Züge Ehriftianes.
Ich fühlte ein inniges Behagen. von ihr gef>)aut zu werden - aber
plößlich übermannte mich ein Schmerz. daß ich oermeinte. fterben zu müffen.
Die Afphodelen waren tot. mein Blut hatte fie gefärbt - und jeßt erwachte
eine folche Sehnfucht in mir nach den Rofen. daß ich auffprang. Ehriftiane
fortftieß und weiter zu eilen gedachte. Doch mitten auf den Weg legte fich
ein Schatten -; wie den mein Fuß berührte. verwandelte ich mich in
geftaltlofe Finfternis. löfte mich immer mehr auf. ward felbft Schatten und
blieb am Ende nur Mattigkeit und doch Bewußtfein tieffter Befreiung.
Ich war nur Gefühl. und fo übernahm mich ein traumleerer Schlaf.
Chriftiane weckte mich: ..Langfchlc'ifer du." aber ich fah fie fremd an.
„Wo find die Afphodelen?‟ fragte ich. Und wie ich langfam aus dem
Traum ins Bewußtfein des Wachens überging*und das Wort ..Afphodelen“
fortklingen hörte; erft nur Lautfolge. dann mit der Vorftellung und dem
Sinn. erfchütterte mich das Gefühl des Unterirdifchen mit großer Gewalt.
Im Traum gewefen und oerworrenen Bildern ausgeliefert zu fein. galt

mir fiir Naihbarfchaft mit dem bilderlofen Reich der Schatten. Und auch
an Beate dachte ich auf einmal. aber feltfam klar und ergeben.
„Seh dich zu mir.‟ fagte ich zu Chriftiane. und fie kam und kauerte
fich auf gen Boden neben das Bett. um bcffer mit mir fprechen zu können.
Dies rührte mich; die edle Geftalt fo dienend zu fehni Wie ein Kind
kauerte fie auf dem Teppich; faft fchmerzte es mich. ihres Stoizes und ihrer
mädchenhaften Hoheit zu gedenken.
„Was willft du. Clemens?‟ fragte fie.
„Dich küffen. Liebe.“
Sie hielt mir die Lippen hin - ich richtete mich auf. fie zu erreichen.
aber ich hauchte den Kuß leer in die Luft. denn die Schwäche zog mich
zum Kiffen zurück. „Komm du.“ flüfterte ich.
Chriftiane beugte fich zu mir und küßie mich.
Ich lag ruhig. „Wie glücklich ich doch bin!“ fagte ich halblaut.
„Ich auch“, klang es zurück - aber es war ein fchmerzlicher Ton.
„Du haft viel Leid durch mich.“ fagte ich und fühlte. wie ich mich
wieder langfam non ihr entfernte. „Ich weiß es - aber es fcheintz als
müßten wir durch Leid zu einer neuen Liebe.“
„Nur über das Leid hin gehen die Wege zur Liebe. Wer durch
muß. weiß nicht mehr. wo die Sterne ftehen.“
Jn feierticher Refonanz fchwebten die Worte. Ich laufchte. „Sprich“
„Der ift nerworrenen Sinner. und ganz von Schatten gefangen. An
die denkt er. Es ift ihm lieb und fchwer zugleich an fie zu denken -
aber er muß.“
„Auch ich muß.“ fprach ich an ihr vorbei. die Worte in eigentümlicher
Art betonendj für die ich kein Gefühl zu nennen weiß, Es war zwifchen
Verzweiflung und Wiffen.
„Du aber. Clemens. bift noch nicht durch Leid gegangen. Leid hat
dich nur ergriffen und will dich zwingen. dich ihm hinzugeben. Noch ift
viel Licht um dich - ich bin es auch - ich bin auch ein Teil des großen
Lichtes. das um dich ift?“
„Alles ift Dunkel -- alles ift Sterben *-. Laß mich: ich will
allein fein!"
„Kommen Träume. Clemens?“
„Ja, Sei ftill. Träume kommen. Ein bunter Zug. Siehft du Beate?"
„Ja - ich fehe fie. - Aber oergiß das!"
„Du kannft fie fehen? Wirklich? Du kannft fie fehen? So träume
ich nicht?“
„Ich ftellc fie mir vorj wie fie warp als ich fie zum leßten Mal fah.‟
„Und ich fehe fie. wie fie ftarb.‟
Thriftiane erhob fich und wandte fich ab. Jhr Geficht bekam einen
ftrengen Zug; die fcharfe Linie des Profile zwang den Blick hart an fich
vorbei. Wie ich den fah. war es mir. als würde ich ganz zu Eis per-
wandelt. Ich rief ihren Namen. fie wandte den Kopf zu mir hin *- da
fah ich. wie fie mit den Tränen kämpfte. Und diefer Kampf des Stolzes

mit den Gefühlen rührte mich fo. daß ich felbft in Tränen ausbrach und
mich erft beruhigte. als mir ihre Hände über Haar und Wangen kühlend
hinglitten.
Aber was half es. daß ich genas? Ich hatte zuviele Früchte vom
Granatbaum gepfliickt. um der lichten Oberwelt forglos angehören zu
dürfen. Ins Reich des Hades lockte es meinen Fuß. Unabläffig waren
Gedanken und Träume dem Andenken Beates hingegeben. und wenn ihr
Sterben und ihre Liebe zu mir die Kraft verloren. fo taten fich die Tiefen
der Vergangenheit auf und alle dunkeln Ereigniffe meines Lebens. vom
Tode der Mutter bis zu Onkel Armands Bahre. ftiegen empor und mahnten
mich daran. daß ich ein Berfallener war. Oft fah ich mich febft geftorben.
auf dem Katafalk unter Kränzen liegen. Die Welt war erlofchen. mit mir
war Finfternis herabgeftiirzt Nie mehr konnte ein Licht erwaehen - nie
mehr ein Klang ertönen - vielleicht nur im Traum. aber wer wußte das?
Vielleicht. daß jemand irgendwo betete oder weinte-: ich hörte es nicht;
gräßliche Dinge konnten mit mir gefchehn -; ich fühlte fie nicht. Hin-
geftreckt. unter Blumen. verfcholl ich ohne Seele. ohne Licht. ohne Hauch.
Chriftiane und ich aber ftanden zu beiden Seiten des Schattens. erft
konnten wir uns noch bequem die Hände reichen. wohl auch kiiffen. wenn
wir uns zueinander neigten; dann wuchs der Schatten und wuchs und
trennte uns. ohne daß wir es vielleicht merkten. immer mehr. Bald konnten
wir uns nicht mehr berühren. wer weiß. wie lange? Und es waren Wolken
zwifchen uns.
Nur einmal gefchah es. daß der Schatten fchwand; das war. als uns
ein Kind geboren wurde: ein Mädchen. das Chriftiane „Beate“ nennen
wollte. Ich widerfprach heftig. aber eine gütige Stimme in mir redete mir
zu. und da ich durch das Leiden Ehriftianes weicher und nachgiebiger
geworden war. fo fügte ich mich nicht ohne das Bewußtfein. ein großmiitiges
Opfer gebracht zu haben. und tröftete mich damit. daß mir von diefem
Kinde Licht und Heilung kommen würde.
Rührend war das. wie Chriftiane im Bett lag und mir. der neben
mir kniete und die Lippen auf ihre Hand gedrückt hielt. mit der freien
Hand über Haar und Wangen hinftrich. O. diefes Schluchzen des Herzens!
Da kniete ich. und alle Gefühle der Liebe überfangen einander in der
Seele. Ich entfann mich der vielen leidoollen Stunden. die Ehriftiane um
mich getragen hatte. und nun fchien die Reue unerfchöpflich an neuer und
unbekannter Liebe zu fein. Schluchzend ftammelten wir unfre Namen.
Die Amme brachte das Kind. Ich hob es hoch und neigte es lachelnd
zu Chriftiane nieder. Die ergriff mit der durchfichtigen gebrechlichen Hand
das Händchen des Kindes und führte es ganz leife an die Lippen. „Beate“.
hauchte fie. und das Kind lächelte wie fie. In mir aber erfcholl das Echo
des Namens dunkel und ftark. Ich legte das Kind Chriftiane in die Arme
und trat zurück. Das Fenfter ftand offen; ich beugte mich in die friic()e
Luft hinaus. und wie der graublaue. fternarme Spätherbfthimmel iiber mir

zitierter fühlte ich den Dolch eines Schmerzes wie von unfichtbarer heftiger
Hand ins Herz geftoßen.
Das Kind hieß Beate. Alle Stunden trugen diefen Ruf an mir
vorbei: lockend und drohend. fchmeichelnd fpielend- Böfes oerkiindend. unter
Küffen7 Umarmungem Liebkofungenh guten und ftrengen Blicken tönte der
Name auf. von der liebften Stimme der Welt durch Zimmer und Garten
hingefchickt. „Fall nicht, Beate!" „Gib fchön die Handt Beate!“ „Hörft
dur Beate?“ „Beatet ich hab dir was Schönes mitgebracht.“ „Schläfft
du fchon, Beate?" „Träum' was Schönesl" „Beata noch einen Kuß!"
„Reini ein fo fchönes Mädi wie meine Beate.“ - Oft ertrug ich es nicht
mehr: alles in mir klang vor Furcht. Niet daß ich fie felbft fo rief:
„Kindth fagte ich zu ihr; „KindC und wenn ich diefes Wort ausfprach:
ganz langfam. fein Elegifches im Ton bis in feine Tiefe ausfüllend- fchien
es mir oft fo bedeutendy ernft und voll Trauer zu feine daß mich ein
Schauer durchlief. Dann fah ich die füßefte Kindergeftalt fchlafend- fchweig-
fam auf dunklen blumiger Bahre hingeftreckt, und oft gefchah es. daß ich
in der Nacht heimlich anfftand. zur Wiege fchlich und den Atemziigen
laufchtet die mit denen Chriftianes oermifchh einen fonderbar feierlichen
Hauch ins Zimmer flüfterten.
„Clemens -- was tuft du?“ fragte Chriftiane aufwachend- halb noch
im Schlaf.
„Ich glaubet das Kind rief."
Wir laufchten beide, Es blieb ftiflt nur der Atem zogr ganz weich
und leife. So legte ich mich wieder hinh um mit offenen Augen in der
Nacht zu ruhn„ die fich über mir wölbte: drohend und voll Grimm. ganz
wie zu meiner Kinderzeit. Und es war gut fo: denn fo war ich doch den
Träumen fern, die furchtbarfte Schreckniffe des Todes wie Felsblöcke in
meine Seele ftürzten- daß ich oft garnicht zu erwachen vermochte. Ich [ag
und fann: große und geheime Dinge taten fich mir auf; meine Blicke
waren weiter geworden und oermochten durch Schleier und Luft Wefen
und Werden der Erfcheinungen zu erfpiihen und fchienen oft ganz nahet
atemlos nahe daran, in den Kreis des Göttlichen zu gelangen.
Laufchen war ich ganz und finnen.
Und die Zeit ging hin - o Tage Tage! Mein Leben bröckelte al»
mein Herz lofch aus. Große Gedanken tauchten aus den Rächtenh riefen
mich an. hießen mich ihnen zur Tiefe folgenf aus der fie geftiegen waren.
Liebe galt ihnen nichts. (Halt mir denn Liebe? (Halt mir die Stimme
des Kindes dem fich Sprache und Welt immer weiter auftat? Das Leiden
Chriftianes? Kaum war noch Mitleid genug in mir, mim ihr zuznwenden
und zu fragen: „Warum bift du traurig?‟ Dann fchaute fie zu Boden
und fagte fortwerfend: „Es ift nichts“ oder „Mir tut der Kopf weh“ oder
„Ich hab heut fchlecht gefchlafen." Oder fie ftellte fich verwundert und
fragte: „Was hätt' ich denn für einen Anlaßf traurig zu fein?" - Und
ich merkte gar nicht. wie müde das klang! Ich hatte ihrer ja längft
oergeffem - aber eines Tages geftand ich mir, daß ich fie nicht mehr liebte.

Wie das gekommen war - vielleicht wüßte ich es doch zu fagen.
Beate war mir zu nah: durch den Tod. mit dem ich auf unerhört geheimnis-
volle Art vereint blieb. wirkte ihre Erfcheinung wie mit unfichtbaren Strahlen
unabläffig auf mich ein. Oft nahm .ich abends ihren Brief aus der Lade
und las ihn. den ich fchon auswendig wiffen mußte; dann war es mir
plößlich bewußt. an ihrem Schickfal Schuld zu tragen. tiefere Schuld noch
als an dem meiner Mutter. und in heftigen. leidenfchaftlich bohrenden.
immer wieder neu anfeßenden Fragen untergrub ich Geift und Seele bis
an die äußerfte Grenze vor der Zerftörung.
Eines Abends. als Chriftiane und ich wieder fchweigfam gegenüber
faßen. jeder über des andern Gegenwart hinausftrebend. mit der Sehnfucht
nach wirklicher Einfamkeit. begann ich mit einem Male. erft ohne fie an-
zufehn. zu fprechrn. ..Wir find nicht glücklich geworden, Chriftiane.‟ fing
ich an und wunderte mich. dies fo unvermittelt gefagt zu haben.
Sie fah nicht auf: ..Ich ja. Clemens."
..Und du bift es noch?"
Sie antwortete. nicht.
..Bift es noch? Bift es immer. Chriftiane?"
..Wenn es nicht immer ift. Clemens - - -l'
' ..- fo bin ich ich fchuld. nicht wahr?"
Ganz leife: „Ja“
„Zak" - Siehft du? Ich weiß es. ich gebe es zu. Und was foll
nun weiter gefchehn?"
Chriftiane neigte den Kopf tiefer: ..Ja - was foll? Sprich du.“
Ich getrante mich plößlich nicht mehr. Schweigend ftarrte ich auf
das weiße Tifchtuch. in das allerlei Ornamente eingewebt waren. ..Sprich
du lieber." fagte ich dann.
..Sieh Clemens." kam es nach einem Aufatmen zurück. ..Ich fehe
dich. ohne daß du es merkft. und oft ift es mir. als müßten alle Träume.
mit denen du dich quälft und die unfer Leben verbittern - -." Sie
wußte den Sah nicht zu vollenden. Hilflos fah fie fich um und hob im
Zurücklehnen den leicht-:n Seffel ein wenig in eine fchaukelnde Bewegung.
- ..Ich kann nicht mehr.‟ fagte fie dann rafch wie vor dem Weinen.
Ich war aufgeftanden und legte den Arm auf die Lehne des Seffels.
ihn fo langfam wieder zum Stehen dringend. ..Das ift es eben." fprach
ich. dicht bei ihr. ..Das ift es eben: ich kann auch nicht mehr. Ich er-
trag es nicht. - Darum will ich gehn. Chriftiane. weit fort will ich
gehn - weit fort.“
..Und ich? Und das Kind?‟ rang es fich bebend von den zuckenden
Lippen.
..Ich kommme ja wieder."
..Du kommft nicht wieder!"
..Doch Chriftiane."
..O nein - bift du denn wiedergekommen? Lange bift du fchon
fort, Bift du ein einziges Mal zurü>gekehrt?“ Und mit einer plögliihen

Bewegung. als müßte fie all das wie einen Traum abfchütteln. fich auf-
richiend und mit demfelben kalten Glanz wie damals. als fie Beines Ab-
fchiedsbrief las. fragte fie. mich feft anfeheud: ..Ia - fagft du das fo -
oder bift du entfchloffen?“
Ein Schweigen kam.
..Entfchloffen alfo?“
Wieder war Schweigen. Dann ward das Wort tönend:
ii a-
Ehriftiane nickte: ..Es ift gut‟. fagte fie ruhig. aber es fchien. als
müßte fie von der nächften Sekunde zu feffellofem Schluchzen überwältigt
werden. ..Auch ich will fort“. fagte fie dann. ..Ich nehme das Kind und
gehe nach Haufe. Du kannft hier wohnen. ganz wie du willf .“
..Reim - ich muß reifen.“
..Oder auch reifen. Ganz wie du willft. Ich richte mich in allem
nach dir.“
..Und wenn ich zurückkehre - -?“
..Dann darfft du - -‟ Die Stimme oerfiegte.
..Was - was darf ich?“
..Manchmal kommen. das Kind befuchen.“
. ..Und dich? Und dich?“ ftammelte ich. plößlich ganz in Liebe.
„Michi‟ antwortete fie. indes ihr Geficht von einem fchmerzlichen
Lächeln zur Schönheit oerktärt wurde. ..Mich? O - ja - wenn du
dich allzufehr fehnen follteft?“
..Ehriftiane!“ fchrie ich auf. ..Chriftiane."
Die Arme ausgebreitet. alle Gefühle einer erwachenden Leidenfchaft
in Flammen. eilte ich auf fie zu. - aber fie ftreckte die Arme abwehrend
vor. ..Nicht mehr". fagte fie kühl. ..Es ift nicht mehr die Zeit dafür.‟
Und an mir. den das fchluchzende Begehren anftürmte. ihr zu Füßen zu
ftürzen. in ihrem Schoß das Haupt zu verbergen. wie ein Kind um Ver-
zeihung zu flehn. alles Begangene ungefchehn zu machen. -- an mir. den
alle Lockungen neuerftandener Liebe zu ihr hinriffen. porbeifchreitend. daß un-
endliche Ferne zwifchen uns entftand. ging fie zur Türe. wo fie einhielt.
und fprach: ..So ift es befchloffen.“
Ich neigte das Haupt.
Sie machte einige Schritte gegen mich vor. dann ging fie (angfam
zurück. und an der Türe nochmals ftehn bleibend. fagte fie: ..Lcd wohl.
Clemens -- wenn du es kannft “ Die Tür ging auf. nnd wie fie von
außen wieder ins Schloß zurückgedrückt wurde. fühlte ich mit einem Male
das Wort ..Einfamkeit“ wie einen großen raufchenden Wald. den man in
wolkiger Nacht durchwandern muß. .

Sechftes Kapitel.

Ich befchreibe den Morgen nicht. an dem ich mich oerlaffen. in Ein-
famkeit znrückgeftoßen fand. die Fahrt nicht. die mich von der Stadt durch

weites Land und Bergdunkel. an Dörfern vorbei. mit der Ruft vor Städten
in die Ferne trug; nicht das Irren durch fremde Straßen. an Menfchen
mit harten unbekannten Gefichtern vorüber. nicht die Sehnfucht nach der
Heimat und dem Heim. der Frau und dem Kind. die Wahn und Weh
mir entfernt. mir für immer zur Unnahbarkeit entrückt hatten,
Meine Schweftern Angelika und Renate befuchte ich damals zum erften
Male feit meiner Hochzeit. Angelika fchien nicht glücklich; fie hatte ein
Kind. ein Töchtercheu; das kränkelte. fah blaß aus und fprach mit ganz
dünner Stimme. Wie ich es fah. ging ich in eitel Mitleid auf, Ich mochte
es mit mir nehmen. um es in frifcher Luft. im Hauch des Gebirges gefunden
zu laffen. - aber das ging nicht an. So blieb ich denn lange in München.
und das Kind gewann mich lieb. Ich fpielte viele Stunden mit ihm und
ließ es in lieben leifen Gefprächen die Dinge ahnen die. von der Ober-
fläche des äußern Lebens verdeckt. noch den Abdruck von den fchaffenden
Händen der Gottheit zeigen. - und als ich endlich Abfchied nahm. war
ich der Kleinen fchon fo gewohnt geworden. daß fie mich nicht ziehn (affen
wollte. Sie weinte und hielt mich feft. daß ich noch einen Tag verblieb,
Dann riß ich mich auch von diefer Liebe.
Beate war glücklicher als Angelika; ihr Beruf als geiftliche Lehrerin
füllte fie aus. ihr religiöfes Gefühl war ihr Schuß und Stüße. Frohfinn
und Friede. Sie empfing mich mit einer ftrahienden Freude. Wir gingen
die Abende an den Berglehnen hin. Gefpräche fpannen fich zwifchen uns:
es war alles wie früher. Wir waren uns gleich geblieben. unfre Seelen
hatten die gleiche Tiefe im Ton behalten. die ihre licht. dunkel die meine.
.Wir breiteten unfer Leben und unfre Hoffnungen aus. und Beate hörte
mich mit Geduld an - o mit welch ernfter. welch williger Geduld! Aber fie
ftimmte mir nicht zu: ..Du mußt zurückkehren." fagte fie. ..das Leben mußt
du erzwingen. So darf es nicht bleibenl" und fie pries Ehriftiane in
ihrer eindringlicben f>)mucklofen Art. daß ich auf einmal wieder von Liebe
zu der Verlaffenen ergriffen wurde. Da fchrieb ich einen langen Brief
an fie. in dem ich Schuld und Schickfal mit einer großartigen Wendung auf
mich nahm - aber noch in derfelben Nacht reifte ich nach Frankreich ab.
Unftet fuhr ich von Stadt zu Stadt: nichts hielt mich. Die großen
Kathedralen von Amieus. Ehartres. Rheims. Paris. die meiner Jugend
tieffte Sehnfucht gewefen waren. diefe weiten hallenden halbdunkeln Kirchen
erfüllten mich mit Unficherheit. Unruhe. Furcht. Ich verwich des Nachts
wie oor mir felbft heimlich zum Bahnhof. weiter zu fahren. immer weiter:
durch ebenes Land und Bergdunkel. an Dörfern oorbei zur Raft in neuen
Städten. zu Gängen durch neue hohe Kirchen. durch Säle voll Bilder und
Mannorwerke. die dem Auffchrei in der Bruft gleichgültig und ftumm
blieben. Und eines Tages hörte ia) die Mitreifenden fagen; ..Rene-i
Wild. 1a "konnt-.rei 1701121 [Ley-ligne!“
In Spanien blieb ich lange. Es ift ein beruhigendes Land. Ich
liebte es. Eigentlich liebte ich es fchon früh aus der Ferne: feit meiner
jüngften Jugend -- damals als ich ein großes Trauerfpiel in Iamben in

der Leidenfchaft durchwachter Nächte fchrieb -; um es am nächften Abend
zu einem grandiofen Autodafe tiefern Flammen zu überliefern. als die.
aus denen es geboren war. Und dann kam fie. deren Name auf das
Land hinwies. in dem ich nun atmete. lebte. Sonne fog. das wunderliche
Gefühl des Zu-Gaft-Seins. der Fremdheit der Herzen. das immer noch
an Abenden die Landfchaft des fteirifchen Dorfes fpiegelte: den Weg und
die Villa. den Teich. umfchloffen von vielen Stämmen. O - diefes Herz.
was fpiegelte es denn? Spiegelte es nicht auch ein Haus und Zimmer
aus alten Möbeln und die fchlanke Frau und das Kind? Und manchmal
war es. als zerbräche das fpiegelnde Herz und zerfplitterte zu unzähligen
ganz kkleinen Stücken. die fich. aufgehend. mit der Luft zu ewiger Ohnmacht
zu vermifchen fchienen.
Von Barcelona aus fchrieb ich einen Brief; ich würde nun lange
hierbleiben. vielleicht ein Jahr. Es fei eine wunderbare Stadt. und ich
hätte nur einen Wunfch. daß die geliebten Augen die Schönheit des Meeres
und des Himmels mit anfehn könnten; ich lebe ganz ftill und in mir. ich
fühle. wie eine dämmerartige Ruhe über mich zu herrfchen beginne -
vielleicht daure es nicht lange und ich käme wieder. die in die Arme zu
fchließen. die mir einzig Halt und Heil in der Welt bedeuteten. Dann
noch Fragen über Gefundheit und das Verbringen der Tage und ans
Ende: „Ich knie vor dir und berühre dich nicht. _Dafür vergib du mir
und fage deiner Seele - überrede fie. wenn du mußt -. daß fie gut
von mir denken foll.“
Auf diefen Brief kam lange keine Antwort. Da trug fich ein Ereignis
zu. von dem ich wie von einer Legende erzählen muß.
An einem Sonntag erwachte ich plögiich mitten in der Nacht vom
Schlaf. Ich hatte einen feltfamen Traum voll Abenteuer gehabt. aber ich
vermochte mich feiner nicht zu erinnern. Eine wunderbare Frifche ftrömte
kühlend durch mich. als ob es Morgen gewefen wäre. und da ein ftrahlender
Vollmond fchien. der die Straßen filberhell färbte und zum Wandern ver-
lockte. fprang ich aus dem Bett. kleidete mich an und verließ behutfam
die Wohnung. An die kühle Luft trat ich hinaus. Stille umfing mich
wie eine kriftallene Wölbung. und in befeligten. leicht fchwingenden Ge-
fühlen. fchritt ich durch die erhellte, fchlafende Stadt.
Ich ging durch das winklige Matrofenviertel. die Häufer ballten fich
zu einem Chor zufammen. allen Gaffen finfter die Wege verfperrend.
Große Schatten lagen auf den Fahr- und Gehfteigen. deckten die Häufer-
wände zu. deren Fenfter. blind oder mit fchwachem Mondglanz. unheimliche
Stille ausdrückten. Hie und da ftand eine Laterne mit trübem Licht.
Kein Laut kam. nur ab und zu erfcholl das Vfeifen einer fernen Lokomotive.
oder ein Hund fchlug an. den Fremden witternd. Von der entlegenen
Hauptftraße her hörte ich das Schlürfen und Trippeln oereinzelter Menfchen-
fchritte. deren fchwacher Klang manchmal von einem Wagen überhallt wurde.
Da ging plötzlich eine weißgekleidete Frau an mir vorbei. wandte
fich um und fah mich mit kurzem Blick fcharf an. Eine füße Ahnung rührte

mir ans Herz. machte es fchwer und ließ meine Schritte zögern - da
traf mich der Blick noch einmal. und nun rannen Stadt und Himmel
zu einer fließenden Silberwand zufammen: mein Herz ftockte - ich
wollte auffchrein. ich war wie im Traum. und ftehen bleibend und mit
der Hand über die Stirn ftreichend. fiöhnte ich den Ruf: ..Elvira!“ wie
ein Verwundeter vor mich hin. ,
Die Weißgekleidete. die dies vernommen haben mußte. blieb gleich-
falls ftehen und wartete. Da ich mich aber nicht vom Plätze rührte.
kehrte fie um und ging mir langfam entgegen. Nun fah ich ihr Geficht
voll beleuchtet. fah das Lächeln. das fpielende Licht in den dunkeln
Augen. die weichen Wangen. die in vollendeter Rundung ins Kinn über-
gingen - und nun war es mit mir. als müßte ich ihr zu Füßen ftürzen.
die Langnerlorne mit einem Ausbruch tieffter Gefühle zu begrüßen.
Zitternd lehnte ich mich an eine Torlaterne. in deren Licht die weiße
Frau ftand und lächelte.
Aber wunderbar: ganz tief in mir wußte ich. daß dies nicht Elvira
war. allein ebenfo tief war der Traum. daß es Elvira fein müffe. Die
Ähnlichkeit des Gefichts war in der Tat ungewöhnlich. durch das Licht
der Nacht vielleicht noch näher dem Glauben zugeneigt - und ich wußte
dies. Mit der kühlen Betrachtun_ des Verfiandes wußte ich. daß mich
der erfte Schreck der entdeckten (Ahnlichkeit hingeriffen hatte. als wäre
da Wirkliches und Wahrheit. aber je fchwächer Sehnfucht und Traum
wurden. um fo lieber gewann ich die Unterliegenden. und über ein
letztes Schwanken hinweg. fragte ich laut in deutfcher Sprache: ..Heißen
Sie Elvira Graf?“
ch Die Angeredete zuckte die Achfeln und lächelte. Sie verftand mich
ni t.
..Elvira?“ wiederholte ich eindringlich mit fragender Betonung. _
indem ich mit dem Stock auf fie zeigte. ..Elvira?“
Die Weißgekleidete nickte mit verfchmißtem Blick. ..Elvira?“ wieder-
holte fie. „Ja“
Wie aber die Stimme durch die Luft fchnitt. verdunkelte fich mein
Herz. Run wußte ich: es war nicht Elvira. Traurig fah ich in das
fchöne Geficht. und je länger ich es betrachtete. um fo deutlicher trat
die ferne Zeit hervor. und bald vergaß ich Spaniens und Barcelonns.
aller Vergangenheit und aller drohenden Zukunft und vor mir ftand
das Bild des geliebten fteirifchen Tals: die Wege. von Bäumen gefäumt.
die Billa. der Teich und die fchönfte Geftalt. das Ufer entlang zu herr-
lichem Kornraufchen hintanzend . . . -
Als ich mich dem ewig wiederkehrenden Traum entriffen hatte. fand
ich mich allein. Die Weißgekleidete ging die Straße hinab. Ich fah den
Schimmer filbern wie eine Wolke ziehn. Da flatterte es wie Flügelfchlag
über meine Seele. daß ich frei ins Atmen kam: ich richtete mich empor.
und wie ich den Schimmer des Kleides durch die Nacht hinwehn fah.
wußte ich. daß ich ihr folgen mußte.

Mit haftigen Schritten eilte ich ihr nach - als aber der Abftand fo
klein war. daß fie ein halblauter Ruf erreichen konnte. hemmte mich ein
Aufwallen im Herzen. und Zittern riefelte fiebrig über mich hin. Ich
hielt ein und machte ganz kleine Schritte. Die Weißgekleidete mußte mich
bemerkt haben. denn fie wandte fich nicht mehr um. fondern fchritt dahin
wie einer. der ein Ziel hat. Durch fremde Gaffen. über große fchweigende
Vläße ging der feltfame Zug. Bald fand ich mich in ganz unbekannten
Bezirken: endlich fah ich das Meer. aber nur als fchimmernden Streifen.
..Wer weiß. wo mich der Morgen fieht?" fprach ich zu mir. die heimliche
Furcht beruhigend. die immer wieder anfftand. flehend die bebenden Hände
faltete. Und nun blieb ich ftehn. aufatmend. die Hände ans Herz gepreßt.
mit dem feften Willen. umzukehren und -- troß der Fremdheit und
Menfchenleere der Gegend -- den Weg nach Haufe zu fuchen. Wie ich.
fo enifchloffen. Halt machte. traf mich pläßlich der Blick der Frau wie
Elviras Blick und. - hingezogen. langfam wie über Gefährliches vorwärts-
gehend. ftand ich am Ende in dem großen Hof eines mächtigen Haufes.
Als ich diefes Hofes anfichtig wurde. wollte mich neues Erftaunen
hinreißen. Ich erinnerte mich eines Traumes aus früher Zeit. da ich
mich in diefem Haufe befunden hatte. in dem viele Stiegen zu unzähligen
kleinen Gemächern führten. Die graue Farbe. den abbröckelnden Verpuß
des feuchten Gemäuers. die abgetretenen, gebogenen Steinftufen. die wende(-
treppenartig. von dünnem. verbogenem Geländer begleitet. zu großer Höhe
hinan leiteten -: all das hatte ich fchon im Träume gefehn. Und die
weiße Geftalt vor mir auch. Träumte ich? - Ich hielt ein im Steigen.
Da kam der Blick. Das Lächeln rührte mich an und es zog mich ihr
nach. höher und höher. bis eine Türe auffprang, Ich wunderte mich über
die Gewalt des kleinen Schlüffels. der eine fo mächtige Türe bezwingen
konnte. - dann fchritt ich durch einen langen. niedern Korridor und trat.
immer meiner Führerin folgend. in ein kleines Zimmer. in dem nichts
war als: ein Bettgeftell. ein Tifch. ein hölzerner dreibeiniger Seffel und
ein großer Spiegel. in dem fich aller Glanz der hellen Nacht zu ungeheuer-m
Triumph des Mondes fammelte.
Die Weiße zündete eine Beiroleumlampe an. was ihr erft nach einigen
vergeblichen Verfuchen gelingen wollte. Auf dem Tifch lag ein Brief. fie
riß das Kuvert auf und fchleuderte es fort; ich hob es auf und las:
..Sennora Caredad de Ramon r) Spadilla." Aufatmend legte ich das
Vapier hin: nun war ich ficher. nun wußte ich; es war nicht Elvira. Im
Zimmer herrfchte feuchte. dunftige Luft - es trieb mich an. fortzugehn.
aber ich fürchtete die vielen dunkeln Stufen. das große fchweigfame Haus
und die fremde - offenbar oerrufene Gegend. ich fürchtete die Nacht und
zwifchen zwei Gefahren fchwantend. entfchloß ich mich endlich. auf die Dinge
zu harren. die mein Leben in fich aufnehmen mußte.
Die Weiße zerknüllte den Brief und warf ihn oerächtlich fort. Sie
fagie etwas auf fpanifch. und da fie mir anmerkte. daß ich nicht verftand.
wiederholte fie franzöfifch: „Un billet äoux?" - Ich lächelte. - „Lt

was?" plauderte fie weiter. „88762 raue Sartre (135 ville-13 (tourt
atmet?“ - ..Nicht fprechenl" ftammelte ich deutfch und. mich verbeffernd.
da ihr Geficht einen ftaunenden Ausdruck annahm: „die perla: pillZ!"
-- Sie fchwieg. gekrönkt. Dann trat fie nahe an mich heran und lächelte.
ihr Geficht faft an meines gelegt, Ihr Hauch drang durch meinen ge-
öffneten Mund in mich ein und fühlte für einen Augenblick die Glut
innen. die fchon aufzuwallen drohte. „Elvira“. dachte ich. ..Eloirai“
Ganz nahe ftand fie mir. wartend. das Geficht an meines enger hingelegt.
ruhig wie aus Stein. Schwer atmend bog ich den Kopf zurück - da
fchoß ein Feuer in mir auf. und mit einer wollüftigen Kraft umfchloß ich
die fich fchweigfam Gebende und preßte fie an mich. ..Elvira!"* ftöhnte
ich aus der Tiefe herauf. und diefen Namen in eigentümlicher Verzücktheit
immer neu ausfprechend. riß ich fie zum Bett. ihn wieder und wieder
ftammelnd. bis ich ihn unter Küffen verfchüttete und begrub.
Erft in der Früh löfte ich mich aus den Armen der Caradad de Ramon
y Spadilla. „Keusneel" fagte fie. als ich mit einem legten Kuß Abfchied nahm.
„Kent-.nee (lem-air" je 70118 attenäl'ai.“ „1a renienclraj, Lit-ira.“ fagte
ich. noch tranken von allen entfeffelten Leidenfchaften. ..O Elvira“ und
ich eilte zurück. auf fie zu. fie wieder zu küffen. aber fie bog fich lächelnd
vorbei. und indem fie zürnend den Finger hob. fagte fie: „ll-lan nom
n'eßt pas Lit-ira: _fa rn'appeile Careäaä", und fie nahm meinen Kopf
mit beiden Händen. hob fich auf den Fußfpißen empor und drückte mir
einen Kuß auf den Mund . . .
Ich taumelte nach Haufe. Es währte lange. bis ich den Weg fand.
aber ich merkte ihn gut. Und dies wundert mich heute: denn über alles.
Erinnerung. Hoffnung. Denken und Gefühle. fchlugen die Flammen hin
- die unreinen. unheiligen Flammen.
Zu Haufe lag ein Brief Ehriftianes. Sie erftattete mir dürftigen
Bericht. Sie fchrieb faft nur über das Kind: wie lieb und fchön und gut
es fei. Es fpräche fchon faft alles. und ich könne mir gar nicht denken
wie herzig die Wörter mit r und l aus feinem Munde ktängen. oder die
mit ich. für das es noch „s" fagte. Ießt fei das ..arme Hafcherl“ krank
zu Bette: es hatte fich beim Spielen erhißt und eine Erkältung davon-
getragen. Es laffe feinen Vapa vielmals grüßen. Ehriftiane felbft grüßte
mich ..in Herzlichkeit“ und fragte nach der Zeit meiner Rückkehr.
Ich fchrieb augenblicklich zurück. daß ich mich in Barcelona fo wohl
fühle. daß ich die Rückreife vorderhand gar nicht erwägen wolle. Vielleicht.
daß ein Iahr darüber hingehen werde - vielleicht noch mehr. Und nach-
dem ich fie geheißen hatte. das Kind für mich zu küffen. befehloß ich den
Brief mit einem kühl klingenden Gruß an fie felbft. Ich konnte kaum
erwarten. das Kunert zu fchließen und die Adreffe darauf zu fchreiben. -
dann eilte ich zur Voft und fiehe: ich ging fo leicht und frei wie damals.
als ich noch jung und in der großen Liebe gewefen war. Nun aber hatte
ich Elvira wieder -. Wenn ich das dachte. jauchzte ich heimlich auf. und
mein Herz drängte in Ungeduld der Nacht entgegen.

Und in diefer und allen Nähten genoß ih Eloiras Liebe. In un-
erfhöpfliher. immer neuer Leidenfhaft gab ih mih hin. alles vergeffend.
nur der Stunde lebend. aus aller Reinheit und Tiefe geriffen. den legten
Neft des Lebens aus fhäumenden. hinraufhenden Begierden auffangend.
Caredad de Ramon h Spadilla ließ fich von mir „Elvira‟ rufen; dies
tat fie mir zuliebe. obwohl fie diefen Namen abfcheulich fand. „(:0mme
ii est äägoutant!‟ pflegte fie zu fagen. Aber fo groß war ihre Liebe
- dies betonte fie öfter -. daß fie auh „diefe Shmah‟ willig ertrug
und fich fogar auf den kleinen parfümierten Briefen mit „Elvira‟ unter-
zeihnete. Dafür mußte ih ihr jeden Kuß doppelt geben. Oft aber ftand
ih. mit fchlaff herabhängenden Armen. ganz ftill da. nur in die Betrahtung
ihres Gefihtes verfunken. das dem Elviras giih - o. glih. daß man fehr
wunderlihe Dinge glauben konnte. Dann ftürzte ich auf fie zu. und alle
Vforten einer überftrömenden Luft erfhließend. über den fihern Glauben:
eine fremde Frau zu befißen. mih hinweg betäubend. genoß ih - feibft
im tiefften Lebensdrang immer noh im Traum - Elvira. - im Grunde
vielleiht niht anders als damals. da ih in Nähten ihre erdihtete Geftalt
umfing und mit Liebkofungen überdeckte. Hier aber gab fih mir höhere
Erfüllung. die ih nahm - blind. von (ang niedergehaltenen Leidenfchaften
über alle Grenzen überflutend hingeriffen.
Da kam eines Tages ein Brief Ehriftianes. in dem ftand: ..Unfer
Kind ift fehr krank geworden; komm doh zurück. Clemens!“ und wie ih
die wenigen Zeilen las. immer aufs neue las. ward ih mir plößlich
bewußt. womit ih meine Erinnerungen überdunkelt hatte. Aber als ih
gedahte. zu allem Verlaffenen zurückzukehren - fühlte ih die ftärkere
Maht. mit der mih die Gegenwart an diefe Stadt fefthielt. und fo befhloß
ih. noh eine Naht zu bleiben und erft in der Frühe abzureifen. Diefe
eine Naht ober wollte ih krönen. alle Kräfte entfeffelnd. alle Quellen der
Luft auffhließend. alle Tiefen des Herzens mit ihrem Sturz zu füllen.
Und über die leife mahnende Stimme hinweg. mit verbundenen Augen
an einer plößlih im Liht auftauchenden Geftalt vorbei. allen Ahnungen.
aller Liebe. aller vergangenen Shönheit zum Troy. blieb ih die Naht in
der Umarmung der Earedad. Draußen ftand ein drohendes Wetter.
Wolken hingen fhwer herab. Regen löfte fih von ihnen mit großen Tropfen.
im lauten Zornruf des Donners fchwand füßer Name und Liebeswort hin.
Der Shein der Bliße irrte durch das Zimmer und erleuchtete das Gefiht
der Earedad - da fhrie ich auf: ..Elvira i“. und meinen Leib an den
ihren gepreßt. vermeinte ih. feelenlos in alle Lüfte aufzugehn.
Aber als ih fpät am Morgen meine Wohnung betrat. hörte ich
haftige Shritte und fühlte keuhenden Atem hinter mir. Der Telegraphen-
bote rief mih an. Und wie ih das Telegramm in den Händen hielt.
wußte ih plößlih alles. Meine Füße fhwanden. die Welt verfank.
Jh las die hiffrierten Worte: ..Komm. ehe es zu fpät ift.“ Kein
Name folgte. Und plößlih. wie in einer Vifion der Gnade. fah ih. die
Ferne durhdringend. das Zimmer. in dem mein krankes Kind fiebernd lag.

Das gerötete Geficht lag matt und mit teilnahmslofem Ausdruck vom
Kiffen umrahmt. die Mutter aber - o Gott! -- die Mutter ftand und
fah mit angftvollem Blick immer auf das kleine Geficht. von dem fie ab
und zu behutfam den Schweiß wifchte und - auf einmal fah ich das
Zimmer fchwarz verhängt und auf dem Katafalk -- unter Blumen -
lag - Augen. was lag? - träumtet ihr nicht? Die füßefte Geftalt lag
hingeftreckt. wachsgelb die Wangen. gebrochenen Blicks. die Hände. zwifchen
denen ein Kreuz ftak. ineinandergelegt; weißes Kleid deckte den kalten Körper.
- im Haar waren Blumen - ah - Blumen! - ich erftickte - Luft!
Ich zerteilte die Luft mit den Armen und. alle Dumpfheit wegatmend.
hielt ich die Hände über Augen und Stirn. Dann - in dem blißhaften
Gedanken: noch ift nicht alles verloren! - fchnellte ich auf. packte in Haft
und fuhr zum Bahnhof. Allein der Zug ging erft nach Mittag. So
mußte ich warten; in Qual und düftern Borftellungen ertrng ich die
ohnegleichen lang fich hinziehenden Stunden.
Und dann fuhr ich: den Tag und die Nacht und wieder einen Tag
und eine Nacht und einen legten Tag bis zum Abend. O. diefe Sehnfucht
nach Haufe! O diefes Drängen. diefes Borwärtswollen. diefe angftvoll-
geduldlofen Blicke auf die immer wieder hervorgezogene Uhr. deren Zeiger
mir zum Trog nur noch langfamer fich zn bewegen fchienen. O. diefes
fichere Gefühl. den Zug überholen zu können] Denn man fp*'rt die Kraft
der Schnelligkeit in den Gliedern und fieht fich felbft im ge treekten Lauf
weit über Berge und cFelder hineilen. Mit einem Schritt bezwang ich
diefen Hügel - dann die Täler und Dörfer - weit hinter mir keuchte
der Zug - wie langfam der war! -“ Und dann diefes Nahekommen.
diefes aufregende Nahekommenl Wien! Nein: noch nicht Wien! Lange
fchon haben alle Reifenden ihre Sachen gefammelt und warten auf die
Halle - aber Wien ift noch weit! o lechzende Qual: Wien ift noch weit!
- Dann der lange Pfiff - die Schatten der Halle - die Räder
knarren. pfeiffen fchrill auf den Schienen. ein Rattern. Stoßen. Klirren -:
der Zug fteht.
Ich fuhr mit der Straßenbahn zum Ring und ftieg dort um: zur
Wiedener Hauptftraße weiter zu fahren. Als ich des Haufes anfichtig
ward. überfiel mich plötzlich eine tiefe Bangigkeit. und ich mußte innehalten.
weil mir das Herz überlaut fcblug. Mein Geficht war voll Schweiß und
rot. Meine Hände zitierten. fo daß ich die Reifetafche aufs Bflafter flellen
mußte. Ich vermochte mich kaum vom Bloß zu rühren. und als ich mich
doch überredete. waren mir die Füße fo fchwer und das Herz fo heiß vor
Angft - daß ich am liebften auf der Stelle geftorben wäre. Mühfelig.
keuchend ftieg ich die Treppe empor. und wie ich klingeln wollte. fiel mein
Blick auf einen an der Tür befeftigten. mit fchwarzer Roudfchrift be-
fchriebenen Zettel: ..Man bittet. nur zu klopfen."
Ich klopfte leife -* niemand öffnete: denn wer hätte dies auch ver-
nehmen können'rJ Und ftärker dann und ftärker - - da tat fich die Tür
auf. Das Dienftmädchen begrüßte mich mit verwundertem ernftem Blick

und ließ mich ins Empfangszimmer eintreten. Das war dunkel. Ehriftiane
erhob fiä) vom Sofa und ging mir entgegen. Ich erfchrak: fie war
fchwarz gekleidet.
Stumm fah ich fie an. ihre Hand ergreifend. ..Wie geht es?" fragte
ich dann in aufglimmender Hoffnung. aber ich vermochte den Saß nicht
zu vollenden.
..Gut Sehr gut". erwiderte fie.
II() atmete auf: ..Kann ich fie fehn?"
y. a."
„Und warum bift du wie in Trauer gekleidet?" wollte ich fragen.
aber die Worte ftarben auf meinen Lippen. Ehriftiane öffnete die Tür
zum Nebenzimmer - ich trat ein -- Weihrauchduft fchlug mir entgegen
- Blumen glühten im Dunkel - es ward finfter um mich - mein
Herz ftand ftill. Wie erfchlagen von einem ungeheuern Schmerzblock fank
ich vornüber in die Knie und fühlte nur noch das leichte Entfliehn des
Blicks in die Nacht. in die ich felbft rettuugslos hinftiirzte.
Als ich wieder zu mir kam. fand ich mich allein in einem düftern
Zimmer. das der wächferne Schimmer der Girandolen matt an einzelnen
Stellen erhellte. Aufgebahrt lag das Liebfte diefer Erde. unter Kränzen.
ganz in Weiß gekleidet. wie ich es geträumt hatte. und zwifchen den kleinen
durihfichtigen Händen ftak das Kreuz. von dem hing ein goldenes Kettlein
herab. und an dem Kettlein war ein Medaillon mit Bild. das - für
jeden zu fchaun -» auf dem weißen Kleide ruhte. Diefes Bild war das
meine - feft hielten es die erftarrten Hände: unzertrennlich dem Tode
vereint. lag mein Bild auf dem weißen Kleid. das kein Atem der Bruft
mehr kräufelte oder hob. Die tiefe Ruhe des Todes fchien fich dem
Zimmer mitzuteilen. allen Möbeln. felbft der Uhr. die ftehn geblieben war.
Die Fenfter waren von fchwarzen Tüchern verhängt - der Schein der
Girandolen hufchte über das (Heficht - ich fah es jeßt an - mein Herz
fchmolz -- löfte fich auf zu Ohnmacht. Hinfterben. Selbftoergeffen. Mein
Geficht in den Händen vergraben. kniete ich hin. und es war das Gefühl
iu mir. aus allem Getriebe der Welt für immer fortgenommen zu fein und
die Luft eines fremden Sterns zu atmen.
Da ging die Tür auf. und Ehriftiane kam. Schwetgend trat fie
neben mich. Ich wähnte: ihre Hände müßten mir Schultern oder Hände
berühren. aber nichts rührte mich an. Mit herabhängenden Armen ftand
Chriftiane neben mir. wortlos. unnahbar durch das Leid. das der Ernft
der Augen nicht mehr fpiegeln wollte. Endlich fagte fie: ..Glaubft du.
daß es ein Traum ift?"
Ich fchüttelte den Kopf.
..Ich glaube es". fagte fie nach einer Weile.
...Dann müßte mein ganzes Leben nur ein Traum fein". gab ich
zurück. „aber" - hier fchauerte es durch mich - ..dies ift die Wahrheit."
Sie nickte. ..In - wie fiiß fie daliegt!"
Ich fchwieg. erfchüttert. Ich wollte fragen. wann fie geftorben war.

aber ich vermochte es nicht - fo fah ich Chriftiane nur an. und indem
ich mich der Nächte in Barcelona entfann. fühlte ich Liebe. durch Reue
und Scham verftärkt. wunderbar fchmerzlos durch mein Herz gehn.
..Gehn wir". fagte Chriftiane. ..Wir wollen im andern Zimmer
weiter fprechen. Meine Eltern find abends fortgegangen - da find
wir allein.“
..Nein - nein“. verfeßte icb- ..Bleiben wir nur!" aber wie ich das
Geficht des Kindes wiederfah. ergriff es mich fo ftark. daß ich zur Tür
zurückwich. ..Du haft recht". fagte ich. ..gehen wir!" Und wir gingen
in das Cmpfangszimmer. in dem Chriftiane Licht anzündete.
Wie ich ihr nun im Licht gegenüberftand und das leidvolle Antliß
fah: mit den großen. verdunkelten Augen. die krankhaften Glanz irr aus-
ftrahlten. mit dem blaffen. zuckenden Mund - brach ich auf einmal -
ohne Worte in Tränen aus. Erftaunt legte mir Chriftiane die Hand auf
die Schulter.
..Was foll ich erft tun. Clemens i"l fragte fie.
..Wie mußt du gelitten haben -?" fchluchzte ich.
..Nicht fehr - nicht fo fehr. Damals. als du mich verlaffen haft -
damals ja - aber jeßi nicht fo fehr." Die Stimme fchwankte und ging
hauchend aus.
..Damals hab' ich dir fo weh getan »- fo unfäglich weh getan?"
Sie nickte. ..O ja - jeßt ift es fchon gut." Und lebhafter fuhr
fie fort: ..Auch für das Kind ift es gut: fo aus aller Düfterheit ge-
nommen zu fein. Denn hätte es nicht dunkleres Los erwarten können? -- So
ift es frei." Und nach einem Schweigen langfam wiederholend: ..So
ift es frei.“
..- und du Chriftiane?"
FF
..Was wird mit dir fein?"
..Weiß ich es? Irgendwie werde ich in das Leben zurückfinden.
woher ich gekommen bin.“
..Nun will ich immer bei dir bleiben l" rief ich aus. mich an diefes
leßte Ziel mit Leidenfchaft anklammernd.
Aber Chriftiane fchüttelte den Kopf. ..Jeßt nicht mehr. Clemens.
Du haft dich von mir gefchieden. Wer fügt Getrenntes wieder zufammen?
Zu dem Schatten. den der Tod der einen Beate zwifchen uns gelegt hat.
tritt nun. verftärkend. ein tieferer Schatten.“
..Srhatten gegen Schatten l‟ unterbrach ich fie, Der eine löfcht den
andern und nimmt ihn fort."
..O nein." entgegnete fie. - ..dies hab' ich gut im Gefühl. Dies
weiß ich.“
..So willft du mir immer fern bleiben ?tl rief ich mit angftvoller Er-
wartung auf ihren Mund fehend. von dem die Antwort ruhig kam:
..Ich muß es. Clemens.“
Meine. Worte fanken in Schweigen zurück. Ich fühlte die Ent-

fchiedenheit eines Shickfals. das ih felbft gerufen hatte. um ein anderes. das lauerte. zu verdrängen. Doh im geheimen hoffte ich viel vom Mitleid.
Aber Mitleid kam niht. Chriftiane erzählte mir vom Tode des Kindes. Das klang fo ftill. fo wie leife Anklage. gedämpft durch das Zimmer und die Nähe des Todes. Und immer noch fprah die traurige Stimme. neuer Ereigniffe gedenkend. neue liebe Worte und rührende Begebenheiten aus der Tiefe des Verfchollenfeins heraufholend. In einer wundervollen Stimmung des Laufhens ftand ich ihr gegenüber. ihr Geficht anfehend. das im Schatten der Lampe und gefenkt war. Es fhien. als kämen die Worte von felbft von den Lippen. die fich nur ftill - ganz müde - bewegten.
Und dann kam das Schweigen. das befagt: nun ift es Zeit. zu gehn. Ich fprah einiges Wertlofes. dann nahm ich Abfchied.
Sie reihte mir die Hand. ih beugte mih und küßte - ganz in Schmerz - die kühle weiße Flähe mit einem langen. innigen. fehnfühtigen Kuß. Dann rihtete ih mih auf. und indem ih ihr noh einmal feft in die Augen fah. ließ ich ihre Hand finken. Ich fhritt zur Türe - fie oerharrte auf ihrem Plage. Noh wähnte ih: fie würde mir uacheilen. meinen Namen rufen und mich unter Liebkofungen und Tränen zurückzuhalten verfuchen - aber da war nur Schweigen und Atemgang im Zimmer. Da fhloß ih ganz leifc und behutfam die Tür und ging . . . und als ich durh die fchon nächtlihen Straßen nach Haufe fhritt. * war es mir. als wäre alles nur Dunkelheit. In der Tiefe der Einfamkeit hörte ich die Quelle des Shmerzes laut durch mein Herz raufchen.

Siebentes Kapitel.

So war ih am Ende der Einfamkeit zurückgegeben. Aber war dies Einfamkeit? Diefes Laufhen auf den großen. dunkeln Schmerz. der aus den Tiefen der Bruft wie ein ftarker Brunnen verworrene Laute heraufchickte. Heute. da ih dies fchreibe und mit einem einzigen Blick die ganze Kette der Erlebniffe umfpanne. da ich aus ruhiger Aufgeklärtheit zurückdenke an Gefahren und Trauer. an die ohnegleichen beftimmende Tragik diefes vom Tod bis zum Ausklingen gezeihneten Lebens. - fheint mir an manhen Stunden heldifh. menfchlihes Maß überfteigend. was ich erlitt; was ich an Einfamkeit trug. an Schmerz durch Tage und Nähte fhleppte. immer wieder im Glauben. zufammenbrehen zu müffen und immer wieder mit der gleihen Verwunderung: noh zu fein. zu leben. zu atmen. mih zu fühlen. Und meine Wertlofigkeit. mein Verlorenfein im Innerften begreifend. ja über diefes Begreifen felbft noch in tiefere Trauer gcftürzt. von einem Gedanken zum andern geheßt. verfcheuht von einer Liebe zur anderen icrend. kam ich eines Abends zu einem Tor. daoor ih oft und lange in Gedanken gefianden hatte. Aber ih hatte nie gewagt. es zu öffnen, Da fprang es plößlih blendend auf. und ih blieb

feltfam angelockt. vor der Schwelle ftehn. - Dies war das Tor des
Todes.
Ich wunderte mich, daß ich. der fo viele geliebte Menfchen fterben
fehn mußte. im Grunde fo ficher das Leben gefühlt hatte. Selten war
mir der Gedanke gekommen. daß mich ähnliches Gefchick aus der Ferne
oder aus fchrecklicher ungefehener Nähe erwartete: ich hatte ein eigenes
Gefühl des Gefchüßtfeins: daß mein Leben in der Hand eines gerechten.
mir freundlichen Wefens von großer Macht ruhe. das mich bis zur
äußerften Grenze des Greifentums den Kräften der Erde und des Lichtes
laffen wollte, Das Wort meiner Mutter: ..Gib acht. Clemens - Gott
wird dich zu großen Dingen führen" blieb mir wie etwas Immerwaches
im Bewußtfcin; ein eigentümliches. oft an Wunder grenzendes Entrinnen
aus drohend aufgetauchten Gefahren ftärkte 'und ftüßte es. bis der Glaube
zur Uberzeugtheit erftarrte.
Auf einmal erfchien mir das Sterben als Ausweg. als Rettung vor
der furchtbaren Einfamkeit. in die mich Schmerz und Schickfal immer tiefer
trieben. Ich ftellte mir das Hingehn unbefchreiblich wohlig vor: wie eine
Auflöfung in frühlinghafte Lüfte. ein Hinhallen. Verhauchtwerden. ein
Erkennen fremder Sphären und Geftirne. überhaupt: einen mittlern
Zuftand. in dem Sinne und Seele zu einem unbefchreiblich vertiefenden
Luftgefühl fich vereinten. Und da meine Träume fich fchwerftem Dunkel
zuueigten. fo riß ich fie mit diefem in ein helles Land. dem meine
Sehnfucht mit einem fo innigen Begehren zuftrebte. daß es mir klar war;
es ift an der Zeit. .
An einem Abend fchlenderte ich. von der Stefanskirche kommend.
durch die Wollzeile. um in den Stadtpark zu gehn. Vor der großen
Waffenhandlung blieb ich ftehn. befah die Auslage von Gewehren und
Viftolen. ging zur Eingangstüre. zögerte undtrat wieder fort. Langfam
fchrilt ich die Straße hinab. dem Stadtpark zu. Als ich aber am Kur-
falon vorbeiging und die vielen Menfchen in feinen Kleidern erblickte.
kehrte ich um. unb nun tiefer in den Gedanken des Todes geratend.
verließ ich den Garten und ging in die Wollzeile zurück. Bor der Waffen-
handlung fagte ich plößlich laut zu mir felbft: ..Du haft keinen Mut
und keinen Willen.“ - ..Ich muß ihn haben“. antwortete ich mir und
ergriff den Entfchluß wie etwas Wefenhaftes. Dann trat ich ein in dem
Bewußtfein: es kann jedenfalls nicht fchaden. einen Revolver zu befißen.
und fo kaufte ich ruhig einen fchlanken fechsläufigen mit den Patronen.
den ich nach langem Wählen einer kleinen Vifiole mit böfem Stahlglanz
vorzog.
Diefen Revolver trug ich ftets bei mir. Oft nahm ich ihn des
Abends - ungeladen - hervor. fah ihn an. pußte den Stahl blank
und fprach zu ihm: ..Alfo - du kleines Ding kannft mir Wegweifer
werden - kannft mich zu jenen fchattigen Gebieten führen. aus beiten
mir durch mein Leben hin Ruf und Mahnung entgegenfcholl?" Und ich
feßte ihn an die Schläfe. preßte ihn feft. daß es faft fchmerzte. und drückte

den Hahn ab . , . _ und freute mih in dem Gefühl. zu leben,
Dann fah ih alles in tieferm Liht wie in einer höhern Wahrheit. und
oft war es mir. als müßte mih diefes kindifhe Spiel dem Heil und der
Erlöfung nahebringen.
Als aber der Winter kam. verdunkelte fih plößlih mein Herz. Ich
faß an den Abenden allein am Tifh. den Kopf auf die Hände geftiißt.
im dumpfen Hinbrüten den Drohungen der Vergangenheit und des Schickfals
preisgegeben. Nun war feibft der treue Shmerz entwihen. Jh hatte
Ehriftiane vergeffen: - liebleer. öde und wertlos fhien mir die Welt.
fonderbar ih. der ziellos alte Wege durh fie weiter wandern wollte.
Ich kam mir vor wie aus einer fernen Zeit. wie ein Verzauberter. den
Erlöfung aus hundertjährigem Shlaf zu dem Anblick einer veränderten
Gegend erftaunen läßt. Das fihere Begreifen eigener Uberflüffigkeit. diefes
lähmende Gefühl. das jeden noh fo gewaltfamen Entfhluß leiht mahen
kann. durhdrang. durhfeßte mih. und da ih nah einer weiten Umfchau
zu dem fhmerzlihen Geftändnis kam. daß nirgends Liebe für mih bereit
war -. fo befhloß ih endlih. die Tat zu begehn. nah der mih früher
nur ein fpielerifhcr Drang leihthin gewiefen hatte. Zh befhloß. zu fterben.
An einem frühen Abend nahm ih den Revolver. lud ihn mit allen
fehs Vatronen und hielt ihn mir ans Herz. Das fhlug mit fo heißem
Schlag. flatternd wie ein erfhreckter Vogel. und das Leben fhrie auf in
ihm. daß die Hand mit der Waffe kraftlos herabfank. Vielleicht. dahte
ih. ift der Tod ohne Maht in diefem Haus: fo entfchloß ih mih. in
einem Garten zu fterben. Da ih mih für keinen entiheiden konnte. ging
ich daran. zu [ofen. Jh fhrieb die Namen der Gärten auf kleine Zettel.
die ich in eine Vafe legte. dazu tat ih einen weißen. unbefhriebenen.
der das Leben bedeutete und auf den ich eine ftille Hoffnung feßte.
Dann fchwang ih die Vafe - und bückte mih. den im Lufthauch
fhwebenden Zettel zu erhafhen. aber der entfhwand der fangenden Hand.
und erft. als er am Boden angelangt war. konnte ih feiner habhaft werden
und lefen: „Friedhof“.
So fuhr ich zum Friedhof. An meines Kindes Grab gedahte ich
zu fterben.
Weiß lag der Garten des Todes: verfhneit. Sonderbar mutete das
weiße Laub der fonft dunkelgrünen Lebensbäume an. und die weiße Decke
der Hügel. die fonft Blumen trugen. ftimmte mit einer im Grunde dem
Tod entfremdten Weife. Da nun der Tod Winter in den Garten des
großen Todes gekommen war. tötete er diefen feibft. Die Feierlihkeit.
die Alleen nnd Gänge heiligt. tiefere Gedanken und ehrfurhtsvolle Er-
innerungen aufweckt. war feibft geftorben. Still ftand ih vor meines
Kindes Grab und konnte es niht glauben. daß ih noch diefe Naht hauh-
los und blutend im Shneebette ruhn follte.
Doh die Tat mußte gefhehn. Zh griff in die Tafhe - aber
rafh zog ih die Hand zurück: eiskalt hatte fie der Lauf der Waffe
berührt. Den Handfhuh flühtig übergezogen. ergriff ih fie noh einmal

behutfam. und nun hielt ich fie und fah das blaffe Funkeln des Stahls
mit Furcht und Graufen an. indes mir eifige Kühle wie ein Tier bis
ans Herz kroch.
Ich ftreckte den Arm aus und hob die glißernde Waffe zum Himmel.
Den Schuß will ich hören. dachte ich. und fpannte den Hahn, Aber
plößlih fühlte ich den Arm fchwer werden. gleich als ob eine Laft auf
ihm * ruhte und - nun merkte ich. daß eine fremde Hand fih auf ihn
Erfchrocken wandte ih mich hin - -da ftand Ehriftiane -.
n' t: es war alles Traum.

- die darfft du niht fuhen."
..Befreundet ift mir die Gewalt". antworte ch. ..Wer als fie
bemühte mich zu erlöfen?" x,
..Nicht doch -" fagte Ehriftiane. ..Niht die Gewalt erlöft - die
Zeit ift es - und fo ift das Ziel die Ruhe des Lebens." --
Ich ftand. erfchüttert von dem dunklen Aufklang in dem ruhigen
Gleichmaß der Worte. bis in die Seele ergriffen.
Ehriftiane fuhr fort: ..Du und ich -: wir find jeßt beide allein.
Jft fie nicht köftlich. diefe Einfamkeit. da Erinnerung unberührt ruht. Gutes
und Böfes immer den Traum der Schönheit heraufruft. ohne Gerechtigkeit
Vergangenes geliebt wird? Jft niht eine tiefere Nachficht in diefer Zeit.
da man Erlebtem mit Wehmut und dem Gefühl. am Leid gewachfenr zu
fein nachfieht etwa wie wir unferem Kind - nachgefehen haben. wenn
es von uns hinweg in fein Zimmer getragen wurde. um zu fchla' en.
So retten wir uns langfam in ein höheres Leben hinüber. da Ruhe Hift
und Gefahrlofigkeit und das untere Leben nur mehr in Träumen aufwa t
und vorbeiraufcht.
..Ehriftiane". fagte ih. ..vielleicht ift mir noch ein tieferes Leben vo -
bereitet. Wenn ih diefe Form zerfhlage. dringe ich zu leßten Geheimniffer
vor. mich über Furht und Qual erhebend dem Tod entrückt. der mich
von fich felber befreien möchte."
Statt aller Antwort entwand mir Ehriftiane leiht die Waffe. Ich
ließ es gefchehen. Sie fpannte den Hahn und den Arm erhebend. daß
der Stahlglanz im fchneebleichen Winterhimmel verfchwamm. ließ fie die
Kugeln mit großem Laut aus dem Lauf fliehen. Das Feuer gab glut-
haften Schein. wie kurze Dornier ftürzten die Schüffe in die beginnende
Nacht hinaus.
Es war ein großer. unvergeßliher Anblick. Das leidende Geficht
Ehriftianes erhob ein bedeutender Zug ins Erhabene. Ihre Augen hatten
einen ftarren. fchwebenden Glanz und ftrahlten dann wie aus einer Licht-
fiille. als fie mir die beraubte Waffe reichte. ..Run habe ich dir die
leßte Liebe getan". fagte fie. ..Jeßt dürfen wir ohne Leid voneinand gehn."

Ich fank ihr zu Füßen in den Schnee. ..O meine Schwefter Ehriftiane".
wollte ich fagen. aber fo ftammelte ich nur und wie fie fich gütig zu mir
herabbeugte. ergriff ich ihre Hände und küßte fie lange. eine nach der an-
deren. Da beugte fich Ehriftiane tiefer und drückte mir die Lippen auf
die Stirn . . . und Seligkeit überflutete mich, aller Schmerz ftrömte aus
mir und ftieg in die weiße Nacht auf. die mich plößlich einhüllte. als fiele
Schnee vom Himmel. Weiß umflort. flimmerte mein Blick und oerwirrte
fich - und als ich mich wieder frei und klar fand. fielle. da kniete ich
allein an meines Kindes Grab. Ehriftiane war fort. und da Schneefchleier
langfam herniederglitten. kehrten die ausgefandten Blicke nach kurzem Fern-
fein ratlos zu mir heim.
Ich nahm den Revolver und legte ihn vor den Grabftein. Dann
fchritt ich fort. durch den Garten. aus dem Tor. langfam. belebenden
Hauches voll und im Gefühl der winterlichen Stille. die in mich eindrang
und mein Herz überwölbte. Die Kleinheit des Lebens unter mir erkennend.
ging ich hin. über den Schatten des Todes hinwegfchreitend. in ein
blaffes Land. das fich mir fchweigfam erfchloß und zu eigen gab: in die
Ruhe des Lebens,
Ende

Seele des Armen

Stille nun . . ftille . . Riihre
Dies tiefe Leben nicht an.
Das Glück hat meine Türe
Klingend aufgetan.
Es lacht auf meiner Schwelle . .
Ich find nicht aus der Nacht
Und bin doch vor lauter Helle
Zitternd aufgewacht.
Kober-t Walter-[item-

M. v. Vunfen:
Erinnerungen an die Bismarcks
Als wir nach den glänzenden Feften. die zu Ehren der Bermählung
des Prinzen und der Prinzeffin von Piemont in Florenz veranftaltet
worden waren. abreiften. dachten wir nicht. daß viele Jahre vergehn
würden. ehe wir wieder zu der fchönen Stadt zurückkommen wiirden.
und doch war dem fo, Jm Sommer 1868 wurde mein Mann zum Le-
gationsrat an der Gefandtfchaft im Haag ernannt. follte aber erft im Aus-
wärtigen Amt in Berlin eine Zeitlang unter dem Grafen Bismarck ar-
beiten. Wir kamen am 1. Januar 1869 dort an. und fobald fich Karl
gemeldet hatte. dadurch daß er fich an den verfchiedenen Höfen ein-
gefchrieben. wurde er zu allen Hoffeften geladen und mit der großen Güte
behandelt. die der greife König (fpäter Kaifer Wilhelm l.) ftets allen
Mitgliedern der Bunfenfchen Familie zuteil werden ließ. Meine Stellung
war nicht ganz leicht. denn ich war nie vorher in Berlin gewefen. und
hatte nicht Gelegenheit gehabt. der Königin und den königlichen Prin-
zeffinnen vorgeftellt zu werden. Da mein Mann damals direkt unter
Graf Bismarck ftand. ftellte es fich bald heraus. daß (die Gräfin Bismarck
die richtige war. um mich vorzuftellen. denn fie war momentan unfre
..Chefeufe“. Bei der außerordentlich gefeierten Stellung. die Bismarcks
Carl von Bunfen ift Sekretär und fpäter Legativnsrat an den preußifchen Ge-
fandtfchaften in Turin. in Florenz und im Haag gewefen. und das in einer Zeit.
wo er viel zu fehn und zu hören bekam. was von hiftorifcher Bedeutung war.
Bei jeder der drei Gefandtfchaften erlebte er einen Krieg. In Turin den Krieg
der vereinigten Streitkräfte von Frankreich und Italien gegen Oefterreich
im Jahre 1859. in Florenz den Krieg von 1866 und im Haag den deutfch-
franzöfifchen Krieg. Unter dem frifchen Eindruck diefer Ereigniffe hat die
Gattin Bunfens. geborene Waddington. an ihre Familie ausführliche Briefe
gefchrieben. die demnächft im Verlage von Earl Siegismund in Berlin
erfcheinen. Mit Erlaubnis des Verlags drucken wir hier aus dem ftarken Bande
etliche Briefe ab. die den Aufenthalt in Berlin. die Beziehungen zum Hof und zu
Bismarck behandeln. Carl von Bunfen arbeitete 1869 im Auswärtigen Amt.

nah dem fiegreihen Feldzug mit Oefterreich inne hatten. hätte ih gar
keine beffere enaperone haben können. und Gräfin Bismarck übernahm
ihre Aufgabe mit einer folhen Güte. daß ich mih ihrer ftets mit auf-
rihtigem Dank erinnern werde. Zufälligerweife war ih die erfte Dame.
die fie fo einführte. und mein Debüt in Berlin war dadurch niht nur
fehr befriedigend. fondern eigentlich eine Senfation. Dank diefer Um-
ftände genoffen wir die Fefte eines glänzenden Karnevals ungemein und
hatten in etwas über drei Monaten reichlih Gelegenheit. die Berliner
Gefellfchaft nah allen Seiten kennen zu lernen.
In den erften Tagen des Ianuars wurde verabredet. daß die
Gräfin Bismarck mit mir zur Gräfin Schulenburg. der Oberhofmeifterin der
Kaiferin. fahren follte. um meine Vorftellung bei Hofe zu oeranlaffen.
Der Bismarckfche Wagen kam um 3 Uhr. um mih abzuholen. und ih
. fuhr allein zum Auswärtigen Amt, Ih glaube. wenn es ein Trans-
portmittel der Seraphinen gewefen wäre. hätte es bei den Leuten in
unferm Hotel keinen größern Eindruck mahen können. Die Gräfin
Bismarck empfing mih fehr freundlich. Sie hatte fich niht weiter be-
micht. fich fchön zu mahen fiir die Ober-Hofmeifterin. fie war in ein-
fahem blauem Serge mit Velzbefaß. Ich hatte natürlich in gewiffer
Weife Toilette gemacht. Nachdem ih gefehn hatte. wie wichtig hier alle
kleinen Etikettefragen genommen werden. konnte ich nur dagegen pro-
teftieren. zuerft einzufteigen und mih im Wagen rehts zu feßen. ..Ah.
meine Liebe. das maht gar nihts.‟ war Gräfin Bismarcks Antwort.
was wieder die Wahrheit des Wortes beweift; ..qu'il 'auf mieux
Z'aäresser an von Dion qu'il 3er. Minis.“
Wir fuhren nun zur Gräfin Schulenburg - einer fteifen. fehr
förmlichen. aber niht unfreundlihen alten Dame. Sie und Gräfin
Bismarck verhandelten meine Angelegenheiten miteinander. Ich folle
alfo zur Shleppen-Cour vorgeftellt werden. und die Gräfin Bismarck
nahm an. daß es genüge. wenn fie mih nun nur noch den Damen der
oerfhiedenen Vrinzeffinnen und des Corps cliplocnatique vorftellte. Die
Schulenburg meinte aber. da wir nun einmal unterwegs wären. follte
fie mih doch gleih zu den Frauen der Minifter und erften Hof-Chargen
nehmen. und damit war fie denn auh einverftanden, So fuhren wir
über eine Stunde umher. und gaben meine Karten in denen der
Gräfin ab. die gütigerweife eine Lifte der Befuhe mahte. „damit Sie
wiffen. wo Sie gewefen find“. Wenn wir bei Hofdamen vorführen.
fragte fie. ob fie zu Haus wären. und fagte mir. es wäre doh beffer.

wenn fie mich gleich vorftellen könnte; bei den andern würde fie es am
Montag bei Lord Auguftus Loftus. dem englifchen Botfchafter. oder
Sonnabend bei Benedettis (Frankreich) tun. Schließlich ftieg fie am
Schloß aus. um felbft einen Befuch zu machen. und fchickte mich mit
dem Wagen nach Haus. Der Voften am Schloßtor erkannte noch im
letzten Augenblick. daß er vor mir nicht zu präfentieren brauchte. und
ich kam zurück. wo es Karl lebhaft intereffierte. von meinen Erlebniffen
zu hören.
Am Montag klopfte ein königlicher Lakai an unfre Zimmertür mit
einer Lifte in der Hand und brachte eine mündliche Einladung zur
Krongrinzeffin.
Vunkt fünf Uhr waren wir im Kronprinzlichen Valais - einem
fchönen Gebäude. faft am Ende der Straße Unter den Linden, Eulen;
burg und Iasmund. alte Florentiner Bekannte. empfingen uns im Salon
mit der Gräfin Hohenthal und der Gräfin Reventlow. zwei von den
Hofdamen der Vrinzeffin. Außer diefen und mir felbft waren nur drei
andre Damen da. Wir ftanden und fprachen zufammen. bis fich plöß-
lich eine Tür öffnete und die Kronprinzeffin hereintrat.
Sie fah fehr gut aus. viel beffer als auf ihren Bhotographien.
Sie hat die fchönften klugen Augen. die man fehn kann. ein gewinnendes
Lächeln. fchöne Zähne und etwas Lichtes. Anregendes in ihrem ganzen
Wefen. Sie war in weißer Gaze Chamberh mit einer roten Schleife
im Haar. die fehr fchön gefteckt war. mit inmitten einer Menge kleiner
Locken. Sie ging erft zu einer alten Exzellenz. Frau von Bülow. und
fprach mit ihr. Dann kam fie zu mir. Gräfin Hohenthal ftand daneben
und nannte meinen Namen. Sie fprach englifch und fragte nach meiner
Schwiegermutter. Inzwifchen war der Kronprinz aus einer andern
Tür hereingekommen in Uniform. aber ganz fchlicht ohne Orden.
Nach einiger Zeit feßte fich die BrinzeffitfaufhifiSäfFnd fordert*e
die Exzellenz auf. fich neben fie zu feßen. Eulenburg bezeichnete mir
einen Stuhl auf der andern Seite eines runden Tifches. der vor dem
Sofa ftand. Er ftellte verfchiedene Herren vor. - einige davon Künftler
- die auch an dem Tifch Platz nahmen. Karl und Theodor* faßen
an einem andern* Tifch mit den Hofdamen. Diefer Teil des Abends
war miihfam. denn es wurde nur deutfch gefprochen. und fobald die
Konverfation zu ftocken fchien. brachte Eulenburg einen andern Herrn
heran. fodaß man unentwegt fprechen mußte. Bald rief aber die Kron-
* Mein Schwager.

Prof. Auguft Gaul
Tierfkizzen
(Zum AuffaÃŸ von Vaul Lothringer)
*ii

prinzeffin mir zu: „Frau von Bnnfen. wollen Sie fich hier zu mir
feßen?“ So kam ich heran und fetzte mich. nicht auf das Sofa. fondern.
auf einen Stuhl daneben. Dann fragte fie mich; „Haben Sie gefehn.
welche fchreckliche Dummheit ich eben gemacht habe?“ Natürlich drückten
meine Mienen höchftes Erftaunen aus. da fo etwas doch unmöglich fei.
„Ich fprach mit Ihrem Schwager anftatt mit Ihrem Mann; es ift un-
verzeihlich. aber ich kann zu meiner Entfchuldigung fagen. daß ich zwei
ganze Gefellfchaften im Kopf haben muß. aber ich werde es fehr wieder
gut machen.“ Darauf ließ fie Karl rufen. der entzückt von ihr war
und fie fo amüfant unterhielt. daß fie über feine Gefchichten Tränen
lachte.
Vorher hatte ich mit Grimm gefprochen. dem Verfaffer des Lebens
von Michel Angelo. und wir [achten über etwas. als der Kronprinz
plößlich feinen Stuhl zwifchen uns fchob. mir die Hand gab und fragte.
worüber wir (achten, „Aber Sie fprechen ja deutfch. und was macht
meine kleine Freundin; wie gefällt ihr Berlin?“ Ich fagte ihm. wie
Bunfen fich hier fehr glücklich fühle. und wir fprachen fehr nett zu-
fammen. Ja. die Gräfin Hohenthal erkundigte fich nachher bei mir.
wo ich denn mit S. K. H. fo bekannt geworden wäre. . , . Der Kron-
prinz zeigte mir feine Bilder: „Ich fürchte. ich habe keine Anfichten von
Florenz hier; aber das kennen Sie doch.“ (er zeigte auf eine Anficht
von Neapel) „und das“ (der Löwe von San Marcus auf der Viazetta).
Er fprach wieder englifch mit mir. was ich ja im ganzen viel lieber
mag. Nachdem die Vrinzeffin fort war. blieb er noch einige Minuten
da und unterhielt fich. dann gab er den Damen die Hand. größte und
ging fort. Darauf entfernten fich alle - auch die Hofdamen. Wir
fuhren weiter zu Benedettis. wo es entfeßlich voll war und wo die
Gräfin Bismarck ihr Verfprechen getreulich hielt. mich rechts und links
vorftellend.
Jm Januar noch hatten wir einen Hofball im Schloß. und Bunfen
war auf dem Kinderball beim Kronprinzen. Am 1. Februar war ein
Ball beim Prinzen Friedrich Karl. am folgenden Mittwoch bei Graf
Launan. dem italienifchen Gefandten. und Sonnabend ein Maskenball
im kronprinzlichen Valais. Auf dem Schloßball ließ fich mir Herr von
Keudell vorftellen. Er ift eine fehr wichtige Verfönlichkeit. er hat die
Leitung der Mitglieder des Auswärtigen Amts und ift einer der
wenigen Vertrauten Bismarcks; es war mir fehr intereffant. ihn kennen
zu lernen. Er ift noch jung und fieht gut aus in feiner weißen Land-

wehruniformx derfelben- die Bismarck trägt. Er hat einen fchönen- ge-
waltigen Kopfy fehr ruhiger fanfte Bewegungem aber teilt, den über-
arbeiteten unruhigen Blick feines großen Chefs. Er fagtel daß Gräfin
Bismarck mir den erften Eintritt in die Berliner Gefellfchaft erleichtert
hätte- fagte mir Freundliches über mein gutes Deutfch und war über-
haupt fehr liebenswürdig. Es iftdoch fehr eigentümliclx mit einem Manne
zufammen zu kommen» von dem fo viel von unferm künftigen Leben
abhängt. Aber ich glaube doch fo fehr viel hat er auch nicht zu fagen-
denn ohne Einwilligung des allerhöchften Chefs darf doch keiner den
Finger rühren. Es ift wunderbar- was für eine Furcht diefer Mann
einflößß und es ift anfteckend! Das erfte Mal als wir hingingem um
der Gräfin Bismarck unfern Befuch zu machen„ zeigte mir Karl mit
einer ehrfürchtigen Gebürde eine Anzahl Hüte und Helmet die auf dem
Flurtifch ftanden- von denen er annahm„ daß fie dem gefürchteten
Bismarck gehörten. Ich hatte dabei eine Art Wilhelm-Tell-Gefühl gegen
diefe Kopfbedeckung und fonnte mich gewiffermaßen in diefer Erhabenheitx
aber als ich neulich wieder hinlam- die Gräfin zu befuchen„ die leider
ausgegangen warx da fühlte ich doch daß ich die Berliner Gefühle fchon
fehr teile.
Nach dem Souper und dem Gefprc'ich mit Keudell fuhren wir nach
Haufen wash wie wir fpäter hörtenl ganz unerlaubt warx da man
eigentlich bleiben mußt fo lange der Hof da ift. Einmal fall der König
aus irgend einem Grunde einen Hofball allein früher uerlaffen habent
wiihrend die andern Fürftlichkeiteu noch da waren. Er begegnete zwei
Menfchen auf der Treppe die fich augenfcheinlich eben drücken wolltenl
da war er gar nicht freundlich! Der arme Abeken- den wir am andern
Morgen fahm hatte bis 4 Uhr morgens ausgehalten- was bei feinem
Alter und feinen vielen Gefchüften als Vortragender Rat im Aus-
wärtigen Amt jedenfalls nicht zu feinem perfönlichen Vergnügen ge-
fchehn war.
Am Sonnabend war die große Aufregung des Maskenballs bei den
Kronprinzlichen Herrfehaften. Karl trug das Koftiim„ das für feinen
Vater gemacht worden wart zu einem Feftt das die Königin Viktoria
gab/ wo alle im Koftüm Louis xu. erfcheinen mußten. Mein Schwieger-
vater machte alles gründlich - fo fand er denn herausx wie zu jener Zeit
ein preußifcher Minifter gekleidet war. Der Anzug hatte feitdem un-
berührt gelegen und mußte natiirlich ftark aufgefrifcht werden„ eine neue
Goldfpiße war aufzufeßen 2c.- aber das war alles durchaus nicht koft-

fpielig und fah recht gut aus. Mit einer weißen Verrücke und Schuhen
mit hohen Hacken. dreieckigem Hut. war er gänzlich unkenntlih und
amüfierte fih fehr über fih felbft. Müller mahte mir etwas. was einen
Romeo-Domino vorftellen follte. in grau und filbernem Tarlatan. zu
gepudertem Haar. und einer Kapuze. die beim Demaskieren abgenommen
werden follte.
Oben an der Treppe empfingen uns Eulenburg und Iasmund un-
maskiert. fie trugen närrifhe. kleine fhottifhe Velerinen aus Atlas.
wohl damit fie niht gar zu fhwarz ausfähn. Sie nahmen unfre
Billets und murmelten Beifall. konnten uns aber natiirlih niht er-
kennen. Wir gingen in den herrlihen Räumen umher nah den Klängen
des Menuets aus dem Don Juan. alle trugen die fheußlihe fhwarze
Maske. Man oerfuhte. fih gegenfeitig zu erkennen. aber es wurde
niht viel gefprohen und geneckt. obgleih ih glaube. daß ziemlih viel
intrigiert wurde. Im ganzen war es etwas unheimlih zuerft. und
als eine der echteften Masken. Graf Harrah. als Mitglied des Behm-
gerihts die Hand drohend erhob und uns alle mit einer fhrecklihen
Ruhe bedrohte. konnte man gar niht umhin. zu erheben. Etwa nah
einer Stunde wurde der Befehl gegeben. zu demaskieren. was jeder mit
Freuden tat. denn eine Maske ift durhaus kein bequemes Möbel. Aber
kaum hatten wir fie abgenommen. fo hieß es. fie wieder anlegen. auf
Befehl des Königs. den es zu amüfieren fhien. S. M. foll das Ge-
miitlihe. Formlofe folher Fefte lieben. d. h. in gewiffen Grenzen. denn
als eine Maske fih erlaubte. ihn auf den Magen zu klopfen und fragte:
..Wie geht es. Alterhen?“ reckte fich der .König in die Höhe und ant-
wortete: „Alles fagen. aber niht anrichten.“ Ih oerfuhte. Stofh irre
zu führen. den ih erkannt hatte in dem Augenblick. wie die Masken
abgenommen waren. aber er fagie mir gleih. ih dürfte niht deutfh
fprehen. wenn ih unerkannt bleiben wollte. fo gab ih es auf und
war feelensfroh. wie wir endlih von unfern fhwarzen Dingern befreit
wurden und man fehn konnte. wer jeder war. Bismarck war in blauem
Domino. der König auh in blauem Moirä-Antique-Domino oder viel-
mehr dem Gedanken eines folhen. denn es war nur ein kurzes Mäntelhen.
Die Kronprinzeffin war als Iane Sehmour. ein wunderfhönes. ehtes
Koftüm. aber es muß entfeßlih heiß gewefen fein - ganz in Sammet mit
einem fhweren Kopfpuß. die Brinzeffin von Hohenzollern fah entzückend
aus in einem mittelalterlichen Gewand; es waren überhaupt wunder-
fhöne Erfheinungeen da.

Nun fing der Hauptmoment des Feftes an. das Tanzen der Qua-
drillen. Die Herrfchaften festen fich am Ende des Saales. und vor
ihnen wurde ein Raum freigehalten durch Seidenfchnüre. die die Um-
ftehenden fefthielten. Karl war fo fchlau. die Schnur zu erwifchen. fo
bekam er einen fchönen Platz gleich vorn. Die erfte Quadrille waren
deutfche Märchen. in der Blaubart. Rotkäppchen (ein wunderfchönes
Mädchen. Gräfin Haßfeld). Afchenbrödel 2c. figurierten. Dann kam eine
Landhochzeit in Koftiimen der Zeit Ludwigs xy.. mit gepudertem Haar.
wobei wunderfchöne Damen tanzten. z. B. Gräfin Harrach. Tochter der
Gräfin Pourtales. und eine junge Ladr) Brabazon. die Frau eines
englifchen Gefandtfmaftsfekretärs. Aber das hübfchefte von allem war
ein fteitifcher Bauerntanz. fehr fchnell und lebhaft getanzt mit klirrenden
Sporen und Schnalzen mit den Fingern. ähnlich wie ein fchottifcher
„keel“. Es machte einen entziickenden Effekt. und fie tanzten mit er-
ftaunlichem Temperament. wenn man bedenkt. daß fie Tag für Tag
geprobt hatten und noch allabendlich Bälle gewefen waren (feit ungefähr
14 Tagen). *
Etwas befonders Reizendes auf dem Maskenball war der kleine
Prinz Wilhelm. angezogen wie die Bilder Friedrichs des Großen als
Kind. mit einem kleinen Zopf und gepuderten Haaren. Er fah füß aus . , .
Dienstag waren wir wieder bei Benedettis. das war fehr hübfch.
GräfinZBismarckkwar da. die ich längere Zeit nicht gefehn hatte. weil
der große Mann krank war. Sie fagte niir. es ginge ihrem Manne jeßt
beffer. ..fonft wäre ich nicht gekommen.“ Sie lebt nur für ihn und fißt
Nacht für Nacht bei ihm. wenn er bis zwei oder drei Uhr arbeitet. In
den forgenoollen Zeiten vor dem öfterreichifchen Krieg war Bismarck fo
nervös erregt. daß er durchaus nicht fchlafen konnte. Er arbeitete die
Nächte durch. bis er gänzlich erfchöpft war. und warf fich dann auf ein
Sofa. um zu ruhn. während fie ihm vorfpielte. Sie ift außerordentlich
mufikalifch.

G. K. Chefterton:
Savonarola
(Überfeßt von E, Müller-Röder und A. Roeßler)

Savonarola ift ein Menfh. den wir wahrfheinlih nie verftehn werden. folange wir niht wiffen. welhe Greuel die Zivilifation im Jnnerften bergen mag. Und das werden wir niht wiffen. folange wir niht zivilifiert find. So wollen wir in gewiffem Sinne hoffen. daß wir Savonarola nie verftehn mögen.

Die großen Befreier der Menfhen erretteten fie zumeift von Nöten. die wir alle als Übel erkennen. von Nöten. die die alten Feinde der Menfhheit find. Die großen Gefeßgeber erretteten uns von Anarhie. die großen Heilkundigen erretteten uns von Veftilenz und Seuhe. die großen Reformatoren erretteten uns vom Verderben. Aber es gibt ein ungeheures. unergründliches Übel. mit dem verglihen alle andern Floh-ftihe find. der fhlimmfte Fluh. der Menfhen oder Völker treffen kann. ein namenlofes Übel - es fei denn. wir nennen es Zufriedenheit. Savonarola errettete die Menfhen niht von Gefeßlofigkeit. fondern von Ordnung; niht von der Seuhe. fondern von der Varalhfe; nicht vom Verderben. fondern von der Üppigkeit. Menfhen wie Savonarola legen Zeugnis ab für die im innerften Bewußtfein eines jeden fhlummernde furhtbare phhfiologifhe Tatfahe - für die zwar ein Name nimmer gefunden ward - daß Ruhe der ärgfte Feind der Glückfeligkeit ift. und Sittenverfeinerung virtuell des Menfchen Ende.

Denn ih nehme an. daß Sovonarvlas geltender Kampfruf gegen die Üppigkeit feiner Zeit weit tiefer drang. als auf die bloße Frage der Sündhaftigkeit. Die modernen rationaliftifchen Bewunderer Savonarolas. von George Elliot ab. legen mit Recht Nachdruck auf eine ftarke ethifhe Rechtfertigung feines Zorns. und auf den fheußlihen extravaganten Charakter der Verbrechen. die die Valc'ifte der Renaiffance befudelten. Doch brauhten fie uns gar niht fo angelegentlih zu verfihern. daß Savonarola kein Asket war. daß er nur mit der affektierten Erleuchtung des Mitgliedes einer ethifhen Gefellfhaft die dunkeln Flecken der Sitten-

lofigkeit aufdeckte. Wahrfheinlih haßte er in der Tat die Sittenüber-
feinerung feiner Zeit nnd niht bloß ihre Sünden; und gerade darin
empfand er unendlih tiefer als ein moderner Moralift. Er fah. daß
wirkliche Verbrehen niht die einzigen Übel waren. daß geftohlene
Juwelen. vergifteter Wein und obfzbne Bilder nur die Merkmale waren.
und daß die Krankheit in der völligen Abhängigkeit von Juwelen und
Wein und Bildern beftand. Das ift das Wefentlihe. das man bei
Beurteilung von Asketen und Buritanern früherer ,Zeiten beftändig ver-
gaß. Eine Anklage gegen harmlofen Zeitvertreib bedeutete niht immer
verftändnislofen Haß gegen das. was nur ein engherziger Moralift
harmlos nennen würde. Asketen find mitunter vorgefhrittener als
Durhfchnittsmenfchen. fei es auch noch fo wenig.
Solherart wenigftens war der Haß im Herzen Savonarolas. Niht
gegen alltäglihe menfchlihe Sünden führte er Krieg. fondern gegen
gottlofe und danklofe Ruhe. gegen die Gewöhnung zum Glück. die
geheimnisvolle Sünde. *durh die alle Kreatur fiel, Er predigte jene
Strenge. die das befondere Merkmal der Jugend und Hoffnung ift. Er
predigte jenes emfige Ahthaben und Aufmerken. jene Wachfamkeit. die
fo notwendig find. um Freude zu erlangen. wie fie notwendig find. um
Frömmigkeit zu erlangen. fo unerläßlih für einen Liebenden wie für
einen Mönh. Ein Kritiker hat mit Reht darauf hingewiefen. daß
Savonarola kein abfoluter Anti-Afthetiker gewefen fein konnte. da er
Freunde hatte wie Michel Angelo. Botticelli und Luca della Robbia.
Tatfache ift. daß die Läuferung und Strenge gerade fiir die Wertung
von Leben und Lachen nötiger find. als fiir irgend etwas anders. Keinen
Vogel unbemerkt vorüberfliegen laffen. Steine und Unkraut geduldig
auslefen. im eigenen Gemüt den Glanz der untergehenden Sonne auf-
bewahren: das erfordert eine Schulung zur Freude und eine Erziehung
zur Dankbarkeit.
Die Kultur. die Savonarola auf allen Seiten umgab. war eine
Kultur. nie bereits eine moderne Richtung genommen hatte: die Richtung.
die zu endlofen Erfindungen. aber zu keinen Entdeckungen fiihrt. in der
Neues mit erftaunliher Schnelligkeit veraltet. nihts Altes aber je fih
wieder erneuert. Die Ungeheuerlichkeit der Verbrehen der Renaiffance
war kein Zeihen von Bhuntafie; fie war. wie alle Ungeheuerlihkeit.
ein Zeichen vom Verfall der Vhantafie. Nur wenn ein Menfh wirklich
aufgehört hat. ein Pferd zu fehn. wie es ift. erfindet er einen Kentauren;
nur wenn er fih niht mehr über einen Dhfen zu verwundern vermag.

betet er den Teufel an. Teufelsbefchwörung ift das Reizmittel erfchöpfter
Vhantafie. fie gleicht dem Schnapstrinken des Künftlers. Savonarola
widmete fich der fchwerften aller irdifchen Aufgaben; die Menfchen zu
bewegen. rückwärts zu fchaun und fich über einfache Dinge zu wundern.
die fie fich gewöhnt hatten. unbeachtet zu laffen. Es ift feltfam. daß
die am wenigften volkstümliche aller Lehren die ift. die das gemeine
Menfchenleben fiir göttlich erklärt. Die Demokratie. fiir die Savonarola
ein fo fehr feuriger Kämpfer war. ift das fchwerfte Evangelium; nichts
erfchreckt die Menfchen fo. wie die Saßung. daß fie alle Könige find.
Das Ehriftentum. in Savonarolas Geift gleichbedeutend mit Demokratie.
ift wahrfcheinlich das fchwerfte Evangelium; denn nichts ergreift die
Menfchen fo mit Furcht. wie das Wort. daß fie alle die Kinder Gottes feien.
Savonarola und feine Republik fielen. Den Menfchen ward die
Arznei des Despotismus eingeflößt. und fie vergaßen. was fie gewefen
waren. Heutzutage haben einige eine fo merkwürdige Hochachtung vor
Kunft und Wiffenfchaften und vor bloß genialen Menfchen. daß fie die
Herrfchaft der Mediceer der der großen Florentinifchen Republik gegen-
über als eine Verbefferung anfehn. Solche Leute und ihre Kultur find
es. die wir gegenfeitig zu fürchten haben. Denn wir find auf vielen
Seiten von denfelben Zeichen umgeben wie die. die den unauslöfchlichen
Zorn Savonarolas weckten. von einem Hedonismus. der mehr krank ift
vor Glück. als ein Kranker leidend vor Schmerzen. einem Kunftfinn.
der den Beigefchmack des Verbrecherifchen fucht. weil er die Natur er-
fchöpft hat. Ju vielen modernen Werken finden wir verfchleierte und
furchtbare Andeutungen von echtem Renaiffanceempfinden. von der ver-
ruchten Schönheit des Blutigen. der Voefie des Mordes, Die bankerotte.
verderbte Vhantafie erkennt nicht. daß ein lebender Menfch weit dra-
matifcher ift. als ein toter. Und Hand in Hand damit geht - wie
zur Zeit der Mediceer - das Zurückfinken in die Arme des Defpotis-
mus. der Hunger nach dem ftarken Menfchen. von dem die Starken
nichts wiffen. Der meifterliche Held wird hochverehrt aus dem Grunde
des eigenen tiefen Empfindens perfönlicher Schwäche. Es überkommt
uns jene Neigung. unfre Pflichten von uns abzuwälzen. die die Seele
der Sklaverei ift. gleichviel. ob fie für ihre niedrigen Aufgaben Hörige
oder Herrfcher verwendet. _- Gegen alles das erhebt der große klerikale
Republikaner immerwährenden Widerfpruch und zieht den eigenen Unter-
gang dem Gefolge feines Nebenbuhlers vor. Noch fteht die Entfcheidung
zwifchen ihm und Lorenzo. zwifchen der Verantwortlichkeit der Freiheit

und der Zügellofigkeit der Sklaverei- zwifchen den Gefahren der Auf-
richtigkeit und der Sicherheit des Schweigens zwifchen der Freude der
Mühfal und der Mühfal der Freude, Anhänger Lorenzos il megnjfico
gibt es ficherlich nnter uns; Menfchem für die felbft Völker und Reiche
nur für die Befriedigung des Augenblicks da findt Menfchen, die die
leßte heiße Sommerftunde höher werten„ als einen herbent winterlichen
Frühling. Sie haben eine Kunftx eine Literatur- eine politifche An-
fchauung die alle gleicherweife nach ihrer unmittelbaren Wirkung auf
den Gefchmack gewertet werden - nicht nach dem„ was fie von dem
Schickfal des Geiftes oerheißen. Ihre Statuen und Sonette find ab-
gerundet und vollkommem wiihrend Macbeth im Vergleich zu ihnen ein
Fragment ift und Michel Angelos Mofes ein Fingerzeig. Ihre Feldzüge
und Schlachten werden immer fiegreich genannt- während Cäfar und
Cromwell um mancher Demiitigung willen meinten.
Und das Ende von alldem ift die Hölle der Widerftandslofigkeitt
die Hölle grenzenlofer Schlaffheit -* bis die ganze Natur in Wahnfinn
verfällt und die Wohnftätte der Kultur kein weich ausgeftattetes Gemach
mehr ift„ fondern eine ausgepolfterte Zelle.
Diefes leßte und fchlimmfte Menfchenelend fah Savonarola weit
voraus und er feßte feine ganze riefenhafte Willenskraft daran- den
Wagen auf eine andre Bahn zu lenken. Wenige verftanden fein Ziel;
einige nannten ihn einen Berriiikten, einige einen Scharlatan, einige
einen Feind der Menfchenfreude. Sie würden ihn auch nicht verftanden
habent hätte er fie über feinen Zweck belehrt- hätte er ihnen gefagt- daß
er fie von dem Unheil der Zufriedenheit erretten wolltex die gleicherweife
das Ende der Freuden wie der Kümmerniffe fein wiirde.
Jn feiner Verteidigung Savonarolas fagt Mr. Hardt» daß die
Anzahl koftbarer Kunftwerket die bei jedem Brand der Eitelkeiten ver-
darben„ ftark übertrieben angegeben wurde. Ich bekenne mich zu der
Hoffnung daß jener Holzftoß Mengen von unvergleichlichen Meifterwerken
enthalten haben möchte wenn das Opfer jenen einzigen realen Moment
wirklich erreichen follte. Des Einen bin ich gewiß: daß Savonarolas
Freund Michel Angelo all feine eigenen Bildwerke auf einander getiirmt
und zu Afche verbrannt hätte- wäre er nur des ficher gewefen- daß die
den Himmel verklärende Glut die Morgenröte einer jüngern und weifern
Welt gewefen wäre.

“W

Friß v. Briefen:

Der Sonnenlicht-Automat

Es war bereits fhwarze Naht draußen. Da wurde es im Zimmer
75 des 94. Stockwerks der 3113. Straße von Berlin. der Hauptftadt
Europas. plötzlih Tag! Der Einwohner Hannibal Shakefpeare Columbus
Shulze hatte die erfte praktifhe Vrobe feiner Erfindung. des Sonnenliht-
Automaten. vorgenommeu; und es ward Liht in dem Raum - ehtes.
rehtes Sonnenliht - als ob es Mittag wäre!
Columbus Shulze war von dem Effekt felbft einen Moment wie
betäubt . . . Eine Zukunft. fo glänzend wie fein Sonnenliht. ftieg vor
ihm auf: - Der große Staatspreis von einer Milliarde Mk.. den die
Regierung Wilhelms Will. von Europa auf die Nußbarmahung des
Sonnenlichts ausgefeßt. mußte ihm zufallen! Noch mehr. er hatte
foeben die Unfterblihkeit errungen. Ia noh mehr als das: Ießt konnte
ihm fiher felbft Darwine Bonaparta Zeppeline Mittler niht mehr wider-
ftehn. das fhönfte. intereffantefte und fprödefte Weib. das er je auf der
Erde oder in der Luft gefehn.
Sie war bei derfelben Firma - komprimirte Luxusartikel. Spe-
zialität: fertige Luftfhlöffer - angeftellt. wie er. Doh noh nie hatte
er andere als gefhäftlihe Worte an fie gerihtet. er wußte. warum.
Sie war das Idealweib des 25. Jahrhunderts. felbftherrlih. ehrgeizig.
fühlte fih den Männern fo überlegen. wie diefe fih einer alten Sage
nah einft. vor vielen Jahrhunderten. den Frauen überlegen gefühlt haben
follen. Noh niht Einem hatte fie die Kur. gefhweige denn einen Heirats-
antrag gemaht. obwohl Männer mit Billionen-Mitgiften fih die Augen
nah ihr umdrehten. Jedenfalls alfo fehr begreifiih. wenn Columbus
Shulze. als ihr fimpler Mitarbeiter. froh ffeiner ebenfo heftigen wie
heimlihen Neigung zu ihr fih bis jetzt gar keine Illufionen erlaubt hatte . .
Heute allerdings. feine Courage und Hoffnung ftieg aufeinmal wie
ein in heißes Waffer geftecktes Thermometer! Mit drei Riefenfhritten
eilte er in die Ecke. wo zufammengeklappt fein Aeroplan ftand. und ent-

faltete ihn auf dem breiten Flugfenfterbrett. Ein Druck auf den Hebel. und der Erfinder des Sonnenlicht-Automaten flog. feinen Modellapparat im Arm. mit fchnurrendem Propeller davon. Geradenwegs nah dem Vorort Wittenberge. wo „fie" wohnte. gedahte er hinzufliegen. Es war eben zehn Uhr abend. alfo Befuchsftunde: da wollte er ihr fogleih noh feine Erfindung in der Praxis vorführen; vielleicht. daß fie ihm dann gleich - na. in diefem ..Jahrhundert der Schnelligkeit“ war ja an einem Abend fooiel möglih. wie einft in einem halben Iahrl . .

Wie Columbus Shulze fo dahinfaufte über die 25 Millionenftadt. über die erleuchteten Wolkenkratzer. die Luftbahn-Haltetürme uud die Luftpolizeiftationen mit ihren grell erleuchteten Schildern: ..Rechts fliegen l". da beachtete er dies längftgewohnte Bild kaum. Mit einem weltverlorenen Lächeln faß er in feiner ..F-liege“ (fo hatte der Volksmund die kleinen Flugapparate getauft) und fteuerte mehr inftinct- als verftandesgemäß durch all die Schwebedrofchken. Perfonen- und Gefchäftsmafchinen. die die Luft durchwimmelten. Er fah nicht. wie ein fhwebender Schutzmann einen ohne Licht fliegenden Aeromobiliften notierte. wie etwas abfeits ein Luftfahrzeug. von einem Stück Sternfhnuppe getroffen. eine Panne erhielt. wie von einem Luftomnibus verbotnerweife ein Paffagier abfprang. fich feines Regenfchirms als Fallfchirms bedienend. Er achtete nicht einmal auf die neueften Riefenreklaine-Scheinwerfermeldungen des ..Berliner Nachtblatts“ am Himmel. wonach die afiatifche Minifterpräfidentin an Eoffeinoergiftung erkrankt. in Konftantinopel ein Streik der Kinderwärter ausgebrochen und in Paris vor fünf Minuten ein von einem reichen Shullehrer geftiftetes Bismarckdenkmal enthüllt worden war. Alles das fah Shulze in feiner feelifhen Hohfpannung nicht; er dahte nur an fie . , . War fie nicht eigentlich ein viel größeres Wunder des Jahrhunderts. als alle die großen tehnifh-machanifchen Errungenfhaften zufammengenommen? Wieviele weibliche Wefen gab es denn noch unter diefer von der Ueberkultur verhunzten Menfchheit. die ihr gleih waren? Ohne Augengläfer. mit echtem Blondhaar. eigener Büfte und natürlichem Teint!

Aus folhen Gedanken fuhr Columbus Schulze auf: er war bereits dicht vor ihrem Fenfter angelangt. Ah - da faß fie! Sie hatte den Vorhang noch nicht gefhloffen. und er fah fie lebhaft befchäftigt. fie fprah eifrig in ihre Diktiermafhine. Ein verteufelt ftrebfames Wefen! dahte der ftille Zufhauer. Doch hier galts niht lange antichambriren und philofophiren. und entfchloffen drückte Shulze auf den Klingelknopf

am Fenfter. Diefes öffnete fih; halb Unwille ob der Störung. halb
Ueberrafhung über das Erfheinen Shulzes (der bei ihrem Anbli> ver-
fchämt errötete) malte fih auf des Mädhens Zügen. Jndes fhnell ge-
faßt. fragte fie ihn in mildem Ton nach dem Grunde feines Kommens. Er
bat. einen Moment ausfteigen zu dürfen. fie nickte bloß. und Shulze
ftieg. den Sonnenliht-Automaten unter dem einen. den zufammengeklappten
Aeroplan unter dem andern Arm. zum Feufter herein.
Und hier. in dem Raume. der durh ihre Anwefenheit. ihre alleinige
und befeligende. ihm förmlih verhimmelt vorkam. hier verfpürte Co-
lumbus Shulze meuhlings ein fprungfederartiges Gefühl in feinem Bruft-
kaften. eine ruckhafte Herzerweiterung. einen Anfall von galoppierender
Sehnfuht. der ihn zu der größten Klihnheit alias Liebesbezeugung wider
fein holdes Gegenüber hätte hinreißen können. wenn niht fein Blick
eben auf einen Seitentifch und einen dort ftehenden - zweiten S o n n e n-
lih t - Au t o m a t e n gefallen wäre! Mit weitgeöffneten Augen ftaunte
Columbus Shulze den Apparat auf ihrem Tifh und dann feine Ju-
haberin an. Mit weitgeöffneten Augen ftaunte Zeppeline Müller den
Apparat in feinem Arm und dann deffen Inhaber an.
„Sie haben auh? . . .“ kam es von beider Lippen in kaum ver-
haltener Erregung . . . Wahrhaftig. fie hatte fo ziemjih diefelbe Jdee
gehabt. faft dasfelbe Modell konftruiert. wie er. wenn fhon ihre Arbeit
fichtlih noh niht foweit gediehn war. wie die feine. Um nun überhaupt
etwas zu fagen. begann Shulze. in abgeriffenen Worten feinen Apparat
zu erklären. Mit atemlofer Spannung folgte fie feinen Ausführungen.
und mit Entfeßen gewann fie die Ueberzeugung. daß diefer Mann und
Mitarbeiter ihr fhnöde zuvorgekommen. daß ihr von ihm die Ehre. der
Vreis. kurz der ganze Erfolg weggefhnappt worden war , . Das trieb
ihr das Blut in die Wangen. Sie ftanrpfte mit dem Fuß auf. und
zürnend rief fie aus: „O pfui! Wie konnten Sie - wie durften Sie
- - Sie find -* Sie haben - - Ach. Sie. - Sie , .n Alle
Faffung war von dem fonft fo felbftfihern Weide gewihen; ja beinah
hätte fie fih von den altmodifhften Tränen überrumpeln laffen!
Shulze war ratlos wie ein Käfer in der Buttermilh. Nah einigem
verlegnen Zögern fuhte er endlih fanft ihren Arm zu berühren; doh
da kam er fhön an! Sie fhleuderte feine Hand von fih und einen
Blick hinterher. der den Reft feiner Geiftesgegenwart durhlöherte. Ihre
Hilflofigkeit hatte bereits wieder eine Ende erreiht; fie nahtn'eine ftrenge
Haltung an. und gebieterifh die Hand ausftreckend. fprach fie: „Herr

Shulze. - Sie werden Ihre Erfindung niht in der Patent-Akademie
vorführen. es ift meine Erfindung. hören Sie: meine Erfindung! Wie
kamen Sie dazu. dasfelbe wie ih zu erfinden. - mich eventuell in meiner
Standesehre zu blamieren. Sie - - Mann Sie! . . Im übrigen
danke ich Ihnen für Ihren recht - lehrreichen Befuch; ih habe Ihnen
fonft nihts zu jagen! Guten Flug!“ Damit wandte fie fih. die Daumen
nervös in die Weftentafhe fenkend. kurz ab. Shulze. vollkommen kon-
fterniert. ftand eine Minute bewegungslos da. dann mahte er der Ber-
ehrten. ohne daß fie es fah. einen linkifchen Knix. wünfhte tonlos
„Guten Shlaf!“ und verließ den Raum. den er mit foviel Andaht und
Hoffnung betreten. mit ebenfoviel Kummer und Bitternis.
Die frifhe Nahtluft auf dem Heimflug tat ihm wohl. Aber fie
fahte auh fein Denken. feine trtibe Stimmung von neuem an. Un-
willkiirlih fhweiften feine Gedanken in die prae-moderne Vergangenheit
zurück. deren er fih noch von der Shule. der foziologifchen Stunde. er-
innerte. Ia. die Zeiten hatten fich gründlih geändert. infonderheit das
Verhältnis der Gefchlechter war gegen früher völlig auf den Kopf geftellt.
Seit der grönländifhe Sexualprofeffor Storhfchnabek das fihere Mittel
zur Erzielung fpezififh männlicher Nahkommen entdeckt. hatte die Zahl
der Mädhen fo rapide abgenommen. daß die noh vorhandenen förmlih
als überirdifhe Wefen angebetet wurden. Die Frauen waren die Herren
der Welt geworden! Einigermaßen hübfhe konnten auf Männer mit
märhenhafter Mitgift Anfpruh machen. Und felbft dann ließen fih die
Damen vielfach nur auf kürzere Ehekontrakte ein. obwohl den Männern
auch die Führung der Wirtfhaft und die Wartung der Kinder oblagl.
Ia fo ftark war die Frauennot geworden. daß zahlreihe Männer wegen
Mangels an Damenbekanntfhaft die fo beliebten ..fchmerzlofen“ Selbftmord-
Tabletten nahmen! Wenn troßdem manhe Frauen noh arbeiteten. mit
den Männern konkurrierten. fo war das. bei Liht befehn. Eitelkeit. um
niht zu fagen. Ehikane.
Shulze konnte jenen abendlihen Akt nicht verwinden. in dem er
eine fo minderwertige Rolle gefpielt. Drei Tage und drei Nähte ver-
gingen ihm in wirren. hirnfricaffirenden Gedanken. Da merkte er am
vierten Tage eine eigentümliche Bewegung unter den Gefhäftsgenoffen.
und alsbald wußte auh er es: in der Patent-Akademie ftand ein großer
Akt bevor. und das Thema diefes Abens hieß ..Zeppeline Müller: Der
Sonnenlicht:Automat“t In Shulzes Mienen zuckte es nervös bei der
Nachricht. .ß Doh am Abend des Vortrags faß auh er in der

überfüllten Akademie. in einer Ecke. körperlich und feelifch gedrückt. Der grell erleuchtete Saal. die Unmenge Menfchen. und vor allem dort vorn die kritifche Reihe Minifterinnen. Vrofeffeufen und Luftadmiralinnen verfeßte ihn in eine Art hochgradigen Lampenfiebers.
Das Zeichen ertönte. Da war fie. Aller Augengläfer richteten. fich. doppelt intereffiert. auf die große und fchöne Erfinderin. Sie fah etwas bleich. indeffen mit der ruhigen Erhabenheit des 25. Iahr-hundertweibes auf die Verfammlung herab. die dem hinten in der Ecke folche Beklemmung verurfachte! Als Schulze Zeppeline erblickte. begann die geheimnisvolle Sprungfeder in feiner Gemütsgegend von neuem heftig zu vibriren; nur daß fie nicht. wie am Anfang jenes Abends froh nach oben. fondern fchwer nach unten drückte . . . Immerhin. es war diefelbe Kraft. die fich auch diesmal in Bewegung feßte: Liebe! Troßdem diefes Weib unverkennbar im Begriffe ftand. ihm die Unfterblichkeit und die Milliarde abzuknöpfen. hatte er bei ihrem Anblick nur die eine Emp-findung: Welch reizendes Wefen! Er umfaßte mit den Augen ihren Blondkopf mit dem feinen Geficht und ihre anmutige Geftalt. wie fie fich neben dem Demonftrationstifch zeigte. In vollendet äfthetifcher Linie umfchloß das blaue Beinkleid ihre gazellenhaft fchlanken Hüften. um dann baufchiger nach unten zu fallen und dicht iiber dem Knie zu fchließen. Schulze konnte fich eines kleinen innerlichen Lächelns nicht erwehren bei der unwillkürlichen Erinerung. daß die Frauen in vor: luftfhiffahrtlicher Zeit einft plumpe Röcke trugen. -* jene Mode. die erft durch das Flugzeitalter. zunächft für die Luft. dann bald auch fiir die Erde abgefchafft wurde.
Nun hatte fie ihr Modell geordnet und begann zu reden. Mit einer Stimme. iu der Schulzes fieberhaft laufchendes Ohr einen leicht elegifchen Unterton mitzuhören glaubte; genierte fie fich vielleicht. weil fie ihn unter den Anwefenden vermutete? Übrigens fprach fie knapp und klar. fachlich und finnig - kurz. fchlechthin zeitgemäß. wie fie das neuefte Weltwunder zu erläutern wußte. Trog diefer Vräzifion der Darftellung fteckte darin zugleich ein enthufiaftifches Feuer. das alle Hörer. vom älteften Fachbonzen bis zum jüngften Studienfchlucker. zu fteigender Begeifterung entflammte. Schulze wußte nicht. ob er lachen oder weinen follte: Seine Idee (gebrauchte fie doch vielfach feine eigenen Worte von damalsi) triumphierte bereits! - er felbft dagegen war. um mit einem Volkswort der Vorzeit zu reden. „hinten 'runtergefalleniii Die einzige fchmerzliche Wonne für ihn. daß fie feine Stellvertreterin

in der Unfterblichkeit fein follte. Schließlich ziemte es auch ihm- dem Mannes fich gehorfam dem Weihe zu beugen, Das verlangte fchon der gute Ton- wonach es ja in der modernen Ehefchließungsformel hieß: „Sie foll deine Herrin fein!“ Nur zu dummx daß er in unmänlicher Überhebung fo vorbeifpekulirt hatte. Er Narr- er hatte geglaubt- wenn er ihr fo großartig feine Erfindung erklärte- wiirde fie ihm fogleich hingeriffen ihre Liebe erklären! Ia Kuchent es war ganz anders gekommen!

Die Rednerin hatte geendet, Ihre Hauptpointe hatte fie fich jedoch bis zum Schluffe aufgefpart; fie fchritt jeßt zur „Propaganda der Tat“- indem fie plößlich alles Licht im Saal erlöfchen - und den Sonnenlicht-Automaten fpielen ließ! Die Wirkung war überwältigend. Statt der vorherigen grellen künftlichen Beleuchtung herrfchte ein wundervoll natürliches Licht wie das der lieben Sonne felbft; und die überverwöhnten 25, Iahrhundertmenfchent die folches fahn- erluftigten fich „im Sonnenfchein“ wie die kleinen Kinder! Als die Sprecherin nunmehr die vorfchriftsmäßige Schlußfrage ftellte: ob jemand die Erfindung ftreitig machem dh h. das gleiche Projekt vorlegen könnel erhob fich kein Laut in dem Riefenfaal- dem Maffenauditorium. Nur hinten in einer Ecke- da faß Schulze und würgte an etwast das ihm über die Lippen wolltet und hielt fich mit beiden Händem unten am Stühle feft- um nicht zum ' Broteft aufzufpringen.

. . . Ießt trat die fchöne Erfinderin in den vorderften Vordergrund des Bodiums; ein glückliches Lächeln glitt über ihr Gefichß und mit lauter Stimme gab fie kund: „So nehme ich Staatspreis und Weltpatent auf den Sonnenlicht-Automaten in Anfpruch - für den Schöpfer und Vollender diefes Werkes E o l u m b u s S ch u l z e!“

Bei diefen Worten fchnellte die wohlbekannte Sprungfeder in Columbus Schulzes melancholichem Bufen plötzlich mit folcher Gewalt in die Höhe- daß fie den ganzen Kerl förmlich mit in den Himmel nahm]

An diefem Abend aber gab Zeppeline Müller ihren Aeroplan in der Garderobe der Batentakademie ab und nahm mit in der Flugmafchine Columbus Schulzes Blaßt die den Kurs auf Wittenberge einfchlug, Auf dem Schoße hielt fie den Sonnenlicht-Automatein den beide - fofern fie nicht mit einander felbft befchäftigt waren - fo zärtlich betrachtetem als wenn es ihr Baby wäre . . .

Das kam_ aber erft fpäter . . .

R
Spanier in -Oefterreich
Etwa vor 200 Iahren. als die Grenzen
der habsburgifhen Monarchie nach Ver-
treibung der Türken wieder bis an die
Donau und eine Zeitlang fogar ein tiih-
tigcs Stück dariiber hinaus reichten. da berief
man aus allen Kulturländern Anfiedler.
die namentlich zur Kolonifaiion der füd-
nngarifchen Kornkammer. des Banats und
der Batfhka. beftimmt waren. Laufende
von Deutfchen. aber auch Italiener. Fran-
zofen nnd felbft Spanier fiedelten fih dort
an. um vereint mitzuhelfen. das fruchtbare
Land zu neuer Kultur emporzubringcn.
denn die Einlieiniifchen waren durch faft
200 jährige Türkenherrfchafi zu einer
filavifch-apathifchen Bevölkerung erniedrigt
und bildeten eine vcrkommene Gefellfchaft.
Während einzelne Nachkommen der fran-
zöfifchen Einwanderer noch bis in die Mitte
des vori cn Ia hrhunderts an ihrer Mutter-
fprache Qfthiel en. die Jungen heute aber
freilich nichts mehr davon wiffen. ver-
fchwanden die andern Romanen noch
friiher. und nur noch einzelne Familien-
namen erinnern an ihre Urahnen.
Mit der Annexion Bosniens erhielt
aber der Kaiferftaat Erfatz durh ein etwa
6000 Köpfe zählendes Völtchen. das. troß
dreihundertjährigen Aufenthalts unter SlaN
ven und beberrfht von einer Regierung. die
nur in tiirkifcher Schrift und Sprahe ihr
Amt fiihrte. fich fein fpanifchcs Idiom be-
wahrt*: und es. wenn anch durch italienifche.
flaoifche und tiirkifche Brocken verdorben.
noch heute gebraucht. fhon aus Gefchäftse
vorteil. denn eine förmliche Geheimfprahe
bildet diefer Dialekt für die Spanjolen.
wie diefer israelitifhe -Volksftamm überall
am Balkan genannt wird.
In keinem Lexikon ift feiner Erwähnung
getan. Die Oefterreiher felbft wiffen niht.
daß fie fpanifch redende Mitbürger haben.
Im Jahre 1492 vertrieb man aus
Spanien und Portugal etwa 16000()
Untertanen jiidifher Religion. In den
islamitifchen Staaten mehr oder weniger
geduldet. öfter aber auch verfolgt. breiteten
fie fich längs der Küften des Mittelmeers
ungeftört aus. regen Handelsverkehr in
mancher verödet gebliebenen Ortfhaft ent-
und
icbau
fachend. Mit den osmanifchen Armeen
kamen fie als Lieferanten und Aerzte bis
vor Wien. und nah dem Zuriickflnten der
feindlichen Inoafion verließen fie mit
wenigen Ausnahmen die preisgegebenen

Länder. Heute gibt es unter der Geld-
ariftokratie des Donauftaates fo manchen
fpanifch-hebräifchen Namen.
Die bosnifchen Spanjolen ftammen zum
größten Teil von etwa 30 Familien ab.
die im Jahre 1601 aus Saloniki und
Konftantinopel dahin kamen. Der reihe
Banfier Nafthali bin Mandjnr war Geld-
geber des damaligen Bali. d. i. Statthalters
Baltadfchi Mehmed-Vafcha. Er erlangte
von ihm die Erlaubnis. jene Familien ins
Land zu rufen.
Etliche kamen aus Bulgarien. Serbien
und Rnmelien. dann auh aus Padua und
Venedig. weshalb italienifche fowie turko-
flavifche Familiennamen bei ihnen zu
finden find wie: Calderon. Montiljo.
Altarez. Alkalah. Pinto. Pereira. Medina.
Finzi. Vapo. Solche. manchmal an be-
rühmte Verfönlihteiten erinnernde Namen
trägt irgend ein Schufter. Glafer oder
Klempner. denn nicht nur dem Handel.
fondern auch verfchiedenen Handwerken
haben fich die Emigranten zugewendet.
Heute aber find viele von ihnen Photo-
graphen. Buchhändler oder verfteckte
Hausbefißer. denn nach der Okku-
pation. als der Befißende feine erfparten
Dukaten niht mehr zu uerftecfen brauchte.
gelangte fo mancher Spanjole zu großem
Reichtum. Viele Türken hatten in unkluger
Ueberftiirzung beim Einriicken der öfter-
reichifchen Truppen ihre Liegenfcbaften an
Spanjolen für Spoitpreife ver-fhleudert.
und diefe beziehn jetzt niht nur jährlich.
oft fogar monatlich den ganzen Kauf-
fhilling als Miete. Sie bilden flugecweife
den ruhigften Teil der neuangegliederten
Bevölkerung. und wenn jemand an Kaifers
Geburtstag Fahnen herausfteckt. fo ift es
fiher ein Spanjole. Durch ihre äußere
Erfchcinung fallen diefe Israeliten fofort
auf. Sie find zwar türkifch gekleidet. aber
in den dunkelften Farben. felbft jene des
Fes ift ftatt rol dunkelbraun. Der Türke
duldeie nämlich friiher bei Andersgläubigen
keine lichten Kleider.

Die Frauen tragen fich ganz abweichend
von der orientalifchen cTracht. Das Kleid
ift weit, die Schulter bedeckt ein geblümtes
Tuh. ähnlich wie es die Mode in Europa
während der 70er Jahre verlangte. 11m
das kurzgefchorene. in der kli:gel braune
Haar wir eine Kappe ohne Deckel. alfo
eigentlich ein Band gelegt. das oft von
Silber und Gold durchwirkt ift. Selbft
wenn fich die verheiratete Spanfolin ganz
modern kleidet. pflegt fie fich doch. alter
Sitte gehorchend. fcheeren zu laffen und
ihren eigentiimlihen Frauenkopfpuh zu
tragen. Nur wenige machen davon eine
Ausnahme. Sehr alte Frauen fieht man
noch hie und da mit einer Art Kopftuh
bedeckt und ftatt des farbigen Umhängetuhs
ein folches aus weißer Leinwand tragen.
was friiher gleichzeitig zum Verhüllen des
Gefihts benutzt worden fein foll. denn auh
Andersgläubige mußten es einft den
Türkinnen nachmachen.
Die Mädchen tragen noch hie und da
die echt türkifche Kleidung - grellfarbige
pluderhvfeniihnlihe Röcke. ..Dimije". ein
kurzes Leibchen und über den dicken Zöpfen
den kleinen kirfchroten niedrigen Fes. der
oft mit Goldftücken behaugen oder mit
bunten Blumen geziert wird.
Entfchieden ift diefe Tracht malerifcher
und gefehmackoollcr als die unfinnigen
abendländifchen Moden. Den jungen
Spanjolinnen mit ihren blühenden rot-
wangigen Gefichtern. in denen eine kurze
dicke Stumpfnafe fiht, die fich fpäter nor-
mal. feltener femitifch entwickelt. paßt fie
vortrefflich. Leider verfchwindet diefe
vrientalifche Gewandung niit der fort-
fchreitenden Modernifierung der Trachten.
„Zi ia trance“, wie der Morgenländer
alles aus dem Weiten Stammende zu
nennen pflegt. Bei den Frauen fieht
man an Fefttagen reiches fchwarzes
Haar aus dem .i'i'opfbaude auf die
*Schultern herabwallen. doch ift dies
?kein natürlicher Schmuck. Genau befehn
-entpnppt er fich als breite Seidenquafte.
Mit 12 Jahren heiraten manchmal
fchon die oft hübfchen Mädchen. altern
.aber fehr rafch.
Der fcphardifchen Indengemeinde an-
gehörend. halten fich die Spanjolen von
den abendländifchen Religionsgenoffen
meift feit der Okkupation eingewanderten
ungarifchen Juden. fern. Faft nie kommt
es durh Bande der Ehe zu einer An-
näherung. ja in einer größern Drtfhaft

kam es zwifchen beiden Sekten zu blutigen
Raufereien. Die Sephardim befihcn eigne
fchmuctlofe Tempel. veranftaiten gefellige
Zllfamcnenkünfte nur untereinander. er-
ich-einen aber zahlreih bei den türkifhen
Konzertabeuden. die feit einiger Zeit. natür-
lich ohne Beteiligung der tnohacnedanifhen
Weiblichkeit. in moderner Art abgehalten
werden. Den öfterrcihifchen Klubs treten
fie gern bei. Spanjolinnen liefern die
Schaufpielerinuen und Sängerinnen zu den
orientalifchen Theateraufführungen, Der
Sarajevocr fpanjoliiche Männergefangverein
fiihrt den Titel „1.21 kite. 80cieciaä rie
contra rie [08 _[uclioe eepänolee", der
Wohltätigkeitsoerein heißt „in dener-0-
iencia“, ein anderer „el pr0gre880“.
Bei ihren eigenen Unterhaltungen wird
felbftverftändlih nur in fpanifcher. beffer
gefagt fpanjolifher. Mundart gefungen und
gemimt. denn wirkliche Spanier uerftehn
das Kauderwälfh nicht. eher foll das den
Portugiefen möglich fein. Der Spanjole
ftößt beim Ausfprechen des fcharfen s mit
der Zunge an; an diefem Merkmal erkennt
man ihn auch. wenn er deutfch fpricht. das
er gewöhnlich recht gut und ohne fiat-ken
Akzent beherrfcht. In allen fpanjolifhen
Schulen wird noch die hebriiifhe Schrift
gelehrt; die Schulbücher ftannnen aus
Druckereien in Saloniki. In den Verlauf-
barungen ihrer Kultusgemeinde bedienen fie
fich nur ihres Iargons und hebräifcher
Lettern In der Kleidung find fie meift
rein. Kaftan und die Löckchen an den
Schläfen find unbekannt. Die orientalifchen
Alltagsgcwänder find wie bei den iibrigen
Bosnjaken nicht fehr anfprechend. aber da
Bind fchon die unzähligen Falten fchuld
aran. die bald in allen Farben fpiegeln
und richtige Schmuhfänger find. Die
Körperhaltung ift eine felbftbewußte. viel
ftolzere als z. B. jene der ruffifchen und
politifchen Juden. Der herrfchende Türke
hat den Inden und felbft die chriftlihen
'Untertanen nie fo geknechtet wie der Ruffe
die feinen. Es gibt wenig hochgewachfene
Spanjolen. dafiir aber viel engbrüftige.
Die Augen find meift dunkelbraun. das
Haar fehr fhwarz.
Von den Gebräuhen diefer orientalifchen
Juden und dem häuslichen Leben ihrer
zahlreichen Familien erfährt man wenig.
nur die einfach gehaltenen Leihenfeierlih-
keiten entziehn fich naturgemäß weniger
der Deffentlichkeit. Manche wohlhabenden
Spanjolen wollen im Lande ihrer Uroäter

begraben fein. Man fieht daher uon Zeit
zu Zeit auf der zum Bahnhof führenden
Hauplftraße eine ganze Wagenkolonne da-
her rollen; in den Fuhrwerfen fißen ehr-
würdige Patriarhenfamilien. mit wallenden
Gewändern angetan, um die von Silber-
bäiten uinrahinten Köpfe einen niedrigen
Turban gewundert. Sie haben fich von
ihren Erben eine brfcheidene Rente ficher-
ftcllen laffen und befchließen ihre letzten
Tage zumeift zwifhen den Ruinen des
falonionifhen Tempels zu Jerufalem im
Gebet.
Segnet ein Spanjole das Zeitliche. fo
wird er in einen einfach gezimnierten.
kaum eine tüchtige Spanne tiefen. dabei
offenen Sarg gelegt, der eigentlih nichts
anderes ift als eine Tragbahre und in der
Synagoge zum Transportieren der Ver-
ftorbenen verwahrt wird Der Entfeelte wird
wie ein Voftpactet mit ordinärer Saclleinwand
nmnäht und mit Bindfaden unifchnürt.
Es ift nicht ausgefchloffen. daß reihe Leute
feit allerneufter Zeit mit etwas mehr
Komfort auch iin Tode umgebin werden.
aber. wie beim Moslim. herrfchte auch bei
den Spanjolen der oeriöhnende Grundfaß:
„Jui Tode find alle Menfhen gleich“.
Unter dem Wehklagen der ftets zurück-
bleibenden Frauen feßt fich der Leichenzug
in Bewegung. deffen ausfchließlich männ-
liche Begleiter. zum Zeichen der Trauer.
alte Gewänder angelegt haben. Viele
tragen Kerzen in der Hand. Die oier
Sargträger werden ohne Unterlaß gewehfelt.
Der Sarg fchwantt wie ein wellenbewegter
Kahn fortwährend auf und nieder. Immer
fürchtet der Zufchauer. daß die nur mit
einem fchwarzen Tuch bedecttc Leihe heraus-
fiillt. In der Nähe des Friedhofs wird
Halt gemacht und ein kurzes Gebet ge-
fprochen. Ani Ziele angelangt. ftellt man
den Sarg abfeits. klenimt zwifchen Kopf-
nnd Fußende lange Wachsterzen ein und
lagert fich dann friedlih iin Grafe. nah
orientalifcher Sitte. den Tod als eine Er-
löfung betrahtend. weshalb es unnötig ift.
fich einer düftern Stimmung hinzugeben.
Haufierer niit verfchiedenen Erfriichungen
und Stärkungsmittcln bringen ihre Waren
an: inan glaubt eine raftende Touriften-
gefellfhaft zu fehn. Unterdeffen wird das
Grab fertig gefhaufelt; fehs ältere Männer
werden mit einem dunkeln Gebetmantel
bekleidet und mit Gefangsbüchlein und
Münzen beteilt. Einer er aßt den andern
beim Zipfel des Mantels. und mit lauter

plärrender Stimme beginnen fie. den Sara
umfhreitend. die Totenklage in hebräifcher
Spreche zu fingen. Einige Zufchauer
brummen hie und da mit. wie man bei
Volksfängern mitzufummen pflegt. Endlich.
wenn der Gefang beendet und *die Grube
fertig ift. wird der Leichnam einfach init
den Händen den Totengräbern herabgereicht,
mit etlihen Stückchen Holz bedeckt und
das Grab verfchüttet. linförmige Stein-
platten. meift jedoch roh behalten. zuweilen
mehrere Kubikmeter große Blöcke werden
fpäter auf das Grab gewälzt. Manche
find oben abgerundet und an der Stirn-
feite mit hebräifhen Infchriften verfehn.
einige wenige. die reichen. fortfhrittlich
denkenden Jsraeliten gehören. find in Form
altrömifcher Sarkophage fhön zugehauen
und geben auch'in deutfcher Sprache den
Namen des Verftorbenen bekannt. Ohne
Umzäunung. ohne jede Pflege bleibt der
Gottesacker. auf dem fih die Jugend in
frohein Spiele herumtreibt nnd Rinder
ungeftört ihre Nahrung fachen können.
Befucht ein Spanjvlc die iiiuheftätte feines
Dahingefhiedenen. dann lehnt er die Stirn
an den Stein und bleibt eine Zeitlang in
ftilles Sinnen verfunken.

Die neue Regierung kommt den ein-
heiniifchen Juden., die von den bosnifchen
Mitbürgern Hebräer (jeurejci) genannt
werden. rückfihtsooll entgegen. Infolge
ihrer geringen Zahl würden fie bei den
demnächft beginnenden Landtagswahlen
fchwerlich zu irgend einem Mandat ge-
langen. es find ihnen jedoh in der Ge-
meindewahlordnung von Sarajevo zwei
Sihe im Gemeinderat zugewiefen worden.
Bis nun wird. den eigentünilichcn Ber-
iiältniffen im Lande entfprechend. nah
Konfeffionen gewählt. weshalb
ihnen eine Birilftimnie eingeräumt wurde.
Die Spanjolen find dem Fortfchritte
freundlich gefinnt. laffcn ihre Kinder fleißig
ftndieren und werden nah Jahr und Tag
ein einflußreiches Element auch in den
öfterreichifhen Neichslanden bilden.

iieuptrnann ttugo Kiki' (Zarsjero)

Die Weimarer
Jubrtaumsausftellung

Jin alten Fiirftenhaufe am ehr-
wiirdigen Fiirftenplatz hinter dem Dent-
mal Karl Augnfts ift am Z. Juni ini

Beifein des Großherzogs die goldene Jubiläumsausftelluug der Weimarer Knnftfchule eröffnet worden. Direktor Hans Olde hielt die Fefirede und ver-kiindete. daß auf Großherzoglichen Eut-fchluß die bisherige einfache Kunftfchule von nun an eine Großherzoglich Säch-fifche Hochfchule fiir bildende Knnft ge-worden ift,

Das Selbftbewußtiein. das fich mit diefer Erhöhung ausfpricht. ift denn auch vollberechtigt. Es ift eine eigene Stim- - mung. in der man die Flucht diefer ehr-wiirdigen Säle und Zimmer durch-fchreitet. in denen die Erinnerungen einer glorreichen Zeit wohnen. - lind in den Traditionen jener Zeit liegen ja fchliefzlich auch die Keime. aus denen anf Anregung .Karl Alexanders im Jahre 1860 die Weimarer Knnftfchule wurde. Seitdem find Männer wie der ältere Graf Kalkreuth. Böcklin. Lenbach. Graf Harrach. von Gleichen. Buchholz. Vegas. Mar Liebermann. Albert Brendel. Graf Görtz und manch andrer hervorragender Meifter lehrend und lernend hier tätig gewefen. >- Was fiireine freie Ge-tneinfchaft der unterfchiedlichften und kraftvollften Individualiät ichließt bereits diefe Reihe bedeutender großer Namen ein! ilnd wenn die Weimarer Knnitfchule heute folcher Lehr-kräfte wie Hagen. Olde. Thedu. Ludwig von Hofmann. Melhers. Mackenfeu. Fritjof. Smith. Saicha Schneider. Brutt. Ban de Velde fich erfreun darf oder diirfte. fo ift das wahrlich ein Anzeichen. daß Weimarer Kunftgeift im Laufe diefes halben Jahrhunderts nicht erftarrte. iondern vielleicht freier und lebendiger wie an manch einer andern namhaften dentfchen Hochfchnle fiirKunft. den großen Entwicklungsgaug neuzeitiger Knnft ntitlebte. mitwirt'te und förderte.
the

Das intereffantefte und lehrreichfte Merkmal der Ansftcllung ift wohl der lituftand. daß fie. ohne dabei durch eine uuiiberfchauliche Fülle von Werken oder fogar zuviel des Beten uud .Hervor-ragenditen zu verwirren. einen unmittel-baren lleberbliek iiber die Entwicklung wenigftens der denticben Malerei des leuten halben Jahrhunderts darbietet. Bildhauerarbeiteu find nur fehr wenige vorhanden und zudem nicht befonders hervorragende. fo daß die Ausftcllung

nach diefer Richtung hin keine weitere
Bedeutung befilzt. Zwei fehr gute Bron-
zen von Safcha Schneider. ein Knaben-
akt und eine Vorträtbiifte. eine gute
Vorträtbiifte. ferner eine Dame der Wei-
marer Gefellfchaft. der Freifran von
Fritfeh. von Franziska Freiiu von Seeger.
und zwei Biifteu von Reinhold Vegas
ift alles. was von den neuen ans-
geftellten Skulpturen zu erwähnen wäre.
Fiir die ansgeftellten Malereien macht
fich als kennzeichnend auffallend. daß uur
ein einziges Hiftorienbild vorhanden ift:
des bekannten Zeichners Woldemar
Friedrichs ..Rückkehr der Bürger von
Bernau nah Befieguug der belagernden
Hnffiten.“ Man könnte Marderfteigs
Hiftorieu vermiffen. die übrigens in dcr
ftändigen Knuftansftellung am Karls-
platz reichlich vertreten find. Aber dies
Fehlen der Hiftorieu ift ein befonderes
Zeichen. Ift doch Genre. Stilleben.
Laudfchaft. Porträt feit dem Entfteheu
der eigentlichen Weimarer Kunftfchnle
von jeher vorzugsweife gepflegt worden.
und leiten gerade fie doch nm fo beffer
zur modernen Malknnft iiber. deren
Hauptgegenftäude fie geworden find.
während uns das eigentliche Hiftorien-
bild als in höherm Sinne unmalerifch
unverftändlich geworden ift.
Jiu iibrigen: was fiir eine Biel-
feitigkeit kiinftlerifcher Richtungen ift da
bei einander! Von der romantifchen
Tradition der erften Böcklin- und Len-
bach-Bilder bis zum neneften Voinlil-
lismus! Sehr reichlich ift Lenbach mit
Werken "einer erften Periode vertreten.
Und was find das fiir herrliche Stücke.
diefe italieuiichen Iiinglinge. Knaben.
Dudelfackpfeifer. diefe Kapellen und
Bauernhöfe bis zu einer ftaunenswerten
kleinen Stalltiir herab! Wie lebendig
find fie auh heute noch! Auch die fpii-
tern beriihmteu Vorträtwerke Lenbachs
find in vorziiglicher Auswahl vertreten.
- Recht intereffaut ift ..Der Teufel in
der Waldfchmiede“. bei dem Lcubach nnd
Vegas Böcklin geholfen haben. Es zeigt
noch nichts von Böcklins ip'a'tcrer Farben-
freudigkeit. dafiir aber um fo mehr bc-
reits von dem ihm eigenen Humor.
Auch das ausgefiellte ..Frauenpvrtriit“
und die herrliche kleine Landfchaft noch
(iii

nicht. die bannt wie ein mächtiges. pathetifches Werk. Von den fpäteru Bildern ift eigentlich nur ..Das Schweigen im Walde“ da.
..Alpengliihn“ und ..Alpenlandichaft“ von Stanislaus Graf Kaltreuth find zwei weitere hervorragende Beifpiele zur friiheren romantiicheu Tradition. Auch Mar Stahlfchmidts ..Vferde am Sod“ wären zu ertvähnen. Anf dem Bilde find zwei granblaue Tauben mit Schillerhält'en. die man als das vollendefte diefer Art bezeichnen muß. Kein alter Holländer hätte das beffer machen können. -> Von Albert Brendel find einige feiner vorzüglichen Tierftiicke ansgeftcllt.. Vor allem ift dann noch der vortreffliche Karl Buchholz mit feinen Landfchnften zn erwähnen. von denen fieben ansgeftellt find. Von L. von Gleichen-Rnßwurm find drei Bilder vorhanden. von dem blendet-den Karl Gnffow vier. Von Liebermann ..Eva.“ ..Straße in Zandvoor-t“. „Reitender Junge am Strand“ und ..Mnfchelfifcher-.“ - Ich weiß nicht. ob ich im Anfchluß an die ältere Malweife auch Mar Thedh erwähnen foll. Er hat io viele Anchaifierendes. Wie ganz erinnern Bilder. wie das Vorträt des Vrofeffor Dr. Brendel. das in folcher Hinficht glänzend virtnos ift. an Halbein und die ihm ähnlichen Altdentichen. Aber auch das „Vortritt in altdentfcher Tracht.“ Während ein Bild wie ..Mutter und Kind“ wieder ganz moderne und fehr ftarke Vorzüge aufweift. Man muß Thedns brillante erftklaffige Vielfeitigkeit bewundern. Auch Theodor Hagen fchließt fich mit feinen ältern Landfchaften noch der friihern Tradition an. Doch ift gerade Hagen der unter deu ältern WeimarerMeiftern. der amentfchiedenften eine organifche-Entwicklnng zeigt. Gewiß ein hoher Vorzug! Seine neueften Bilder haben ein fehr apartes filbergranes Licht. So ..Jin Garten.“ Er ift mit fiinf Bildern vertreten. - Von Vrofeffor Berthold Vaul Förfter. einem der bedeutendften ältern. jeßt noch tätigen Weimarer Lehrmeifter. find drei ausgezeichnete Landfchafteu. „Dünen“. ..Herbftmorgen im Harz“ und „Sommer“ vorhanden. Von dem andern. jiingern Grafen Kalkreuth außer „Schaufpieler“ und „Hamburger Hafen.“ das wohl etwas an A. Achenbach erinnert. das herrliche ..Porträt einer Dame.“

Dann die eigentlich Neuen und
Neuefteu. u Hans Olde hat ein vor-
zjigliches Porträt ..AlterHerr im Schnee“.
das aber wohl eine ältere Arbeit
von ihm ift. ferner ..Mutter niit Kindern
im Freien“. ein „Interieur“ und eine
prächtige niederdeutiche ..Schneeftim-
mung.“ (Die fehr zahlreich vertretenen
Juterieurs der Ausftellung bieten dnrch-
weg Hervorragendes. zuweilen Erftaun-
lichftes!) - Auch Ludwig von Hofmann
hat vier Bilder beigetragen. „Frühling“
aus feinen friiheru Bildern. „Brandung“.
..Knaben ani Waldbach“ und nun
.,Sopraporta.“ die zu der eugften Elite
des Allerbeften gehört. was die Ans-
ftellung bietet. - Gari Melchers hat
feinen brillanten „Fechter“ ausgeftellt.
ferner „Zwei weibliche Akte.“ .,Weiblicher
Akt.“ ..Winterbild“ und ..Mädchen bei
der Toilette.“ Fritz Mackenfen hat
..Alte mit Zungen“. der ..Hcuwagen“.
..Porträt des Vrofeffors Eggeling“ nnd
...Knabe am Fenfter.“ Das leßte mit
der großen Schlichtheit und der vielfeitig
bannenden Tiefe feines Gegenftandes
tvieder eins der allererfteu Eliteftiicke der
Ansftellnng. Angefichts eines folchen
Mcifterwerks verfteht man fofort. daß
an Gehalt der einfachfte. ini iibrigen
wirklich nialerifche Gegenftand an
Tiefe und Reichtum. ich möchte fageu:
Religiöfität des Inhalts die pomp-
hafteften und größten Hiftoricnbilder der
Vergangenheit weit hinter fich laffen
kann. - Von Otto Rafch möchte ich
das fehr fhmpathifchc und intime Bildnis
„Meine Mutter“ anfiihren. Smith ift
mit den Vorträts der Frau Vrofeffor
Manderfteig und der Frau Dr. Eberle
vertreten. Hervorragend ift auch Aler
Strups ..Porträt einer alten Dame.“
Vaul Tiibbecke hat ..Am Brauberg iin
Hopfgarten“ und ..Bauernhof in Thü-
ringen“ ausgeftellt. Earl Arp. der
Initiator einer ganz neuen Richtung in
der Alpenralerei. gibt außer einer ..Föhn-
ftinuuuug“ eine ..Straße in Sanaden“
und „Am Waldfchlößchen.“ die feine
kräftigen Flächen feinen hcrzhaften. '
markigen Strich und feine kraftvolle
warme Farbe zeigen. Der ausgezeichnete
Ehriftian Rohlfs ift mit „Steinweg“
und ..Belvederer Allee“ vertreten. Man
findet viel mehr. und zwar herrliche
Sachen von ihnrin der ftändigen Aus-
ftellnng des kleincrn Mufenms ani Karls-
6*.)

Rnndfchan
plan. Der kräftige Impreffionismus
des Modernen hat bei Rohlfs etwas
Machtvolles. von großem Stil uud zu-
gleich eine oft unglaubliche Intimität
und feiufte. oft verfchlnugeufte Viel-
feitigkeit und Fülle des Details.
*
Den Meifteru gefellt fich eine Anzahl
von Meifterfchiilern. Es find nicht alle
vertreten. die im Laufe der letzten Jahre
von Weimar ausgegangen find und zu
bedeutenden Hoffnungen berechtigen. Ich
hebe von den vorhandenen Otto Illies
hervor. der einen prächtigen „Holfteiner
Bauerugarten“ und „Bauerudirnln“ aus-
geftellt hat. Ferner Karl Lamprecht.
der modernes Vleinair mit minutiös
delikatcr Ausführung verbindet. mit
- feiner frifeheu. freundlichen .und zugleich
ruhigen Farbe und Zeichnung.
Weiter der hochbegabte Lederer Weida.
der einen „Sohlweg“ und einen „Wald-
weg“ da hat, - Gerhart Hauptmauns
Sohn. IooHanptmaun. hat zwei Frucht-
ftiicke ausgeftellt. Sie verraten zu fehr
den Einfluß feines Lehrers L. v. Hof-
mann. Ich habe gelegentlich Bil-
der von ihm ansgeftellt gefehn. die fchon
mehr Eigenart zeigten.
*
„In einem engen Zufammengehn
mit der Kunftgewerbefchnle diirfte der
.xiunftfchule Ziel und Richtung fiir eiue
Weiterentwicklung in moderner Scene
gegeben fein. Der Zufammenfchlnß von
Malereit Bildhauerei und Knnftgewerbe
wiirde für jedes diefer Einzelgebiete
eine Fülle reichfter. kiiuftlerifcher Au-
regung uud gegenfeitige Förderung er-
ichließen und die Kunftfchule zu Weimar
zu einem wahrhaft lebendigen und frucht-
bringenden Iuftitnt machen“, heißt es
in der Einleitung zum Katalog mit wiir-
di er Befeheidenheit. Wir fügen hinzu,
da die Weimarer Knuftfihule jeßt am
Abfchluß ihres erften halben Jahr-
hunderts fo dafteht, daß fie fich den
erften Stätten gegenwärtiger, dentfcher.
kiinftlerifcherHochkultur getroft zugefellen
darf. johannes Zctuat.

Chantecler in Florenz.

Zwei Hahuenfätreie von der Galerie
empfangen mich. - mit dentfcher Viiukt-
lichkeit komme ich fäwn zehn Minuten
vor halb neun - und während ich meinen

Vlaß fuche, werden oben die Pfeifen
probiert, hohe und tiefe. eine Torpedo-
firene fogar. Dazwifchen wieder Hahneu-

fchreie; dann 1niaut eine Katze. andre
Haustiere nuterftiißen fie fihnell. nnd
wie in einer Menagerie brauft-25 bald
von oben herab aus dem Dunkel *-
denn man fpart am Licht. Die
Logen find noch leer; die Großen von
Florenz rechnen mit der gewöhnlichen
_albftiiudigeu Verfpätung. Es hat alt'o
keinen Zweck, das Theater geniigend zu
beleuchten.
Die oberften Fiiufhundert werden
mufikaliich: Mau pfeift Verdi und die
Marfeillaife. "chließlich auch die Lnftige
Witwe. Die ift bis heute Trumpf in
Florenz. denn erft vor einigen Wochen
fielt fie als „noniZZiuta per Treuen“
Einzug in die Stadt der Blumen. der
Knuft und der Strohhiite. Wer keine
Pfeifen mitgebracht hat. iibt fich fo fiir
fpäter; man ift auf Kampf geftimmt.
Vlötzliät ertönt der Ruf „Folie“. und
wie ein Echo wird er überall zurück-
gegeben. Jm Parkett und in deu Logen.
die fich allmählich füllen. wächft die Stim-
mung. Nnu iibt fich die Clague. es wird
im Takt geklaticht: eins. zwei. eins.
zwei, drei! Endlich flammt der große
Lnfter auf. man kann einander bewun-
dern. Florenz hat heute fein beftes
Kleid angetan. die Vreife erhöht. und
das Bild in der fchöueu alten Pergola
ift wirklich feftlich. Aber nur das Bild!
Das. was gefchieht. das. was man uns
vormacht. ftimmt weniger feierlich. Wenn
man mit großen Erwartungen kommt.
wird man enttöufcht. I_ ch nahm es von
Anfang an als Curiofum W mir zum
geil. denn nur fo kam ich auf meine
iiofteu.
Endlich. gegen neun Uhr. wird es
ernft, Das erfte Wochen macht noch
keinen Eindruck) erft das dritte wird
gehört. Der Vorhang hebt fich einen
Meter hoch. fo daß man hundert große
Hiihnerbeine fieht. dann fenkt er fich
nach einigem Zögern wieder. Ein Iohlen.
Vfeifeut Schreien. das nicht enden mag.
ift die Antwort. Das ganze Theater
wogt wie ein Meer und brauft wie der
Sturm; minutenlang. fiir den Sprecher
des Vrologs. der vor dem Vorhang fteLt
und gegen die Brandung redet, wo l
eine Einigkeit. Sankt Anton predigte
den Fiichen gewiß mit mehr Erfolg, als
t()

jener Ungliickliche dem Publikum. Aber
er kämpft fich durch." der Sturm ver-
vrauft, und allmählich hö rt man den
Prolog; freilich ift er dann auch bald
zu Ende. Das Spiel beginnt.
Mag über Chariteeler wie immer ge-
ichrieben werden* Stimmung ift in
dem Stück und vieles Hübfchc. Der
erfte Akt ift reizend. Hätte Noftand nur
ihn gefchrieben. es wäre eine eutzückende
Tierfabel geworden. Aber ftuudeulang,
-* die_ Paufen in der Pergola cin-
gerechnet, faft fiinf Stunden lang! _-
uur Tiere zu fehn und zu hören. das
ermiidet auch den, der mit der Abficht
kommt. als Erfaß für die Längen des
Stücks das italieuifche Volk im Theater
zu ftudieren. Man konnte auch nur den
erften Akt genießen. denn während der
andern wuchs die Erregung im Publi-
kinn -- wie ferner Donner den Sturm
oorbereitend. der nachher losbrechen
follte. So erichien mir diefes von fr a n-
zöfifcheu Schaufpiclern gefpielte
frauzöfifaje Stück eigentlich nur
im erften Akt franzöfifch; das Publikum
fpielte nachher zu fehr mit, die Tier-
ftimmeu auf der Bühne wurden er ternqo
im Zufchauerraum parodiert, Chan-
tcclers ftolze. ander Rampe gefprocheue
Hahuenworte wurden applaudiert und
da capo verlangt wie eine Brauvour-
Arie. - da wurde das Stück ein andres;
es wurde - italieuifch!
Von italieuifcher Luft durchweht und
von den vielen kleinen Eigenheiten des
Volkes durchdruugeu, ftellt fich uns fogar
altes. bekanntes als etwas neues dar.
Mehr als jedes andre Volk betont der
Italiener hierin feine Nation. Wer hat
Wa ner in Italien gehört? Ich hätte -
1e
daran wetten mögen. der Tannhäufer,
den man hier neulich gab, wäre von
Spontiui oder fonft einem ini,
hätte nicht ausdrücklich aufdem Programm
geftaudeu: drum-na lirico an' WaeZtro
Kicarcio Wagner.
So wurde auch Chantecler italieuifch,
Nach drei Stunden hatte ich mich lang-
fam daran gewöhnt; mir wars. als
wüßte ich nun alles und könnte getroft
nach Haufe gehn. In meiner Hand
kokettierte meine Uhr mit mir. fie zeigte
auf halb zwölf und meinte, das wäre
wohl fpöt genug. Aber mich reizte noch
der Schluß des Stückes. Der Schluß

nach dem Fallen des Borhangs!
Deshalb blieb ich.
Der legte Akt glich nur mehr einer
Pantomime. von irgendwelchen Stimmen
auf der Bühne war nichts zu hören.
Man fah. wie durch das Auf- und Zn-
drehn der elektrifcheu Bühnenlampeu die
Nacht ruckweife vorriickte. fah den grünen
Scheinwerfer als Mond plößlich mitten
im Geäft ftehu. fah die Tiere kommen
uud gehn uud wie fie deu Mund zum
Sprechen öffneten; aber es war. als
gefchähe es hinter einer großen Glas-
wand. oder als wäre man im Kine-
matographeu. Der Lärm um mich her
übertönte, alles. ' -
Mau den leßten Akt lediglich zum
Fortgehn benutzt; laut rufend nahm man
von Freunden und Bekannten Abfchied.
Nur wer pfeifen konnte, blieb. So
wenigftens fchien es mir, denn zum
Schluß war auch nicht einer. der nicht
pfiff. Wenn Trambahncn fchnell um
Kurven fahren, Lokomotiven in Bahnhof-
hallen pfeifen und Autos dazu fchuaufeu,
fo gibts wohl einen ähnlichen Lärm.
v“. ron 8.4880 (art, kimi-ene)
Briefwechfel zwifcheu Clemens Brentano uud Sophie Mercan
Nach deu in der Königlichen Bib-
liothck zu Berlin befindlichen Hand-
fchriften zum erfteumal herausgegeben
von Heinz Ameluug. Ju zwei Bänden.
Zufel-Verlag, Leipzig.
Eine jede neue Sammlung von
Romantikerbriefen muß im höchften Grade
willkommen fein, denn grade fiir die
Romantik find die Briefe noch viel zu
wenig zum Ausmaß der inneru Wahr-
heit der ganzen Richtung bewahrt
worden. befouders weil man damals
im Brieffchreiben noch ein gut Teil der
dichterif>)en Betätigung fah.
Kränze von duukelfchöuen Blumen,
dufteud von „Gefühl“ und Liebe. windet
Clemens Brentano feiner Sophie, in
Sätzen hoher mufikalifcher Schönheit.
tönend in hellen und klagenden Akkorden,
oft unterbrochen durch Koboldsgekicher
und freches Faunslacheu. in Worten von
höchftem romantifchem Reiz. aber auch
von eclxtefter romantifchcr Nichtwahrheit.
denn ür ihn war es deriqueur, im
Gefühl zu fchwelgen und in tiefer
Rührung iiber die Schönheit des eignen

Ruttdfchau
Innenlebeus - ohne der heiligfteu.
ftillfteu Tiefen der eignen Seele zu
fchonen - die Träne int Auge nicht zu
zerdriickc-u.
In der erften Phafe ihres Verkehrs
zeigt fich Sophie in der liebenswiir-
digen Oberflächlichkeit des fchöngeiftigeu
Weibes. die fih gertt als Tiefe gibt.
zurückhaltend und abtveifend gegen den
fti'trtuifch vcrlaugeudeu Clemens. mit
deffett grünen Gefühlen fie cin klein
wenig lterzlos fpielt. Es gelingt Clemens.
ein Wiederfchu zu erzwingen. nicht
zuletzt durch einen ungeheuer frechen. aber
genialen Brief. nttd fie zu erringen.
trotzdem fie nach ihrer unglücklichen Ehe
tttit Mercan uttd eitter kleinen Liebes-
odnffe nur Frieden wollte. Clemens
Drängen auf dauernde. gefevlichc Ver-
eittigttttg bleibt gleich ftat*k. nttd es ift
rt'ihrend. zu beobachten. wie Sophie
bei ftatkent Widerftrebeu gegen eine Che.
dus fie fchon itu Blütenalter der Em-
pfindung gezeigt hatte und das fich ihr
ttnu verftärktc. tveil fie. acht Jahre älter
als Clemens. ihn niht feffeln wollte
nttd wohl auch utit nur zu gutem Gruttd
feine linbeftändigkeit fiirchtete. inttttcr
liebeuder. hingebcuder. vcrtiefter wird.
ie ttäher fie der Gewißheit kommt. daß
fie Mutter wird. Daun hat fie das
Kreuz. Clemens Brentauos Gattin zu
fein. willig auf fich genotntucn nttd tapfer
getragett. wenn ihr Herz fich anfangs
auch noch auflehttt gegett die oft brutale
Graufamfeit. mit der Clemens fie quält.
Denn er. der fie wieder und wieder auf-
fordert. fein ..Gefiihl"' zu ehren uttd
fein Innenleben herzt wie ein kraukes
Kind. vergaß nttter dent diifteru Ver-
häuguis. grade denen. die er am meiftett
liebte. am weheften ttttt zu ntiiffen ihr
gegeniiber oft der einfachften Riickfichteu
des Talks uttd der Ritterlichkeit. wenn
er niit ihren Briefen und ihren Ge-
fiihien bei andern battfiercn ging. Attch
an der Eutftehung des Klatfches. der fie
beide zu Zeiten beluftigte. Sophie aber
auch bittcrftes Welt fchuf. ift Clemens
nicht uufchuldig. - In ihrer Che kommt
dantt dasfurchtbare Verhängnis feiner
innertt lltttftetigkcit wieder iiber ihn. das
ihn die Ruhe ihrer begliickenden Ver-
bindung als tote Feffcl empfinden läßt.
Der llufelige fordert. wie alle fcitwacbeu
Männer. von der geliebten Frau. ihn
zum Frieden. zur Vollendung feines
felbft. zu höhertn Schaffen lfiuzufjihren.
Und da er von ihr niht empfängt. was

er ttttr felbft fich hätte lciftett können. empfindet er fie als ein Wefeu uiederer Ordnung uttd biirdet ihr wiirdelos die ganze Schuld auf. Dabei war der Ab-ftaud zwifchen ihttett gar niht groß. Sophie. die faufte. gute war dnrh die Leiden der Liebe zu einer großen Tiefe herattgercift. Katrin ift er dattn von ihr getrennt. fo verzehrt fich diefer Don Ouirotc. wie Sophie felbft ihn nennt. iu brennender Sehnfucht. aber auch in kleiuiicher Eiferfucht nah ihr. Die fpätertt Briefe zeigen mehr Gleich-tnäßigkeit. Mit Sophies Tode ettdigt Clemens gliicklichfte Zeit. denn' fie hat ihm Glück gegeben. foweit diefer llnfelige Glück iiberhaupt etnpfattgett konnte. -- In ihren Briefen. die oft ein luftiges Versfpiel fittd. ftehn nebett erutt'idenden Gefühl-stunden köftliche Schilderungen von Reifen. Meufchen ttfw.. in denen befonders C leutens atuiifaut. boshaft. ja gelegentlich von Herzen nuanftändig fein kann. Höchft itttereffant fittd Breu-tattos kecke Bemerkungen über Weimar. Goethe. Friedrich Schlegel. Savignh u, a. tu. - Aus langer. unberechtigter Haft fittd diefe Briefe erlöft. uud wir werden Antelung uud feinen Eidcshelfern dan-ken. baß fie zn Ettde. Grobe Irrtümer früherer Bearbeiter. die diefen Schoß uttkotttrolliert nicht ausreichend benutzt haben. konnten berichtigt werdett. Ame-luttg gibt in feiner zurückhaltenden Ein-leitung wichtige Citate aus auderuBriefeu Brentanos. die tuatthe große Worte Clemens an Sophie erft ins richtige Licht fetten. In deu Aumcrkuttgett. die durch Ausweiteu noch gewinnen löttttttett. ift Sophies Tagebuch glücklich benutzt. Die traditionell gefchmack-volle Ausftattung dttrch den Iufcl-Verlag erhöht ttebett der Reproduktiott der Ticckfchen Bretttanobiifte ttttd cities bisher unbekannten Bildes Sophies den Wert diefer fchötten Gabe von intituetn Reiz. die nur denen. die eigenwillig oder nuzarten Herzens find. als ungeeignet zur Pubkikatiott oder ztt intim erfcheiuen kann. prof. l)r. Kuäolk pecnei.

Menfhenraub in Sizilien

Es fimd ttuumehr genau fiinfnnd-dreißig Jahre verftrichen. daß der Cala-brefe Giovanni Nicotera als Minifter

des Innern in feierlicher Audienz dem
König Viktor Emanuel [I. die Waffen
des letzten Briganteu auf Sizilien
überreichte, Nicotera hat bald dar-
auf feinen Minifterfeffel dcn Sizilianern
Crispi und Di Rndini eingeräumt. diefe
wurden von den Norditalienern Gelloux.
Giolitti und Luzatti abgelöft; aber das
Brigantentnm auf der fchönen uud un-
glücklichen Infel ift bis zur Stunde
nicht verfchwunden. Der am 8. April
zu Salermo begonnene und am 2. Juni
gefchloffene Prozeß gegen vier Mörder
uud drei Helfershelfer hat eine himmel-
ichreiende Miffetat enthüllt. Die Straf-
t'ache begann mit der Verlefuug eines
Briefes. Das Schreiben eines den
fichcrn Tod durch Mörderhaird vorans-
fehenden Jiingliugs bildet inuner ein
clocurnent human' pfncbologifcher und
ethuographifcher Art; es lautet:
Eltern. Brüder u. Schweftern!
Sechs Ungliickliche haben mich
feftgeommen, uud ich muß_ mein Leben
laffen. Wenn Ihr fiir Euern lieben
Sohn Eduard ein Herz habt. miißt
Ihr io fchnell wie möglich 5000 Lire
ichielen. Zuerft haben fie 10000 ver-
langt. fich aber dann mit 5000 zn-
friedengegeben. Gefchieht das nicht,
fo rauhen fie mir das Leben.
Eltern. Brüder und Schweftern.
habct Mitleid. bedenkt, in welcher
Lage ich mich befinde. Suchet alle
Mittel zufammen. verfucht auf alle
Arten. das Geforderte baldmöglichft
zu fchicken.
Habet Mut. noch bin ich bis jetzt
von dem ärgften verfchont. Aber da
ich nicht mit Euch fprechen kann, fehe
ich in allem den Schatten des nahen
Todes. Mitleid! Mitleid! Nehmt
ein Darlehen auf. mit der Zeit wer-
den wir es heimzahlen können. Der
Brief darf nicht als Geldbrief ver-
fichert werden. fondern ift einfach zu
adreffiereu an Herrn Caftrogiooanni
A. Peters Sohn iu Rizzi.
Handelt fo rafch wie möglich uud
vermeidet peinlich. daß die Gerichts-
behörde ein Wort erfährt. fonft wird
mein Leben ansgelöfcht. Wenn auch der
angegebene Name des Adreffaten nicht
eriftiert. fo wird gleichwohl der Brief
richtig befördert werden, das ift mehr
als fieher. Wenn Ihr aber die Jnftiz
anruft, braucht Ihr kein Geld zu

chicken; denn fie werden mir dann
ficher das Leben nehmen. Ich bitte
Euch um Euern Segen und kiiffe
„uch das letztemal. Euer getrcuer
Sohn Irdoardo.“
Tiefer Brief kam am 18, Oktober
1905 in* die Hände des prakt. Arztes
Dr. Carlo Martino in E-orleone. deffen
Sohn am 16, vorm, 9. einen Ausflug
auf dem Rad zu einem Kameraden in
Vizzi gemacht hatte. Der unglückliche
Vater machte die Räuber in einem riih-
renden Briefe vergeblich auf das zer-
riffcne Schuhwerk und die örmliche
Wiifche und Kleidung feines Sohnes
aufmerkfam, der weder eine Uhr noch
auch nur eine Lira in der Tafche habe.
Er feibft habe eine gänzlich unbemittelte
Familie mit neunxtindernzu ernähren und
erhalte. da das abgelaufene Jahr fchlecht
war. keine Bezahlung von den Patienten.
Diefer Brief des Vaters freuzte fich mit
einem Schreiben des Sohnes an feine
Mutter. worin mit herzzerreifzeuden
Klagen die Erprcffnugsfnmmc auf L000
Lite ermäßigt worden war. Urn 10.
machte der verzweifelte Vater die An-
zeige bei der Polizei, die alsbald einen
50 Lite-Schein borichoß. um den Ab-
holer des Briefes verhafteu zu können.
Der 19jährige Adreffat Salvatore
Fucariuo wurde feftgenonunen. ichwieg
aber wie das Grab. Die Quickie (die
Ehre des Muffiofeu) gebot Schweigem
fpäter fitnnlierte er Wahnfiun und
wurde zu feiner Beobachtung in ein
Irrenhans gebracht. wo er mit der Zeit
dann auch richtig geworden ift. Die
Vorunterfuchung dauerte 4 Jahre und
7 Monate und ergab folgendes Refnltat:
Der feftgenommene Edoardo war irr-
tiimlich fiir den Sohn eines reichen
Grundbefißers gehalten worden. Die
fechs Briganten unter Führung ihres
Hauptmauns G. Malacuio fchleppten
den Gefangenen in ein Holzinger. wo
fie ihn den erften Brief fchreiben
hießen. und dann zu einem Heufchober,
wo der zweite Brief verfaßt wurde.
Als die Feftnahme Fucariuos erfolgt
war. transportierten Malacnfo. Vira-
taggi und Linaftra ihren Gefangenen
auf den Berg Mangiotta; dort wurde
er erfchoffen, es waren ihm dabei von
den Unmenfchen die Augen nicht ver-
bunden worden, Die Leiche wurde in
eine Schlucht geworfen und mit Gerrit(

und Felstriimmcrn bedeckt. Von den
1() Berbrechern wurden 4 zu lebens-
länglichem Zuchthans. 3 Helfershelfer
zu 6_8 Jahren Gefängnis verurteilt
und der geifteskrauke Fucarino einem
kriminellen Irreuhaus iiberwiefen; die
Führer der Bande entkamen ins Ausland.
und G. Mucalnfo zeigte im Namen
der Anarhiften von Batterien dem
llnterfuhungsrihter au. daß binnen
kurzem der Abgefaudte der ..Schwarzen
Hand“ abreifeu werde. um an feuern
Richter die befchloffene Hinrichtung zu
vollziehn. Das Schreiben tvar ge-
zeichnet: James Iofeph. -- Der Richter
wurde fofort verfeßt. denn die Muffin
pflegt ihr Wort zu halten,
[)r. kran: [..ipp (Korn).

Finanzpolitifhes.

Die Zahlungsfchwierigkeiten
des Kunftfalons Keller är
Rainer und der Verlags-Buch-
handlung Hermann Vaetel in
Berlin haben das Publikum außerordentlich
erfct reckt. Die Leute. die getvohnheits-
.einäß das Gras wachfen hören. haben es
freilich längft gewußt. Man begreift nur
eins fchwer: Wenn die Eingeweihten feit
Jahren den Zufammenbruch kommen fahn.
wiefo gibt es dann immer fo und fo viel
Leidtragende bei diefen wirtfchaftlichen Be-
gräbniffen. wie kann ein Inititut wie die
Deutfche Bank bei einem Kunftfalon 1f,
Million Mark verlieren? Es gibt nur
zwei Möglichkeiten: Entweder kochen unfre
größten Finanzinftitute auch nur rnit Waffer.
traun allzufehr deux Schein und laffen fich
von einer faubern Außerlichkeit imponieren
oder aber die Jnformiertheit der ..ein-
geweihten Kreife" ift ein fehlechter Treppen-
wih. Es foll nicht verfehwiegen werden.
daß die zweite Möglichkeit für nnfre wirt-
fchaftlichon Verhältniffe die weitaus an-
genehmere ift Bei der nächften General-
verfatnmlung müßten fonft die Aktionäre
der Deutfchen Bank die Verwaltung in der
deutlichften Form tviffen laffen. daß fie
doch genau genommen auch das merken
mußte. was die Spatzen auf allen Dächern
längft gepfiffen haben. Die halbe Million.
die die Denfche Bank bei Keller & Rainer
einbüßt. macht es bei dem Umfang der
Gefchäfte unferes vornehmften Bankinftituts
gewiß nicht aus. Es ift das Shftem der Schwer-
hörigkeit. das aufs fchiirffte zu beanftanden
wäre. Bei der Anlage eines größern
Kapitals könnte es ja noch leichter paffieren.

daß fich die Verwaltung keinen genügenden
Einblick in die Gefchäfte zu fihern weiß.
Für das Publikum war der Ruf der
Firma Keller & Rainer jedenfalls untadelig.
Nicht felten kamen die Kaiferin und andre
Mitglieder des Hofs. und pünktlich ftanden
die hohen Befnche in der Zeitung. Wenn
diefe hohen Befnche noch niht fo viel
Käufer anziehn. daß ein K'unftfalon auf
der Botsdamerftraße in einem eigenen
Haufe leben kann. dann ift die Kunft heut-
zutage wahrhaftig kein Gefchäft mehr. und
daran wird jeßt wahrfcheinlich felbft die
Deutfche Bank glauben.
Womit kann man heutzutage überhaupt
noch Gefchäfte machen? Mit Kunftfalous
jedenfalls nicht! Diefe Erkenntnis hat fich
bei den Gläubigern von Keller är Rainer
bereits feftgefetzt Wie mir hören. be-
tragen die Baffiven der Firma etwa eine
Million Mark. Die Aktiven find faft mit
null zu bewerten. Die vorhandene Ware
ift nämlich Kommiffionsgut. die Einrichtung
ift in die Wände eingebaut - beim Um-
bau war die Modernität fo gedacht. daß
fie die Ewigkeit felbft um einige Tage
überleben follte. Fiir die Gläubiger -
die Deutfche Bank, etliche Lieferanten und die
Herren Oppenheim, die Eigentümer des
Haufes - ift alfo nichts zu holen - fo
rein gar nichts. daß wegen abfoluien
Mangels an Aktiven kaum das .Konkurs-
verfahren eröffnet werden köunte. weil die
Koften des Konkursverwalters aus der
Muffe niht zu decken wären. Trohdem
bieten einige neue Intereffenten den Gläu-
bigern 25 Prozente. Sie kaufen -
der Zwangsausgleich wird fiher ge-
fchloffeu werden _ für ihre baren
25000() Mark ganz allein den leeren Namen
der Firma. Wie man ferner erzählt. wird
nach dem Abfchluß des Vergleichs der bis:
herige alleinige Chef des Haufes. Herr
Keller. an das Ende feiner Herrfchaft
glauben müffen. Die Gläubiger haben
triftige Gründe. ihn fiir einen weltfremden
Idealiften zu halten. (Sein früherer. fehr
kapitalkräftiger Sozius. Herr Rainer. hat
fich vor etlichen Jahren zurückgezogen und
eine weit weniger koftfpielige Befchäftigung
gefunden.) Wenn wir richtig informiert
find, wird der Kunftfalon Keller är Rainer
im Herbft diefes Jahres fchon ein gut.
gehendes - Möbelgefchäft fein. Mit dem
guten Namen des Kunftfalons foll fich
dergleichen leicht machen laffen. Ganz

umfonft wilden alfo die kommenden Männer
eine Viertelmillion doch nicht bezahlen. Ihre
unabänderliche Meinung ift es aber. daß
ein Kunftfalon in diefen erregten Zeiten
nicht anders als von Staatswegen lebens-
!)äkßig wäre und eine Exiftenzberechtigung
a e.
Auch der Zufammenbruch des Haufes
Vaetel ift fiir Aeftheten wenig tröftlich. Der
alte Geheime Kontinerzienrat hat feiner-zeit ein
Vermögen von drei Millionen Mark hinter-
lafi'en. und ohne befonders koftfpielige
Vaffionen zu befißcn. hat der Sohn fein
großes Erbe verloren und dabei noch
die ganze Familie in den finanziellen Ab-
grund mitgezogen. Ein großer Druckereibe-
trieb der Firma in Zoffcn - er war
wegen des 309/gigen Lokalzufchlags des
Druckerperfonals in den Großftädten als
wirkfame Konkurrenz gegen die Berliner
Werkdruckereien gedacht - ift zuerft zu-
fanimengebrochen. Die andern Unter-
nehmungen folgten.
Die Urfachen des Vaetelfchen Zufarnmen-
bruchs find leicht zu ermitteln: Es wurde
dort zu vornehm. zu ruhig. zu forglos
gearbeitet. man ging zu langfam mit der
Zeit mit. die haftet und drängt und mit
ihren Reklamen grellend fchreit. Der
Krach der Vaetelfchen Unternehmungen
kann alfo h'o'chftens Gefühle über die Ver-
gänglichkeit dreier irdifchcr Millionen aus-
löfen. nicht aber ein Anlaß zur Ber-
zweiflung fein. Das Geld liegt heute freilich
nicht mehr auf der Straße. aber wenn man
tief gräbt. findet fich noch manches.
*
Bei der Hotelbetriebs-Ge-
fe l lfchaft Conrad Uhls Hotel Briftol-
Zentralhotel. Berlin. lieit jetzt der Vor-
ftandsbericht vor. der konftatiert. daß die
über den Bedarf hinaus entftandene Kon-
kurrenz an Hotels und Reftaurants in
Berlin die Gefchäfte der Gefellfchaft auch
wiihrend des abgelaufenen Gefchäftsjahres
weiter beeinflußt habe. Es wird eine Di-
vidende von 50/0 auf die Vorzugsaktien
und von 99/0 auf die Stammaktien vor-
gefchlagen. Herr von Rheinbaben hat mit
feinen beweglichen Klagen über die fchwere
Unterbringung der preußifchen Anleihen
nicht nur fubjektio. fondern auch objektiv
Recht: Es ift wahrhaftig wunderbar. daß
die Rentier-s die preußifchen Staatspapiere
links liegen lnffen und fich auf die In-
dnftriepapiere werfen. Was für cin Ver-
gnügen ift das aber. noch Aktien einer

Hotelgefellfchaft zu befißen und _5 0/0 Divi-
dende zu bcziehn - nebft dem Troft auf
dcn Segen des nächften Jahres?
sie
Die öfterreichifche und die ungarifche
Regierung haben in den letzten Tagen
wegen der Verlängerung des Privi-
legitimsderöfterreichifch-nnga-
rifchen Bank verhandelt. Die Ver-
handlungen habcn. wie nun aus fehr zu-
verläffiger Quelle uerlautct. zu dem Er:
gebnis geführt. daß das Brioilegiuin bis
zum Jahre 1917 verlängert werden wird.
Bekanntlich handelte es fich bei der letzten
ungarifchen Krife um nichts anderes als
um die Erhaltung oder Trennung der
Bankgemeinfaiukeit. Herr von Jufth. der
Führer der Radikalen in der Unabhängig-
keitspartei. worfiir die fofortige Aufhebung
der Bankgentcinfamkeit und trennte fich
von dem oberften Führer der Unabhängigen.
Ludwig Koffuth. der für die vorläufige
Aufrechterhaltung des Banlprivilcgs war
- und zwar nicht fo fehr aus dem fach-
lichen Grunde. daß Ungarn ohne das hoch-
angefehene. den beiden zu intinier Feind-
fchaft verbundenen Staaten gemeinfame
Bankinftitut im Auslaude bedeutend [einen
müßte. fondern in dem ehrgeizigen Wunfch.
der Minifterpräfident eines Kaifers zu
werden. den fein Vater einft unter dem
Jubel der madjarifchen Bevölkerung für
abgefeßt erklärt hat.. . . Run ift es
aber anders gekommen: Die Scharen
Iufths und Koffnths find nahezu aufge-
riebcn. und das Privileg der genieinfamen
Bank wird um fünf Jahre verlängert.
Warum nur fiir fünf Jahre? fragt man
im Auslande. Die beiden hohen Re-
gierungen könnten darauf die melancholifche
Antwort geben. daß auch die Herrlichkeiten
einer Regierungspartei nicht ewig dauern
und daß in Oefterreich-Ungarn nichts fo
bleibend ift wie der Wechfel und nichts fo
permanent wie das Vrooiforium.
lneovalö.

Mufikbeigabe

4. ZelmZWttt.
le. ï¬,ex...)
* kinder-t kann, 0 . 42.
Mountain. p
*Eee-aug.
kÃ¼hl, .1er
piano.

'Lag urn-el blues, ate 'ij - .reistrei-fen ij - ders (Ii-&8. Zenau,ioieÃ¤iek-lal - [no
zehn-an . lien 'on ,ih - k-"lii . ge] Wan -
a . Wokâ€œ .tio Die - bo nur. od meines [ker-nau. klo -

Mufikbeigabe

Anrei- xe :it - tern uncl do - - den, uncl 1101-119 (ie-aan - ken
/R
/R

.rmx-e- 72x

. den Zieh in mein heim lied black-it
art-'mofa

l)u "er - neÃŸl-lermlcomrn' :u mit hal-1, 801181
(mee-row
>

Wk* cienmirbei- rie grau una alt.
.mr-.47.
ller - ren uiel (lo-krant,l)ornuncl Zehmer

Muï¬kbeigabe

Zn anfrer Mnfikbeigabe
Robert Kahn i
Seit beinahe zwanzig Jahren hat
der Name Robert Kahn im deutfeheu
Mufikleben einen guten Klang. ins-
befoudcre ift diefer Tonkiinftle in Berlin
angefehu, Hier vergeht zur Konzert-
zeit felten eine Woche. in der nicht ein
oder das andre feiner Werke. vor allem
feiner Lieder. zur Aufführung kommt;
oft begegnen wir ihm auch als Klavier-
fvieler. fei es. daß er eine Berühmtheit
auf dem Gebiet des Gefanges. wunder-
bar fich anfchmiegend. begleitet. fei es.
daß er iu Kammermufiktonzerteu mit-
wirkt; oft. trifft man ihn aber auch
au der Seite einer kaum zu iiber-
feheuden Gemahlin als Zuhörer an.
natiirlich meift nur dann. wenn ein
wirklicher Kauftgenuß. wie z. B. ftets
in den Konzerten des Ochsfchen Phil-
harmonifehen Chars. zu erwarten ift.
Unter den in Berlin zurzeit lebenden
Komponiften fteht er jedenfalls oben an.
Geboren ift er als Svroß einer
wohlhabenden Kanfmannsfamilie in
Mannheim am 21. Juli 1865. Schon
fehr früh zeigte fich bei ihm eine außer-
ordentliche mufikalifche Begabung und
auch die Neigung. fein Leben ganz der
Mufik zu weihn. Ernft Frank. der
bochvegabte Komponift. den ein fchweres
Nervenleiden vor der Zeit hinwegnahm.
wurde fein Klavierlehrer. wiihrend
Vincenz L a ch n e r allwöchentlich von
Karlsruhe heriiberkam. um den Knaben
in der Theorie zu fördern; ihm verdankt
Kahn. was er bei jeder Gelegenheit
immer hervorhebt. auch als Menfch
ungemein viel. vor allem aber die fclten
meifterhafte Beherrfchung der von den
Klaffikeru überkommeuen mnfikalifcheu
Formen; daß in diefen auch ein modern
denkender .tkiinftler feine Ideen zur
Genüge zum Ausdruck bringen kann.
das beweift u. a. auch jedes Werk
Kahus. Da Vincenz Lachner feinem
ganzen Fühlen und Denken nach fich
zur romantiichen Schule bekannte. fo
war es ganz natürlich. daß er feinen
Schüler hanptfiiehlich fiir Meudelsfohn
und Schumann begeifterte.
Zur Vollendung feiner nmfikalifchen
Studien ging Robert Kahn. nachdem
er die llutervrima des Gmnnafiums
abfolviert hatte. im Her-bft 1882 an die
Berliner Hochfchule fiir Mufik. Hier
trieb er befouders bei Friedrich .ti i el

ftrengeu Kontrapunkt; leider war diefer
hervorragende Lehrer. deffen .Atom-
pofitiouen gar nicht genug der Beachtung
empfohlen werden können. damals fchon
recht leidend. fo daß fein Einfluß auf
Kahn nicht gerade fehr fühlbar wurde;
trondem blieb diefer zwei und ein halbes
Jahr auf der Hochfchule, weil er fehr
oft Gelegenheit hatte. Jofcf Joachims
wunderbares Geigenfpiel zu hören und
an deffen Vortrag fein eigenes Klavier-
fpiel bilden konnte. ImJahre1885
wandte er fich nach München. vor allem
um hier von Hermann Levi zu pro-
fitieren. ließ fich dann aber doch noch
beftimmen. ein Jahr lang Schüler des
an der Königl. Mufikfchule wirkenden
bedeutenden Theoretikers Jofef Rhein-
berger zu werden; unter deffen Augen
entftand feine erfte Sonate fiir Violine
und Klavier op. 5. ein von lcidenfchaft-
licher Kraft erfülltes vornehmes Werk.
das fofort nach feinem Erfcheinen große
Beachtung fand uud auch noch heute
diefer durchaus wert ift.
Bei der erfteu Aufführung der
vierten Sinfonie von Brahms
in Mannheim war Kahn diefem Meifter
niiher getreten; nm von ihm eine neue
Anregung zu empfangen. ging er im
Winter 1887 nach Wien. war aber viel
zu befcheiden. um bei Brahms direkt
Stunden zu nehmen. obwohl diefer aus-
nahmsweife dazu geneigt war. und auch
feiner Aufforderung zu folgen. ihn
auf einer italienifchen Reife zu be-
gleiten. Das Militärjahr fiihrte ihn
nach, Mannheim zurück; gleich darauf

wandte er fich wieder naä) Berlin: hier
trat er immer mehr in Fiihlnng mit
J o a eh i in, der auch fein Streich-
quartett op. 8 aus der Taufe hob; hier
hatte er auch die große Freude. daß
Hans von Biilow feine bisher
iibrigen? ungedruckt gebliebene Lrchefter-
Serenade anffiihrte. Beziehungen! die
er noch von Mannheim her zn Emil
Baur hattg veranlaßten ihn, nachdem
er zwei glückliche Jahre in Berlin ver-
lebt hatte„ nach Leipzig zn gehn, um
an der dortigen Oper nnter Baur alÖ
Zlorrepetitor fich mit der Technik des
Opernwefens vertraut zu tnacheth aber
daS Theaterwefen behagte ihm ganz
und gar nicht; dagegen fand er fehr
viel Freude an der Leitung eines
FrauenGors, den er haupticichlich aus
Schülerinnen von Thekla Friedliinder
griindete nnd erfolgreich auch der
Ocffentlichkeit vorftellte. Im Jahre
1894 folgte er einem Rufe an die Kgl.
.Sochichnle fiir Mufik nach Berlini 3n-
niiehft nur ala Stellvertreter, übernahm
aber bald einen Teil des Enfemble- und
Theorie-Unterrianoi ohne fich jedoch
(auch bie* heute) entfchließen zu können,
eine volle Lehrftelle mit allen ihren
Pflichten zu beflcideni ein Entfchluß,
der im Intereife feineo eigenen Schaffens
nur zu billigen ift. Vor kurzem hat
er einen kleinen Bridatchor gegriinded
mit dem er fich vornehmlich in das
Studium der Bachichenkiautaten vertieft.
Seine größtem beiten und reifften
Gedanken hat Robert Kahn bis jettz
in Kaminermnfifwcrten niedergelegt:
davon find bisher im Druck erfchienen
drei Klavierquartettg vier Klaviertrios.
drei Sonaten fiir Klavier und Violine
iowie eine fiir Violoncell und Klavier.
Dazu kommen noch kleinere Stücke fiir
die beiden zuletzt genannten Beicßungen,
einige Stücke fiir Klavier, zwei- und
vierhiindigy Frauenchörei „Mahomets
Gefang“ fiir gemifchten Chor und .Or-
chefter, einige Duette fowie eine große
Anzahl von Liedern fiir eine Sing-
ftinime mit Klavierbegleitung auch ein
Heft Lieder, mit Begleitung von
Klavier-trio.
Wenn auch Kahn im allgemeinen
als ein Epigone der romantifehen Rich-
tuug angefehn werden kann, fo fiihlt
er fich doch fchon zu fehr alß modernen
Menichen, unt fich nicht dem heutigen Ge-

fchmack in feiner Tonfprache anzu-
paffen; allerdings geht er nicht foweit,
daß er von der neuerdings geradezu
revolutionär in der Mufil wirkenden
Richard Straußfchen Richtung das Heil
der Zukunft erwartet. Sein Hauptziel
bleibt immer edle Melodik in gewählter
Faffung. Wie vortrcfflich er diefem
Ziel uachgeht, davon legt fein hier ge-
botene?? Lied „Sehnfucht“ (op, 42 Nr. 4)
beredtes Zeugniez ab. Wie wundervoll
ift die Stimmung der einzelnen Berfe
Van(Heffes getroffenx wie forgfiiltig
ift jedes Wort deflamiertr wie fein
fehmiegt fich die ti'lavierbeglcitung der
nirgends iiberdecften Singftinnne an;
wie reich und eigenartig ift auch die
Harmonik!
Da Robert Kahn jetzt im beften
Mannesalter fteht- dürften wir fiir die
Futunft noch viel von ihm zu erwarten
haben.
prof. l)r. Willi. Klima-in.

Aus Hof und Gefellfchaft

Der preußifthe
Gefandte in Buenos-Aires

Nachdr. oerb.

Der bisherige oortragende Rat im Berliner Auswärtigen Amt Geheimer Legationsrat Freiherr von dem Bufche-Haddenhaufen wurde zum außerordentlichen Gefandten und beoollmächtigten Minifter von Buenos-Aires ernannt. Hilmar Freiherr von dem Vufche-Haddenhaufen lehrt foinit als Vertreter des Deutfchen Reiches an einen Bloß zurückf wofelbft er fich als Legationsratf damals bei der Bot-fchaft in Wafhington tätig, 1899 mit Maria Eleonore Martinez de Hoz oer-wählte, fodaß ihm von dem neuen Amt ein Wirkungslreis iiberwiefen wird, deffen Rerhälniffe dem nunmehrigen Gefandten nicht unbekannt find. Mit dem Brauche der Visinarclfchen Zeit, in der man Ehen von Diplomaten mit den Töchtern des betreffenden Landes nicht gern fah, ift be-belanntlich fchon mehrfach gebrochen wordenf fodaß in diefem Falle kein nor-um ge-fchaffen wird, jedenfalls wird der Taufch befonders für Baronin Bufche vielerlei Annehmlichkeiten bringen, und ihre Vater-ftadt Buenos Aires, wo ' 1875 geboren wurde, diirfte ihre hochgeftellte c„Tochter als Exzellenz um fo lieber wieder in ihren Mauern aufnehmen. Hilmar Karl Ernft Gnftao Georg William von dem Bufche-Haddenhaufen ift der am 31. Januar 1867 in Hannover geborene ältefte Sohn des 1882 oerftorbenen Vize-Ober-Stallmeifters des Herzogs oon Cumberland Julius von dem Vufche nnd deffen gleich-falls oerftorbenen Gemahlin Mathildef oerwitweten Rocheid of Jnoerleith, ge-borenen von Saloiati. Vom Vater erbte Dr. jur. Hilmar v. d. Bufche, der jetzige deuifche Gefchiiftsträger, das feit 1817 im Befiß der Familie befindliche Gut Liethe im Kreife Neuftadt a. R. Seire jüngere Schwefter Mary ift feit 1891 die Ge-mahlin des fürftlich fchaumburg-lippefchen Landrates in Bückeburg Emil o. Hinüber, der einzige Bruder beiden GeorgF fieht als königlich fiiehfifcher Hauptmann in Döbelnf er ift mit Gabriele geborenen Freiin von dem Bufche-Jppenburg ver-mc'ihlt. Der preußifche Gefandte entftammt der 2, Linien Lohe" feines Gefchlechtesf die fich in zwei Aefte teilt, non diefen gehört er dem 1. Lift: vormals Haddenhaafen an, dem wiederum zwei Zweige entfproffen find. Dem erwahnten Aft „Oppelten“

entfproß der Urgroßoater des Diplomaten,
der als kurhannooerfcher General der
Infanterie und Gouverneur von Hameln
am 11. Dezember 1794 im .Treffen an
der Waal fiel. Diefer Georg Wilhelm
Freiherr oon dem Bufche-Haddenhaufen
war in erfter Ehe kinderlos mit Johanne
geborenen von dem Vufche-Hiinnefeld ver-
inählt7 fie ftarb 1764 zu Osnabrück,
1769 ging Georg Wilhelm dort eine zweite
Ehe mit Dorothea geborenen Freiin oon
Hammerftein-Equord ein. die ihm 1772
einen Sohn, Ludwig, gebar, der mit Elife
geborenen van Malorti die Linie „Lobe"
fortfeßte. Die oon dem Bufche entftammen
dem Dsnabriickfchen Uradel und erhielten
die preußifche Genehmigung zur Führung
des Freiherrntitels d. d. Gaftein 21. Juli
1884. Aus dem altern Zweige der
Freiherrn von dem Bufche-Jppenburg
wurde Julius von feinem Oheim, einem
Herrn von Keffeh zum Erben eingefeßt,
er fügte 1825 mit Genehmigung König
Friedrich Wilhelms [Il, feinem Familien-
namen den von Keffel hinzu; am 15. Ol-
tober 184() wurde er bei der Erbhuldigung
zu Berlin von König Friedrich Wilhelm
U. in den Grafenftand nach dem Rechte
der Erftgeburt erhoben. Graf Julius von
der Bufche-Jppänburg, genannt oon Keffel,
oermiihlte fich 1828 mit Thora geborenen
Gräfin oon Bernstorff. Der zurzeit auf
Jppenburg refidierende 4. Graf von dem
-Bufche it erbli es Mitglied des preu-
ßifchen Herrenhau es, fein einziger Bruder
unter acht Gefchwiftern ift Freiherr Albrecht-
der in Hannover bei den Königs-Ulanen
fteht7 beide find noch nnveriniihlt.

Die Familie des neuen
preußifchen Miuifters des Innern

Nachdr. oerb.

Der Nachfolger des Herrn o. Moltle
im preußifchen Minifterium des Jnnern,
Nikolaus Michael Louis Hans von

D allwi ß. ift der jüngfte Sohn zweiter
Ehe des 1876 verftorbeuen Wolff von
Dallwih, Herrn auf Belrnsdorf, Groß-
Leipe und Mangfehüh ini Kreife Brieg, der
fich erftmalig mit Anna geborenen von
Mutius vermählte. Nach ihrer Scheidung
heiratete Frau von Dallwih Herrn Theodor
Grzefiewicz. In zweiter Ehe war der
Vater des Minifters niit Fanny geborenen
Freiin von Vlotho verheiratet.
Verbindung eutftammt noch eine ältere
Schwefter, Magdalene, Witwe des Grafen
Max von Rüdernf Deffau. Hans von
Dallwih wurde am 29. September 1855
zu Breslau geboren, er blieb unveriuählt.
Daß die Dallwiß eines Stammes mit den
S ch a f f g o t f ch findF wurde bisher nicht
erwähnt. Der Urfprung des legtereu Ge-
fchleehts ift bekanntlich in Süddeutfchland
zu fachen. Im dreizehnten Jahrhundert
zeigen fich die Schaf (Seaf*Seof vordem)
in Thüringen und Meißen, den Laufitzen
und in Schlefien. Zu jener Zeit führten
diefe Ritter nach ihren oerfchiedeueu Sißen
und Schlöffern bald den Namen Solgaft
(nicht zu verwechfeln mit dem des Ge-
fchlechts Salgaftlx Senftenberg. Mieten-
berg (cke monte biz-cams), bald Tancel
und Jefer. Nach dem Jahre 1300 kommt
in Laufihifcheu Urkunden aber auch der
Naute_Dalwic- oder Dalwiez-Schof häufig
vor. Da nun die zurzeit blühende Familie
der Dallwih noch heute ein Wappen führt.
das genau mit dem der alten Schoffe
übereinftitmnt, auch die Koßau im Voigt-
lande werden ihres Wappens wegen für
Staunnverwandtc gehalten, fo ift das Ge-
fchlecht der Dallwih nach obigem mit dem
der Schaffgotfch unbedingt als eines
Stammes anzufehu. Daß diefe Stammes-
brüderfchaft auch nach Volen hinüberweift,
fei der Genauigkeit wegen noch erwähnt7
wenigftens follen die Fiirften Junosza-
Zaluski und die Grafen Junosza-Vadosfi
und Karnkowski nähere Nachrichten über
ihre Abftarnmung von den deutfchen
Dallwiecz-Schof befihen. Von deutfchen
Gefchlechtern befiht das Wappen der vou
Loffelholz in Nürnberg und die Goudorfe
in Böhmen. Uebereinftimmung mit dem
Stammwappen der Schoffe,' desgleichen
das des einft weitverzweigten Batrizier-
Gefchlechts der Ritter Schaff von Ziehen-
dorf in Breslau. Wie fchon angedeutet-
entftannuen die Dallwitz dem meifznifchen
Uradel, der mit Henricus de Talwiz 1266
erftmalig urkundlich erfcheint. Diefer er-

Diefer -
hielt von Heinrich dem Erlanehten, Mark-
grafen zu Meißen. die Güter Talwiz im
Lügen zu Lehen. Das mehrfach erwähnte
Wappen zeigt in Silber vier rote Vfähle.
auf dem Helm mit rotftlbernen Decken er-
fcbeint vor einer grünen Tanne ein
filbernes Lamm mit einem roten Hals-
band, an dent eine goldene Glocke hängt.
Die Gefchlechter derer von Rothenburg,
von Wiedebach, vom Bones-dorf. von
Bilgramm. von Löben, von Gersdorff find
u. a. durch Heirat mit den von Dallwiß
feit Jahrhunderten verfehwiigert. So ver-
mählte fich Hans Maximilian v. Dallioiti.
*f- 1642, Herr auf Starzeddel, K'ohlo.
Jefchke und Rejcheu, Laudesältefter des
Kreifes Guben. mit Anna Margarete von
Gersdarf aus dem Haufe Rädern.

Die Zulaffnng von Damen
zu den Olympifthen Wettkämpfen

ift bei dem vor kurzem in Luxemburg ab-
gehaltenen diesjährigen Kongreß des Intec-
nationalen Komitees der Olhutpifcheu
Spiele befchloffeu worden. Daß der dies-
bezügliche Antrag von Schweden geftellt
worden ift, kann im Hinblick darauf, dafi
die Frauen im fchwedifchen Sportlebeu
eine ziemlich aktive Rolle fpieleu, nicht
weiter überrafchen. In keinem andern
Land vielleicht werden von den Frauen
mit größer-in Eifer körperliche Uebungen
betrieben als in Schweden. Es ift denn
auch_ durchaus begreiflich, daß man in
Schweden. wo feit langem vorn fchwachen
Gefehlecht die politifche Gleichberechtigung
angeftrebt wird, ebenfo das Beitreben hat,
die Frau an fportlicheu Wettkämpfen mit
dem Manne teilnehmen zu laffeu. Bei
den Olympifchen Spielen in Athen 1906
und in London 1908 ift der Sport jedes-
mal auch von Damen vorgeführt worden-
und zwar von dänifchen Turnerinnen. deren
Uebungen allfeitjg mit großem Beifall anf-
genommen wurden, Handelt es fich nun
lediglich um propagaudiitifche Vorführungen,
fo kann man fich mit der Teilnahme der
Damen an den Olympifchen Spielen ge-
troft einverftandeu erklären. Anders fieht
die Sache aber aus, wenn ein wirklicher
Wettbewerb angeftrebt wird. Hierzu ift
das weibliche Gefchlecht feiner natürlichen
Veranlagung nach keineswegs im vollem
Maße befähigt. Es fehlt der Duräjfchnitts-
frau an Körperkraft. an Gewaudtheit und
Geiftesgegenwart, uudfchließlich auch wohl

an Ausdauer, um fich lange Zeit vorher
auf fuortliche Leiftungen vorzubereiten.
Wenn einige Frauen auf diefem oder jenem
Gebiet des Sports etwas Hervorragende?
geleiftet haben - z. B. Miß Kellermann
als Schwiinmcrinf andre Damen als Latou-
Tennis-Spielerinnen - fo wollen folche
Beifpiele, zumal fie fehr vereinzelt find,
ar nichts befagen. An einen ernfthaften
portlichen Wettbewerb des weiblichen mit
dem männlichen Gefrhlecht wird man nor-
derhand wohl nicht denken können. Anders
würde die Sache liegeiu wenn nur ein
Wettbewerb der Frauen unter fich, jedoch
im Rahmen der Olympifchen Spiele. an-
geftrebt würde, denn eine umfangreichere
Teilnahme der Frau an liörperiibnngen
als bisher würde überall nur freudig be-
grüßt werden.

Die Hofdaute der Prinzeffiu
Friedrich Wilhelm von Preußen

Nachdruck verboten.

Gräfin Maria von Schweinih
wurde zur Hofdame der Prinzeffin Friedrich
_Wilhelm von Preußen ernannt. Die
junge Hofdame ift mit ihrer Zwillings-
fchwefter Magdaleue cnn 8. April 1880
zu Breslau ge oren ; der kürzlich verftorbeue
Vater, Oberft a. D. Bolko Graf von
Schweinih, war mit Marianne Erdmuthe
geborenen von Studuiß vermiihlt. Graf
Schweinih ftand zuletzt als Kommandeur
bei den 4. Dragouern in Lüben. Gräfin Maria
entftannnt der zweiten Linie (des Haufe?-
Hermann) ihres Gefchleedtes, deren Mit-
glieder fich wie die erfte Linie „Grafen von
Schweiniß und Krain. Freiherrn von
Kauder" nennen. Die erften Ahnen diefer
alten fchlefifchen Familie kommen unter
den Namen Schwenze- Schwenz. Schau-ah
und Schwaniß vor, auch Schweutih nannte
fich ein Vorfahr. Jacobus von Schwenß
war im Jahre 1320 Nat der Herzogin
Anna zu Liegnih und Brieg. er wird in
einer Urluude oon'1304 zum erften-nal
erwähnt; auch ein Paßka von Schwcuß
war 1368 Nat am herzoglichen Hofe zu
Liegniß und Brieg. Die Stammreihe be-
ginnt jedoch erft mit Hancke von Schwcnhe
um 135l), von dem Heihke von Schweuh
abftammt, der feit 1381 als Herr auf
Hölle und Würzfch genannt wird. Die
verfchiedene Schreibweife des Familien-
namen-Z war iu jenen Zeiten leider üblich.
Boni den Nachkommen der Heißke erfcheint
Han-Z im Jahre 1436 als Herr auf
Seifert-dorf uud Bormundfajaftsrat des

Prinzen Friedrich zu Liegniü. Ein Vor-
fahre namens Franz war 1483 Herr auf
Hölle fowie fürftlich liegnitzfcher Rat und
Landrichter. Der erfte. der unter dem
heutigen Namen Schweiniß vorkommt-
war Chriftoph il. (geftorben 1538)- Por-
mundfchafts- und Regierungsrat des Her-
zogs Friedrichs [l. zu Licgniß) Später
wurde ein Chriftoph von Schweinih Statt-
halter zu Glogau und Rat Kaifer Ferdi-
nauds l. Haus von Schweinijz, der [562
herzoglicher Regierungsrat und Landes-
hauptmann in Liegniß war, erfreute fich
eines hohen Anfehens unter feinen Zeit-
genoffen, er gilt als der Stifter des ans-
geftorbenen Aftes „Tfcheplau'J des noch
heute in einem Aft „Kutfcheborwiß" blü-
henden adeligen Gefchlechts derer von
Schweiniß. wahrend die grcifliche Familie,
der die kürzlich ernannte Hofdaine angehört,
dem 2. adligen Aft „Krain und Kauder"
entftaunnh deffen Stifter, George Schwenh
(geft. 159L), Herr auf Petersdorf und
(feit 1586) auf Krain, Ober- nnd Nieder-
Kander und Peterwiß war. Die grüfliche
Familie geht anf Haus von Schweinitz,
herzogl. braunfchw. Oberften (geft, 1725),
zurück. Herren auf Kraiu, Diebau, Hünichen
nnd Weidorf, oermählt in erfter Ehe mit
Hedwig geborenen von Miltih, in zweiter
mit Margarete Eleonore geborenen von
Vothmer. Nur aus zweiter Ehe hatte er
Nachkommen, von denen Haus'Julius mit
Helene Hedwig geborenen von Schweinih
den Stamm forlfeßte.

Denkmäler fiir Sportsleute

find in den letzten Jahren wiederholt er-
richtet worden. Chevalier NeuÖe de Kuhff,
der bekannte franzöfifche Automobilift, der
vor etlichen Jahren bei einem Rennen ums
Leben kann hat im vergangenen Jahre ein
Denkmal erhalten, weil er zu jenen führten
Fahrern gehörte, die feiner Zeit Frankreichs
Ruhm im Automobilrennfport begründeten.
Auch Bläriot, der erfte Ueberflieger des
englifchen Kanals, hat an der Stelle, an
der er mit feinem Acroplan landete, noch
zu feinen Lebzeiten ein Denkmal erhalten.
Nun ift als dritter im Bunde Capitain
Webb hinzugetreten, der erfte und bis jeßt
einzige, dem es jemals elungen ift, über
den Aermelkaual zu fchmiinmen. Ein
Denkmal für Webb ift vor einigen Tagen

in Dower enthüllt ioordenf an derfelben
Stellef von der ans der maghalfige
Schwimmer einft feine berühmte Schwimm-
fahrt antrat. Zn der Enthüllung des
Denkmals, der als offizielle Vertreter des
englifchen Sports Lord Desborongh, der
Präfident des englifchen Komitees der
Olympifchen Spiele, bewohnte war der
Sohn Webb?, der in Südafrika lebt, aus
Kapftadt nach England gekommen. Viel
bemerkt wurde auch ein alter Bootsmann
aus Dower, namens Jack Decentf der einzige
noch Lebende von denen, die damals Webb
in einem Lngger auf feine! Schwimmtour
begleiteten. Capitain Webb oollbrachte
feine noch heute unerreicht daftehende fport-
liche Tat im Jahre l875f alfo vor genau
35 Jahren.

Fiir den gel-unten Inhalt verantwortlich: 0|'. E, E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jade-Zfobn in Berlin. - Druck von Richard Falk-
Verlin W. 66„ Leipzigeiftraße 115-16.
k Unoerlangte Mannfkripte fenden wir nicht zurückf wenn ihnen
nicht Rückporto beiliegt,
"-

ZOO

Emil O rlil
Bildnis Max Klingers

'nc-WSW
oereivk mit Mot-ger'
Deutfche Halbmonafsfehrifi
Ser-ausgegeben bonbcCurfRaölauer
MöunöSüö *ZMWWWMY
5a. Jahrg. Bow-1 Heft cf1() ZweiteS Inlineft M()

.H an (ferneuenKun verein' ï¬n
GeVJ'effing-GefelllÃ¶haÃ¤ 1g g
unZYeffing-Hoehjchule SuSerlin.,

Kronprinzeffin Elifabeth von Preußen:
Drei unbekannte Briefe
an den Herzog Karl von Braunfchweig
Mitgeteilt von Hanns Fuchs

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beftanden zwifchen den
Höfen von Berlin nnd Braunfchweig die freundfchaftlichften Beziehungen.
und es fcheint. als ob die damalige Kronprinzeffin Elifabeth. die fpc'itere
Königin. die Gemahlin Friedrich Wilhelms ll/.. dem Braunfchweiger Welfen-
haufe befondere Sympathie entgegengebracht hätte. Den letzten Braun-
fchrveiger Herzog Wilhelm (William) hat fie auf dem Schloffe zu Blanken-
burg befucht. und es wird heute dort noch das prächtige goldene Zimmer
gezeigt. das der Herzog für fie herrichten ließ.
Diefelbe Freuudfchaft hat fie aber auch dem .Diamantenherzog Karl.
wenigftens vor und im Anfang feiner Regierung gefcheukt. wie einige Briefe
beweifen. die fich von ihrer Korrefpondenz mit dem Herzog erhalten haben.
Ein liebenswürdiger Plauderbrief macht den Anfang:

Nymphenburg b. M.. d. 20. Aug, 1823.

Du wirft recht böfe über mich fein. lieber Karl. daß ich Dich folange
auf eine Antwort warten ließ. ich bitte Dich daher um gnädtge Verzeihung
und verfichere Dich. daß ich .Dir fürderhin pünktlicher Nachricht von den
Unfern geben werde. Auf der Reife war es kaum möglich. zu fchreiben.

Als Herzog Karl vertrieben wurde. drangen mit dem plüudernden Volk auch
allerlei fiir das Haus Hannover „arbeitende“ Leute ins Schloß. Einer davon
nahm einen ganzen Stoß von Korrefpondenzen des herzoglichen Schreibzimmers
an fich. Er hat wohl „vergeffen‟. diefe Papiere in Hannover abzuliefern. fie find
vielmehr in die Hände feiner Tochter. einer Hannoverfchen Gräfin. gelangt. die
fie wieder ihrem Sohn vermacht hat. Die drei hier mitgeteilten Briefe der fpätern
Königin Elifabeth waren vom Herzog iu ein Papier eingefchlagen. lofe verfchniirt und
mit der Auffchrift „keines cke rna treß chEre col-8in8“ verfehn worden. Der leßte
Brief war zerkniillt und halb durchriffen. Die Briefe lagern jeßt mit vielen andern
Papieren zur Frage Preußen-Braunfchweig in Paris. die als Ganzes zu Lebzeiten
des Herzogs von Cumberland nicht veröffentlicht werden folleu. D. Red.

wenn man fo beftändig in der Welt herumfiihrt. kann man garnichts ver-
nünftiges anfangen. Übrigens war die Reife fehr angenehm und unter:
haltend. unfer Aufenthalt in Dresden befonders, Du kannft Dir denken.
wie unendlich glücklich ich war. wieder bei der guten Amalie* zu fein und
fie fo zufrieden und wohl zu finden. Sie ift viel munterer wie fonft und
fchon ganz Sächfin geworden. Sie fchreibt mir neulich. fie hoffte Dich
felbft auf der Riickreife nach Braunfwweig in Dresden zu fehen und freut
fich recht fehr darauf. Apropos. lieber Landesoater. ich höre von allen
Seiten. die Regierung werde im Oktober angetreten. Ich wünfche Dir
von Herzen Glück dazu. und hoffe. daß Dir die lieben Untertanen nie ein
Ärgernis geben. wie der liebe Landesoater immer ehrwürdiger werde.
William" wird dann wohl auch nach Braunfchweig kommen. ich höre. er
foll fich ganz rafend auf Varia gefreut haben. Dem Coufin tut feine
Abreife fehr leid. Zu Weimar habe ich recht daran gedacht. wie Dich
die Großmama und wir wegen der älteften Tochter des Erbprinzen neckten.
Wenn Du fie fiiheft. fo würdeft Du Dich gewiß nicht mehr dagegen fträuben.
denn fie ift außerordentlich hübfeh.
Wir werden vermutlich den 1. Juli na>z Tegernfee gehen nnd dort
weiß Gott wie lange bleiben. wenn es nur fehönes Wetter ift. aber feit
einigen Tagen ift es fo kalt hier. wie im Herbft.
Du wirft recht fehr froh fein. Wien zu verlaffen. Jemand der eben
daher kam und den ich Dresden fah. hat mir gefagt. que 70u8 n'ajmj82
one, ee Zeijour. Wenn Du meine Schwefter fiehft. fage ihr taufendmal
Schönes von mir. Meine Eltern und Gefchwifter grüßen Dich herzlich.
Lebe wohl. lieber Karl.
Schnatter-Eliefe.

Weit weniger heiter ift der nächfte Brief. den die Vrinzeffin etwa
drei Jahre nach Herzog Karls Regierungsantritt gefchrieben hat. Man
fpürt deutlich. es waren fchon damals in Braunfchweig wunderliche Dinge
vorgekommen. die durchaus nieht nach dem Gefchmack der Kronprinzeffin waren.

Berlin. den 1. Non. 1827.

Nur ein paar Worte des herzlichften Dankes. lieber Karl. durch Deinen
Bruder fiir Deinen Brief und das freundliche Andenken an meinen Ge-
burtstag. Auch für den Deinen laß Dir nachträglich meine beften Wünfche

* Sehwefter der Kronprinzeffin und Gemahlin des Prinzen Johann; fpäter
Königin von Sachfen,
- ** Der jüngere Bruder des Herzogs und fein Nachfolger.

fagen. Sie kommen gewiß vom Herzen und William wird Dir fagen können. wieviel wir Deiner an dem Tage gedacht haben. Möge es Dir immer recht wohlgehn. lieber Karl. ich kann Dir nicht leugnen. daß ich oft und jeßt zumal nicht ohne Bangigkeit an Dich denken kann. Gott gebe. daß es bald cFriede in Dir werde. dann kann er auch nicht von außen fehlen. Nimm es mir nicht übel. was ich Dir da fage und fei oerfichert. daß ich es recht treu mit Dir meine,

Meine gute Amalie verläßt mich fchon morgen zu gleicher Zeit mit William. Wie fie mir fehlen wird. kannft Du Dir denken. ich kann mich auch an die Trennung nicht gewöhnen. es ift mir fo bange davor. man gewöhnt fich fo leicht wieder zufammen zu fein und glaubt. es muß immer fo dauern.

Nun [eb wohl. lieber Karl. laß Dir noch einmal für Deinen lieben Brief danken.

Deine treu ergebene Coufine
Eliefe.

Und wieder zwei Jahre fpäter. nachdem die Braunfchweiger Verhältniffe fich immer mehr zugefpißt haben. fchreibt die Vrinzeffin ihrem Coufin und Freunde noch einmal.

Berlin. d. 9. März 1829.

Lieber Karl!

Erft heute finde ich einen ruhigen Moment. um Dir endlich für Deine beiden Briefe zu danken. Ob mich gleich jedes Zeichen des Zutrauens von Deiner Seite innig erfreut. fo muß ich Dir doch geftehn. daß mich diesmal. mehr noch wie fonft recht Vieles in Deinem Briefe betrübt hat.

Laß mich zuerft Deinen Brief beantworten. Du beklagft Dich darin fehr bitter iiber den alten Redern. und Du. der Du leider aus eigener Erfahrung fo gut weißt. was Verleumdung und üble Nachreden find. glaubft gleich allen denen. die Dir etwas gegen den armen Alten fagen. ohne zuvor zu prüfen. ob es auch wahr fei? Befonders hat mich gewundert. daß Du dem Fiirften Metternich fo unbedingt getrauet. denn wahrlich.

Du haft nicht Urfache. Dich vor ihm zu beleben. ohne ihn wäre vieles fiir Dich Unangenehme nicht gefchehn. Aber diefe meine Meinung bleibt. hoffe ich. unter uns. Zudem Redern ift keineswegs Dein eifriger Gegner und tut nichts. um Dir zu fchaden. Aber das weiß ich wohl. daß er tief betriibt ift über die Wendung Deiner Angelegenheit und über die Art. wie Du darin verführft. die. ich muß es Dir geradezu fagen. fo wenig würdig ift. Ich bin gewiß die Erfte. die Dich vor der Welt

verteidigtx aber glaubft Du dennx daß ich Dich deshalb billige? Keines-
weg-Zl Aber während alle an Dir verzweifeln. gebe ich noch nicht ganz
die Hoffnung auf- daß die Zeit noch kommen wirdx wo Du deiner wahren
Freundin recht geben und wünfchen wirft, daß Nachgiebigkeit zur rechten
,Zeit angewendetf Deiner oiel würdiger ift als der lange Streitr der zu
nichts führt und Dir neuen Kummer oerurfacht und uns allem die Dich
wahrhaft lieben. Und wie fchreälich wenn das. womit man fchon lange
gedroht hat, endlich zur Ausführung käme! Und das wird es ganz gewiß
.noch wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör gibft.
Du zürnft gewiß iiber meine Strenge und findeft mich fehr unangenehmx
aber ich wünfche zu fehr Dein (Hirte und Dein Wohlt um nicht aufrichtig
zu fprechen und wie es meine Pflicht gegen Dich erheifcht.
Daß Du meine Bitte wegen Dörenberg abgefchlagem hat mir freilich
fehr leid getan. Da Du aber fehr triftige Gründe dafiir zu haben glaubft
und keine Ausnahme für ihn machen willft- fo erlaube ich mir nichts
darüber zu fagen. Zudem bin ich für feine Zukunft beruhigt. Denn
William. der in jeder Gelegenheit fein oortreffliches Herz zeigt. hat mir
oerfprochem dafür zu forgeu- und hat auch fchon Anftalten dazu gemacht.
Nun leb wohl und (aß Dich noch einmal befchwörem meinem wohl-
gemeinten Rate zu folgen. Du fprichft von der Achtung vor Dir felbft.
Die wirft Du Dir durch ein würdiges Benehmen immer bewahren Aber
wie Du gemeinen Eigenfinn damit vereinigen kannftz oerftehe ich nicht.
Mit treuer Freundfchaft
Deine Coufine Eliefe,
Man weiß„ daß auch diefe Warnungen nichts gefruchtet haben. und
daß der Herzog nicht gar zu lange nach dem Empfang diefe-Z Briefes von
feinem Volke vertrieben wurde,
Befonders bemerkenswert ift in diefem leßten der drei Briefe die ab-
fällige Äußerung der Brinzeffin iiber den cFünften Metternich. Wäre fie
wirklich immer die „heimlich Katholifche‟ gewefenf für die man fie im
Volke hielt. fo hätte fie gewiß nicht fo gefchrieben.
Faft tragifch ift est wenn man fich daran erinnern daß die Fürftint
die hier fo eindringlich oor einer Revolution warnt, 1848 felbft Zeugin
einer Volkserhebung werden mußte.

Stolypin
Mit der maßlofen Ueberfwäßung Stolnpins- die in einem großen
Teile der europäifchen Vreffe nun fchon jahrelang im Schwange warx muß
nach dem Verlauf der legten Dumafeffion endgültig aufgeräumt werden.
Die englifche und franzöfifche Vreffe hat bereits ihr Urteil iiber den
ruffifehen Premier großenteils revidiert. Ju der Abwägung ruffifeher Dinge
und Verfönlichkeiten pflegen die meiften in Betracht kommenden deutfchen
Blatter merkwürdigerweife nachzuhinkenX obwohl die Verhältniffe des Zaren-
ftaats die deutfche Nation weit näher angehn. In vielen Kreifen fcheint
es noch feit weiland Kaifer Nicolaus l. Zeitenx des ftarken Hortes der
europäifchen Neaktionr gebräuchlich zu fein- die fogenannten ftarken ruffifchen
Regierungen eo jp80 kritiklos zu loben. Es erben fich folche Urteile un-
erhört lange fort. Ich glaube- wir alle find auf dem Gymnafium von
unfern Gefchichtelehrern mit Hochachtung gegeniiber der fabelhaft klugen
ruffifchen Diplomatie erfiillt worden. Und das zu einer Zeih wo diefe
diplomatifche Überlegenheitx wenn fie je beftanden- längft in das Archiv der
Gefchichte gehörte und von Unfähigkeit oder befienfalls toter Routine
abgelöftworden war. Es dauerte auch hierin lange und bedurfte ganz
außergewöhnlicher Beweife, bis der Zufammenbruch des ruffifchen diplo-
matifchen Shftems klar wurde.
Verfonen werden nun freilich gemeiniglich fchneller ihres Lorbeers ent-
kleidet, als. Syfteme- an denen Tradition haftet. Der Mißerfolg ift ein
flinker Garderobier. Aber auch da gibt es Ausnahmenr Nachwirkungen
einer an fich ftarken Verfönlichkeiß auch wenn ihr Wirken ein oerfehltes
war. So kann man noch häufig in deutfchen Zeitungen ein überfchwäng-
liches Lob des Zaren Alexander lll. lefen- deffen Politik angeblich fo kraft-
voll und klug war. Während doeh gerade das gänzlich veräußerlichte,
mit dem Fluffe des Lebens nicht rechnende Shftem jenes He'rrfchers zum
großen Teile für die heutigen chaotifchen Znftände den Nährboden gefchaffen
hat. Allerdings ftarb Alexander [ll. auf der Höhe feiner Macht.
War das aber ein Beweis für die'Zweckmäfzigkeit feiner Staatskunft?
Im Gegenteil. Sein nationaliftifch-klerikales Syftem wurde von feinem

Sohne und Nachfolger übernommen. Dennoch bankrottierte es vollftändig. kaum zehn Jahre nach dem Tode des leßten Autokraten.
Als nun nach dem revolutionären Hexenfabbat der von feinen bei Hofe einflußreichen Verwandten warm empfohlene Peter Arkadjewitfch Stolypin die Leitung der Regierung übernahm. fchien der under-brauchte. entfchloffene Mann zum Retter in der Not auserfehn. Die revolutionäre Hochflnt begann bereits etwas abzuflann. Man brauchte nur feft zuzu-faffen. und der Erfolg war zu erreichen. Andre hatten zudem vor-gearbeitet. Der eigentliche Netter in der allerkritifchften Lage war jeden-falls Dubaffow. der den. Moskauer Anfftand mit eherner Fauft niederwarf, Als Beamter und konfervativer Politiker von großer Feftigkeit war Durnowo dem glücklichern- Nachfolger mindeftens gewachfen. an Kenntniffen und Er-fahrung weit überlegen. Stolypin trat alfo durchaus kein unhaltbares Erbe an. Er kam aus der Provinz. mit frifchen Kräften. hatte in hohen Petersburger Stellungen noch kein Odinm auf fich geladen wie feine Vor-gänger. Er hatte fich noch nicht auf ein politifches Programm feftgelegt. war vom Hoffe der Parteien verfchont, Als Gouverneur war er nicht unbeliebt gewefen. galt für einen euergifchen. ehrlichen und wohlwollenden Adminiftrator.
In einem relativ güuftigen Augenblicke zur Macht berufen. kam ihm feine Unbefangenheit fehr zuftatten. Er brauchte - als homo norissimus im Petersburger Sternenkreife _ keinerlei Rücklicht zu nehmen und verftand es vom erften Augenblick an. diefen Vorteil zu außen. Auch der Umftand. daß er juriftifch unbelaftet war. kam ihm in Tagen. wo es vor allem galt. mit nnbeugfamer Willenskraft Ordnung zu fchaffen und die ftaatliche Autortät herzuftellen. zugute.
Unter feiner ftarken Fauft rafften fich die zerrütteten ftaatlichen Organe wieder zufammen. die Mafchine begann einigermaßen wieder zu funktionieren. Das Land faßte Vertrauen zudem neuen ftarken Mann. In diefen Tagen zeigte es fich. wie ungeheuer fuggeftio Entfchloffenheit und Kraft wirken, Als dann das fcheußliche Attentat auf ihn und feine Familie ausgeführt wurde. flogen ihm. nachdem er ihre Achtung erworben. auch die Sympathien der Ruffen zu. Seine Arbeit wurde durch den gräß-lichen Anfchlag wefentlich erleichtert.
Merkwürdigaber war es. daß diefe menfchlichen Sympathien bald fchwanden. nachdem die Greuel jenes terroriftifchen Verbrechens den Tages-eindrücken ferner lagen. Stolypin ift gewiß noch heute eine vielumftrittene Perfönlichkeit. Aber mit Liebe und Verehrung redet man nicht von ihm.

Seine Erfcheinung ruft Achtung und Anerkennung. Widerfpruch und Verurteilung hervor. Aber der Inftinkt feiner Zeitgenoffen räumt ihm nicht die Bedeutung jener großen Männer ein. denen gegenüber wir mit Liebe oder Haß reagieren. Und diefer Inftinkt ift untrüglich. Die offiziöfe Preffe freilich. die ihn umfchmeichelt wie noch nie einen ruffifchen Minifter. zieht ungereimte Vergleiche zwifchen ihm und Bismarck, Das find Lächerlichkeiten. Stolhpin ift ein ganzer Mann und ift für einen noch ganz im embrohonalen Stadium befindlichen. werdenden (?) Rechtsftaat ein tüchtiger Minifter des Innern. Aber fchon als Minifterpräfident verfagt er. weil ihm die umfaffende Routine und die nötigen univerfalen ftaatstechnifchen Kenntniffe fehlen. die wiederum nicht durch Genialität erfeßt werden. Von diefer ift freilich in feinem Wefen keine Spur. Er ift ein ftarkes adminiftratives Talent ohne genialen. fchöpferifchen Einfchlag. Auch feine durchdringende Verftandesbegabung hat ihn nicht davor bewahrt. vor den eminenten Köpfen. an denen die Petersburger Bureaukratie fo reich ift und immer war. den Kürzern ziehn zu müffen. Denn diefe Bureaukratie hat es fertig gebracht. den klugen Stolnpin. der als freie. mächtige Spiße über fie gefeßt wurde. in wenigen Jahren zu binden und vor ihren Wagen zu fpannen.

Anfangs haben wir ihn wohl alle überfchäht. Er kam zu guter Stunde. ftark. ehrlich. charaktervoll. Der Erfolg fiel ihm zu. Nicht vereinzelt. fondern wohl gleichzeitig in der gefamten europäifchen Preffe wurde fein Lob gefangen. Am früheften und intenfivftcn in den ausgefprochen parteikonfervativen deutfchen Blättern. Wir in Rußland glaubten. hofften nun endlich auch einen „Staatsmann‟ zu befißen. Heute wiffen wir es: er ift nur ein Mtnifter.

Die Zweifel an Stolypins Auserwähltfein begannen, als die Schwäche feines Rechtsfinns immer greller hervortrat. Die Grundlage der ruffifchen Staatsreform bildet das Manifeft vom 17./30. Oktober. Der Minifterpräfident erklärte wiederholt. daß er auf diefer Bafis ftehe. von der Verwirklichung der Garantien diefes Manifeftes jedoch fo lange abfehn müffe. bis die Ordnung und Ruhe im Reiche hergeftellt wäre. Kein Verftändiger konnte ihm das verübeln.

Leider mußte fich das Land bald davon überzeugen. daß die Handlungen des Minifteriums ganz und gar im Gegenfaße zu dem konftitutionellen Akt vom 17. Oktober ftanden. Diefes Dokument wird heute in Rußland ..das verlorene“ genannt.

Kaum war die Ruhe hergeftellt. fehte die Reaktion mit voller Stärke
ein. Stolnpin machte noch einige fchwache Verfuehe. den Schein zu wahren.
So in dem vorjährigen Konflikte wegen des Marinebndgets. Nachdem
er aber eingefchn hatte. daß die Reaktion ihm über den Kopf gewachfen
war und ihn bereits gängelte. tat er. was in feinem Falle jeder kleine und
mittelmäßige Minifter tut. - er feßte fich mit Tantam nnd klingendem
Spiel felbft an die Spiße der nationaliftifÜ-klerikalen Reaktion. Es ift
das die Taktik eines ausgefprochenen Klebers. und fie enttäufcht bitter alle.
die wähnten. Stolhpin habe immerhin einige ernfthafte politifche Grundfäße.
die ihm nnveriiußerlich wären.
Den tiefer in die Verfönlichkeitsverhältniffe am Zarenhofe Eingedrun-
genen wird durch die Entwicklung Stolnpins nur beftätigt. was fie bei
feiner Ernennung zum Minifterpriifidenten erwarteten. Nämlich. daß die
Klugheit und der befchränkte politifihe Horizont des ftarken Mannes von
feinem maßlofen Selbftbewußtfein und Ehrgeiz übertroffen werden. Die
politifehe Kurzfichtigkeit des ruffifchen Premiere hat fich im Laufe der leßten
Varlamentßfeffion in grellftem Lichte dokumentixrt. Esfollen hier nicht alle
Widerfpriiche und Entgleifungen des Minifters rekapituliert werden, Seine
verblüffend unklaren. jeder rechtlichen Auffaffung Hohn fprechenden Reden
in der Finnlandfrage und in der Angelegenheit des neuen Landfchafts-
gefeßes fürs Weftgebiet haben das Bild des Premiere. endgültig feftgelegt.
Und daß wir ihn heute an der Spiße einer fo verlorenen Sache fehn.
wie das Aufleben des nationaliftifrh-klerikalen Snftems Alexanders lll. es
ift. richtet ihn als Staatsmann. der die wahren Bedürfniffe der großen
Epoehe nur fehr mangelhaft begreift. Er wirft den gewalttätigen National-
ismus in die Wagfchale der Zeit und glaubt damit die demokratifche Ent-
wicklung einzndämmen. Er arbeitet mit den abgebrauchteften Mitteln der
moskowitifctnn Defpotie. Statt dem Fortfchritt die Wege zu ebnen. kon-
zcdiert er Vofition an Vofition den mächtigen höfifch-bureaukratifchen Reak-
tionären. die dem. Zjf rente. nervo, ..ftarken“ Manne längft über den
Kopf gewachfen find. Er tanzt. während fie auffpielen. Das ift das
tragifche Ende der von Europa und Rußland noch vor kurzem applaudierten
Rolle diefen ftarken Mannes.
Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Ergebniffe feiner Tätigkeit.
fo werden wir fehn. daß auch die pofitive durch ihn und unter ihm ge-
leiftete Arbeit keine überragende Summe repräfentiert. Sein großes Ver-
dienft. die Feftigung der ftaatlichen Autorität nach dem Reoolutionsfturme.
muß anerkannt werden. Ich erwähnte aber fchon. daß auch hier ihm

vorgearbeitet worden war. Die einzige erfreuliche inuerpolitifche Leiftung
der Regierung in den lehten Jahren. der Beginn der Bodenreform. war
längft vorbereitet. bevor Stolhpin ans Ruder kam. Die große Wittefche
Kommiffion hatte langefchon die Notwendigkeit ergeben. endlich vom bäuer-
lichen Gemeinde- zum Individualbefiß überzugehn. Das Minifterium
Stolhpin betrat den einzig vorgezeichneten Weg. - Im Übrigen ift auf
dem Gebiete der innern Politik fo ziemlich alle große Reformarbeit völlig
ins Stocken geraten. Es ift heute üblich geworden. die erfte Reichsduma
in Grund und Boden zu fchmähn. Die Regierung konnte mit ihr nicht
weiter kommen. das ift ficher. Aber der reformatorifche Ernft. das
heiße Wollen. der Schwung waren in den heroorragendften Geftalten jener
Verfammlung in viel größerm Maße vorhanden. als in den heutigen
Stolhpinfchen Stimmautomaten. Wo bleiben die großen Reformen auf
dem Gebiete der Schule. Kirche. innern Verwaltung. der Zuftiz. Polizei.
Armee und cFlotte ufw, ufw.? Die Regierung fteuert ftatt deffen ins
uferlofe Meer der nationalen Kämpfe. Und verfichert. fie erfülle damit -
unabweisliche ftaatliche Notwendigkeiten]
In der auswärtigen Politik ift ein Fiasko nach dem andern zu ver-
zeichnen gewefen. Stolhpin oerfagt da als ZpjtjtUI reotor der Regierung
in befchämendem Maße und fcheint noch froh zu fein. daß ihm eine folche
Kapazität wie Jswolski zur Seite fteht. - Der bedeutendfte Manu im
ganzen Minifterium. der Finanzminifter Kokowzow. hat auch die beften Er-
folge aufzuweifen. Es ift für die Wertung Stolhpins bezeichnend. daß man
immer auf Kokowzow hinweift. fobald von dem Abgange Stolhpins und
feinem präfumtiven Nachfolger die Rede ift. Und in der Tat: Kokowzow
könnte den Premier jederzeit mit mindeftens demfelben Erfolg erfeßen.
Die von Stolhpin eingefchlagene Richtung ift innerlich faul. Wie in
der Gefchichte* noch jede Reftauration. die nicht ehrlich den veränderten
Verhältniffen Rechnung tragen will, Eine innere Notwendigkeit. diefe
Richtung einznfchlagen. lag nicht vor. Der Premier hatte im Parlament
die gemäßigt liberale Partei der Oktobriften. mit der er die anfänglich zu-
gefagte liberale Reformarbeit hätte durchführen können. Er zog es aber
vor. fich und feine Politik in die Arme der erftarkten höfifch-bureaukratifchen
Clique zu ftiirzen, Zu diefem Behufe demoralifierte er die Partei der
Oktobriften durch Drohungen und Verfprechungen. Wie vermutlich er feibft
durch die Wolkenfchieber von Zarskoje Selo demoralifiert worden ift.
Wie lange wird das nun mit äußerm Glück fo weitergehn? Immerhin
einejgehörige Zeit. DennjdieArena ift gefchaffen zu endlofem nationalem Hader.

Schließlich aber wird der gefunde Inftinkt des ruffifchen Volkes und
feiner täglich wachfenden liberalen Intelligenz dem leichtfinnigen Spiel
ein Ende machen. Und ich fürchteF die ruffifche Zukunft wird über die
Leiftungen des fchwachen ftarken Mannes hinwegfchreiiem ohne ihm ein
fonderlich dankbares Erinnern zu bewahren.
Maxis Urin'. u. Lngelvarclc.

Gainsborough
Mrs. Graham

'
O
. .
u.
... .
.
o e..
.." O
l
....-
O
'
I...
....
. ....
... e .
l I
00 ...
o .
...
a...
O I
.
..
... a
. . ....
. . .
. ..
....
.
u ....
.-
o
. a

Guitav Falke:
Der Spanier
Novelle

1. Kapitel.

Auf und ab flog die Schaukel. und Blanche. in weißem Kleide. ganz
in Sonne gehüllt. ftand aufrecht darin und konnte fich nicht genug tun.
Immer höherl Immer höher! War das eine Luft!
Jedes Mal gab es einen kreifchenden Klang in den Angeln. wenn
die Schaukel wieder herab faufte. und ebenfo. wenn fie wieder zurück
flog. Es klang nicht fchön. aber es gehörte dazu. diefes zweimalige. rhth-
mifche Kreifchen. und Blanche gab wirklich eine zeitlang mit Vergnügen
acht auf diefe barbarijche Mufik.
So flog fie wie eine lichte Elfe zwifchen all dem Sonnenfchein auf
und ab. beftändig von weißen Taubenflügeln umfpielt. Die dummen
und gierigen Gefchöpfe flatterten immer wieder von der Dachtraufe. oder
der Laube. oder dem Taubenfchlag auf die Erde. um dort nach irgend
etwas. was ihren Schnabel reizte. zu picken. und jedes Mal. wenn die
Schaukel vorüber faufte. wieder lärmend aufzufchwirren. Es waren
ihrer zwanzig. alle fchneeweiß mit roten Füßen und roten Schnäbeln.
und leuchteten in der Frühlingsfonne. wie Blanche in ihrem weißen
Kleide. Der ganze Frühling war weiß und leuchtete. Aus dem Garten
fchimmerte die Blüte der vielen Obftbäume. und die hohe Bretterwand
der Schaukel gegenüber war ganz und gar mit Pfirfichblüten bedeckt;
ein zartes Rofa. wie es auf den Wangen der kleinen Blanche blühte,
Wie fchön waren doch diefe Tage! Es war nicht mehr das erfte
Knofpen. das die Vorfrühlingstage fo unendlich reizvoll macht. die Vor-
frühlingstage. wo man ftill. mit einem erwartungsvollen Lächeln. durch
den Garten geht. zart und zärtlich die kleinen winzigen Knofpenkinder
anblickt und faft behutfam auftritt. als könnte man irgend etwas ftören.
und die ganze erwartete Seligkeit könnte ausbleiben. Nein. es war jeßt
nichts mehr zu erwarten. es war fchon alles da. der ganze. volle Früh-
ling. Wie in einem Raufch hatte fich die Natur erfchloffen. Ein Blühen
und Duften war es. und die Luft fchwirrte von den Flügeln der kleinen
Infekten. die um die Honigtüten fummten. und den Blütenftaub von
Blume zu Blume trugen. Und über dem Allen wölbte fich ein reiner
lichtblauer Himmel. durch den nur ein einziges weißes Wölkchen wie in
feliger Verträumtheit dahin fchwamm.

Ueber dem Vfirfichfpalier tauchte jekt ein blonder Knabenkopf auf.
ein längliches. blaffes Geficht mit einer Vagenfrifur.
..Luxl Lux] komm fchnell einmal herüber“. rief Blanche. ..Ich habe
dir etwas Neues zu erzählen".
Sofort verfchwand der Bagenkopf wieder. und Blanche fprang aus
der Schaukel. Ohne fich zu befinnen. lief fie durch die Pforte eines
niedrigen grün geftrichenen Holzgitters. daß den wohlgepflegten Hof
und Spielplaß gegen den eigentlichen Garten abfchloß. und ging dann
ein wenig langfamer einen fchmalen Steig hinunter. den zu beiden
Seiten die fchlanken Stämmchen junger blühender Vflaumenbäume ein-
faßten. Dahinter erftreckten fich rechts und links wohl abgezirkelte Ge-
müfebeete. gegen den Steig von einer fchmalen Blumenrabatte ab-
gegrenzt. auf der gelbe Tazetten. weiße Narziffen und blaue Jriskelche
ftill in der Sonne ftanden und fich von einigen gewöhnlichen Kohlweiß-
lingen den Hof machen ließen.
Bei einem alten Dornbufih. deffen phantaftifch gewundene Aefte weit
ausgriffen und eine roh aus Holz gezimmerte Bank überfchatteten. und
in deffem weißen Blütendach unzählige Sperlinge zankten. bog der Steig
nach rechts um und lief hart an der Grenze des Gartens weiter. Hier
befand fich in einer wohlgepflegten Ligufterhecke eine fchmale Vforte.
durch welche die Nachbarkinder miteinander verkehrten. An ihr erfchien
nun Lux mit etwas erhißtem Geficht und fragenden Augen. Man
fah. er hatte laufen müffen. um gleichzeitig mit Blanche hier einzu-
treffen. denn der Nachbargarten. mehr Zier- und Luftanlage. hatte ge-
wundenere Wege.
Blanche winkte mit einem kurzen Ruck ihres hübfchen Köpfchens den
Knaben heriiber. und er trat durch die fchmale Pforte an ihre Seite.
Sie gaben fich ftumm die Hände. fahen fich einen Augenblick mit Wohl-
gefallen an und gingen dann Hand in Hand tiefer in den Garten hinein.
Sie gewahrten nicht. daß fich im Nachbargarten. aus dem Lux foeben ge-
kommen war. ein noch jüngerer. fchlanker. ernfter Mann mit fchwarzem
Haar und Bart ein wenig aus einem niedrigen Strandftuhl vorbeugte.
das Buch. in dem er gelefen hatte. einen Augenblick auf den Knien ruhen
ließ. und ihnen mit einem leifen Lächeln in den finnenden Augen nach-
bliikte. '
Der Garten. den die Kinder durchfihritten. endete in einer park-
artigen Anlage. wo dann ein fchmales. fchnellfließendes Bäihlein die
Grenze des Befißes bildete, Jenfeits dehnte fich eine fchöne von hohen
Bäumen umfäumte Wiefe aus. die zu einem Bauernhof gehörte. deffen
Gebäude unter und zwifchen den dichten dunkellaubigen Baumwipfeln
fichtbar wurden.
An dieiem Bäihlein ließen fich die. Kinder nieder. Es ftand hier.
auf einer kleinen Erhöhung. ein fünfeckiger. mit Stroh bedeckter Va-
villon. deffen drei Bänke einen bequemen Ruhefiß und einen befchaulichen
Blick anf das grüne Wiefenbild boten. dem jetzt die erften Hundeblumen

ihre unzähligen goldenen Sterne eingefticket hatten. Aber nicht auf eine diefer bequemen Bänke feßten fich Blanche und Lux. fondern auf ein paar rohe Holzftufen. die zum Waffer hinabführten. und einen bequemen Abftieg in das klare und erfrifchende Bad. deffen man fich hier ungeftört erfreuen konnte. ermöglichten. Und nicht eher begann Blanche die Spannung ihres Freundes zu löfen. als bis fie es fich auf diefem primitiven Sitz völlig bequem gemacht hatte.
..Rate mal. was wir bekommen". begann fie kindlich und lebhaft.
„Einen Bernhardiner“. rief Lux. der den Lieblingswunfch feiner kleinen Freundin wohl kannte.
..Nein. ganz etwas anderes!"
..Was fchöneres noch?“
..Du rätft es doch nicht. Befuch bekommen wir. Und rate mal von wem.“
Lux fah fie hilflos an.
..Von einem Spanier!“ trumpfte Blanche heraus und legte den Kopf ein wenig zurück. um fich an der Wirkung ihrer Worte zu weiden.
„Ein Spanier?" fragte Lux voller Verwunderung. ..Wie heißt er?"
„Den Namen habe ich vergeffen. Aber er ift der Sohn von Papas Gefchäftsfreund. und foll hier die Schule befuchen."
Lux fchwieg und fah aufs Waffer. daß in kleinen haftigen Wellen vorüber lief. Es war fo feine Art. zu verftummen. wenn ihn etwas innerlich fehr bewegte. *
..Jft er fchon groß?" fragte er langfam.
..Er ift ein halbes Jahr älter als du." fagte Blanche. ..Ich freue mich furchtbar darauf. Denke dir. wie nett wir dann zufammen fpielen können.“
..Spriiht er denn deutfch?“
..Ich glaube. Aber wenn nicht. fo wird er es doch lernen. Wie könnte er fonft hier die Schule befuchen."
Lux unterdrückte einen kleinen Seufzer. Er wußte “felbft nicht. warum er fich zu dem neuen Kameraden nicht freuen konnte.
..Die Schule ift doch fchon angefangen." fagte er.
..Das macht nichts, Er foll erft zu Michaelis eintreten. bis dahin fall er fich hier einleben und an uns gewöhnen. fagt Mama."
..So kommt er fchon bald?"
..In acht Tagen fchon. Denke. wie fchönl"
Lux ftand langfam auf.
..Du fcheinft dick) gar nicht ein bischen zu freuen." fagte Blanche vorwurfsvoll.
..O doch!“ ftieß Lux haftig heraus und errötete heftig. „Ich freue mich fchon. Ich habe nur fo eine Angft. - daß ich nicht fpanifch verftehe. Und dann find Spanier immer fo wild. weißt du. Es find doch ganz andere Menfchen als wir. Sie find ganz braun. glaube ich.
..Das tut doeh nichtsl“ .

..O nein. im Gegenteil“. verficherte Lux.
Blanche war fißen geblieben. neigte fich ein wenig nach vorn und
ließ ihr fchönes blondes Haar übers Geficht fallen. Wie ein Nixchen fah
ihr Bild aus dem Waffer zurück. und fie erfreute fich in unfchuldiger
Eitelkeit daran,
..Fall nicht ins Waffer.“ warnte Lux beforgt.
..Und wenn?“ fragte fie. ..Es ift nicht tief hier. Du meinf_t wohl.
ich ertrinke wieder wie damals, Aber dazu bin ich nun doch fchon zu
groß."
..Damals wärft du freilich bald ertrunken.“ fagte er mit einem
leifen Schauder in der Stimme. ..Aber Vapa war in der Nähe und
konnte dich retten."
„Heute käme ich allein wieder ans Land. Soll ich mal?“
Sie ftreckte die fchlanken weiß beftrumpften Beine aus. als wollte
fie direkt in den Bach fteigen.
„Du bift imftande. es zu tun.“
Blanche lachte felbftbewußt. als wäre fie noch zu ganz anderen
Streichen fähig. erhob fich aber doch und meinte: ..Ich finde es lang-
weilig hier. ich gehe wieder fchaukeln."
Nicht mehr Hand in Hand. fondern Lux in einigem Abftand hinter
dem Mädchen. gingen fie wieder den Steig hinauf. Ein leifer Wind-
ftoß fuhr durch die Zweige der Obftbäume und ftreute einen leichten
Schnee weißer Bliitenblätter iiber Blanche aus. Sie fchiittelte fich
lachend und fprang. wie fliehend. ein paar luftige Säße voraus.
Bei dem Heckenpförtwen zögerte fie ein wenig.
..Kommft du mit?" fragte fie halb iiber die Schulter zurück.
Der Knabe befann fich eine Sekunde.
..Ich muß zu Papa". fagte er.
Sie nickte ihm leicht zu und feßte ihren Weg fort. wiihrend er un-
fchliiffig das Vförtchen öffnete und ihr noch einen fchnellen Blick nach-
warf. bevor er hindurch fchritt. Er fah fuchend umher. entdeckte den
Vater noch auf feinen Strandftuhl und lief zu ihm.

2. Kapitel.

Dr, Jrmler war ein wohlhabender Privatdozent. der alle feine Zeit.
die ihm feine Studien ließen. der Erziehung feines einzigen Sohnes
widmete. Seine Frau war früh geftorben. und das Kind. ein fchöner
blonder Knabe. den die Eltern im Uebermaß ihres Glückes Lux getauft.
war nun das einzige Licht in feinem verdüfterten Leben. Er hatte feine
Frau fehr lieb gehabt. hatte lange um die Schöne und Herzensfeine ge-
worben und fah fich nun. kaum im Befiß des erftrebten Gliickes. desfelben
wieder graufam beraubt, Er war ganz zerfchmettert. und nur der Ge-
danke an feinen Sohn hielt ihn noch am Leben, Er zog fich mit ihm
und einer alten Haushälterin aus dem lauten Getriebe der großen Stadt

hierher an ihre Peripherie zurück, wo er ihre Vorteilef vor allem die
ihm nötigen Bibliotheken“, nicht zu entbehren brauchte und doch fein ver-
wundetes Gemüt in ländlicher Stille und Einfamkeit heilen konnte. In
einer kleinen Stunde konnte er in der Stadt fein- der er immer fobald
als möglich wieder entfloh.
In feinem Gartenhäuschem von deffen Terraffe aus er den Anblick
ftrohbedeckter Bauernhäufer, mit bunten Rindern bebölkerten Weide-
landes und die Schönheit alter Buchen und Eichenftände genießen konnte,
umgab ihn ein Friedef der feinem kranken Gemüt wohltat. und eine
Ruhe- die ihn bald zum Bedürfnis wurde. Mit der ftillen Freude und
dem ernfthaften Jutereffe des Gelehrten widmete er fich feinem Garten,
der eine Fülle auserlefener Blumen und Sträucher aufwieS. und dem
das fließende Grenzbächlein und die baumreiche Umgebung auch einen
landfchaftlichen Reiz verlieh,
Hier liebte er es an fchönen Tagenf fich in den Schatten felbft-
gepflanzter Obftbiiume mit einem Buch zurückzuziehen und fich dabei
eines fchlichtem niedrigen Strandftuhle-Z zu bedieneni in dem einft. im
lebten Sommer ihrer kurzen Ehe, die geliebte Frau am Strande der
Oftfee- täglich geruht hatte. Wie glücklich wäre fie gewefen, inmitten
diefer Gartenfreude mit ihrer zarten Blumenfeele walten und wirken
zu können. Warum hatte er ihr nicht fchon friiher das Opfer gebracht
und war mit ihr der großen Stadt entflohen? Damals meinte erf die
Nähe der Bibliothek und anderer Bildungsmittel nicht entbehren zu
können. Und jeßt ging es doch und er fühlte fich fogar wohler und zu-
friedener dabei.
Ein Troft war ihm, daß nun Lux wenigftens die Wohltat diefes
ländlichen Aufenthaltes genoß; und daß der zarter ganz der Mutter ähn-
liche Knabe in der gefunden Landluft gut gedieh und fich zufehend kräf-
tigte. Daß er ihnf ohne es zu wollenf ein wenig verziirtelte, kam ihm
nicht zum Bewußtfein. War es doch natiirlich, daß das doppelte Maß
der Liebe fich jeßt feinem Sahne zuwandte.
Wohl dachte er manchmal- ob nicht die alte .Haushälterin eine ver-
ftiindigef herzenstüchtige Perfonx in deren Händen die übrige Erziehung
des Knaben lag. vielleicht etwas zu nachgiebig gegen den Gutherzigen und
Einfchmeichlerifchen wäre. Auch ginge erf der ohne gleichaltrige Nach-
barskinder einfam zwifchen ihm. dem ftillen„ viel arbeitenden Gelehrten
und einer alten Frau aufwuchT der Vorteile einer härteren Knaben-
zueht verluftig. Aber er fah keinen Wegi es zu ändern. Denn nie hätte
er fich entfchloffen, den Knaben von fich zu geben, und ihn in ein Er-
ziehungsinftitut zu tun.
Da war es denn für ihn von befonderem Jntereffef als es hieß. das
Nachbargrundftück fei verkauft worden- und es wolle fich ein reicher
Kaufmann dort eine Villa bauen. Da?, konnte einen Verluft fiir ihn be-
deutenf aber auch einen Gewinn. Der Friede feiner ländlichen Befchau-
lichkeit brauchte nicht notwendig dadurch geftört zu werdenr wohl aber

die Stille und Einfamkeit. Vielleicht nahte eine laute Kinderfchar mit
den neuen Nachbarn. Für Lux könnte das freilich Nutzen bringen. Und
er wünfchte fich zuleßtf der Kaufmann möchte nicht ohne Kinder fein.
und zwar möchten es Knaben feiny die im Alter zu feinem Sohne paßten.
Da war er denn zuerft wirklich enttäufchtf als er hörtef jenes Ehe-
paar befäfze nur ein einziges Töchterlein von drei Jahren, tröftete fich
aber dann bei dem Gedankenf daß er von feiten eines fo kleinen Wefens
viel Störung feines Haus- und Gartenfriedens nicht zu gewärtigen haben
wiirde.
Es ging denn auch bald ein Vermeffen und Graben und Bauen los
auf dem Nachbargrundftück. Er ma>)te von weitem die Bekanntfchaft
des Bauherrnf eines noch jüngeren Mannes von fympathifchem Aus-
fehenf der fleißig kam, um nach dem Rechten zu fehenf und fah auch ein-
mal an feinem Arm die junge Frau. Die Leute gefielen ihm wohl-
foweit die äußere Erfcheinung nicht täufchtef und da er fahr daß mit Ge-
fchmack und ohne Kärglichkeit gebaut wurdei und daß ein tüchtiger Fach-
mann die gärtnerifchen Anlagen leitetef föhnte er fich mit dem Ge-
danken- fo nahe Nachbarfchaft zu bekommenr aus und verfprach fich fogar
mancherlei Gutes davon- denn er gehörte zu den Leuten, die das Bd'fe
und Widerwiirtige weniger in ihre Rechnung ftellenx weil fie mit ihren
Gedanken immer nur im Guten und Reinen leben.
Der Baut der bei günftiger Jahreszeit rüftig gefördert worden war,
ftand im September zum Beziehen fertig da. Und es dauerte nicht
lange! da rückten auch fihon die Befißer einf um noch ein paar Wochen
des ganz befonders fchönen Spätfommers in dem neuen Wattenheim ge-
nießen zu können,
Dr. Jrmler empfing ihren Befuch an einem freundlichen Sonntag.
„Da wir nur das Eine habenf entfchuldigen Sie wohli daß wir uns
Ihnen gleich vollzählig vorftellen/ fagte die junge Frau mit einer ge-
winnenden liebenswürdigen S>)lichtheit und Zwanglofigkeit.
„Gieb auch hübfch dein Händchen, Blanche.“
Dr. Jrmler hielt das kleine Händchen einen Augenblick in der feinen
und dachte „welch fchönes Kind!"
In der Tat war das kleine Wefen von holdem Liebreiz. Lange
fejdenweiche Haare von einem feltenen Blond umrahmten ein Engels-
gefichtchen, aus dem eine unbefangene Schelmerei lächelte ;_ fie fpielte um
den kleinen zierlichen Mund und blißte aus den hellen blauen Augen.
Er verglich das Gefichtchen mit dem der Mutter und ftellte eine
Aehnlichkeit feft.
„Sieft du, Rudi-“4 fagte die junge Frau* und zu Dr. Jrmler ge-
wandti feßte fie hinzu:
„Er bildet fich nämlich ein, das Kind hätte alles Gute von ihm."
Es entftand ein kleiner fcherzhaft geführter Streitf den die Mutter
mit der Anerkennung befchloßf daß die kleine Blanche in der Tat viel
von dem Wefen ihres Vaters habe und eigentlich „ein kleiner Racker“

fei, aber ein „füßer'J und dabei zog fie die Kleine zärtlich an fich.
Jnzwifchen war Lux herbeigerufen worden und näherte fich den
Fremden mit knabenhafter Scheu, Auf die kleine Blanche warf er einen
verfchämten Blick und reichte ihr auf Aufforderung feine kühlen Finger-
fpißen. Sie hingegen begrüßte ihn mit großen unbefangenen Augen
und einem zutraulichen Lächeln daß aber gar keinen Eindruck auf ihn
zu machen fchien. Er zog fich vielmehr hinter den Stuhl feines Vaters
zurück- hinter dem ihn diefer jedoch wieder hervorholte und ihn an feine
Seite zogf indem er faft unbewußt den Arm um feinen Nacken legte. So
geborgen, mufterte Lux etwas dreifter die kleine Nachbarin. Wie nied-
lich ihr das weiße Atlashiiubchen ftandx unter dem das goldene Haar fo
reich hervorquoll. Und wie hiibfch fie angezogen war. Ein blaues Jack-
chen mit weißem Seidenfutter war jedenfalls noch ganz neu, Und wie
unbefangen fie fich gab, als ob fie hier zuhaufe wäre. Das wollte ihn
eigentlich iirgern, aber es kam nicht dazu, weil fie eben fo niedlich war.
Als fich der Befuch verabfchiedetef gab er der Kleinen aus eigenem
Antriebe die Hand. '
„Jft fie nicht fiißt Papa?" fagte er ganz enthufiaftifch als fie allein
waren.
„Gefällt fie dir?" fragte Dr, Jrmler beluftigt.
Lux antwortete nicht, Aber den Reft des Tages trieb er fich im
Garten umher! und zwar an der Heckenfeite und warf fuchende Blicke in
den Nachbargarten. Einmal hörte er ihre Stimmef die kam aber von
daherf wo in der Nähe des Haufe? die beiden Grundftiicke durch die hohe
Spalierplanke getrennt warenf an der Dr. Jrmler feine herrlichen Pfir-
liche zog.
Wäre doch ein Loch in der Vlankeh dachte Lux. Aber fie war fo
folide gefugtf daß fie nicht ein Rißchen zum durchgucken bot.
„Ach was!" tröftete er fich „du wirft fie fchon oft genug fehenfu und
wandte der Blanke den Rücken.
In der Tat fah er fie faft täglich im Gartenf fo lange das fchöne
Wetter anhielt. Dr. Jrmler hatte feinen Gegenbefuch gemacht und es
hatte fich fchnell ein nachbarliches Verhältnis angebahnt. Freilich be-
fchränkte es fich auf einen teilnehmenden Verkehr über den Zaun hin-
über, und der Herbft kamf ohne daß eine größere Annäherung, auch nicht
zwifchen den Kindern ftattgefunden hatte.
Die Eltern der kleinen Blanche waren noch zu fehr mit fich felbft
befchäftigt. Wie vieles war noch zu vervollkommnen- das Fertige kennen
zu lernen und fich vertraut zu machen. Neue Wege wurden angelegt-
ein Pavillon am Bach erbaut- und hier und da noch ein Obftbaum oder
ein Ziergefträuch gepflanzt foweit es die Jahreszeit geftattete. Mit
Eifer befchickte Frau Elifabeth manches felbft im Gartenf wobei fie ein-
mal von dem Nachbarn betreffs eines jungen ObftbäumchenT mit dem
fie nicht recht hin wußte, einen freundlichen Rat gern in Anfprurh nahm.

So vergingen gefchäftige Wochen. und man hatte für die Nachbarn
nicht viel Zeit übrig. Die kleine Blanche war faft nie allein im Garten,
Entweder war die Mutter bei ihr oder das Kindermädchen. und Lux
konnte nur von weitem feine kleine Freundin bewundern. da niemand
ihn rief.
Da follte der rauhe Herbft das Band. das der fchöne Sommer nur
lofe verfihlungen hatte. fefter knüpfen. Mit Heftigkeit feßten die
Oktoberftürme ein. es wurde früh kalt und naß. die jungen Bäumchen
ftanden bald kahl. und der Bach hinterm Garten kräufelte nicht mehr
friedlich feine klaren_ Wellen. fondern eilte haftig. wie erziirnt. vorüber
und führte viel welkes Laub mit fich, Mit Erftaunen fahen die neuen
Anwohner. wie fchnell ein einziger. anhaltender Vlaßregen das fchmale
Bett des Bächleins mit fchäumenden. gurgelnden Waffermaffen füllte.
und wie der zum reißenden Strom gewordene. über feine Ufer getretene.
die Weidenböfchungen nicht achtende. die drüben liegenden'Wiefen zu
einem kleinen See machte. auf dem taufend winzige Wellchen zitterten.
und aus dem hier und da ein Hügelchen. wie eine einfame Grasinfel
melancholifch herausragte.
Ein folches Schaufpiel hatte die kleine Blanche. die in der leßten
Zeit fchon einige felbftändige Exknrfionen gemacht. angezogen. Die Ge-
fahr nicht kennend. hatte fie fich zu nahe gewagt. war auf dem fchlüpfe*
rigen Boden ausgeglitten und wurde fchon von dem wirbelnden Waffer.
in dem fie fich vergeblich feften Fuß zu faffen bemühte. fortgeriffen. als
Dr. Jrrnler. von ihrem erftickten Schrei aufgefclneckt. fie erblickte. Er
war dabei gewefen. zwifchen dem Bach und feinem kleinen Karpfenteich
einen niedrigen Erdwall aufzuwerfen. da das Waffer den trennenden
Steig zu überfluten drohte. So hatte es gefchehen können. daß er das
Treiben der kleinen Nachbarin nicht gewahr wurde. troßdem die jetzt
kahlen Wipfel einen genügenden Durchblick gewährten. Irgend ein
Rettungsinftrument. eine Stange. ein Haken. war nicht zur Hand. Eine
Hacke fchon hätte genügt. aber fein Spaten erwies fich zu kurz. Schnell
entfchloffen eilte er daher die iiberfluteten Stufen hinab in das wogende
Waffer. das ihm bis an die Bruft ftieg. und erhafchte die fchon bewußt-
lofe Blanche an ihrem Kleidihen. als fie gerade an der Treppe vorbei
trieb. Auf dem Trocknen kam fie fchnell wieder zu fich. fihlug die Augen
auf und fing auf den Armen ihres Retters an. jämmerlich zu weinen.
Das triefende Kind an der Bruft. felbft triefend. lief er durch den ganzen
Garten. umfonft eine Stelle in der Ligufterhecke fuihend. wo er hätte
durchbrechen können. um das Nachbarhaus fchneller zu erreichen.
Die erfchreckte Mutter nahm ihr Kind mit Jammern und Klagen
und überftrömenden Dank gegen den Retter in Empfang. Die Kleine
wurde eiligft in das warme Bett gebracht. das fie aber am Nachmittage
fchon wieder verlaffen wollte. Man war diesmal mit dem Schrecken
davongekommen. und auch Dr. Jrmler hatte außer einem mehrtägigen
Schnupfen weiter keine Nachteile von diefem unfreiwilligen Bade. Wohl

aber diente diefer Vorfall dazu. die Nachbarn noch näher zueinander zu fiihren und ein Verhältnis einzuleiten. daß fich dann mehr und mehr zur Freundfchaft auswuchs. Daß der Zugang zum Bach mit einer fchüßen-den Pforte gefichert wurde. verfteht fich von felbft. Auch erhielt Blanche das ftrengfte Verbot. je wieder allein ans Waffer zu gehen.
Lux. der mit kindliehem Erfchrecken von dem Unglück der kleinen Nachbarin gehört hatte. zeigte nichts von dem Glücksgefühl. das ihn er-füllte. als er von dem guten Ausgang hörte und Blanche am anderen Tage wieder im Garten fah. Er hütete ängftlich fein keufches Geheim-nis. das zärtliche Gefühl. das er für die kleine Blanche empfand. Ward nur ihr Name genannt. fchlug fein Knabenherz fchon höher. und hörte er ihre Stimme von drüben herüberfchallen. blieber wohl erft im wunder-lichen Schrecken ftehen. bis er fich verfchämt getraute. nach ihr aus-zufchauen. Wie glücklich war er daher. als von diefem Tage an die Beziehungen zum Nachbarhaufe inniger wurden.
Blanche war von ihrer Mutter angehalten worden. dem Herrn Dok-tor zu danken und nach feinem Befinden zu fragen. Sie hatte es' ohne Scheu getan. ..Was macht denn dein Schnupfen?" hatte fie kindlich ge-fragt und fich fehr befriedigt mit einem gefchenkten rotbackigen Apfel wieder zurückgezogen. Diefer Apfel fteigerte ihr Zutrauen und ver-mehrte ihre kindliche Begehrlichkeit.
Der ..Onkel Doktor“. wie fie ihn bald nannte. hatte eine reiche Ernte von feinen älteren gutgepflegten Obftbäumen im Keller. während die jungen Bäumchen im eigenen Garten ja erft tragen follten. Da fuchte denn Blanche oft ein Gefpräch mit dem „Onkel“ anzuknüpfen. immer mit dem Gedanken an einen Apfel. und da Dr. Jrmler darauf hielt. daß Lux täglich fein Obft bekam. fo fiel manme faftige Frucht auch in ihre kleine Hand.
Den größten Gewinn hatte Lux von diefer Annäherung. Nicht nur. * daß fein Vater an Blanche Gefallen fand. und das lachende fonnige Kind manchmal über die Hecke herüber in feinen Garten hob. auch die Mutter Blanches tat fich gegen Lux auf. in dem Gefühl. dem Retter ihrer Klei-nen ihre Erkenntlichkeit nicht beffer zeigen zu können. als indem fie lieb und gütig mit feinem Knaben war.
Es kam dazu. daß auch die Väter Gefallen aneinander fanden und fich fchätzen und ergänzen lernten. der ernfte ftille Gelehrte und der leb-hafte kluge und welterfahrene Kaufmann, Da gab es denn nach Feier-abend manche Stunde traulichen Beifammenfeins in anregendem Ge-fpräch. Die Kinder fpielten bald täglich zufammen und fchließlich wurde als äußeres Zeichen eines fo nahen Verkehrs ein Zugangspförtchen von einem zum anderen Garten in der Ligufterhecke angebracht.
Wie Blanche zu Dr. Jrmler Onkel fagte. fo nannte nun auch Lux die Eltern feiner kleinen Freundin Onkel und Tante und hatte be-fonders ein Herz für die immer freundliche und heitere Tante. Ohne Mutter aufgewachfen. nur von der alten grobknochigen Magdalene be-

treut. war es ihm ein nie gekanntes Gefühl. als fich zum erften Male
ein weicher Frauenarm mit Zärtlichkeit um ihn legte und ihn miitterlich
an fich zog. und eine weiche fchlanke Hand ihn ftreichelte. Die Hände der
alten Hüterin waren hart und knochig. und die Liebe. die fie zu ihm im
Herzen trug. war fpröde und gab fich nur gelegentlich in kleinen Vor-
tionen aus. Ach. wie gut hatte es doch Blanche dagegen. Er beneidete
fie wohl darum. doeh gönnte er es ihr auch. Wer verdiente wohl mehr
eine folche Mutter. als Blanche. Dr. Jrmler merkte wohl. was in der
Seele feines Knaben vorging und dankte Frau Elifabeth in feinem Her-
zen dafiir.
So wuchfen denn die Kinder faft wie Bruder und Schwefter mit-
einander auf. und die Jahre gingen dahin. Die neugepflanzten Obft-
bäume gediehen und ragten jedes Jahr höher und friiehtefchwerer iiber
den bunten Flor der Blumen und Stauden empor. die Ligufterhecke.
fleißig gepflegt und unter der Zucht der Schere gehalten. wurde immer
breiter und dichter. und das kleine Vförtchen darin ftand oft tagelang
auf.
Auch die Schulpflicht brachte darin keine Aenderung. als die freilich
fchmerzlieh empfundene Einfchränkung der Spielzeit, Lux war der erfte.
der die Schulmappe auf den Rücken nehmen mußte. Er gewann im An-
fehen bei Blanche. Sie war ftolz auf einen Freund. der fchon lefen
lernte und Buchftaben malen konnte. und fie war gelehrig im Nach-
ahmen deffen. was er frifch aus dem Unterricht mit nach Haufe brachte.
So lernte fie mit ihm und von ihm. und ihm machte fein Lehramt keine
Mühe. fondern war ihm eine Freude.
„Was haben wir heute auf?“
Mit diefer Frage ftiirmte fie ihm fchon entgegen. wenn er aus der
Schule nachhaufe kam.
..Eine Seite ei fchreiben und die Wörter auf Seite 10 buchftabieren.“
..Weiter nichts? Ach wie leicht ift das doch alles! Jch dachte mir
die Schule viel fchwerer.“
Diefes kindliche fpielende Lernen. das die verftändigen Eltern nicht
geftört. fondern klug unterftiitzt und gefördert hatten. hörte nun freilich
auf. als Blanche felbft in die Schule kam, Ach. wie groß war da zuerft
die Enttäufchung, Ein kleines Mädchen hatte fa ganz andere Bücher
als ein Knabe. Und alles war anders. Nun konnten fie nicht mehr
zufammen arbeiten. Jeder faß fiir fich und mühte fich. und waren fie
fertig. konnten fie es nicht einmal miteinander vergleichen. Blanche
konnte wohl ihre Arbeit dem Freunde zeigen. Aber dann ereignete es
fich wohl einmal. daß die Lehrerin anders gefagt hatte als wie Lux es
zu verftehen meinte. und das Blanche irre wurde, Dann mußte Frau
Elifabeth alles wieder ins Gleiche bringen.
..Lux ift ein kluger kleiner Kerl. aber gib du nur immer recht acht.
was die Lehrerin fagt. Das ift für dich maßgebend. Knaben lernen
manches anders als kleine Mädchen."

Seitdem betrachtete Blanche ihren Freund mit anderen Augen. Er
war ja ein Knabe. Und die Jahre vergingen und brachten es mit fich.
daß ihre Spiele eine andere Färbung und Geftalt annahmen. Aber fie
hielten treue Kameradfchaft und hatten fich gern. Lux war der ftille.
befonnene geblieben. Blanche immer aufgeweckter. munterer und kecker
geworden. Hübfch war jedes von ihnen. und jedes fchlank und blond. und
Lux in feinem vierzehnten Jahre nur eben einen halben Kopf größer als
die dreizehnjährige Blanche.

Z. Kapitel.

Eines Tages brachte der Vater den kleinen Manuel Negros aus der
Stadt mit. Er war ganz braun und hatte tief fchwarze. glattanliegende.
glänzende Haare.
..Wie klein er ift.“ dachte Blanche. ..Und ich meine. er ift noch ein
halbes Jahr älter als Lux.“
Aber intereffant war er. Und was er fchon für Manieren hatte.
Wie ein junger Graf.
Und diefe Augen! Große. fchwarze. fiir gewöhnlich etwas ver-
fchleierte Augen. die aber wieder ordentlich leuchten und funkeln konnten.
Was Lux wohl zu dem neuen Kameraden fagen wiirde? Ob er ihm
wohl „über“ wäre? Sehr ftark fah der Spanier nicht aus. Er war nicht
größer als fie felbft. höchftens eben fo groß. und war doch faft zwei
ganze Jahre älter.
Er hatte ihr zur Begrüßung die .Hand gegeben. und fie hatte
zögernd ihre weiße Mädehenhand in die fremde. braune Knabenhand ge-
egt.
..Guten Tag". hatte er dabei mit gezierter. fremder Ausfprache ge-
fagt,
Ob er denn fchon deutfch fprechen könnte? Ein wenig fchien es fo.
Das war fchön, So konnte man fich doch verftändlich machen. Und wie
drollig es klang. wenn er fprach. Wie er das R rollte und jede Silbe
betonte.
Lux. der nicht ohne Beklemmung feiner Ankunft entgegengefehen
hatte. fand ihn fehr nett und atmete erleichtert auf. Der reichte ihm ja
nur bis an die Nafenfpiße. Und wie verlegen er war. als er ihn be-
grüßte, Und mit welchem Blick er den größeren blonden Knaben
mufterte. faft fcheu.
Lux fchlug einen gönnerhaften Ton an und meinte. jener folle fich
nur nicht fürchten. fie würden fchon gut miteinander auskommen.
..O nein. nicht fürchten". fagte Manuel. und über fein feines brau-
nes Geficht lief Un hübfches Lächeln. und die dunklen Augen leuchteten
auf. ..Ich fpreche nur fo f>)lecht die deutfche Sprache.“
Lux und Blanche beruhigten ihn aus einem Munde. er fpräche fchon
fehr nett. und fie verftänden alles. was er fage. Das fchien ihn fehr zu
beruhigen. .

„Findeft Du ihn nicht auch niedlich?" fragte Blanche auf dem Schulweg.
„Joh finde ihn fehr nett/ beftätigte Lux.
„Im nicht war?“
„Klein ift er ja nur.“
„Ich hätte ihn mir ja auch ganz anders gedacht.“
„Wie denn?"
„Jah anders. ganz anders.“
Lux gab fich mit diefer Erklärung zufrieden und fchwieg.
,-Adieu. Blanche!“
„Adieu- Lux!“
Sie gaben fich die Hände und fchlugen jeder einen anderen Weg nach ihrer Schule ein, beide fchweigend und nachdenklich. mit allen Gedanken bei dem kleinen Manuel Negros,
Der ftreifte indeffen im Garten herum. machte von weitem die ftumme Bekanntfchaft des Dr. Jrmler und feßte fich im Pavillon auf die Bank und dachte an Blanche. Der Abfchied von feinem Vater war ihm wohl fchwer gefallen, doch war er nicht das erfte Mal in der Fremde, Er war fchon ein halbes Jahr in Varis gewefen und wußte, daß auch diefes Jahr in Deutfchland nicht allzu langfam vorübergehen würde. Dann würde fein Vater ihn wieder mit hinübernehmen in die Heimat. Unter afrikanifcher Sonne war er aufgewachfen. in der Fremden-Kolonie von Tanger, der marokkanifchen Stadt. und fehnte fich dahin zurück, wo der Himmel hellen die Luft wärmer. die Menfchen lebhafter und die Tage bunter und lauter waren.
Hier aber war Blanche!
Er hatte fchon viele, viele kleine Mädchen gefehen und hatte zuhaufe eine kleine Spielgenoffin gehabt. ein arabifches Mädchen namens Nufhat, die ein paar Jahre älter war als er und an der er leidenfchaftlich hing und von der er fich nur mit Tränen hatte trennen können. Aber fie war drüben. und wenn er wieder nachhaufe kommen würdet wäre fie erwachfen und vielleicht gar nicht mehr da.
Mit Blanche follte er nun unter einem Dache lebenf an einem Tifche fißenf in diefem Garten mit ihr fpielenf jeden Tag. Sollte hier in diefem Pavillon mit ihr fißen. Viele kleine Mädchen hatte er fchon gefehen, aber noch keine Blanche. Sie hatte ja goldene Haare. Wie das reinfte Gold leuchteten fie. Und ihre Haut war wie der zarte Sammet weißer Rofenbliitter. Und wie niedlich fie lachte. und wie luftig ihre Augen waren.
Ja. hier würde er fchon aushalten. Der große Junge von nebenan war auch freundlich zu ihm gewefen. Freilich etwas fchweigfam. Und er hatte einen fo forfchenden Blick: Wer bift du eigentlich? Aber mit ihm hatte er ja nichts zu fchaffen, nur mit Blanche und ihren Eltern. Und die Erwachfenen würden fchon gut zu ihm fein. Wären fie es nicht, würde er es einfach feinem Vater fchreibew und der würde nicht dulden.

daß man ihn fchlecht behandelte. Nein. da hatte er keine Sorge. Und
fie waren ja auch gleich fo freundlich zu ihm gewefen. vor allem die
Hausfrau. Die hatte ihm den Scheitel geftreichelt, und er hatte ihr die
Hand geküßt. und fie hatte darauf gelächelt. Dann hatte fie ihn felbft
nach oben geführt in fein Zimmer. Das war ein hübfcher, freundlicher
Raum mit einem Fenfter nach dem Garten hinaus. Da konnte er über
alle Beete und Bäume hinwegfehen bis an das Wäldchen. das fich in
einer Entfernung hinzog und den Blick. der bis dahin ungehindert über
Wiefen und Kornfelder flog. Halt gebot. Und von hier aus hatte er.
als er feinen Koffer aus-packte. Blanche durch den Garten fpringen. und
an der kleinen Vforte an der Ligufterhecke ftehen bleiben und mit den
großen Nachbarjungen fprechen fehen.
Während feine Gedanken auch jeßt bei Blanche waren, fpielten feine
Augen mit den blanken Wellen des Bächleins. das mit leifem Gluckfen
flink vorüber lief. So ein laufendes Waffer hatten fie zuhaufe nicht.
Da waren nur Brunnen und Ziffernen und kleine fchnel'l austrocknende
Rinnfale. Aber wenn er an den Hafen hinunter ging. da hatte er frei-
lich das Meer, das große blaue mittelländifche Meer mit dem beftändigen
Geräufch einer fchäumenden Brandung.
Als fie an Bord des Schiffes fuhren. das feinen Vater und ihn nach
Europahinüberbringen follte. war Nufha mit in dem Boot und hielt
ihn mit ihren braunen Armen umfchlungen, denn die Brandung ging
unter heftigem Winde höher als fonft. und er hatte ein wenig Furcht,
wenn das Boot von dem Kamm einer großen Welle mit einmal in die
Tiefe fchoß. und die nächfte Welle alles zu verfchlingen drohte Nur vor
den kiihnen unbekümmerten Gefichtern der Ruderer fchämte er fich, feine
Furcht zu zeigen. Die ftanden wie fechs Bronzefiguren im Boot, feuerten
fich mit lauten Rufen an und fchüttelten fich nur einmal. wenn der über-
fprißende Gifcht es gar zu gut meinte. Auch vor dem Vater. der fich
gar nicht zu fürchten fchien. fchämte er fich. Nufhat mußte es ihm wohl
angemerkt haben. denn fie hielt ihn feft umfchlungen und drückte ihn ein
paarmal wie beruhigend und tröftend an fich. wobei fie indes leife zit-
ierte. Und ihre fchmalen. braunen Hände waren ganz kalt.
Wie gern hätte er fie zum Abfchied noch umarmt. Aber das Boot
tanzte auf und ab an der Schiffstreppe. und fie hatten alle genug zu tun.
fich nur auf den Füßen zu halten, um nicht ins Waffer zu fallen. Er
hatte ihr nur noch vom Bord aus zuwinken können. und hatte gewinkt,
fo lange er fie in dem zurückfahrenden Boote noch erkennen konnte.
Doch alles das war jetzt wie hinter filbernen Schleiern und zog
fchnell wie die glißernden Wellen an feinem Geifte vorüber. während
das weiße Bild der kleinen Blanche wie die Sonne felbft feft und un-
verrückbar im Mittelpunkt feiner traumhaften Gedanken ftand.
Da flog ein Steinchen neben ihn auf die Bank und fchreckte ihn auf.
Sogleich ertönte ein filbernes Lachen. und Blanche kam zögernd den
Steig herunter.

„Reit" rief fie ihn zu. und ihre Augen blißten unternehmungs-
luftig. während ihr ganzer Körper noch unter der Zügelung einer leifen
Scheu ftand. 7 p
Der Knabe erhob fich und ging ihr entgegen. Da übermannte fie
vollends die Verlegenheit. und fie war nun blutrot. als fie ihm die Hand
bot. Er aber neigte fich fchnell und küßte die Hand. Sie hatte ihn auch
die Hand ihrer Mutter küffen fehen und dachte. das tut man in 'feiner
Heimat fo. Aber den ganzen Tag fühlte fie die Hand brennen und dachte
an den Handkuß.
Sie gingen wieder in den Pavillon zurück und feßten fich auf die
Bank. und fie faß wie eine kleine Dame neben ihn. fteif und kerzen-
grade. und fie führten eine kümmerliche Unterhaltung miteinander. mit
ja und nein und wie und was? Aber ihre Augen. wenn fie “nicht am
Boden hinirrten oder wie abwefend in die Weite fahen. ruhten mit
einem ftillen Leuchten auf ihren Gefichtern.
..Sieh mal." fagte Blanche nach einer neuen Verlegenheitspaufe
und ftand auf und ging ein paar Schritte dem Nußgebüfch zu. das die
gegenüberliegende Ecke des Gartens ausfüllte. Sie fchlug einige Zweige
auseinander. und es entftand ein Eingang. durch den man in das Innere
fchliipfen konnte. Er fah hinein und fah in den fihattigen Raum ein
Bänkchen aus Moos und Erde und eine muldenartige Vertiefung. der
man es anfah. daß fie oft als Lagerplaß diente,
;.Es ift'fo mollig drin." fagte Blanche und fchliipfte vorauf. Er
folgte ihr und befreite mit klopfendem Herzen ihr lofes Haar. das fich in
den Zweigen verfangen hatte. Es herrfchte ein märchenhaftes Licht in
dem _grünen Haufe. Die goldenen Sonnenftrahlen fanden hier und da
eine OeffnUng zum Hereinfchlüpfen und fpielten nun auf dem fchwarzen
Boden Hafchen. Ein Baar fchlanke junge Birkenftämme ftanden wie
filberne Säulen in dem Sälchen diefes heimlichen Valaftes. deffen Dach
fie durchbrachen undmit ihren feinen hängenden Zweigen überfchatteten.
Blanche nötigte Manuel. auf der kleinen Moosbank Vlaß zu neh-
men. Sie konnten 'fo eben nebeneinander fißen.
'..Haft du d'ir felber diefe Höhle gemacht?“ fragte er.
..Lux hat fie mirgemacht.“
..Spielt ihr oft zufammen?"
..Gewiß. jeden Tag.“
..Und dann fißt ihr hier zufammen?“
„Manchmal“
Und nach einer kleinen peinlichen Vaufe feßte fie hinzu:
..Er erzählt mir dann Gefchichten.“
Aber er fagte wieder nichts darauf.
..Weißt du auch Gefchichten?“
..Ich weiß nicht.“ antwortete er zögernd und nachdenklich. ..Nufhat
hat mir oft Gefchichten erzählt. aber ich weiß nicht. ob ich fie dir noch
erzählen kann.“

Fritz Rehm
Das Baar

DOI

..N11fhat? Wer ift das?“
Und er erzählte ihr von Nufhat und von feiner Heimat. und fie
wollte gar keine anderen Gefchichten weiter von ihm hören.
Dies war ja alles wie ein Märchen. Es war wie aus taufend und
einer Nacht. Palmen ragten hoch in blaue Luft und trugen Bananen
und Kokusnüffe. riefenhafte Kakteen breiteten ihre fchwammigen. glän-
zenden und ftacheligen Blätter aus. Rofen. Kamelien und Oleander
blühten und dufteten. zahlreicher als hier die Veilchen und Primeln.
Kameele zogen fchwer bepackt durch die Straßen. und Araber und Neger
und Kabhlen. Leute. von denen fie nie gehört hatte. begleiteten die
Karawane durch die Wiiften. Große Schiffe fchaukelten im Hafen. und
nur auf den fich überftürzenden Wogen einer beftändigen Brandung
konnte man zwifchen ihnen und dem feltfamen Lande verkehren. Und
hier war nun Manuel aufgewachfen. Und feine Augen leuchteten. wenn
er davon erzählte. und feine Stimme wurde wärmer. wenn er den
Namen Nufhat nannte.
Blanche fah den Erzähler bewundernd an. Sein gebrochenes
Deutfch brachte fie nicht ein einziges Mal zum Lachen. Und Manuel.
unter den bewundernden Blick feiner kleinen Nachbarin. wurde immer
redfeliger.
Währenddeffen ftand eine fchlanke Knabengeftalt am Heckenpfört-
chen. die Hand unfchlüffig auf der Klinke. Lux kam eine Stunde fpäter
aus der Schule als Blanche. Auf dem ganzen Weg hatte er an den
fremden Knaben gedacht. der jeßt bei den Eltern feiner kleinen Freundin
wohnte, Noch fo lange. lange Zeit wohnen follte. Ja. während des
Unterrichts felbft hatte er feine Gedanken nicht zügeln können. Nun
ftand er am Pförtchen und wagte auf einmal nicht. in den Nachbar-
garten hinüberzugehen. Blanche war ja fchon feit einer Stunde frei.
und fie würde nun mit dem fremden Knaben zufammen fpielen. Was
follte nun er noch dabei?
Aber er trat doch ein. beklommenen Herzens. und fchlug gleich den
kürzeren Weg ein. der ans Waffer hinunter führte. Da hörte er Manuels
Stimme. Berwundert ftand er ftill. da er die Beiden nicht im Pavillon
fah. Er horchte. Dann fchlug er das Gefträuch haftig auseinander. und
der helle Tag flutete in die grüne Dämmerung hinein. Da faß
Blanche mit dem fremden Knaben. eng zufammen gefchmiegt. auf der
kleinen Moosbank und fah den Störer mit großen. erftaunten Augen an.
als erkenne fie ihn nicht gleich.
Fiir einen Dritten war drinnen nicht Plaß, Lux hatte diefes Bänk-
chen nur für fich und Blanäje berechnet.
..Willft du nicht hereinkommen?" rief Blanche.
..Alle drei können wir ja doch nicht darin fißen“. fagte er und blieb
draußen ftehen. Da ftanden fie auf und kamen heraus und waren freund-
lich mit ihm. Er aber blieb unluftig und wortkarg und wußte nichts
mit ihnen anzufangen.

4. Kapitel.
Am anderen Tage berichtete Blanche ihm auf dem Schulwege. was Manuel ihr von feiner Heimat erzählt hatte. Sie war fo lebhaft dabei. daß Lux dachte. fie übertriebe. und nur verärgert zuhörte. Und die Folge war. daß er am Mitag nicht in den Garten kam. Sie foll nur allein mit dem fpanifchen Affen fpielen. dachte er. Jch finde ihn un-ausftehlich.
Jn Wahrheit aber imponierte ihm der über feine Jahre hinaus ge-wandte Manuel. und er fühlte zornig feine Unfähigkeit. ihm entgegen-zutreten. Manuel fprach außer feiner Mutterfprache ziemlich gut fran-zöfifch und wußte fich mit jedem Tage beffer mit der deutfchen Sprache abzufinden. Lux quälte fich in der Klaffe noch mit den Anfängen der alten und neuen Sprachen und konnte noch in keiner drei zufammen-hängende Säße fprechen. Manuels tiefere Stimme hatte fchon einen Anflug von Männlichkeit gegen Luxens helle Knabenftimme, Manuel ver-ftand es auch. eine tadellofe Berbeugung zu machen und küßte Blanche die Hand. Sie hatte es endlich nicht länger bei fich behalten können und hatte Lux diefes zarte Geheimnis anvertraut.
Die Hand küffen? Wie dumm l Nie würde er fich zu diefer Albern-heit verftehen. Aber Manuel brauchte ja auch Vomade. Sein glattes fchwarzes Haar glänzte ordentlich wie ein Spiegel und verpeftete die ganze Luft. wenn er fich neu gefalbt hatte. Lux konnte das nicht leiden. während Blanche den leifen. feinen. füßlichen Toilettenduft liebte.
Eines Tages. o Schrecken. hatte Manuel fogar geraucht. Mit Neid und widerwilliger Bewunderung fand Lux es empörend. während Blanche tat. als wäre es felbftverftändlich. daß Knaben in feinem Alter rauchten.
..Jn Spanien rauchen fie alle.“ fagte fie.
Frau Elifabeth aber unterfagte dem Knaben das Rauchen. und als er erklärte. er habe fchon oft geraucht und fein Vater wiffe es. bat fie ihn. es ihr zur Liebe zu unterlaffen. fo lange er in ihrem Haufe weile.
..Ich werde es laffen.“ fagte Manuel. und er warf ohne Zögern feinen ganzen Zigarettenvorrat in den Bach,
..Er ift ein kleiner Gentleman.“ fagte die Mutter. und Blanihe fprach es ihr nach. obgleich fie keinen klaren Begriff hatte. was ein Gentleman eigentlich fei. Daß Lux es nicht fei. ftand bei ihr feft,
Der arme Lux] Mit jedem Tage mehr empfand er den fremden Knaben als einen Eindringling. der ihn aus feinem Baradiefe ver-trieben hatte. Blanche teilte zwar kindlich ihr Herz zwifchen ihrem alten und ihrem neuen Freunde. aber er fah nur den Anteil. der Manuel zu-fiel. und er fprach in verächtlichen Ausdrücken von diefem.
Den fchwerften Schlag erhielt fein Stolz. als er hörte. daß Manuel zuhaufe einen Boni] habe und reiten könne. Er weigerte fich. das zu glauben. bis Manuel heftig wurde und es ihm beweifen wollte. wenn er nur ein Vferd hätte.

..So kleine Ponys haben wir hier nicht." fagte Lux.
„Doch" behauptete Blanche. ..Ich habe gefehen. daß der Bauer
einen Ponh hat.“
..Es ift gar kein Pony." ereiferte Lux. ..Das ift nur ein etwas
kleineres Pferd.“
..Das ift einerlei." rief Manuel und wollte fogleich zum Bauern.
..Er will immer alles nicht glauben. was ich fage. Ich bin kein Lügner]
Ich fage immer die Wahrheit." feßte er heftig hinzu und funkelte Lux
mit feinen fchwarzen Augen böfe an. ..Er foll fehen. daß ich reiten kann.
Er foll nicht immer fagen. es ift nicht fo. Ich will es ihm zeigen." Der
Beleidigte wollte fich gar nicht beruhigen.
Da gingen fie zum Bauern und fteckten fich hinter den Knecht und
baten. ob Manuel nicht einmal auf dem Pont) reiten dürfe,
Sie hätten gar keinen Pont). war die Antwort.
..Seht ihr!“ triumphierte Lux.
..Ich meine das kleine rote Pferd." fagte Blanche.
Dem Pferde wäre nicht zu trauen. meinte der Knecht.
..Nicht bös_ l nicht bös“ behauptete Manuel, „Ich habe felbft Pferd.“
Dem Knecht fchien der kleine felbftbewußte Mann Spaß zu machen.
Auch mochte es mit der Bösartigkeit des Pferdes nicht fo arg fein.
Genug. Manuel feßte es durch. daß er feinen Willen bekam.
..Es kennt mich fchon.“ fagte er. als das kleine hübfche Tier fich
ruhig von ihm ftreicheln ließ. Der Knecht führte es auf den Hof und
hob Manuel auf feinen Rücken. ..Loslaffenl" kommandierte der. Und
Blanche und Lux fchrien auch heftig: ..Loslaffenl loslaffenl"
..Aber nur Schritt." fagte der Knecht. der den Kleinen jedoch an-
gefehen haben mochte. daß er nicht zum erften Male auf einem Pferde-
rücken faß.
Blanche ftrahlte den kleinen Reiter ordentlich an mit ihren großen
Augen und ihrem lachenden Geficht. Lux ftand mit rotem Kopf da-
neben und ärgerte fich. daß das Pferd überhaupt von der Stelle ging.
Jetzt fing es fogar gemächlich an zu traben und trug feinen Reiter
zweimal um den ganzen Hofplaß. Manuel feuerte es mit lauten Zu-
rufen an und fchlug ihn beftändig mit den Hacken in die Weichen. bis es
unruhig wurde. Da griff der Knecht nach dem Zügel und gab nicht
nach. er mußte herunter vom Pferd.
Lux fagie kein Wort. und fie gingen faft ftumm nebeneinander heim.
Blanche ärgerte fich über Lux. obgleich fie feine Verftimmung wohl ver-
ftand. Sie hätte fo gern gefehen. daß fie alle drei als gute Freunde zu-
fammen hielten. und nun konnten die Knaben fich nicht miteinander ftel-
len. Und da fie dunkel empfand. daß es ihretwegen war. wurde fie be-
fangen und unficher.
Von diefem Tage an haßte Lux den fremden Knaben.

5. Kapitel.
Dr. Jrmler. der fchon lange eine kleine Studienreife vorbereitet
hatte. packte jeßt feinen Koffer für eine kurze Jtalienfahrt. Länger als
14 Tage gedachte er keineswegs weg zu bleiben. Aber auch während
diefes Zeitraumes wäre es ihm ein drückender Gedanke gewefen. Lux
allein in der Obhut der alten Hausverwalterin zu laffen, Er mußte
fich fagen. daß er bei ihr auf das Befte aufgehoben fei. was ihre Ge-
wiffenhaftigkeit und ihre Zuneigung für den Knaben anbelangte. Allein
fie war alt. manchen Zufällen höherer Jahre bereits ausgefeßt und nicht
mehr immer Herr ihrer phhfifchen Kräfte. Ein zweiter Dienftbote war
auf fo kurze Zeit nicht zu befchaffen und wäre auch wenig nützlicher ge-
wefen. als die Hilfe eines kleinen Schulmädchens. das ftatt deffen der
Alten zur perfönlichen Dienftleiftung beigegeben wurde. Diefes aber
konnte weiter keine Beruhigung bieten. was Luxens Pflege und perfön-
liche Sicherheit anbelangte.
Daß Dr. Jrmler um feinen einzigen Knaben beforgt war. konnte
ihm keiner verdenken. Jhmwar aus einem großen. wenn auch kurzen
Glück nur diefes eine Vfand einer feltenen Liebesgemeinfchaft geblieben.
Dazu kam. daß die beabfichtigte Reife ihn wieder an jenen Ort führen
wiirde. wo er die glücklichften Tage feines Lebens mit der Verftorbenen
zufammen verlebt. wo er fie zum erften Male gefehen und fich fogleich in
fie verliebt hatte. Das war in Venedig gewefen. während einer Ueber-
fahrt nach dem Lido. wo fie auf überfülltem Boot in drangvoller Enge
ihm gegeniiber gefeffen hatte. fo* daß er dem Zauber ihrer blonden
Schönheit. wollend oder nicht wollend. geduldig ftandhalten mußte.
Alles diefes lebte in der Erinnerung wieder auf und machte ihn be-
fonders weich und bewegt und erfchwerte ihm die Trennung von dem
Knaben. Doch die Reife mußte gemacht werden. und fo nahm er kurz
entfchloffen und herzlich dankbar das Anerbieten Frau Elifabeths an.
Lux folange zu fich ins Haus zu nehmen.
Einigermaßen verwundert war er. daß Lux diefen Entfchluß nicht
erfreuter aufnahm. War doeh der Knabe bisher in der Nachbarvilla auf
das Vertrautefte aus- und eingegangen und hing mit einer etwas
fcheuen. aber echten Zuneigung an der ..Tante'*l Und daß es nicht nur
die Tante war. der diefe Anhänglichkeit galt. das war ihm auch nicht
entgangen. Jm Gegenteil. er hatte fich des guten Einvernehmens. das
zwifchen Lux und Blanche herrfchte. aufrichtig gefreut. Hätte die Vor-
bereitung zu der Reife ihn nicht fo fehr in Anfpruch genommen. wäre
ihm die Verftimmung. die zwifchen den Kindern herrfchte. gewiß nicht
entgangen. So aber war fie ihm verborgen geblieben und er nun nicht
wenig erftaunt. ftatt eines jubelnden Einverftändniffes ein bloßes Sich-
fügen bei Lux anzutreffen.
..Freuft du dich nicht?“ fragte er.
..O doch." antwortete der Knabe mehr haftig als freudig.
..Fehlt dir etwas?“

Dr, Jrmler fah beforgt in das etwas blaffe Gefichh das ihm um
einen Grad fchmäler und zarter erfcheinen wollte.
„Du kommft ja bald wieder,“ erwiderte Lux auf die beforgte Frage,
konnte aber einer plößlichen GemütZbewegung nicht Herr werden und
brach in ein heftiges Schluchzen aus.
Beftürzt fchloß der Vater den fehluchzenden Knaben in feine Arme
und tröftete ihn. Die vierzehn Tage wiirden ja fchnell vorübergehen. Die
Schule und die häuslichen Arbeiten würden dafür forgenf daß fie ihm
wie im Fluge verfchwänden. Und bei der Tante hätte er es ja gewiß
gut und hätte die Gefpielen immer um fich und Frau Elifabeth wiirde
es fich gewiß nicht nehmen laffen, ihnen während diefer gemeinfamen
Tage manches kleine Extrabergnügen zu machen.
Lux beruhigte fich dann auch bald wieder, und fein Vater fagte fich,
daß die heftige Gemütserfchütterung bei dem Knaben wohl erklärlich
feif denn eigentlich war es daS erfte Mali daß er fich mit Bewußtfein
von dem Vater trennen follte. Vor vier Jahren, als er ihn gleichfalls
auf ein paar Wochen allein laffen mußte, war er in der Obhut einer
jugendlichen frifchen Tante zurückgeblieben und wußte noch nicht viel
vom Scheidem jetzt war er reifer und folchen Empfindungen fchon zu-
gänglich. So nahm Dr. Jrmler denn die kindlichen Tränen nicht fo
fchwen jai empfand fogar eine nicht geringe väterliche Freude dariiber-
daß der Knabe fo fehr an ihm hing.
Frau Elifabeth tat das ihrer Lux heiter zu ftimmen. „Laß den
Vapa nur reifen/ fagte fie fröhlich, „wir wollen uns fchon ohne ihn
vergnügte Tage machen. Blanche und Manuel freuen fich auch fchon
darauf. Das foll aber hübfch werden.“
Sie freute fich wirklich auf den Knaben. Sie war ihm felbft herz-
lich zugetani dann aber war dies eine Gelegenheitf dem einftigen Retter
ihres Kindes einmal ihre Dankbarkeit durch eine wirkliche Gegenleiftung
zu zeigen. Und ein drittes bewegte fie. Ihren mütterlichen Augen war
nicht entgangenr daß Blanche fich in der leßten Zeit mehr dem neuen
Hausgenoffen zugewandt hatte und ihren alten Spielkameraden ver-
nachläffigte, Es war nicht fo fehr, daß fie Veranlaffung gehabt hätte-
fich hinein zu mengen. Auch war fie klug genug, zu wiffenx daß daS
unter Umftänden mehr fchaden als nüßen konnte. Sie felbft hatte in
ihrer Jugend durch zudringliche Störung fo kindlicher Neigung ihren
erften feelifchen Schmerz erlitten. Ein freundfGaftliches Gefühl von
unbewußter Jnnigkeit war ihr als etwas befonders und eigentlich un-
ziemliches hingeftellt und durch unüberlegte alberne Neckereien aus
einem harmlofen ftillen Glücksgefiihl zu etwas Quälendem und Ve-
fchämendem gemaiht worden.
Deffen hatte fie fich erinnertr als fie als feinfühlende und kluge
Frau die Freundfchaft zwifchen Lux und Blanche weder gefördert noch
gehindert, fondern ihr ihren unfchuldigen Lauf gelaffen hatte.

Ein etwas wachfameres Auge hatte fie auf Manuel gehabt. deffen frühreife Manieren und deffen füdländifehe Lebendigkeit Blanche fehr zu imponieren fchienen. Doch hatte fie hinlänglich Beweife von dem graben und ritterlichen Charakter des kleinen neuen Hausgenoffen. daß fie einen nachteiligen Einfluß auf ihr Töchterchen nicht befürchtete. Dennoch war es ihr* lieb. den Beiden jeßt Lux auf längere Zeit zu engerem Verkehr zugefellen zu können. Lux. obgleich nur um ein Jahr jünger. war doch um mindeftens drei Jahre kindlicher als der kleine Afrikaner. der in einem reichen Haufe aufgewachfen. von unterwürfigen farbigen Dienern früh als Herrenfohn verwöhnt. und in der Zeit feines Varifer Aufenthaltes. fern von der Heimat und den Eltern. früh felbftändig geworden war. Seine Höflichkeit des Handküffens hatte fie zuerft bei einem fo jungen Knaben befremdet. doeh lag fo viel Natürlichkeit und Ritterlichkeit darin. daß fie fich nicht für berechtigt hielt. ihm diefen Handkuß zu verweifen. und ihn lächelnd des Morgens und des Abends duldete. Nur als fie gewahrte. daß er anfing. auch Blanche in diefer Weife zu begrüßen. erhob fie Einfpruch. Solches wäre hierzulande unter Kindern nicht Sitte. die fchüttelten fich herzhaft die Hände. und das wäre auch' ein hübfcher Gruß. Manuel nahm diefe Belehrung mit befcheidenem Lächeln an. und fie fah ihn nie wieder ihrem Töchterchen die Hand küffen. Das er es troßdem oft tat. wenn die Kinder unter fich waren. wußte fie nicht. Und Lux. der es einmal als ungewollter Zeuge gefehen hatte. hütete fich. diefe fchlimmfte Urfache feiner kindlichen Betrübnis zu verraten. Er hätte. fich gefchämt. davon zu fprechen. Aber feinem Herzen tat es weh.

Wohl hundert Mal nahm er fich vor. es dem anderen nachzutun. aber nie brachte er es über fich. und im unfchlüffigen Ueberlegen. küßt du ihr nun die Hand. oder begnügft dich mit einem Händedruck. fiel auch diefer nur fchwach und gleichfam verfuchsweife aus; zum Befremden der wenig nachdenklichen Blanche.

..Was hat er nur? Hab ich ihm etwas getan? Komifcher Junge."

Damit war es fiir fie abgetan. Sie merkte gar nicht. daß Lux ihr gleichgültiger wurde. Manuel machte ihr mehr Spaß.

..Der Lux ift jeßt immer fo langweilig.“ fagte fie.

Troßdem freute fie fich aufrichtig. daß Lux auf ein paar Wochen zu ihnen ins Haus kommen follte.

Zu dritt war es am Ende noch luftiger. Was wollten fie alles aufftellen. Obendrein ftanden die Ferien vor der Tür. und das war immer eine fchöne Zeit. Die Mutter hatte fchon Ausflüge mit ihnen geplant. wie fie fie alljährlich in der großen Sommervakanz unternahmen. Da follten die beiden Jungen aber Augen machenl

Lux war wohl fchon einmal mit gewefen. wenn auch nicht fo gar weit. Aber der Manuel kannte ja noch nichts von der Gegend. An ihn dachte fie am meiften dabei. Wenn fie dann zufammen im Eifenbahnwagen fißen wiirden. natiirlich am Fenfter. und alles flöge fo luftig

fchnell an ihnen vorüber. und fie würde es ihm zeigen: das ift Neudorf
und das ift Birkendorf und das ift Bentheim. und in dem Walde da-
hinten find wir mal mit Papa gewefen. Und wenn fie dann durch die
Heide liefen. oder noch fchöner am Seeftrande. barfuß. und die Wellen
fo kühl und erquickend heranrollen und bis an die Knöchel herauf fchäu-
men. Und das Schanzen aufwerfen und Burgen aufbauen. Und das
Bootfahren.
Ob Manuel wohl Angft vor dem Waffer hätte? Sie hatte es. Nur
ein ganz klein wenig.
Aber Manuel war ja doch über das Meer gekommen. Und die
große Stadt in Afrika. wo er zuhaufe war. lag ja unmittelbar am Meer.
Am Ende würde fie ihn gar nichts Neues zeigen können.
Das betrübte fie etwas. Was war fie doch für ein dummes Mäd-
chen gegen ihn. Aber dafür war er ja auch ein Knabe und war faft zwei
Jahre älter als fie. Jn zwei Jahren würde fie auch noch viel lernen
und fehen und erleben. Doch die Einficht in ihrer Unwiffenheit und der
Kummer. den fie ihr machte. hielten nie lange vor. Später. fpäterl Das
würde alles fchon kommen. wie es kommen follte.
Manuel lebte wie Blanche in den Tag hinein. mit Behagen genoß
er die Freiheit. deren Ende freilich mit dem Schulanfang immer näher
rückte. Doch waren es Wochen. die ihm noch gegönnt waren. Jn-
zwifchen las er leichte. deutfche Bücher. die Frau Elifabeth ihm gab. und
fchrieb jede Woche feinem Vater einen deutfchen Brief. deffen Jnhalt fich
immer ziemlich gleich blieb. Ungelenke. mit dem Ausdruck und mehr
noch mit der Orthographie ringende Briefe. Schnelle Fortfchritte machte
er im Sprechen. Und zwar verdankte er diefe rafchen Erfolge weniger
Frau Elifabeth und den anderen Hausgenoffen. als feiner kleinen Freun-
din Blanche. deren Plappermaul nie lange ftill ftand. und der er fich
mit jenem Eifer widmete. der fchon Frau Elifabeths Wachfamkeit ge-
fchärft hatte.
Er hatte in einem Brief an den Vater eine begeifterte Schilderung
von Blanche gemacht. die der vielbefchäftigte und viel reifende Kaufherr
und Lebemann mit einem flüchtigen Lächeln gelefen haben mochte. Jhm
aber waren fie Ausdruck feines Heiligften. Blanche war für fein un-
geftümes Knabenherz alles. erfeßte ihm Heimat und Elternhaus.
Er hielt ein abgelegtes blaues Haarband und ein altes Schreibheft
von ihr als köftliche Befihtümer verwahrt. Das kleine Heiligenbild
über feinem Bett hörte oft ihren Namen. wenn er fie in fein Gebet ein-
fchloß. oder in Gedanken an fie verloren. halb laut diefen fchönen Namen
ftammelte. in deffen romanifchem Klang ihn Verwandtes grüßte. und in
dem fo viel Reinheit. Jugend und Süße lag.
Blanche]
Er kannte eine halbe Strophe eines franzöfifchen Liedes. in der
diefer Name vorkam. und er wurde nicht müde. fie vor fich hin zu trillern.
..Blanche petite Blanchel"

Auf dem Schulweg trug er ihr die Mappe bis zum kleinen Bahn-
hof. von wo aus fie der Zug in einer Biertelftunde in die Stadt führte.
Sonft hatte Lux es getan. jetzt hatte immer Manuel die Mappe fchon
in der Hand. wenn Lux zu ihnen ftieß. Er ging nicht mit auf den Ber-
ron. fondern verabfchiedete fich fchon vorher. Denn fie trafen auf den
Bahnhof noch einige andere Knaben und Mädchen. die in die Schule
fuhren. und deren Anftarren ihm unangenehm war. War man denn
als Ausländer ein wildes Tier für diefe dummen deutfchen Kinder?
Eine häßliche Unfitte. diefes Angloßen eines Fremden. Das er dunkler
war als fie. fahen fie doch mit einem halben Blick. Und was war denn
fonft an ihn. was ihre Aufmerkfamkeit immer aufs Neue wieder er-
regen konnte? Er wußte ja nicht. daß Blanche es war. die mit ihren
Erzählungen diefe Unart nährte.
Keinem. keinem hätte er ein Wort über Blanche gejagt. Ganz allein
ihm gehörte fie und den Heiligen. deren Schuß er fie mit kindlicher
Frömmigkeit empfahl. Was ging es andere an. was er über Blanche
dachte. was er für fie empfand. Nur ihr felbft es mit taufend kleinen
Aufmerkfamkeiten und Artigkeiten zu zeigen. war er befliffen, Jhre
Mutter hatte ihm den Handkuß unterfagt. Aber was ihm alte Gewohn-
heit war. konnte er nicht fobald laffen und tat es jeßt heimlich und mit
dem Bewußtfein einer verbotenen Huldigung. Diefes war das Einzige.
was er fich vorzuwerfen hatte. Er hätte fonft nie eine Lüge über feine
Lippen gebracht. Jn diefem Falle aber entfchuldigte er fich vor feinem
Herzen.
Blanche! Blanche] Jubelte diefes heiße Knabenherz. wenn fie ihm
entgegenkam. fchlank. fchwebend. ganz Licht in dem Strahlenkranz ihrer
goldenen Haare. und ihn fchon von weitem ihre feine fchlanke Hand mit
den etwas langen Fingern entgegenftreckte.
Blanche!
Und dann follte er diefe Hand wieder fahren laffen. ohne fie zu
küffen? Mochte es nicht Sitte fein in diefem kühlen Lande. und mochte
der blaffe Lux nie die Hand der kleinen Blanche küffen. ihm follte man
es nicht wehren. Und bei der Borftellung. daß auch Lux diefe Hand
küffen könne. zog fich eine feine Falke zwifchen den fchwarzen Augen-
brauen zufammen.
Manuel war denn auch der Einzige. der fich nicht auf Lux freute.
Mochte er doch zum Spielen herüberkommen. Aber daß er nun auch mit
ihm fchlafen und effen follte. gefiel ihm nicht. Und er follte das Zim-
mer mit ihm teilen. Frau Elifabeth hatte es ihm fchon angekündigt.
Freilich nur in Form einer Frage. ob er wohl auf vierzehn Tage mit Lux
teilen wolle. Gewiß wollte er. er durfte doch nicht nein fagen. aber er-
freut war er nicht. Nicht. daß er ihn fürchtete. Aber er würde die
wenigen Stunden. die er bisher mit Blanche allein fein durfte. ftören.
Grund genug. daß er ihn faft haßte.

Aber der Tag rückte heran. an dem Lux überfiedeln follte. Dr.
Jrmler hatte feinen Koffer gepackt und kam nun am Abend vor feiner
Abreife mit Lux herüber. um fich zu verabfchieden und feinen Knaben in
die Hände der verehrten Pflegerin abzuliefern. Man faß nach dem
Tee in der offenen Veranda in angeregtem Gefpräch über Italien und
feine Kunftfchäße. das beiden Gatten nicht fremd war. und die Kinder
durften dabei fein und fich ftill verhalten. Manuel und Blanche wären
lieber noch in den Garten gegangen. aber Lux wollte fich begreiflicher-
weife in der leßten Stunde nicht vom Vater trennen und ftand an deffen
Seite. von feinem Arm umfchlungen.
Manuel dachte an feinen Vater. So zärtlich hatte er ihn nie um-
faßt. Selten. daß er einen Kuß von ihm bekommen hatte. Auch als er
fich zuletzt auf dem Bahnhof von ihm verabfchiedet. hatte er ihm nur
die Hand gegeben und faft gefchäftsmäßig gefchüttelt.
Ein tiefes Heimweh nach Liebe und Mutterarmen packte ihn, Wie
lange hatte er fie entbehren müffen. Seine Mutter. von der er faft nie
fprach. war eine träge. indolente Südländerin. der das Brieffchreiben
eine körperliche und mehr noch geiftige Anftrengung war. und der Vater
ging ganz in feinen Gefchäften auf. Nur Nufhat war es. an die er mit
Zärtlichkeit dachte. Sie allein hatte wohl einmal ihren Arm fo um
feinen Hals gelegt und hatte ihm fanfte Worte gefagt. Die braune
Tochter Arabiens ftand plößlich vor feinen Augen und verdunkelte fogar
die lichte Blanche. fo daß er fich gänzlich fremd und verlaffen in diefem
Kreife vorkam. und mit einem feindlichen Gefühl in feiner Ecke als
ftiller und übelwollender Beobachter fißen blieb.
Lux aber war nicht nur bei feinem Vater Liebkind an diefem Abend.
fondern auch Frau Elifabeth und ihr Gatte waren gefliffentlich freund-
lich und aufmunternd zu ihm. um ihm die Trennung leichter zu machen
und ihm gleich zu zeigen. daß fie es gut mit ihm meinten. und er hier
wohl geborgen fei. Und auch Blanche. dem Beifpiel ihrer Eltern fol-
-gend. war freundlicher gegen Lux. als fonft wohl in der leßten Zeit.
Nachher gab es noch ein paar große. in knabenhafter Scham fchnell
getrocknete Tränen. als Dr. Jrmler Lux den Gute Nacht-Kuß gab und
in fein eigenes Heim hinüberging. während Lux gleich bei der Tante
blieb und dann nachher mit Manuel in ihr gemeinfames Stübchen hin-
aufftieg.
Still kleideten fie fich aus. Jeder war mit feinen Gedanken be-
fchäftigt. und wollte von dem anderen nichts. als unbehelligt gelaffen
werden,
..Soll ich auslöfchen?“ fragte Manuel.
..Ja. bitte.“
Es wurde dunkel in der kleinen Kammer und ftill. nur das feine.
haftige Tiefen zweier Tafchenuhren erfüllte als einziges. leifes Geräufch
den Raum. und ab und an knarrte eine der Bettftellen.

Manuel konnte nicht einfchlafen. Zum erften Mal hatte er fein
Nachtgebet leife hergefagt und den lieben Namen Blanche nicht aus-
gefprochen. Seine Gedanken waren zerftreut. halb drüben in der Hei-
mat und nur zur Hälfte hier. wo er fich zum erften Male fremd und
verlaffen vorkam. Lux fchlief fchon lange. mit ruhigen. leifen Atem-
zügen. als Manuel noch wach lag. das Geficht in die Kiffen drückte und
leidenfchaftlich weinte.

6. Kapitel.

Dr. Jrmler war am anderen Morgen abgereift. Sie hatten ihn
alle an die Bahn gebracht. und die beiden Herren waren zufammen ab-
gefahren. der eine nach Italien. der andere ins Kontor.
Frau Elifabeth kehrte mit den Kindern auf einen längeren Umweg
zurück. Es war zugleich der erfte Ferientag. und Blanche infolgedeffen
in ausgelaffenfter Stimmung.
..Lach doch mall" rief fie und neckte Lux mit einem herzhaften Stoß.
fo daß er taumelte und faft in einen Graben gefallen wäre. Er wurde
rot vor Schreck und auch ein wenig vor Aerger und lachte gezwungen.
Die Mutter verwies ihr fo derbe Späße. Lux wäre noch nicht auf-
gelegt zum Scherzen.
..O doch.“ fagte er. Und um Blanche eine Befchämung zu erfparen.
bezwang er fich und war auch bald von ihrer Luftigkeit angefteckt. Da
wandte Frau Elifabeth fich an Manuel.
..So ernft?“ fragte fie. ..Woran denkft du?“
..Wie fchön das Reifen ift!" fagte er. ..und wie fchön es gewefen
wäre. wenn ich hätte mitfahren können."
..Gefällt es dir nicht mehr bei uns?"
..O doch!"
Sie fah ihn erröten und drang nicht weiter in ihn. Er hat Heim-
weh bekommen. Das wird fich wieder geben.
..Wir wollen recht vergnügt fein in den Ferien.“ fagte fie und was
an ihr lag. tat fie in der Folge dazu. Es kam. wie Blanche es voraus-
gedacht. Sie machten zwei. drei Mal in der Woche kleinere oder größere
Ausflüge in die Umgebung. wobei fie es nicht verfihmähte. mit dem
Ruckfack auf dem Rücken zu marfchieren. den Wanderftab in der Hand.
Frau Elifabeths frifche Stimme wußte immer ein Lied anzugeben.
das den Weg würzte. Manuel konnte natürlich nur zuhören oder ein-
zelne Takte mitteillern. Doch fand fich bei folchem Singen die Ge-
legenheit. auch ihn zum Auskramen feiner kleinen fpanifchen und fran-
zöfifchen Lieder zu bewegen_ Ohne gerade mufikalifch zu fein. befaß er
doch ein gutes Gedächtnis für volkstümliche Weifen. Selbft ein ara-
bifches Liedchen konnte er zum Beften geben. Es war ein ländliches
Liedchen. deffen Text auch ihm vielleicht nur leere Worte blieben. aber er
fang mit einer folchen Ergriffenheit und mit einem zitternden Heim-

weh. daß Frau Elifabeth ein gerührtes Lächeln nicht unterdrücken
konnte. und Blanche und Lux ihn ganz verwundert anftarrten. fo daß
er tief errötete und mit einem gewinnenden Lächeln der Verlegenheit
fagte: „Ich kann nicht fingen."
Frau Elifabeth hatte eine feine erzieherifche Art. jedem eine
kleine Pflicht zu erteilen. Der Eine mußte den Vroviant tragen. der
Andere den Ouartiermacher fpielen. der Dritte in ein Wanderbüchlein
einfchreiben. was ihnen des Aufzeichnens wert erfchien. Sie felbft be-
hielt fich die Führung und die Kaffe ver.
So wußte fie ein gemeinfames Band zu fchlingen. das wieder fefter
verknüpfte. was fich fchon leife zu lockern drohte.
Manuel vergaß fein Heimweh. und Lux empfand die Trennung vom
Vater bald nicht mehr als Leid. fondern als eine ganz fröhliche Ab-
wechfelung, Dazu trugen die häufigen Briefe und Karten Dr, Jrmlers
vieles bei. Faft von jeder Station kam ein kurzer. an Lux adreffierter
Kartengruß. und längere. ausführliche Briefe an Frau Elifabeth hielten
die Zurückgebliebenen mit dem Reifenden in fteter Verbindung. Die
Briefe des Doktors. der vom fchönften Wetter begünftigt dem Lande der
Sonne und Schönheit zueilte. atmeten Heiterkeit und Lebensfreude und
ein neuerlicher Brief verfprach dem Sohne und den Freunden allerlei
Erfreuliches und Ergößliches mit heim zu bringen.
So war denn Lux im freien Genuß der Gegenwart und ftiller Hoff-
nung auf die Zukunft in einem im ganzen glücklichen Zuftand. zumal
Blanche. nicht mehr unter dem überwiegenden Einfluß Manuels. fich
ihm wieder mehr zuwandte und das alte Verhältnis zwifchen ihnen
wiederherftellte. Das war wieder die Urfache, daß Manuel. deffen Eifer-
fucht diefe Wandlung wohl bemerkte, der Vergangenheit und feinem
Heimweh wieder kräftig entzogen wurde und fich wieder leidenfchaftlich
dem Tage zuwandte. Ein ftilles Ringen begann jeßt unter den beiden
Knaben um die Gunft des Mädchens. das fortfuhr. fie gleichmäßig zu
verteilen.
Lux war fchon zufrieden. wenn er nicht hinter Manuel zurückzuftehen
brauchte. Der war nun einmal da und ein Anteil von Blanches Freund-
fchaft war ihm nicht zu verweigern. Nur wachte Lux eiferfiichtig dar-
über, daß ehrlich geteilt wurde. Anders Manuel. der anfpruchsvoller
am liebften die kleine Freundin fiir fich allein gehabt hätte. und die alte
Eiferfucht und den alten Groll auf Lux wieder aufkeimen fühlte. Und
fonderbarer Weife kam er. ohne das Blanche es wollte. nur durch eigene
Schuld. wenn auch unbewußt, ein wenig ins Hintertreffen. Wetteiferten
fie auf den Ausflügen. fich durch kleine Gefälligkeiten und knabenhafte
Galanterien beliebt zu machen. fo kam Lux ihm oft zuvorf weil es nicht
in Manuels Natur lag. über Blanche Frau Elifabeth zu vernachläffigen.
Schon als der ältere fühlte er fich verpflichtet, ihr Nitterdienfte zu leiften.
während der jüngere Lux an dergleichen Artigkeiten nicht dachte und
nur für Blanche da war.

Da fchlug denn jenem oft das Herz. wenn er neben Frau Elifabeth
hergehend. ihren Mantel tragend- oder fich ihrer Unterhaltung widmend.
Lux und Blanche fröhlich vorauf fpringen fah. auch wohl einmal wieder,
wie in friiheren Tagen. Hand in Hand.
Frau Elifabeth ließ das Betragen des ritterlichen Knaben nicht
ohne Anerkennung, indem fie ihn ihrem Töchterchen als Beifpiel hin-
ftellte. wozu die unbekümmerte Blanche reichlich Gelegenheit gab.
„Du könnteft dich deiner Mutter auch einmal gefällig erweifen.“
fagte fie.
,.Mutti. was foll ich denn tun?", rief Blanche ftiirmifch. die Arme
fchmeichelnd um ihren Hals legend. Aber dabei blieb es denn auch,
Manuel aber war ftolz auf Frau Elifabeths Lob- um deffenwillen er
die Qualen der Eiferfucht heroifch weiter ertrng.
Anders aber zuhaufe. bei den Spielen im Garten, wo die Kinder
unter fich waren. Da trachtete er. das Verfäumte nachzuholen. forderte
fein oorenthaltenes Teil mit Zinfen ein. Blanche. ganz nach Luft und
Laune handelndx keinen eigentlich bedorzugend. fühlte fich dann manch-
mal von feinem heftigen Wefen befremdet. und zog fich ein wenig zu-
rück, ohne zu ahnen. wie weh fie ihm tat und wie fehr fie ihn reizte.
Ihr Name erfchien fchon lange wieder in feinen Gebeten. um fo
leidenfchaftlichen je mehr er gezwungen war. ihn nur in Gedanken aus-
zufprechen. des Schlafkameraden wegen. Jah in feinen Träumen be-
fchäftigte ihn Blanche! und ftammelte er halb laut ihren Namen.
Und eines Nachts. als ein Traum ihn gequält der ihn Blanche
Hand in Hand mit Lux Blumen pflücken zeigte- während er abfeits ftand
und nicht zu ihnen konnte. faß er, erwacht. aufrecht im Bett und ftarrte
voll Zorn. Haß und Kummer durch das Dunkel auf Lux. der ruhig in
feinen Kiffen lag. Manuels Fäufte ballten fich. und feine Zähne preßten
fich wild aufeinander. Hätte Lux Licht gemacht. er hätte fich vor diefem
Gefieht entfeßt. das durchaus nicht mehr kindlich ausfah. fondern mit
dem Ausdruck einer faft männlichen Energie heißen Haß und tief- _
fchneidendes Weh verband.
Lux wachte freilich, und auch feine Gedanken befchäftigten fich mit
Manuel. Er fah ihn auch. wenn auch nur undeutlich. aufrecht im Bett
fißen. wenn der Vorhang. hinter dem das Fenfter offen ftand, von einem
ftärker-en Luftzug getroffen fich leife hin und her bewegte und das Dun-
kel ein wenig aufhellte. Auch fuchte Lux nach einem Wort. ihn an-
zureden. aber er fand keines. Denn was ihn zu reden trieb, befchäftigte
auch wieder fo fehr feine Gedanken. daß er damit nicht fertig wurde.
Manuel hatte im Schlaf laut und leidenfchaftlich Blanches Namen
gerufen.
„Blanchel Blanche!“
Zweimal hatte der geliebte Name mit einem wehen Laut durch das
Dunkel und durch die Stille gezittert, Etwas Fremdes. nicht Gekann-tes
klang dem erfchreckten Lux daraus entgegen.

..Blanchel Blanche!"
..Was haft du? Was ift dir?". wollte Lux rufen. aber etwas lähmte
feine Zunge. benahm ihm den Atem. Faft unheimlich klang diefes zwei-
malige Rufen,
Und jeßt wurde wieder Manuels Stimme laut.
..Luxl - Lux] - fchläfft du?“
..Nein. was willft du?“
Manuel gab keine Antwort.
..Willft du was?" fragte Lux noch einmal dringlicher.
"IJ-a.“
Und dann rang fich jedes Wort langfam und leife. aber leidenfchaft-
lich von den zuckenden Knabenlippen.
..Jch liebe Blanche. Sie foll nicht immer nur mit dir freundlich
fein. Jch halte das nicht aus, Jch will es nicht."
Jm Dunkel der Nacht faß der Knabe aufrecht in feinem Bett und
ftammelte diefes Bekenntnis. und es war Lux. dem er es vorftammelte.
Lux. dem er es am Tage am wenigften von allen Menfchen anvertraut
hätte. Aber er mußte fein übervolles Gemüt entladen. war froh. daß er
Lux nicht dabei fah. fprach wie zu einem Fremden. fühlte. wie bei jedem
Wort die Tränen höher in ihm aufftiegen und zitterte am ganzen Leibe
vor Erregung.
Eine lange Stille folgte Manuels Worten. während nur fein unter-
drücktes Schluchzen zu vernehmen war.
Jch liebe Blanche! Lux hätte nie für fein Empfinden für Blanche
diefen Ausdruck gefunden. Er war aufs Neue erfchreckt. beängftigt. von
etwas Fremdem verwirrt.
..Blanche ift doch auch gegen dich freundlich.“ fagte er. Er konnte
Manuels Weinen nicht länger hören und hätte ihn gern getröftet.
..Wir kennen uns doch auch fchon viel länger. Blanche und ich.“ fuhr
er fort. ..Deswegen ift fie doch nicht weniger freundlich mit dir. -
Laß doch das Weinen. - Jch will es ihr fagen. daß fie freundlicher mit
dir fein folll"
..Neinl" rief Manuel. fchrie es faft. ..Das du es ihr nicht fagft. Jch
glaube. ich könnte dich töten. wenn du es tuf
..Dummes Zeug!“ brummte Lux. der folche Leidenfchaft nicht
verftand und fich ärgerlich auf die andere Seite legte.
..Luxl du] Lux!“
..Was denn?"
..Daß du es ihr nicht fagftl“
..Mir ift es gleich. Du kannft es ihr ja felbft fagen. Aber jeßt
möchte ich gern fchlafen."
Seine Müdigkeit überwog wirklich feine Teilnahme für Manuel
und auch für Blanche. Es dauerte nicht lange. da fchwebten wieder feine
leifen. feinen Atemzüge durch das Zimmer.

Manuel aber lag noch lange wach und betete zum ungezählten Male
zur Mutter Gottes. fie möchte ihm das Herz der kleinen Blanche zu-
wenden.
Die Folge diefes nächtlichen Zwiegefpräches war eine weitere Ent-
fremdung zwifchen den Knaben. Lux betrachtete Manuel jetzt mit ganz
anderen Augen. Er fühlte etwas wie Neid. So viel er von Blanche
hielt. feinen Schlaf hatte fie ihm noch nie geftört, Und nun gar diefe
Tränen. diefer leidenfchaftliche Ausbruch Manuels in der Nacht. Er
fchämte fich und fchalt fich. daß er nicht auch fo empfand. Manuel war
freilich auch fchon älter als er und in vielem reifer. Lux empfand das
wohl und war ehrlich genug. es anzuerkennen. Er bekam einen gewiffen
Refpekt vor ihm. was ihm wieder läftig war. Und zugleich erwachten
Gedanken in ihm. die bisher gefchlummert hatten.
..Jch liebe Blanche auch.“ fagte er fich. ..Er foll nicht glauben. daß
er es allein ift." Und er wurde mißtrauifch und beobachtete die Beiden.
Manuel haßte Lux nur umfomehr. als er ihn fürchtete und fich
ärgerte. daß er fich ihm in jener Nacht in feiner Seelennacktheit gezeigt
hatte. Er fchämte fich vor ihm und fuchte feinem Blick auszuweichen.
wurde argwöhnifch und belauerte Blanche. ob fie wohl etwas wiffe. Ganz
im tiefften Jnnern war dabei der heimliche Wunfch rege. fie möchte es
wiffen. Er hätte Lux nicht mehr getötet deshalb.
..Du haft doch nichts gefagt?“ fragte er ihn zwei Tage fpäter und
zwang fich zu einem Ton freundlicher Vertraulichkeit.
..Was denn?“ fragte Lux mit verftellter Gleichgültigkeit.
Manuel ärgerte fich.
..Das weißt du recht gut.“
..Aih das.“
Der Ton war womöglich noch gleichgültiger.
..Jch will es aber wiffenl"
Manuel wurde heftig.
..Frage fie doch felbft." gab Lux zur Antwort.
Zornig ging Manuel weg.
An diefem Tage kam ein Brief Dr. Jrmlers. indem er eine Ver-
längerung feiner Reife um höchftens acht Tage ankündigte und hoffte.
daß Lux den Freunden nicht läftig werden würde. Die Beranlaffung
zu diefem Schreiben aber war diefe:
Er ift in Rom. kommt abends fpät aus einer kleinen Gefellfchaft.
hört in einer einfamen menfchenleeren Straße plößlich einen Schrei ganz
in feiner Nähe und fteht im nächften Augenblick vor einem entfeelten
Körper. der quer über den Bürgerfteig liegt. Ein Schatten fliegt über
die Straße. ein geifterblaffes Geficht wendet fich noch einmal um. und er
meint im erften Augenblicke nichts als zwei große fchwarze. weit auf-
geriffene Augen in diefem Geficht zu erkennen. Aber fchon nahen
Schritte. er wird bei der Leiche gefehen. verdächtigt. und muß mit auf
die Wache. Hier gelingt es ihm bald. feine Unf>juld glaubhaft zu

?SQ

A e l b ert C u h p
Heimtrieb der Herde
,ag >-

z
lo

machen. Indeffen kann man ihn ni>)t ganz freigeben, da er den Mör-
der gefehen haben will und eine ungefähre Befehreibung von ihm zu
liefern imftande ift. Des einzigen Zeugen muß man fich verfichern. zu-
mal feine Angaben viel Wahrfcheinlichkeit für fich haben. Seine Be-
fchreibung paßt auf einen jungen Burfchen. den man mit dem Getöteten
befreundet weiß. und von dem es bekannt ift. daß er fich mit jenem
gleichzeitig um ein hübfches und braves Bürgermädchen bewarb.

Vor die Frage geftellt. glaubt Dr. Jrmler fich noch anderer Merk-
zeichen entfinnen zu können, als nur der dunklen Augen. Und alles
zeigt auf jenen Freund hin. Diefer wird gefunden, feftgenommen und
dem Zeugen gegenübergeftellt. der ihn zu erkennen glaubt. Ein an-
fängliches Leugnen zieht die Sache hinf aber der Unglückliche entfchließt
fich zuleßt zu einem Geftändnis. Und wirklich ift die unfelige Eiferfuaft
" das Motiv feiner Tat.

Diefe Begebenheit hatte Dr. Jrmler mehrere Tage gekoftet. während
welcher er nicht fähig war. feinen Studien geregelten Fortgang zu
geben. So war noch manches nachzuholen und eine Verlängerung feiner
Abwefenheit um die angegebene Zeit erwünfcht.

Er möchte fich nicht beeilen und fich nicht forgen. fchrieb Frau Eli-
fabethcbzurück. Lux wäre gut aufgehoben. und fie hätten ihn alle gern
bei fi .

„Daß diefes hitzköpfige Volk doch immer gleich zum Meffer greifen
muß!“ fagte Frau Elifabeths Gatte beim Tee. als er von dem Inhalt
des Briefes erfuhr. „Und wenn es dann noch wenigftens zum ehrlichen
Zweikampf fchreitet. Aber ein feiger Meuchelmord aus folchem Beweg-
grunde. noch dazu an einen Freund. will einem fchier unverftändlich
fein.“

„Es ift fchrecklich," fagte Frau Elifabeth. „wie die Leidenfchaft alles
verdunkelt, alle Begriffe bon gut und böfe auslöfcht und den Menfchen
zum blinden Werkzeug feiner Triebe macht, Ich erinnere mich eines
ähnlichen Falles aus meiner Heimat. wo ein fonft liebenswürdiges
Schwefternpaar fich um einen jungen Mann heftig entzweite. Beide
getäufcht. fuchten fie ftatt Troft in der Verföhnung Troft im Tode. Man
fand beide Leichen am blühenden Sommerrain des kleinen Fluffes. von
den mitleidigen Wellen fanft nebeneinander hingebettet.“

So erzählte Frau Elifabeth in tiefer Ergriffenheit. Den Kindern
enthielt fie diefen Teil des Briefes vor. Es fchien ihr nicht ratfam. die
jungen Seelen fchon mit folchen Dingen zu befchweren; fie würden früh
genug die Tragik des Lebens kennen oder doch wenigftens ahnen lernen.
Sie fagte ihnen nur. daß Dr. Jrmlers Studien feine Anwefenheit in
Rom noch für einige Tage verlange.

Lux felbft war wohl zufrieden. Die Tage gingen abwechfelungs-
reich hin. und die leichten Schatten. die die Verftimmung zwifchen ihm
und Manuel auf ihre Freuden warff bedrückten ihm nicht allzufehr.

Manuel jedoch war keineswegs erfreut über Luxens verlängerten
Aufenthalt. Acht Tage noch] Wäre doch die Zeit bald uml
Blanche aber rief einfach: ..Wie fchönl" obgleich es ihr keinen gro-
ßen Kummer gemacht hätte. Lux fchon jetzt an feinen Vater zurück-
zugeben.
Nun mußte es gefchehen. daß Frau Elifabeth um diefe Zeit von
heftigen Kopffchmerzen anhaltend geplagt wurde. fo daß fie fich den Kin-
dern nicht fo viel wie fonft widmen konnte und fie fich meift felbft iiber-
laffen mußte. Sie tat das um fo ruhiger. als es ihr bisher erfchienen
war. daß fie in guter Kameradfchaft miteinander verkehrten.
Aus diefer Ruhe follte fie eines Tages aufgeftärt werden. Die
Spannung zwifchen den beiden Knaben hatte fich wie ein böfes Gefchwiir
weiter gefreffen und brach nun unerwartet auf.

7. Kapitel.

Blanches Geburtstag follte. wie alljährlich. feftlich gefeiert werden.
Ja. man plante diesmal etwas ganz Befonderes. Das beftändige fchöne
Wetter ließ das Gelingen eines kleinen Gartenfeftes erhoffen. Ketten
von Lampions follten gezogen und eine italienifche Nacht unter nor-
difchem Himmel hergezaubert werden. Wochenlang hatte man fich fchon
darauf gefreut. und diefe gemeinfame Vorfreude war immer wieder das
Band gewefen. auseinander Strebendes zufammen zu halten.
Nun war der feftliche Tag da. und alles ftand in Erwartung eines
befonderen Freudentages früher auf als fonft. Schon am Morgen kam
eine Kaufine Blanches. während die anderen kleinen Gäfte fich erft am
Nachmittag einfanden. Es war ihrer ein großer Kreis geladen worden.
auch Knaben. damit es den Mädchen nicht an Tänzern fehle. Alle klei-
nen Freundinnen kamen in weißen Kleidern mit bunten Schleifen und
Schärpen und brachten Blumen und Schokolade und kleine Gefchenke
mit. Alle gaben fie Frau Elifabeth mit einem zierlichen Knicks die
Hand und fchauten fich dann mit großen Augen im Kreife um. Die
Knaben traten felbfibewußt auf. und konnten doch eine lächerliche Ver-
legenheit und Unbeholfenheit nicht verbergen; fie waren in der Minder-
zahl und hätten offenbar lieber unter fich Pferd oder Räuber und Soldat
gefpielt. als fich hier fittfam und kavaliermäßig zu betragen. Sie hielten
fich zu Lux und Manuel und ftaunten diefen ebenfo an. wie es die klei-
nen Mädchen taten,
..Wie braun er ift.“ flüfterten fie untereinander.
..Er kommt nachher in unfere Schule.“
..Aber klein ift er nur.“
..Jft er nett?“. fragten fie Lux leife und Lux fagte: ..Sehr nett.“
Daß er ziemlich gut deutfch fprach. merkten fie bald. und ebenfo.
daß er ihnen allen an Sicherheit des Betragens überlegen war. Lux
war einer von ihnen. aber Manuel war etwas befonderes.

Manuel merkte wohl. daß er Eindruck machte. und fühlte fich ge-
fchmeichelt. denn er dachte an Blanche dabei. Jhr wollte er gefallen.
Blanche aber war anfangs noch viel zu fehr mit fich felbft befchäftigt.
Sie war nicht ohne mädchenhafte Eitelkeit und wollte in ihrem neuen
Geburtstagskleide auch gefallen. Sie fah in der Tat reizend aus. Jhre
zarte. fonnige Elfenfchönheit war vom Glanz heiterer Freude umftrahlt,
Dazu kam das Bewußtfein. .Hauptperfon zu fein. und die Ueberlegen-
heit der kleinen Wirtin. die fich bei fich zuhaufe fühlt und glücklich ift.
ihren Gäften etwas bieten zu können,
Es war ein liebliches Bild. die vielen hellen Kindergeftalten mit
den farbigen Bändern fich im Garten tummeln zu fehen. Die Blumen
auf den Beeten jedoch. vor allem die in vollem Flor ftehenden Rofen.
fcheuten folche Nachbarfchaft nicht. fondern behaupteten fich in fchönfter
Pracht. Auch die kleinen bunten Papierlaternen. die ganz regungslos
in der ftillen Luft hingen und fich auf den Abend zu freuen fchienen. wo
fie ihr Licht leuchten laffen follten. kamen fchon jeßt in ihrem bunten
Farbenfchmuck zu hohen Ehren. Wenn fie erft brennen würden. das
mußte fchön fein. Doch damit follte es noch ein wenig Zeit haben. Es
waren lange. helle Abende. und die Jllumination war als Abfchluß des
Feftes gedacht.
Allerlei Spiele vertrieben indeffen die Zeit. Man fpielte Hafchen.
von Baum zu Baum und Topf fchlagen. Wie gerufen fanden fich ein
Paar Straßenmufikanten vor dem .Haufe ein. Man holte fie herein und
improvifiert'e auf kurz gefchorener Rafenfläche ein luftiges Tänzchen zu
keineswegs wohlklingender Mufik. Aber wer tanzen will. dem ift leicht
,geblafen. und namentlich die Klarinette gab fich alle Mühe. ihre Sache
gut zu machen und fich der Ehre würdig zu zeigen. fich hier im herrfchaft-
lichen Kreife produzieren zu dürfen.
Als fich die Leute nach drei Tänzen wieder verabfchieden wollten.
wollte man fie nicht weglaffen. Noch einmall noch einmal! Die kleinen
Tänzer waren unerfättlich.
Da befprach fich Frau Elifabeth mit den Mufikanten. daß fie für
eine hinreichende Entfchädigung noch ein halbes Ständchen bleiben und
fich zum Schluß an die Spiße einer Polonaife ftellen möchte. die fich
rnit brennenden Papierlaternen unter den leuchtenden Lampion-
gewinden durch den Garten bewegen follte. Als fie einwilligten. ent-
ftand allgemeiner Jubel. und man war einig. ein fo fchönes Feft noch
nicht gefeiert zu haben.
Nun waren die anderen Knaben faft alle fchlechte Tänzer. Auch Lux
ftand hierin hinter Manuel zurück. Diefer war der Einzige. der eigent-
lich tanzen konnte. während die Kunft der anderen niäjt viel mehr als
ein munteres .Hüpfen war. Das genügte ja nun für diefe kleine Gefell-
fchaft vollkommen. Aber die Dämchen waren doch froh. wenn der be-
wunderte Spanier ihnen feine Aufmerkfamkeit fchenkte. Die fchien nun
freilich einzig dem Geburtstagskind zu gelten. Schon längft hatte Lux

das mißliebig bemerkt. Gerade den anderen gegenüber ärgerte es ihn.
Was mußten fie denken. Und dabei fchlugen feine Berfuche. Manuel
aus dem Sattel zu heben. alle fehl. Blanche fchieu nur für diefen da zu
fein oder war zu fchwach oder zu ungewandt. fich feinem Einfluß zu ent-
ziehen. '
Das nächtliche Geftändnis Manuels hatte ja Lux die Augen geöffnet
und feinen eigenen Gefühlen für Blanche die Unbefangenheit geraubt.
Er hatte fie auch lieb. Manuel follte fie nicht für fich allein haben.
Und wie hübfch war Blanche heute, So war fie ihm noch nie er-
fchienen. Er hätte fie bei der Hand nehmen mögen wie früher: komm
Blanche. wir wollen allein fpielen. Alle die anderen Mädchen beachtete
er nicht. Da war eine Größere mit ftillen klugen Augen. die immer
Lux fuchten. Aber er merkte es nicht und fandte feine Blicke nach
Blanche aus.
Mit einem Male war Blanche verfchwunden. Wo war fie? Und jeßt
fehlte auch Manuel.
Vergeblich fah er fich nach den Beiden um. Die Gefellfchaft war
groß genug. daß fie fich ungefehen hatten entfernen können. Lux wollte
Gewißheit haben und fuchte den ganzen Garten ab. Schon gab er die
Hoffnung auf. fie zu finden. als fein Fuß ftockte.
Waren das nicht Stimmen?
Aus dem Nußgebüfch am Bach?
Ein Flüftern?
..Blanche füße. liebe Blanche!“
Ein Griff. und Lux riß die Sträucher auseinander.
Da faßen fie auf der niedrigen Rafenbank. und die glühende Blanche
empfing die erften. ftürmifchen Küffe des wilden. leidenfchaftlichen
Knaben.
Mit einem Schrei fchreckte Lux die Selbftvergeffenen auf. ftürzte
fich auf fie und riß Manuel weg. ftieß den Erfchrockenen. daß er taumelte
und zu Boden ftiirzte. -
..Luxl Lux!" rief Blanche angftvoll.
Manuel war wie eine Katze wieder aufgefprungen. und mit zorn-
funkelnden Augen ftanden fich die beiden Knaben gegeniiber.
..Das fag ich nach.“ keuchte Lux. atemlos vor Aufregung.
U Ein Blick grenzenlofer Verachtung traf ihn aus Manuels fchwarzen
ugen.
..Wage das nicht!“
..Alles. alles fage ich nach." zifchte Lux.
Wie ein wildes Tier fchäumte Manuel auf.
..Manuell Lux! Manuell"
' Bergeblich verfuchte Blanche fich zwifchen fie zu werfen. Der Augen-
blick wa-r jekt da. wo diefe beiden Knaben. in deren Seelen fich langfam
der Haß angefammelt hatte. aneinander geraten mußten. Wie zwei

Panther fielen fie fich an. packten fich und rangen miteinander. nur von
dem einen Trieb befeelt. den andern unter fich zu bringen.
Es war Zufall. daß Manuel unterlag. Er ftolperte und rutfchte
aus. fiel auf den Rücken und riß Lux über fich.
Mit weit aufgeriffenen Augen. zitternd. keines Wortes mächtig.
ftarrte Blanche auf die kämpfenden Knaben. fchrie nicht auf. als Manuel
fiel. ftarrte nur in zitterndem Schweigen auf den Kampf. Selbft der
Gedanke. es ift deinetwegen. verblaßte.
Wenn fie fich nur nicht weh tunl
Diefe fürchterlichen Knaben.
Wie wild fie immer gleich find.
. Sie kennt Lux kaum wieder. Wie verrückt hämmert er auf Manuel
los. Sie kann es nicht mehr mit anfehen und ftürzt hinaus,
Da folgt ihr ein kurzer Schrei!
Lux taumelt ihr nach.'die Hand auf die Bruft.
..Blanchel"
Es klingt röckelnd. aus tieffter Angft heraus. Totenblaß fieht Lux
aus. taumelt hinter fich. dreht fich um. greift in die Luft und fällt mit
einem dumpfen Auffchlag zu Boden.
Blut!
Es rinnt über feine Blufe. ein feiner. roter Streifen.
Da kreifcht fie laut auf und ftürzt weg. und ihr Kreifchen fchreckt
die Tanzenden auf und macht die Mufik verftummen.
Hinter ihr teilt fich das Gefträuoh. und Manuel. das Meffer noch
in der krampfhaft geballten Fauft. fteht ftarr vor Lux. Aller Haß. aller
Zorn ift aus den fchwarzen Augen verfchwunden. entfeßt. mit leeren
Blicken fehen fie wie auf etwas Rätfelhaftes.
So findet man die beiden Knaben. Die Mufikanten. der ganze
Kinderfchwarm. alles drängt fich herzu.
Lux atmet noch. Sein Geficht ift fchneeweiß und die gefchloffenen
Lippen zucken.
Einer der Mufikanten. der Fagottbläfer. ein großer Menfch mit
einem roten Geficht. nimmt ihn auf die Arme und trägt ihn ins Haus.
Frau Elifabeth. mit dem willenlofen Manuel an der Hand. folgt.
Sie fchickt die kleinen Gäfte nach Haufe. und das fchöne Feft findet ein
jähes fchreckliches Ende.
Kein Wort ift aus Manuel herauszukriegen. fo fehr auch Frau Eli-
fabeth in ihn dringt. Aber er wirft fich ihr zu Füßen und bleibt unter
heftigem Schluchzen liegen. bis man ihn gerührt. erfchüttert. aufhebt
und auf fein Bett legt.
Als der Vater vom Kontor nachhaufe kam. hatte Blanche bereits
alles gebeichtet. unter ftrömenden Tränen. Die Gatten verharrten erft
in dumpfem Schweigen gegeneinander. Wie follten fie fich über
das unfelige Gefchehnis auslaffen, Eft nach und nach öffneten
fich ihre Gedanken. Sie gedachten jenes römifchen Briefes

als einer Warnung. die fie nicht verftanden hatten. und machten fich
Vorwürfe. Hätte nicht ein folches Beifpiel. wohin ungebändigte Leiden-
fchaft führt. auf Manuel Eindruck machen und das Schreckliche verhüten
können?
Eine Depefche eilte nach Rom. und fchon am dritten Tage faß Dr.
Jrmler gebrochen am Bett feines fiebernden Knaben. Man hatte Lux
noch nicht umbetten können. eben des Fiebers wegen. Doch gab der Arzt
Hoffnung. daß es fich in den nächften Tagen ermöglichen ließe. Direkte
Lebensgefahr war nicht vorhanden. aber der Kranke bedurfte der forg-
famften Pflege und äußerften Schonung. Der linke Lungenflügel war
durch den Stich der kurzen Tafchenmefferklinge verlegt worden. Die
Heilung war ficher. wenn fie in Ruhe. ohne Störung vor fich gehen
konnte.
Dr. Jrmler. fo dicht vor den Verluft feines einzigen Glückes ge-
ftellt. wollte doch die Selbftanklagen der Freunde nicht gelten laffen und
war weit davon entfernt. ihnen irgend einen Vorwurf zu machen. Wie
.hätten fie ein folches Unglück verhüten wollen? Was hätte fie bei der
großen Jugend der Kinder auf die rechte Spur fiihren fallen. auf den
Gedanken. daß fich hier in diefen jungen Seelen eine Tragödie vor-
bereite?
Manuel war freilich als leidenfchaftliches Kind bekannt. aber doch
auch als ein edelveranlagter Charakter wiederholt erprobt worden. Sein
tiefer Schmerz jeßt. fein völliges Zufammenbrechen entwappnete jeden
Zorn und rührte die Herzen. Man empfand tiefes Mitleid mit ihm
und verfchonte den Beklagenswerten mit unnüßen Vorwürfen.
Frau Elifabeth hatte ihn auf feinem Zimmer aufgefucht. nachdem
fie von Blanche gehört. wie alles gekommen. Er lag mit dem Kopf auf
dem Tifch und wagte nicht aufzufehen. Sie trat an ihn heran. legte
ihre Hand leife auf feinen dunklen Kopf und fagte ernft. doch ohne Vor-
wnrf:
..Jch weiß nun alles. Manuel. Wir wollen Gott danken. daß es
nicht fchlimmer ausgelaufen ift.“
Er taftete nach ihren Händen. überftrömte' fie mit Tränen und be-
,deckte fie wieder und wieder mit Küffen. Sie ließ es ruhig gefchehen.
Es würde ihm gut tun. Endlich entzog fie fich ihm leife.
..Faffe dich nun. mein Junge.“ fagte fie faft zärtlich. ..Wir haben
dir alles verziehen. Du wirft zu deinem Vater zurück müffen. und alles.
*was gewefen. wird wieder gut werden, Und nun gib mir die Hand und
verfprich mir. daß du immer dein Herz und deine Hand hüten willft."
Er gab ihr leidenfchaftlich die Hand und wollte fi>) wieder über die
ihre neigen. doch fie faßte ihm mit der Linken unters Kinn. hob fein
*Geficht ein wenig zu fich empor und küßte ihn mütterlich auf die Stirne.
Als fie die Tür hinter fich gefchloffen hatte. hörte fie ihn wieder
laut auffchluchzen. Sie glaubte diefe Knabenfeele zu verftehen. Manuels
Tränen galten ebenfo fehr Blanche. von der er fich jetzt trennen follte. als

Lux und der Reue. Nur der Gedanke an die Möglichkeit eines fchreck-
lichen Ausganges hielt fie ab. verftehend zu lächeln. Das erfte heiße
Feuer in einer erwachenden Kinderfeele. Helle hohe Flammen. als
wollten fie die Welt in Brand ftecken. und dann ein ebenfo jähes Er-
löfchen wie Aufflackern.
Um Blanche und Lux war fie ein wenig in Sorge. welchen Einfluß
diefes Erlebnis auf ihre jungen Seelen haben würde. Auch dachte fie
darüber nach. wie weit fie Blanche Vorwürfe zu machen hätte. Jedes
Wort zu viel könnte fchaden ftatt nüßen. Blanche war doch noch ein
ganzes Kind. harmlos. wenig feft. und leicht zu beftimmen. Sie wußte
fchon die Antwort voraus. die Blanche gab. als fie fie fragte. wie fie
dazu gekommen wäre. ihre Gäfte einfach zu verlaffen und mit Manuel
zu gehen.
..Er wollte es ja durchaus."
..Und du weißt nicht. daß fich das 'nicht fchickt? Wäret ihr bei den
anderen geblieben. wäre alles nicht gefchehen. Das war fehr unrecht
von dir. Du fiehft. was aus folchen Kindereien für ein Unglück ent-
ftehen kann.“
Frau Elifabeth hielt es *für das richtigfte. Blanche gegenüber diefen
Ausdruck zu gebrauchen. Kindereien, Blanche freilich war wenig ge-
neigt. es als Kindereien zu nehmen. Sie kam fich fogar fehr wichtig
vor, Schade. daß noch Ferien waren. Am liebften wäre fie morgen in
die Schule gegangen. um zu hören. was die Freundinnen fagten.
Natürlich tat Lux ihr furchtbar leid. Und wie traurig Dr. Jrmler
ausfah. Aber Lux würde ja nicht fterben. Sie wußte. was der Arzt
gefagt hatte. Und fie wollte auch jeden Abend beten. daß der liebe Gott
Lux doch wieder gefund werden ließe.
Am meiften waren ihre Gedanken natürlich bei Manuel. Manuel
kam nicht von feinem Zimmer. und fie fah und hörte nichts von ihm. Sie
wollte die Mutter nach ihm fragen. wagte es aber dann doch nicht. So
fpionierte fie herum. ob fie nicht irgendwo etwas von ihm erhafchen
onne.
Sie war in Angft um ihn. Ob er wohl beftraft werden würde? Er
hätte ja lieber nicht ftechen follen. Aber Lux hat ja doch angefangen.
Was ging es Lux überhaupt an? Und wie hatte er auf Manuel los-
geprügelt. Manuel konnte fich ja garnicht anders wehren. noch dazu.
da er gefallen war und unter Lux lag.
Vier Tage fpäter fuhr ihr Vater mit Manuel weg. ohne daß Blanche
ihn wieder gefehen hatte, Manuel ift wieder zu feinem Vapa gefahren.
hieß es. er läßt dich freundlich grüßen.
Das fand fie empörend. So abzureifen. ohne ihr Adieu gefagt zu
haben]
Ob er nie wieder kommen würde?
Sie wagte nicht. danach zu fragen. Aber fie fagte fiäf. daß fie ihn
zum leßten Mal gefehen hatte. daß er für immer weg war.

Und nicht das kleinfte Andenken hatte fie an ihn. Sie wußte. er
hatte ein altes Schreibheft von ihr. ein paar Haarbänder und ein Stück-
chen von ihrer roten Geburtstagsfchärpe. das er fich felbft abgefchnitten
hatte. Aber fie befaß nichts von ihm. gar nichts. Zum Geburtstag
hatte er ihr einen Kaften mit feinften Bonbons gefchenkt. Sie hatte fich
fehr gefreut. aber die Freundinnen hatten nachher die meiften auf-
genafcht. Ein Baar waren noch nachgeblieben. die wollte fie aufheben.
Eine Stunde fpäter aber erfchien es ihr doch pietätvoller. fie fo zu ver-
wenden. wie Manuel es gewollt hatte. Und fie feßte fich ans Fenfter.
nahm das Käftchen vor fich auf den Schoß und fchob einen Bonbon nach
dem anderen in ihren kleinen Mund und zerlutfchte ihn mit Hingebung.
Ihre Gedanken waren dabei gar nicht einmal bei Manuel. fondern ganz
bei der Sache: Der fchmeckte nach Himbeeren. der nach Bfeffermiinz und
das war Kakaobutter]
Und ihre Blicke fchweiften dabei träumerifch über den Garten bis
zu den hohen Bäumen. die die Wiefe jenfeits des Bächleins einfaßte
und auf deren Wipfeln die leuchtende Sonne eines erften heißen Auguft-
tages lag.

8. Kapitel.

Manuel war abgereift und Lux war umgebettet worden, Blanche
war wieder allein im Haufe. in dem das Leben wie früher verlief. nur
um ein weniges gedämpfter. denn die alte Fröhlichkeit wollte nicht fo
fchnell zurückkehren. Sie war zu lange durch die Spielkameraden ver-
wöhnt worden und langweilte fich nun manchmal. Mit Lux wiirde fie
wohl lange nicht fpielen können. Zwar war er außer Gefahr und ging
der Genefung entgegen. Aber es ging langfam. Er mußte wohl noch
ein paar Wochen ruhig im Bette verbringen. Sie hörte täglich von ihm.
aus dem Gefpräch der Eltern. und einmal hatte er ,fie auch grüßen
laffen. Ihr Verlangen. ihn zu fehen. war nicht übermäßig groß. Es
war mehr Neugierde. die fie gern befriedigt hätte. als eigentliche Teil-
nahme. Er würde fchon wieder beffer werden. und dann würden fie im
Garten wieder zufammentreffen. und fie wiirde fich erft ein wenig vor
ihm fchämen. und dann würde alles wie früher fein.
Als Lux foweit war. daß er Befuch empfangen durfte. fchickte Frau
Elifabeth Blanche mit ein Baar Blumen hinüber. Es war Blanche
füZmterlich. und fie hätte am liebften nein gefagt; doch troßen durfte fie
ni t.
Sie ging alfo zu Jrmlers hinüber. konnte es aber nicht übers Herz
bringen. zuLux hineinzugehen. Sie gab die Blumen der alten Mag-
dalene und log. ihre Mutter habe gemeint. fie folle Lux lieber noch nicht
guten Tag fagen. Natürlich mußte die Unwahrheit herauskommen.
3nd Frau Elifabeth war fehr böfe und fchickte fie zur Strafe auf ihr
immer.

Jetzt vertroßte fich Blanche.
..Wenn fie mich wieder hinfchicken. gehe ich nicht.“ _
Frau Elifabeth war folche Widerfeßlichkeit bei ihr nicht gewohnt.
Sie war überrafcht und überlegte als verftändige Frau. ob .es nur kin-
difcher Trotz fei. oder ob andere Beweggründe dahinter ftecken könnten.
Berechtigte Auflehnung mit Gewalt zu brechen. gehörte nicht zu ihren
Erziehungsgrundfätzen. Drum fagte fie nur:
..Jch wundere mich über dich. Blanche. und bin fehr traurig. Jch
hoffe. du befinnft dich und fiehft ein. daß der arme Lux ein Anrecht auf
ein freundliches Wort von dir hat."
Diefe Worte machten wohl einigen Eindruck auf Blanche. aber
brachen doch ihren Troß nicht,
..Jch wünfche. daß du jeßt hinüber gehft.“ fagte Frau Elifabeth nach
ein paar Tagen. ..Hier find Orangen. die werden Lux erfreuen. Komm.
ich werde dich begleiten.“ “
Sie nahm Blanche bei der .Hand und ging mit ihr zu Jrmlers hin-
über. Blanche war blaß und fchwankte zwifchen Troß und Tränen. Die
alte Magdalene aber lächelte gutmütig und rief:
..Ei. wird der Lux fich aber freuen. daß du kommft. Und die fchö-
nen Orangen! Da geh nur gleich zu ihm herein. Gerade Orangen
find fo gut für ihn.“'
Das war nun freilich alles mit Ueberlegung gefagt und mit Frau
Elifabeth unter einer Decke gefpielt. Aber es ermunterte Blanche doch
und machte ihr einigen Mut. als ihre Mutter fie nun einfach zu Lux ins
Zimmer fchob und die Türe hinter ihr fchloß.
Da ftand fie nun. ihr Körbchen Orangen in der Hand. mitten im
Zimmer und fah verlegen und hilflos auf Lux. der fie mit großen Augen
anleuchtete. Sie hätte kein Wort herausgebracht. wenn nicht er das
Schweigen gebrochen hätte.
..Blanchel Du?“ rief er.
Es lag ebenfo viel Ueberrafchung als Freude darin.
Da trat fie näher und ihre Stimme zitterte. als fie fagte:
..Jch wollte doch mal fehen. wie es dir geht.“
f h ..Danke. ganz gut] Der Doktor fagt. ich darf bald wieder auf-
te en.“
Sie *fagte nichts darauf. fondern ftand mit .ihrem Körbchen dicht
vor feinem Bett und fah ihn mit verlegenem Lächeln neugierig an.
mufterte das Bett. die Wand. die Bilder daran. und dachte endlich an
die Orangen.
..Die foll ich dir geben." fagte fie.
..O wie fchön!" rief Lux. ..Danke. Blanche!" Und er nahm das
Körbchen und ftellte es vor fich auf die Decke.
..Willft du dich nicht hinfeßen?" fragte er.
Sie feßte fich auf einen Stuhl vor feinem Bett und fah bald das
Körbchen. bald den Kranken an. während Luxens Augen ftill auf ihrem

Geficht ruhten. mit einem gefpannten Ausdruck. als erwarte er ein
Wort von ihr.
Es war merkwürdig. wie wenig fie fich zu fagen hatten. Endlich
,fragte fie:
..Tut es noch weh?"
..Manchmal Aber nur ein ganz klein wenig."
Sie wurde mit einmal blutrot. Es war ihr. als müffe fie fich fchä-
men. als wäre fie felbft es. die ihn geftochen. Wie dumm! Sie konnte
doch nichts dafür.
Lux dachte: ..Warum wird fie fo rot? Es ift doch nicht ihre Schuld.“
Jn diefem Augenblick wurde die Tür leife aufgemacht und' gleich
wieder gefchloffen. Blanche nahm das als Zeichen. abbrechen zu müffen.
Sie erhob fich und gab ihm ungelenk die Hand.
..Adieu. Lux!“
..Adieu. Blanche! Jch danke dir auch. Willft du fo gut fein und fie
auf den Tifch ftellen?“
Sie ftellte die Orangen auf den Tifch und nickte ihm noch ein-
mal zu.
..Adieu. Lux!"
Dann fchloß fich die Tür hinter ihr.
..Nun. hat Lux fich nicht gefreut?“ fragte Frau Elifabeth.
„Ja“. fehr.“ antwortete Blanche.
..Siehft du? Und du wollteft niäjt zu ihm gehen.“
..Das wollte ich fchon. aber nicht fo fchnell."
Blanche war froh. den Befuch hinter fich zu haben. Nun wiirde es
ihr gar nicht mehr fchwer werden. wieder hinzugehen. Ob er wirklich
nur wenig Schmerzen mehrzhätte? Er fah doch noch fehr blaß aus.
Das tat er freilich immer. Aber doch nicht fo furchtbar blaß wie jeßt.
Ob er wohl ganz _wieder beffer würde? So ganz und gar. wie früher?
Dr. Jrmler fagte abends zu ihrer Mutter. daß Lux fich fehr über
den Befuch von Blanche gefreut habe. und er fagte es auch ihr felbft:
..Komm nur recht oft. Lux wird fich immer freuen. Er liegt fo
allein."
Sie war faft glücklich. Wenn er fich wirklich freute. wollte fie ja
gern zu ihm gehen. Meinetwegen jeden Tag.-
> ..Vielleicht nimmft du ein Buch mit.“ fagte Frau Elifabeth.
Und fie ging am nächften Tag mit einem Buch zu ihm.
..Soll ich dir etwas vorlefen?“ fragte fie.
..Wenn du willftl“
Seine Augen leuchteten auf und fprangen von ihrem Geficht auf
das Buch über.
Sie fah die Frage in feinem Blick.
..Anderfens Märchen." fagte fie. ..Magft du das auch hören?"
..Ja. gern, Lies nur was du willft. Blanche. Es ift alles hübfch."

Er legte fich in die Kiffen zurück. und fie blätterte noch ein wenig. obgleich fie fich fchon für die Gefchichte von der kleinen Seejungfrau entfchieden hatte. und fing endlich an:
..Weit hinaus im Meere ift das Waffer fo blau. wie die Blätter der prächtigen Kornblume und fo klar wie das reinfte Glas. aber es ift außerordentlich tief. tiefer als irgend ein Ankertau reicht. Viele Kirch-türme müßten übereinander gefiellt werden. um vom Grunde bis über das Waffer hervor zu reichen. Dort wohnt das Meervolk.“
Jhre Stimme war wie das Klingen kleiner Wellen. wie ihr leifes Raufchen und Plätfchern am Strande. Und ihr eigenes Bild verfloß ihm mit dem der jüngften Meertochter.
..Sie war doch die Schönfte von allen. ihre Haut war fo durch-fichtig und zart wie ein Rofenblatt. ihre Augen fo blau wie das tieffte Meer. aber wie alle die anderen hatte fie keine Füße. der Körper ging in einen Fifchfchwanz auf.“
Und Blanche faß fo vor feinem Bett. daß er ihre Füße nicht fah. und er lächelte ganz heimlich bei dem Gedanken und fchloß die Augen. Sobald fie ihre fünfzehn Jahre erreicht hatte. follte die kleine Meer-prinzeffin Erlaubnis haben. aus dem Meere empor zu tauchen. im Mondfchein auf der Klippe zu fißen und die großen Schiffe fich anzu-fehen. die vorbei fegeln.
Blanche war nun vierzehn. Ein Jahr noch. fo dachten fie beide. ob-gleich Blanche doch keine Meerjungfrau war. die fich fehnte. empor zu tauchen und auf Klippen zu fißen. Aber je weiter fie lafen. je mehr nahm Blanche die Geftalt der jüngften Prinzeffin an. fowohl für Lux. wie für fich felbft.
So knüpfte das Buch ein neues Band zwifchen ihnen. Lux hatte nicht geglaubt. daß er noä) foviel Gefchmack an Märchen fände. Und gerade diefe kannte er ja alle fchon. Aber wie neu klangen fie aus dem Munde der kleinen Blanche. die mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen auch das Nebenfääflichfte mit fo großer Wichtigkeit und herzlicher Betonung las. Sie hatte einen lieblichen. fingenden Klang in der Stimme und las fo ficher und fließend und verfprach fich nicht ein ein-ziges Mal. Doch] Als fie las. wie die Störche nach Afrika zogen. da verfprach fie fich fogar zweimal hintereinander. Das machte. fie dachte dabei an Manuel und an deffen Heimat. an die Brandung in dem Hafen von Tanger und an die braune Nufhat. Und dabei verfprach fie fich. und Lux mußte lachen.
Aber Manuels Name wurde nie wieder zwifchen ihnen genannt.
Schade. daß die Ferien zu Ende gingen. Blanche würde nun nicht jeden Tag kommen können. Die Schule nahm viele Stunden des Tages in Anfpruch. die Schule und die Hausarbeiten. Aber Lux würde ja auch bald ganz gefund fein. und dann würden fie wieder zufammen im Gar-ten fpielen.

Und dann kam fie das leßte Mal mit dem Buch. und Lux bat: ..Lies noch mal das Märchen von der Nachtigall.“
Und fie las noch einmal das Märäjen von der Nachtigall. und Lux hörte faft die ganze Gefchichte mit gejchloffenen Augen an. während ein glückliches Lächeln auf feinem Geficht lag.

9. Kapitel.

Frau Elifabeth war fehr froh. daß Blanche fo bald vergaß. und legte es ihr nicht als Oberflächlichkeit aus. Das Kind lebt dem Tage und foll ihm leben. Seine kleinen Leiden überwindet es fchnell und öffnet mit jedem neuen Tag fich wieder der Sonne. wie die Blume am Abend ihren Kelch fchließt und ihn am Morgen in Reinheit und Frifche wieder auftut. Und fie meinte. man folle das Kind in diefem auf das Nächfte. auf die Gegenwart gerichteten Wefen nicht ftören und froh fein. wenn ihm der Tag alles ift und das Geftern nichts mehr gilt. Die Wandlung kommt leife von felbft. und ftete Sorge für eine rechte Gemütsbildung verhindert die Oberflächlichkeit.
Für Lux war fie in diefer Beziehung nicht bange. Ihre eigene Beobachtung und viele kleine Züge. die Dr. Jrmler ihr erzählt. fprachen dafür. daß er ein reiches Innenleben führte.
Wenn Lux bisher noch mit keinem Wort nach Manuel gefragt hatte. fo war es nicht. daß er ihn vergeffen hätte. was ja eben fo unnatürlich als unmöglich gewefen wäre. noch daß er fich fo ftellen wollte. als fei nun diefer völlig für ihn abgetan, Es war nur Scheu. einen Namen zu nennen. der jedermann nur fchmerzliche Erinnerung erwecken konnte. Hörte er doch auch von den Erwachfenen Manuels nie erwähnen. fo daß es war. als wäre fein vorübergehender Aufenthalt unter ihnen nur ein Traum gewefen.
Run war aber Manuel keineswegs fo tot in diefen Kreifen. als es den Anfchein hatte. Die Väter blieben nach wie vor in Gefchäftsverbindung. und es kam Nachricht von dem weiteren Ergehen des kleinen Spaniers auf dem Weg über das Kontor ins Haus. Ja von ihm felbft gelangte ein für feine Jahre reifer und doch auch wieder kindlicher Brief in Frau Elifabeths Hände.
..Ich denke jeden Tag und jede Nacht an Sie und an Blanche und an Lux und bete für fie alle. Und ich bin fehr böfe auf mich. daß ich ihnen fo weh getan habe und daß ich nun nie mehr zu ihnen zurück kann. Grüßen Sie Blanche. ich werde fie nie vergeffen. Und grüßen Sie auch Lux. Er foll mir fchreiben. daß er mir nicht mehr böfe ift. Ich habe auch hier gute Menfchen gefunden. aber ich werde Sie nie vergeffen können.“
Sie fchrieb ihm gütig zurück und beftellte ihm Grüße von Blanche und auch von Lux. der noch nicht felbft fchreiben dürfe; aber es ginge ihm beffer. und er dächte nur noch freundlich an ihn.

Ob fie recht tat. den Kindern Manuels Grüße vorzuenthalten? Sie
überlegte lange und kam zu dem Entfchluffe. daß es beffer fei. Blanche
fchloß fich eben in alter Weife wieder an Lux an. in harmlofer Kamerad-
fchaft. das wollte fie nicht ftören.
Es war in den erften Tagen des September. daß Lux zum erfteu
Male in den Garten gehen durfte. Er war völlig wiederhergeftellt.
Aber er trug noch die Farbe des Krankenzimmers. Doch der Spät-
fommer war fo fchön. wie er felten war. und die Sonne hatte noch Kraft
genug. kranke Wangen zu bräunen. Die Bäume ftanden ftill und
früchtefchwer. auf den Beeten dufteten Goldlack und Levkojen. und
Dalien und Georginen ftanden üppig und farbenprächtig am Wege.
Hand in Hand gingen Lux und Blanche auf den fonnigen Steigen
durch all die ftille fatte Sommerpracht zu ihrem Lieblingspläßchen. Hier
fchwellten am Strauch die grünen Hafelnüffe. Kaum merklich ftockte
ihr Fuß. und fie gingen verftummend vorüber.
Das Büchlein. das im Hochfommer oft ein armfeliges Rinnfalge-
wefen. lief wafferreich vorbei und lockte fie. Sie feßten fich auf die
Stufen. die hinabführten. und fahen bis auf den klaren Grund. Da lag
halb überfandet ein verroftetes. offenes Tafchenmeffer. Sie fahen es
beide zugleich.
„Das ift es!" rief Blanche und reckte den Hals noch weiter vor,
..Soll ich es holen?" fragte fie.
..Ich darf es nicht!“ fagte Lux. ..Aber laß es doch. Was willft du
damit?"
„Reim ich hole es."
Sie ftreifte Schuhe und Strümpfe ab. und watete in das klare
Waffer hinein, Es ging ihr faft bis an die Knie. Sie ftreifte die
Aermel hoch. als fie fich nach dem Meffer bückte. und ihr goldenes Haar
fiel ihr wie ein goldener Säfleier vors Geficht.
Sie bemühte fich. das Meffer zu fchließen; doch vergeblich.
..Gieb her." fagte Lux. tat. als ob er es auch verfuche. befann fich
einen Augenblick und fchleuderte es weit weg.
..Du kannft dir Blutvergiftung damit zuziehen." fagte er.
Sie fah ihn unwillig an. beruhigte fich aber doch, Was wollte fie
auch mit dem alten verrofteten Meffer. '
„Möchteft du wohl. das Manuel wieder kommt?“ wollte fie fragen.
dachte aber noch rechtzeitig. daß fie ihn das kaum fragen dürfe. Er aber.
als hätte er ihre unterlaffene Frage dennoch verftanden. fagte:
„Es ift doch viel beffer fo. - jeßt - --“
„Aber nett war er doch.“ fagte Blanche nachdenklich.
Durch den Garten zitterten die dumpfen Töne eines Gong. Lang-
fam erhoben fie fich und gingen dem Haufe zu. diesmal nicht Hand in
Hand. Blanche fchlenderte etwas vorauf. Unter einem jungen Apfel-
baum blieb fie ftehen.
..Sieh mal!" rief fie bewundernd und wandte fich halb zurück.

An einem niederhängenden Zweig faß an der äußerften Spitze ein
fchöner. wachsglänzender. rotbackiger Frühapfel. Sie ftreckte die Hand
danach aus. blieb einen Augenblick fo auf den Zehenfpißen ftehen
und drehte leife an der fchönen Frucht.
Vlößlich löfte fich der Apfel und blieb in ihrer Hand.
..Achl“ rief fie und errötete vor Schreck.
Doch fchnell entfchloffen reichte fie den Apfel an Lux.
„Dal“ l
Sollte er ihn zurückweifen? Zögernd nahm er ihn und ließ ihn
ohne ein Wort in feine Tafche verfchwinden.,
..Blanchel Blanche!" klang die helle Stimme Frau Elifabeths vom
Haufe her. ,
..Glei>)l“ rief Blanche zurück. ..Ich komme fchon] Adieu. Lux!"
Sie nickte ihm zu und fprang leicht den Steig herauf.
Lux blieb an der kleinen Vforte zurück und fah ihr naä). Die *Hand
in der Tafche fpielte dabei mit dem Apfel. Ein finnender. faft ein
wenig gelangweilter Zug ging über das fchmale. blaffe Knabengeficht.
Aber Lux wandte fich nicht eher weg. als bis das weiße Kleid der zier-
lichen Blanche in der Nähe des Haufes verfchwand. in deffen Fenftern
des Mittags rote Rofen blühten.

Rund
Der Reichskanzler-Oberlehrer.
Herr von Bethmann-Hollweg ift
in einer fchwierigen Lage, Seit
Wochen wird er vom Dilettantismns
des Reichstags verfchont. defto wilder
gebärdet fich die Prefie aller Parteien.
Er hatte es von allem Anfang
an nicht leicht. Man fagte ihm nach.
Fiirft Bülow habe ihn nur deshalb
als feinen Nachfolger empfohlen. um
in Rom an feiner Hilflofigkeit eine
ungetrübte Schadenfreude zu erleben.
Die Leute. die berufsmäßig ..in ihrer
Annahme nicht fehlgehn“. trauten
dem durchlauchtigften Feuilletoniften
einen fo frioolen Wiß zu. . . Herr
von Bethmann .Hollweg follte zwar
ein Meifter in allen Künften der Ju-
trige fein. aber er hatte-niemals irgend
welche Dienfte als Diplomat geleiftet
und mußte fich in die auswärtige
Politik erft „einarbeiten“. Er war
- fogar den Oberhäuplern der Groß-
mächte perfönlich unbekannt undwußte.
als Stellvertreter Bülows im Bundes-
rat. wenn man den ..eingeweihten
Kreifen“ glauben darf. nicht einmal
die Gebote des Dreibundvertrags
auswendig. Eine Wilzblattfigur alfa,
Die Gelehrten der Redaktionsftuben
fprachen nur mit einem heitern Auge
von ihm. Ein Kanzler. der erft
die hohe Politik lernen mußte. -
Weisheiten alfa. die fie fchon in den
Windeln aus vollen Schäffern gc-
fchluckt haben. Wenn folch ein Sieben-
malweifer. der in einer hauptftädtifchen
ichau
Redaktion das Amt hat. über die
ausländifche Politik keine Meinung
zu haben. einmal den Leitartikelgeift
der ..FrantfurterZeitung" im Schweiße
feines Angefichts begreift. hält er fich
für einen Wirklichen Geheimen Nat
des Herrgottes felbft und dünkt fich
natürlich neunmal klüger als den
erften Beamten eines Reichs. der
in die Untiefen des diplomatifchen
Wiffens nur von einem Staatsfekretär
des Auswärtigen und von einem
Hammann eingeführt wird.
Welch ein hilflofer Greis ift doch
ein deutfcher Reichskanzler im Ver-
hältniß zu einem edeln Polen. der
ein paar Jahre im Wolfffchen Tele-
graphenbureau Depefchen eingerichtet
hat! Was ift doch ein früherer Staats-
fekretär des deutfchen Reichsamts

des Innern für ein armer Schächer
gegen einen frühern Pfarrer. der jeßt
innerpolitifche Leitartikel dichtet]
Früher einmal haben fich die Deutfchen
durch den Schein einer Spezialfenntnis
blenden laffen. Heute gilt ihnen ein
Mann. der die Faffade eines Minifte-
riums gründlich kennt. höher als der
Mann. der diefes Minifterium ver-
waltet. Der melancholiche Neffe eines
erfolgreichen Jnferatenfachmanns ift
in den Tagen der Umwertung aller
politifchen Werte fiir fie der geborene
Kanzlererzieher. Er fteht zwar auf
der oberften Stufenleiter. die zum
Thron der fiebenten Großmacht fiihrt.
aber eigentlich heißt die Preffe
- o armer Melancholiker! - doch

nur die fiebente Großmacht. weil fie
gar keine Macht ift! (Chefredakteure
gefallen fich abwechfelud in der Vofe
des Größenwahns und der Ohnmacht.)
Aber Spaß bei Seite - derLiqui-
dator der Blockpolitik ift in einer übeln
Lage. Mit feinem Programm derVro-
grammlofigkeit. über den Varteien zu
ftehn. hat er es fich fo ziemlich mit allen
verderben. Er erfreut fich des größten
Mißtrauns f c'imtlicher Parteien: mit den
roten Internationalen darf ein deutfcher
Kanzler eo ip80 nichts gemein haben.
Die Liberalen verdächtigen ihn einer
fchwarzvlauen Gefinnung. Die Kon-
fervativen find über die Ausfchiffung
des pceußifchen Finanzminifters Rhein-
haben verftimmt. Ihr Organ. die
Kreuzzeitccna.plaudert aus.daß zwif chen
Bethmann-Hollweg und Rheinhaben
Meinungsverfchiedenl)eiten politifcher
Natur herrfchten. die nicht auszugleichen
waren. und daß Rheinhaben nicht
im Einvernehmen mit dem Miuifter-
präfidenteu. fondern ohne deffeu Vor-
wiffen feine Demiffiou eingereicht
hätte. Die Deutfche Tageszeitung.
das Blatt der Agrarier. warnt Herrn
v. Bethmann vor allen liberalen An-
wandlungen. Die Germania. das
Hauptorgan des Zentrums. fordert
ihn auf. fofort klipv und klar feine
Ziele zu enthüllen. und die National-
liberalen find mit dem ihnen gezahlten
Trinkgeld. derBeförderung des magde-
burger Oberbürgemeifters 1):: Lenße.
zum Erben Nheinhahens keineswegs
zufrieden und machen ein füßfaures
Geficht dazu. Und wie haben fich
die Hamburger Nachrichten verändert
und die Kölnifche Zeitungl Und gar
die Frankfurterinl Die verleugnete
unter Bülow in hundert Fällen ihre
demokratifche Gefinnung - und das
doch ficher nicht für die paar arm-
feligen Nachrichten. die in der Wilhelm
ftraße zu haben find! Daran hat
doch das Frankfurter Blatt wahrhaftig
niemals Mangel gelittten. Und für
ein paar Meldungen verkauft ein fo
glänzend informiertes Blatt die allein
feligmachende Gefinnung nicht. Bülow
muß alfo die Frankfurter Ratte mit
anderm Speck gefangen haben.
Denn daß Herr Geheimrat Ham-
mann nicht will. daran ift ja wohl
nicht zu denken. Hammann hat be-

kanntlich in feinem Lehen fchon öfter
nicht gewollt. aber dem Willen feines
höchften Chefs hat er fich noch immer
gefügt.
Es kann unter folchen Umftänden
kein Zweifel darüber fcin. daß dem
Kanzler das höchft gleichgültig ift.
was die Vreffe von ihm fchreibt. und
zu den gottgecvollten Abhängigkeiten
eines Reichskanzlers zählt er ganz
offenbar die Abhängigkeit von den
Zeitungen nicht, Er will Weinbar
mit den Menfchen von der Vrefe
keine unaufrichtigen Höflichkeiten tau-
fchen. Eine folche Tätigkeit wäre
ihm vielleicht nicht angenehm. aber
er könnte fie am Ende noch leiften.
Für Nachrichten allein find große
Zeitungen vielleicht auf die Dauer
nicht zu haben. aber in der Sonne
von ein paar liebenswürdigenRedens-
arten eines Kanzlers fchmelzen die
Herzen des lieberalften Machthabers
der deutfchen Vreffe. Wenn Herr
von Bethmann-Hollweg die Zeitungen
als quentitci negligeevle anfieht.
wird er fchon wiffen. warum.
Man wird nicht ..fehlgehn in der
Annahme“. daß er das Vertrauen
feines Kaiferlichen Herrn genießt und
es fich daran genügen läßt. Wäre
Herr von Bethmann-Hollweg wirklich
nur ein folcher Oberlehrer. wie die
Vrofefforen und Geheimräte der Zei-
tungsredaktionen behaupten. werweiß.

ob das Wilhelm ll. im Laufe des
Jahres. dasBeilnnaninHollmeg Kanz-
ler ift. nicht auch noch herausgebracht
hätte. da ihn doch täglich fo viele Blätter
bei der Urteilsfchöpfuug unterflüßen!

Schwarze Truppen.

(Auf Grund eigener Erfahrungen und
Erlebniffe)

Die für Frankreichs Wehrmacht be-
denkliche Erfchcinung. daß es nicht über
genugendes Menfcbenmaterial verfügt.
um_ die numerifche Stärke feiner Armee
auf die notwendige Höhe zu bringen.
zwingt es zu einer .Kaironenfutter-Anleihe
bei den Schwarzen. Seit drei Jahren
wurden durch den Heeresreferenten
Mcffimn Unterfuchungen angeftellt. in-
wiefern fich die Elngeborenen von Algier
zur Verftärlung der franzöfifchen Streit-
krafte heranzie in ließen. Eine gemifchte
Kommiffion weilte in Nordafrika. um an
Ort und Stelle das Problem zu ftudieren.
Zwar kam man zur Einficht. daß die
Einfiihrung der allgemeinen Wehrpflicht
in_ .den franzöfifchen Befitzungen Nord-
afrikas eine ganz veträchtlicheVerftärkung
der Armee bedeuten würde. daß aber anf
die Treue der Mannfchaften durchaus
kein ficherer Verlaß wäre. Sämtliche
Koloniften Algeriens. fowie die dortigen
volitifchen Berwaltungsftellen fprachen
fich gegen das Projekt aus. da fie für
den Fall einer Einfchiffung des mobili-
fiertcn 19. Armeekorps den Ausbruch einer
Erhebun in der Kolonie befürchten. die
die erho ten Vorteile zu einerKataftrophe
für den gefamten franzöfiichen Befiß an
der Nordkiifte Afrikas umwandeln könnte.
Die meiften arabifchen Vertretungen -
an der Spiße die ganze islamitifche
Geiftlichkeit - proteftierten ihrerfeits
gleichfalls gegen die allgemeine Wehr-
pflicht. Man verfuchte es nun mit der
Einreihung der Tribus von Senegal.
den Senegalnegern. Oberftleutnant
Mangnin. ein Mitglied der durch die Be-
feßung der Oafe Fafchoda bekannten
ErpedltionMarchand. veröffentlichte kürz-
lich eine ..l'roupeß notre-.8“ betitelte
Studie. worin er fich von den Senegalefen
die beften Erfolge berfprieht. An ge-
fchichtlichen Beifpielen fucht er den Beweis
zu erbringen. daß friiher die an den Ge-
ftaden des Mittelmeers herrfchenden
Großmächte fich fchwarzer Truppen als
Kern ihrer Heeresmacht bedient haben,
Daß diefe Truppen überdies allen Stra-

pazen gewachfen feien. beweife nicht allein
die außergewöhnlich gefunde Entwicklung
diefes Elements in Nordamerika. fondern
auch der Krieg 1870.771. wo in den Reihen
der vier kaiferlichcn algerifchcn Tiraillenr-
regimentersbProzentSahwarze gefochten
und den damaligen ftrengen Winter vor-
ziiglich überftanden hätten. „In dcn
Augen der algerifchen und tunefifchen
Eingeborenen wird unfre Herrfchaft ihr
Preftige nur ftärken. wenn fie fich -
wie mufelmanifche Sultane dies jedesmal
getan haben - mit fchwarzen Truppen
umgibt. Die fchwarze Garde ift das
grunderhaltende Element und zugleich
das Attribut der Macht.“
Jch kenneansdemdeutfch-franzöfifchen
Kriege den Gefechtswert der fchwarzen
Truppen; nnd eigenartige Umftändc
brachten es mit fich. daß ich fpäter jahre-
lang in demfelben Armeekorps mit ihnen
diente; während längerer Zeit tat ich
auch Dienft bei den Saphis. Ich glaube
alfo, mir ein Urteil über die fchwarzen
Truppen g'eftatten zu dürfen: Daß die
algerifchen Tirailleure unfern Leuten
keineswegs imponierten. bewiefen die
Tage von Weißenburg und Wörth. Ja
als fie ihrer beim erften Zufammentreffen
anfichtig wurden. brachen fie ob deren
phantaftifchen Aufpntzes in Heiterkeit aus;
und mit einer wahren Wonne nahmen
fie diefe Wüftenföhne aufs Korn.
Auch im Nahkampf niißten ihre Affen-
fpriinge und Grimaffen nichts. Und fehr
mit Recht fagie unier kommandierender*
General in feinem erften Tagesbefehl:
..Ihr feid lräftigere Männer und beffere
Schützen.“ Dennoch machten wir jün-
gern Ofiziere. um den Schwarzen gegen-
über nicht allzufehr im Nachteil zu fein.
unferm Kommandeur den Vorfchlag. die
ungeraden Koinpagnien unfers Ba-
taillons iiber Nacht fchwarz anftreichen
zu dürfen. fanden aber dafiir kein Gehör.
Wenn ferner die oben erwähnte Kom-
miffion jagt. daß die Einfiihrung der
allgemeinen Wehrpflicht in den fran-
zöfifchen Bcfißungen Nordafrikas wohl
eine ganz beträchtliche Stärkung bedeuten
wiirde. daß aber auf die Treue der
Mannfchaften durchaus kein ficherer Ver-
laß wäre. fo trifft dies in feinem erften

Teil nur bedingt, in feinem zweiten Teil
durchaus nich t zn; 'denn die hingebeude
Treue der algerifehen Eingeborenen-
truppen ift zweifelloß. lind ee* wäre fiir
Frankreich nur zu wiinfehen, es könnte
fich mit derfelben Zuverficht anf feine
eigenen Söhne verlaffen. Von einem
Berfchicken des mobilifierten 19. Armee-
korvß nach einem europäifeben Kriegs-
fchauplaß kann verniinftigerweife nie die
Rede fein; höchftens kämen Teile diefes
Korps hierfür in Betracht. Aber mit
dem Aue-bruch einer Erhebung ift es in
Nordafrika eine eigene Sache; fie ift
leichter gefagt als getan. Zm Jahre
1870/71 wäre fie vielleicht gelungen,
wenn fie einmiitig gefehehn wäre. aber
die Herren Bafaf-Agas dachten wie die
fieben Schwaben: „Iackelef gang du
voran!" Sie erhoben fich einzelm und
einzeln wurden fie vernichtet.
Wenn fich Oberftleutnant Mangnin
von den 'l'irailleurZ Zönegalaiß die
beften Erfolge verfpricht. fo glaubt ihm
das jeder aufö Wort. der die Kerle kennt,
foferne nämlich diefe Erfolge Sengen
und Brennen, Rauben und Vergewalti-
gen von Weibern bedeuten.
Diefe eine Herde Weiber und Kinder
(8'113'213) mitfchleppenden Beftien. die
auf Vorpoften wie die Röffer fchlafen
und nur mit Kolbenfiößen wachzuhalten
find; wie die Büffel vorwärtsftjirmend
im erften Anlauf niedergeftreekt werden,
und von denen nach den Begriffen
meiner dortigen Dienftzeit iiber Difgiplin
allinonatlich ein Dutzend aufgefiingt
worden wäre fie follten mit Erfolg
intelligenten. gut gefehnlten und difzi-
“plinierten Truppen gegeniiberznftcllen
fein?
Oberftlentnant Mangni feheint fich
der Vorgänge in Cafablanka nicht mehr
zu erinnern. Hätte man die Koften
nicht gefeheut. wiirde man die Herren
Senegalefen am liebften wieder zurück-
befördert haben. „Daß diefe Truppen
überdies allen Strapazen eines europä-
ifchen Krieges gewachfen feien.“ glaubt
Oberftlentnant Mangni damit zu be-
weifen. „daß auch der Krieg 1870/71, wo
in den Reihen der vier algerifchen Ti-
railleurregimentcr 2x") Vrozent Schwarze
fochten. diefe den damaligen ftrengen
Winter vorzüglich iiber-ftanden.“ Gewiß;
und zwar in der deutfchen lkriegsgefan-
genfchaft! Der Winter fah faft keine

Schwarzen mehr im Felde, denn fie
wurden fchon bei Weißenburg und Wörth
nahezu anfgeriebeu; und als der Neff
zur Einficht kam. daß wir fie nicht freffen,
nahm ihre Kampfeswut zufehends ab;
die meiften waren froh. mit heiler Haut
gefangen genommen zu werden. Nach
Jahren noch traf ich viele davon wieder
bei ihren Regimentern. „proußßo du-
0n0 deßeil“ fagten fie; „Vreußenfehr
gut!“ Sie nannten nämlich alles „Bren-
ßen“. „Sehr gut“ diirfte es ihnen in
Preußen nicht ergangen fein. In Bayern
vielleicht beffer; wenigftens fand ich bei
einzelnen noch Vhotographien banrifcher
Schönem darunter mir perfönlich Be*
tannter, den fogenannten befferu Stän-
den angehörend.

In den Augen der algerifäieu und
tunefifchen Eingeborenen wird unfre
Herrfehaft ihr Vrcftige nur ftiirkeni wenn
fie fich - wie nlnfelmanifche Snltane
dies jede-:3mal getan haben - mit
fehwarzen Truppen umgibt, Die fchwarze
Garde ift das grunderhaltende Element
und zugleich das Attribut der Macht.“
Mit diefen Worten verherrli>)t der Oberfl-
leutnant die fchwarzen Trap en; und
von feinem Standpunkt and at er da-
mit recht. Nur durch Eingeboreue find
Eingeborene dauernd und gründlich zn
unterjochen. Er bleibe mit ihnen
aber im Lande nnd tue. „wie mufel-
manifche Sultane died jedesmal getan
haben.“

Die eingeborenen algerifcheu Truppen
(die Senegalfchjißen verdienen nichty
Truppen genannt zu werden) find Na-
turtinder, und als folche teilen fie deren
Vorzüge und Fehler. Der Eingeborene
ans dem Gebirge ift unterwiirfig, ge-
horfam. fleißig und der Difziplin zn-
ga'nglicb, er erträgt die ihm anferlegten
Entbehrnngen mit ftoifchem Gleichmut.
und in feinen Reihen find Widerfeßlichkeit
und Infubordination troß der harten
Behandlung durch die Offiziere faft un-
bekannt. Bei den Kindern der Sahara
kommen Vergehen gegen die Difziplin
häufiger vor- weil das nngebnndene
Leben diefer Menfchen fich nur fchwer
mit der Strenge der Manneszneht und
am allerwenigften mit dem feftgeregelten
Kafernenleben abzufinden vermag. Wei-
tere Hauptfehler aller arabifchen Einge-
borenen find Unwiffenheit, Hang zum
Diebftahl und zjigellofeAusfäiweifungen.

Offenbar fchadet ihnen die Manifelle
mehr als die Bonteille. Sie find nicht
tapferer als europäifcbc Soldaten; aber
fie fterben im allgemeinen ruhiger, Im
Anfklärungsdieuft ähneln fie den Affen;
wie diefe wittern fie den Gegner förmlich
und machen dann ein großes Gefchrei.
Halbwegs zuverläffige Nachrichten iiber
die Vorgänge beim Gegner. .oder gar
nächtelanges anfmerkfames Beobachten
im Vorpoftendieuft darf man von ihnen
fo wenig verlangen wie Orientierungs-
vermögen in ftark befiedelten Gegenden.
Jin Feuer werden fie erft allmählich ruhig.
nnd auch dann nur. wenn ihre Vorge-
felzten es find. Sie fchießen zwar nicht
fchlecht. eine Feuerdifziplin nach unfern
Begriffen ift ihnen aber nur fchwer an-
zuerziehn; jedem einzelnen muß man
namentlich zurufen. wil(man ihn auf
befondere Vorgänge beim Gegner. die
uuire Leute ohne weiteres erfaffen und
ansniilzen. aufmerkfam machen. Sie
find ohne innern Halt. ihr feelifcher
Widerftand nur ganz gering. Gewalt-
märfchen erliegen fie ebenfo wie Riick-
fchlägen. Und wären fie keine Moham-
medaner. wäre ihr militärifcher Wert
noch weit geringer. Die heutigen Feuer-
waffen bedingen eine Kampfesweife. die
an die Intelligenz und Initiative des
Einzelnen nicht minder große Anforde-
rungen ftellt wie an feinen fittlichen
Wert. Diefe Eigenfchaften vermag die
militärifche Erziehung aber nur dann
zu entwickeln. wenn fie iiberhaupt exiftie-
ren. Den Schwarzen fpreche ich fie von
vornherein ab. Aus diefem Holze fchnißt
man Sklaven. nicht aber Krieger im
heutigen Sinne des Wortes. Was end-
lich die Eingebornenoffiziere betrifft. fo
laffen fie faft ausnahmslos fehr viel zu
wjinfcheniibrig. trotz aller Mittel. die
aufgewendet werden. um ihnen einen
gewiffen Grad vonBildung beizuvringen.
Und das ans mehrfachen Griinden. Vor
allem infolge der legendären Judolenz
der Neffe. Wer es eimal bis zum Offizier
gebracht hat. der vernachläffigt feine Pflich-
ten fo. daß es zur baren Unmöglichkeitwird.
diefen Mann zu Dienftleiftungen von
irgendwelcher Bedeutung heranzuziehn.
Arabifche Offiziere können wegen der
häufigen llnterfchleife irgendwelcher Ge-
bühren ihrer Untergebenen niemals als
Kommandanten detachierter Abteilungen
verwendet werden. Sie fröhnen dem

Spiel mit ihren Untergebenen. verkehren
und fcherzen wie mit ihresgleichen. find
aber anderfeits wegen ihres Defpotismus
und ihrer llnmoral von den Leuten fo
gehaßt. daß die in die Hände folcher
OffizieregelegteKommandogewaltbinnen
kiirzefter Zeit zum Zerreißen der Bande
der Difziplin fiihren wiirde. wenn nicht
höhere Vorgefetzte immer zur Stelle
wären. Aus diefem Grunde werden -
von ganz exzeptionellen Fällen abgefehn
- Eingeborucuoffiziere niemals felbftän-
dig zu Dienften befoblen. Nach all dem
darf man wohl vermuten. daß. wenn
auch Frankreich mit der Aushebung
fchwarzer Truppen eine numerifche
Gleichftellnng feiner Streitkräfte. bei-
fpielsweife mit denen Deutfchlands. er-
reicht. die quantitativ fo verftiirkte Armee
kaum gewinnen wiirde.
[ii-jeäcicii [il-einem- ron lceuberg.

Unbrauchbare Schulen?

Nur 20 9/0 aller Schüler der
preußifchen Ghmnafien gehn zur
Univerfität iiber. Daß der Gefamt-
kurfus diefer Schulen aber für jene
20 0/0 der Schüler zugefchnitten ift.
geht z. B. aus einem erft 1909
erfchienenen Buch ..Vädagog Rück-
ftändigkeiten und Keßercien“ von
Prof. E. Friße hervor. und zwar
S. 18. wo von dem Einjährigen
die Rede ift: ..Daß die Berechtigung
für den einjährigen Militärdienft
an die Abfolvierung einer inmitten
des Gefamtkurfus liegenden Klaffe
der höhern Schulen geknüpft ift. hat
fich als eine fchwere Schädi-
gung diefer Anftalten erwiefen.
Viele Schüler befuchen nur deshalb
die höhere Schule. weil fie fich jene
Berechtigung erwerben wollen. und
werden meift als fchwerer
Ballaft durch die Klaffen mit
fortgefchleppt. Manche von ihnen
bleiben wohl auch. wenn fie fich den
Berechtigungsfchein erfeffen haben.

ohne rechten innern Antrieb und
ohne hinreichende Begabung. weil
fie nun einmal fo weit gekommen
find. bis zur Reifeprüfung auf der
Schule und find dann in den obern
Klaffen auch nur eine unniiße Luft.
Es ift fchon oft oorgefchlagen worden.
man folie den Berechtigungsfchein
von der Reifeprüfung abhängig
machen. Seit der Einfiihrung der
2jährigen Dienftzeit hat aber ein
andrer Vorfchlag mehr Ansficht. an-
genommen zu werden: das ganze
Berechtigungswefen aufzuheben und
alle jungen Leute zum *Zjährigen
Dienft heran zu ziehn.“ Prof.
Fritze iiberfieht erftens. daß es nicht
auf eine ..Schädigung der Anftalt“
bei unfern Schulen ankommt. fondern
auf das Gedeihn ihrer Z ö g l i n g e.
fodann. daß es nicht Schuld der
Schüler ift. wenn fie in eine
Vollanftalt treten. um das Ein-
jährigenzeugnis zu erwerben. fondern
Schuld des Staates oder der Ge-
meinden. Denn von den 297 Städten
Preußens. die höhere Schulen be-
fihen. haben. wie Prof. Lenh in der
..Zeitfchrift fiir die Reform der
höhern Schulen“ vom 10. Juni 1909
S. 24 ausführt. 191 Städte.
d h, 630/9 nur ghniuafiale
Vollanftalten. In diefen
Städten bildet das Ghmnafium nicht
nur den einzigen Zugang zu Hoch-
fchulftudien. fondern auch die einzige
Möglichkeit. fiir alle Schüler das
Einjährigenzeuguis zu erlangen.
Diefcs ift in diefen Orten aber
nur auf der Vollanftalt zu bekommen.
Wie nun aus der oben angeführten
Stelle hervorgeht. liegt den Voll-
anftalten nur an den Schülern. die
den Gefamtkurfus durch-
machen; felbft die mit dem Ein-
jährigenzeugnis Abgehenden erfcheinen
als ..fchwerer Balluff“ und ..unnüße
Lnf“. um fo mehr aber auch alle
aus den untern und mittlern Klaffen
Abgeheuden. Diefer ..Ballaft" be-
trägt jedoch faft 80 0/0 der genannten
Schüler. Ein folcher Vrozenifaß
macht ftußig und fordert zu näherer
Betrachtung diefer ..UnbrauchbarenN
heraus, Es fcheint an unfern höhern
Schulen etwas nicht in Ordnung
zu fein, Verlangen fie vielleicht eine

Leifiung. die die Mehrzahl der
Schüler nicht oollbringen kann ?
Schon Biedenkapp gibt in feinem
Buch ..Mufterfchliler und Schul-
taugenichtfe“ eine Zufammenftellung
künftiger großer Männer mit Riick-
ficht auf die Wirkung. die das
philologifche Ghninafium auf fie aus-
iibte. Jetzt ift in der Akademifcheu
Verlagsgeiellfchaft zu Leipzig der
erfte Band des ebenfo interefianten
wie wichtigen Werks: ..Große
Männer“ von Brof. With Öftwald
erfchienen. der Biographien von Dam).
Julius Robert Mauer. Faradah.
Liebig. Charles Gerhardt und Helm-
holtz bringt. Man könnte nun
zweifeln. ob Oftloalds Unternehmun-
gen iiber die Ausbildung der künftigen
großen Männer iiberhaupt ge-
eignet find. uns Winfe fiir die Er-
ziehung in unfern höhern Schulen
zu geben. weil das. was fiir das
künftige Genie in Betracht kommt.
vielleicht für den Durchfchnitt ganz
verfehlt wäre. Hierauf erwidert
Oftioald (S. 46): ..Da der Genius
fich vom gewöhnlichen Menfchen nur
durch die Stufe. nicht aber der Art
nach unterfcheidet. fo wird die Schule.
die für ihn geeignet ift. feinen
weniger begabten Mitfcln'ilern nicht
nur feinen Nachteil. fondern die
befte Entwicklung vermitteln. die
bei ihrer Begabung noch möglich ift.“

Oftmalds Unterfuchung des Ein-
fluffes der Schule auf die großen
Männer liefert das Ergebnis:
..Savh weiß über feine Lateinfchule
nichts Befferes zu fagen. als daß
der Lehrer ihn ungefchoren ließ.
Faraday ift einer der größten Natur-
forfcher geworden. ohne auch nur in
weitefter Entfernung des ..Segens
der klaffifchen Bildung“ teilhaftig
geworden zu fein; er fagt aber nichts
dariiber. weil er glücklicherweife nichts
davon weiß. Maner ift beftändig
einer der legten in der Lateinfchule
(Gvmnafium zu Heilbronn) gewefen.
Liebig hat fie zwangsweife verlaffen
miiffen. nachdem er allzulange die
..Schwach der Anflalt“ gewefen.
Endlich Helmholß. der Oberlehrer-
fohn. hat. fchrecklich zu jagen. grade
während der Lateinftunde
optifche Aufgaben unter dem
Tifche bearbeitet. wei(ihn ..Cicero
und Virgil höchlichft langweilten.“
(S. 344)
Gegen Oftwalds Ausführungen
wäre hier einzuwenden. daß es doch
vielleicht auf Zufall beruht. wenn
diefe großen Männer grade
fchlechte Schüler waren. Er
entkräftet diefen Einwand felbft.
indem er 1. in der Einleitung ver-
fpricht. den Beweis für feine Be-
hauptung im 2. Bande feines Werks
aufnoch breiterer Grundlage zuführen;
2. indem er darauf hinweift. daß
es ganz natürlich fei. wenn ..grade die
begabteften jungen Menfchen fich
d e r Form der geiftigen Entwicklung.
welche die Schule ihnen vorzufchreiben
verfncht. am kräftigften widerfeßen“;
und 3. indem er die Allgemein-
gültigkeit diefes Sager. an weitern
Beifpielen beweift: Darwin. der
fich ftets eines angemeffenen Aus-
drucks befleißigt hat. urteilt: ..Nichts
hätte für die Entwicklung meines
Geiftes fchlimmer fein können. als
Dr. Butlers Schule. da fie aus-
fchließlich klaffifch war und nichts
andres gelehrt wurde. außer noch
ein bischen Geographie und Ge-
fchichte“. Und an andrer Stelle:
..Niemand kann die alte. ftereothpe.
einfällige klaffifche Erziehung auf-
richtiger verachten als ich es tue.“
Hierzu bemerkt Berf. (S, 342):
Was den ruhigen Darwin zu folchen

fcharfen Außerungen veranlaßte. war
der unbedingte Gegenfaß. in dem
der Geift der klaffifchen Schule zu
dem Hauptgedanken eines Lebens
fieht. dem der Entwicklung. Denn
jener Geift ftatniert eben keine Ent-
wicklung.. fondern beruht auf der
Fiktion. der Höhepunkt menfchlicher
Betätigungsmöglichkeit fei bereits
von den Griechen und Römern er-
reicht worden. Dies Bildungsideal
ermöglicht in keiner Weife ein wirk-
liches Leben, Während nämlich die
Naturwißenfchaft lehrt. daß die
Menfchheit in der Richtung einer
immer zunehmenden Herrfchaft über
die Natur und einer entfprechend
zunehmenden Herrfchaft des Geiftes
fortfchreitet. fo leugnet das klaffifche
Bildungsideal diefen Fortfchritt.
indem es den höchften denkbaren
Punkt als bereits erreicht hinftellt.“
Oftmald ift der Anficht. daß ein
fehr großer Teil der heutigen philo-
logifchen 'und hiftorifchen Wiffen-
fchaften unfern Enkeln ebenfo vor-
kommen wird. wie uns die Scholaftik
des 'Mittelalters vorkommt. grade
weil das wefentliche Kennzeichen des
Scholaftizismus die Feindfchaft jedes
rationellen Fortfchritts ift. Alles
Studium der Vergangenheit fcheint
Oftmald keinen Sinn zn haben.
wenn man es nicht dazu brauchen

kann. die an der Vergangenheit ge-
wonnenen Kenntniffe zur Beurteilung
der Zukunft zu benutzen. So hätte
das Studium der Sprachen auch
..keinen Sinn. wenn man es nicht
dazu verwerte. die vorhandene Sprache.
über deren troftlofe Mangelhaftigkeit
uns grade die Sprachforfcher am
meiften im Dunkeln ließen. für die
Zukunft bef'fer zu gefialten.“ (S. 22.)
Prof. Oftwald nimmt in diefem ein-
feitigen Urteil nur die rein technifche
Frage der Ueberfeßungen aus. Er
hätte hier auch die wichtigen Er-
gebniffe Grimme und andrer Sprach-
forfcher für die Entwicklung der
Sprachen. der Menfchheit. der Kul-
tur beriickfichtigen follen. Erft an
einer andern Stelle (S. 336) wird
er deu Sprachen mehr gerecht. in-
dem er ausführt: ..Kulturwcrt er-
langt die Sprache in dem Maße.
als fie Trägerin einer objektiven
Literatur ift. An fich befißt keine
Sprache irgend welchen Kulturwert.“
Recht hat Vrof. Oftwald dagegen.
wenn er auf einen andern Gegen-
faß zwifchen Naturwiffenfchaft und
klaffifcher Schule hiuweift: ..Der
auf die Erfaffung fachlicher
Zufammenhänge gerichtete
Geift des jungen Mannes wird
nämlichvondenZufälligfeiten
und Willkürlichkeiten.
welche derGeftaltung aller
„natürlichen“ Sprachen
anhafteu. aufs äußerfte abge-
ftoßen. weil der Schüler in dem
Erlernen folcher Wertlofigkeiten
keine Förderung. fondern eine
Hemmung und Schädigung
feiner geiftigen Entwick-
lung empfindet" (S, 88). Eben
wegen jener Willkürlichkeiten find
die Sprachen völlig un-
geeignet. den Schülern eine
formale Bildung zu geben.
den jugendlichen Geift durch die
Gewöhnung an die Anwendung der
Regeln der Grammatik zur L o gik
und zum gefeßmäßigen Denken zu
erziehn. Damit man an einem
Material Logik lernen kann. ift not-
wendig. daß dies Material
felbft logifch ift. Dies kann
man aber von keiner Sprache
fagen. Denn alle Regeln in den

Sprachen haben ja Ausnahmen. und
daher ftauunt die laxe Auffaffung
von Regeln und (Heß-ßen. Der
„richtige". d. h. mit gewiffen will-
kürlich gewählten Vorbildern iiber-
einftimmende Gebrauch des Lateini-
fchen und Griechifcheu ift alfa nicht
fowohl eine Sache der Logik
wie des Gedächtuiffes. und
daher kommt es. daß kein heutiger
Abiturient nach 9jährigem Latein-
lernen bis zu l0 Stunden wöchent-
lich die fehlerfreie Uberfeßung eines
modernen Stückes Literatur an-
fertigen kann. Man braucht nur
irgendwelche fprachlichen Eigentümliäf-
keiten mit den Regeln der cinfachften
Logik zu unterfuchen. um alsbald zu
entdecken. daß der Charakter der
Sprache nichts ift. als ein Uherreft
eines vorweltlich unvollkommenen.
weil gänzlich hildlichen Denkens. von
begrifflicher Klarheit weit entfernt."
Hier liegt aber der G r u n d -
irrtum. an dem unfer höheres
Schulwefen krankt: das Studium
der alten Sprachen. an
dem das Ghmnafium a l l g e m e in e
Bildung lehren will. ift nichts
als Fachbildung. Fiir diefe
aber ift die Univerfität
da, Die höhern Schulen
follennurAllgemeinbildung
übermitteln. Die Fachfchnle (Ihm-
nafium ift alfo ein Luxus und eine

zwecklofe Laft. die ein Kulturftaat
auf Koften des Steuer zahlenden
Volkes auf die Dauer nicht tragen
kann und braucht. weil fie auf einem
Irrtum beruht. Durch diefen Irrtum
hat das Gymnafium aber auch die
andern höhern Schulen ftark gefchädigt;
denn um die Gleichberechtigung zu
erlangen. hat das Reform: und
Mädänngnmnafium die gleichen
philologifchen Anforderungen in feinen
Lehrplan aufgenommen. das Real-
ghmnafium fiir beide Gefchlechter
gleiche Leiftungen im Lateinifchen.
Selbft die Realanftalten find durch
die Prüfungsoorfchriften gezwungen.
die grammatifche Uberfeßungsmethode
für die neuern Sprachen nach dem
Mufter des ghnmafialen Sprach-
betriebs anzuwenden. Bis in die
jüngfte Zeit wirkt diefer fchädigende
Einfluß: das Gymnafium. das
80 o/0 feiner Schüler als unbrauch-
bar ablehnt. das 45 9/9 Militär-
dienftuntaugliche und in einzelnen
Primen 7() 9/9 Kurzficbtige liefert.
ift von den Frauen Jahrzehnte lang
erftrebt und nun im Prinzip auf
die Mädwenbildung übertragen
worden. Der Erfolg wird fein. daß
an den höhern Mädchenfchulen mit
Oberftufe jene Zahlen fich noch er-
höhn werden. da die Mädchen aus
phnfiologifchen Gründen einer 8-
bis 10- und mehrftiindigen täglichen
Arbeitszeit noch weniger gewachfen
find. Wie oben ausgeführt. ift das
Erlernen der alten Sprachen nur
Sache des Gedächtniffes. Die
Schwierigkeit des Erlernens aber
uerurfacht nicht mehr die Gering-
fügigkeit der pädagogifchen Erfolge
im Sprahunterricht. fondern auch
..Lüge und Betrug." zu denen fonft
ftreng ehrenhaft denkende Knaben
greifen und die fie für berechtigt
halten. um fich den übermäßigen
Anforderui'fgen zu entziehn. Daß
auf folche Weife L ii g e u n d
Betrug zu einem regel-
mäßigen Beftandteil des
S ch u l w e f e n s gemacht wird.
ift eine fürchterliche Tatfache. So
tritt der Jüngling mit g e b r o ch e -
nemmoralifchemRückgrat
ins Leben.“
Wie können wir folche Schäden

befeitigen? Man fchaffe den Zwang
ab. der dadurch entfteht. daß
wir die ..allgemeine Bil-
d u n g" bis zur Reifeprüfung aus-
dehnen. die Uniformierung.
die noch immer als notwendig
augefchn wird. die geiftige
Einengung durch den fcholafti:
fchen Betrieb. Während z, B. an
dem unfrer Oberftufe entfprechenden
amerikanifchen College der junge
Mann nur etwa 15 Stunden
wöchentlich belegen muß und fchon
halb Student ift. halten unfre Voll-
anftalten den Schüler durchfchnittlich
bis zum 12. Jahre zurück. zwingen
ihm 35_37 Sclnilftunden die Woche
auf. nämlich den Unterricht. der
ihm ohne feine Wahl und
ohne Zuftimmung geboten
wird. J e d e r Schüler o h n e
Unterfchied muß dasfelbe
Klafienziel erreichen. Dies ift eine
Vergewaltigung der jun-
gen Geifter. die fo uner-
hört ift. daß man die lang-
jährige Abftumpfung der
Gewohnheit nur gegen ihre
mittelalterliche Befchaffen-
heit blind machen kann. Die wenigen
Monate. die zwifchen der Schulzeit
und dem Beginn des Studiums
liegen. follen dann ausreichen. um
aus dem in jeder Stunde kontro-
lierten Schüler den freien Studenten
'1.57

zu machen. der Inhalt und Form
feiner Arbeiten ohne Kontrolle wählt.
Da ift es kein Wunder. daß der
eben der Schulknechtfchaft entronnene
Jüngling fich in die neue Knecht-
fchaft eines „Korps“ begibt. Ihm
ift wiihrend der entfcheidenden “Zeit
zwifchen dem 16. und 18, Jahre
das-Bedürfnis nachSelbft-
beftimmung und eignem
U r t e i l durch die Schule aus-getrie-
ben worden. Er wird alfo bis an
fein Lebendende ohne felbftändiges
Urteil mit amtlich gelieferten ..Uber-
zeugungen“ durchzukommen fuchen.“
Schon die Schule kann Selbft-
beftinunung und felbftc'indiges Urtei(
ihrer 'Zöglinge ausbilden, indem fie
die Wahlfreiheit der Un-
terrichtsfc'icher. mit der man
heute in der Prima Verfuche macht.
weiter ausdehut. Dann wer-
den auch Griechifch und Lateinifch
auf der Schule bald abgefchafft fein
Dagegen laffen fich eine Menge
Fächer nennen. die fich auf gleichem
Wege fehr gut erhalten wiirden.
Eutfprechend find in den Prüfungen
die Kompenfationen min-
drer Leiftungeu in einem Fach durch
erhöhte in einem andern bedeutend
zu erweitern.
Wie die Anzahl der Fächer. fo
follte man auch den Umfang
des Unterrichts in jedem
einzelnen Fach bedeutend ein-
fchrc'iuken. Der perfönliche Unterricht
fallt auf der Oberftufe auch fchon
teilweife auf der Mittelftufe weit
weniger ins Gewicht als die S-:lbft-
belehrung aus Büchern. Die
Zöglinge haben ja natürlichen
Wiffensdrang. er darf nur nicht
durch das Ubermafz des Gebotenen
erftictt werden. Und nicht bloß in
der Schule. auch im Anfchluß an
die Volksbiichereien follte die Ein -
führung in die Kunft der
Bücherbenuhung durch Vor-
trc'ige und Demonftrationen gepflegt
werden. Hierbei ift auf die vielen
wohlfeilen Bücherausgaben hinzu-
weifen.“ Durch Einführen folcher
Freiheiten und Reformen werden
wir vermeiden. daß immer wieder
junge Leute zu (Grunde gehn. wei(
Eltern und Schule fie mit

allen Kräften verhinderten.
Taten zu tun. nach denen ihr Herz
diirftete. Nun könnte man fragen.
ob die Menfchheit iiberhaupt durch
“die ungefchehnen Taten diefer jungen
Leute. die die Schule für „un-
brauchbar“ erklärte. etwa-Z verlor.
Sicher befanden fich unter denen.
die unheilbar gefchädigt wurden.
..in großer Zahl folche. die fiä) bei
leidlicher Freiheit zu hervorragenden
Menfchen entwickelt hätten“. wei(
grade' die. die den ausgetretenen
Weg nicht zu gehn vermögen, im
Stande find. neue Pfade zu finden:
die Selbftändigen mit eignem Urteil.
die For-feder. die Künftler. die tech-
nifch. mufikalifch oder diehterifch Be-
anlagten. kurz alle mit Sonder-
begadung. für die die maß.-
gebende philologifche Schablone des
Ghtnnafiums nicht paßt. Sie haben
mit demvielen Entbehrlimen.
das die Schule neben dem Guten
bringt. die Zeit. die fie zu Studien
hätten anwenden können. und die
Luft dazu verloren und find fo meift
fiir immer dem Studium und dem
Forfchen eutfremdet worden. Dies
Entbehrliche muß die Schule be-
feitigen; es heraus zu finden.
wird durch die Wahlfreiheit der
Fächer leicht werden.
Den andern aber. die An-
paffungsfc'ihigkeit genug befaßen. die

philologifche Schule durchzumachcn.
auf dem (Hmnnafium. den ..Beamten
und Richtern“. ift eine blindgläubige
Verehrung des „Alten‟ anhhpnotifiert
worden. Sie ftehn unter dem
Bann diefer mittelalterlichen Scho-
laftif. denn jeder Beamte muß
juriftifche Vorbildung haben!
Diefe ift aber eine genaue Fort-
fcßung des Säjnlcnittelalters. Während
fett 3 oder 4 Jahrhunderten alle
andern Wiffenfchaften fich vom an-
tiken Ideal [angemacht und feitdem
die wundervolle Entwictnmg erfahren
haben. deren Zeit wir als die
Neuzeit kennzeichnen. bleibt die
Rechtswiffenfchaft noch
immer in dem Wahn befangen.
als fci durch die Arbeit cities
niedergehenden Volkes in den Rechts-
biichern des halbzertrümmerten
Reiches alle Weisheit niedergelegt.
die je die Menfchheit in den
Fragen des Rechts erringen könne.
Das Volk dagegen verlangt eine
Rcchtfprechung. die auf den Rechts-
anfchauungen unfrcr Zeit beruht.
So drehn fich die Bildungs-
angelegenheiten. die wich-
tigften für jede auf ihre Zukunft
bedachte Nation. in einem Kreife:
die Verwaltung allein hält das
Ghmnafium. das das Volk in
dem Augenblick verließe. wo ihm
das V r i v ile g . insbefondre das
gefellfchaftliche. genommen
würde. und das Ghmtiafium liefert
wieder der Verwaltung jene (ebens-
fremdcn Männer. die dem eigentlichen
Leben des Volks fernftehn. um im
engen Kreis der ..Standesgcttoffen“
ein künftliches Dafein zu führen.
Helfen kann da nur. daß man grund-
fäßlich die höhern Stellen
ftatt mit juriftifch mehr mit fach -
männifch Vorgebildeten
befehl., Dann wird der nngefunde
Zudrang zum juriftifchen Studium
bald aufhören. Die gcfnnde Riick-
wirknng diefer Reform auf unire
höhere Schule aber wird fein. daß
die Väter. die ihre Söhne fiir
die Verwaltungs: oder Richterlauf-
bahn beftimmt haben. nicht mehr
für nötig halten werden. daß die
Kinder an den Kurfen fiir alte
Sprachen auf der Schule teilnehmen.

Vorausgefeßt ift natiirlich. daß völlige Wahlfreiheit diefer Fächer auf den höhern Schulen inzwifchen eingeführt ift.
Eine gefuude Schulreform wird fich alfa. da eine folche immer an das Veftehende anknüpfen muß. etwa auf folgendem Wege vollziehn: Man entferne den Lateinuntcrricht aus der Untcrftufe der Ghntnafien und Realghmnafien. was die Reform: und die höhern Mädchenfchulen fchon getan haben; in Tertia mache man Latein. in den Sekunden der Nc-formfchulen Griechifch wahlfrei. d. h. man richte an allen höhern Schulen von Beginn des Unterrichts in den fremden Sprachen an eine mathematifch-naturwiffenfchaftliche Abteilung neben einer fprachlich : gefchichtlichen ein. Daduräf wird es möglich fein. an allen Schulen den Unterricht auf 5 Stunden täglich zu befchränken. fo daß den Zöglingen täglich Zeit für Ausbildung des Körpers und für Lieblingsbefchäftigungen bleibt. Durch die Wahlfreiheit der Fächer wird man den Oberlehrern auch den Dienft erweifen. daß fie nicht mehr Kontroll-. Spionier- und Polizeidienfte zu verrichten haben. Statt der heut zuweilen beftehenden aus: gefprochencu Feindfchaft werden fie

die Freundfchaft der Schiller er-
werben. und wir werden wieder
frohe Schüler haben. Nach diefen
erften Reformen fchon werden unfre
höhern Schulen auch nicht mehr
einen fo hohen Vrozentfaß ihrer
Zöglinge vor der Zeit als ..unbrauch-
bar" entlaffen.
prof. i)r. üeeZebiter.

Nachfchrift zu den Mitteilungen
..Aus Hoffmanns Nachlaß“.

Während E. T. A. Hoffmann im
Sonuncr 1819 in den fchlefifchen Bädern
weilte. beforgte Freund Hihig in Berlin
die (lorrectur der ..Lcbens-AnfiOten“.
die Hoffmann im Namen feines Katers
Murr verfaßt hatte, Es ift bekannt.
daß Hoffmann dafür in Warmbrunn
ein Porträt des literarifchen Katers in
einen Kriftallpokal fchneiden ließ mit der
Unterfchrift: ..Der junge Autor feinem
vielgelievten Correktor“ und daß er
diefen Vokal im September am frühen
Morgen nach der Rückkehr dem hülfs-
bereiten Freunde übergab. der inzwifchen
10-12 Bo en gefördert hatte.
Als Ho mann fich dann freilich die
Aushängebogen anfah. mag er gedacht
haben: Gott fchiiße mich vor meinen
Freunden. Hißig war. wie vier Jahre
fpäter auch andre aus feinem Buche
..Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß“
erkannten. ein fchlechter Corrector. So
fah fich Hoffmann im November gc-
nötigt. die bemerkenswerteften Ver-
fehiedenheiten zwifchen Mauufeript und
Druck in dem Vorwort zum erften Bande
zu verzeichnen. Er jubelt: ..Wahr ift
es . . .. daß Autoren ihre kühnften Ge-
danken. die außerordentlichften Wen-
dungen oft ihren gütigen Sehern ver-
danken. die dem Anffchwunge der Ideen
nachhelfen dnrch fogenannte Druckfehler.“
Aehnlich fchreibt er bei Ueberfendung
des zweiten Bandes ant 30. Januar 1822
an Jean Paul: ..Nicht umhin kann ich
Riiekfichts der vergniiglichen Druckfehler
in diefem Buch zu bemerken. daß mein
Verleger fo glücklich gewefen ift. einen
Seherzansfindig zu machen. der mit
ganz befondrer fchalkifcher Schlauigkeit
dem Autor die anmntigften Ueber-
rafchuugen bereitet. indem er noch in
die AushängeBogen feltfcnne Wörter
von eigner Erfindung hinein zu fchwärzen
weiß. - .Könnte der Mann nicht im
fiidlichen Deufchland empfohlen werden?“

Ein ähnliches Glück ift auch mir zu
Teil geworden. Ich war ebenfalls
(wenn auch leider nicht durch eine
Badereife) verhindert. eine Correctur
meiner Mitteilungen aus Hoffmanns
Nachlaß zu lefen; und nachdem ich von
der Reduction ein Belegexemplar des
erften Juni-Heftes erhalten. erkannte
ich weder mich noch meine Arbeit noch
Hoffmanns Texte wieder,
11m meine Zufäße als folche zu kenn-
zeichnen. hatte ich die Einleitungen zu
allen fiinf Texten in eckige Klammern
gefeßt; der Seher. damit unzufrieden,
hat fie heim [i. Stück in runde verwandelt
und bei den andern kurzweg geftrichen.
Sonftigc Veränderungen der Inter-
punttion und der Schreibnng (z. B. ftets
Manuskript ftatt Manufkript) iibergehe
ich hier. als bei Zeitfehriften unvermeid-
lich. und befchränke mich darauf. die in-
treffanteften Veränderungen des W o r t-
l a u t c s anzuführen.
1.
Was zunächft Hoffmanns Terre
angeht. fo follte in Nr. l die Unterfchrift
unter Trials Linie (S. 348 oben) lauten;
l)[. . . .] Vacuum]
Zwei Zeilen darauf ift ftatt ..Trefflich-
keit“ zu lefen ..Vortrefflichkeit“ und in
der drittletzten Textzeile der felben Seite
ftatt .,Bierkeng“ ..Bierkkug“. Auf der
zweiten Zeile der folgenden Seite lefe
man ..Vhilome|e“ ftatt „Vvilomcne“
und drei Zeilen darauf ..SchwüleN ftatt
..Schwule-'C
In Nr. |[wird (S. 353 Z. 8) bei
der Schilderung des emporklimmcnden
..armen Teufels“ gefagt: ..der Hut
verläßt ihn in der Noth wie ein falfcher
Frennd“; nachher heißt es dann im
Gegenfahe dazu: ..Bohlnifche M ji h en
find treuer als Hüte‟. Der Seher
denkt ans Geld und druckt (Z. 14)
..teurer als Hüte“.
Im [li. Stück foll der Vers: ..O
laßt fie kommen. eilt. o eilt!“ (S, vorletzte Zeile) nicht von der Frau
16()

fondern vom Landmann gefprochen
werden.
Im [7. Stück (S. 859 Mitte) heißt
es dem Bersntaß entfprechend:
Ha! - das fromme Kind. fi e betet
2.
Zahlreicher find die Aenderungen.
die der Seher an meinen eignen
Zufätzen vorgenommen; auch von
diefen Varianten muß ich die wichtigften
aufzählen. damit der Lefer ..von beiden
Autoren nicht beffer oder fchlechter denke.
als fie es verdienen". um mich wie
Hoffmann in dem citirten Kater-Vorwort
auszudrücken.
Zunächft ift ein großer Teil der
Namen durch andre erfeßt. Lichten-
berg hat Hogartv. nicht Ho'arls
351) erläutert. Der kunft- uud
nlfrecche Herzog Karl Theodor nnd
ferne Vorfahren waren zu ihrem Leid-
weten nicht regierende Herzöge von
Bayern 6354)._ fondern nur Titnlar-
herzoge 'n 'diefem Lande. Blankenfees
Freunde hießen Hensel und Chem).
nicht Henkel und Chest) (361 unten).
Hoffmann hat kein Oratorium. auch
keine Ventura (345 oben) fondern nur
eine 'l)enura ka8tu083 gefäjrieben. Der
Bibliograph der deutfchen Dichtung
heißt-Gordeke. nicht Gvedc'te (346. 361).
Endlich hieß __ und hier offenbart der
Seher wirklich ein riickichauendes
Ahnungsvermögen _ Blankenfees Gut
im Mittelalter tatfächlich Wogartcn
(862 oben) nnd meine Familie nannte
fich bis gegen 1700 wirklich auf gut
meckleuburgifch Möller; aber feitdem
hat fich das o in u und entfprechend
das ö in l] gewandelt.
_ Wunderlicher als diefe relativ harm-
lofen Seherfcherze find die Aenderungen
dergJahreszahlen. die fich jeden-
falls nicht auf Undeutlichkeit des
Manufcrtpts zuriickfiihren laffen. Baerft
ftarb erft__1855. nicht 185-1. Blankenfee
dagegen nt fchön 1792. nicht erft 1872
geboren (beides f. auf S. 861). Gu-
ißens ..Gaben der Milde“ und Blanken-
fees „Mahglöckchen“ erfchienen 1817;
der Setzer [glaubt jene ein Jahr fpäter
(S. 344). diefe ein Jahr friiher (S. 861)
anfehen zn fallen.
Jin iibrigen möchte ich nur folche
Varianten auffiihren. die den Sinn
völlig verändern; bloße Nuancen (wie
„ausführlich“ itatt „ausführlicher“.

„oben“ ftatt „eben“ u. dgl.) mögen un-
beanftandet bleiben.
S. Z. 4: ft. ..in der Eonception“
l. ..in den Eonceptcn“
Note 3.1: ft. ..nngedructt“ l.
..ungedruckt hinterlaffen“
S. 846 lehre Zeile des erften Briefcitats:
ft. „was“ l. „war“
S. 360 Stück l/ Z. 8f.: ft. ..es ift fo.
wie man Delbrück in ..von
Ellbriick“ veredeln wollte“ l. ..es
ift. wie wenn man Delbrück in
..von Elbriick“ veredeln wollte“
S. 361 Z. 6: ft. „nicht“ l. ..nicht nur“
Z. 9: ft. ..in mehrern Tagen“
l. ..in unferen Tagen“
Z. 26: ft. ..proniovirte zum
l)r. fur. 1818; 1814 nahm er“
l. promovirte zum l)r. juris*
1813 und 1814 nahm er“.
tin-18 von Müller.

Die Großherzogin a. D.
Noman von Ernft v. Wolzogen
Berlin. F. Fontane Co.

Ganz fo luftig wie andre No-
mane Wolzogens ift diefer nicht. doch
erhebt er fich über die gewöhnliche
Nomanlektüre. Es handelt fich nicht
um eine wirkliche Großherzogin. fon-
dern um eine ehemalige Maitreffe
des legten Großherzogs von Gerol-
ftein. die in den Traditionen ihres
Standes bis in die erften Jahre des
20. Jahrhunderts fortlebt und bei
dem Einzug des Kronprinzen von
Preußen. den fie wie alles Preußi-
fche glühend haßt. ftirbt. Es bleibt
fehr unwahrfcheinlich. daß eine folche
Dame faft 40 Jahre nach den Zeiten
ihres Triumphes die Alliiren einer
Maintenon und andrer beibehält und
von den Ideen einer neuen Zeit
durchaus nichts annehmen will.
Aber ganz luftig ift ihr Erftaunen
über die Erfindungen der Neuzeit.
z. B. über das Telephon dargeftellt.

und das oft recht unangenehme
Wefen der Greifinz die wegen ihrer
Herbheit Raugräfin genannt und als
folche nerfpottet wird wird einiger-
maßen oerkliirt dura) die zärtliche
Sorge, die fie einer Urgroßnichte
erweift- die fie an Kindesftatt an-
nimmt und erzieht. Die Erziehungs-
gefchichte diefes Mädchens, fchließliih
ihre Heirat, nachdem fie fchon zwei
Bräutigamq einen unreifen Gym-
nafiaften und einen mitgiftliifternen
Oberleutnantz gehabt hat. diefe ihre
Heirat mit einem reichen Weinhand-
ler wird ganz anmutig erzählh wenn
anch nicht übermäßig wahrfcheinlich.
Die Lokalfchildernngen und Neben-
perfonen werden mit nie(Humor
vorgeführh ein alter Hauptmann
mit einer ungeheuern- abfchreckenden
Nafex ein alter Abbe, der fich die
Grobheiten feines alten Beichtkindes
mit einer gradezu himmlifchen Ruhe
gefallen läßt- ein junger Abbe- der
neben feinen geiftlichen Verziicknngen
allzu ftarke wolliiftige Anwandlungen
empfindel- eine rheinifche Batrizier-
familie„ das verfallne Schloß der
Raugräfin- das find alles Bilderz
die man gern fteht, Daß in einer
(Gefellfchaft bei dem reichen Wein-
händler dem Vater des fchließlich
wirklichen Bräutigams Klara Viebig
erfcheint und eingehend gefrhildert
wird„ erfcheint in diefem Zufammen-
hang recht gefchmacklos. '
' prof. l)r. duale-i3 (Zeiger.

Finanzpolitifches.

Der New-Yorker fchwarze
Freitag ift heute: nach feinen
leßten Proben im Junix eine fo
frioole Alltägliäzkeit gewordenz daß
er fiir die großen Kinder; die mit
der Börfe zu tun haben, eigentlich alle
Schreckenoerloren haben müßte. Die
fc'l'warzen Tage von New-Yorkx die
Erzeugung der gewaltigen Erregung
die fich uns über den Kanal in
fehr bedenklicher Weife mitteilt, find
ohne Beifpiel in der Gefchichte der
gemachten Derouten, In Wien ver-
banden fich eines Tages - es war
1897 - zwei gewiffenlofe Jour-
naliften mit dem feinen Leiter des
amtlichen Telegraphenbureaus zur
fchnellen Verbreitung der Nachricht-
Kaifer Franz Jofef hc'itte zum Brati-

denten des Volenklnbß in einer
Audienz geäußertz daß ein Krieg
mit Rußland unabwendbar wäre.
Um die darauf folgende Teroute zu
begreifem halte man fich vor Augen:
erfiens daß das k. k. Telegraphen-
bureauz deffen Dienft in jenen Tagen
mancherlei zu wiinfchen übrig ließ-
grade diefe Nachricht auffallend ge-
fchickt lanciert hatt und daß zweitens
die inilitärifche Uebrrlegenheit Ruß-
land-Z vor den Siegen der Japaner
iiber jeden Zweifel erhaben war . .
Immerhiw die Lage war dazinnal
gefpannh Rußland machte fich auf
dem Balkan allzubreitz hatte in allen
türkifchen Vafteten feine Finger-
ftand acht Jahre vor feiner innern
Revolution, und eine folche Aenßer-
ung des öftreichifchen Kaifers fchien
nicht unwahrfiheinlich. Dazu ner-
breitete fie noch das amtliche Depefchen-
bureau.
Aber die leßte Erfchiitterung,
die von New-York aus-ging? Keinem
halbwegs aufmerkfamen Beobachter
konnte es entgehn- daß in Amerika
die Politik auf das Wohl und
Wehe von Handel und Jnduftrie
einen böfen Einfluß ausübt. Jeder-
mann- der das politifihe Leben der
Union annähernd verfolgt - und

das muß jeder. der für fich das
Recht in Anfpruäj nimmt. in
amerikanifchen Werten zu fpefulieren.
ohne fiir irrfinnig erklärt zu werden
- jeder Vernünftige alfo muß
wiffen. daß die amerikanifche Ge-
fchäftswelt am Ende einer Grieß-
gebungsperiode aufatmet. Zumal
vor dem Nahen einer Weltfchlacht
fteigern fich die wirtfäjaftlicheu
Beklemmungen bis zu einer atem-
beraubenden Angft. Aber man follte
auch wiffen. daß felbft in Amerika
nichts fo heiß gegeffen wird. wie
man es kocht. Es war demnach
vorauszufehn. daß der Kongreß der
Union und Herr Taft nicht über
Nacht die Eifenbahnen rninieren
könnten.
Einen ganzen langen Winter
hat der Kampf gedauert. bis das
neue Eifenbahngefeß zuftande kam.
Die Eifenbahnen haben dabei den
Standpunkt eingenommen. fie wären
Privatgefellfchaften. könnten infolge-
deffen ihre Gefchäfte nach eignem
Ermefien führen. Solche Grund-
fäße find natürlich unhaltbar. der
Staat hat nicht nur ein Recht, fon-
dern eine Pflicht. die Bahnen in
ihrem Tun und Laffen zu iiber-
wachen.
Das reifcnde und verfrachtende
amerikanifche Publikum hat bei diefen
Verhandlungen infofern fchließlich ge-
wonnen.als die Rechte der lnterZtate
Commerce Commission durch das
neue Eifenbahngefeß einigermaßen er-
weitert wurden, Die lnterZtete Com-
merceCommiZZionifteineBehörde.die
alle Eifenbahnen beauffichtigt. die
in mehr als einem Staate Gefchäfte
machen, Die Kommiffion hatte
während der Wirkfamkeit des frühern
Eifenbahngefeßes das Recht. die
Fracht. und Perfonentarife zu er-
mäßigen. wenn fie ihr zu hoch
fchienen. Von diefem Recht machte
die Kommiffion nur fehr fetten Ge-
brauch. Wenn fie aber die Herab-
fehung der Tarife verlangte. fo war
eine folche Borfchrift nicht inappel-
label. Das ift fie zwar nach dem
neuen Gefeß auch nicht. aber fie
erlangt vorläufig Reäjtskraft auch
für den Fall eines Appells an die
ordentlichen Gerichte. Früher mußten

bis zur definitiven Entfcheidnng des
Rechtsftreits über die Erhöhung.
Beibehaltung oder Herabfeßung der
Tarife die Paffagiere und Berfrach-
ter die höhern Säge zahlen und
durften höchftens auf Rückerftattung
der zuviel gezahlten Beträge klagen.
wenn die letzte Jnftauz die höhern
Tarife verwarf. Von nun an
müffen die Eifenbahnen die [nier-
Ztate Commerce CommiZZjon von
der Abficht. die Tarife zu zerhöhn.
30 Tage vorher verftändigen. Die
Kommiffion kann dann die Rechts-
kraft des neuen Tarifs verfchieben
und in der Zwifchenzeit Erhebungen
über die Berechtigung der Tarif-
erhöhung pflegen. Wenn die Kom-
miffion gegen die Eifenbahnen
entfcheidet. fo können die Bahnen
an das Handelsgericht und das Ober-
landesgericht appellieren.
Daß nun die lnterstate Com-
merce Commißaion eines Tags von
ihrem Recht Gebrauch machte. das
Publikum vor der Auswucheruug-
durch die Eifenbahnmagnaten zu
fchiißen. war noch immer kein ver-
nünftiger Anlaß zu einer Panik.
Die kleinen Spekulanten überfiel
wegen der plößlichen anftändigen
Anwandlungen der zwifcbenftaatlichen
Handelskommiffion nicht etwa die
Angft. die Papiere der Großbahnen
könnten plößlich bedeutend an Wert

verlieren. Die großen Spekulanten
hatten fchon gar keine Furcht. Im Ge-
genteil: fie warfen im Bewußtfein
ihrer Macht die Papiere auf den
Markt. und diefes Mittel tat anch
fofort feine Schuldigkeit. Nach einer
Unterredung ihres Bräfidenten mit
dem Vräfidenten Taft tut die Kom-
miffion viel Waffer in ihren Wein.
Es wurde offiziell bekanntgegeben.
daß die erhöhte Autorität. die ihr
das Gefctz verleiht. nicht willkürlich
angewandt und dazu benutzt werden
dürfe. die Eifenbahnen an der Aus-
übung ihrer gefehlichen Gefchäfts-
tätigkeit zu hindern. Damit ift aus-
drücklich gefagt. daß die Ausbeutung
des Publikums gefeßlich und eine
Kleinigkeit ift. über die man fich
weiter nicht aufzuregen braucht.
Nachdem Millionen verloren und
viele Selbftmorde begangen waren.
erklärte denn auch Mr. Taft in
feiner dicken Gemütlichkeit: Es ift
davon die Rede gewefen. daß mög-
licherweife die europäifchen Kapitaliften_
die in amerikanifchen Eifenbahnwerten
Anlagen gemacht haben. in Angft
verfeßt würden. und aus einem
Kursfturz der Aktien Verlegenheiten
entftehn könnten zu Zeiten. wo die
Ernte verfrachtet wird. Er. der
Vräfident der Union. fehe in der
Lage nichts. was einen folchen Stand-
punkt rechtfertigen könnte. Er fei
der Anficht. daß das Gefeh in den
Händen einer vorfichtigen Körper-
fchaft ift. und wünfche. daß diefer
Charakter der Vorficht aufrechterhalten
bleibe. Die Kommiffion wollte tat-
fc'ichlich den Eifenbahnen auch nicht
die geringften Schwierigkeiten bereiten.
und es werde nichts gefchehn. was
das Gedeihn der Eifenbahnen. fo-
lange fie das Gefeß erfüllen. be-
drohn könnte! Wie lange wird es
noch dauern. bis die guten Europäer
daran glauben. daß auch an der
New-Yorker Börfe im Grunde nur
mit Waffer gekocht wird? Nur daß
diefes Waffel* fchmußiger ift als
bei uns?
*[-
Wie wir von einer abfolut zu-
verläffigen Seite erfahren. find die
Verhandlungen der Firma Keller
8c R eine r in Berlin wegen Er-

zielung eines Arrangements mit
ihren Gläubigern in den letzten drei
Wochen ohne jedes pofitive Refiiltat
verlaufen. und die E r ö f f n u n g
des Konkurfes fteht un-
mittelbar bevor, Die neuen
Männer wollen keine weitern Kon-
zeffionen machen. weil fie die Ueber-
zeugung gewonnen haben. daß in-
folge der in die große Oeffentlichkeit
gedruugenen Gerüchte von den
Säjwierigkeiten der Firma ihr alter
guter Ruf dahin fei und fich damit
ohnedies nichts Rechtes mehr an-
fangen laffe. In den Räumen der
Firma wird vom Herbft ab - wie
wir das fchon in der leßten Num-
mer erzählt haben - ein vornehmes
Möbelgefchäft gefiihrt werden.
'l'kteodälcd

Aus Hof und Gefellfchaft
Die Familie des neuen preußifchen Landwirtfchaftsminifters.
Nachdr. oerb.
Der neuer-nannte Landwirtfchaftsminifter Clemens Freiherr von Schorlem er-
Liefer entftammt einem uradlichen Gefchlecht Weftfalens. das fich friiher Vredhard. fpäter Vredharzkerken nannte; diefe Be-
zeichnung wurde von dem Stammgut gleichen Namens übernommen. Der erfte. der fich Schorlemer nannte. war Ludolfus de Scorlemer. der in einer Urkunde des Bifchofs Jsfried von Naßeburg 1191 er-
wähnt wird. aber feine Nachkommen fchrieben fich dann wieder von Vredharz-
ferien. während der Name Schorlemer erft viel fpäter aufs neue zur Aufnahme kam; Johann ||. unterfchricb von Bredharz-
ferien gen. von Schorlenberg. Von 1450 wird dann der Name von Schorlemer zu Bredharzkerken gebräuchlich. Die von dem oben erwähnten Ludolfus de Scorlemer ab ununterbrochen eführte Stammreihe weift intreffante Verfönlichkeiten auf. die wegen ihrer Verfchwägerung mit andern Familien von allgemeinem Jntrcffe find: Neinhardus de Seorlemer wird u. a. hier genannt. der um 1200 lebte. Sein Sohn *ift als Iteinfried l. aufgezählt. Ihm folgte Andreas. diefem Thhmo |.. der fich von Vredharzkerken nannte. dann Thnmo ll.. gleichen Namens. er lebte um 1263. Jienfried von Bredeharzkerken wird 1319 genannt. fein Sohn unterzeichnete fich Themmo von Bredehorzkerker; deffen Nach-
komme. Johann l. von Bredeharzkerken
165
gen. Schorlemer. trug 1377 Bredeharz
tet-ken dem Stifte Köln zu Lehen auf; er war mit Jutha von Amelun fen ver-
mählt. Beider Sohn Johann Zil. wird als Knappe aufgeführt; ihm folgte Nembert l.. der fich von Schortenberg nannte. Sein Sohn. Reinfried [|1. von Vredeharzkerken gen. von Schortenberg. um [399. hatte Bertha geborne von Binol ur Gemahlin. Bei einem fo alten Ge-
ichlecht. wie das derer von Schorlemer. laffen fich gar vielerlei Beziehungen zu' andern Familien des Landes fe-tftellen, fodaß es dem Genealogen fchwer w rd. der intereffanten Stammreihe nicht ausführlich folgen zu dürfen. Es fei daher nur derer gedacht. aus denen die beiden bis in unfre Zeit hinein fortbliihenden Aefte des Gefchlechts ftammen. Aller Nachgebornen gemeinfamer Stamtnvater war Johann ||l. ..der Alte“ von Schorlemer zu Bredeharz-
kei-ker. (auch hier ändert fich die Schreib-

weifc in den Urkunden. dom hatte das
Stammhaus mit einem Kerker nichts
gemein). „Der Alte" war mit einer Dame
des uradligen Gefchlechts von Weftfalen
oermählt. er ftarb 1450 zu Hellinghaufen.
Von ihren vier Söhnen: Nembert. Jo-
hann |7.. Arnd und Weffel von Schor-
[einer führte der zweite und der jün fte
die Stammreihe weiter fort. Johann ?7.
war mit Mathilde von Plettenberg ver-
mählt. Weffel hatte eine von Bufch zur
Gemahlin. Von diefen beiden ftnmnien
die Linie ZX. und 8. des Schorlemerfchen
Gefchlechts ab. deren zweite mit Friedrich
Freiherrn von Schorlemer 1852 erlofch.

die erfte blüht noch fort. Dem Gefamt-
haufe wurde laut preußifcher Kabinetts-
ordre vom 3. April 1844 die dem fäch-
fifchen Kammerherrn Friedrich von Schor-
lemer verliehene Freiherrnwijrde anerkannt.
da fi-h die preußifche Beftätigung auch auf
die Brüder des genannten bezog. Ju-
tereffant ift. daß fich der Sohn des erften
Freiherrn o. Schorlemer. Friedrich Clemens.
..zu Herringhaufen" fchrieb. und erwähnt
fei ferner. daß im Lauf der Jahrhunderte
die Schreibweife des Stammguts in
Friedharzkirchen fich wandelte. Genannter
Friedrich Clemens war Herr auf Over-
hagen fowie Ober- und Nieder-Helling-
haufen. An Schorlemerfchen Gütern be-
fißt der Landwirtfihaftsminifter noch die
Burg Schweinheim im Kreife Euskirchen
und Fifcherhof im Fürftentum Birkenfeld.
Nach beftandnem Abiturienten-Examen
(1874) ftudierte Clemens Freiherr von
Schorlemer in Würzburg und Göttingen
die Rechte. 1877 beftand er das Referen-
dar-Examen. ein Jahr fpäter promovierte
er an der Univerfität Göttingen zum l)['.
fur. utr. „maxima cum laune“. dann
arbeitete '1)1'. von Schorlemer als Referen-
dar in Göttingen, Osnabrück und Celle.
Er diente hierauf fein Jahr beim Weft-
fälifchen Feld-Artillerie-Ziiegiment No 7
ab. in welchem Truppentei(er 1880 zum
Leutnant d. R befördert wurde. doch fchied
er fpäter aus dem Heeresoerbande aus.
fobaß zu dem jeßigen Titel des Minifters
außer dem l)r. jur, utr und dem preußi-
fchen Kammerherrntitel noch der Ober-
leutnant a. D..gehört. Da Freiherr von
Schorlemer aber auch als Oberpräfidial-
rat 1900 aus dem Staatsdienft feinen
Abfchied nahm. um fich intenfiver der Ver-
waltung feiner ausgedehnten Güter wid-
men zu können. ftand noch ein weiteres
a, D. in der Reihe feiner vordem verzeich-
neten Aemter und Würden. Jedenfalls ift
der Minifter wie nur wenige auf ein fo
fchwieriges Amt vorbereitet. wurde er doch
in der Praxis in alle Zwei e der Land-
wirtfchaft von Kindheit au eingeweiht;
als Vorfihender der Landwirtfchaftskammer
für die Rheinprooinz hatte Exzellenz von
Schorlemer fchon vielfach Gelegenheit.*
Vroben feiner Umficht und Tatkraft ab-
zulegen. Wegen der großen Verdienfte
auf diefem Gebiete wurde Herr von Schor-
lemer bereits 1901 zum Mitglied des
Herrenhaufes auf Lebenszeit ernannt.
Aus feiner glücklichen Ehe find acht
Kinder entfproffen. von denen zwei

Söhne. Auguft und Friedriä) Leo. fowie
fünf Töchter am Leben find.

Ein Neffe des Grafen Zeppelin.

Der Kowettenkapitän Graf von
Zeppelin wurde zum Kommandanten
des Kanonenbootes S. M. S. Luchs in
Oftafien ernannt. Erich Boris Adolf
Graf von Zeppelin ift der zweite Sohn
des verftorbenen Bruders. Eberhard. un-
fres ailverehrten Grafen Ferdinand. Der
jetzt zum Kommandanten eines Schiffes
im fernen Often ernannte junge Seeoffizier
wurde am 10. Mai 1873 zu Ebersberg
im Kanton Thurgau (Schweiz) geboren.
Wie die Gemahlin des kühnen Vezwingers
der Lüfte. fo entftammt auch die Witwe
feines Bruders der freiherrlichen Familie
von Wolff. doch ift die erfte aus dem
Haufe Alt-Schwanenburg in Livland ge-
bürtig. während die Mutter des Korpetten-
kapitäns und Kommandanten des „Luchs"
in Petersburg geboren wurde. Der ältre
Bruder des Grafen Erich. Graf Eber-
hard. lebt auf Schloß Grafchniß bei
St. Martin. in kinderlofer Ehe vermählt
mit Mary gebornen Mae-Garvey. der jün-
gere Bruder. Graf Ferdinand. der
als Ingenieur feinem greifen Onkel in
guten und böfen Tagen treu zur Seite
ftand. reichte 1703 in Wien feiner jetzigen
Gemahlin Carlotta Anita Vepita Bertha
Lolitta Lauter die Hand zum Ehebunde.
Graf Erich blieb bisher unvermählt.
Der elegante See-Offizier gehörte als Ad-
jutant längere Jahre zur Suite des deut-
f chen Marineminifters Exzellenz von Tirpiß.
und fein liebenswürdiges Wefen hat ihm
überall da. wo Graf Zeppelin in Kreifen
der Gefellfchaft verkehrte. viele Freunde
verfchvfft. deren befte Wünfche den ..fon-
nigen Grafen" wie er in Kameradenkreifen
genannt wird. nun nach dem fernen Often
begleiten.

Das preußifche
achte Infanterieregimeut,

Nachdr. oerb.

Ju diefen Tagen beging das preußifchc
Jnfantrie-Regiment von der Marwitz

(8. Vommerfches) Nr. 61 den Tag, an
dem es vor 50 Jahren errichtet wurde.
Die 61 er find weit über die Grenzen des
Vaterlandes hinaus im deutfch-franzöfifchen
Kriege deshalb bekannt geworden, weil fie
eine ihrer Fahnen unter ruhmvoflen Be-
din ungen verloren haben. Die Feuer-
taufe erhielt das tapfere Regiment bei
Königg'räh, wo es den Halawald
gegen eine bedeutende Uebermacht hielt,
und mit eiferner Feuerdisziplin auch
mehrere Attaäen eines öftreichifchen Ulanen-
Negiments blutig abwies. Damals zeich-
nete fich ein Hauptmann von Below
ganz befonders durch fein ruhiges Ver-
halten aus, und feine Worte, die er den
braven Pommern im Augenblick höchfter
Gefahr zurief, verdienen Erwähnung
richteten fie doch die durch den gradezu
herniederpraffelnden Kugelregen erfchüttern-
den Kämpfer wieder auf und zwangen fie
zu weiterm verluftreiehen Ausharrenr
„Kinder, hier ftehn wir auf feiner Majeftcit
Befehl, hier fterben wir!“ fo lautete des
Tapfern Ruf. Nach der Schlacht ritt
König Wilhelm an die ftark gelichteten
Reihen des Regiments heran- das 10 Offi-
iere und 855 Unteroffiziere und Mann-
fchaften in wenigen Stunden verloren hatte-
und fagte: „Ihr habt Euch brav gefchlagen7
Pommern, ich danke euch!" 1870-71 focht
das Regiment in mehrern blutigen Ge-
fechten* fein Ehrentag bleibt aber der
23. Januar 1871, troßdem es damals bei
Dijon die Fahne des 2. Bataillons verlor.
Die 61 er hatten unter General von
K e t t i er gegen die bourbakifchen Truppen
die rückwärtigen Verbindungen der Man-
teufelfchen Armee zu fichern, Hier galt
es alfo fich Dijvns zu bemächtigen, das
Garibaldi befehl hielt. Bei einem
der verfchiednen Angriffe, die die 61 er
auf Dijon unternahmenx wurde beim Vor-
gehn der braven Pommern gegen die ftart-
befetzte Fabrik von Bargh die Fahnen-
fektion von feindlichen Kugeln niedergeftreckt
unter andern fielen die Leutnants von
Vuttkammer und Schulz mit der
Fahne in der Hand. Tags darauf fand
man das zerfeßte Feldzeichen unter einem
Haufen von Leichen vor- und wenn auch
der Verluft fchmerzlich genug die Truppe
traf, fo konnte man ihr doch keinen Vor-
wurf machen- war das Vanier doch
Sterbenden entfunken, und die tvdesftarren
Hände ver-mochten nicht, dem Feinde die
Fahne zu entreißen. Das 2, Bataillon

erhielt daher 1871 eine neue Fahne ver-
liehn. [5. u. 1h/

König Georg von England
im Lawu-Teunis-Sport.

Wie alle englifehen Souveraine und
vor allem fein Vater ift auch König Georg
ein paffionierter Freund des Sports.
Schon als Prinz von Wales war der
König Bröfident des berühmten All-England-
Lawn-Tennis and Eroquet-Club. Jetzt
hat er diefem ClubF dem u. a. auch die
Austragung und Leitung der englifchen
Lawn-Tentiis-Meifterfmaften obliegt, die
Nachricht zugehn laffenf daß er das Pro-
tektorat über den Club übernehme.

Der Erfinder des Luftballs.

Jofeph Montgvlfier, der Erfinder des
Luftballs, der ihm und feinem Bruder
Stefan einen unfterblicheu Namen uerfchafft
hat, ift am 26. Juni vor hundert Jahren
geftorben. Der 5 Juni 1783 war der
denkwiirdige Tag, an dem zum erften Male
in Annonan in Frankreich vor einer be-
geifterten Vvlksmenge ein kugelförmiger
Ballon von 84 m Umfang aus Papier in
die Höhe geftiegen ift. Vis auf etwa
300 m ftieg diefes Fahrzeug* fiel aber
nach 10 Minuten infolge Entweichens der
heißen Luft durch die Knüpflöcher wieder
zur Erde. Die mit Leinewand gefütterte
Kugel war nämlich nur durch Zufammen-
fniipfen an einander gehalten. Nunmehr
begann das neue Fahrzeug feinen Sieges-
zug durch die Welt. Damals glaubte man
nicht mehr weit von der Erfüllung des
Traums zu fein, der Menfchheit die Luft
untertan zu machen. Aber noch 120 Jahre
hat es gedauert, bis es Graf Zeppelin
gelangt der Welt zu zeigen, daß man mit
gewaltigen ftarren Fahrzeugen wiihrend der
größten Zeit des Jahres nach freiem Willen
die Luft zu durchfchiffen vermag. Große
Fortfchritte find feitdem in allen Ländern
gemacht worden.

Ein internationales Luftfchiffahrts-Sigualbuch

wird vom „Connie _luriclique [nier-
natianale ile i'm-lation“ vorbereitet,
Bei den Beratungen diefes Ausfchuffes,
der alle juriftifihen Fragen behandelt, die
fich auf die Luftfchiffahrt beziehn, hat man
fich dahin geeinigt, daß der Luftverkehr
frei fein foll. Jedoch fteht es jedem Staate
freif zur eignen Sicherheit und für den
freien, ungeftörten Genuß der Brioatrechte
der Einzelnen Befehränkungen zu erlaffen
Jeder Staat müffe eben, fo heißt es, nicht
allein die Sicherheit feiner Einwohner
fchüßen, fondern auch ihre Ruhe und die
Ungeftörtheit der Brioatwohnungen; bei.
fpielsweife dürfe es nicht erlaubt fein, aus
Luftfahrzeugen zu beobachten, was in den
Wohnungen der Häufer vor fich geht.
Jedes Luftfchiff foll alfo ungehindert auch
in andern Staaten fahren können-
Feftungsgebiete fallen aber bei.
fpielsweife ausgefchloffen werden. Staats-
luftfchiffe dürfen jedochF falls fie nicht dor-
her auf diplomatifchem Wege eine befondre
Erlaubnis erhalten haben, nur dann im
fremden Lande heruntergehn, wenn fie in
Not find. Die beabfichtigte Landung foll
durch ein international einheitliches Flaggen-
fignal angekündigt werden. Man wird ab-
zuwarten haben, was die in Yaris jeßt
noch tagende Staaten-Konferenz befchloffen
hat, denn nur auf Grund diefer Beftim-
mungen laffen fich Einzelbeftimmungen
durchführen.

Für gefamten Inhalt verantwortlichrör. E. Friedeg in Schöneberg -
Mg Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerftra e 115-16,
F Unoerlangte Manuftripte fenden wir nicht zurück, wenn ihnen _q
nicht Rüclporto beiliegt.

Rembrandt*:
Mutter

o Â»mx-gap
Deutfche Halbmonafy'fchrfï¬
H___WVebm WRC-m* '
54. Iakyrg. Bd. x54 Heft 411 Srftes Auguftheft x91()

,Or an (FerneuenKunjkf-ereini un
561? fPfng-Gejeffï¬'haï¬ g g
*unFWeJinqg-Hochjchufe YucYe'rÃœ'w.

Johannes Schlaf:

Unhaltbarkeit der Kopernikanifchen Auffaffung

Eine aftronomifehe Mitteilung

Wie aller kosmifche Umlauf, fo vollzieht fich auch der der Planeten
von Weft nach Oft. Judeffen in diefem Falle nicht 'ohne eine ganz be-
ftimmte- auffallende Unregelmäßigkeit. Und zwar befteht diefe darin-
daß die Planeten ihren direkten Lauf von Weft nach Oft periodifch unter-
brechew um für ein paar Tage fcheinbar völlig ftill zu ftehw alsdann
von diefem ihren erften „ftationc'iren Punkt“ ab einige Monate in rück-
läufiger Bewegung fo lange von Oft nach Weft zu gehn- bis fie abermals
für ein paar Tage völlig ftill zu ftehn fcheinew worauf fie ihre direkte
Urnlaufsrichtung von Weft nach Oft fo lange wieder aufnehmen und
einhaltetn bis fie die ganze Unregelmäßigkeit abermals befchreiben.
Diefe auffallende Erfcheinung wurde von den griechifehen Aftronomen
am Ausgang der Antike als eine tatfc'ichlich fich vollziehende angefehn, Und
zwar erklärten fie fie damitr daß die Planeten wiihrend der Unregel-
mäßigkeit jedesmal einen Epizhkelx einen Uberkreis auf der fonftigen
Linie ihrer direkten Bahn befchrieben.
Das war denn in der Tat auch eine durchaus einleuchtende Er-
klärung. Der erfte ftationc'ire Punkt kam danach nämlich dadurch zu-
ftande„ daß der Planet von feiner rechtlaufigen Richtung abgebogen war
und fich im Bogen rückwärts wandte; wenn er dabei den äußerften
feitlichen Punkt des Wagens erreicht hatte fo mußte es durchaus den
Anfchein haben- als ob er an diefem Punkt fiir ein paar Tage feftftünde;
war er nun aber iiber diefen äußerften Punkt des Wagens hinaus und
verfolgte er mit der weiteren Vogenlinie ferner feine neue Bahin fo
mußte fich das ausnehmen- als bewege er fich in grader Linie rückläufig.
Statt deffen war er befta'ndig im Kreisbogen gegangen und gelangte
fchließlich zu dem c'iußerften Punkte der zweiten feitlichen Ausbiegung des
Kreifes. An diefem Punkt mußte es alsdann wieder den Anfchein habem
als ob der Planet fiir ein paar Tage ftillftc'inde. Sobald der Planet
jetzt aber diefen zweiten ftationären Punkt wieder verließx fo mußte er
fich wieder in rechtla'ufige Bewegung übergegangen zeigen.
Nochmals: diefe Erklärung war fofort einleuchtend und könnte uns
wohl auch heute noch durchaus einleuchtend fein, Aus Griinden erfehien
,fie dann aber den Späten! feit Kopernikus und Kepler zu umfta'ndlich

und verwickelt; und fo kam denn mit dem heliozentrifchen Standpunkt
eine andre Erklärung für die Unregelmäßigkeiten der Planeten auft die
von der Aftronomie noch heute aufrecht erhalten wird und die fich aller-
dings auf den erften Blick ungleich einfacher als die Epizhkel-Erklärung
der Alten ausnimmt.
Nämlich unfre heutige Aftronoinie nimmt die Unregelmäßigkeiten der
Planeten nicht wie die Alten für eine wirklicher fondern eine nur
fcheinbare Tatfächlichkeit. In Wirklichkeit gehn- nach der heutigen
Aftronomie- die Planetenx ohne jemals diefe Richtung auch nur für einen
Augenblick zu verlaffen- von Weft nach Oft. Wenn es aber den Anfchein
hatx als ob fie periodifch ftillftändent rückläufig win-dent wieder ftillftäuden
und dann erft wieder rechtläufig würden- fo riihre das daher. daß die
Erdet die fchneller als die obern Planeten um die Sonne herumgeheF
fich den betreffendent foviel langfamer als fie gehenden Planeten näherex
unter ihnen weggehe und fie alsdann iiberhole. Jin zweiten Falle- dem
der Annäherung müffe es alsdann von einem beftiminten Punkt ab den
Anfchein haben- als ob der Planet ganz ftillftehe. ini Augenblickt in dem
er feinen erften „ftationären Punkt“ erreicht habe; im zweiten Fall miiffe
es2 je mehr die Erde fich ihm nähere den Anfchein haben. als fei er
in rückläufige Bewegung übergegangen; und im dritten Fall. wo die
Erde unter den Planeten weggehex miiffe es den Anfchein habem als ob
er zum zweiten Mal ftillftehe. Wenn alsdann die Erde ihn überholt
habe- miiffe es fchließlich den Anfchein habent als fei der Planet wieder
in rechtläufige Bewegung iibergegangem die er in Wirklichkeit aber die
ganze Zeit über nicht einen Augenblick lang aufgegeben habe. -
Das find die beiden Erklärungen fiir die Unregelmäßigkeiten der Planeten.
Gewiß ift die von der heutigen Aftromonie gebotene Erklärung
überaus einleuchtend und einfach; während die alte Epizukel-Erklärungt
obgleich auch fie überzeugend ift- fich als eine weit kompliziertere- wenn
nicht ganz und gar verzwickte darzuftellen fcheint,
-I-
Wir fehenim übrigen: der wefentliche Unterfchied der beiden
Erklärungen befteht darin. daß die eine die Unregelmäßigkeiten der
Planeten für tatfächlich fich vollziehende annimmt. die andre fie dagegen
fiir nur fcheinbar ftattfindende hält, Denn was das übrige anbelangt.
fo wäre' vielleicht zu fagen„ daß auch der heutigen Aftronomiex falls
die Unregelmäßigkeiten dennoch wirklich tatfächlich fich oollziehn follten.
nur noch übrig bliebe- in irgend einer Form gleichfalls die Epiznkel-
Erklärung der Alten anzunehmeny falls fich ein folcher Epizukel nicht
etwa ganz und gar durch direkte Beobachtung nachweifen ließe„ in welchem
Falle es fich alsdann nicht mehr bloß um eine mehr oder weniger ein-
leuchtende oder auch notwendige Hypothefe- fondern um eine feftftehende
und weiter nicht mehr beanftand- und diskutierhare Tatfache handeln wiirde.
Um eine Hupothefe handelt es fich aber angefichts der Erklärung.
die die heutige Aftronomie für die Unregelmäßigkeiten der Planeten bietet,

und nur um eine folche! Ein bloße Hypothefe aberr möchte fie auch
noch fo einleuchtend fein- wird uns niemals auf die Dauer genügen
dürfen, Wir werden unter allen Umftänden nicht eher ablaffen diirfenx
als bis wir fie zu dem fchlechterdings unausweichlichen und endgültigen
Nachweis einer feften und fichern Tatfächlichkeit und zur Formulierung
derfelben erhoben haben! -
Nunx und fo wollen auch wir uns hier mit der Erklärung der
heutigen Aftronomier fo iiberrafchend fie fich auch darbieten mag und fo
allgemein fie auch angenommen worden ift und was für eines refpeltabeln
Anfehensfich die Aftronomie heute auch zu erfreuen hatx nirhtzufrieden geben.
3"

Man wird aber fogleich einfehenx wie gut wir taten„ wenn wir der
Aftronomie gegeniiber in diefer Angelegenheitx trotz des hohen Renommees
und Zutrauens- das fie genießtF fkeptifch blieben!
Zu einer folchen Skepfis nun aber hatte ich fiir mein Teil von
vornherein um fo mehr Grund- als ich auf anderni und zwar erkenntnis-
theoretifchem Wege zu der EinfiÜt gelangt ware daß die heutige Aftro-
nomie keineswegs auf fo feften Füßen fteht- wie es den Anfchein hat.
Nun- und hatte ich in der Angelegenheit der planetarifchen Unregel-
mäßigkeiten Mißtrauen der Aftronomie gegeniiberx fo hat es fich denn
auch nur zu glänzend inzwifchen gerechtfertigt! -
Und zwar war ich fogleich auf das hörhfte erftaunt- als ich mir die
jährlichen Tabellen für die planetarifchen Unregelmäßigkeiten anfah und
dabei bereits fiir die diesjährige Unregelmäßigkeit des Jupiter folgendes
feftzuftellen hatte.
Jupiter hatte diefes Jahr feinen erften ftationären Vunlt in den
leßten Januartagen erreicht, Von Anfang Februar an ging er alsdann
in feine retrograde Bewegung iiber- die bis Ende Mai dauerte, Ende
Mai erreichte er feinen zweiten ftationären Punkt und wurde dann von
Anfang Juni an wieder rechtläufig.
Ferner ift noch in Nürkfirht zu nehment daß Jupiter die ganze Zeit
über in der Jungfrau ftand„ und daß er erft im Dezember diefes Jahres
aus der Jungfrau in die Wage hiniibergehn wird] Weiter aber erwäge
mam daß die Erde in dem Augenblicke wo Jupiter zum erftenmal
ftationär wurde- noch im Waffermann ftand- aus dem fie ja erft ca.
Mitte Februar in die Fifche überging, Jnzwifchen verhielt fich Jupiter
aber Februar, März» Aprilx Mai iiber rückläufig erreichte Ende Mai bereits
feinen zweiten ftationären Punkt und ging Anfang Juni fchon wieder in
die rechtläufige Bewegung über, Wo aber ftand Anfang Juni wo die
ganze Unregelmäßigkeit Jupiters bereits ihr Ende erreicht hatte die Erde?
Nunx in den Zwillingen erft! Sie hatte alfo erft noch durch Krebs und Löwe
zu gehnr ehe fie in die Jungfrau eintrat„ fich Jupiter endgültig näherte
und unter ihm weggehn konnte! Erft im Auguft alfo konnte das gefchehm
und alfo hätte denn doch wohl Jupiter auch erft im Auguft feinen zweiten
ftationären Punkt erledigen könnem um alsdannn erft„ alfo Ende
j» .
f. ..-"
"Wi-fl:
u",

Auguft bezw. in der erften Hälfte des September. wieder ganz rechtlc'iufig
zu werden! Statt deffen aber? Hat Jupiter alfa bereits Anfang Juni.
wo die Erde noch nicht mal ganz aus den Zwillingen heraus ift. und
noch Krebs und Löwe und .ein gut Stück Jungfrau zwifchen fich und
Jupiter hat. die ganze Unregelmäßigkeit hinter fich und wird im Auguft
fchon längft wieder vollftändig und. ohne fich auch nur einen Augenblick
in feiner Richtung zu unterbrechen oder anfzuhalteu. rechtlänfig fein! -
Wahrhaftig: ich denke. etwas Unglaublicheres läßt fich hier kaum
fo leicht vorftellenl Denn wo bleibt die ganze Erklärung der Aftronomie
fiir die Unregelmäßigkeiten der Planeten und im befondern des Jupiter?
Sie ift vollftändig und glattweg unter den Tifch gefallen! - Denn nichts
ift jetzt fichrer und gewiffer. als daß die Unregelnräßigkeit des Jupiter
nicht daher rührt. daß die Erde fich ihm nähert und unter ihm weggeht.
fondern daß fie eine ganz andre Urfache hat! Und womöglich ift ganz
und gar fchon jetzt fooiel ficher. daß die Alten im wefentlichen ihrer
Erklärung recht hatten: daß nämlich die Unregelmäßigkeitew.der Planeten
und in diefem Fall die des Jupiter keine bloß fcheinbarmi. fondern
tatfc'ichlieh fich vollziehende find! - K
dk
Jch will vorläufig außer Nitekficht laffen. was für ein g
erhörter Schließ fofort aus dem Umftand. daß Jupiter Auguft d. J.
längft wieder rechtläufig ift und keinen ftationären Punkt hat. de
doch unter allen Umftänden haben müßte. - und felbft wenn er

mir ja vielleicht noch ich weiß nicht was alles für Einwände ent, egengeftel
werden. um mir diefe meine erfte. fozufagen nur erft fo au den erfte
Es vetfteht fich im iibrigen. daß fie auch für mich felbft nur erft eine folch
war. Jch fah ein. daß erft alles darauf ankam. durch direkte Beobachtun
»eine tatfächliche Unregelmäßigkeit Jupiters feftzuftellen. Jedenfalls fa
ich zugleich aber auch. daß mehr als genug Urfache vorlag. eine fol
direkte Beobachtung Jupiters anzuftellen. Eine Beobachtung die. wi
uns gleich nachher zur Genüge deutlich werden wird. die Aftronomi
felbft noch niemals in diefer Angelegenheit augeftellt haben kann. Woh
aus dem Grunde nicht. 'weil ihr alles möglicher erfcheineu muß. als
daß die Erde nicht durch den Tierkreis. oder was ganz das gleiche be-
fagen muß. um die Sonne fich bewegen follte. -
Da diefes heliozentrifche Dogma aber niemals völlig von mir
unterfchrieben worden ift. und befonders niemals weniger als im Laufe i
der lenken fiinf. fechs Jahre. in denen meine langjährigen erkenntnis- 'i

u e

theoretifchen Bemühungen endlich zu ihrer legten Reife gelangten- *) fo
konnte mir eine folche ilnterfuchuug Jupiter-s auf die Tatfcichlichkeit feiner
Unregelmäßigkeit hin um fo viel weniger als eine Ueberfliiffigkeit
erfcheinen. -
Wenn ich Jupiter nun aber nicht bereits im Februar d. J.- alfo
gleich nom erfteu Anfang feiner llnregelmiißigkeit ant beobachtetß fo lag
das darant daß es mir erft Ende April möglich war„ ein aftronomifches
Fernrohr anzufchaffen. Jadeffen Anfang Mai hatte ich es zur Verfiigung
und war imftande„ mich an die Arbeit zu machen,
Da mir mein Jnftrumenn das im übrigen ausgezeichnet gearbeitet
iftx eine 106 malige Vergrößerung zur Verfiigung ftellte- durfte ich fchon
auf einen Erfolg hoffen. Jupiter bot fich mir in diefer Vergrößerung
in der Größe des Vollmondest diefer mit bloßen Augen gefehn. Ich
vermochte nicht nur feinen breiteren fiidlichem fondern auch den fchmalent
nördlichen Aequatorftreifem nicht nur im allgemeinen zu erkennen-
fondern jenen fogar in feiner Gliederung. Außerdem war ich imftande-
außer diefer und jener kleineren Einzelhein die beiden Volkappen und
noch einige weitere Streifen wahrzunehmen,
Es fragte fich nur noch in welcher Weife ich meine Aufgabe in
Angriff zu nehmen hatte?
Hierauf war aber die Antwort im allgemeinen nicht fchwer. Ofien-
bar mußte nämlich wenn Jupiter feine Unregelmäßigkeit wirklich und
nicht bloß fcheinbar befchrieb„ und er dabei ungefähr in einen Bogen
ging der dem Epiznkel der Alten entfprach, fich dies an dem Umlauf
erkennen laffenx den die Gebilde feiner Oberfläche zeigten.
Hier wiire ich nun freilich bei der immerhin nicht eben fo befonders
großen Vergrößernngskraft meines Rohres recht in Verlegenheit gewefen-
da es mich außer der Grundftruktur der beiden Aeguatorftreifen von weiteren
Details» an die ich mich hätte halten k5nnen- nur wenig erkennen ließ.
Aber ein-Z kam mir glücklicherweife zu Hiilfe und rifz mich aus jeder
Verlegenheit; und zwar war das die auch fiir mein Jnftrument überaus
markante Stelle des berühmten „roten FlecksC im fiidlichem breiteren
Aequatorftreifen. -
Ich fagte mir: bewegt Jupiter fich tatfitchlich etwa in einer dem
Epizykel wenigftens ähnlichen Schleife während feiner Unregelmäßigkeih
fo muß fich das mit all und jeder Deutlichkeit aus dem Umlauf diefer
Stelle des „roten Flecke?“ erkennen laf en. Geht Jupiter nämlich im
Bogen nach vorn oder nach hintenx fo mußt je nachdem entweder eine
vorfchreitende Verfpätung oder Verfrjihung im periodifchen Ein: und
Austritt der Stelle des „roten Flecks“ fich ereignen; und kann ich die
eine oder die andre feftftellent fo ift ohne weiteres die Tatfache ein fiir
allemal und gänzlich hhpothefenfrei bewiefen und feftgemachß daß Jupiter
fich während feiner Unregelmäßigkeit tatfiiehlich in irgend einer Kreislinie

**)_ Vgl. mein kürzlich erfchienenes erkenntnistheoretifches Buch „Das abiolute
,Individuum und die Vollendung der Religion“. (Oefterheld 8c Co. Berlin.) I. S,

bewegt hat. Jch denkey nichts war einfacher wie das und nichts einfacher
zu leiftent als diefe Feftftelluug. Es gehörte nur Geduld Ausdauer und
Aufmerkfamkeit dazu. -
Es blieb mir nur noch zu erwägen. daß ich blos noch einen Monat
und etwa noch einen halben drüber zur Verfiigung hattet in welcher Zeit
fich grade eben noch das leßte Viertel der ganzen Unregelmäßigkeit voll-
zog. Jmmerhin durfte ich mir aber fagen, daßx da Ende Mai Jupiter
zum zweiten Mal ftationiir werden wiirdex und der ftationc'ire Punkt
ficherlich bei epiznkelc'ihnlicher Bewegung im äußerften Punkt der zweiten
Bogenwende liegen wiirde- grade jene Berfriihung oder Berfpätung im
Ein- und Austritt der Stelle des „roten Flecks“ in diefem Zeitraum ja
am allermarfanteften fich darbieten mußte! Denn dies war ja die
Stelle- wo Jupiter am fchiirfften die Seite die er uns die ganze leßte
Zeit iiber während feiner retrogradeu Bewegung zugewandt hattet und am
allerentfchiedenften wieder mit der vertaufchen wiirde die er uns während
feiner rechtläufigen Bewegung zu zeigen pflegt. -
Alfo auf alle Fälle wiirde ich etwas Sicheres erfahren können und
durfte im iibrigen fogar hoffen„ aus dem Nefultat der Beobachtungen
diefer letzten anderthalb Monate mit aller Sicherheit auf die Art zu
fchließenx wie Jupiter fich von etwa Mitte Januar an. Februau März
und April durchbewegt hatte, -

4-

Jch begann meine Beobachtungen am 9. Mai d. J.; und zwar
gegen 1/29 Uhr Abend. Mit einem guten. fiir aftronomifche Zwecke
eingerichteten Fernftecher von ca, fiinffacher Bergrößeiungskraft hatte ich
Jupiter bereits feit Anfang März auf den Umlauf feiner Trabanten
hin beobachtet. Er ftand damals annähernd 2o fchrrig unter Jungfrau 79
von wo aus er fich alsdann in retrograder Richtung allmählich gegen
Jungfrau 77 hin bewegte, Am 9. Mai ftand er dann etwas iiber '/20
von Jungfrau 7x ab; und zwar genau in wagerecht gleicher Linie mit 77.
Jch nahm fein Oberflächenbild mit guter Deutlichkeit wahr und
fand fofort die Stelle des „roten Fleckes'ß die in Geftalt einer fehr mar-
kanten Ausbuchtung mit zwei dunkelnt fcharfgebogenen E>en im füd-
lichenx breiteren Aequatorftreifen und im iibrigen I/29 Uhr fchon ein
wenig über die Mitte der Scheibe hinaus ftand. Bon hier bewegte fie
fich dann allmählich gegen den weftlichen Rand hin- um den herum fie
genau 1/211 Uhr verfchwunden war.
War nun die Unregelmäßigkeit Jupiters eine bloß fcheinbara wie
die Aftronomie es annimmt- und bewegte er fich in Wirklichkeit auch
jeßt nach wie vor von Weft nach Oft und alfa direkt- fo konnte nichts
andres denkbar feint als daß die Stelle des „roten Fleck-s“ in ihrem
Ein: und Austritt keinerlei wefentlichere Berfpa'tung oder Berfriihung
erfuhn und ich konnte alsdann mit Leichtigkeit eine Tabelle herftellem
vermöge deren ich genau beftimmen konntex wo fich die Stelle des „roten
Flecks“ zu jeder Stunde des Tages grade befand.

Da mir daran liegen mußte immer genau zu wiffeth wann und
wo ich die Stelle des „roten Fleckes“ jeden Abend finden konnte- ftellte
ich mir diefe Tabelle her und führte fie um ein iibriges zu tun- bis
Ende Juli durch.
Maßgebend mußte mir bei ihrer Herftellung der Umftand fein„ daß
Jupiter ich fage nicht mit der Aftronomiex eine Achf enrotativn-
fondern eine umlaufende Bewegung feiner Oberfläche
von 1() Stunden weniger 4 bezw. 6 Minuten hat. Der Bequemlichkeit
wegen rundete ich die kleine„ fiir meine Zwecke nicht weiter in Betracht
kommende Differenz aus und nahm eine Umlaufsbewegung der Oberfläche
von 10 Stunden an. Die Hälfte davon bewegte fich dann die Stelle
des „roten Fleckes“ iiber die hintere die andern 5 Stunden iiber die
vordere Scheibe hin.
:fe
Nach Maßgabe diefes Umftands und in Erwägung daß bei 5ft1'indiger
Bewegung der „rote Fleck/ wenn er 1/2 9 Uhr fchon ein Teil iiber die
Mitte der Scheibe hinaus und 1/2 11 Uhr; alfa nach 2 Stundenx ver-
fchwunden warx 1»Z6 Uhr Nachm. angefangen haben mußte um den
Oftrand herumzukommen/ ftellte ich zunächft fiir Monat Mai vom 9. Mai
ab folgende allabendlichen Ein: und Austrittszeiten des „roten Flecks“ feft:
Abend des 10. Mai: Oeftlicher Eintritt 1/212 Uhr Nachts.-
Weftl. Austritt 1/25 Uhr Morgens.
d. 11./5,: Oeftl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/21 Uhr Nachts.
d. 12./5.: Oeftl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm, - -Weftl. Austritt
1/29 Uhr Abds.
d. 13./5.: Öeftl, Eintritt 1/210 Uhr Abds. - Weftl, Austritt
1/23 Uhr Nachts.
d. 14./5.: Oeftl, Eintritt 1/26 Uhr Abds. - Weftl. Austrit
1/211 Uhr Abds.
d. 15./5.: Oeftl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. - Weftl. Austritt
1/t-.5 Uhr nachts.
16,/5.: Oeftl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. -- Weftl. Austrit
y '/21 Uhr Nachts.
d, 17,/5.: Oeftl. Eintritt 1/tt4 Uhr Nachm. -- Weftl. Austritt
1/t9 Uhr Abds.
d. 18./5.: Oeftl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/23 Nhr Nachts.
d, 19,/5.: Oeftl. Eintritt 1/26 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
'/211 Uhr Nachts,
d. 20./5.: Oeftl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. - Weftl. Austritt
1/25 Uhr Nachts
d. 21./5.: Oeftl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/21 Uhr Nachts.
i7

. 22,/5.: Oeftl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. - Weftl. Austritt

.7
. 29./5.: Oeftl. Eintritt 1/26 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/211 Uhr Abds,
. 30./5.: Oeftl, Eintritt 1/212 Uhr Nachts. - Weftl. Austritt
1/25 Uhr Morgens.
, 31./5.: Oeftl. Eintritt 1/538 Uhr Abds. -- Weftl. Austritt
1/21 Uhr Nachts,
Diefe Ein- und Austrittszeiten des ‚roten Fleckes“ hatten alfo
Gültigkeit nur dann. wenn Jupiter nach wie vor rechtläuftg fich bewegte
und rückläufig nur fcheinbar. Bewegte er fich aber tatfächlich rückläufig
und in einem irgendwie epizhkelähnlichen Bogent fo hatte die Tabelle
den Wert! daß ich nach ihr durch Vergleichung der fich beftändig mehr
und mehr verfchiebeuden Ein- und Austrittszeiten. die ich alsdann bei
der Beobachtung wahrnehmen würde. mit den in der Tabelle verzeichneten
eine vorfchreitende Differenz und alfo zugleich auch die Art des Wagens.
Zn dem Jupiter fich bewegte. mit aller Sicherheit feftftellen nnd abmeffen
onnte.
1/29 Uhr node.
d. 23./5.: Oeftl. Eintritt L/210 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
l/33 Uhr Nachts.
d. 24./5.: Oeftl. Eintritt 1/26 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/211 Uhr Nachts. -
d. 25./5.: Oeftl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts, - Weftl. Austritt
1/25 Uhr Nachts. -
d. 26./5.: Oeftl. Eintritt 1/28 Uhr Abds, - Weftl. Austritt
. 1/21 Uhr Nachts.
d. 27./5.: Oeftl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. - Weftl. Austritt
1/29 Uhr Abds.
d. 28./5.: Oeftl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/23 Uhr Nachts,
d
d
d
7.-
Am 10, Mai gab es bedeckten Himmel und fliegen. und ich konnte
Jupiter nicht beobachten. Auch am ll. Mai bekam ich Jupiter nicht
nis Rohr. ,
d. 12./5. - Obgleich ein immer noch etwas dunftiger Himmel die Be-
obachtung erfchweite. konnte ich dennoch gut wahrnehmeiu daß
1/29 Uhr der „rote Fleck“ weftlich um den Rand der Scheibe
herum war. Das ftimnite zu der für diefen Tag von der
Tabelle angegebenen Austrittszeit.
d, 13./5. * Jupiter drang kurz nor 3/410 Uhr durch, Obgleich die
Beobachtung abermals durch Dünftungen erfchwert war.
nahm ich dennoch den „roten Fleä“ in der Nähe des Oft-
randes. um den er eben herumzukoinmen angefangen hatte. »
gut wahr, Eine bereits irgendwie auffallende zeitliche Ver-

d. 14./5.
d. 15./5.
d, 16./5.
d. 17./5.
d. 18,/5.
d, 19./5.
änderung in dem Eintritt der für diefen Tag von der Tabelle
angegebenen Eintrittszeit gegenüber war noch nicht feftzuftellen.
- Nach der Tabelle hätte der „rote Fleck“ 1/29 Uhr in der
Mitte mit feiner weftlichen Ecke fchon ein Stückchen über fie
inaus„ ftehn müffen, Jndeffen zeigte es fich daß er fchon
/49 Uhr an diefer Stelle ftand. Schon um 10 Uhr aber war
er iiber die Hälfte um den Weftrand herum und noch vor
1/211 Uhr oerfchwand er gänzlich. Alfa war eine Verfrühung
des „roten Fleckes“ oon- übrigens wohl noch nicht ganz
einer Viertelftunde feftzuftellen! Eine Berfr ühung und
kein e Berfpätung! -
- Die Verfrühung war geblieben. Nach der Tabelle hätte
der „rote Fleck“ 1/212 Uhr eben erft zu kommen anfangen
müffent ftattdeffen war er um diefe Zeit bereits ein Stückchen
um den Oftrand herum.
- Die Verfrühung betrug eine Biertelftunde, Der
Fleck“ hatte 1/48 zu erfcheinen angefangen.
- Die Berfriihung hatte noch nicht in einer Weife weiter zu-
genommen, die fich befonders auffallend gemacht hätte.
- Es war immer noch wie geftein.
Austritt des „roten Fleckes“ für diefen Abend 1/211 Uhr.
„rote
_ Judeffen zeigte fich der „rote Fleck“ um diefe Zeit bereits ver-
fchwunden. Die Berfrühung hatte alfo wieder erfichtlich zu-
genomment Und zwar konnte ich das an dem Umftand erkennenx
daß die Ausbuchtung des „roten Fleckes“ fo im Streifen fißt-
daß er; der feiner Struktur nach eine nicht allzuftarkex
gleichmäßige Breite für Vergrößerung 106 zeigtx vor der weft-
lichen Ecke des „roten Flecke-Z“ her eine längere breitere Stelle
hatt hinter der öftlichen Ecke des „roten Fleckes“ her aber
eine ungleich kürzere breitere Stelle, Beide Stellen fchrägen
fich mit ihren vom „roten Fleck“ abgekehrten Enden mehr
oder weniger allmählich gegen den übrigen gleichmäßigen und
fchmaleren Teil des Streifens herunter ab. Bon der kurzen-
breiteren Steller die fich öftlich am „roten Fleck“ befinden be-
fand fich nun aber nur noch ein kleiner Teil vor dem Weft-
rand- das übrige war mit dem „roten Fleck“ bereits ver-
fchwunden. Obgleich eigentlich nach der Tabelle 1/211 Uhr
eher noch ein ganz kleines letztes Eckchen des „roten Fleckes“
_ die äußerfte öftliche Ecker die fich wie auch die andre„ fehr
fcharf uud deutlich im Rohr markiert - grade noch hätte
fichtbar fein können. Das konnte gut und gern eine Zunahme
der Berfrühung um 7 Minuten bedeuten! Und das war nach-
gerade gewiß fchon ein recht auffallender Umftand! -
d. 20./5. - Die Verfriihung war die gleiche wie geftern.
d. 21./5. - Nach der Tabelle Eintritt des „roten Fleckes“ 1/28 Uhr

Joh. Schlaf
Unhaltbarteit der

*d. 22/5,
*d. 23/5.
*'d. 24/5.
.-d. 25/5.
*-d. 26,5.
'd. 27/5.
*d. 28/5.
-d, 29/5.
*d, 30/5.
*-d. 31/5.
Abends, Statt deffen war der ..rote Fle>“ 1/49 Uhr nicht nur
bereits vollfta'ndig um den Oftrand herum. fondern hatte
zwifchen ihm und feiner öftlichen Ecke fogar fchon ein an-
fehnliches Stück von dem ihm öftlich fich anfchließenden breiteren
Teil des Streifens! Das aber bedeutete eine Berfrühung von
bereits gut einer halben Stunde!
Die Berfrühung wurde offenbar immer auffallender und konnte
wohl bereits für eine irgendwie epiznkelähnliche Bewegung
Jupiters fprechenl -
- Der ..rote Fleck“. der nach der Tabelle 1/29 Uhr ver-
fchwunden fein mußte. zeigte fich in einer Weife verfchwunden.
die die geftern feftgeftellte Zunahme der Verfrühung durchaus
beftätigte.
- Die Berfrühung fo wie geftern. Jedenfalls war eine
weitere Zunahme nicht auffallend.
-- »ie geftern.
- Nach Tabelle Eintritt 1/,12 Uhr nachts. Statt deffen war
der ..rote Fleck“ bereits um 11 Uhr ein Stück um den Oftrand
herum. Das bedeutete eine Zunahme der Verfrühung um
etliche Minuten. Der ..rote Fleck“ hatte alfo jetzt bereits
über eine halbe Stunde Verfrühung!
- Nach Tabelle Eintritt 1/28 Uhr. Statt deffen war der
..rote Fleck“ fchon foweit herum. daß er ca. 3/47 Uhr an-
gefangen haben mußte. herumzukommen. Alfo ii/4 Stunden
Verfriihung! ->
- Bekam Jupiter der Bewölkung wegen erft kurz nach 10 Uhr
ins Rohr. Austritt des ..roten Fleckes“ nach Tabelle l/,9 Uhr.
..Roter Fleck“ zeigte fich vollftändig weftlich verfchwunden.
Konnte nur ganz kurze Zeit beobachten, 1.E11 Uhr nahm die
Bewölkung dermaßen zu. daß eine weitere Beobachtung un-
möglich wurde,
- Eintritt nach Tabelle */z 10 Uhr. Statt deffen fing ..roter
Fleck“ bereits 2/99 an zu erfcheinen. A l f o e in e S t un d e
Verfrühung des ..roten Fleckest“
- Trüber Himmel. Beobachtung unmöglich.
- Eintritt nach Tabelle 1/312 Uhr. Statt deffen fing der
..rote Fleck“ fchon um 10 Uhr an. um den Oftrand herum
zu erfcheinenl Alfa volle 11/, Stunde Ver-
fr ii h u n g! - Ein fehr auffallender und intereffanter Umftand
diefe Zunahme der Verfrühung um eine ganze halbe Stunde!
- Nach Tabelle Eintritt 1/38 Uhr. Statt deffeu war der
..rote Fleck“ 1&,9 Uhr über die Mitte der Scheibe hinaus. das
bedeutete zwei volle Stunden Verfrühung.
und fogar wohl noch etwas mehr! -
*

Am 31. Mai hatte Jupiter bei Jungfrau n. bei der er inzwifchen
längft angekommen war. fo daß er jeßt wenig e r als 1/,9 in gleicher
Linie wagrecht von ihr abftand. feinen zweiten ftationc'iren Punkt erreicht.
Faffen wir dies ins Auge und überfchauen wir im übrigen noch
einmal alles. was wir bis jeßt gewonnen haben.
Jch hatte Jupiter vom 9. bis 31. Mai. alfo 23 Tage lang. be-
obachtet. Jn diefem Zeitraum oerfriihte fich Ein- und Austritt des
..roten Fleckes“ zunächft um eine Viertelftunde. Dabei blieb es eine Anzahl
von Tagen. Dann nahm die Verfriihung. und zwar verhältnismäßig
noch langfam zu. Erft am 25, Mai und alfo auffallend fpät hatte die
Verfriihung bis zu einer halben Stunde zugenommen. Am 26. Mai
zeigte es fich aber mit einem Mal und höchft intereffanter Weife bereits.
daß 3/4 Stunde Verfrjihung erreicht wart Die Zunahme der Verfriihung
wurde von jeßt ab immer auffallender und fchon geradezu rapid. Denn
am 30. Mai war fie fchon um 11/3 Stunde angewachfen. und am
31. Mai waren fogar 2 Stunden feftzuftellen! -
Aus diefer fo auffallenden. erft lange Zeit langfam. alsdann erft
gegen Ende des Monats und in nächfter Nähe des ftationiiren Punktes.
plötzlich fo rapid zunehmenden Verfriihung war ich nun aber genötigt.
folgendes zu fchließen:
Jupiter bewegte fich nicht fcheinbar. fondern tatfächlich retrograd.
Und zwar war er bis in das letzte Drittel des Mai hinein die ganzen
Monate her in einer langeftreckten. ganz flachen Bogenlinie allmählich.
ganz allmählich dem zweiten ftationciren Punkt bei Jungfrau n ent-
gegen. von Jungfrau 7 her aufwärts gegangen. Diefe fo ganz flach
auffteigende Bogenlinie machte alsdann aber in den legten anderthalb
Wochen des Monats. plößlich einen fehr entfchiedenen Bogen dem ftatio-
nären Punkte zu; das konnte nichts anders heißen als: der äußeren.
weftlichen Ausbuchtung der Schleife zu. in der die retrograde Be-
wegung Jupiters oor fich ging] Nur auf diefe Weife ließ fich die fo
rapide Zunahme in der Verfriihung des ..roten Fleckes“ erklären und
auf keine andere! -
Sollte fich nun aber diefe Schleifenbewegung noch fernerhin und
auf befonders ftarke. ja fchlechterdings ein fiir allemal ausfchlaggebenden
Weife beftiitigen. fo mußte Jupiter vom ftationiiren Punkt ab. wo die
Schleife ihre feitliche Wendung wieder nach Often hin nehmen mußte.
eine noch auffallendere Zunahme der Verfrühung des ..roten Fleckes“ zeigen.
Und zwar mußte diefelbe fo weit gehn. daß fie fchließlich volle 5 Stunden
betrug! Alsdann aber würde Jupiter keinerlei weitere Perfriihung im
Ein- und Austritt des ..roten Fleckes“ mehr zeigen. Und das wiirde
dann nur fo viel bedeuten können. daß er die Seite. die er uns feither
vom Februar bis Mai gezeigt hatte. völlig wieder gegen die vertaufcht
hätte. die er uns ftets bei rechtläufiger Bewegung zeigt.
Weiter aber mußte dies alles bedeuten. daß Jupiter vor dem erften
ftationären Punkt. Ende Januar. Anfang Februar. und zwar feit ungefähr

Mitte Januar angefangen hatte aus feiner rechtläufigenNichtung feitlich
in die retrograde iiberzubiegen; und zwar mit einem Bogen- deffen
Schärfe genau der des Bogens entfpraclx mit welchem er jetzt. Ende
Mair zum zweiten ftationa'ren Punkt herum- und alsdann iiber diefen
hinausging! Zwifchen diefen beidenx fehr fcharfen feitlichen Kurven
beim erften und zweiten ftationc'iren Punkt konnte er alfo aber non
Mitte Februar abx März April hindurch bis Mitte Mai nur in einer
flachen und langgedehnten Bogenlinie gegangen fein» wiihrend welcher
der Ein: und Austritt des „roten cFleckes“ *keine befonders in Betracht
kommende Berfriihung erhalten hatte! -
Daß es fich nun aber um eine Schleife handelta die uns zu-
und nicht abgewandt wart das mußte grade aus der beftändigen Ber-
friihu n g des „roten Fleckes“ hervorgehn. Denn um eine Berfpätung
hätte es fich nur dann handeln k5nnen- wenn die Schleife anftatt uns
zu: uns abgewandt gewefen wäre. Man kann fich das leicht veranfchau-
lichen- wenn man auf einem Stiick Papier eine grade Linie von Weft
nach Oft zieht. diefe alsdann in einem Bogen herabgehen la'ßtt den
Bogen dann unten von Oft nach Weft zurück flach lang in fanfter
Biegung weiterführt und fchließlich in einer der erften entfprechenden Biegung
wieder nach oben zurück gehn läßtt wo man dann die Linie wieder in
grader Führung in die urfpriingliche Richtung von Weft nach Oft ein-
fügt. Man zeichne dann auf diefer Linie. die ganze Schleife entlangx
die fie befchreibt, kleine Kreife- die Jupiter vorftellen fallenx und iiber-
zeuge fich- daß er alsdann allmählich vollftändig feine eine Seite mit
feiner andern vertaufcht. Markiert man auf der Peripherie der kleinen
Kreife mit einem Punkt den „roten Fleck“ und nimmt zugleich den Punkt
als eine Zeit an„ wo der „rote Fleck“ regelmäßig an derfelben Stelle
ftehen muß fo wird man fehent daß die Stelle fich mit dem Kreis in
einer Weife verfchiebh die einer allmählich zunehmenden V e r f r ii h u ng
des Ein- und Austrittes des „roten Flecke-Z“ gleichkommt. (Es verfteht
ficht daß man bei allem auf dem Papier den Standort des Befchauers
als unter der Schleife befindlich anzunehmen hatx und daß man den
Punkt auf der Peripherie der kleinen Kreifa der den „roten Fleck“ dor-
ftellen fallt auf der Seite der Kreischen anbringh die dem als unter
der Schleife befindlich angenommenen Befchauer zugewandt ift!)
Konftruiert man aber die Schleife nach oben- zeichnet die Kreischen
ein und fixiert auf ihrer dem unten gedachten Befchauer zugewandten
Peripherie den „roten Fle>“„ fo wird man wahrnehmen können» daß diefer
feinen Ein- und Austritt allmählich bis auf 5 Stunden oerfpätet,
(Es ift zu beachtenx daß der Umlauf der Oberfläche Jupiters und alfa
auch der des „roten Fleckes‟ ftets von Oft nach Weft fich vollzieht!)
:dc
Sehn wir jetzt aber zur wie es mit der weitern Berfriihung des
„roten Flecks“ vom ftationc'iren Punkt ab beftellt war.

Ich muß zu dem Ende die oben mitgeteilte Tabelle noch bis
Mitte Juni hinein vervollftändigen. damit wir aus ihr die Differenz der
fernern Verfriihung erfehn können.
Am 1./6.: Oeftl. Eintritt l/24 Uhr Nachm. - Weftl. Austritt
1/29 Uhr Abds.
d. 2./6.: Oeftl. Eintritt 1/210 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
l/23 Uhr Nachts.
d. 3./6.: Oeftl. Eintritt 1/26 Uhr Nachm. - Weftl. Austritt
1/211 Uhr Abds.
d. 4./6.: Oeftl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. - Weftl. Austritt
1/25 Uhr Morgens.
d. 5./6.: Oeftl, Eintritt 1/28 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/21 Uhr Nachts.
d. 6./6.: Oeftl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. - Weftl. Austritt
1/29 Uhr Abds.
d, 7./6.: Oeftl. Eintritt 1/a 10 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1*/23 Uhr Nachts.
d, 8./6.: Oeftl. Eintritt 1/.o.6 Uhr Nachm, -- Weftl. Austritt
1/211 Uhr Abds.
d. 9./6.: 'Oeftl Eintritt 1/212 Uhr Nachts, - Weftl. Austritt
1/25 Uhr Morgens.
d. 10./6.: Oeftl. Eintritt 1/28 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/21 Uhr Nachts.
d. 11./6.: Oeftl. Eintritt 1/2-1: Uhr Nachm. - Weftl. Austritt
h„ 9 Uhr Abds.
d. 12./6.: Oeftl. Eintritt l/210 Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/23 Uhr Nachts. 7
d. 13./6.: Oeftl. Eintritt 1/26 Uhr Nat-hm. - Weftl. Austritt
1/211 Uhr Abds.
d. 14./6.: Oeftl. Eintritt 1/212 Uhr Nachts. - Weftl. Austritt
1/tt5 Uhr Morgens.
d. 15./6.: Oeftl. Eintritt 1/tth Uhr Abds. - Weftl. Austritt
1/21 Uhr Nachts.
d.16./6.: Oeftl. Eintritt 1/24 Uhr Nachm. - Weftl. Austritt
1/29 Uhr Abds.
Jeht nun aber die Differenz' -
d. 1./6. - Nach Tabelle Austritt 1/29 Uhr. Alfa hätte 1/ttiJ Uhr
der „rote Fleck“ eben verfchwunden fein, und die kürzere brei-
tere Stelle des Streifens hinter ihm hätte noch vollftändig
zu fehn fein müffen. Statt deffen war auch fie längft ver-
fchwunden. felbft mit ihrem leßten fchrc'ig niedergehenden Aus-
läufer gegen die übrige gleichmäßig fchmalere Strecke des
Streifens herab. Ms bedeutete eine Berfrühung von noch'
vollen zwei Stunden; daß noch keine weitere Zunahme der

d. 3./6.
d. 4./6.
d, 5./6.
d, 6./6.
d. 8./6.
Verfrühung wahrzunehmen war. erklärte fich daraus. daß Ju-
piter noch auf dem ftationären' Punkt ftand,
- Eintritt nach Tabelle 1/210 Uhr. Statt deffen war der
..rote Fleck“ fchon 1/28 erfchienen. Ju einer Weife. daß be-
reits einige Minuten über 2 Stunden Verfrühung feftzuftellen
waren.
- Hatte Jupiter 1/49 Uhr im Rohr. Nach Tabelle Austritt
1/3311 Uhr Nachts. Stattdeffen war der ..rote Fleck" und der
kürzere breite Teil des Streifens hinter ihm fchon längft ver-
fchwunden. Verfrühung von gut 28/4 Stunden!
Wir nehmen alfo jetzt. wo Jupiter vom ftationären Punkt
fich zu entfernen angefangen hat. eine fehr auffallend ftarke
Zunahme der Perfrühung wahr! ,
Daß Jupiter wieder in rechtläufiger Bewegung überge-
gangen war. ließ fich übrigens deutlich daraus erkennen. daß
fein Abftand von Jungfrau 77 um ein paar Grad-Minuten
zugenommen hatte.
- Konnte Jupiter eines Gewitters wegen erft 1/210 Uhr ins
Rohr bekommen. Eintritt nach Tabelle 1/212 Uhr Nachts.
Statt deffen war der „rote Fleck“ bereits um 10 Uhr bis in
die Mitte der Scheibe gekommen] Das bedeutete eine Ver-
,frühung von üb er 23/4 Stunden!
- Hatte Jupiter zwifchen 1/4 und 1/29 Uhr im Rohr. Aus-
tritt nach Tabelle 1/21 Uhr Nachts. Stattdeffen ftand der
„rote Fleck“ bereits zwifchen 1/4 und 1/29 Uhr dicht ani Weft-
rand! Alfa fchon faft 4 Stunden Verfrühungt
- Hatte Jupiter 10 Minuten nach 8 Uhr im Rohr. Austritt
nach Tabelle 1/e9 Uhr Abends. Der „rote Fleck“ hätte alfo
erft halb um den Weftrand herum fein müffen. Statt deffen
war er fchon längft vetfchwunden. und über die ganze Scheibe
zeigte fich der gleichmäßig fchmalere Teil des Streifens.
Nach der nunmehr in Kraft ftehenden Berechnung mußte
der ..rote Fleck“. da er fchon faft 4 Stunden verfchwunden
fein mußte. ca. 10 Uhr wieder um den Oftrand herum zum
Borfchein kommen. Jn der Tat war er 1/411 Uhr auch fchon
wieder ein kleines Stück um den Oftrand herum!
-- Bekam Jupiter erft kurz vor 10 Uhr ins Rohr, Nach Ta-
belle Austritt des ..roten Fleckes“ erft 1/5211 Uhr. Statt deffen
war er längft verfrhwunden. und iiber die ganze Scheibe zeigte
fich der gleichmäßig fchmcclere Teil des Streifens. Nach jeßt
in Kraft ftehender Berechnung mußte der ..rote Fleck“ ungefähr
1/21 Uhr Nachts wieder um den Strand herum auftauchen.
Leider wurde mir die Beobachtung. da Jupiter fchon tief ftand.
von meinem Standort aus fehr fchwer. Dennoch nahm ich

an den betreffenden Anzeichen war. daß der „rote Fleck“
wirklich l/21 Uhr im Nahen war!
d. 9./6. - Hatte Jupiter 9 Uhr im Rohr. Eintritt nach Tabelle
1/212 Uhr Nachts, Statt deffen war der „rote Fleck“ bereits
9 Uhr pollftändig um den Strand herum; mußte alfo fchon
1/28 Uhr eingetreten fein.
d,10./6. - Konnte Jupiter erft nach 10 Uhr ins Rohr bekommen.
Austritt nach Tabelle 1/21 Uhr Nachts. Statt deffen über die
ganze Scheibe weg bereits der gleichmäßig fchmale Teil des
Streifens. der anzeigte. daß der „rote Fleck“ fchon längft um
den Weftrand herum verfchwunden war. "
d. 11./6. - Hatte Jupiter zwifchen 1/2 und 3/49 Uhr im Rohr. Aus-
tritt nach Tabelle 1/29 Uhr, Ueber die ganze Scheibe hin
der gleichmäßig fchmalere Teil des Streifens. 1/210 Uhr aber
erfchien der „rote Fleck" bereits wieder um den Lftrand herum!
Alfo mußte der „rote Fleck“ anftatt 1/29 Uhr bereits 1/25 Uhr
um den Weftrand uerfchwunden fein. Da er auch iiber die
hintere Scheibe 5 Stunden Weg hat und er genau 1/210 Uhr
öftlich wieder eintrat. fo hatte er jetzt eine Ver-
friihung von vollen 5 Stunden erreicht!!
Die Schleife war alfo vollendet. Jupiter befand fich jetzt
wieder in uollftändig gradlinig rechtläufiger Bewegung von
Weft nach Oft und hatte feine bisher uns zugewandte Seite
pollftändig gegen die ausgetaufcht. die er uns bei feiner recht-
läufigen Bewegung zuzukehren pflegt! -
3.;
Seither ift es bei diefer fiinfftiindigen Berfrühung des „roten
Fleckes“ geblieben; ein Zeichem daß Jupiter fich vollftändig wieder in
rechtläufiger Bewegung befindet. Am 18. Juni war Jupiter bereits 68'.
alfo über einen Grad. von Jungfrau 77 ab wieder gegen Jungfrau u hin
zurückgegangen. Es war offenbar- daß er nach dem ftationären Punkt
fch n e l l er wieder gegen 3 genähert hatte. -
Jch denke* es läßt fich kein glänzenderer und
hupothefenfrei exakterer Beweis dafür vor-
ftellenr daß Jupiter tatfächlich feine Unregel-
mäßigkeit in Geftalt einer flachhingedehnten
Schleife zu befchreiben pflegtr als dent den ich
im Voraufgehenden bieten durfte! (Es bliebe einzig
noch auszuprobierem ob Jupiter nicht abwechfelnd ein Jahr um das an-
dere diefe Schleife einmal in uns zugewandter Richtung wie dies Jahr.
und das andre Mal in uns abgewandter Richtung befchreibt? Jn
diefem Falle wiirde fich das alfo durch eine vorfchreitende Berfpätung
des Ein- und Austritts des „roten Fleckes“ kundtun.)
Damit ift aber die bisherige diesbezügliche„
in allgemeiner Geltung ftehende Hypo thefe der

Aftronomie ein für allemal erledigt und weiter-
hin nicht mehr ftatthaftt Dagegen hat fich die Hvpothefe
der altgriechifchen Aftronomen. wenigftens ihrem wefentlichften Inhalt
nach. glänzend beftätigt! Mögen die Alten fich ihren Epizhkel immerhin
auch anders vorgeftellt haben. als folch eine langhin gedehnte. flache
Schleife: nämlich als einen regelrechten. runden Kreis. -
sie
Man braucht ja wohl kaum noch die Selbftverftändlimkeit hinzu-
zufügen. daß es fich mit den Unregelmäßigkeiten der iibrigen Planeten
im wefeutlichen genau fo verhalten muß. wie mit der des Jupiter.
Ich habe die diesbezüglichen Kalendernotizen der lehten Jahre nachge-
fehn und mich wieder wundern müffen. wie die Aftronomie ihre fo ganz
hinfällige Hypothefe fo lange aufrecht erhalten konnte! Denn kaum
hier und da rechtfertigte fie fich diefem Einblick in den Kalender in ganz
entfernter Weile dadurch. daß die Erde zu einem Planeten in einer folchen
Beziehung geftanden hätte. wie fie zur derartigen Erklärung feiner Unregel-
mäßigkeit von rechtswegen vonnöten wäre! In den überwiegend meiften
Fällen differierte aber die hvpotljetifche jeweilige Stellung der Erde im
Tier-kreis von den Zeiten der Unregelmäßigkeiten genau fo auffallend.
wie wir fahn. daß es bei der des Jupiter der Fall war.
Es wird fich jetzt nur noch die Frage erheben. welche Urfache den
Schleifen. die die Planeten während ihrer Unregelmäßigkeiten befchreiben.
zu Grunde liegt?
Was das anbetrifft. fo wäre ich wohl bereits im Stande. dariiber
etwas mitzuteilen; ich möchte mir das aber für fpäter vorbehalten. weil
ich meine diesbezüglichen Beobachtungen noch nicht fiir hinreichend ab-
gefchloffen halte. Ich hoffe. daß ich bis Ende diefes Jahres zu ge-
fichertern :liefultateu gelangt bin. Und alsdann gedenke ich mich auch
darüber und zwar im ausführlicheren Umfang eines Buches zu äußern.
das ich im Laufe des nächften Jahres veröffentlichen werde.
Diefe Frage nach der Urfache der Schleife. die die Planeten während
ihrer Unregelmäßigkeiten befchreiben. ift übrigens vorderhand auch neben-
fächlich. Sicher wird ihre Beantwortung uns fehr überrafchende Auf-
fchliiffe über die wahre kosmifche Tatfächlichkeit gebe: zur Feftftellung
der Tatfächlichkeit der Planeten-Schleifen felbft benötigen wir fie aber
nicht einen Augenblick. und fie kann die Kraft des Beweifes. den ich
geboten habe. weder erft bekräftigen. noch auch könnte fie fie irgendwie
verringern. wenn wir nicht imftande wären. fie zu leiften. Ueberdies
müffen fich auch fchon ohne alles weitere von der von uns feftgemachten
Tatfächlichkeit der Planetenfchleifen aus die allerwichtigften und ficherften
Folgerungen ziehn laffen. »-
In der Tat: wir haben es hier mit einer Tat-
fache von größter Wichtigkeit und Tragweite
zu tun!-

Ja. es ift nicht zuviel gefagt: Die Tatfache diefer
Planetenfchleifen bereits macht die Kopernika-
nifche Weltauffaffung fürderhin unhaltbar! -
Denn wie wäre es wohl noch einen Augenblick denkbar. daß die
Erde wirklich durch den Tierkreis gehn könnte. wenn im Auguft diefes
Jahres. wo fie in die Jungfrau eintreten. und alfo erft unter Jupiter
weggehn müßte. kein Stillftand Jupiters ftattfindet. fondern Jupiter
fchon längft wieder in direkter Richtung von Weft nach Oft geht?
Jch bin nun aber in der Lage. mitzuteilen. 'daß der Beweis aus
der Schleife des Jupiter durchaus nicht mein einziger. wichtigfter. befter.
ausfchlaggebendfter dafiir ift. daß der heliozentrifche Standpunkt nicht zu
Recht beftehn kann! Jch habe fiir diefen einen bereits ein Dußend
Beweife zur Verfiigung. und zwar nicht minder unmittelbar überzeugende
und fichere. daß nicht die Sonne Mittelpunkt des Planetenfhftems ift.
fondern die Erde; und daß die Erde nicht nur Zentrale des Planeten-
fnftems. fondern daß fie überhaupt die kosmifche Zentrale ift! -
Dann aber bleibt. um dies hier wenigftens noch in aller Kürze
anzudeuten. nur übrig. daß die Erde an ein nnd derfelben Stelle
fich um fich felbft bewegt; und zwar in der zentralpolar beftimmten
Richtung von Weft nach Oft. wiihrend alle iibrigen Himmelskörper. alle.
fich. und zwar in kreisförmigen Bahnen. die fich mehr oder weniger der
Elipfe nähern - mit alleiniger Ausnahme der Kometen und Stern-
fchnuppenfchwärme - um uns herum bewegen. Und zwar ohne
Achfenr otation. in ihren. bezw. mit ihren Sphären um uns
herum gleiten d. aber nich t. wie die noch herrfchende Anficht
ift. rotierend. rollend! -
Aber davon hier nur fo viel. - Alles nähere werde ich in dem
oben erwähnten. ausführlichern Buche mitteilen. das fich ..Kosmos nnd
kosmifcher Umlauf“ betiteln und im Laufe des nächften Jahres. ich hoffe
gegen Weihnachten. erfcheinen wird. -

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfehung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber
Mexx/right MW T23/ .albert Langen, Munich.
Einleitung
In diefem Jahre gibt es gewiß eine reiche Beerenernte- »- Preißel-
beerenf Krähenbeerenp Multebeeren. Freilich von Beeren kann man nicht
leben. Aber es ift trauliclx wenn fie draußen ftehn und einen anlächeln.
Und oft ift man auch froh darum, und fie erquicken einem wenn man
hungrig und durftig ift. '
Darüber hab ich geftern abend nachgedacht.
Bis die Spätherbftbeeren reif find! dauert es immerhin noch zwei
bis drei Monate- das weiß ich wohl. Aber es gibt auch noch andre
Freuden in Wald und Feld als nur Beeren. Jm Frühling und im
Sommer find diefe Beeren lauter Blüten- und außerdem gibt es blaue
Glockenblumen und roten Hornkleet tiefex windftille Wäü'ter7 dunkle Bäumet
von denen ein feltfamer Duft ftrömt- und - Schweigen. Wie ein fernes
Wafferraufchen geht es durch die hohen Wir-felt es gibt keinen andern ge-
zognen Ton- der fo an Zeit und Ewigkeit gemahnte wie diefer. Und
wenn eine Droffe(fchlägh mit einer Stimme„ die weiß Gott wie hoch hin-
aufkommtf und wenn fie dann grade auf dem höchften Punkt angekommen
ift„ gleichfam einen rechten Winkel macht- dann ift das eine Linie- fo rein
und fo klar wie mit dem Diamant gerißt; und dann fingt die Droffe(
wieder abwärts weich„ wonnig.
An den Ufern ift auch Leben; da hüpfen Lummenf Krähen und See-
fchwalben. Die Bachftelze ift auch da - in kleinen Säßen und mit dem
Schwanze wippendt zierlich und mit fpißigem Schnabel fuäzt fie fich ihr
Futten und dann fliegt fie auf eine Tanne und fingt auch. Aber wenn

die Sonne untergegangen ifh dann läßt vielleicht von einem entlegnen
Bergbach her eine Lumme ihre melancholifchen Hurrarufe ertönen. Sie
ift die (ente. Jeßt ift nur noch die Grasmiicke übrig. Ueber die ift
nichts zu fagenf fie ift gar zu winzig kleint das reine (Harnichtm ihr Ge-
,zirpe klingtt als ob man Harz aneinander riebe.
Solche und ähnliche Gedanken laffe ich an mir oorüberziehn. ja. ich
denket daß auch der Sommer feine Freuden für den Wandrer befiße. und
ich alfo keinen Grund hätte. auf den Herbft zu warten.
Aber jeßt denke ich auch daran„ daß ich nun hier über alle die ftillen
Dinge ruhige Worte fchreibet - wie wenn ich fpäter durchaus keine
leidenfchaftliäzen und gefährlichen Ereigniffe zu verzeichnen hätte.
Aber das ift nur ein Kniffi den ich von einem Mann auf der füdlichen
Halbkugel gelernt habe„ einem Mexikanerf namens Rough. Er hatte einen
ungeheuern Hut. an deffen Rand ringsum Meffingpailletten bimmeltent
fo daß ich mich fchon darum an ihn erinnern würde, In erfter Linie
aber muß ich an ihn denken- weil er fo feelenruhig von feinem erften Mord
erzählte. „Einmal war meine Liebfte ein Mädchem namens Marie.“ er-
zählte Rough mit feinem refignierten Ausdruck. „Jar fie war damals erft
fechzehn, und ich war neunzehn. Sie hatte furchtbar kleine Hände; wenn
fie mir für etwas dankte oder mich begrüßte fo hatte man nichts als ein
paar dünne Finger in der Hand; fo war fie, Eines Abends nahm der
Herr fie mit vom Feld heim; fie follte etwas fiir ihn nähn, So ging
es ein paar Wochen fort. dann hörte es auf. Sieben Monate nachher
ftarb Marie; fie wurde in die Erde oerfenkt, und ihre kleinen Hände
wurden auch begraben. Ich aber ging zu ihrem Bruder Inez und fagte:
-Morgen früh um fechs Uhr reitet der Herr in die Stadtt und da ift er
allein.“ - Ich weiß/ erwiderte er. - .Du könnteft mir deine kleine
Flinte leihnt ich will ihn morgen damit erfchießen/ .fagte ich. - Rein-
ich brauche fie felbft/ entgegnete er. - Dann redeten wir eine Weile von
andern Sarhent von der Ernte und oon dem großen neuen Brunnen. den
wir gegraben hatten; aber als ich ioegging griff ich nach feiner Flinte und
nahm fie mit. Im Walde kam dann Jnez dicht hinter mir her und rief.
ich folle auf ihn warten. Wir feßten uns auf den Rain und fprachen
noch über allerlei; aber nach einer Weile riß mir Inez die Flinte weg
und ging wieder heim. Am nächften Morgen war ich zeitig am (Halterx
um meinen Herrn durchzulaffent und Inez war auch im Gebüfch. Da
fagte ich zu ihm: -Geh ein Stück voraus. damit wir nicht zwei gegen
einen find- der allein ift! - tEr hat Viftolen im Gürtel- aber was haft

du? fragte Jnez. -* .Nein. ih habe nihts/ antwortete ih. .aber ih habe
ein Senkblei in der Hand. das macht kein Eeräufh.“ - Jnez wollte das
Lot fehn und überlegte einen Augenblick; dann nickte er und wandte fih
heimwärts.
Jetzt kam der Herr dahergeritten; er war fehr alt und grau. min-
deftens fehzig Jahre. .Auf mit dem Eatierl* befahl er. Aber ih
machte das Gatter niht auf. Ob er wohl meinte. ih wäre verrü>t ge-
worden? Er fhlug mit der Peitfhe nah mir. aber ih kümmerte mih
niht darum; er mußte abfteigen. um den Shlagbaum felbft zu öffnen.
Da verfeßte ih ihm den erften Schlag; der traf ihn diht am Auge und
mahte ein tiefes Loh. .Aul* rief er und taumelte und fiel zu Boden.
Jh fagte ein paar Worte zu ihm. aber er verftand fie nicht mehr; auf den
zweiten Schlag war er tot. Er hatte viel Geld in der Tafhe; ih nahm
etwas davon zur Wegzehrung mit; dann feßte ih mih auf fein Pferd und
ritt davon. Jnez ftand vor feiner Tür. als ih bei ihm vorüberkam.
.Du brauhft nur drei und einen halben Tag bis zur Grenze/ fagie er.“
Genau fo hatte Rough die Begebenheit erzählt. und als er damit
zu Ende war. noh eine Weile ruhig vor fich hingefchaut
Nun. ih habe von keinem Mord zu berichten. aber von Freuden. von
Leiden und von Liebe. Und die Liebe ift eben fo leidenfhaftlih und ge-
fährlih wie ein Mord,
Es ift jeßt grün in allen Wäldern. dahte ih heute morgen beim
Anfftehn. Sieh. der Schnee fhinilzt auf den Bergen. überall in den
Ställen wird das Vieh unruhig und will hinaus. und in den Wohnungen
der Menfhen ftehn die Fenfter fperrangelweit offen. Jh knöpfe mein Hemd
*auf und laffe mir den Wind auf die Bruft wehn. und da gärt und blüht
es in mir. daß ih mih einen Augenblick um viele Jahre zurückverfeßt
fühle in die Zeit. wo ih noh ftiirmifher war als jeßt. Vielleiht. denke
ich. gibt es oftwärts oder weftwärts einen Wald. wo ein Alter es ebenfo-
gut hat wie ein Junger; dahin gehe ih!
*|- *|-
*|-
Regen und Sonne und Wind wechfeln. ih bin fchon viele Tage lang
gewundert; es ift noh zu kalt. um im Freien zu übernachten. aber ih
finde ohne Shwierigkeit Unterkunft auf den Höfen. Ein Mann wundert
fih. daß ih ohne Ziel und Zweck nur fo dahinwandre: ih fei wohl ein
verkleideter Menfh. der nur merkwürdig fein wolle. grade wie Wergeland.
Der Mann kennt meine Pläne niht. weiß niht. daß ih bekannte Orte

auffuchen will. wo Menfchen find. die ich wiederfehn möchte. Aber er
hat einen guten Berftand; ich nicke ihm unwillkürlich zu. zum Zeichen. daß
es mit feinen Worten feine Nichtigkeit habe. .Etwas von Kommödianten-
natur hat jeder Menfch in fich. Man fühlt fich gefchmeichelt. wenn man
fiir mehr gehalten wird. als man ift. Aber jeßt kommen feine Frau und
feine Tochter dazu. und fie unterbrechen uns mit ihrem gewöhnlichen gut-
mütigen Gerede. ..Er hat ja nicht gebettelt und für fein Abendbrot be-
zahlt.“ fagen fie. Da werde ich feig und fchlau. ich fchweige zu dem.
was fie fagcn. und laffe auch den Mann ruhig wiederholen. ich fei wohl
mehr. als ich fcheinen wolle. und fchweige nur. Und wir drei Eemüts-
menfchen überwinden den Berftand des Mannes; er muß erklären. er hätte
ja nur gefcherzt. wir oerftünden doch wohl einen Scherz. Jch blieb eine
Nacht und. einen Tag auf dem Hofe. pußte meine Schuhe ungewöhnlich
fchön und wechfelte meine Wäfche. _ o
Da wird der Mann wieder mißtrauifch. -- ..Wenn du jeht fortgehfi.
gibft du wohl meiner Tochter ein befonders großes Trinkgeld.“ fagie er.
- Ich tat. als fei ich keineswegs überrafcht. und erwiderte lachend: ..S-o.
tu ich das?“ - ..O ja.“ verfehte er. ..und nachher denken wir dann. du
müßteft eine fehr hochftehende Verfon gewefen fein.“
Ach. wie widerwärtig kam er mir vor! Ich tat das einzige. was
ich tun konnte: ich überhörte feine Sticheleien und bat um Arbeit. Es
gefalle mir gut hier. fagte ich. uud er könne mich jeßt in der ftrengen
Arbeitszeit gebrauchen; er dürfe mich auch hinftellen. wo er wolle. ..Es
wäre mir am liebften. du trollteft dich.“ erwiderte er. ..denn du bift
ein Narr.“
Unoerkennbar war ich ihm jeßt ein Dorn im Auge. und im Augen-
blick war keine von den cFrauensperfonen des Hofes bei der Hand. mir
zu helfen. Ich fah ihn an und konnte fein Auftreten gar nicht verftehn.
Sein Blick war durchdringend. und mich däuchte. ich hätte noch bei keinem
Menfchen fo kluge Augen gefehn. Aber er übertrieb in feiner Bosheit F
und fiihrte fich felbft auf Abwege. ..Was foll ich den Leuten fagen. wie
du heißt?“ fragte er. - ..Du brauchft gar nichts zu fagen.“ erwiderte ich.
- ..Einen wandernden Eilert Sundt?“ rief er. Ich ging auf den Scherz
ein und fagie: ..Ja. meinethalben!“ Aber als der Mann eine Antwort
bekam. brachte ihn das auf; er wurde immer zungenfertiger und rief:
..Dann tut mir Frau Sundt herzlich leid.“ - ..Du irrft dich. ich habe
keine Frau.“ erwiderte ich achfelzuckend und wollte gehn. Aber mit wahr-

haft unnatürlicher Shlagfertigkeit rief er mir nah: ..Du felbft irrft Dih:
ih meinte deine Mutter. die dich in die Welt gefeßt hat!“
Drunten auf dem Wege wandte ih mih um und fah. daß der Mann
von Frau und Tohter hineingeholt wurde. Und ih dahte in meinem
Herzen: ..Nein. man geht niht nur auf Nofen. wenn man wandert."
Auf dem Nahbarhof hörte ich. daß der Mann früher Fourier ge-
wefen und wegen eines Gerihtsprozeffes. den er verloren hatte. eine Zeit-
lang in einer Jrrenanftalt gewefen war. Jeßt zur Frühjahrszeit brehe
feine Krankheit wieder aus. und mein Kommen fei vielleicht der legte
Tropfen gewefen. der den Becher zum Ueberfließen gebracht habe. Aber
mein Gott. in dem Augeblick. wo der Jrrfinn über ihm zufammenfhlug.
hatte er ja förmlich gefunkelt vor lauter Witz! Ih muß ab und zu an
ihn denken. Der Mann hat mir eine Lehre gegeben: es ift fhwierig.
herauszufinden. welche Menfhen verrückt und welhe bei gefundem Verftand
find. Gott helfe uns allen dazu. daß wir durchfchaut werden!
An demfelben Tag kam ih an einem Haufe vorüber. wo ein junger
Menfh auf der Türfchwelle faß und Mundharmonika fpielte. Er war
grade kein großer Mufiker. aber wahrfheinlih eine frohe Seele. weil er
fih felbft etwas vorfpielte. Um ihn niht zu ftören. lüftete ih nur die
Mütze und blieb ein Stückhen von ihm entfernt ftehn. Er nahm keine
Notiz von mir. fondern wifhte nur das Mündftiick ab. fehle es wieder an
die Lippen und fpielte weiter. Es dauerte fehr lange. und als er das
Mundftück wieder einmal abwifhte. benüßte ih die Gelegenheit. um zu
huften. ..Bift du es. Ingeborg?" fragte er. Jh glaubte. er fprehe mit
einer Frauensperfon hinter fih im Haufe. deshalb gab ich keine Antwort.
..Du. der da fteht.“ fagte er dann. - ..Jh?" fragte ich verwirrt.
..Kannft du mih denn niht fehn?“ Darauf erwiderte er nihts. Er
mahte ein paar taftende Bewegungen um fih her. als wolle er aufftehn.
und nun erriet ih. daß er blind war. ..Bleib ruhig fißeu. du brauhft
niht zu erfhrecken.“ fagte ih und fehte mih neben ihn auf die Schwelle.
Wir plauderten ein wenig. Er ftand im achtzehnten Jahre und war
mit vierzehn blind geworden. Groß und ftark war er. feine ganze untre
Gefichtshälfte war von dem hervorfproffenden Bart mit Flaum bedeckt.
Ja. Gott fei Dank. er fei gefund. fagte er. - Aber die Sehkraft. fragte
ich; er werde fich doch wohl erinnern können. wie die Welt ausfebe? -
O ja. er habe viele hübfhe Erinnerungen von der Zeit. wo er noh gefehn
hätte. - Im ganzen genommen fei er zufrieden und glücklich. Jm Früh-
jahr folle er zum Vrofeffor nah Ehriftiania. um operiert zu werden; dann

werde er vielleicht wenigftens von feinem Augenlicht fo viel wieder erhalten.
er allein ausgebn könne; aber das werde fchon noch eine Weile dauern.
- Mit dem Verftand war es nicht weit her bei ihm; er fah aus. als
ob er fehr viel äße; denn er war dick und tierifch kräftig. und es war
mir. als habe er faft etwas Ungefundes. etwas Jdiotifches an fich; diefe
Ergebung in fein Schickfal war zu töricht. Bei folcher Hoffnungsfreudig-
keit muß man Dummheit oorausfeßen. dachte ich; es gehört ein gewiffer
Grad geiftiger Minderwertigkeit dazu. beftändig mit dem Leben zufrieden
zu fein und überdies etwas Neues und Gutes von ihm zu erwarten.
Aber ich war jeßt dazu aufgelegt. aus allem etwas lernen zu wollen;
felbft diefer arme Tropf da auf feiner Türfchwelle machte mich über eine
einzelne Kleinigkeit klüger. Wie hatte er mich nur mit dem Frauenzimmer.
der Ingeborg wie er fie genannt hatte. verwechfeln können? Jch mußte
alfa zu leife dahergekommen fein. hatte vergeffen. wie ein Gaul aufzutreten;
meine Schuhe waren zu leicht. Alle die Feinheiten. an die ich mich in
langen Jahren gewöhnt hatte. haben mich oerdorben. und ich muß mich
erft wieder zum Bauern hinftudieren.
K -k
*|-
Jeßt lag das Ziel. das ich mir in meiner Neugierde gefteckt hatte.
nur noch drei Tagereifen von mir entfernt. nämlich ..Oeprebö“. wo Kapitän
Falkenaergs wohnen. Es war günfiig für mich. wenn ich jeßt grade hin-
käme und nach Arbeit fragte; auf fo einem großen Hofe dauert die Früh-
jahrsarbeit fehr lange. Sechs Jahre war es her. feit ich zuleßt dort ge-
wefen; die Zeit war vergangen. und ih hatte micfeit m:hce:n Wochen
den Bart wachfen laffen. Erkennen würde mich alfa wohl niemand.
Es war jeßt mitten in *der Woche. ich wollte aber erft am Samstag
Abend ankommen. Dann würde der Kapitän fagen. ich folle vorläufig
über den Sonntag dableiben. er werde fich mein Gefuch überlegen und mir
dann am Montag eine definitive Antwort geben,
Merkwürdigerweife fühlte ich ganz und gar keine Erregung bei dem
Gedanken daran. was mir bevor-ftand. Nein. keinerlei Unruhe; ich wan-
derte ganz langfam und gemächlich an Gehöften.- Wäldern und Wiefen
vorbei und dachte in meinem Herzen: Auf diefem felben Oeorebö habe
ich doch einmal einige inhaltsreiche Wochen verlebt; ja ich bin fogar in
die Hausfrau. Frau Luife. verliebt gewefen.. Jawoh(war ich das? Sie
hatte blondes Haar und dunkelgraue Augen und fah aus wie ein junges

Mädchen. Das ift nun fechs Jahre her; ach, wie lang ift das! Ob fie
fich da wohl fehr verändert hat? An mir hat diefe Zeit gezehrt. ich bin
dumm und oerwittert geworden und betrachte die Frauen jeßt nur
noch wie etwa die Literatur. - das ift das Ende vom Liede. Ach was.
irgend ein Ende muß ja alles nehmen] Jm Anfang diefes Zuftandes
hatte ich das Gefühl. als hätte ich etwas verloren; es war. als fei ich
von einem Tafchendieb iiberliftet worden. Dann überlegte ich mir. ob ich
mich nun auch ferner noch ausftehn. mich wirklich noch ertragen könnte?
O fat Es war zwar nicht mehr wie früher. doch das Ganze verlief nun
lautlos. aber friedlich und ficher. Irgendein Ende muß ja alles nehmen.
Im oorgefchrittnen Alter fteht man nicht mehr mitten drin im Leben.
man hält fich nur durch die Erinnerungen aufrecht. Wir find wie Briefe.
die abgefchickt worden find; nur befinden wir uns nicht mehr unterwegs.
wir find angekommen. Und dann haben wir mit unferm Inhalt entweder
Freude und Sorge aufgewirbelt. oder wir haben gar keinen Eindruck
hinterlaffen. O. ich fage Dank für mein Leben. es war ein muntres
Leben!

Die Frau aber. fie ift fo. wie alle Weifen fie von jeher gefchiidert
haben: unendlich arm an Begabung. aber unendlich reich an Gewiffen-
lofigkeit. an Eitelkeit. an Leichtfinn. Sie hat viel vom Kinde. aber nichts
von deffen Unfchuld.

*'-

Jch ftehe am Wegzeiger. wo der Weg nach Oeprebö abbiegt. Ich
fühle mich nicht erregt. Voll und hell liegt der Tag über den Fluten
und Wäldern. da und dort wird auf den Aeckern mit Egge und Pflug
gearbeitet; aber Menfchen und Tiere fcheinen faft ftill zu ftehn. fo lang-
fam geht es vorwärts; die Ermattung und die Hiße des Mittags machen
fich geltend. Ich geh an dem Wegzeiger vorüber. um die Zeit noch etwas
in die Länge zu ziehn. ehe ich auf den Hof komme. Nach einer Stunde
bin ich am Walde und wandte da noch eine Weile umher. wo die Beeren
blühn und zarter Duft von jungem Grün mir entgegenfchlägt. Droben
»am Himmel jagen eine Menge Droffeln hinter einer Krähe her. Sie voll-
führen einen mächtigen Spektakel; es klingt faft wie das Geklapper von
fchiechten Kaftagnetten; ich lege mich auf den Rücken. und. meinen Sack
unter dem Kopf. fchlafe ich ein.

Nach einer Weile erwache ich wieder und begebe mich nun zu dem
nächften Pflüger hin. Ich will ihn ein wenig über Falkenberg-3 ausforfchen;
ob fie noch lebtenx ob es ihnen gut ginge. Der Mannt den ich frage.
gibt mir oorfichtige Antworten; verfchlagen blinzelt er mich an und fagt:
„Es kommt darauf an, ob der Kapitän daheim ift.“ - „Jft er öfter
auswärts?" - „O nein. er wird wohl daheim fein.“ - „Jft er mit
den Frühjahrsarbeiten fchon fertig?" - Der Mann lächelt: „Ach neinf
fertig wird er wohl noch nicht fein." -- „Hat er genug Leute?" - „Das
weiß ich nichtt ja. das hat er doch wohlt und die Frühjahrsarbeit ift auch
getan- jedenfalls ift der Dung fchon ausgeführt worden. Jawohl."
Dann treibt der Mann mit einem Schnalzen die Pferde an und
pflügt weiter; ich geh noch eine Weile hinter ihm herx aber es ift nicht
viel aus ihm herauszubekommen. Als die Pferde das nächfte Mal an-
halten. um fich zu oerpuften, entlockc ich dem Manne noch einige wider-
fprechende Bemerkungen über die Leute auf Oeorebö. Der Kapitän müffe
ja den Sommer über auf Moen fein. und während diefer Zeit fei die
Frau allein. Iat es fei immer fehr viel Befuch daz das verftehe fich von
felbft- aber der Kapitän fei abwefend. Nicht aus einem befondern Grund.
er wäre ficher am liebften daheim- aber er miifie ja auch auf Moen fein.
Neinx fie hätten keine Kindert und es fehe nicht darnach aus. als bekäme
fie eins. „Ei was." fag icht „fie kann noch viele Kinder bekommem mehr
fogart als ihr lieb wäre. Nat hallo, Gault"
Wir pflügen weiter und laffen die Pferde wieder oerfchnaufen. Ich möchte
nicht gern zu ungelegner Zeit nach Oeorebö kommen und frage deshalb den
Mann. ob er glaubeX daß es heute Gefellfchaft und Logierbefuch auf
Oedrebö gäbe? - Neint das glaube er nicht. Gefellfchaft. ja das könnte
doch wohl fein. Und Mufik und Spiel und (Hüfte. - das träfe man
dort jederzeit.
Fortfeßung im nächften Heft

- 'i-*-“*.f_*7'K
(xxx-east"
Aphorismen
Die guten Menfhen pflegen der Welt näher zu ftehn als die beften.
*K-
Die Lebenskraft eines Zeitalters liegt niht in feiner Ernte. fondern in
in feiner Ausfaat.
kk
Wenn ih einen leidenfhaftlihen Greis fehe. muß ih an Gewitter im
Winter denken.
K
Je wiffenfhaftliher eine Shrift ift. defto mehr Fragezeihen enthält fie,
*
Der Ueberkultur gilt es für Unkultur. die Wahrheit zu fagenl
*
Die Fafeleien von der neuen Religion. die aus der modernen Weltanfhauung
hervorgehn foll. kommen mir vor wie die Verfprehungen der
Alhhmiften. Gold zu fabrizieren.
X
Efau und Jakob können wohl zueinander kommen. aber niht bei einander
bleiben.
*'-
Ein unerfahrener Greis und ein erfahrenes Kind - traurig ift Beides,
*
Kleider mahen Leute. niht Menfchen.
3K
In manhem heutigen Tempel geht es umgekehrt zu wie in Athen: Dort
war das Theater ein Heiligtum -l hier ift das Heiligtum ein Theater.
dll
Die Ueberkultur fängt da an. wo die Form das Ausfchlaggebende und der
Inhalt Nevenfahe wird.
*

Aphorismen

Die allzu gedankenfchwere Dichtung gleicht dem bärtigen Weihe.
*'-
Unterdrückung macht zuerft aus Helden Feiglinge. alsdann aus Feiglingen Helden.
I
Religion entfteht eben fo wenig auf Kommando wie Kunft!
pf(
Ente Aphorismen find Bhosphorismen.
r.:
Friedrich Delißfch will die Sünden der Enkel an den Großoätern rächen.
|-
Wenn gewiffe Leute von ihren Gefühlen fprechen. hat man den Eindruck. wie wenn fie von einem fernen. fremden Land erzählen. Nie find fie dort gewefen; fie haben nur eine Reifebefchreibung gelefen.
*
Jeder weiß. daß es bei andauernd heiterm Himmel keine Ernte gibt.
O-
Wer nie allein ift. muß oberflächlich werden.
j
Nie hat fich auf dem Fundament der Ueberliftung ein Bau erhoben. der den Stürmen der Zeit zu frohen vermochte.
*
Der Wiß ift _ein Sohn des Alterns.
3|
Es ift vielfach eine unlösbare Aufgabe. beim Weihe Verftellung von Gefühl zu unterfcheiden,
Ic
Die größten Männer bleiben es felbft für ihre Kammerdiener.
3.-
An 'die Beredfamkeit des Schweigens reicht die gewaltigfte Rede nicht heran.
3.:
Und wenn du auch auf dem Gaurifankar ftündeft - wäreft du der Sonne dann nennenswert näher? 5_ [YMMD

Hermann Kienzl
Benjamin Conftant
8013 Conatanß lncao8tantja
Jm Pantheon. in Frankreihs Ruhmeshalle. ruhen feine Gebeine.
Mit folher Volkshuldigung wie er ward nie ein König zu Grabe getragen, Als er. bald nah dem Einzuge Louis-Philipps. am 8. Dezember 1830. ftarb. ehrten ihn das Alter und die Jugend als den Borkämpfer der Konfiitution und der Nehte eines freien Volkes. Dann fank er. wie eine Größe des vergangenen Tages. wie ein toter Parlamentarier und Journalift. rafh in Bergeffenheit. Nur die Gelehrten bliefen noh hier und da den Staub von feinem Bierbänder „CourZ ae politique constitutionelle" und von feinen Brofhüren und Streitfhriften. die in den Jahren des Direktoriums. des Konfulats. des napoleonifhen Kaiferreichs und der bourbonifhen Reftauration mit blihendem Degen die Geifter geführt hatten. Die Bibliothekare hielten feine wiffenfhaftlihen Werke und feinen Roman in Evidenz. Und die Literaten wußten: Benjamin Conftant. das war nah Voltaires Tod der „premier esprit äu marine“. So hatte ihn die große Stahl genannt. Und Benjamin Conftant - das lebte im Gedächtnis fort -- war nnter allen. die das Herz der Stahl in den heißen Strahlenkranz gezogen. der Geliebtefte diefer unvergleihlihen Frau. Er war ihr würdiger Geiftesgenoffe und zugleih ihr geiftiges Gefhöpf; war ihr Ritter in der Berbannnng. ihr Reifebegleiter bei Goethe in Weimar; er hat niht nur. wie die andern am Liebeshofe zu Coppet. ihren Leib und ihre Glut. hat auh ihre ganze Seele befeffen. Und hat fie belogen und betrogen, Hat ihr ein Jahr lang verheimliht. daß er. ihr vertrautefter Gaft. mit einer andern Frau den Ehering getaufht. So lebte Conftant eine Zeit lang in der Nahwelt faft nur im Lihte des fremden hellen Sterns. Die Strahlen fielen fhräg auf ihn.
Dann kam Frankreihs Literatur-Papft S a i n t e - B e u v e . rüttelte Conftant ins Leben und fhlug ihn nochmals tot. An die Chronik der

Tatfachen. die fo viel Wiederfprr'iche. Jnkonfequenzen. Unaufrichtigkeiten
und Schwächen des glänzend begabten Mannes zu verbiirgen fchien.
knüpfte Sainte-Beuve die Urteile der Dritten und Vierten. der Verletzten
und Gekränkten. Der Schliiffel zu Conftants Jnnenleben wurde kaum
gefucht. Auch wußte man zur Zeit noch nichts von den Geftändniffen.
die der vielverkannte Mann mit fchonungslofer Selbftbeobachtung feinen
intimen Briefen und Tagebuchblättem („]0urn31jntirne“, „Cavier rouge“)
anvertraut hatte. Wenn man diefe wahrhaft menfchlichen Dokumente
aber auch gekannt hätte: dem Zeitgeift fehlte der Sinn fiir problematifche
Naturen.

Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeitigte ein wachfendes
Jntereffe an der Memoiren-Literatur. an den Briefwechfeln und Tage-
biichern intreffanter Menfchen. Diefe literarifche Erfcheinung ftand im
innigften Zufammenhang mit der neuen pfhchologifchen und proble-
matifchen Dichtung und mit der Wandlung der Kritik.

Das weitausgebreitete Material zu einem Jnnenbau der Eonftant-
fchen Perfönlichkeit hat nun ein deutfcher Schriftfteller nmfaffend. einheitlich.
voll Liebe und Berftändnis. organifch verfchmolzen: Jo f ef E t tl ing e r
in dem lebendigen Buche ..Benjamin Eonftant - der
N o m a n ei n e s L e b e n s“ (Verlag von Egon Fleifchel & Ev.. Berlin).
Der moderne deutfche Literat fäuberte das Andenken Conftants von
dem Schutt der Paufchal- und Vorurteile; und Ettlingers Werk ift ein fpäter
Widerhall der intellektuellen Neigung. die den Zeitgenoffen Napoleons. den
erfteu Kosmopoliten. den erften bewußten Europäer Frankreichs. mit dem
Deutfchland Goethes und der Philofophen verbunden hat. Ein Wort Ludwig
Bbrnes lautet:- ..Conftant hatte einen deutfchen Kopf und ein fran-
zöfifches Herz.“

Das Conftant-Werk Sainte-Beuves und das Ettlingers neben ein-
ander gehalten. was ergibt fich? Nicht bloß Rückftändigkeit und Fort-
fchritt der pofitiven Forfchung. nicht bloß ein Gegenfatz perfönlicher
Überzeugungen, Beide Bucher ankern im ethifchen und aefthetifchen
-Geift ihrer Zeiten. Fiir die moralifierende Kritik und Literatur der
alten Schule gab es nur Weiß oder Schwarz. Gut oder Bbfe. Sie
liebte (man denke auch an das bürgerliche Riihrftiickl) die Wohlaus-
geglichenen; brave Biedermäuner. die weder helles Licht. noch tiefen
Schatten hatten. die nicht in blutigen Nöten mit ihrem Gotte rungen.
bis daß er fie fegnete oder zerfchmetterte. Sie verherrlichte die Helden
und Heroen mit robuftem Gewiffen und Schiffsratten ftatt fiihlfamer

Nerven. Die liebe „Tugend“ war das blanke Stichwort. und ihr
Gegenpart war das fchwarze Lafter. Ettlinger fagt am Ende feines
Buches: „Ein edles und feltnes Material ward in Benjamin Conftants
Perfönlichkeit von ungünftigen Schickfalsmächten an der harmonifchen
Entfaltung verhindert. und fo blieb er letzten Endes eine am Leben
leidende Halbnatur , ... aber eben darum eine des Studierens werte.
ebenfo differenzierte wie anziehende Perfönlichkeit bef anders für
unfre Zeit. die fich der Heldenverehrung mehr und mehr entwöhnt
hat. und grade dem ircenden. ftrauchelnden. mit fich felber kämpfenden
Menfchen das größte Maß von Anteilnahme zu fchenken geneigt ift.“
Benjamin Eonftant ift ein kiinftlerifches O b j ekt. Nur von einem
künftlerifchen Menfchen konnte fein an Widerfprüchen reiches Wefen. fein
an bedeutungsvollem Jnhalt fchweres und doch haltlofes Leben wahr-
haft nachempfunden und dargeftellt werden. Den andern blieb fein
heimliches Geficht. diefes Antlitz mit tiefen Leidensziigen. verhüllt; fie
nannten den Zwiefpalt. die Zerriffenheit feines Herzens Perfidie, Er
war ein Jmpreffionift. der mit jeder neuen Begeifterung die Enttäufchung
empfing; ein Friedlofer. der fich fehnte. treu zu fein. und der nicht treu
fein konnte; einer. der an den Marterpfahl feines Gewiffens. der Un-
entfchloffenheit und des Mitleids gebunden blieb.
Eonftants Perfönlichkeit ift uns heute wichtiger. als feine Werke.
von denen allerdings der Roman ..Adolphel' der franzöfifchen Weltliteratur
angehört. Ein ftarker fchöpferifcher Künftler war Eonftant nicht. Als
er feinen „Adolphe“ in fünfzehn Tagen niederzufchreiben begann. fagte
er: „.le Wie court-neuerer un roman, qui Zeta man vision-e“. Seine
Geftaltungskraft reichte. wie die 'aller Halbpoeten. über das Autobio-
graphifche (im freieften Sinn) nicht hinaus. Doch war fein fchrift-
ftellerifches Wirken umfangreich, Die hiftorifchen Bücher Eonftants und
befonders feine politifchen Brofchiiren find Meiftetftücke des logifchen
Aufbaus. des ftiliftifchen Facettenfchliffs. Dennoch war ihnen ein jour-
naliftifches Schickfal befchieden: als Mahlkörner zerrieben zu werden und
das Mehl zu mehren. aus dem die Zukunft ihr Brot backt. Was ver-
lieh dem ..Adolphet' einen dauerhaften Wert? Nicht die Macht der
Phantafie, Gewiß. Eonftant hat als der erfte den pfhchologifch-proble-
matifchen Roman eines Halbfchlächtigen gefchrieben; er hat - lange
vor Balzac - die leidenfchaftliche Herbftliebe der verblühenden Frau
und - lange vor Jbfen - die Lebenslüge als tragifches Motiv be-
handelt. Diefe literarifchen Berdienfte aber lagen nicht in der Bahn

des geftaltenden Findens. feine Dichtung war ein lhrifches Geftehen.
Jofef Ettlinger. dem wir fchon feit Jahren eine mufterhafte Über-
feßung des ..Adolphe“ danken. ift durch Conftants Roman zu dem
..Roman eines Lebens“ geführt worden. So nennt er fein Werk iiber
Benjamin Conftant nnd trifft mit dem knappen Wort den wahren
Charakter diefes Lebensfchickfals, _
In feinen Liebesbeziehungen. die immer wieder fein Dafein bis
zu den Wurzeln erfchiittern. die fein Denken und Handeln (auch in der
politifchen Öffentlichkeit) beftimmen. zeigt Eonftants Bfhche ihren faft
pathologifchen Zuftand, Er ift einer jener Halben. die des Weibes be-
dürfen. um fich zu behaupten. und die am Weibe kranken; er ift eine
jener vom Weide abhängigen und gegen .das Weib fich wehrenden
Künftlernaturen. die man feminin zu nennen pflegt. obwohl ihnen
gegenüber Femina das weit ftärkere Gefchlecht ift. Ein fkeptifcher Don
Juan. wird Conftant von Liebe zu Liebe getrieben. und der glückliche
Gewinn verwandelt fich in feinem Innern zum fchmerzlichen Verluft.
Er befißt nicht die gefunde Leidenfchaft; hat nur eine brennende Sehn-
fucht der Vhantafie. die kein Erreichen ftillt. Bezeichnend ift. daß er
fich als Student in Erlangen eine Maitreffe en titre hält. die er nicht
berührt. So fehr fürchtet er die Ernüchterung. Er trägt in der Liebe.
ohne ein Herkules zu fein. das vergiftete Neffushemd der Omphale.
Den Verfaffer des Lebensromans leitete auch in den Liebes-Kapiteln
das Beftreben. eine Apologie feines „Helden“ zu vermeiden. Troßdem
hat Ettlinger bei der Darftellung des Verhältniffes zwifchen Eonftant
und Frau von Stat-:l die wilden Ausbriiche der genialen Frau - wie
fie. Schaum auf den Lippen. um den treulofen Geliebten raft - ein
wenig einfeitig hervorgehoben. ohne völlig ihrer Flut von Sonnenfchein
gerecht zu werden, Die immer noch maßvolle Varteinahme erklärt fich
übrigens aus dem gegenteiligen Verfahren der andern - fo auch der
Lady Blennerhaffett in ihrem großen Stadl-Werke, Es fehlt mir in
Ettlingers Monographie u. a. der Brief. den die Staöl im Jahre 1813.
vier Jahre nach dem Bruche. an Conftant richtete.
Benjamin Conftant war zwifchen zwei Zeiten geftellt. Seinem
Nachdichter erwuchs die Aufgabe. den Abfchnitt der Weltgefchichte. der
von der großen franzöfifchen Revolution bis zur Julirevolution reicht.
knapp und fcharf zu prägen, Conftant ftand oft nahe dem Brennpunkte
der Ereigniffe und war hier und da einer der Motoren. Das hiftorifche
Wandeldiorama Ettlingers ift keine bloße Folie. -

Hermann Kienzl Benjamin Eonftant

Die Familie des Demokraten Bejamin Eonftant de Rebecque
war hugenottifher Adel. nah der Shweiz ausgewandert. Als Benjamin
am 25. Oktober 1767 zu Laufanne geboren wurde. ftarb feine zarte
Mutter im Wohenbett. Zum Vater trat der Sohn nie in vertraulihe
Beziehungen. obwohl er fpäter ihm in vielen Shtvierigkeiten mit kind-
liher Ergebenheit beiftand. »
Einfam und freudlos. heimatlos. wähft der Knabe auf - zuerft
in Belgien. dann in Deutfhland. in Shottland. Mit etlihen zwanzig
Jahren fieht er in einem Brief an die Gräfin Raffau. feine Tante. auf
diefe Jugend zurück: ..Vergegenwärtigen Sie fih meine Erziehung“.
fchreibt er. ..diefes unzufammenhängende Wanderleben. das ih geführt
habe. die frühreife Eitelkeit. an der ih mih nähren mußte. den gewiffen
ironifchen Ton. der der Stil unfrer Familie ift. den Hang. jedes wär-
mere Gefühl bei fih felbft zu unterdrücken und zu perfiflieren. den Efprit
und Ruhm dagegen für das einzig Wahre zu halten. und fagen Sie
dann felbft. ob es ein Wunder war. daß ih der wurde. der ih bin.“
Shan das zehnjährige Wunderkind fchreibt Briefe wie ein Welt-
mann. Mit 16 Jahren fangt Eonftant an der Univerfität Erlangen
deutfhe Bildung ein. Mit 18 Jahren fiihrt er in Paris ein aus-
fchweifendes Leben. Er fröhnt dem Hafardfpiele. Er ift blafiert und
zuweilen lebensmüde. Er fasziniert durh feinen epigrammatifhen Wiß.
durh die Jmpertinenz feines Urteils. Er ftiirzt fih in Liebesabentener.
Jinmer find es ältere Frauen - Madame Johannot in Briiffel.
Madame Trevor in Laufanne - und immer trägt feine Neigung einen
hippokratifhen Zug. Er fordert ftürniifh. zögert aber vor dem Befiße.
und feine Gefühle geberden fih kataftrophal. um blißfhnell zu erlöfhen
- zumal wenn er von dem Gegenftande der Leidenfhaft räumlich
getrennt wird.
Jn der Sommerruhe von Laufanne faßt diefer anfheinend leiht-
finnige ahtzehnjährige Menfh den Plan zu einem überfhweren Werke.
das ihn in größern Abfhnitten durh vierzig Jahre. während feines
ganzen iibrigen Lebens. befhäftigen follte; denn grade an feinem Sterbe-
tage erteilte er den letzten Druckvermerk zu dem fünften und
Shlußbande des Lebenswerkes: einer Entwicklungsgefhihte der Religionen.
ihrer Urfprünge und Zufammenhänge.
Jm Haufe des mähtigen Zeitungsmannes Suard wird Eonftant
mit der Atmofphäre der Encnklopädiften vertraut. Ju diefem Haufe
knüpft er auh die erfte Verbindung an mit Frau von Eharriäre.

Frau v. Eharriere. nicht eigentlich fchön. aber von hohem Reiz.
voll unverwelklicher Anmut. zählt 47 Jahre - und Conftant ift zwanzig-
jährig! Sie feffeln. fie ergänzen einander. Frau von Eharric'zre. in
liebeleerer Ehre verödet. hat längft der Welt frohen gelernt. Bon den
Büchern der geiftvollen Schriftftellerin. die in der Literatur wie in
Conftants Leben die Borgängerin der Fran von Staöl ift. erregten
.1.8 Noble“. eine wohlgezielte Satire auf die Ariftokratie. und der
Roman „Sonate“ großes Auffehn.
Die beiden an Jahren ungleichen Menfchen verbringen Tage und
Nächte im Austaufch ihrer Meinungen über Gott und die Welt und
alle Zeit: und Streitfagen. Dann findet Conftant in dem Landgute
der Freundin (Colombier bei Laufanne) zum erften Mal ein Heim. in
das ihn jahrelang von feinen Jrrfahrten das Heimweh zurückzieht.
Der Einfluß der Frau von Eharriäre auf feine Lebensauffaffung ift
von grundlegender Bedeutung. Jhre ungewöhnliche Jntelligenz. ihre
Berbitterung. ihr Skeptizismus. ihre Menfchenkenntnis. ihr Haß gegen
Vorurteile und Konventionen ftärken und entwickeln in ihm die eignen
Anlagen.
Ob das die Liebe war. die Liebe von Mann und Weib? Sainte-
'Beuve glaubt daran. Ettlinger widerfpricht. Das vielfältigfte der Ge-
fühle kennt Eigenarten. zumal bei hochintelektuellen Naturen. die das
einfache Wort zwar vielleicht umfchließt. aber nicht charakterifiert. Gewiß
ift. daß Eonftant feiner Freundin über feine erotifchen Erlebniffe berichtet
und daß fie felbft gegen feine Verheiratung mit dem unbedeutenden
Braunfchiveiger Hoffräulein keinen Widerftand leiftet. Ebenfo gewiß.
daß er aus diefer unglücklichen Ehe nun ftets wie aus der Fremde
zu ihr flüchtet, Als er aber nach fieben Jahren von der heftigen
Leidenfchaft zu Frau von Stat-:l befallen wird. da verblutet ein Herz.
da ift die Chat-tiere Weib genug. nicht in eine Teilung zu willigen. da
wird Eiferfucht zum Haß gegen die Nebenbuhlerin. und keine Brücke
führt fortan von der Einfamkeit der Berlaffnen zu dem trenlofen Manne.
Tiefe natürliche. im beften Sinne weibliche Wendung erinnert auf-
fallend. fo wenig Conftant mit Goethe und Frau von Staäl mit
Ehriftiane Bulpius gemein haben. an die Umkehrung der Gefühle in
Charlotte von Stein nach Goethes Untreue. Der philiftröfe Diinkel
eines Gefühlsgeometers freilich verurteilt verftändnislos den Liebehaß
einer mißhandelten Frauenfeele.

Conftant ift im Jahre 1788 Kammerjunker am Hofe in Braun-
fchweig. Er langweilt fih tödlih. Jn feiner Langenweile vermählt
er fih mit der Hofdame Wilhelmine von Eramm. die zu lieben er fih
einbildet. Rafch ift die Heirat. lang die Sheidung, Erft im Jahre
1794 gelingt es ihm. die Feffeln gefeßlih zu löfen. Ju Braunfhweig
fhon tritt er in Beziehung zu Charlotte von Marenholß. die viele Jahre
fpäter feine zweite Gattin werden follte - und er ihr dritter Gatte.
Jm September 1794 kommt wie ein Wetterfhlag das große Er-
eignis in Benjamin Conftants Leben: Frau oon Stahl. Jm Zenith
ihres Ruhmes. in der Praht ihres Temperaments und Geiftes. die wie
Diamantenfeuer fprühn. fieht er fie. und fchon ift es um ihn gefhehn.
Die Lebensgefhihte Eonftants ift nun duch fünfzehn Jahre mit
ihren wefentlihften Etappen an das Shickfal Corinnes gebunden.
Madame de Stahl. die Tohter Neckers. die Gattin des fhwedifchen
Gefandten in Paris. trug in ihrem romantifh-erotifhen Herzen noh
die frifhe Wunde von Narbonnes Untreue. der der Vater ihres zweiten
Sohnes war. Da wird fie von ekftatifcher Leidenfhaft zu Benjamin
Eonftant erfaßt. der. ob auh ihre unbeftändigen Sinne fpäter noch
neuen Tribut fordern. ihre große Liebe bleibt - bis zum Ende
ihrer Tage.
Eonftants hohwogende Leidenfchaft trägt. feiner Natur gemäß. den
Keim des Todes. Schon im Überfhwang der erften Wohen berihtet
fein Freund Ludwig Ferdinand Huber aus Coppet: ..Glücklih fühlt
er fih niht.“
Die Staöl maht ihn zum Fürften ihres geiftigen Hofes; fie zieht
ihn in die große Politik; fie hebt ihn empor zu den Leiftungen. die die
Welt mit feinem Rufe erfüllen. Es erfheineu - zuerft unter literari-
fher Mithilfe der Geliebten - feine republikanifhen Brofhüren. fein
Proteft gegen die Shreckensherrfchaft. feine Streitfhriften gegen Napoleons
Diktatur. gegen die Wiederkehr von Monarchie und Abfolutismus.
Tallehrand bietet ihm ein Sekretariat in feinem Minifterium an. Er fhlägt
es aus. um frei zu fein im Kampfe gegen den Feind der Republik und den
Feind Corinnas. feiner Herrin. Denn immer drohender wenden fih
Mißtranen und Zorn Napoleons gegen Frau von Stadl. deren geiftige
Bedeutung ihm verhaßt ift. Ihr Salon gilt dem erften Konful und
fpäter dem Kaifer als das Arfenal der Oppofition. Eonftant. der als
Mitglied des Tribunats mutig gegen den Mähtigen das Wort erhebt.
wird mit 19 Gefinnungsfreunden gewaltfam feines Amtes enthoben.

und am 31, Auguft 1803 wird die Staöl von Paris und aus 40 Meilen
im Umkreis der Hauptftadt verbannt. 7
Die Jahre wandern. Sie nähren die Liebe der leidenfchaftlichen
Frau und entziinden in ihr Brände der Eiferfucht. die dem an feiner“
eignen Treulofigkeit bitter leidenden Manne immerzu neue Höllenqualen
bereiten. Hundertmal will er fliehn und vermag es ni>)t. Er fühlt
fich zerfchlagen und zerriffen. Jhre Erotik fucht er zurückzuweifen..
Tobi fie dann in wilden Schmerzen. fo führen ihn Schwäche und Mit-
leid ihr wieder zu. Seine Liebe ift Lüge geworden - doch tröftet er
fich: ..Jch fage ihr keine Unwahrheit. fage ihr nur nicht die volle
Wahrheit.“ Herzleid. Schuldgefühl lähmen feine Arbeitskraft. Nach
der Berbannung und nach dem Tode ihres Vaters fühlt er fich doppelt
unfähig. die fchmerzgebrochene Geliebte zn verlaffen. Auch bindet ihn
das Kind. deffen Vater er geworden: Albertine. die fpätere Herzogin
von Broglie. Und in all diefen Krämpfen fühlt er doch. daß er die-
verhaßte und geliebte Nähe diefer einzigartigen Frau nicht entbehren
könnte. So fchwankt er zwifchen Flucht und Sucht.
4 Conftant begleitet Frau von Staäl nach Weimar (1804) und wird*
dort („lournal winnie") ein inniger Verehrer Goethes. über deffen
..Fauft“ er übrigens ebenfo verftändnislos urteilt. wie über ..Wilhelm
Meifter“. Jm nächften Winter ift er allein in Paris; aber im Juli 1805
fchreibt er aus Coppet: ...le ZuiZ reprjZ par Waclarne (le Ituöl.“
Kehrt er wieder nach Paris - dort fchreibt er 1807 den ..Adolphe“*
- fo verfolgen ihn furiofe Briefe. die ihn faffungslos machen.
Es kennzeichnet Benjamin Eonftant. daß er troß diefes unglück-
feligen innern Zuftands zweimal der Geliebten feine Hand anbietet..
Das erfte Mal nach dem Tode ihres Gatten. das zweite Mal. als er
fchon mit Charlotte. feiner künftigen Frau. heimliche Flitterwochen ver-
bracht hat. Beide Male weift Frau von Staöl ihn ab. So ftolz ift
diefe Frau über die Konventionen. iiber die bürgerlichen Begriffe hinaus-
gewachfen. daß fie. als ihr Eonftant zwifchen fofortiger Heirat oder end-
gültigem Auseinandergehn die Wahl laffen will. emporfpringt. ihre
Kinder herbeiruft und ihnen fagt: ..Da feht Euch den Mann an. der
mich vor die Wahl ftellt. entweder zu Grunde zu gehn oder Eure
Exiftenz und Euer Vermögen aufs Spiel zu feßenl“
Das ift diefelbe fouveräne Frau. die dann in ihren lehren Lebens-
jahren. trotzig vor aller Welt. auch vor ihren Kindern. als die freie
Geliebte des Albert Jean de Rocca gelten will und gilt. während

man nach ihrem Tode erfährt. daß fie ftreng geheim diefem Manne an:
getraut war, *
Eonftants merkwürdigftes Lebensjahr beginnt. Er hat die zweimal
gefchiedene Charlotte geheiratet und verbirgt den Traufchein vor aller
Welt. weil er niht wagt. feinen Shritt Frau von Staöl zu geftehn.
Obwohl er fih wieder den Glauben einpeitfht. jeßt das dauernde Glück
gefunden zu haben - diefe Ehe wird fo troftlos wie die erfte - läßt
er feine Gattin allein; es zieht ihn der mähtige Magnet nah Eoppet.
Dort ift alles beim Alten. Eine glänzende Gefellfchaft verbrauft die
Tage. und Conftant findet die Muße. Shillers ..Wallenfteintt-Trilogie
als fünfaktiges Drama nah franzöfifhem Gefchmack zu bearbeiten. Die
Liebesftürme kommen und gehn; Eonftant hütet fein Geheimnis . . . .
hütet es vom 5. Juni 1808 bis zum 9. Mai 1809 - faft ein volles
Jahr! Aus zaghafter Rückfiht. Ju diefer feltfamften a'ller Lagen
fhreibt er:
..Jch bin überzeugt. daß die wahre Moral darin befteht. andern
fo viel Schmerz als möglih zu erfparen. und daß man die Pflicht hat.
diefem Zweck niht nur das eigne Glück. fondern nötigenfalls bis zu einem
-gewiffen Grade fogar die eigne Reputation zu opfern.“
Denfelben Gedanken: Kein Menfh hat ein Reht auf eine Wahr-
heit. die andern fchade - vertrat Conftant fhon einige Zeit zuvor in
der Brofchüre „Dee reactions politiquee“. und kein geringerer als Jmmanuel
Kant hat mit ihm die Klinge gekreuzt in der Schrift: „Über ein ver-
meintlihes Reht. aus Menfhenliebe zu lügen.“
Eonftant bleibt noh nach dem Geftändniffe (9. Mai 1809) eine
Weile in Eoppet, Wie die Staöl den Verrat Conftants aufgenommen hat.
wiffen wir aus Mathieu v.Montmorenc1)s Memoiren. die vor zwei Jahren er-
fchienen find. - Jm Herbft 1809 zieht Eonftant mit feiner Gattin
nah Göttingen. wo er 21/2 Jahre in der Bibliothek und an feinem
Religionswerk arbeitet. Die Ehe mit Charlotte erfüllt ihn mit dumpfer
Refignation. Jn den Briefen. die er und Frau von Stael wehfeln.
fchwillt je und je die alte Sehnfuht auf. Jhre Seelen fuhen fich. aber
finden fih niht mehr. »- Ju der Naht vom 14. zum 15, Juli 1817
hält Benjamin Eonftant an dem Sarge der Stasl die Totenwache,
Da mohte er fühlen. fhreibt Ettlinger. ..daß mit diefer Frau. die fo-
lange fein Schickfal im Guten wie manchmal im Argen gewefen. am
Ende doh das Befte dahingegangen war. was den Jnhalt feines Lebens
ausgemacht hat.“ -

Die Leipziger Schlacht. Napoleons Abdankung. Conftant hört
die Riegel feines politifchen Hungerturms klirren. ftiirzt fich in die Politik.
Wirft feine glänzendfte Brofchüre nach Frankreich. den liberalen Meifter-
traktat „l)e 1'88prit (ie canquste et ae'l'ußurpution claim leur rapport
auc-.e la eiuilieatian europeenne“ . Abenteuerlich ift fein Eintreten fiir die auf
Frankreichs Königskrone gerichteten Geliifte des fchwedifchen Kronprinzen.
Nach der Broklamation Ludwigs >(I/Ill. fucht er feinen Ausgleich mit
den Bourbonen. Die Formel. die der Republikaner findet: „Zwifchen
einer Republik und einer wirklich konftitutionellen Monarchie ift der
Unterfchied vorwiegend formaler Natur“ - erinnert an fein Kompro-
miß zwifchen Lüge und Mitleid . , . . Doch kämpft er nun im Vorder-
grunde für die Vreßfreiheit und die liberalen Voftulate. umjubelt von
den Konftitutionellen. gehaßt von den Rohaliften.
Am 7. März 1815 kommt die Nachricht nach Paris: Napoleon
hat Elba verlaffen. Napoleon kehrt zurück! Benjamin läßt im Journal
de Paris. dann im Journal des Däbats flammende Artikel gegen den
Kaifer fpriihn. Am 19. März - Napoleon fteht bereits in Fontaine-
bleau - erfcheint Eonftants ‚In Freiraum“ mit dem Sage. der dem
Schreiber dann Jahre lang hohngc'illend in die Ohren gerufen wird:
„Jch werde mich nicht als elender Überläufer von der einen Macht auf
die Seite der andern fchlagen. nicht meine Ehrlofigkeit mit Sophismen
bemänteln und entweihte Worte ftammeln. um ein fchmachbeflecktes
Leben zu retten.“ Conftant ift überzeugt. mit diefem Manifeft fein
Todesurteil gefchrieben zu haben.
Napoleon aber - ruft ihn zu fich. Das ift die denkwürdige Unter-
redung vom 14, April, Napoleon erklärt in nüchterner Entfchloffenheit
dem alten Gegner. daß er. der Weltherrfchaft entfagend. Frankreich
ftreng-konftitutionell regieren wolle. Minifterverantwortlichkeit. Wahl-
freiheit. Cenfurfreiheit. Breßfreiheit verfpricht er. Der Marquis Vofa
greift nach diefen erfüllten Träumen. wird der Vertraute des Herrfchers
der hundert Tage. Ettlinger prägt auf diefe feltfamfte Stunde des
Jmpreffioniften das geiftreiche Wort: ..Nicht Conftant kam dem Abfo-
lutismus entgegen. der Abfolutismus kam ihm entgegen.“
Die Lockung perfönlichen Vorteils hat Conftants Schritte nie be-
ftimmt. Was ift ihm die Staatsratswiirde. da er weiß. daß ihn der
Schimpf des Renegatentums umgellen wird? Noch nach Jahr und Tag
hört er das Echo des Debatsartikels: ‚Wisst-able tranßfugel'

Waterloo. Helena. Der weiße Shrecken der Reaktion,
wieder hängt das Schwert über Conftants Haupt. Bor den Bourbonen
ift er zum Hochverräter geworden. Dem Einfluß der Recamier gelingt
-es. feinen Namen von der Profkriptionslifte zu löfchen. Er zieht nah
England. dann nah Spa und kehrt erft Ende 1816. als die fhlimmfte
_Zeit der Reaktion vorüber ift. nah Paris zurück.
Bor den Bourbonen und vor der - Liebe ift Eonftant geflohen.
-Seine letzte Liebe war die gefährlihfte der Flammen. Hundertmal in
vielen Jahren hatte er Julie R e camier ruhig kommen und gehen
fehn. Da bewirkt eine einzige Stunde - am 27. Auguft 1814 -
'das graufame Wunder. Springflutartig fhießt die Leidenfhaft auf.
überwältigt den 47 jährigen Mann. der keine Rettung findet. und den
nun die kühle Freundfhaft der Räcamier. diefer koketten und unberühr-
baren Geliebten von ganz Frankreih. zur Verzweiflung treibt, Das
„Journal intime“ ftähnt Eonftants Qualen. Er betäubt fih im Hafard-
fpiel. zerrüttet fein Vermögen. Er fhlägt Duelle. Verfällt in hhfterifhe
Weinkrämpfe. Er verfhreibt fih. ein Liebeswahnfinniger. der Frömmig-
keit und der Mnftik und verbringt halbe Nähte bei den Andahtsübungen
'der Frau von Krüdener.
Die Ferne. die feiner Treue oft fo gefährlih war. heilt ihn. Nah
'Paris zurückgekehrt. übernimmt er die Führung der liberalen Partei
in der Kammer und behält fie bis zu feinem Tode. Seine leßte Kammer-
rede gilt der Preßfreiheit. der er die erfte gewidmet hatte. Ein fhwer-
kranker Mann. erlebt er noh die Julirevolution und wird vom Bürger-
könig zum Präfidenten des Eomitäs der Gefeßgebung ernannt. Dann
' findet am 8. Dezember 1830 diefes friedlofe Leben Frieden,
Jofef Ettlinger gibt am Ende feines fchönen und klaren Buhes
»einen Rückblick. der wie ein Adagio nah den wilden Rhythmen diefer
'disharmonifhen Mufik ausftrömt und die Motive einer reihen Natur
und eines im Ganzen verfehlten Lebens fammelt, Man darf ihm zu-
-ftimmen. daß Benjamin Eonftant in all feinen Jrrungen und Wirrungen
fih nie durch Kleinlihkeit. Selbftfuht und Banalität entadelt hat,
Jm ewigen Wehfel feines fragmentarifhen Empfindens ift er einem
Leitftern treu geblieben: dem Prinzip der Freiheit. Zwei Worte Benja-
min Eonftants über fih felbft feien hier wiederholt. Das eine ftammt
.aus dem ..Adolphe“. Er nennt fein Spiegelbild ..das Opfer einer
"Mifhung von Egoismus und Empfindfamkeit. aus der fih fein Wefen
,zu feinem und andrer Unglück zufammenfeßte“. Und kurz vor feinem
Und

Tode fchrieb er: ..Das eine ift gewiß. daß ich. ohne ausgefprochen un-
glü>lich gewefen zu fein. mehr Seelenqualen und mehr Todesangft in
meinem Leben ausgeftanden habe. als ein armer Sünder auf dem Rabe;
ebenfo gewiß. daß ich diefe Tortur verdient habe. weil auch ich die Ur-
fache großer Leiden gewefen bin; daß ich mich vor Sehnfucht nach einem
ruhigen und geregelten Leben hundertmal verzehrt und daß ich troß
alledem nie und nirgends den Frieden gefunden habe.“ -
Es klingen mir aus dem Lebensbuche diefes problematifchen Mannes
die Worte Konrad Ferdinand Meyers:

..Jch bin kein ausgeklügelt Bitch -
Jch bin ein Menfch mit feinem Widerfpruch.“

Traum

Entzückt durch beine Nähe faß ich da
Und war fo tief in meinen Traum verfenkt.
Daß ich nicht hörte. daß ich nicht fah.
Wie du den leichten Schritt zur Tür gelenkt.
Jch fprach zu dir. doch immer nur ein Wort.
Es fand mein volles Herz kein andres mehr,
Jch wußte nicht. wie lange du fchon fort.
Jch fprach das Wort noch immer vor mich her.

[..20 l-leller.

Prof. Alfons Kißner:

Aus Ariofts Lyrik

Durh liebevolles Eindringen in fremdes Denken und Empfinden
das eigene Sein zu bereihern. ift von jeher deutfhe Art gewefen. Wo
immer literarifche Shäße fih boten. haben wir fie uns zu eigen gemaht.
bei Perfern. Indern. Ehinefen und Japanern; fo find wir das Volk der
Ueberfeßer geworden. als das man uns rühmt. Die führenden Geifter
unfrer Nahbarnationen finden fich fo ziemlih alle bei uns durch Gefamt-
ausgaben vertreten: da darf man es feltfam nennen. daß einer. der zu den
ganz Großen zählt. zurückzuftehn fheint. Wer den höhften dihterifhen Genius
der Nenaiffanee in deutfher Nahbildung genießen wollte. mußte fih bis
vor kurzem im wefentlihen auf den ..Rafenden Roland" befhränken. Der
helle Glanz. der von der unfterbliheu Epopöe ausftrahlt. blendete vier
Jahrhunderte lang unfre Augen. li*ß uns ihr Benahbartes niht erkennen
und niht würdigen; niht nur Lihtlein. auh größere Feuer erblaffen vor
der Sonne. So hat die gefährlihe Nähe des Orlando furiofo den andern
Shöpfungen feines Meifters Abbruh getan; jedenfalls nur bei uns. Denn
im Lande des Autors waren auh feine Verskomödien einft hohberühmt
und populär. und feine köftlihen Versepifteln. die fieben „Satiren". werden
noh heute in Italien bewundert und immer wieder aufgelegti). Judeffen
alle fonftigen Shöpfungen des großen Ferrarefen. d. h. der weite. über-
wiegende Teil feiner opel-e minore. harrten bisher nah ihres deutfhen
Gewands. um uufrem Lefepublikum fih vorzuftellen.
Unter diefen ungehobenen Schäßen find von befonderer Wichtigkeit
die Rime. fünfundfechzig teils längere. teils kürzere poetifhe Kompofitionen

1) Diefe Satiren hat Otto Gildemeifter iiberfeßt; fie wurden aus dem
Nachlaß des genialen Nachdichters von Paul Hehfe mit einem Vorwort verfehn
und herausgegeben (Berlin. B. Behrs Verlag. 1904). v Eine andre Nachbildung
ift im dritten Bande meiner deutfchen Gefamtausgabe des großen Ferrarefen
enthalten: Arioft. kleinere Werke: Komödien. Rime. Satiren bei Georg Müller.
München 1909.

Paul Mohn:
Sonntagsmorgen im FrÃ¼hling
(Nationalgalerie Berlin)
__________-"

des Meifters. Elegicn und Eapitoli. feine Ekloge. Konzoncn. Sonette und Madrigale enthaltend. Man mag diefe verfchiedenartigen Erzeugniffe unter der Bezeichnung lyrifche Gedichte zufammenfaffen. wenn auch eins davon. die Ekloge. in dramatifcher Form .gehalten ift und auch in den andern das Gebiet des rein Lyrifchen vielfach überfchritten wird.

I.

Wer an diefe Gedichte etwa mit der Erwartung herantreten follte. in ihnen den Inhalt und die Formgebung unfrer deutfchen Lyrik wiederzufinden. diirfte fich enttäufcht fehn. * Wir verlangen vom Lyriker. daß in feinen Verfen fein Herzfchlag uns vernehmlich werde: was in der Weiheftunde des Mufenkuffes feine Seele bewegte. foll in der unfern nachzitternd uns feines innern Lebens teilhaftig machen. Alfo ein ernftes Empfinden ift die erfte Anforderung nach der Seite des Inhalts; ihm muß ferner nach unfern Anfchauungen. damit die rechte Wirkung erzielt werde. eine dem Gegenftand. der Stimmung wohl angepaßte Form entfprechen. Unter unzähligen Vers- und Strophenarten muß die angemeffene herausgefucht oder ganz neu im Hinblick auf die Ziele des Dichters erfunden. gebildet werden. in langen oder kurzen Verfen. einfach oder verfchlungen ufw. Solche Erwägungen lagen in Italien den Dichtern des Einquecento gänzlich fern: für die Lyrik war im wefentlichen einmal der Stoff gegeben. durch das Vorbild Vetrarcas. In der Nachahmung diefes Vielbewunderten ging die ganze Gefühlspoefie jener Zeit auf; der durch ihn eingeführte platonifche Frauenkultus galt fo ziemlich als das einzig denkbare Thema. das lyrifch behandelt werden konnte. Nur ganz wenige Voeten - im Ouatrocento vor allem der große Mediceer. Lorenzo i(Magnifica - entzogen fich diefer Norm.

Wie der Stoff war auch die Form fozufagen feftgelegt. das herrfchende Ve'rsmaß in epifchen Dichtungen wie in der Lyrik der Endecafillabo (der fünffüßige Iambus). für jene poetifchen Gattungen zur achtzeiligen Stanze. der Ottava. verbunden. für diefe zur ferne rima und zum Sonett. Auch die Kanzone mit ihren meift langen Strophen und kunftoollen Reimverfchlingungen wies diefen Elffilbler auf. oergönnte jedoch gleichzeitig einem kürzern Vers von fieben Silben einen gewiffen Spielraum,

Für alle denkbaren Ergüffe einer Dichterfeele auf eine einzige Versart angewiefen zu fein. muß uns in der Tat als eine arge Einengung erfcheinen. Wo bleibt da die Freiheit der Bewegung. die für die geftaltende Tätigkeit doch unerläßlich ift? Erfordern nicht die taufendfach verfchiedenen

leifen Regungen des Jnnern ebenfo viele verfhiedene Maße und Rhythmen.
um den Weg zu uns zu finden? - Ganz gewiß. für das. was wir heut,-
zutage unter Lyrik verftehn: ift doh der' Ausdruck - nah einem Worte
Geibels - ..hier mit des Dihters Gemüt bis in das kleinfte getränkt!"
Was aus den Tiefen der Empfindung quillt. fhaffe fich - fo wollen
wir es - die eigene. befondere Form!
Hier ift der Punkt. wo unfre Auffaffung vom Poetifhen zu der des
italienifhen Cinquecento in fühlbarem Gegenfaß fteht. Die Gebildeten
jener Zeit - und nur für folhe fhrieben die Dihter. Arioft an der
Spiße - waren in der logifhen Shulung altrömifher Poeten heran-
gewahfen und fuhten im Gedicht. auh dem lyrifhen. nichts anderes als
intellektuelle Ergößung: klare Gedanken. fein abgewogene Verhältniffe. geift-
reihe Diktion. kurz. in allererfter Linie Shänheit der Form: wenn der
Trank der Poefie geboten wurde. war die oberfte Erfordernis. daß er in
herrlich gefchliffener kiinftlerifher S h ale kredenzt werde. Die Offenbarung
eines Seelenzuftandes vom Dichter zu empfangen. diefen Anfpruh erhob
niemand. Niht mit dem Jh des Autors wollte man es zu tun haben.
fondern mit feiner Kunftfertigkeit; fie mußte fih. ohne fih einen befondern
Boden durch Auswahl eigener Form bereitet zu haben. gleihfam auf neu-
tralem Felde bewähren. in der hergebrahten Versart. die für alle Zwecke.
für hohen und niedern Ton. als die gegebene galt.
Mit diefer Erwägung - daß der Subjektivität des Shaffenden
keinerlei Zugeftändnis gemaht wurde. und Stoffe und Form. mit denen er
zu geftalten hatte. abgegrenzt für ihn bereit lagen - foll man an Ariofts
..Rime“ herantreten; dann wird man ftaunen. wieviel Eigenartiges. Per-
fönlihes. Individuelles auh hier troß ungünftiger einengender Umftände
fih kundgibt. "
Ludovico. der ilalienifhe Lhriker. war durch eine lateinifhe" Vorfhule
hindurhgegangen: lange Zeit. ungefähr bis zu feinem dreißigften Lebens-
jahre. hatte er faft ausfhließlich im gelehrten Jdiom feiner geliebten antiken
Vorbilder gedihtet. mit folhem Erfolg. daß alles. was von ihm damals
in der Mutterfprahe gefhaffen war. davor zurückftand und Pietro Beinbo.
in jenen Tagen der oberfte Gefchmacksrihter. ih-u riet. ausfhließlih la-
teinifhe Poefien zu fhreivenl). Es war ein Glück für die Welt. daß
diefer Wink niht befolgt wurde. Jener erften Periode 'feines Schaffens

1) Vgl. Deutfhe Rundfhan. 34. Jahrgang. Heft 1. S, 75-76. wo auch
auf die Bedeutung von Ariofts ..ganz lateinifcher Jugend“ fiir die Entwicklung
des Dihters hingewiefen ift.

gehört fein früheftes uns erhaltenes Gedicht an. eine Elegie anf die am
11. Oktober 1493 hingefchiedene edle Herzogin von Ferrara. Leonora von
Aragon. Gemahlin Ercoles l.. fowie einige leichtgezimmerte andre Elegien
und Capitoli. Sonftige. ..heitere Dichtungen“ (amaroße tempre). deren
er im Anfang jenes Klagegefangs gedenkt. fcheinen verloren gegangen zu
fein. Neben antikem Einfluß verrät fich das Vorbild Betrarcas in Bildern
und Wendungen. Frifch und frech. wie in den gleichzeitigen lateinifchen
Carmina. befingt er Venus Ehpria. und nach dem Vorgang Eatulls und
Ovids verkündet er den Grundfaß:

Ich lieb in dunkeln und in weißen Haaren
Und mahn'. ohn Ende Liebe zu bewahren;
Und wird. daß Lieb' erlifcht. mir einft bewußt.
Erlöfche auch das Leb en meiner Bruft!

Der junge Dichter. wiewohl noch zuweilen in den Banden der Rhetorik
befangen. zeigt bereits Bhantafie. Schwung der. Diktion und überrafchend
*fichere Handhabung poetifcher Mittel.

ll.

Tiefer gefärbt. markiger im Ausdruck und vollendeter in der Behandlung
find die übrigen Elegien und Capitoli. die wir fämtlich einer fpätern.
reifern Schaffensperiode zuzuweifen haben. Die beiden Gattungen unter-
fcheiden fich kaum voneinander: die Elegie. deren Name der lateinifchen
Literatur entnommen wurde. hat im Italienifchen' ihr Gebiet merklich er-
weitert und wird für jede poetifche Kompofition nichtepifchen und nicht-
dramatifchen Charakters angewendet. Evcnfo das C a p i t o l o1): Satiren.
Jdnllen. Oden. Burlesken. moralifche Betrachtungen. lhrifche Ergüffe aller
Art gehn unter diefem Titel.

Die recht verfchiedenartigen. meift umfangreichen Gedichte ftechen nach
eine r Seite fehr von dem ab. was die Renaiffancelnrik zu bieten pflegt,
Selten ift dort *- fo bemerkt Gaspary in feiner ..Literatur der Renaiffance“
- die Anknüpfuug an reale Dinge. an Verhältniffe und Vorkommniffe.
die uns die Darftellung beleben könnten. Der ausgezeichnete Gelehrte
hätte hinzufügen follen: eine Ausnahme macht Arioft. Bei ihm haben wir
faft immer einen deutlich erkennbaren realen Fall; der die dichterifche Jn-
fpiration entflammende Funke blißt fozufagen vor unfern Augen auf. Jene

2) Die Bezeichnung capital() foll von Lorenzo i(Magnifico herrlihren. deffen
fatirifches Gedicht Beoni in neun Kapitel gegliedert war. In den Arioftausgaben
herrfcht Verwirrung: hier erfcheint ein Gedicht als Elegie. d o rt als Eapitolo
und umgekehrt.

von Gaspart) gerügte Unbeftimmtheit des Stoffes nimmt man hier und
da in Ariofts Jugendverfen wahr. Später fühlen wir. daß wir es mit
G elegenheitsdihtungen im Goethifchen Sinne zu tun haben. mit
Shöpfungen von individueller Phnfiognomie; felbft. wo konventionelle
Formengebung beibehalten ift. Das Jh des Dichters durhdringt die über-
lieferte Einkleidung. Diefer Subjektivität des Autors zu begegnen - auh
da. wo er fich zu verftecken fuht - wird der Lefer als befondern Reiz *
empfinden.
Den Menfhen Arloft finden wir in einer Gruppe von poetifhen
Shöpfungen. die - abgefehn von ihrem literarifchen Wert - uns dadurh
feffeln. daß fie Streiflihter auf des Dihters Leben werfen und als auto-
biographifche Dokumente gelten können. Jin Mittelpunkt folher ..perfön-
lihen“ Gedichte fteht Ludovicos Geliebte und fpätere Gattin. die fhöne
Aleffandra Strozzi-Benueei. der er im Furiofo ein glänzendes Denkmal
gefeßt hat. Wenn wir feine lyrifhen Aufzeihnnngen nah ihrem Inhalt
prüfen und die Einzelheiten ordnen. vermögen wir den Liebesroman. deren
Heldin Aleffandra ift. in den Hauptzügen zu verfolgen. Eine wihtige
Quelle find die Sonette (wenn wir auh niht alle auf Aleffandra
beziehn. wie viele Erklärer es tun) und die Madrigale. daneben
einzelne Elegien und Capitoli. Im erften Sonett klagt der Dihter über
ein feindliches Gefhick. das ihm Amors köftlihes Gefhenk rauhen will;
im zweiten über Kälte der Geliebten. Sodann wird fie ermahnt. Hinder-
niffen (wie es fheint von fetten der Familiel kräftig zu widerftehn:
Wo gro ße Feuer lohen.
Da mehret nur die Glut ein großer Wind;
Die kleinen Flammen bald erlofhen find.
Echte Leidenfhaft wird ftärker in Gefahren.
Schwach kommt mir eure vor.
Madonna! Füglih darf ich diefes jagen.
Genügt ein Drohn. fie in die Flucht zu fchlugen. (Madr. 4). -
Gradezu eine Urkunde für die Anfänge diefes Liebeslebens und feine
Peripetien ift die berühmte erfte Kanzone. die. wie die erften Verfe zeigen.
auf Aleffandras Wunfh. den zu Florenz am 25. Juni 1513 gefhloffenen
Herzensbund verewigt zu fehn. gefhrieben wurde.
Wir hören. daß Ariofts Leidenfhaft fchon früher - zu der damals
noch Berheirateten - fih regen wollte.
Monate und Jahre fuhte er fih durh Abwefenheit und - durch
gewöhnlihe Liebeleien (dergleihen wird in der vierten Strophe angedeutet) -

zu betäuben. ..Gewohnheit fchien ihm ftärker als die Sterne“. da nahte
das Schickfal (deutlich wird das Jahr 1513 bezeichnet).
An jenem fchönen Tag. der Sankt Baptift
Mitten im Sommerszeiten heilig ift.
Zur Tuskerftadt - fie hält vor allen andern
Den Tag ja hoch und her -
Rief Fama nicht von nahe bloß die Frommen;
Sie ließ zum feierlichen Schaufpiel wandern
Viele von ferne her.
Die Luft zu fchauen trieb mich. felbft zn kommen;
Was fonft ich wahrgenommen.
Niiht weiß ich's mehr - es gilt wir gleich - das Eine
Lebt in des Bufcns Schrein
Unfterblich: in der Stadt. der fchönen. hier.
Was ich auch fah. -' nichts war fo fchön wie Ihr!
(Diefes non uicii in tutto. quelle. 88113. oittä (li 'oi 0088 piii della
ift ein geflügeltes Wort geworden.) Noch viele anziehenden Einzelheiten
melden die 164 Verfe des Gedichts: wie Aleffandra. zu Befuch in der
Familie ihres Verwandten (des Niceolo Vefpueci. bei dem damals auch
Arioft - in dem heute noch vorhandenen Haufe auf dem Ponte Vecchio -
als Gaft weilte). beim Feftglanz alle andern Frauen überftrahlte:
Der Fliiffe König ftand darum voll Leid.
Zum Arno blickten alle hin mit Neid . . . ;
wie das ..Gold des blonden Haares. zu feinem Neß gefchlungen“. den
Hals befchattete;
An taufend Herzen wohl man zählen mag.
Gefangen von dem Netz an einem Tag.
Im Glauben an die lange Abwefenheit hatte er fich gefeit geglaubt
gegen Gefahren.
Doch unoerfehens waren
Die Knäblein. die auf goldnen kraufen Locken.
Verborgen. lauernd hocken.
Auf diefes Herz gefchwärmt wie Wefpenfchar
Und banden's feft. ganz feft - an Euer Haar! -
Diefes poetifche Verlobungsprotokoll. wie man das Gedicht nennen
könnte. wird auch moderne Lefer anfprechen. Jm allgemeinen haben wir
- troß Zedliß ..Totenkränze“ und fchöner Kanzonen von Max Waldau.
Dingelftedt. Platen. Rückert - gegenwärtig wenig Empfänglichkeit für die

unfvmmetrifhe Arhitektonik diefer (urfprünglich provenzalifhen) Strophe
mit ihren Verfhlingungen und weitgetrennten Neimen.
Allerliebft ift es. wenn bei lhrifhen Aufzeichnungen. die uns zuweilen
wie Blätter eines poetifhen Tagebuchs anmuten. an kleine Gefhehniffe des
Tags angeknüpft wird: an den Tod eines Zickleins. das die Geliebte.
den Neid des Dichters erregend. beweint (Son. 15); an eine Goldftickerei.
die fie kopieren will (Son. 26); an zwei Blumen auf ihrem Mantel
(Son. 4). Manchmal geftalten fih aus flühtigen Gedanken gradezu an-
mutige Genrebilder. Man nehme folgende Begegnung auf der Pobrücke
zu Ferrara (Son, 17):
Ein dunkler Schleier hielt die Sonn' umfhloffen.
Der bis zum fernften Horizonte drang:
Die Zweige bebten rings und raunten bang.
Und aus dem Himmel fahle Bliße fchoffen.
- Droht Winterfturm? Kommt Regenflut gefloffen? -
So daht ih zweifelvoll beim Uebergang
Ueber den ftolzen Fluß. der einft verfhlang
Des hehren Delosherrfhers kiihnen Sproffenl).
Als ich am Rand des andern Ufers dort
Dein Auge fah und auch dein Wort vernahm; -
Jetzt hätt ihs mit Leander aufgenommen!
Gleich teilten fich die Wolken; hellentglommen.
Aus trüber Nacht hervor. die Sonne kam: *
Es fhwieg der Wind. der Strom zog ruhig fort.
(ln regurc] äe man belle, wie es in Blondels Lied (variiert von
Beethoven) aus Rihard Eoeurdelion heißt. hat das Wunder getan.
Ein andermal fehn wir den Dihter in Florenz (vermutlich bei feiner
Botfhaftsreife im Mai 1519). und er gedenkt des fehs Jahre zurück-
liegenden Johannistages am Arno (Son. 18):
Hier band mih feft das wunderfchöne Haar:
Die Schmerzen. die mih jetzt zu Tode quälen.
Begonnen hier! Ihr könnt davon erzählen.
Jhr Dächer. Hallen. Marmor licht und rar! . . .
Das Sonett fhließt:
Madonna fah. mir war die Seel' entriffen:
Da hat fie mir die eigene gegeben;
Die hab ih jetzt: mit ihr nur leb' ih heute.
1) Phaeton ftiirzte aus dem Sonnenwagen in den Po.

Den hier gepriefenen Schmuck der Geliebten. ihr ..Goldhaar“. ver-
herrlichen zahlreiche Gedichte. Einmal bei einer Krankheit. war das Haar
abgefchnitten worden: darauf allein beziehen fich drei Sonette (23 bis 25),
Sehr fchön offenbart fich wirkliches freudiges Erleben in einigen Ge-
dichten. die man „Erwartung“ überfchreiben könnte; z. B.:
Verfchwiegener. treuer Wort! Zu dir geleiten
Mich nach der langen Fahrt zwei Sterne hehr -
Es find die hellften von des Himmels Heer
Und feine fchönften - aus der See. der weiten.
Der Flut. dem Wind verzeih ich jeßt ihr Streiten;
Denn ihnen nur. den Sturmesnöten fchwer
Dank ich den Weg zu folchen Seligkeiten.
O liebe Herberg. liebes Kämmerlein
Vai(Dunkel alfa hold. es aufzunehmen
Mit jedes Tages hellftem Sonnenfchein!
Vergiß. mein Herz. nun Aergernis und Grämenl
Du nennft die Huld nicht durch Verdienfte dein
Aus alter Zeit - noch folchen. die da kämen! (Son. 3,)
Ein anderes:
Gliicklicher. lieber Kerker. drin mich eben
Die holde Feindin. - nicht aus Grant und Wut;
O nein. aus Mitleid und aus Liebesglut _
Die fchöne Traute. hat in Haft gegeben!
Wenn fich der Schliiffel dreht. wie muß erbeben
Sanft ein Gefangner! - Ich hab frohen Mut;
Nicht Qual und Tod erwart ich von der Hut.
Gefeh und Richter. *- nein. ein freudig Leb e n.
Giitigen Gruß und feliges Umfchlingen
Und Lachen nur und Scherz und fröhlich Spiel;
Ein frei Geplauder. dem die Zügel fehlen;
Und fiiße Kiiffe taufend Wonne bringen
Nein. tanfend nicht. - vieltaufendnial fooiel!
Noch wenig wär es. ließ fich alles zählen.
Verwandt in der Stimmung find zwei längere Gedichte. die als
Vendants zu denken find. die fünfte und fechfte Elegie. Die erfte frohlockt
im hellften Dur über eine wonnenreiche Nacht:

Prof. Alfons Kißner
Aus Ariofts Lyrik

O die mir heller als des Tages Leuchte
Und liebliher und wonnevoller deuhte.
Du nimmermehr gehoffte teure Nacht!
Und ihr. die ihr den Liebesdiebftahl gerne
Befchiißt. verd ecktet euer Liht. o Sterne.
Und ftd'rtet niht des holden Dunkels Macht! . . .
Während hier Jubel und Glück nah Worten rangen. tönt es grollend aus der nähften Elegie:

Naht. heller als der Tag - zu meinem Shadenl -.
Der Bosheit Vorwurf muß ih auf mih laden:
Süß hofft ih dih. und bitter ih dih fand!
Kimmeriens Finfternis erwiinfcht mir deuhte:
Nun aber fah ih. du haft jede Leuchte.
Soviel am Himmel ftrahlen. angebrannt.
Luna. die du fo hellen Shimmer bringeft.
Ich glaub. als du zu deinem Schäfer gingeft.
Da hatteft du der Strahlen niht fo viel.
Die Kiiffe. die von feinem Munde floffen.
Bedenke. wie du wonnig fie getroffen:
Gerad fo herb machft du mein füßes Spiel!
Doch d ein e Freuden glihen nimmer diefen.
Wir mir fie winkten. - wurd als w ahr erwiefen.
Womit Endymion einmal geprahlt:
Aus deinen Augen habe niht die Liebe.
Vielmehr die Gier. der Habfucht uiedre Triebe
Nah wollnem Fell. das er dir bot. geftrahlt.
Hat aber wirkli Liebe dih geleitet
Und niht der Geiz. owie man es verbreitet.
Nimm fort die Lihter. denn fie find mir feind!
Wer Liebe fühlt. fucht ja niht aufzudecken
Den füßen Diebftahl. weil kein andrer Schrecken
Und keine Kränkung groß wie diefe fheint.
O welche Wonne willft du mir vergällenl
Mich ztvifhen Furcht und Hoffnung hinzuftellen.
Wie's jahrelang gefhah. reiht das niht aus?
Willft du Entfchädigung nah Leidenstagen.
Gelegenheit. - willft du fie mir verfagen?
Sie breitet fchon die Schwingen. - fliegt hinaus.

2
6
c)

Enthiille nur die Fenfter. Wand uud Türen!
Sucht auch dein falfches Licht uns aufzufpiiren.
Was wir verhehlen. tut es keinem kund. -
Was find das häßliche. B a r b a r en - Sitten!
Sie kommen in den Straßen noch gefchritten.
Statt hiibfch zu fchlafen! In fo fpäter Stund!
Man follt es nur den Liebenden vergönnen.
Und keiner follte ießt noch wandeln können.
Zählt man ihn nicht den Dienern Amors zu.
O füßer Schlaf. komm. um mir beiznfteheu:
Die Luchfe rings und Argus. die da gehen.
Suche fie auf und lade fie zur Ruh!
Ich fleh' und fpreche. ach. zu tauben Ohren;
Der Tag ift da und alle Frucht verloren!
Ich gehe. fchleiche näher. fliehe fort.
Bin faft fchon drin. den Mantel überm Haupte:
Doch weil ich Leute zu vernehmen glaubte
Oder zu fehn."enteil ich von dem Ort,
Was mach ich? Türen. Fenfter ftehen offen!
Was kann ich hier vor hundert Augen hoffen?
Vergcblich Harren! Stumm kehr ich zurück: -
Mißlungner Wlan! Umfonft erfehntes Glück!
Ergößlicher ift wohl noch felten ein vereiteltes Stelldichein gefchildert
worden. Wer kann folcher Selbftironie widerftehn? Arioft. zu den Beften
gehörend. durfte fich felbft zum beften haben. *
So wird Luft und Leid der großen Vaffion gefungen. bald fchwung-
voll und pathetifch. bald fpielend und neckifch. mit köftlichem Humor. deffen
Schellenglöckchen nirgends in der Renaiffance fo unwiderftehlich luftig klingen
wie bei Ferrares heiterm Sohne.
Der hohe Klang reiner Freude tönt durch ein Gedicht (Eapitolo 1).
das - wie die Erklärer gewiß niit Recht vermuten - auf die heimlich
vollzogene Vermählung mit feiner Aleffandra fich bezieht. Man fühlt.
wie der Ueberfchwang der Seligkeit. die doch verhehlt werden muß. nach
Betätigung drängt, Der Schluß lautet:
Ich bin des Gliickes voll. - mags jeder hören!
Jubel und Hochgefiihl mich ganz betöreu;
Ein großer Teil kann nicht im Bufen ruhn.

Doh was der Anlaß meiner hohen Wonne.
Kommt niht durh Stimm und Znng ans Liht der Sonne.
Sollte mih Gott je andern Sinnes finden.
Mag die entwurzelt werden. jene fchwinden!
[ll.
Die bisher betrahteten Dichtungen hatten es lediglih mit den beiden
Liebenden zu tun. Unfer befondercs Jntereffe nehmen andre Kompofitionen.
die gewiffermaßen einen hiftorifhen Hintergrund haben. in Anfpruh. Hier
erfhließt fih ein weiterer Horizont; wir fehn den Dihter als Teilnehmer
an den großen Zeitereigniffen. im Weltgetriebe. als Mithandelnden. Mih
leidenden. Die neunte Elegie zeigt uns. daß Arioft im April 1512 in
Ravenna war. kurz nah der blutigen Shlaht vom zwölften desfelben
Monats. in der die Franzofen und mit ihnen Alfons von Ferrara. über
die Spanier. Schweizer und Papft Julius ll. fiegten. Wir hören. daß
Liebeskummer und der Wunfh. feine Leidenfhaft zu unterdrücken. ihn zur
Entfernung aus Ferrara bewogen. Handelt es fih. wie manche glauben.
auh in diefem Fall um Aleffandra. fo muß man annehmen. daß die Reife
einer jener Verfuhe. fih zu betäuben war. auf die Arioft in der erften
Kanzone anfpielt: Aleffandra war 1512 nah verheiratet und fheint den
ihr dargebrahten Huldigungen widerftanden zu haben. Die Elegie. deren
Ton durhaus ernft ift. beginnt:

Man fagt - ob's wahr ift. kann ih niht bekunden -.
Daß ein Verleßter in feine Wunden
Hineinlegt. was er findet. ohne Wahl:
Bald dies. bald das von Kräutern. große. kleine.
Dorn. Erde. Waffer auh und Holz und Steine;
Nichts hilft ihm. und er mehrt nur feine Qual.
Schafft fich den Krieg und tut's des Friedens willen.
Sein grimmes Leiden fuht er fich zn ftillen
Und fhließt es fefter nur in fih hinein.
,Ich gleiche diefem Bären. darf ih fagen.
Laß immer. feit die Liebe mih gefhlagen.
Mir Wundenöffnung angelegen fein.
Mit Stich und Brand. und öfter mag's gefhehen.
Daß fchlimme Gifte in die Wunde gehen.
Derweil ich fuhe. was ihr Lindrung bringt.

Jch wollt erproben. ob durch ein Verlaffen
Der Stätte. wo nur Härte wohnt und Hoffen.
Die Wunde wohl zu heilen mir gelingt . , ,
So mied er Orte. wo Freude und Lachen wohnen; denn an folchen
wird Amor genährt. Heilung fuchte er an Stätten des Entfeßens und
des Jammers:
Wo rings das Land von Blut war übergoffen
Der Unfern und der Fremden (ach. noch floffen
Die roten Ströme). fah ich auf und ab
Den einen Toten fo dem andern nahe.
Daß. ohn auf fie zu treten. es beinahe
Auf Meilenweite keine Pfade gab.
Von denen zwifchen Rhein und der Garonnc
Sah ich da Greu'l gefchehen. daß die Sonne
Erftarren könnte und die ganze Welt.
Doch nicht geringer wird das Leid im Herzen:
Ich fehe keinen Jammer. keine Schmerzen. .
Daß nicht mein Leid die Oberhand behält . . .
Nachdem alle Mittel fehlfchlugen. auch die Abwefenheit. fieht er für
fein Weh keine Rettung mehr:
Zn weit find die theffalfchen Zauberinnen.
Mit Sprüchen und befchwörendem Beginnen.
Um irgendwie von Nußen mir zu fein.
Nun bleibt mir keine Hoffnung mehr auf Erde.
Als daß die Schmerzen übermächtig werden.
Bis fie. mich tötend. euch von läft'ger Pein
Und mich von großer. langer Qual befrei'n.
Ein andres Reifebild bietet uns das vierte Eapitolo. Jppolito d'Efte
unternahm 1515 einen Befuch am Hofe von Urbino; Arioft. in feines
Herrn Gefolge. erkrankte unterwegs in den Apenninen und mußte zurück-
bleiben. in Foffombrone wahricheinlich. Auf diefen Ort weift eine An-
fpielung in den beit-en Anfangsterzinen. wo von Flaoius Befpafian. der
zur Abkürzung der Via Flaminia von Rimini nam Nom dort eine Berg-
durchbohrung oornahm. fodann von der in der Nähe erfolgten Niederlage
des Hasdrubal Barca am Metaurus die Rede ift. Jn Bergeinöde. auf
dem Krankenbett. unter Todesgedanken entfiand die Versepiftel an den
Kardinal l)e1 bei numero &7051W eit-rate. un innova:

Bald wird man. Herr. der Euren einen miffen:
Jh bleibe. wo die Seit' einmal zerriffen
Dem Berge ward durch Flavius' mächt'gen Stoß;
Er gab. des Weges Härte abzuftellen.
Ihn als den Uferrand fiir jene Wellen.
Die Unglück brahten einem Barka-Sproß.
Zh bleibe. fiir die Treue zu vollbringen.
Was Liebe wollte. foll mir niht gelingen.
Zh löf' auh niht von euch der Treue Pfand.
Das Fieber hält mih: ob es arg mih quäle.
Bekiimmert diefes niht fo tief die Seele
Wie. daß es jeßt mih in feine Neße bannt . . .
Ein kranker Pilger. fern vom Heimatftrande
Allein gelaffen in dem fernen Lande.
Griißt der Gefundheit Nahen halb fo froh.
Wie ih zu Haus ein leifes Kräftefhw i nden;
Dort wird es ein Willkommen bei mir finden.
Entging ih meines Dienftes Frone fo . . .
Diefe offenherzige Ausfprahe an den ftrengen Gebieter felbft nimmt
--uns wunder. Der Dihter hofft auf Nahfiht. wei(fein Patron ..ja felbft
wmpfunden. wie die Gefchoffe Amors fharf verwunden“:
Sei Glück fiir euer Tun fo feft zu hoffen.
Wie's wahr ift. daß der Pfeil euch oft getroffen!
Geheikt. fo glaub ich. feid ihr noh niht heut;
Da wißt ihr ja: es mag dem Menfchen frommen.
Der diefes Joch hat auf den Hals bekommen.
Wenn er mißahtet. was der Gott gebent?
Für Ungehorfam hat ihm Amor fchon Strafen gefhickt. deren kleinfte
'das Fieber ift. und vielleiht bereitet der Tod ihm fhon die Bahre. Aus-
führlih malt der Kranke fich aus. wie er einfam ftirbt und zu Grabe
getragen wird. ohne daß die Mutter (Frau Daria lebte noch) und die
Shweftern trauern. und fchwarzgekleidet hinterm Sarg die Brüder fhreiten.
'Auch' Mad'onna fehlt. derrn Mitleid. im Bufen erwahend. ihr Blut zu
ungewohntem Feuer erwärmen könnte:
f Schaut fie das Antliß. bleih und ohne Leben.
So wird der tote Körper fih erheben; -
Ich glaube ficher. alfo wird es fein.
:LFE

Rührende Anhänglichkeit an die Heimat tritt in den Schlußverfen hervor:
Und will es mein Gefchick. daß ich dem Grabe
Durch diefes Fieber mich zu nahen habe.
Und hilft Geliibde nicht noch Arzenei.
So muß ich. Herr. als höchfte Gunft erflehen:
Laß meinen Leib zur teueru Heimat gehen.
Daß er nicht ewig in Verbannung fei!
Dort zu Ferrara ruhen die Gebeine;
Des Endes Urfach lefe man am Steine.
Und diefes werde jedem klar gemacht:
Der Maulwurf ftirbt. nimmt man ihn aus der Erde;
Der Fifch dem Waffer nicht entriffen werde!
So hat ihm. der hier fchläft in Grabesnacht.
Das Fernfein von der Herrin Tod gebracht!
Ob die Todesgedanken ernfthaft waren? Ob das ganze Gedicht nur
der Form nach eine Epiftel an den Gebieter. in Wahrheit aber eine -
vielleicht nachträglich dargebrachte - Huldigung an die Geliebte darftellt?
Wir find zur Beantwortung diefer Fragen nur auf Vermutungen angewiefen.
Ebenfalls fern von Ferrara ift gedichtet und in eine Huldigung an
Aleffandra klingt die elfte Elegie aus. deren eigentliches Thema eine be-
geifterte Verherrlichung der Stadt Florenz ift. (Zentil einer. beginnt fie:
Annint'ge Stadt. die. ftolzern Felsl) entftiegen -
Mit Aerger fieht er jeßt vielleicht dich liegen -
Hier unten deine Mauern haft gereiht!
Toskanas beftes Teil ift fehon dein eigen:
Sollteft als Herrin dich des G a n z e n zeigen.
Denn es verdiente deine Herrlichkeit.
Wo fänden fich geziernend hohe Weifen.
Ein Stil. der würdig wäre. dich zu preifen?
Wer kann ermeffen deines Nuhmes Feld?
Deinem Mugnon. wenn ihm die Waffer fehlen.
Könnt ich viel eher alle Steine zählen
Als künden. was uns in Erftaunen hält:
Wie du im Tale lieblich bift gelegen.
Wie fruchtbar dein Gebiet dem Meer entgegen
In Au'n nnd grünen Hügeln fich erftreckt;
I) Fiefole. von dem Florenz abftannnt.

Wie es des Arno Wogen fröhlich'teilent
Wie tanfcnd frifche Bäche zu ihm eilen-
Die alle unterwegs fein Flügel deckt.
Sieht man den Vlan von Villen iibergoffem
So fcheinen fie vom Grund emporzufproffent
Wie nur ein Reisx ein Zweiglein fproffen ka n n.
Wäre der Schlöffer Zahl in einen Rahmen
Gefpannt mit ein er Mauert einem Namen,
So reicht ein doppelt Rom wohl nicht daran.

Sehr viel mehr möchte man zur Kennzeichnung von Ariofts lyrifcher
Eigenart noch beibringen. Raummangel gebietett zu fchließen. Auch nach
dem nur flüchtig bis hierher Angedeuteten dürfte der Lefert fo hof-fen wir-
den Eindruck habent daß Ariofts Rime eine nähere Bxkanntfchaft reichlich
lohnen. Es find zweifellos hochbedeutende poetifche Erzeugniffe. Im
vollen Sinne ein Künftlen hat der Dichter des Furiofo feine glänzenden
Gaben auch hier entfaltet; feine reiche Individualität hat diefen kleinern
Werken ihren Stempel aufgedrü>t. Die Klaue des Löwen ift überall zu
erkennen. Welche Fülle der Stimmungen und Bilder in feinen Elegien
und Capitolil Jedem Tone werden feine virtuofen Strophen gerechh dem
feierlichent dem neckifchent dem behaglich fcherzenden. Und wuchtig weiß
er die fatirifche Geißel zu fchwingen. Das Sonett - für fo viele ein
„vierzehnzeiliges Brokruftesbett der Gefühle und Gedanken" - wird für ihn
das gefchmeidigfte Jnftrument. In der Gedrungenheit der Form wächft
nur feine Kraft. Die Klarheit und Schönheit des Sonettenbaust die
Jakob Burckhardt hervorgehoben hat„ die Aufforderung zur Steigerung des
Inhalts in der lcbhafter gegliederten zweiten Hälfte alles kommt bei
Arioft in vollendeter Weile zur Geltung. Für den Literaturfreund hat
noch eins in den (hrifchen Gedichten befondern Reiz: der Niederfchlag
deffent was des großen Ferrarefen Seele bewegtet und die darin zu findende
» Ausbeute für die Kenntnis feines Lebens.

Es mag wirklich die höchfte Zeit erfcheinenf daß unfer deutfches Lefe-
publikum diefen bisher in Nacht begrabnen Geiftesfmäßen näher
trete, Nach dem ganzen Reichtum feiner Gaben von uns gekannt und
und beurteilt zu werdent darf der göttliche Ludwig als fein Recht in
Anfpruch nehmen,

Rund
Der kretifche Block
Jm Laufe eines Jahrhunderts hat
Griechenland fieben unglückliche Kriege
für die Jnfel geführt. die heute kaum
eine halbe Million Einwohner zählt.
und die erbitterften Aufftiinde der
Kretenfer hatten keinen andern Er-
folg. als daß ini November 1898
der Prinz Georg von Griechenland
durch Rußland. Frankreich. England
und Jtalien zum Oberkommiffar der
Jnfel ernannt wurde. Damals. nach
den armenifchen Meßeleien. beftand
für die vier fogenanuten Schußmächte
die Möglichkeit. das kretifche Problem
in irgend einem Sinne - fiir Grie-
chenland oder für die Türkei - zu
löfeu. Die hohe Pforte lag unter
dem unfeligen Abdul Hamid in
einem Zuftand lethargifcher Ohnmacht.
und felbft wenn ihr der damalige
öfterreichifch-ungarifche Minifter des
Aeußern. Graf Agenor Goluchowski.
dann und wann in Form einer
hochoffiziöfen Drohnote des Wiener
..Fremdenblatts“ eine Kämpfer-
einfprihung verabfolgte. reagierte fie
kaum auf ein fo üußerliches Ereignis.
Auch Griechenland hätte fich damals
natürlich jedem Machtwort gefügt.
Geiviß: die Kretenfer und die
Griechen wünfchen ihre Vereinigung
aufs fehnlichfte. den Türken lag
augenfcheinlich nicht viel daran. daß
fie unterbleibe. aber den Mächten
paßte es nicht in den Kram. den
kretifchen Block von derBruft Europas
fchau
zu wiilzen. Sie wollten die Suche
lieber fo machen. wie der bekannte
Hundebefißer. der feinem Liebling
vom Schwanz jeden dritten Tag ein
kleines Stückchen abhackte. weil eine
folche Operation in Partien für den
Liebling weniger fchmerzlich fei. Bei
einem Haar wäre nun freilich der
Liebling Kreta feinen klugen vier
Herren ins Geficht gefprungen und
hätte ihnen fein fäuberlich und glatt
die ganze Nafe weggebiffen - fo
liebenswürdig find nun einmal zu-
weilen Lieblinge,
Es gibt in der Gefchichte der
warmherzigen Tierhalter noch ein
fchlichtes Beifpiel für das Verhalten
der Mächte: den Mann. der feinem
Efel das Effen abgewöhuen wollte.

Er gab dem gemütlichen Tierchen
jeden Tag ein winziges .Quantum
weniger zu beißen. Das gefchah fo
langfam. daß das der dumme Efel
weiter nicht merkte. Defto größer
war die Freude des Befißers. Ein-
mal war der Efel gerade im Begriff.
fich durch die fachkundige Behandlung
feines Herrn die Unart des Effens
vollftändig abgewiihnt zu haben. da
machte das dumme Vieh die er-
bärmlichfte Dummheit feines Lebens:
es legte fich hin und ftarb . . .
Ganz paßt ja nun diefe Gefchichte
nicht auf die hochweifen Mächte und
auf die gefcheiten Kreter. Vielmehr
machten es die Mächte umgekehrt:
Sie fütterten die Kretenfer mit fo
viel griechifch-nationaiem Sinn. daß

die Jnfulaner vor Nationalgefiihl
platzten nnd mit den Türken auch
auf dem Papier, das die Rechte auf
die Infel dem Sultan verheißt. nichts
mehr zu tun haben wollten,
Durch ein-:Notevom 1.Auguft 1906
haben die vier Sehnßmiichte. die
man in der cFolge oft die vier Ohn-
mc'ichte genannt hat. der griechifchen
Regierung das Recht eingeräumt-
“das Amt des Oberkommiffars
felbftiindig zu vergeben - natiirlich
mußten die Mächte vor der defini-
tiven Befeßung des Voftens ver-
traulich um ihre Zuftimmung an-
gegangen werden. Vergleichen gehört
»aber ohnedies zum guten Ton des
diplomatifchen Verkehrs. und be-
kanntlich fügt fich diefen Formen
von Europas übertünchter Höflichkeit
fogar die Regierung der Vereinigten
Staaten. die in der letzten Zeit
z. B nach Wien die unmöglichften
Vertreter entfandt hat. Das Recht
der felbftc'indigen Befeßung des
überaus wichtigen Voftens wurde
der hellenifchen Regierung nieht etwa
.heimlich erteilt. fondern in aller
.Form des Rechts amtlich publiziert.
und der frühere griechifche Minifter-
priifident Zaimis. der Nachfolger des
Prinzen Georg. wurde infolge diefer
Bekanntmachung in Kreta mit Enthu-
fiasmus aufgenommen. Die Mächte
duldeten ferner. daß die kretifchen
Offiziere im Namen des griechi-
fchen Königs ernannt wurden- und
im Namendee griechifchen Königs
wurde die Iuftiz gehandhabt. wurden
Urteile gefällt. Die kretiicheu Marken
trugen das Bildnis des Königs von
Griechenland, Auf der andern
Seite hob die Türkei fiir kretifche
Waren einen Zoll ein. Nun brauchte
die türkifche Regierung freilich immer
viel (Heldt aber bei all ihren Geld-
forgcn ging fie ihrer bulgarifchen
Provinz gegeniiber in Zollfragen
doch niemals fo weit. wie gegen
Kreta. Und auch mit Bulgarien
ging der Zufammenhang nicht fehr
weit. Unter folchen Umftc'inden
faßte die kretifche Nationalverfamm-
lung den Entfchluß. die Info(defi-
nitiv an (Griechenland anzufchließen
und den tatfa'chlichen Zuftand in
einen formell-rechtlichen zu verwan-

deln. ,Das war zwei Monat-et nach-
dem in der Türkei die Konftitution
proklamiert wurde. uud wenige Tagef
ehe Bulgarien fich zum Königreich
erhob und Bosnien und die Herze-
gowina endgültig fiir öfterreichifch-
ungarifäze Neichslande erklärt wurden.
Griechenland machte feine Sache
damals nicht fehr gefchiekt, Es ver-
hielt firh zu den kretifchen Wiinfchen
äußerlich paffiv und fragte durch
feine Vertreter im Aus-lande fo en
p383ant bei den Mächten an. wie
fie fich zu einer Annerion Kretas
verhalten wiirden. Und ,wer viel
fragt. bekommt auch in der Diplo-
matie viel Antworten. Die Schuß-
mächte fagtcn: Nein! Nicht als
ob fie das erwachte Nationalbewußt-
fein der verjiingten Türkei gefürchtet
hätten, Denn erftens hatten die
Jungtiirken bald alle Hände voll zu
tun, um gegen Oefterreich-Ungarn
und Bulgarien zum Boykott zu
riiften. und zweitens glaubten die
Diplomaten nicht im entfernteften
an den Beftand der Berhc'iltniffe in
der Türkei - denn fie überfchäßten
alle die Energien Abdul Hamids.
Hätte Griechenland Kreta am 4. oder
5. Oktober annektierty fo wäre nichts
weiter gefchehn. als daß Frankreich
den Griechen Geld gepumpt hätte.

um damit den Trennungsfchmerz der
Türken zu lindern. Nach drei
Fronten kann ein Staat unmöglich
Krieg fiihren. der heute. nach zwei
Jahren den innern Feind derKorrnption,
und Desorganifation noch lange nicht
niedergerungen hat.
Als die bosnifche und die bul-
garifche Frage geregelt und der An-
griff der April-Revolution Abdul
Hainids von den Jungtiirkcn zurück-
gefchlagen war. trat in dem Ver-
halten der Schußmächtc eine under-
kennbare Aenderung ein. Sie rückten
mit einem hörbaren Ruck von den
Griechen und den Kretenfern ab.
um fich bei den Türken beliebt zu
machen. Dazu beftimmten fie in
erfter Linie wirtfchaftliche Gründe:
Die modernifierte Türkei hat fo
allerhand koftfpielige Bedürfniffe:
Telephon. elektrifches Licht. elektrifrhe
Bahnen. Kanonen. Schiffe. Alles
das muß fie aus dem Ausland beziehn.
Die Türkei befißt aber auch felbft
reiche noch ungehobene Schätze:
Petroleuni- und Naphtagrnben. und
die neue Ordnung der Dinge im
.ottomanifchen Reich wird möglicher-
weife doch von Beftand fein.
Dazu kommt die alte Eiferfucht
der Mächte. die ganz allein eine
rechtzeitige glatte Bereinigung der
kretifchen Frage verhindert hat.
.Kreta befigt einen fehr großen
Mittelmeerhafen in der Sudabai.
der für England ein Ziel ift. defien
Erreichung fie fchon lange aufs
innigfte wünfchen muß. Italien
hat ein nicht minder großes Jntereffe
daran. als Mittelmeermacht keinen
fo unangenehmen Konkurrenten in
der Nähe zu haben. wie England.
.Rußland iftvom Haufe aus mißtrauifch
_gegcnalleAenderungen des ZtatuZquo
auf dem Balkan. Nachdem Rußland -
Freund und Gönner Bulgariens in
den legten Jahren - bis zur Un-
abhängigkeitserflärung im öfterrei-
chifch-ferbifchen. und im bulgarifch-
türkifchen Konflikt fo rein gar nichts
gewonnen hatte. legte es nun eo jpZo
gegen jede Veränderung fein Veto
ein. Frankreich wieder hat. als der
Bankier der Welt. ein zu großes
Jnterefie an der Erhaltung des Frie-
dens. als daß es die Kreifc Englands
nicht ftören müßte. dem an einem

großen Balkanbrand fchon aus dem
Grunde etwas liegt. weil es über
einem fo intenfiven und dauerhaften
Feuer allerhand Privatfuppen kochen
könnte. _
Aus diefen oerfchiednen Jntereffen
ergeben fiä) Reibungsflächen. die
nicht unbedenklich find, Nur Denkfeh-
land und Oefterreich fFhn dem großen
Rennen um die Gunft Griechenlands
und der Türkei ohne Aufregung zu.
So oft auch Herr Pichon die beiden
Mittelmeerftaaten aufs höflicht'te ein-
ladet. doch nicht fo untätig dabei zu
ftehn. wie die vier Ohnmc'ichte den
kretifchen Block von unfrer Bruft
wegwälzen und ihn dann zur Ab-
wechflung wieder auf Europas ge-
fchäßien Lungenkaften werfen. ebenfo
höflich winkt Graf Aehrenthal und
mit ihm der deutfche Staatsfekretär
des Auswärtigen ab und denkt
liebenswürdig: ..Berbrennt euch doch
allein die Finger!“
Die .Herrfchaft auf dem ftillen Ozean
..Die künftige Herrfchaft über den
Pacific". fagte Noofeoelt im Jahre 1903.
..gehört der Union", Seit der Befißergreifung
der Philippinen ftand dies Ziel fchon klar
am politifchen Horizont. Der fiegreiche.
Krieg gegen Spanien öffnete den Yankees
die Augen über die Unzulänglichkeit ihrer

Seerüftung. Roofevelts Berdienft ift es. die Flotte im Laufe weniger Jahre von einer „zweiten Ranges“ zu der „zweiten“ auf der Erde emporgehoben zu haben. Der Grund für die Rüftungen lag in erfter Linie in dem fih immer mehr zufpihenden Verhältnis zu' Japan. der Abwehr jener jung aufftrebenden Großmacht. die zu allgemeiner Verwunderung wie felbftucrftänd- (ich ihr Recht auf den ftillen Ozean als ihre Domäne proklamierte. In zweiter in der Erkenntnis. daß für eine Regierung. die in Fragen der Weltpolitik mitfprechen will. eine ftarke Flotte das Jnftrument ift. mit dem fie fih ini Konzert der Mächte Gehör fchafft. Mahan hatte fchon vor Jahren prophezeit. daß die Pofition der Vereinigten Staaten. gebettet zwifchen 2 Meeren. entweder die Quelle großer Schwäche oder der Anlaß zu ftarken Ausgaben fein würde. falls ein an beiden Küften florierender Handel zu fchüßen fei. Der Impuls. den . ebenfo. wie die Kriegsflotte. auh die Kauffahrteimarine Roofevelt verdankt. ließ die Entfcheidung gegen den Zuftand der Schwäche fallen. Und hiermit wurden die Aufwendungen fiir die Flagge. die dem Handel folgte. nötig. Mit dem Einfeßen diefer Periode gehört der Zuftand des allen Welthändeln Entrücktfeins endgültig für die Unitea Ztates der Vergangenheit an. Borläufig ift der Blick auf die den Weften umfpülenden Waffer gebannt. hinüber zu jenem von der Natur fo lieblich ausgc. ftattcten Jnfelreich. Jin Jahre 1907 kam der Ueber-mut der kleinen. tapfern Gelben. die die Probe ihrer Kriegstiihtigkeit im letzten Feldzug gegen Rußland fo glänzend beftanden. unverhohlen zum Ausdruck. Schulfragen in Frisco. Einwanderer-Händel in Californien und auf den Hawai-Jnfeln wurden zu politifchen Streitobjekten erften Ranges aufgebaufcht. Trog des Staubs. den die Einwandererfrage aufwirbelte. barg fie niht den eigentlichen Kern der Spannung. Der lag im fernen Offen. wo die Yankees fich auf wirtfchaftlihcm Gebiet nicht von den raftlos vorwärts ftrebenden Japaner-n in den Hintergrund fchieben laffen wollten. Seitdem die stars uncl stripes auf den Philippinen wehn. ift die Schwerkraft amerikanifcher Politik nah Oftafien verlegt. Europa ift beifeite gefhoben. Hoffnungen und Befürchtungen liegen im Often. Erwartungsoolll fchaut der amerikanjfche Kaufmann auf die Eroberung des oftafiatifhen Marktes. voll banger Sorge gewahrt der

_Philippinen eine Achillesferfe.
Staatsmann die gewaltige Welle der fchliß-
äugigen Muffe. die die Union zu iiber-
fluten droht. Unfer Herrfher lenkte die
Blicke der weißen Neffe wiederholt auf die
gelbe Gefahr hin. Er veranlaßie damit
die Amerikaner. das Problem des ftillen
Ozeans fhärfer ins Auge zu faffen.
Roofevelt bewies die gleicheUnerfchi-ocken-
heit. die er fchon als Oberft der Nauh-
reiter auf Kuba im Kampf gegen die Spa-
nier gezeigt hatte. Er trumpfte in niht
mißzuverftehender Gefte mit der maileci fjZt
auf. die recht impofant durch l6 erftklaffige
Schlachtfchiffe. von deren Deck ftolz das
star Zpanglecl banner flatterte. darge-
ftellt wurde. Der Mai-fh der Flotte. der
im Dezember 1907 von Hauptmann Reads
feinen Ausgang nahm. war ein trefflicher
Schachzug. Das finanziell gänzlich unge-
riiftete Nippon. dem gegenüber felbft die
Bank von London. gefhweige denn andre
Kaffen. ihre Tafchen zuhielt. mußte zu
Kreuze kriechen.
Nihtsdeftoweniger bleibt die Gefahr
eines Zufammenftoßes latent. Die Rüftungen
für einen kriegerifcheu Konflikt find das
punctutn Znlienß der amerikanifchen. wie
der japanifchen Politik. Beide Völker er-
heben Anfpruh auf die Borherrfchaft im
ftillcn Ozean. Die Vereinigten Staaten
offenkundig. Jhre Jntereffen in den oft-
afiatifchen Gewäffern. ihr Befih dort. die
Philippinen und der Handel iiber das
Meer (offen ihre Forderung berehtigt er-
fcheinen. Japan glaubt .lediglich zur
Wahrung feines Preftiges fih nicht mit
einer Nebenrolle zufrieden geben zu follen.
Satori Kato. ein japanifcher Admiral.
fagt in einem bemerkenswerten Auffatz
im „dla"- |engue annual“ nach
einer Unterfuchung über die Berechtigung
der Anfptiiche „whether a'lon-eä 0c-
äisnlloufeä, _feinen's inßißtent JZpjt'J-
tion i8 t0 be the miZfl'EZZ of the
Drittel“ Das fpricht harakteriftifh für
japanifche Anfchauungen.
Welche Chancen find den beiden Kon-
kurrenten bei ihrem Ringen um die Bor-
herrfchaft auf dem ftillen Ozean in
kriegetifcher Beziehung zuzumeffen? Die
Vereinigten Staaten fchufen fich durch die
Die Infek-
gruppe liegt knapp 1000 Seemeilen von
der Südfpiße Nippons entfernt Beim
Ausbruch eines Krieges wiirde es ein
Leichtes fein, mit einer Transportflotte.
z. B. von Nagafaki aus. einige Armeekorps

hinüber zu werfen. Onkel Sam glaubt
durch die Befeftigungen Manilas der Jn-
vafionsgefahr zu begegnen. Die Japaner
werden fich hüten. die Enge bei Eoregidor
-- am Eingang zur Manila-Bucht - zu
forcieren. Giinftige Landungspläße gibt
es hinreichend auf Luzon. nördlich von
Manila in der Subig Bay. füdlich bei
Vatangas. Admiral Sperrh, der Befehls-
haber der 16 Linienfchiffe der Erdum-
fegelungoflotte, fagte, nachdem Evans das
Kommando niedergelegt hatte. er halte es
nicht fiir nötig. größere Flottenteile in
den philippinifcheuGewäffern zuftationieren.
Die dort befindlichen Schiffe könnten in-
folge der durch die Erdreife dargetanen
Beweglichkeit der Hauptflotte im Ernftfall
in genüge-Wer Weife unterftüht werden.
Er wollte damit zum Ausdruck bringen.
daß die Seeftreitkräfte der Union jetzt fo
ftark feien. daß fie felbft einen Angriff
der Japaner anf die Philippinen nicht zu
fürchten brauchten. Man wird jedenfalls
im .Kriege gegen Japan die Infeln zunächft
fich felbft überlaffen und mit dem Gros
vor die japanifchen Häfen rücken. Durch
eine ftrenge Blokade. fchon allein von
Jokohama. Nagafaki und der Vinnlandfee.
wird der Mikado bald gezwungen werden.
um Frieden zu bitten. Dann ändert auch
die eventuell erfolgte Vefeßung von Luzon
an der Sachlage wenig. Ferner darf inan
nicht außeracht laffen. daß die Eingebornen
dort. die tapfern Tagalen. die fchon im
Kampfe gegen die Spanier zeigten. welch'
kriegerifches Volk fie find, eher gegen die
Japaner, als für fie Vartei nehmen werden.
Unter Berüäfichtignng diefer Gefichtspnnkte
läßt fich die neuerdings energifch in die
Hand genommcne Bcfchäftigung der Yankees
niit Vefeftigungsplänen der Hawai-Gruppe
verftehn. Zn der Vreffe wurde vielfach
von fchon „vollendeten" Forts. Doris und
Kriegswerften gefprochen. Diefe Meldungen
eilen den Taifachen voraus. Auch in
diefe-ni Etatsjahr wurden noch keine Mittel
für die Anlagen in Pearl Harbour an!
gefordert. da die Vläne noch nicht feftftehn.
Jedenfalls aber wird in den nächften Jahren
der Ausbau des Platzes als Vafis der
Flotte vor fich gehn. Vearl Harbour
ftellt fpäter den Schlüffel zum Panama-
- Kanal und eine wichtige Etappe auf der
Route nordamerikanifchcr Kontinent -
Oftafien dar. Die Hawai-Jnfelu liegen
rund 1000 Sceineilen von San Francisco
und 2000 von Jokohama entfernt. Eine

fich vom Weftcn Nordamerika nähernde
Flotte müßte fich erft in den Befiß der
Infekgruppe fehen. ehe fie den Weitermarfch
antreten könnte.
Endlich ift noch auf die Bedeutung
des Panama-Kanals hinzuweifen. Mit
feiner Eröffnung. die in 5 bis (t Jahren
zu erwarten ift. vermindern fich die
Chancen Japans gegenüber der Union er-
heblich. Der befeftigte Kanal. deffen Zu-
gang von ftarken Seeftreitkräiten bewacht
wird. ift von nnfchc'itzbarem Wert für die
anierikanifche Flotte, Er ermöglicht es
den im atlantifchen Ozean befindlichen Ge-
fchwadern. in kurzer Zeit auf dem Krieg-Z-
fchauplaße an der Weitküfte zu erfcheinen.
Die Abkürzung des Weges beträgt von
Netvhork nach Frisco etwa 900() See-
meilen,
In der' Hauptfache lautet. wenn man
die Frage aufwirft. wer - Japan oder
die Vereinigten Staaten _ wird die Herr-
fchaft auf dem ftillen Ozean ausüben. die
Antwort: ..Der. der über die ftärkere See-
niacht verfügt". Heut und anf lange Zeit
hinaus ift die Flotte unter dem Sternen-
banner die mächtigere. Eine Gegenüber-
ftellung der Streitkräfte wirkt überzeugend.
Am 1. Januar 1910 war der beiderfeitige
Brftand der folgende (nach Marinerund-
fchau. Februar-Heft):
Vereinigte Staaten:
Linienfchiffe fertig 25 mit 349000 t.
im Bau 8
Vanzerkreuzer fertig 15 mit 190000 t.
im Bau *-
groß. gefch.-Fkreuzer 3 mit 21000 t.
klein. gefch.-Krcuzer 13 mit 44400 t.
Torpedoboote tiber L00 t Größe 44
Unterfeebote 35
Japan:
Linienfchiffe fertig 11 mit 155000 t.
im Bau 4
Vanzerkreuzer fertig 11 mit 110000 t.
im Bau
groß. gefch.-Kreuzer 2 mit 13500 t.
klein. gefch.-.itreuzer 12 mit 44300 t.
Torpedoboote über 200 t Größe 44
11ntcrfeeboote 11.
Japan befißt noch keinen fertigen ..Dread-
nought". die Vereinigten Staaten 4. Japans
Flottenbudget beläuft fich 1909.710 auf
151.2. das amerikanifche auf 575,1 Milli-
onen Mark.
Ein Vorgehn der japanifchen Flotte
gegen die Vereinigten Staaten wird vielfach
hinfichtlich der fchwierigenLöfnng der Auf-

gabe unterfehäßt. In den Zeiten der Segel-
fchiffahrt konnte eine Flotte faft ohne Troß
weit abgelegene Kampfplähe auffuchen. Der
Motor „Wind“ war aller Orten anzutreffen,
die notwendig gewordenen Reparaturen
wurden meift mit Bordmitteln ausgefiihrt-
zerfchoffene Segel flickte der Segelmacher,
durch Kugeln geriffene Löcher in der hölzer-
nen Vordwand oerfchloß der Zimmermann,
der auch die Takellage ausbefferte. Heut
brauchen Flotten „Kohlen" und wieder
„Kohlen" und Schmiermaterialien. Sie
find gänzlich abhängig vom Aktionsradius,
Zur Ergänzung des Brennftoffs muß unter
Schuß - in ruhigem Waffer - geankert
werden. Das Kohlenübernehmen auf See
ift felten angängig. Hanarierte Schiffe find
gezwungen.Docks aufzufuchen. Auw kleine
Schäden bedingen häufig Werftaufenthalt.
So find nahe gelegene Stützpunkte für die
angreifende Flotte nicht zu entbehren.
Das Hauptmarakteriftikum dergeographifchen
Lage der amerikanifchen Wefttüfte in
militärifcher Hinficht ift die große Enk-
fernnng oon Japan. Je größer in einem
Seekrieg, wie in jedem Krieg, die Ent-
fernung vom Angriffspunkt ift, um fo
größer muß der Kraftiiberfchuß fein, iiber
den der Angreifer verfügt. Angriffspunkte
find an der pazififcben Küfte fpärlieh ver-
treten, San Francisco, Bremerton bei
Wort Orchard-Buget, Portland und San
Diego. Diefe *plätze find leicht zu ver-
-teidigen. Die Defenfioftellung der nord1
amerikanifchen Weftkiiite ift erftklaffig.
Und dennoch müßte Japan fich eines der
Häfen als Stüßpunkt bemächtigem wollte
es irgend etwas gegen die Staaten aus-
riäzten.
Das Refümee diefer Betrachtung
ift: ein, wenn auch latenter Gegenfaß
zwifchen den Vereinigten Staaten und
Japan liegt oor. Man muß ihn nicht auf
dem amerikanifchen Feftland oder den
Hawai-Jnfeln in der Einfehränkung der
japanifchen Einwanderung fuchent fondern
auf der gegenüberliegenden Seite des ftillen
Ozeans, wo die Yankees nicht willens find,
fich auf wirtfchaftlichem Gebiet non den
Japanern verdrängen zu laffen. Vorder-
hand ift an einen Krieg nicht zu denken.
Japan fteht finanziell gänzlich nngeriiftet
da, der Ausbau der Flotte ftaginiert in-
folge Geldmangels in den letzten Jahren
vollkommen. Modernes Kriegsfchiffs-
material ift kaum vorhanden. Die ameri-
kanifehe Seemacht ift die bei weitem ftärkere.
Ihre Entwicklung fehreitett wenn neuerdings

anch in gemäßigtem Tempo ftetig vorwärts. Ihre Stärke wird aller Vorausficht nach ftets auf folcher Höhe gehalten werden, daß fie zur Aufrechterhaltung der politifehen und wirtfehaftlichen Jntreffen auf dem Vacifie genügt. Mit der Fertigftellung des Panama-Kanals wird die imperialiftifche Politik der Staaten neuen Nährboden gewinnen. Die Flotte kann an beiden Fronten, der öftlichen und der weftlichen, in kurzer Zeit konzentriert werden. Das militärifche wie wirtfchaftspolitifche Erdunfionsbediirfnis erhält freie Bahn. Allerdings wird dann ein neues Moment am politifehen Horizont auftauchen! England darf die Sorge um Kanada 3c] nern legen. Mit feiner iibermiichtigen Flotte hält es Nordamerika im Schach, indem es nötigenfalls die Zugänge zum Kanal fperrt. Die wirtfchaftliehe Bedeutung der Wafferftrafze fteht gleichberechtigt neben der politifchen. Das Zukunftsdorado des Handels* die oftafiatifchen Oäfcn, werden der Oftkiifte der Staaten nähergerückt, die kulturriickftiindigen Länder des amerikanifchen Weftens erfchloffcn

Deutfchland fieht gefpannt der Entwieklung der Ereigniffe auf dent Pacific zn. Nicht, als ob es dort Intreffen verfolgte. Aber der Gegenfaß zwifchen den Staaten und Japan kann nur in uns günftigem Sinne die Hripnotifierung Englands hinfichtlich der vermeintlichen deutfchen Gefahr beeinfluffen, Die Entblößung der Auslandftationen von ftärkecn englifchen Seeftreitkräftcn wird auf die Dauer nicht durchzuführen fein. Konflikte irgendwelcher Art auf dem ftillen Ozean werden gebieterifch einzelne Flottenteile dorthin rufen., So wird die uns bedrohende Konzentrierung der englifchen Flotte in der Nordfee aufgegeben werden müffen.

Uapitänleutaant l., pLkZjlLZ.

Ludwig Feuerbach in Berlin

Ludwig Feuerbach, der fiiddeutfäfe Philofoph der geborene und gefchworene Feind der Theologenf hegte ein befonderes Jntereffe fiir Preußen, fpeziell Berlin und feinen geiftigen Auffcbwung

Als im Jahre 1864 anläßlich des 60, Geburtstages Feuerbachs auch aus Berlin ' in feinem banrifchen Landueft Zeichen finnigen Gedenkens bei dem Freigeift eintrafem da machte fich der Ein-

fiedler von Bruckberg nach Berlin auf,
Vier Jahrzehnte vorher hatte er hier
die beiden glücklichften Jahre feines
Lebens verbracht (Oftern 1824 bis
April-_1826). Berlin regt ihn mächtig an:
er mochte. gefteht er nach feiner .Heim-
kehrt). im Tiergarten. Unter den Linden
oder in den Kunftfälcn Berlins herum-
wandeln. und er überlegt. ob er nicht.
wenn auch allein. auf längere Zeit nach
Berlin iiberfiedeln folie. Die Pietä in
Potsdam bringt ihm den iiefftcu Ein-
druck. er nennt fie ein unvergleichliches.
tiefergreifendes Kunftwerk. Mit feinem
Freunde Heinrich Bencke begibt fich
Feuerbach in die Maiierftraße. um das
Haus aufzufiichen. wo er als Student
gewohnt hatte. Bei der Dreifaltigkeits-
kirche vergegenwärtigt er fich das. Glück
feiner Berliner Jiigendzeit; Erhabeneres
als iu diefer Andachtsftätte hatte er
bis dahin nicht erlebt. Friihzeitig
pflegte er_fich am Sonntag einznfinden.
um Schliciermacher predigen ,ii hören.
..Der kleine. in der Schulter albfchiefe
Mann tagte aus der Kanzel kaum her-
vor. Er verlas ein kurzes Textwort
und hob* dann mit Betrachtungen an.
deren Tiefe und Geivalt mit federn
neuen Sah fich fteigerte. Da war
nichts Gemnchtes. nichts Answendig-
geleriites. nichts Salbungsvolles; man
merkte es dem Manne an. wie logifch
fcharf und rednerifch fchön er vou Ge-
danken zu Gedanken kam. Vorher nur
in allgemeinen Umriffen überdacht. war
die ganze Kanzelrede wie das Ergebnis
augenblicklicher Eingebung. Er reihte
Glied an Glied an Glied mit dem Ge-
!chicf Deinofthenes. uud man fah. wie
meifterhaft der Kiinftbaii feines Bor-
trages vor dein Hörer entftand: hier
Minuten da Phanteift. hier wieder
Spinoza. da Plato und Paulus iii ein
und derfelben Jdeenreihe. Nichts von
lleberredung. fondern nur die vollfte
Ueberzeugiing fprach aus ihm. Probleme
lofendaind Probleme fchaffend. um fie
dem eignen Nachdenken der Hörer zu
ixberlaffen. llin diefer Erlebniffe willen
in mir Berlin unvergeßlich und diefer

1) Ich folge der quelleukundigen.
der auffchlußreichen neiiefteii Mono-
graphie iiber Ludwig Feuerbach von
Adolf Kohut. Verlag Fritz Eckhardt in
Leipzig.

Ort hier. ivo wir ftehn. eine geheiligte Stätte.“
Die Freunde wandern bis zur Ecke der Charlotteii- und Franzöfifehenftraße: Feuerbach fteht vor dem bekannten Weiiireftaiirant von Lutter nnd Wegener und bemerkt. er fei dort einmal niit Hegel zuiammengetroffen. wobei der Student drin damals noch verehrten Meifter keimeiide eigene Gedanken eiii-geftanden habe. die ihn dann felbft-ftc'iudige Wege in die Philofophie fiihrten. Feuerbach und fein Begleiter fchii fich der Univerfitc'it gegeniiber und befchließeii. bei dem Theologen Auguft Tweften zn hofpitieren. der gerade über Dogmatik las. Sie hörten ihn die Lehre von den bb'fen Engeln entwickeln; zum Schluß der Stunde berief er fich auf die gegnerifchen Aiifichten von David Friedrich Strauß iind - Ludwig Feuerbach. die er gründlich und tief-finnig. aber iii ihrer blendenden Dialektik gefährlich nannte. doch fei eiii Einblick in diefe Autoren. ..unter nötiger limit-ht und Achtfamkeit auf den Glauben“. nicht unftatthaft. Feuerbach wurde durch die zufällige Epiiode in die luftigfte Stimmung verfeht. Da Tweften nach der Vorleinng den ihm verfönlich be-kannten Freund Feuerbachs begrüßte. ftellte diefer natürlich den Ketzer dem Profeffor vor. Tweftcu war nicht wenig erftaiint. lud aber Feuerbach zum Mittageffen ein. wo am andern Tage anregende Stunden im Familienkreife folgten. Beim Abfäiied iiieiute Feuer-bach. er miiffe fich vor weiterm . ofyi-tieren bei Theologen und Kat eder-philofopheii hiiten. er wiirde foiift. weil doch alle gegen ihn donnern. aus dem - Dinierei nicht heraiiskommen. . . ,
Jn einem Brief vom 8. Januar 1824 bat Ludwig Feuerbach zuerft feinen Vater. von Heidelberg nach Berlin iiber-fiedeln zu dürfen. weil Berlin der ge-eignetfte Ort für feine weitere theo-logifche nnd allgemeine Geiftesbildnug fei. ..Wo kann ich wohl eine beffere Eregefe und Kirchengefchichte hören als jene. die der große Schleicrmaihcr und diefe. die der bekannte nnd ge-fchötzte Neander verträgt? Die Philo-fophie ift in Berlin wahrhaftig aua) in andern Händen als hier. Abgefehn davon. daß ich felbft von ganzem Herzen wünfche. in das Studium der

Vhilofophie eingeführt zu werden. fo ift
es ja auch von der Regierung vor-
gefehrieben. philofophifehe Kollegicn zu
befuchen. und wenn es einmal fein
muß. fo ift es gewiß beffer. wahre.
nicht bloß fogenannte vhilofovhifche
Kollegien zu hören. damit man nicht
an einen leeren Namen ohne Inhalt
feine Zeit verfchwende.“ In Berlin fei
ein ganzer Garten voll bliihender
Bäume. die den müden Wanderer. der
nach geiftiger Erqnicfnng fehmachte. iu
ihren kjihlen Schatten aufnehmen und
mit ihren Früchten labeu. Die Eltern
find beforgt. der nennzehnjährige Sohn
könnte in der Großftadt auf Abwege
geraten - mit bliihender Vhantafie
fneht ihnen Ludwig das anszureden:
..Der Teufel quartiert fich nicht nur
an Höfen. fondern auch in Städtchen
und Dörfern ein; aber der Menfch. der
etwas andres im Herzen und Sinue
trägt als das gemeine Streben und
Leben. wird auch mitten durch die Hölle
unbefchadet gehn; was fie ihm abzwiugt.
ift bloß höhneuder Spott iiber fie,
Dort wie hier wird mein enges ein-
fames Stübchen die große und weite
Welt fein. in der ich mich bewege. und
ein liebender Charou mich aus dem
Lande der fröhlichen Lebendigen in das
ftille Totenreich der Bücher iiberfeßen;
dort wie hier werde ich mein armes.
trocknes Abendbrot allein für mich ver-
zehren. ftatt in durftigen Gefellfchaften
zu fchwelgcn. nnd kaltes Waffer wird
mein fprndelnder feuriger Champagner
fein; dort wie hier wird die Streufand-
biichfe das Fiillhorn meiner vielen und
großen Luftbarkeiten. und die Tinte der
Burgunder. wenigftens fiir meine Feder
fein.“ Wir la'äielu und refpektieren.
Feuerbach ftndiert in Berlin im
Hauptfach Theologie. iin Nebenfach
Bhilofophie - und doch war es bereits
fo. mit dem fchönen fpätern Bilde zu
reden. daß er mit feinem Wefen als
Novize fchon im Vorhof des Jfisteiuvels
ftand. wiihrend fein Bewußtfein noch
in Balöftina weilte. Schon nach vier
Wochen berichtet er nach Haufe. welchen
Umfchwung Hegel in ihm vollziehe.
was als Ziinder in ihm glinunte. das
fehe er in hellen Flammen aufladern.
Der Felsblock. den das fchwache Herab-
tröpfeln einer Dachrinne viele Jahr-
hunderte hindnrch ni>)t erweichend dnrch-

dringe. werde fchnell von der reißendeu
Flut eines Stromes aus roher Geftalt
zu einem fchönen Becken gewölbt.
Hegel fei in feinen Vorlefnngen bei
weitem nicht fo undeutlich wie in feinen
Schriften. vielmehr klar und leicht ver-
ftöndlich. er nehme fehr viel Riickficht
auf die Stufe der Faffungskraft. auf
der feine meiften 'Zuhörer ftehn. Jui
Jahre 1825 hat dann Ludwig Feuerbach.
nachdem er den Termin immer wieder
hinausgcfchoben. dem Vater mitteilen
mjiffen. daß die Gottesgelahrtheit fiir
ihn endgültig überwunden fei. daß er
fortan ganz und gar der religionslofen
Bhilofophie angehöre. Diefer ergreifende
Brief ehrt den Charakter des jungen
Mannes und wirft ein helles Licht auf
die fxelifche Umftimmung. die Berlin
in ihm vollzog. Wir lächeln uud be-
wundern.
Bald meldet er dem Bruder. daß
er in Berlin bereits unendlich im
Denken gegen friiher fortgefchritten fei.
Einmal feinen Schranken entlaffen. fei
der Gedanke ein Strom. der unauf-
haltfam weiter mit fich fortreiße. Auf deu
Rat des mit der Umwandlung nicht
einverftandenen Vaters Anfelm Ritter
von Feuerbach follte der junge Braufe-
kopf mit deffen intimen Freunden in
Berlin. dem Geh, Oberfinanzrat Dürr
und dem Kriminalrat und Schriftfteller
Eduard Hißig. fleißig verkehren. die eine
gewiffe Kontrolle auf ihn ausüben und
feinen Tatendrang zügelu möchten.
Jin Haufe Hißigs verlebte der Student
manchen anregenden Abend. In einem
weitern Brief wird das Berliner Salon-
leben jener Tage anichaulieh gefchildert.
der riickfichtslofe Ironiter fchreibt: „Zum
erften Male zu einem großen Berliner
Tee eingeladen zu werden. ift keine
Kleinigkeit. zumal da weit und breit die
Anfpriiche bekannt find. die an einen
gemacht werden. der in diefe Mhfterieu
treten will. nämlich daß er fei Poet.
Sihriftfteller. Künftler. Vhilofoph. kurz
in allem Stiiinper; aber ieh bin be-
kauntermaßen weiter nichts als ein
armer Studio; und wollte daher. um
in einem Berliner Tee doch vernjinftig
aufzntreten. mir vorher aus der Leih-
bibliothef einige Romane. Almanaehe
Journale holen. damit ich einige poetifchcl
hohe. bombaftifche Vhrafen und Worte
in petit) h'citte. die dann von Zeit zu

Zeit wie fiiße Lindenbliiten herabfielen
unter den fanften Zephirshauchen
einer Teetaffc. fanfi getötet von der
Morgeuröte Beifall äußernder Damen-
lippen. und fich fpiegelnd in dem blauen
Himmelsgewölbe poetifch verzückter
Augen; aber wenn ich auch wirklich.
wie ich erft wollte. folche Anftalten nnd
Präparationen getroffen hätte. nm auf
der Efelsbriicke poetifcher Ausdrücke
die branfenden Blüten des Tees glück-
lich zn paffieren. fo wäre es doch um-
fonft gewefen. denn Hißig ift ein höchft
einfacher. fchlichter und gebildeter Mann.
wie auch der ganze Kreis. der ber-
fammelt war nnd zum Teil aus be-
kannten Männern beftand. wie z. B.
von Ehamiffo. der mit Koßebue die
Welt nmfegelte.“ Feuerbach hing alfo
in Berlin fein Herz an die Philofophie.
und die Erkenntnis der Wahrheit be-
trieb er mit reinem Sinn. Sein
„Weckjfcl“ als Student war fchmal. an
Trinkgelage und Duelle durfte er nicht
denken. der Vater hatte mit geringen
Mitteln fiir eine zahlreiäje Familie zu
forgen. Mein Weg. erzählt der uu-
heimlich fleißige Ludwig. erftreckt fich
nicht weiter als in das Kollegiengebäude
und in eine Speifeanftalt. wo Kommen.
Effen und Fortgehn ein Akt ift.
Trocknes dürres Brot. fo malt er dem
Vater feine finanzielle Lage (wohl um
fich etwas anfzubeffern). fei fein Morgen-
nnd Abendeffen. mittag gebe es eine
Portion Fleifch und Gemiife. das in
einer Reftauration ..nach Berliner Art.
d. h. kraft- und faftlos gekocht ift.“
Selbft der felige. ftärkende Blick anf
eine fchöne Gegend fei ihm hier ver-
fagt. Und er wendet dem Vater das
Herz im Leibe herum: ..Wenn ich nur
dazu etwas habe. daß ich den bei
meinem Sitzen unentbehrlichen Kaffee
trinken und hier und da etwas beffer
zur Nacht effen kann.“ Vater Anfelm
ließ fich denn auch rühren und legte
den 800 Gulden der Jahresrate ge-
legentlich noch 100 Gulden hinzu.
Ludwig Feuerbach gehörte in Berlin
keiner ftudentifchen Verbindung und
keiner Burfchenfchaft an. beteiligte fich
iiberhaupt nicht am politifchen Leben.
fondern widmete fich völlig den philo-
fophifchen und literarifchen Jntereffen.
Dennoch wurde er als fogenannter
„Ausländer“ und als angebliches Mit-

glied eines Geheimbnndes den damals üppig wuchernden deniagogifihen Spion-riechern verdächtig und mußte allerlei Schikanen erdulden. Die Polizei be-obachtete ihn längere Zeit. er mußte vor dem Polizeipräfidenten und vor dem akademifchcnDisziplinargericbterfcheinen und fich im peinlichen Verhör verant-worten. Er war oerniinftig genug. feinen Vater mit der fchwebenden Aerger-lichkeit nicht unnüß aufzuregen. Erft als der Unfinn vorüber war und man ihm feine politifche tlngefährlichkeit amtlich befcheinigt hatte. berichtet er auch iiber diefe Berliner Epifode nach Haufe. Der Vater ift entriiftet und fpricht dem Sahne feinen Dank aus für fein mufterhaftes Betrágen. ..Suche jetzt die Kränkung. welche Dir wider-fahren. fo gut als möglich zu vergeffen. und laffe fie Dir nur dazu dienen. um Dich in Deinen guten Vorfäßen zu be-ftärken. Daß diefe nie wanken werden. traue ich Dir vollkommen zu, Du haft die Annehmlichkeiten der Wiffenfchaften gekoftet und haft an Dir den Ernft des Lebens erfahren. Und diefes ift wahr-lich gerade jeßt in feinem Ernfte fo finfter. daß derjenige halb toll fein müßte. dem es einfiele. fich mit ihm einen Spaß machen zu wollen.“

Der philofophifche Zauberkiinftler Hegel hielt den jungen Feuerbach in Berlin im Bann feiner großen und gefäiloffenen Gedanken. Die Univerfität Berlin. fo hat er in fpätern Jahren riickblickend eingeftanden. betrat cr in einem höchft zerriffenen. unglücklichen. unentfchiedenen Zuftande. Bei Schleier-macher und Neander konnte er es nur kurze Zeit aushalten. ..Der theologifche Miichmafch von Freiheit und Unab-hängigkeit. Vernunft und Glauben waren meiner Wahrheit. d, h. Einheit. Ent-fchiedenheit. Unbedingtheit verlangenden Seele bis in den Tod zuwider. Zwei Jahre hört er Hegel; er verabfchiedet fich von dem fpekulativen Gelehrten mit der charakteriftifchen Bemerkung: ..Zwei Jahre habe ich Sie nun gehört. zwei Jahre ungeteilt Ihrer Philofophie gewidmet. nun habe ich das Bedürfnis. mich in das direkte Gegenteil zu ftiirzen. Ich ftudiere jekt Anatomie.“ Hegel rationalifierte die Theologie nur. ftatt fie kritifch zu prüfen; Feuerbach mußte iiber Hegel hinauswachfen. Er mußte

feinen eignen Weg fuhen. und er hat
ihn gefunden. Was fih an Meifter
Hegel an vermittelnden Snftemen fpäter
anfchloß. dafiir fand Feuerbach den
bildtrijftigen Spott. chriftliche und mo-
derne Elemente wiirden zu einer Wurft-
inaffe zufammengeriihrt. in der die
orthodoxe Kirchenlehre das Fleifh.
Schleiermachers Theologie den Speck
und Hegels Philofophie das Gewürz
abgebe. Ludwig Feuerbach. von Hegel
entfcheideud beeinflußt. hat die Religions-
philofophie des Lehrers zum Naturalis-
mus ausgebildet. ohne doh ein Ma-
tcrialift zu werden. Soweit wir iiber
die Natur hinausgehn. foweit wiffen
wir nichts von ihr; je mehr man von
ihr weiß. defto weniger vermag man fie
mit feiner Phantafie zu iiberfliigeln.
Feuerbach hat den Menfchen in den
Mittelpunkt der Philofophie geftellt.
Der Menfch ift etwas Pofitives. ob er
aus Geift oder aus Materie befteht.
Philofophie ift alio orgauifches Leben.
organifches Wirken. organifches Denken;
keine Tätigkeit ohne Organ; Empfin-
dung der Mutter aller Erkenntnis. fo
wird die Frage nah dem organifchen
oder uuvrgauifcheu Urfprung unfres
Geiftes oder Bewußtfeins iiberfliiffig.
Denn was wir wiffen und erkennen
(wodurch der Geift wird und fih be-
tätigt), empfangen wir im Gebrauch
der finnlihen Organe. Der Glück-
feligkeitstrieb wird dabei als Grund-
lage von Feuerbach angefprochen fiir
die Moral; dem Theismus wirft er den
Egoismus entgegen; indem ihn aber
alle Wefen gleihberehtigt zur Au-
wendung bringen. wird feine unbe-
fehr'cinkte Herrfchaft in dcr Liebe zu den
Mitmenfchen wohltätig gebunden. Feuer-
bach hat deu.Traum der deutfchen
Idealiften von der Einheit zwifchen
Glauben und Wiffen unerbittlih zer-
.alleinigeu. nniverfalen
ftd'rt. damit ift der Religion wie der
Wiffenfchaft die Bahn frei gemaht
worden. Religion und Wiffeufchaft
wandeln feither getrennte Wege. -
Feuerbach hat diefen Prozeß wefentlih
mit herbeifiihrenhelfen, Indem Feuerbach
deu Menfchen als erften Gegenftand
des Menfchen bezeichnet und den Sinti
für die Natur an die zweite Stelle
rückt. berührt er fih mit dem fran-
zöfifchen Pofitiviften Augufte Tomte.
der drei Epochen der Menfchheit unter-

fchied: die theologifche. die metaphnfifcbe.
die ..pofitive". in der der Menfch fih
mit allem Sinnen und Streben der
Wirklichkeit zuwendet und iu der Löfung
realer Aufgaben feine Befriedigung
findet. Feuerbach teilt diefe Grund-
ftimmnng: Die neue Philofophie macht
den Menfchen (mit Einfchluß der Natur
als der Bafis des Menfchen) zum
und höchften
Gegenftand, der Philofophie. Jft der
Menfch der Anfang und das Ende aller
Dinge. fo .find auh die religiöfen Be-
ftimmungen zu vermenfhlichcu. die
Theologie als Lehre von Gott muß in
die Anthropologie verwandelt werden.
Der Menfh fhafft fich feine Götter -
der Menfh ift den Menfchen der Gott.
Immer ftärker wuchs fein Bedürfnis
nah dem intimen Zufammenleben mit
der Natur; als er fein tapfres Mäd-
chen als Lebensgefährtin endlich heim-
fjihren darf. da blickt er noch einmal
neidlos nah Berlin: ..Deu Sand. den
mir die Berliner Staatsphilofvphie in
die Zirbeldrüfe. wohin er gehört. aber
leider auh in die Augen ftreute. wafche
ih mir hier an dem Quell der Natur
vollends aus. Logik lernte ich au einer
deutfchen lluiverfität. aber Optik. die
Kunft zu fehn. lernte ich auf einem
deutfhen Dorfe."
7he0cl0c [Eppstein.

Mufikbeigube

70Z811j6ä 3118 „1)91- WWW'
Wööj .
6.288113.
[Max-ler.
dör'." ej-ooß 70-3Q15 '10| -äon Zang, 80 ßcbön ek nic: er - Mang,
spkjn . gen, so
wc * b-Z - Wem!“
Zjogßl l):-
"ög-[c-jn, 87.2; 'm8
Oopzklcdi* 1.0. d7 Wax ßkockvmu
Mif Genehmigung des Verlages Max Brockhaus in Leipzig.
.Ni-xl'xjoä ?ausm-1*.

Mufikbeigabe

(kkjaaeicti er()

Z't'udna [led 'lad
W
'asien-eier 'um nu!) am |]u kein
mei] [-:n - [ier- -

L44

Mufikbeigabe

1 * .-] :.4:
i4 7/ 7 I“ I7
taub' luis [)ii- mein ina Zu [ler. ren geh', (luis hat gui- trunk-Laika
R _K - __„__
1 K7 *Q j Z“ _*_.__:4
f . .W ß > __
Z f “' ' S S _c x,/

/ *1" _ L . .4. 't .*9- -- -u F
,_. -37 '-4 ?.NZÄ" . - *;“:e>
p. W 1
. . Y _ 4_ y. ; "" :-- - .a -__ ._. :*"“:
- ' i *TD-7:.: : -Ü:.s:?ecrs- :TDI-.s
f*' Zinn" 1(0inin bei* unit lui: Zur Until_ [in tier. [rei- ne ic|i
'gg-T f"

(krieclrieii .ic i

_7 _ -_** '*-
kui-ciii. uni-schafft "ein Jung nocli "ein, iiiii- uiid', es i. ill
b
inn*

g.- .cliani .0 li-.u -

[lc-in Ku
//t:
nieht-cbm!

s..- ..-

Lite-W belebten
0 ice-ii, cin l'ciö - tc:
inieii's mit (ii-ou'u! [Tim-n [Klin - clan ninbi'ieii er -
.._. -_. _
_-_ 4 -_..c

,__„ 7-7:"737 .. “7: „.7 . *77:74- -c *77***ö/.4 _77 ...---
" Z* -7 :HJFLZZFÄLJY;:;Zs'-Z;„ß ;;:;7.Z*Ä"-Z-W„IL;]
nlcv'.

*Mufikbeigabe .

8edau*vl__ aua clarn beitet-eden ill-ung!
.7
*' 'e
xi-nni - eier-nein ner . an ru [ak-ken,dö8' .iii-gernleieti-te [Keane, muß ea ge-fan-ganelar'.
- /

*)
7] - ("kr-un.) Zelt]- kubjx.
hole-ken, ZE-ktenö-[rjcillß "en-client ...xl 'wird' le.- -
Feiinl'elnsnnxam rien-'lx W1",“| dem ü.. [lea .1o .ekön-"en [clan-32m kann-uenuqulal. kin-t uk
'i d1. ..Redner-1 9 'ki-[rie können "ext-[lan
*246

Z1(unfrer Mufikbeigabe
Siegfried Wagner
Die Berliner Erftanfführung von
Siegfried Wagners „Kobold" in der Gura-
Oper hat wieder einmal zu einer lebhaften
Erörterung der Frage, ob der Bayreuther
Erbe ein berufner dramatjfclxr Komponift
ift, gefiihrt. Sicher ift, daß er im großen
Publikum zahlreiche Anhänger befiht, un-
leugbar aber auch. daß der llebereifer einer
Kleinen Gruppe von Freunden, die in ihm
durchaus einen grofzen Meifter fehn und
ihn womöglich noch über den Water ftellen,
ihm immer noch die(fchadet. Im all-
gemeinen aber beginnt das Vorurteil, daß
er als Sohn des größten dramatifchen Ton-
fehers der Welt notwendigerweife talentlos
fein miiffe. immer mehr zu oerfchwinden.
Allmählich fangen feine verfchiedenen
Bühnenwerke auch an, fich mehr und mehr
zu verbreiten. Bekanntlich hat er "ich fiir
fie ftofflich ein ganz andres Gebiet wie
fein großer Vater ausgefucht und ift auch
wieder mehr zu der alten Opernform mit
ihren großen Enfembles zurückgekehrt, die
anch fein Vater nach dem „Nibelungenring"
und nach dem „Triftan“ in den „Meifter-
fingern von Nürnber " wieder gewählt
hatte. Vergeffen dar man auch nicht,
was Siegfried Wagner offen ausgefprochen
hat: „Von meinem Vater muß man lernen
Stil, Deklamation, Knappheit. dramatifchen
Aufbau, wohlgemerkt fich aber hiiten, je
auf den Kothurn zu fteigen; fonft werden
wir jammeroolle Epigonen.
kennen lernen, das ift Wagnerianer fein.
Nicht mit dem Nibelungen-Orchefter herum-
wirtfchaften, wenn einem nichts einfällt.
Vor allem die Zartheit der Modulation
lernen und nicht herumpantfchen in allen
Tonarten, wenn auf der Bühne zwei
Leutchen fich anöden und nicht einmal
guten Morgen zu fagen haben."
Seine Grenze -
Das find goldne Worte, die nur finn-
pathifch berühren können. Ueberhaupt
muß man Siegfried Wagner nur einmal
im Verkehr mit Orcheftermitgliedern oder
gar mit Bühnenarveitern gefehlt haben,
um ihn als Menfchen fchaden zu lernen.
Daß er, trotzdem er nie Mäßchen macht
und vor allem am Dirigentenpult nie
fchaufpielert, ausgezeichnet felbft die größten
Orcheftermaffen beherrfcht und die von ihm
dirigierten Werte vollendet herauzbringt:
haben felbft feine Gegner liingft zugeben
miiffen. Wer in Bahreuth gewefen ift,
weiß auch, daß er ein ausgezeichneter
Negiffeur ift und namentlich auf die
Schönheit der Biihnenbilder und auf die

Beleuchtungseffettc fich nerfteht.
Daß er ein ungemein begabter Dichter und Komponiil ift, beweift m. E. auch jedes feiner iechs Biihnenwerfe, fo große Einwendungen auch gegen fie im einzelnen erhoben werden können. Es find keine Meifterwerie, wohl aber können fie fich im Rahmen der zeitgenöffiichen Produktion fehr gut behaupten.
Noch nicht dreißig Jahre zählte Siegfried Wagnen der Enkel Franz Liszls. als fein erfte? dramatifches Werk „D er Bärenhäuter" am *22. Januar 1899 im Münchner Hoffheater erfnnalig erfchien; dort waltete damals noch der erfte „Barfifal'*-Dirigent Hermann Levi fehr zu Gunften des jungen Komponiften, der auch fein eignet Dichter gewefen war* Den Stoff hatte er fich aus zwei in der Grimmfchen Sammlung ftehenden Märchen. „Der Bärenhäuter“ und „Des Teufels rußiger Bruder“, gewählt; der dreißigjährige Krieg und das ihm ganz befonders vertraute Volisleben in Franken bildeten den Rahmen zu der verhältnismäßig einfachen Handlung. Echt oolkstiimlich war die Mufik gehalten; den Perfonen und

Situationen wurde fie in gleicher Weife
gerecht; dazu kam eine forgfiiltige Volt)-
pl)onie und ein reizeoller Orchefterklang.
Dao Werk gefiel in Müuauen ungemein
und verbreitete fich rafih iiber viele deutfche
Bühnen, deren Leiter froh waren- wieder
einmal ein volkstümliches Werk zu finden.
Auch heute erfcheint es noch gelegentlich
auf dem Spielplan, auf dem es zu erhalten
Ehrenpflicht wenigftens der größern Theater
fein follte. *
Wenig Anklang fand aber Siegfried
Wagners zweites Bühnenwerk „Herzog
Wilk-fang“, obwohl es eine reizende Luft-
fpielfchöpfung ift und geradezu wunder-
oolle Volkstnpen enthält. Bel der fchiecht
vorbereiteten Uraufführung in München
(am '22. März [901), die nicht mehr der
getreue Eckhart Hermann Leoi leitetef kam
es fogar zu einem richtigen Theaterfkandal,
deffen nachteilige Folgen die bald darauf
folgende übrigens *auch weit gelungenere
Leipziger Aufführung leider nicht aus der
Welt fchaffen konnte. In neuefter Zeit
hat an einigen Orten diefes Werk aber fo
gefallene daß feine glänzende Rehabili-
tierung von befonders eifrigen Anhängern
Siegfried Wagners erwartet wird. Jeden-
falls wird die Wiederbelebung des „Herzogs
Wildfang" an größern Bühnen nur ein
Akt der Gerechtigkeit und oorausfichtlich
auch lohnender fein als manche andre
Ausgrabung oder die Wahl einer mittel-
mäßigen Oper eines ausländifchen Korn-
poniften,
Berhültnismiifiig viel Anklang hat „Der
Kobold“ gefunden, der erftmalig ani
Hamburger Stadttheater am 29 Januar
1904 aufgeführt worden ift, und zwar
mehr infolge feiner Mufik als infolge
der gar zu mhftifch und unklar gehaltenen,
freilich mitunter durchaus ergreifenden
Dichtung. Wie im „Biirenhüuter", fo griff
Siegfried Wagner auch im „Kobold“, den
er als Märchenoper hätte bezeichnen müffcn,
in den reichen Schatz des deutfchen Volks-
abcrglaubens, ' den er auch in allen feinen
fpätern Werken init herangezogen. hat,
Wie fein großer Vater fo oft, hat auch er
iin „Kobold“ den Erlöfungsgedanken oer-
wertet. Unter den Kobolden oerfteht er
nämlich die ruhelos umherirreuden Seelen
ermordeter Kinder, die erft zur Ruhe koni-
men, wenn der letzte Sproß ihres Ge-
fchlechts den Opfertod für fie geftorben ift.
Leider bleibt aber die Vorgefihichte und
mancher innere Zufammmenhang völlig

unklar. Vortrefflieh gelungen ift aber die
Schilderung des Volkslebens- der fahren-
den Komödianten und der entarteten Adels-
gefellfchaft; ganz reizend ift die Hauptfigur
der Verena gezeichnetf auch für den Schau-
fpieler Trug kann man fich fehr erwärmen;
hochpoetifch ift aueh die Figur des treuen
Ekhart. Die Mufik des „Kobold“ halle
ich für die beitet die Siegfried Wagner je
gefchrieben hat. Er fteht darin durchaus
auf eignen Füßen. Die große Mannig-
faltigkeit der Situationen und die Ver-
fchiedenartigkeit der Charaktere und der
Lebensgewohnheiten der handelnden Ver-
fonen kommt darin aufs treffeudfte zum
Ausdruck. Befonders gelungen ift feine
mnfikalifche Schilderung des Geheimnis-
oollen und Spukhaften fowie des Derb-
oolfstümlichen. Ungemein gemütooll ift
er in der Szene, in der Truß die Verena
zu tröften fucht, Töne oon einer weibe-
oollen Abgekliirtheit, die jeden Zweifel an
dem kompofitorifchen Beruf des Bayreuther
Erben oerftummen laffen müffen, begegnen
wir in der großen Szene des Schlußakts
zwifchen Verena und Ekhart, 'der in ihr
den Erlöfungsgedanken heranreifen läßt.
Die Perle des Werkes, deffen mufikalifche
Schwächen befonders im zweiten Akt beim
grüflichen Paare liegen, ift aber meines
Erachtens das durchaus der deutfchen Volks-
feele abgelaufchte Lied der Verena „Ich hört'
eines Vogels holden Sang“, Infolge
des großen Entgegenkommens des Herrn
Max B ro ck h a u e, der fömtliche Werke
Siegfried Wagners verlegt hat, find wir
in der glücklichen Lage, dies Liedf deffen
Auffiihruugsrecht vorbehalten bleibt, hier
zum Abdruck bringen zu können.
Auch die oierte Oper Siegfried
Wagnersf „B ru der Lu ftig“f gelangte
zuerft am Hamburger Stadttheater (12. Ok-
tober 1905) zur Aufführung; fie hat bis-
her nicht gerade übermäßige Verbreitung
gefunden. Die heidnifchen Gebräuche der
Andreasnacht find darin mit der Sage
oon Kaifer Otto mit dem Bart in Ver-
bindung gebraeht. An herrlichen Einzel-
einfiillen in der meift fehr frifchen Mufik
ift kein Mangel, aber fie ift ini allge-
meinen nicht dazu angetan, durch ihre
Erfindungskraft tiefere Wirkungen auf die
Dauer heroorzurufen und zeigt den Kom-
poniften jedenfalls oon keiner neuen Seite.
In feiner fünften Oper, „Sternengebot'“,
die am 21. Januar 1908, und zwar wieder
im Hamburger Stadttheater zur Erftauf-

führung gekommen ift, hat Siegfried
Wagner wieder die deutfche Sage und den
Aberglauben der deutfchen Ver angenheit
mit einander oerquictt. Sie f
Zeit des Saliers Konrad, als diefer noch
Herzog von Franken war, und fteht unter
dem Zeichen der Sonnenwendnacht, die
auf den Johannistag folgt. Die Hand-
lung ift zu fehr überladen, um dem Zu-
fchauer völlig klar werden zu können.
Weit mehr als in feinen früher-n Werken
fußt Siegfried Wagner im „Sternengebot",
das fich bisher gar nicht hat recht ver-
breiten können, und zwar nicht bloß als
Dichten fondern auch als Mufiker auf den
Mufikdramen feines großen Vaters, die
er fo oft in ausgezeichneter Weife zur
Aufführung gebracht hat. Die Mufik
macht einen vornehmenf ernften und ge-
diegnen Eindruckf nur ift fie nicht originell;
auch fehlt ihr Großzügigkeit. Sie be-
deutet einen Fortfchritt über das. was
Siegfried Wagner bis dahin geleiftet hatte.
Sein mufikalifches Talent darf freilich auf
Grund des „Sternengebote" auch nicht
in Zweifel gezogen werden.
Sein zulegt aufgeführtes Bühnenwerk,
fein fewftes, .,Banadietriw", hat bei
der Erftaufführung in Karlsruhe am
*23. Januar diefes Jahres einen großen
äußern Erfolg gehabt; die Kritik freilich
hat in der Hauptfache einen andern Stand-
pielt zur '
punkt - als das Bremierpublikum ein-
genommen. Die Dichtung beruht auf
einer böhmifchen Variante der Dietrich-
Sage und fiihrt den Berncr Helden im
Kampfe mit dem Teufel um fein Seelen-
heil vor. Die Mufik, die ich noch nicht
kennen gelernt habe, foll in der eigent-
lichen Erfindung fchwach fein und nur in
den eingeftreuten volkstiimlichen Partien
nicht auf Vorbildern Richard Wagners
fußen.
Was allen fechs Bühnenwerken Siegfried
Wagners aber unzweifelhaft nachzurühmen
ift, ift das große theatralifche Gefchick ihres
Aufbausf find die herrlichen Bühnenbilder,
dce fich darin faft immer dem Auge dar-
bieten. Sehr mit Recht hat man ihn in-
folgedeffen einen Voeten der Szene genannt.
Sicherlich wird er uns noch manches
Bühnenwerk fcheuten, zumal er offenbar
fehr leicht und wohl etwas zu fchnell pro-
duziert, aber der Erfolg wird ftets in Frage
geftellt werden, folange er in die Dichtung
zu viel Mhftifches hineinftopft und fie fo

mit Einzelheiten und Unklarem überladet,
daß der gewöhnliche Sterbliche ihm nicht
mehr völlig folgen kann. Vielleicht wird
er doeh noch der moderne Lorßing, den
wir fo fehr nötig brauchen und den man
in feinem Erftlingswert zu erkennen
meinte.
l)rok. [)r, Willi. Willmann,

Aus Hof und Gefellfchaft
Verfonalvcränderungen
beim deutfchen Kronprinzen.
Nachdr oerb.
In der Umgebung des deutfchen Kron-
prinzenpaares haben einige Verfonaloerän-
derungen ftattgefunden, die einer Umge'
ftaltung des Hofftaats fcheinbar faft gleieh
kommen. Da aber die Aenderung durch
den Rücktritt des Kammerherrn
von Stülpnagel von feinem Voften
als dienfttuender ,Kammerherr nötig wurde.
ergibt fich der Stellungswechfel fozufagen
von felbft, und es wäre daher falfeh. irgend
welche Schlitffe aus der Angelegenheit zu
ziehn. Bemerkenswert ift allerdings* daß
ein Major an Stelle des bisher im Ober-
leutnantsrange ftehenden perfönlichen Adju-
tanten tritt. Hierzu ließe fich anfiihren,
daß der Kronprinz fchon längere Zeit die
Charge eines Majors bekleidet und daß
der bisherige perfönliche Adjutant, Ober-
leutnant von Behr, fchon während der
Leutnantszeit des Thronfolgers diefen
Voften inne hatte. Damals hätte es der
Tradition nicht entfprochen, dem Kron-
priuzen einen Stabsoffizier beizuordnen.
Da Herr von Behr jedoch in der Tour
weiteraoaneierte. Prinzen aber bekanntlich
„fpringen“, mußte fich der immer größer
werdende Abftand fchließlich ergeben. Mit
der Ernennung des Majors Grafen Otto
zu Solms-Wildenfels zum per-
fiinlichen Adjutanten des Kronprinzen ift
der Rangunterfchied wieder für längere
Zeit ausgeglichen, Otto Graf zu Solms-
Wildenfels, königlich preußifcher Major
im l. Garde-Ulanen-Regiment. ift der
ältefte Sohn erfter Ehe des Grafen Karl
Angriff zu Svlms-Wildenfels, General:
Leutnants z. D.. und deffen verftorbener
Gemahlin Elifabeth gebornen Gräfin zu
Solms-Baruth. Gleichfalls aus erfter Ehe
entftammen noch zwei Töchter, die Gräfinnen
Elifabeth und Marie, diefe ift Diakoniffin
des St. Elifabeth-Krankenhaufes in Berlin,
die ältere der beiden Damen lebt bei den
gräflichen Eltern in Halenfee. Graf Otto
gehörte u. a. der Schutztruppe von Süd-
weft-Afrika an, wofelbft er als Hauptmann-
Kompaniechef eine Kompanie des 1. Feld-
regiments während des Aufftandes mit
Auszeichnung fiihrte. Seine Bruft fchmiickt
'daher neben andern Kriegsdekorationen auch
der Rote Adlerorden |7. Klaffe mit Schwer-
tern. Auch aus der zweiten Ehe des
Vaters mit Fanny gebornen Gräfin von
Schimmelmann befißt Graf Karl Auguft

Nachkommen. Zwei Söhne diefer Ver-
bindung ftehen als Offiziere beim 1. Leib-
hufaren-Regiment in Danzig-Langfuhr, ein
dritter, Graf Karl, ift Leutnant im Garde-
Schüßen-Battaillon in Gr »Lichterfelde
Die Solms zählen bekanntlich zu den
deutfehen StandeeiherrenF vormals reichs-
ftändifwen. jetzt ftandesherrlich untergeor-
dneten fiirftlichen und gräflichen Häufern,
denen das Recht der Ebenbürtigkeit mit
den regierenden Fürftenhäufern zufteht.
Es treten demnach ihre Damen, beifpiels-
weife aus dem Haufe Hohenlohe-Schillings-
fürft - Ratibor und Corwey, als Ge-
rnahlinnen königlich preußifcher Prinzen
in den en ern Familienverband des Hohen-
zollernhaufes ein.
Der zum Ordonnanzoffizier beim Kron-
prinzen kommandierte Leutnant Friedrich
uonZobeltitz, derwie fein Onkel-
der Schriftfteller, auch den Vor!
namen Fedor fiihrt, fteht bei den
zweiten Garde-Ulanen, er ift als Renn-
reitet, wie fein ältrer Bruder Otto nom
gleichen Regiment, in Sportkreifen eine
bekannte und beliebte Verfönlichkeit. Weider
verftorbener Vater, Otto. war mit Elifabeth
gebornen von Sommerfeld oermählt, die
fich nach dem Tode ihres Gemahls 188l)
mit Fedor von Zobeltih, Herrn auf
kliutnianeck7 vermählte, einem Onkel des
Sehriftftellers. Ihr älteftcr Sohn erfter
Ehe, Walter, wurde der Erbe der oäter-
lichen Gitter Gleinig und Kahlau bei
Guhrau. Aus zweiter Ehe der Mutter

find keine Nachkommen vorhanden. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls fiedelte daher die Mutter des jungen Ordonnanz-dffiziers wiederum nach Gleinig über,

Das Gefchlecht derer von Zobeltiß. auch gelegentlich abeltih gefchi-ieben. entftammt dem ineißnichen Uradel niit dem gleich-namigen Stammhaufe unweit Großenhein. Der erfte diefes Namens. Henricus de Zabulotez. wird von 1207 bis 121() ur-kundlich erwähnt. Die Helinzier des Gefchlechts. ein natürlicher Zobel. ift wohl mit dem Namen der Familie in Verbindung zu bringen; das Wappen ift geteilt und zeigt oben in Gold einen ioachfenden fchwarzen Doppeladler. unten in Rot zwei filberne Pfähle. l7. u. W,

Die von der Gols

Nachdr. verb.

Nur wenige Stunden nach einer voii ihm perfönlich geleiteten Sihung des Provinzialausfchuffes von t oinmern ift der Vorfißende diefes Kollegiums. der Landesdirektor a. D. l)i*. jut. Freiherr von der Golß auf ilreißig. gcftorben. Der Verftorbene war fich beim Zufaminen-tritt darüber klar. daß er bei feinem lei-denden Zuftande zum lchtcn Male das Amt des Vorfihenden ausüben würde. und er äußerte fich feinen Freunden gegenüber in diefem Sinne. Trotzdem nahm er mit voller Hingebung an der langen Beratung teil. und man kann hier ioohl alfo mit Fug und Recht fagen: Er ftarb in den Sielen. Der Entfchliifene gehörte feit dem Jahre 1876 dein Provin-ziallnndtage und dein Provinzialausfchuffe der Provinz Pommern an. von 188l bis 1893 in feiner Eigenfchaft als Landes-direktor. Von diefer Zeit ab ift Freiherr von der Golh als Vorfißeuder des Pro-oinzialausfchuffes für feine Heimatprovinz bis an fein Lebensende tätig gewefen. Wie fegensreich der Verftorbene in diefer Stellung gewirkt hat. das wurde auch über Pommerns Grenzen hinaus bekannt; es ift daher begreiflich. daß die Mitglieder des Provinziallandtags und alle. die dem .Entfchlafenen näher traten. trauernd an der Bohre des liebenswürdigen Freundes ftehn. der allen als das Vorbild eines zielbewußten. iveitfichtigen. dabei unermüd-lichen Mitarbeiters galt. Karl Eduard Joachim Rüdiger Freiherr von der Golh wurde am 17. Juli 1837 zu Kreißig ge-boren. er war Senior des dritten Aftes ..Giefen“ feines Gefchlechis. deffen erfter

Aft ..Heinrichsdorf“ den Grafentitel führt.
Rüdiger von der Golf) war Herr auf
Kreihig. Zietlviv mit Forftrevier Leppin.
Nogzow und Langhof mit Lahig im Kreife
Deutfch-Krone und im Kreife Schivelbein.
Als Mitglied des preußifchen Herrenhaufes
trat der nun Veritorbene gelegentlich mit
Erfolg als Sprecher vor die breitere
Oefientlichkeit. 1868 vermählte fich Frei-
herr von der Golh mit feiner ihm bereits
187l im Tode vorangegangenen Gemahlin
Marie gebornen von Baffewiß. Zwei
Söhne find diefer kurzen Ehe entfproffeii.
Joachim-Rüdiger und Magnus. denen bis-
her geineiiifam Deutfch-Paffaw im Kreife
Stolp gehörte. Der ältere ift Landrat
des Kreifes Kolberg-Körlin. er gehörte
friiher dem Neferveoffizierkorps des Garde-
Küraffier-Rcgimenis an. Joachim-Rüdiger
Frhr von der Goltz vermählte fich 1904
init Emma gebornen von Derenthall Tochter
des königlich preußifchen Wirklichen Ge-
heimen Rats und Gefandten a. D. Eduard
von Derenthall und deffen Gemahlin Luife
gebornen Du Bois. Magnus. der jüngere
Sohn des Verftorbenen. refidiert auf Rog-
zow iin Kreife .tiolberg-Körlin. er ift mit
Margot gebornen von Baffewih feit 1897
oerniählt.
Da in unfrer Zeit der Name von der
Golh durch einen feiner Träger. den
Generaloberften Colmar Freiherrn von der
Golh. weltbekaniit wurde-it diefer doch
ein Mann. der nicht nur wegen feines
militärifchen Wiffens. fondern befonders
wegen feines großen diplomatifchen Gefchicks
und feiner Vielfeitigkeit allgemeines Jn-
tercffe erweckt - fo möge bei dieferGelegen-
heit einiges über die Familie. fpeziell über
v'erfchiedene in friihern Jahrhunderten bc-
rühmte Mitglieder des alten Gefchlechts
gefagt fein. denn der uns oft ini Ausland
würdig vertretende General befißt tüihtige
Diplomaten und Militärs in großer Zahl
als Vorfahren. Alle. die den Namen von
der Golß führen. ftammen nach alten
Ueberlieferungen voin Grafen Andreas von
Dienheini ab. der im Jahre 1223 vom
Rhein nach Polen kam. wo damals König
Boleslaw [Il. regierte. dem feine Zeit-
genoffen recht defpektierlich den Beinamen
Krzhwoufih gaben. was auf „gut“ deutfch
mit ..Krummaul“ überfeßt werden muß.
Graf Dienheim vermählte fich mit der
Erbtochter des reichen Landrichters Johann
Prawda zu Goftyn; durch diefe Ehe ge-

langte der rheinifehe Graf in den Befiß
der Graffchaften Trabsty. Labiezin.
Golczewo und Sczawin, Der zweite Sohn
diefer Ehe. Johann. erhielt die Graffchaft
Golezewo. er wurde der Stammbater des
Gefchlechts von der Golß. Zu Ende des
dreizehnten Jahrhunderts ließ fich Arnold
von der Golß in Pommern und in den
Marken nieder. wo er die Städte Dram-
burg und Crone gründete. Zwei feiner
Söhne ftifteten die noch heute blühenden
beiden Linien des Haufes: die weiße und
die fchwarze. Generaloberft von der Goltz
gehört der erften an. ebenfo auch der dritte
Aft ,.Giefen". der fich um 1550 von der
weißen Linie abzweigte, dem. wie erwähnt.
der kürzlich verftorbene Landesdirektor a. D.
Rüdiger Freiherr von der Golß entfproß.
Die Glieder der Familie führten fo lange
den Namen ..Grafen von Golczewo(Golez)“.
bis in Polen alle Nitterftitnde gleichgemaeht
wurden. Von diefer Zeit an nannten fie
fich ..von der Golß" und nahmen den
Freiherrntitel an. nachdem Joachim Rüdiger
von der Golß1653 vom KönigLudivig mu.
von Frankreich in den Stand der fran-
zöfifchen Barone erhoben worden war und
diefer Titel auch den iibrigen Gliedern
der Familie beigelegt wurde. Aflerdings
werden fchon Günther. kaiferlicher Statt-
halter im Jahre 1598. und Martin Mari-
milian. kaiferlicher Feldzeugmeifter im
dreißigjlihrigen Kriege. als Freiherren auf*
geführt. Die Anerkennung des Wappens
und der freiherrlichen Würde in den kur-
brandenburgifchen Staaten erfolgte am
7. November 1691. Friedrich Wilhelm [|.
von Preußen ernannte in den Jahren von
1786 bis 1789 mehrere Mitglieder des
von der Golhfchen Gefihlechts zu Grafen.
doch lehnten einige der derart Ausgezeich-
neten die Grafenwürde ab. Allein in
Preußen erhielten vom Jahre 1640 -1855
dreizehn Herren von der Golf) den
Generalsrang. unter ihnen werden drei
Ritter des Schwarzen Adler-Ordens ver-
merkt. Befondre Erwähnung verdient
Günther Freiherr von der Golß. kaifer-
li>)er Generaliffimus. Statthalter von
Böhmen und Mähren. Ritter des Goldenen
Vließes. der den ihm vom Kaifer Ferdi-
nand il. angetragenen Fürftentitel ablehnte.
Ferner Ianchim Rüdiger Freiherr von der
Gold (i623- 1683). franzöfifcher Maröehal
de camp.

Kleine Notizen

In diefen Tagen konnte der Kammer-

herr des Deutfchen Kaifers. Werner Aloo.
erfterGraf von Alvensleben-Neu-
g a t t e r s l e b e n . Fideikommißherr auf
Neugattersleben nnd Schloßhauptmann von
Quedlinburg. feinen fiebzigften Geburtstag
in voller Geiftesfrifche begehn.

*

Die Juri) der Internationalen Photo-
graphifchen Ausftellung 1910 zu Budapeft
hat. wie uns mitgeteilt wird. den Aus-
ftellungsobjckten der Neuen Photographi-
fehen Gefellfchaft A, G zu Steglitz die
höchfte Auszeichnung. die ihr zu Gebote
ftand. nämlich das Diplom zur goldenen
Medaille zuerkannt. Die Exponate der
Firma haben nicht bloß durch die Gediegen-
heit der Ausführung, fondern auch durch
ihre gefchmaävolle Aufmachung allgemeinen
Beifall gefunden.

*

Auf feinem Schloffe Möggingen in
Baden feierte am 2]. Juli der königl.
bahr. Kämmerer und .itapitularkomtur des
bahr. St. Georgsordens Adolf Wilderich
Graf von Walderdorff feinen 75. Geburts-
tag. Fiir das Alter und Anfehn feines
Gefchlechts ift die früher gebräuchliche Nede-
wendung bezeichnend. die Walderdorff
wiiren fo alt wie der Wefterwald.

i den gefamteni Inhalt verantworthch: I)r. E, E. iFÜdcgg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jedasfohn in Berlin, -
Druck von Richard Falk,
Berlin W. ils. Vizigerftraße 115-16.
F Unverlangte Mannfkrivte fenden wir nicht zurück. wenn ihnen'
nicht Rückporto beiliegt.

"-

Hans v. d. Vlaniß:
Die Einnahme Roms
am 20. September 1870

Wir fchrieben das Iahr 1870„ und die Menfchheit folgte in
fieberhafter Spannung den weltgefclnclnlichen Ereigniffem die fich in
Nordeuropa abfpielten.

Die Sympathien waren geteilt; die päpftliche Vartei in der
heiligen Stadt ftand auf Seiten Frankreichs die liberale Varteif die
Unioniften- die fiir ein einiges Italien fchwärmten- auf Seiten Deutfch-
lands. Man wußte- daß- wenn Deutfchland fiegreich wäre- Frankreich
feine leßten Truppen aus dem Kirchenftaat zurückziehn und ihn fchußlos
den Einheitsbeftrebungen des iibrigen Italiens preisgeben würde.

Seit den Ereigniffen von 1867 war ich- obwohl ein kaum Zwanzig-
jähriger- zum Manne herangereift; denn wenn auch nach außen hin
Friede geherrfcht hattef für mich war diefe Zeit doch reia) an Ereig-
niffen gewefen.

Das Brigantenunwefen und die häufigen Defertionen unter unfern
eignen Mannfchaften hatten mich befonders in der Zeit bei der Verg-
artillerie in manch gefährliches Scharmiihel verwickelt.

Im Sommer lagen wir wegen der mißlichen fanitären Zuftände
in Rom draußen in der Campagna. Valmontone an der Heerftraße
von Neapel war jahrelang unfer feftes Standqnartier- und hier benußte
eine Menge unzufriedner Elemente die Gelegenheit- iiber die piemon-
tefifche Grenze zu defertieren. Das machte uns viel zu fchaffen- und
manche Nacht brachten wir im Sattel zur um im wilden Galopp die
Flüchtlinge einzuholen oder ihnen den Weg abzufchneiden.

In anfpruchslofen Worten, wie fie einem in mäßigen Stunden in die Feder
fließem wenn man ins verjüngende Meer der Erinnerungen tauchtl hat der Ver-
faffer unter dem einfachen Titel „Kriegs- und Iagderinnerungen“ eine Reihe farbiger
Bilder entrollt - bald aus Jugendtagen. bald aus der Zeit der Mannesreife.
Man blättert in diefen Tagebüchern und wundert fich wie unendliaz wechfelnd ein
einzelnes Menfchenleben fich zu formen vermag. Den Zufammenbruch des Kirchen-
ftaats hat der Verfaffer als aktiver Soldat des Vapftes miterlebt. Die Erinnerungen
erfcheinen gerade bei Klinckhardt är Biermann in Leipzigl und wir bringen diefe
Probe aus dem fchlichten, fein ausgeftatteten Bande, Die Red.

Ein Kanonenfchuß verkündete der Landbevölkerung- wasfpaffiert
warf und dann ging das Keffeltreiben von allen Seiten los. Häufig
wurden die armen Tröpfe erwifcht. ebenfo oft aber gelang es ihnen-
zu entkommen, Dabei kam es oft zu blutigen Zufammenftößen; denn
die Sünder wußten nur zu wohh was ihr Los war. wenn fie erwifcht
wurden. Unter 20 bis 30 Jahren auf den Galeeren gings dann nicht
ab. Und es war durchaus keine beneidenswerte Pflicht. die armen
irregefiihrten Kerl-Zx mit denen man jahrelang Seite an Seite gefochten
hatte- auszuliefern,
Um diefe Zeit verlor ich auch unter ergreifend tragifchen Umftänden
einen meiner liebften Kameraden,
Ich war eines Tags als Unteroffizier du jour zu vier Tagen
Stubenarreft verknallt worden. weil nach Meinung meines Leutnants
einer der Leute beim Mittagsappell in nicht genügend blank gepußtem
Habitus erfchienen war. Ich hatte mich ohne Macken in die Strafe
zu fchickem war aber innerlich aufs tieffte gekriinkh und das einzige
Mittel, dies zu demonftrierem war. am folgenden Tag mich einfach
krank zu melden und mich dadurch ums Exerzieren zu drücken.
Die Batterien rückten in den Sommermonaten der dringenden
Hitze wegen fchon um fiinf Uhr aus.
Ich blieb mit meiner fimulierten Krankheit ganz feelenruhig im
Bett. da der Arzt in der Regel erft gegen 7 Uhr kam. Ein Horn-
fignal gab dann das Zeichem daß man fich zur Unterfuchung einzu-
ftellen habe,
Als ich auf meinem Wege zur Vifitation die Kafernenräume durch-
fchrittf waren die Mannfchaftsräume wie ausgeftorbem nur hier und
dort duckte ein vereinfamter Kränkling oder Rekonvaleszent mit dem
Kopf aus den Kiffen. '
Im vorletzten Zimmer vor dem Sprechzimmer des Arztes ftieß
ich plötzlich auf meinen Freund Zucchini. Er fuß in dumpfem Grübeln
auf einer Britiche. den Rücken gegen die Wand gelehntf die Beine
unter das Kinn gezogen- wobei er beide Hände unter der Stallblufe
verbarg.
Ich war überrafchh ihn hier zu finden und blieb einen Augenblick
ftehn. Ich zupfte ihn freundfcbaftlich an feinem hübfchen Schnurrbart
und fagte fcherzend: „Nm alter Kundef auch krank? Natürlich Exerzier-
fieberf wie ich. was?‟

. Doch. der arme Kerl- der fonft voller Humor war- verfeßtc mir
nur unwirfch einen Buff mit dem Ellenbogen- murmelte etwas Un-
artikuliertes vor fich hin und mufterte mich wie ich mir fpäter in die
Erinnerung zurückrieff mit einer mißtrauifchen- faft drohenden Miene.
Mit den Worten: „Nat du fcheinft mir etwas mifiger Laune zu fein/t
wandte ich mich achfelzuckend ab und ging meines Wegs.
Im felben Augenblick knallt ein Schuß eine Rauchwolke fchlügt
mir entgegen- ich taumle ein paar Schritte zurück und ftürze, ohne
etwas fehn zu könnenx auf ihn los. Meine Finger überquillt ein
warmer Blutftrom, und als der Vulverdampf fich verziehtz liegt mein
armer Frennd in meinen Armen- im Todeskampf röchelnd. Ein furcht-
barer Anblick - das Blut ftrömt aus einer großen offnen Wunde
am Halfef das linke Auge ift aus feiner Höhle geriffen und hängt
nur noch an ein paar Fleifchfafern, Er hatte fich die Kugel von unten
durchs Gehirn gejagt,
Noch ein röchelnder Lautz und alles ift vorbei. Sekunden hatten
genügt- diefes blühende Leben zu zerftören. Ich war erfchüttert bis
ins innerfte Mark, In einem Briefe an den Batteriechef- den er
hinterlaffen hattef fol(er als Grund feiner Verzweiflungstat angeführt
haben- daß er der karbonariftifchen Agitation fein Ohr geliehn habe und
zuleht- von Reue verzehrh keinen Ausweg aus diefem verzweifelten
Zwiefpalt gefunden habe als den Tod.
Die Obduktion ergab übrigens. daß fein Gehirn nicht normal
war; er wurde daher auch mit kirchlichen Ehren beftattet. Auch fein
Begräbnis follte mir einen unauslöfchlichen Eindruck hinterlaffen.
Einen Kirchhof hatte Valmontone nicht - das Kellergewölbe der
Kirche diente als Maffengrab. Der Sarg meines unglücklichen Freundes
wurde durch eine Oeffnung im Boden der Kirche die mit einer Stein-
platte bedeckt war, hinabgelaffen.
Als wir Unteroffiziere ihm die leßte Ehre erwiefen und den Sarg
in das Grabgewölbe hinabließen- erblickten unfre Augen Entfeßliches.
Hunderte von Särgen übereinander oder durweinandergefchmiffen-
einzelne waren auseinandergegangen und die Leichnahme herausgefallen.
Alles ein einziges grüßliches Chaos; KinderF Weiber und Männer
mit verzerrten Zügen- geöffnetem Munde, Zähnen, die weit aus fleifch-
lofen Kiefern hervorgrinftenx Augenhöhlen, die von Würmern zerfreffen
waren, Dazu ein Modergeftanlx der einem den Atem benahm, Ich
war einer Ohnmacht nahe.

Das war das Schaurigfte. was ich bis zu jenem Tage erlebt hatte.
und nie werde ich es aus meiner Erinnerung löfchen können.
Teils durch gute Führung. teils wohl auch durch Brotektion war
ich fehr rafch avanciert. und als jüngfter Sektionschef meiner Batterie
ging ich nun umher in erregter Erwartung deffen. was die nächfte
Zukunft bringen wiirde.
In diefen Monaten tagte auch das römifche Konzil. und bei der
großartigen und pompöfen Verkündigung der Unfehlbarkeit des Vapftes
gaben wir von der Engelsburg die Ehrenfalben ab. Wie oft hatte
ich hier um die Mittagszeit neben der Salutkanone des Eaftel St.
Angelo geftanden. den Blick auf das fiidöftlich gelegne Eollegio Romano
gerichtet. auf den Moment harrend. wo die Kugel an der hohen Stange
auf dem Dache des Obferbatoriums fiel. um mit dem hiftorifehen
.Kanonenfchuß den Römern die aftronomifche Mittagszeit zu verkünden.
Nach dem Siege der Deutfchen bei Wörth fchifften fich - wie
vorauszufehn war - die leßten franzöfifchen Truppen unter dem
Kommando Due'rots von Tivitavecchia naeh Frankreich ein. Derfelbe
General Ducrot war einige Monate fpäter der Anführer des Ausfalls
von Varis nach Villiers und Champignh. wo ich felbft feinen Truppen
gegenüberftand. Die Zurückberufung diefer Truppen befiegelte Roms
Gefchick.
Eine fieberhafte militärifche Tätigkeit entwickelte fich. und unfer
Urtilleriekorps war in erfter Linie dabei. Ammunition und Gefchiiß
mußten auf verfehiednen Vunkten an der Peripherie der Stadt verteilt
werden. Tore wurden zugemauert. andre befeftigt. und Bruftwehren fiir
die Gefchiiße errichtet.
Wochenlang kamen wir nicht aus den Kleidern. Ich hatte den
Auftrag. zwei Haubißen mit dazugehöriger Ammunition nach den
vatikanifchen Gärten zu bringen. wo fie in Stellung gegen den Monte
Mario gebracht werden follten.
Daß alle diefe Veranftaltungen fruchtlos waren. wußten wir.
Diesmal ftanden unsnicht regellofe Freifchärler. fondern König Viktor
Emanuels wohl disziplinierte Truppen gegeniiber,
Das Ganze war eigentlich mehr ein bewaffneter Broteft gegen
eine unüberwindliche Uebermacht.
Nach der Schlacht bei Sedan am 2. September. wo die Glücks-
würfel des Krieges zu Gunften Deutfchlands fielen. überfchritt die

piemontefifche Armee von Norden- Sjiden und Often her die Grenzen
des päpftlichen Staats.
Bei Civata Caftellano kam es zum erften Treffen. Nach einer
heldenmiitigen Verteidigung mußten die wenigen hundert Mann fich
der Uebermacht ergeben. Unter den Gefangnen war mein Freund
von Berlichingen.
Kämpfend zogen unfre Truppen fich unter dem Oberbefehl der
Oberften Charet und Zanetti gegen Rom zurück; gegen den 15, Sep-
tember hatte fich jedoch der eiferne Ring um die Stadt gefchloffenF und
wir waren von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt abgefchnitten.
Draußen ftanden ungefähr 80000 Mann reguläre Truppen-
'drinnen 15000 päpftliche Soldaten. Bei dem völligen Mangel an
wirkfamen Verteidigungsmitteln außer der Engelsburg war die Sachlage
hoffnungslos.
Ich war mit meinen zwei Gefchjißen nach dem im öftlichen Stadtteil
gelegnen Maccao- dem alten Caftro Bretariang bcordert. Hier ließ
ich die Gefchjiße gegen den Vorta San Lorenzo in Stellung bringenx
wo ich deutlich eine feindliche Batterie auffahren fah,
Am 20. September gegen fiinf Uhr morgens hörten wir zur
Linken bei der Vorta Via den erften Kanonendonner- und wenige
Minuten fpäter flogen die erften Granaten über unfre Köpfe hinweg.
Augenblicklich nahmen wir den Kampf auf und faudten Granate auf
Granate auf die uns gegeniiber befindliche feindliche Stellung, Die
erften Schüffe der Gegner waren mit zu kurzer Diftanzberechnung
abgegeben- die darauffolgenden mit zu langer. Dann aber begann
der Niederfchlag in immer unheimlicherer Näher und zuleßt traf ein
Schuß nach dem andern die Deckung unfrer Kanonen und die taufend-
jährigen Mauern der Stadtx fo daß wir mit Kalkftaub- Steinen und
Erde überfchüttet wurden.
Von meinem Lug aus oben auf dem Vorwerk konnte ich indeffen
durch den Krimftecher fehn- daß auch unfre Schüffe ihre Schuldigkeit
taten, denn da wir den Abftand genau kannten- war unfre Treff-
ficherheit verhältnismäßig groß.
Einige unfrer Leute hatten bereits leichtere Berleßungen weg;
ein Vferd- von einem Granatfplitter getroffenz war nah dem Verenden.
da erdröhnte ein dumpfer Knall, und eine Rauchwolke ftieg in die Luft.
Was war das? ' Einige Minuten Vaufe folgten.

Sicher eine Feldproße in die Luft geflogen, Dann wurde das
Feuer von neuem eröffnet. aber jetzt nicht nur von unferm alten Gegner.
fondern auch von der Vorta Via her.
In diefem Kreuzfeuer wäre es wohl bald mit uns aus gewefen.
wenn nicht in diefem kritifchen Moment noch eben zu rechter Zeit der
Befehl eingetroffen wäre. daß ich mit meiner Abteilung nach dem
Monte Vineio abgehn follte. und zwar alles. was das Zeug hält.
Das Aufbruch-sfignal des Trompeters ging in eine fchrille Diffonanz
über. eine GewehrkugelJhatte die Trompete durchlöchert.
Zn geftrecktem Galopp fauften wir davon, Ein gefährlicher Ritt.
bis wir das offne Feld von Maecao. das unaufhörlich von den feind-
lichen Gefchoffen beftricheu wurde. hinter uns hatten. Zur Rechten
und zur Linken fchlugen Granaten nieder. Unfer Weg fiihrte über
die heutige Via Bentifettembre. wo der Kampf um die Boite Via am
heißeften tobte. dann weiter durch die Via Quattro Fontane und Via
Siftina an der Trinita de Monti und der Billa Medici vorbei.
bis zu unferm Beftimmungsort. den wir in unglaublich kurzer Zeit
erreichten.
Nur felten verirrte fich eine Granate in das Innere der Stadt.
Auf Straßen und Plätzen ftanden die Römer in Gruppen beifammen
und folgten mit angftvollen Blicken dem Gang der Ereigniffe. Ueberall
im Vorbeifaufen grüßte uns ftiirmifche Sympathie. „Lai-jaa yio Mono“
jubelte die Menge und winkte uns begeiftert mit Hüten und Tiichern
nach.
Hinter dem Monte Vincio hatte fich ein erbitterter Kampf
entfponnen zwifchen den päpftlichen Zuaven mit einer Abteilung Artillerie
und den feindlichen Truppen. die fich in der Borghefe feftgefeßt hatten.
Eine Kanone war befihädigt. und auch die zweite mußte. als unter
der Bedienung zu arg aufgeräumt wurde. aus dem Feuer gezogen
werden. Die Zuaven hatten auch große Verlufte erlitten. daher war
die Ordre an uns gekommen. fo fchnell wie möglich Erfaß zu bringen.
Das ganze Vorterrain wurde von einem unaufhörlichen Kugel-
regen überfchiittet. und wir fahn keine Möglichkeit. nachdem abgeproßt
war. unfre Gefchiiße in die Fenerlinie zu bringen. Im Laufe weniger
Minuten waren von meinen Artilleriften bereits fechs verwundet.
darunter ein Neffe des Kardinals Antonelli.
Doch ließen wir die Zeit nicht unbenußt. Wir fammelten die
zerftreut umherliegenden Gewehre der Gefallnen und Verwundeten und

eröffneten in liegender Stellung ein Kleinfeuer gegen den Feind. Erft
als unfre Bedeckungsmannfchaft Verftärkung erhalten hatte. konnten
wir das Gefchiitzfeuer wieder aufnehmen. _
Zwifchen ein und zwei Uhr erlahmte allmählich das feindliche
Feuer. Kurz darauf erfchien ein berittner päpftlicher Gendarmerieoffizier
mit der weißen Varlamentärflagge und dem Befehl. die Feindfeligkeiten
einzuftellen.
Gegen zwei Uhr ging wie ein Lauffeuer das Gerücht durch unfre
Reihen- der Vapft habe. um weiteres Blutvergießen zu vermeiden- Befehl
zur Kapitulation gegeben.
Damit war eins der wichtigften weltgefchihtlichen Ereigniffe des
Iahrtanfends befiegelt. Rom hatte aufgehörh die Hauptftadt der
Väpfte zu fein. Ein Sturm der Entriiftung über die unerhört fchlaffe
Verteidigung ging durch die Reihen der Offiziere und Mannfchaften.
Die Offiziere zerbrachen ihre Säbel. die Soldaten drohten ihre Waffen
nicht abliefern zu wollen. Dreimal riffen unfre eignen Soldaten die
weiße Flagge von dem Caffe(St. Angelo herunter.
Es herrfchte völlige Anarchie.
Unfre Vofition an der turnihoheih fenkrecht abfallenden Stadtmauer
an der Nordfeite des Vincio gaben wir auf und fchloffen uns den
Zuaven anx die auf der Frontierraffe mit der weltberühmten Ausficht
ftationiert waren.
Vorher zerbrachen wir noch die fchiißeude Balluftradg vernagelten
unfre Kanonen und ftiirzten unfre beiden Vroßwagen in den Garten
der Villa Borghefe hinunter. Die aus fechzehn Pferden beftehende
Befpannung verkauften wir an einige plötzlich auftauchende- äufterft
verdächtig ausfehende Individuen fiir den Spottpreis von 600 Lire.
Jedes einzelne Tier war wohl reichlich die Summe wert. Das Geld
wurde briiderlich unter die Mannfchaft'verteilt.
Militärmufik ertönte jeht von fcrih immer näher kam fie. der
Schall wuchs nur von dem Gejohl des mittrottenden Vöbels iiber-
tönt. Tic Generale Cadorna und Bixio hielten ihren Einzug durch
den Corfo.
Mit den piemontefifchen Truppen hatte fich durch die Vorta Via
eine wahre Sturmflut perworfener Individuen iiber die Stadt Rom
hereingewälzt, und diefes Back haufte in den nächften 24 Stunden.
bis Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder hergeftellt waren. wie die

wilden Horden eines Alarich, Alles. was an das päpftliche Regime
erinnerte. wurde zertriimmert und zerftampft.
Wehe dem päpftlichen Soldaten. der diefen Befrien in die Klauen
geriet. Einer der unfern. der die Unborfichtigkeit begangen hatte. fich
von uns zu entfernen. wurde förmlich in Stücke geriffen. ein andrer
päpftlicher Soldat wurde gelhncht. fein Kopf abgefchnitten und auf
eine hohe Stange gefteckt. die der Mob im Triumphgeheul durch die
Straßen fchleppte. Einer barmherzigen Schwefter wurden in brutalfter
Weife die Kleider vom Leibe geriffen und fie felbft in die Tiber
geworfen.
Solche und ähnliche Heldentaten verübten die Mazzinifchen
Kraftpatrioten,
Von unferni erhöhten Standpunkt aus konnten wir das rafende
Gebahren des Vöbels genau beobachten. „.4 vage() il kapa!“ fchrie
man wilddrohend zu uns herauf,
Gegen vier Uhr befeßten italienifche Verfaglieri den Vincio.
Stramme. wohldifziplinierte Kerle mit wehenden Helmbiifchen. Unter
Hornfignalen marfchierten fie vor uns auf. ..Halti Front! Vräfentiert
das Gewehrl“. ging das Kommando auf beiden Seiten. Die Töne
des Honneurmarfchs erklangen. und damit hatten wir aufgehört. päpft-
liche Soldaten zu fein. Die Gewehre wurden in Pyramiden zufammen-
geftellt. die Seitengehänge obendrauf gelegt. und in Kolonnen zu
vieren wurden wir als Gefangne zur Hauptwache an der Viazza
Eolonna abgeführt. Der Weg war kurz. nnd doch wie fchwer zu
wandern! Je näher wir dem Eorfo kamen. defto klarer wurde es uns.
welche Demütigungen unfer harrten. trotzdem ein dreifacher Kardon
regulärer Soldaten auf beiden Seiten uns gegen die wutfchnaubenden
Volksmaffen befchüßte.
Bon allen Seiten umtofte uns wildes Geheul und Gefchrei. Unfre
päpftlichen Uniformen wirkten wie das rote Tuch des Toreadors auf
den Stier in der Arena.
Wutfchnaubend. mit blutunterlaufnen Augen wollten die mit
Dolchen und Viftolen bewaffneten Ungeheuer die Deckung der Soldaten
durchbrechen und uns maffakrieren.
Aus den Fenftern goffen fie unter den gemeinften Flächen Spül-
waffer und andre intimere Flüffigkeiten auf uns herab.
Eine fo teuflifche Raferei hatte den Vöbel ergriffen. daß wir jeden
Augenblick erwarteten. daß die Truppen uns nicht mehr zu fchüßen

vermöchten, Und war die Deckung erft durchbrochem dann waren wir alle rettungslos dem Vöbelhaufen anheimgefallen, Man hätte uns in taufend Stücke zerriffen.
In einem Anfall von patriotifcher Hhfterie rutfchten einzelne mit berglaften Augen auf den Knien nach der italienifchen Trikolore hin und küßten fie inbrünftig.
Je mehr wir uns der Viazza Eolonna nähertenf defto bedrohlicher wurde unfre Lage; zuletzt ballte fich der Haufe unter dem wahn- finnigen Gehen(zu einem kompakten Knäuel zufammen. In diefer Horde entmenfchter Befrien ftanden wir armen Kerle eingeteilt und konnten weder vor- noch rückwärts. Nie ift mir das Beftialifche der Menfchennatur fo deutlich ins Bewußtfein getreten wie hier unter der Hefe eines dura) rohefte Leidenfchaften entfeffelten Volkes,
Endlich bahnte die Kavallerie uns Weg; wir erreichten die Haupt- wache und waren gerettet.
Hier ließ man uns ftundenlang zufammengepfercht wie eine Schaf- herde ftehn. Und doch atmeten wir erleichtert auf.
Zu fpäter Nachtftunde wurden wir unter ftarker Bedeckung auf Umwegen nach der Engelsburg geführt, Seit morgens 5 Uhr hatten wir nichts als fchwarzen Kaffee genoffen.
Trotz der überwältigenden Eindrücke des Tages fchliefen wir in unferm alten Quartier bald ein, Die Sorglofigkeit der Jugend ift ja das befte Kopfkiffen, Am andern Tag kümmerte fich keine Kaße um uns. Dank unfrer Lokalkenntnis konnten wir die Gelegenheit benußen- hunderte von neuen Vferdedecken und Wolldecken aus dem Depot, das Stück für ein und zwei Lire- zu verfchachern. Von oben fchmiffen wir den Aufkäufern die Sachen hinunter und wanden das Geld in Körbchen an langen Bindfäden herauf.
Am 22. September wurden auf dem Vetersplaße einige Taufend Kriegsgefangne der verfchiedenften Waffengattungen zufammengeführt. Von dort aus marfchierten wir unter ftarker Eskorte nach Tivitavecchia- wo man uns auf einem Damvfer nach Genua einfchiffte; hier wurden wir in dem hoch über der Stadt gelegnen Fort Eaftellagio interniert.
Die Leidensgefchichte der Reifef das Zufammenpferchen unter Deck. an Bord des Dampfers in einer beftialifchen Atmofphäre- die Hungers- qualenfßxdie wir erduldetem bis wir ordentliche Verpflegung erhielten. übergehe ich ftillfchweigend.

Knut Hamfun: '
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Kleider
(long/right [.910 bg albert Langen. Munich.
Fortfeßung
Nicht daß etwas dabei wäre. Kapitäns feien vornehme Leute und wohl
auch reich. es fei ja fo prächtig und großartig bei ihnen.
Der Mann hinter feinem Pflug war ein Filou! Ich verfuchte nun
noch. ihn nach einem andern Falkenberg. meinem frühern Kameraden beim
Baumfällen im Walde. etwas auszufragen. Jeßt bekam ich viel fichrere
Auskunft. Der Lars? O ja. der fei hier. - Ob er den Lars kenne;
ja. das wolle er meinen. aber er fei nicht mehr auf Oevrebö. Er habe
feine Stelle aufgegeben; aber der Kapitän habe ihm ein Stück Rodland
überlaffen. das bebaue er nun; er habe das Stubenmädchen Emma ge-
heiratet und befipe auch fchon ein paar Kinder. Es feien ftrebfame. fleißige
Leute. die fchon zwei Kühe auf ihrem Nodland halten könnten.
Ießt ift die Furche wieder zu Ende; der Mann wendet die Perde.
ich verabfchiede mich und gehe meiner Wege.
Als ich auf dem Holzplah von Oeorebö ftehe. erkenne ich alle die
Gebäude wieder; aber fie follten frifch angeftriehen werden. Ich fehe auch.
daß die Flaggenftange. die ich vor feehs Jahren felbft aufriehten half. noch
da ift; aber fie ift ohne Leine. und die Kugel oben drauf ift verfchwunden.
Nun war ich alfo da; es war am feäzsundzwanzigften April. nach-
mittags um vier Uhr.
Alte Leute behalten Jahrestage leicht im Gedächtnis.

Gedämpftes Saitenfpiel Knut Hamfun

1
Es ging anders. als ich mir gedacht hatte. Der Kapitän Falkenberg
kam auf den Hof hinaus. hörte mein Gefuch an und gab mir fofort eine
abfchlägige Antwort. Er habe Leute genug. und die Frühjahrsarbeit auf
dem Felde fei beinah getan.
„Gut“. erwiderte ich. und dann fragte ich. ob ich mich in der Ge-
findeftube ein wenig ausruhn dürfte.
..Jawohb nach Belieben.“
Der Kapitän lud mich nicht ein. über den Sonntag dazubleiben; er
drehte fich auf dem Abfaß um und ging wieder ins Haus hinein. Eigent-
lich fah er aus. als komme er eben aus dem Bett; er war noch im Nacht-
hemd. ohne Wefte und nur mit einer lofe übergeworfnen Jacke. die er
auch nicht zuknöpfte. An den Schlafen und den Bart herunter war er
grau geworden.
Ich feße mich in die Gefindeftube und warte da. bis die Leute zum
Abendeffen heimkommen. Das ganze Gefinde befiand indeffen nur aus einem
wirklichen Knecht und einem Buben.
Ich unterhalte mich eine Weile mit ihnen. und da ftellt es fich her-
aus. daß fich der Kapitän getäufcht hat. als er fagie. die Frühjahrsarbeit
fei beinahe fertig. Na. mag er! Ich verberge den beiden nicht. daß ich
Arbeit fuche. und zum Beweis für meine Tüchtigkeit lafie ich fie das gute
Zeugnis fehn. das mir der Landrichter auf Herfät vor langer Zeit aus-
geftellt hat. Als die Knechte wieder aufs Feld miiffen. gehe ich. meinen
Sack auf dem Rücken. mit ihnen hinaus. und bin zum Weiter-wandern
bereit. Ich fehe auch noch in den Stall hinein. wo merkwürdig viel
Pferde ftehn. dann noch in den Kuhftall. zu den Hühnern. den Schweinen.
in deren Stand ich vorjährigen Dung liegen fehe. der noch nicht einmal
hinausgefahren worden ift.
Wie das nur möglich fei. frage ich.
..Im was fallen wir tun?“ erwiderte der Knecht. ..Vom Winter an
bis jeßt habe ich Dung gefahren. und zwar ganz allein. Jetzt find wir
endlich gewiffermaßen zu zweit; aber jeßt find Pflug und Egge an der
Reihe.“
Ia. das ift feine Sache!
..Na. adjüs auch!“ fage ich.
Ich will jeßt meinen guten Kameraden Lars Falkenberg auffuchen.
aber ich fage nichts davon. Ganz drohen im Walde kann ich ein paar

neue Häuschen unterfcheiden. und ich denke mir. das werde Lars An-
fiedlung fein.
Der Knecht ift wohl ordentlich aufgeregt. daß Oevrebö jeßt ein
Mann verloren geht. der fo gut bei der Frühjahrsarbeit hätte helfen
können; im Weggehn fehe ich ihn über den Hof ftapfen und ins Wohn-
haus hineingehn.
Und ich habe auch kaum ein paar hundert Schritte zurückgelegt.
als der Knecht atemlos hinter mir hergelaufen kommt und mir mitteilt.
ich fei doch angenommen. er habe mit dem Kapitän gefprochen und die
Erlaubnis erhalten. mich anzuftellen. ..Vor Montag gibt es nun aller-
dings nichts zu tun.“ fchloß der Knecht. ..aber komm nur herein und
laß dirs fchmecken!“
Der Knecht ift ein ordentlicher Menfch; er geht fmit mir in die Küche
und befiehlt: ..Gebt dem Mann zu effen. er fteht jeßt hier in Arbeit!“
Eine fremde Köchin. fremde Mägde! Ich bekomme mein Effen und
verlaffe damit die Küche. Bon der Herrfchaft fehe ich niemand,
Nein. den ganzen Abend nur fo zum Staat in der Gefindeftube
fihen. das ift mir zu langweilig. Ich gehe deshalb zu den Knechten
auf den Acker hinaus und unterhalte mich mit ihnen. Der Großknecht
ftammt felbft von einem Hofe. der etwas nördlicher im Bezirk liegt;
da er aber nicht der ältefte Sohn ift und keinen Hof zum Umtreiben
hat. hat er fich kurz entfchloffen auf einige Zeit nach Övrebö verdingt.
Und er meint. er hätte es wahrlich fchlimmer treffen können. Der Kapitän
kümmre fich nicht immer eifriger um den Hof. vielleicht eher ein bißchen
weniger; er fei auch fehr oft abwefend. und dann müffe der Knecht
nach eignem Gutdünken handeln. Jin lebten Herbft habe er große
Strecken fumpfige Wiefen umbrechen laffen. die er jetzt anfäen wolle.
Damit deutet der Knecht über die Flur hin; dort hat er gepflügt. und
dort drüben will er auch wieder roden. ..Sieh nur den Klee dort!
Steht er nicht fchon ganz fchön?“
Es freut mich. wie gut der junge Mann fich auf feine Arbeit verfteht.
und bei feiner verftc'indigen Rede wird mir warm ums Herz. Er ift
auch in die Schule gegangen. hat die Buchführung eines Hofbetriebes
gelernt. fchreibt die Zahl der Laftwagen in die eine Rubrik und die
Geburtstage der Kälber in eine andre. Na. mag er! Früher fchrieb
fich der Bauer das alles in den Kopf. und die Weiber wußten auf
den Tag. wann jede einzelne von ihren zwanzig oder fünfzig Kühen
kalben würde.

ZW _

nan de V e l d e:
Strand von Scheveningen

zu...
_c
.

Aber der Knecht ift ein aufgeweckter Burfche und fcheut fich nicht.
ordentlich Hand anzulegen; er war nur in der leßten Zeit etwas nieder-
gedrückt gewefen. weil die Arbeit auf dem Hofe des Kapitäns feine
Kräfte weit jiberftieg. Deshalb wirkte die Ausficht. nun noch eine
männliche Hilfe zu bekommen. ordentlich belebend auf ihn. Gleich am
Sonntag follte ich das Pferd. das jeßt vor die Egge gefpannt war.
zum Dungfahren bekommen. beftimmte er. Dann müffe der Kleinkuecht
mit einem von des Kapitäns Wagenpferdeu weiter eggen; er felbft aber
werde tüchtig weiter pfliigeu. Ach. nun komme die Saat doch noch bei-
zeiten in der Boden!
Sonntag.
Ich muß mich in Acht nehmen und tun. als wiffe ich aus friihrer
Zeit gar nichts von dem Hofe. weder wie weit die Waldungen des
Kapitäns gehn. noch wo die oerfchiednen Häufer. die Wirtfchaftsgebäude.
der Brunnen nnd die oerfchiednen Wege liegen. Heute früh habe ich
ruich für den morgigen Tag ordentlich fein gemacht. habe den Karren
und mein Pferd extra geftriegelt. Am Nachmittag wanderte ich wohl
fiinf Stunden iu des Kapitäns Wäldern umher. kam dabei auch an
Lars Nodland vorüber. ging aber nicht ins Haus hinein. fondern fehlen-
derte ganz bis zur Grenze des nächften Dorfs. Ich war überrafcht. wie
ftark die Wälder gelichtet find.
Als ich heimkam. fragte mich der Knecht:
..Haft du das Singen und den Spektakel heute nacht gehört?“
..Ja. was war es denn f3“
..Wahrfcheinlich die Gäfte.“ antwortete der Knecht lachend.
Ja. die Gäfte. die waren jeßt immer fehr zahlreich auf Ovrebö.
Unter ihnen befand fich auch ein übermäßig dicker und außerdem
fehr luftiger Herr. Er hatte einen hinaufgebognen Schnurrbart und
war Kapitän in demfelben Regiment wie Falkenberg. Jm Lauf des
Abends fah ich ihn mit den andern Gäften zum Haus herauskommen.
Einer von den Herren. den die andern Ingenieur nannten. war ein
junger Mann von etlichen zwanzig Jahren. von mittlerer Größe. mit
einem dunkeln. aber bartlofen Geficht. Und dann war auch die Elifabeth
vom Pfarrhaus dabei. Ich erinnere mich fehr genau an diefe Elifabeth.
deshalb erkannte ich fie auch fofort. obgleich fie fechs Jahre älter und
reifer geworden war. Die kleine Elifabeth von einft war jeßt kein

junges Mädchen mehr. Sie hatte eine üppige Biifte. und das gab ihr
das Ausfehn von übermäßiger Gefundheit. Der Knecht. fagt fie. fei
verheiratet. fchließlich habe fie doch den jungen Erik genommen. einen
Hofbauernfohn. den fie von ihren Kindertagen an lieb gehabt habe.
Sie fei aber trotzdem noch Frau Falkenbergs gute Feundin und komme
oft nach Oorebö. aber immer ohne ihren Mann,
Jetzt fteht Elifabeth an der Flaggenftange. und Kapitän Falkenberg
tritt zu ihr. Sie unterhalten fich eifrig über irgend etwas. und der
Kapitän fehaut fich immer erft ein bischen um. fo oft er etwas fagt;
es find alfo vielleicht keine gleichgültigen Dinge. die er ihr fagt. fondern
im Gegenteil etwas. was eine gewiffe Vorficht erheifcht. Der dicke.
luftige Kapitän ift auch dabei; fein Lachen fchallt bis in die Gefinde-
ftube herein. Er ruft. Falkenberg falle mitkommen. erhält aber nur
eine kurze Antwort. Ein paar Stufen fiihren in ein Shringenwäldchen.
und dahin lenkt nun der Kapitän feine Schritte. Hinter ihm drein
kommt ein Dienftmädchen mit Wein und Gläfern. und der Ingenieur
bildet den Schluß.
Neben mir bricht der Knecht in lautes Gelächter aus und ruft:
..Reim diefer Kapitän!“
..Wie heißt er?“ fragte ich,
..O. fie nennen ihn alle nur einfach Bruder. auch fchon im vorigen
Jahre hieß er fo. Seinen wirklichen Namen weiß ich nicht.“
..Und der Ingenieur?“
..Der heißt Laffen. wie man mir gefagt hat. Er fei vor meiner
Zeit erft einmal hier gewefen.“
Jeßt tritt Frau Falkenberg auf die Freitreppe heraus, Sie bleibt
einen Augenblick ftehn nnd fehaut nach der Flaggenftange hinüber. Wie
fein und zart ihre Geftalt noch immer ift! Aber das Geficht ift fchlaff
geworden; mir ift. als fei fie friiher voller gewefen und nun gleichfam
etwas eingefchrumpft.
Nun kommen noch ein paar Leute aus dem Haufe heraus. eine
ältere Dame mit einem Schal um die Schultern und hinter ihr zwei
Herren.
Der Knecht fagt. es feien nicht immer fo viel Gäfte auf dem Hofe;
aber vorgeftern fei der Geburtstag des Kapitäns gewefen. da feien zwei
vollbefeßte Wagen dahergefauft gekommen. und diefe vier fremden Pferde
ftiinden nun noch im Stall.

Jeßt werden die beiden an der Flaggenftange gebieterifch verlangt. '
und der Kapitän gibt eine ungeduldige Antwort. ..Ja. gleicht“ ruft er.
bleibt aber doch ftehn. Jeßt ftreicht er ein Ständchen von Elifabeths
Schulter; dann fieht er fich oorfichtig um. legt ihr feine Hand
auf den Arm und fcheint ihr etwas fehr nachdrücklich einzuprägen,
Da fagt der Knecht;
..Die beiden haben immer gar viel miteinander zu reden. So oft
fie hierher kommt. machen fie lange Spaziergänge zufammen.‟
..Hat Frau Falkenberg nichts dagegen?“
..Ich habe nichts dariiber gehört. Wahrfcheinlich -“
„Hat Elifabeth auch keine Kinder?“
..Doch einen ganzen Haufen.“
..Wie kann fie denn dann fo oft von den Kindern und dem großen
Hofe fort fein?“
..Das macht nichts; fo lange Eriks Mutter lebt. kann fie gut ab-
kommen.“
Der Knecht geht hinaus. und ich bleibe allein in der Gefindeftube.
Hier hab ich einft gefeffen und eine ganz merkwürdige Baumfäge kon-
ftruiert. Ach wie eifrig war ich dabei! Nebenan in der Kammer lag
der Knecht Peter krank; aber ganz heiß vor Eifer lief ich jedesmal in
den Schuppen hinaus. wenn ich etwas hämmern mußte, Jeßt denke ich
an die Gefchichte diefer Waldfäge auch wie an Literatur. So geht es
uns allen mit den Jahren.
Der Knecht tritt wieder ein.
..Wenn die Gäfte morgen noch nicht abreifen. dann nehme ich mir
zwei von ihren Pferden und pfltige damit‟. fagte er. ganz erfüllt von
feinen Angelegenheiten.
Ich fchaue wieder zum Fenfter hinaus. Endlich find die beiden
von der Flaggenftange weggegangen.
»e -i-
Ic
Am Abend ging es immer lebhafter im Shringenwäldchen zu.
Die Dienftmädchen gingen mit Servierbrettern hin und her; fie trugen
Getränke und Gerichte hinunter; die Herrfchaft wollte unter den Bäumen
zu Abend effen.
..Bruder. Bruder!“ wurde laut gerufen; aber der Bruder lachte und
rief felbft am lauteften.

Durch fein ungeheures Gewicht war der Stuhl unter ihm zufammen-
gebrochen; und nun holte man aus der Gefindeftube einen recht feften
Holzftuhl. der ihn tragen könnte.
Nein. wie luftig es da drunten in dem Shringenwäldchen zuging!
Kapitän Falkenberg trat von Zeit zu Zeit auf den Hofplaß. um zu
zeigen. daß er noch feft auf feinen Beinen ftehn könne und noch alles
gut im Auge habe.
..Ich kenne ihn.“ fagte der Knecht. ..Er läßt fich nicht zuerft unter-
kriegen. Als ich ihn im vorigen Jahre einmal fuhr. trank er unter-
wegs in einem fort. aber man merkte ihm nichts an.“
Die Sonne ging unter. und nun wurde es wohl kalt im Springen-
wäldchen. denn die Herrfchaften begaben fich ins Haus zurück. Aber
die großen Fenfter wurden weit aufgemacht; es wurde mufiziert. und
Frau Falkenbergs Flügel fandte eine wahre Flut melodifcher Töne heraus.
Dann gingen die Töne in Tanzmufik über; da fpielte wohl der dicke
Kapitän,
..Komifche Leute!“ murmelte der Knecht. ..Sie tanzen und fpielen
bei Nacht und fchlafen bei Tag. Jetzt geh ich und leg mich aufs Ohr.“
Ich bleibe noch am Fenfter fißen. und da feh ich meinen Kameraden
Lars Falkenberg durch den Hof daherkommen und ins Hauptgebäude
hineingehn. Man hat ihn geholt. weil er den Herrfchaften Volkslieder
vorfingen follte. Nachdem er eine Weile gefungen hat. mifchen fich der
dicke Kapitän und einige andre in den Gefang. und laut und fröhlich
dringen die Lieder zu mir herüber. Nach ungefähr einer Stunde kommt
Falkenberg in die Gefindeftube; in feiner Tafel)e fteckte eine Flafche
Wein für feine Mühe. Als er nur mich. einen fremden Mann. vor-
findet. tritt er in die Knechtkammer nebenan und trinkt da mit dem
Knecht ein Gläschen. Nach einer Weile rufen fie mich hinein; ich aber
hüte mich wohl. viel zu fagen. um mich niht zu verraten; als aber
Lars nach Haufe geht. fagt er. ich folle ihn ein Stückchen Weges be-
gleiten, Und da kommt es heraus. *daß er mich durchfchaut hat. Lars
hat feinen alten Kameraden vom Holzfällen im Walde wieder erkannt.
Der Kapitän hat es ihm gefagt.
..Gin/t dachte ich. ..Dann ift ja all die Vorficht von meiner
Seite überflüffig.“ * Ich war übrigens wohl zufrieden mit diefer Wendung;
der Kapitän ließ mich alfo mit der größten Gleichgültigkeit auf dem
Hofe herumwirtfchaften. fo viel ich wollte.

Ich begleitete Falkenberg ganz bis nach Haufe; wir plauderten
von den alten Tagen- von feiner Anfiedlung und von der Gutsherrfchaft.
Er fagteX man habe eigentlich oor dem Kapitän keinen fo großen Refpekr
mehr wie früher; er fei jeßt nicht mehr dery der das große Wort im
Dorfe fiihre- und die Männer und Weiber kämen nicht mehr, fich Rat
bei ihm zu holen. „Siehft dur der Weg zu feinem Hofe ift jeßt in
eine Landftraße umgewandelt worden; das ift das leßte„ was er getan
hatx und das ift fünf Jahre her. Die Häufer follten frifch angeftrichen
werdenx aber er läßt alles beim Altena der Boden ift ausgefaugt und
der Wald übermäßig gelichtet."
Ich fragte„ ob er trinke,
Im man munkle allerdings fo etwas- aber mit Sicherheit könne
man es nicht behaupten. Der Teufel hole alle Klatfchweiber! Er
trinke allerdings ein wenig und fei überdies auch oft lange vom Haufe
abwefend.
Aber er finde auch keine Gemütlichkeih wenn er heimkomme- und
das fei das Schlimmfte; deshalb wäre auch *ein böfer Geift in ihn ge-
fahren- fagte Lars,
„Und die gnädige Frau?" fragte ich,
„Die gnädige Fraut Die ift grade wie friiher: fie fpielt auf
ihrem Flügel und ifi fo netti wie nur jemand verlangen kann. Und
die Herrfchaft hat ein gaftfreies Haus und viele Gäfte; aber die Steuern
und Abgaben find fehr hoch; allein die Jnftandhaltung der großen Ge-
bäude koftet ein Heidengeld. Aber es ift ja zum Erbarmenx wie über
die beiden einander haben! Hat man je fo etwas gefehn! Wenn fie
ein Wort miteinander reden, dann fieht das eine nam diefer- das andre
nach jener Richtung und fie bewegen kaum die Lippen dabei. Monat
um Monat fprechen fie nur wie ganz fremde Menfchen miteinander.
Und im Sommer ift der Kapitän auf Moen und kommt nicht wieder
und kümmert fich weder um feine Frau noch um feinen Hof, Sie
haben eben keine Kinderx da liegt der Hufe im Vfefferr" fagte Lars.
Emma kommt aus dem Haufe und fchließt fich uns an. Sie fieht
noch immer fehr gut und hübfch aus- und ich fagte ihr das. „O ja-
die Emma/t fagte Lars- „fie ift fchon techn aber fie bekommt fo viele
Kinderr der arme Tropfl" Dann fchenkt er ihr aus der Flafche ein
und nötigt fie zum Trinken.

Emma fordert uns auf. doch herein zu kommen. Wir könnten
wohl ebenfo gut drinnen auf einer Bank fißen. wie hier draußen ftehn.
fagt fie. m
..Ach. es ift ja jeßt Sommerzeit." erwiderte Lars und machte keine
Miene. mich mit hineinzunehmen.
Als ich mich dann auf den Heimweg mache. begleitet er mich noch
eine Strecke den Berg hinunter und zeigt mir. wo er gegraben und ge-
rodet und eingezäunt hat. Ja. er hat wirklich etwas geleiftet auf feinem
Gütchen. und es wird mir ganz fonderbar warm und behaglich zu Mut.
während ich da vor diefer netten Heimftätte mitten im Walde ftehe.
Hinter dem Wohnhaus und dem Stall raufcht leife der Wald. rings
ums Haus fteht Laubholz. und die Efpenblätter rafcheln wie Seide.
Ich wandte heimwärts; die Nacht ift oorgefchritten. alle Vögel
fchweigen. es ift mildes Wetter. mit einer weichen bläulichen Däm-
merung.
-l- -i-
-fe
..Kommen Sie. wir wollen heute abend jung fein!“ fagt ein Mann
laut und deutlich hinter den Suringenbiifchen. ..Kommen Sie. wir
wollen heute abend auf der Wiefe tanzen!“
..Wiffen Sie noch. wie Sie im vorigen Jahr waren?“ erwiderte
Frau Falkenbergs Stimme. ..Da waren Sie fo nett und redeten
nicht fo.“ *
..Nein. da redetekich nicht fo. Ei. erinnern Sie fich wirklich noch
daran? Aber eines Abends haben Sie mich doch :auch im vorigen
Jahr gefcholten. weil ich fagte: .Sie find heute abend fo fchönl* -
.Neinlf erwiderten Sie. .ich bin nicht mehr fchön; Sie_ aber find ein
Kind. trinken Sie nicht fo vielt' fagten Sie.“
..Jawohh das hab ich gefagt.“ erwiderte Frau Falkenberg lachend.
..Ja. ja. ganz richtig. Aber nicht wahr: ob Sie fchön* waren. das
mußte ich doch wiffen. ich. der Sie grade anfah.“
..Kind. Kind!“
..Und heute abend find Sie fogar noch fchöner.“
..Bftl es kommt jemand.“
Zwei Geftalten richteten fich rafch hinter den Suringenbiifcheu auf.
die gnädige Frau mit dem fremden Ingenieur. Als fie fehn. daß nur
ich es bin. atmen fie wieder leicht und plaudern weiter. als wäre ich gar
nicht da. Und fo ift das menfchliche Herz befchaffen: obgleich ich ge-

wünfcht hatte. jedermann folle mich in Frieden laffen. war ich nun doch
ein wenig gekränkt darüber. daß diefe beiden mich fo wenig eftimierten.
..Ich habe doch graues Haar und einen grauen Bart.“ dachte ich. ..follen
fie mir nicht grade die Ehre erweifen?‟
..Ia. heute abend find Sie fogar noch fchöner.“ wiederholt der
Ingenieur.
Ießt bin ich dicht bei ihnen; ich grüße gleichgültig und gehe
vorüber.
..Ich will Ihnen nur fageu. daß Ihnen das gar nichts nüßt.“
entgegnete Frau Falkenberg.
..Hallo. Sie. Sie haben etwas verlorenl“ ruft fie mir nach.
..Verloren?“ Ia. mein Tafchentuch. das ich abfichtlich hatte fallen
laffen. lag mitten auf dem Weg. Ich wende mich um. hebe es auf.
bedanke mich und gehe weiter.
..Wie aufmerkfam Sie auf fo nebenfächliche Sachen find!“ fagt der
Ingenieur. ..Ein rotgeblümtes Bauerntafchentuchl Kommen Sie. wir
wollen ins Gartenhaus hineingehn!“
..Es ift bei Nacht oerfchloffen.“ erwidert Frau Falkenberg. ..Und
es wird wohl auch jemand drinnen fein.“
Mehr hörte ich nicht.
Mein Schlafzimmer ift auf dem Bodenraum des Wirtfchaftsgebäudes.
und das eine offne Fenfter geht nach dem Syringenwäldchen hinaus.
Bis ich da hinausfchaue. höre ich noch immer Stimmen zwifchen den
Büfchen. kann aber nicht oerftehn. was gefagt wird. Vlößlich fteigt
der Gedanke in mir auf: ..Warum ift das Gartenhäuschen bei Nacht
verfchloffen. und wer ift darauf gekommen? Vielleicht eine höchft fchlaue
Seele. die dachte. wenn diefe Tür immer oerfchloffen fei. wäre es weniger
gewagt. ab und zu einmal in guter Gefellfchaft hineinzufchlüpfen. den
Schlüffel abzuziehn und drinn zu bleiben.“
Weit draußen auf dem Weg. den ich eben hergekommen bin. fehe
ich zwei Verfonen daherfchlendern; es ift der dicke Kapitän mit der
ältern Dame in dem Schal. Sie haben wohl irgendwo im Walde ge-
feffen. als ich vorüberkam; und nun überlegte ich. ob ich nicht am Ende
in dem Augenblick laut mit mir felbft gefprochen hätte. _
Plötzlich fehe ich den Ingenieur rafch hinter den Büfchen aufftehn
und zum Gartenhaus eilen. Als er die Tür oerfchloffen findet. legt
er die Schulter an und drückt die Tür ein.

..Kommen Sie nur! Es ift niemand hier!“ ruft er.
Frau Falkenberg fteht auf und fagt höchft gekränkt:
..Was ift das nur für ein Einfall? Sind Sie verrrückt?“
Aber während fie dies fagt. tritt fie doeh näher.
..Einfall?“ erwidert er. ..Die Liebe ift kein Glyzerin. fie ift Nitro-
glhzerin.“ *
Dann legt er feinen Arm um Frau Falkenberg und zieht fie hinein.
Na. mögen fie!
Aber jetzt kommt der dicke Kapitän mit feiner Dame daher, Die
beiden im Gartenhäuschen ahnen das natürlich nicht. und Frau Falken-
berg wäre wohl nicht fehr erfreut. wenn fie mit einem Mann an einem
fo abgelegnen Plaße allein angetroffen würde. Ich fehaue mich in
meiner Kammer umher nach etwas. womit ich fie warnen könnte. Jch
finde auch eine leere Flafche. ftelle mich damit ans Fenfter und fchleudre
fie aus aller Macht nach dem Gartenhäuschen. Ein Krach - die
Flafche und Dachziegeln zerfplittern und raffeln übers Dach hinunter.
Zugleich ertönt ein Schrei des Entfehens aus dem Häuschen. und Frau
Falkenberg ftürzt heraus. den Ingenieur hinter fich. der fich fogar an
ihrem Kleide fefthält. Sie bleiben einen Augenblick ftehn und fchaun
fich um.
..Bruder. Bruder!“ ruft Frau Falkenberg und eilt tief in das
Shringenwäldchen hinein, ..Reim kommen Sie nicht mit!“ ruft fie
zurück. ..Sie dürfen nicht mitkommen!“
Aber der Ingenieur lief doeh hinter ihr drein. Er war merkwürdig
jung und voller Eigenwillen.
Jetzt taucht der dicke Kapitän mit feiner Dame auf; und fie führten
ein herrliches Gefpräch. als ob es anf der weiten Welt nichts Vefferes
gäbe als die Liebe; der dicke Herr war ficher nahe an den Sechzigern
und hatte da eine Frau von vierzig neben fich. Aber die Zärtlichkeitt
es war ein koftbarer Anblick.
Der Kapitän fagt:
..Und bis heute abend ift es noch einigermaßen angegangen; aber
jetzt überfteigt es die menfchliche Kraft. Sie haben mich ganz verzaubert.
gnädige Frau.“
..Ich habe es bis jeht nicht für fo 'ernft gehalten.‟ erwidert fie
mit einem Verfuch. ihm gut zuzureden und ihm darüber wegzuhelfen.
..O doch.“ erwidert er. ..und es muß nun ein Ende nehmen.
hören Sie. Wir kommen foeben aus dem Walde. und dort glaubte ich.

ich könnte es noch eine Nacht aushalten. deshalb habe ich nichts weiter gefagt; aber jeßt bitte ich Sie. gehn Sie wieder mit mir in den Wald zurück.“
Sie fchüttelt den Kopf.
..Nein.“ fagt fie. ..ich möchte Ihnen ja gern zu Willen - tun. was Sie -“
..Danke. danke!“ ruft er.
Mitten auf dem Wege fchlägt er die Arme um fie und drückt feinen runden Leib gegen den ihren. Eine Weile fahen fie aus. wie zwei Widerfpenftige. die nicht wollen. Ach. der Bube von einem Kapitän!
..Laffen Sie mich los!‟ fleht fie.
Er lockerte feinen Griff ein wenig. preßte fie aber gleich wieder an fich. und wieder war es. als wehrten fich zwei gegeneinander.
..Kommen Sie mit in den Wald zurück!“ fagte er einmal z ums andre.
„Das geht unmöglich.“ erwidert fie. ..Und jetzt liegt auch überall ftarker Tau.“
Aber der Kapitän ftrömte über vor lauter Liebe und redete heftig auf fie ein.
..Früher habe ich mir nicht oiel aus den Augen der Leute gemacht. Blaue Augen - bah! Graue Augen - bah! Ein Auge. welche Farbe und welchen hinreißenden Blick es auch haben mochte - bah! Aber jeßt kamen Sie mit Ihren braunen Augen!“
..Ja. fie find braun.“ ftimmt die Dame zu.
..Sie brennen mich mit ihnen. Sie perfengen mich.“
Fortfeßung im nächften Heft

Dr. Hermann Vault:

Eine Weftindienfahrt

Meer und Hochgebirge haben viel mit einander gemeinfam. Der
überwältigende Eindruck des Gigantifchen. Unermeßlichen. das Gefühl. in
die Unendlichkeit eingetaucht zu fein. gewiffermaßen Zwiefprache zu halten
mit den ewigen. allmächtigen Naturgewalten. das Gefühl. der Gottheit
nahe. ganz nahe zu fein. das ift es. was jene unausfprechliche Sehnfucht
in dem naturfreudigen Menfchen erweckt. die niemals voll gefättigt werden kann.
Schönheit und Zweckmäßigkeit find in der Natur Zwillingsgefchwifter.
Wie Feld. Wald. Berge. Hochgebirge uns immer wieder anlocken. uns
immer wieder erfreuen. immer wieder die Saiten des Guten und Edeln
in uns erklingen laffen. fo dienen fie feit ewigen Zeiten der Menfchheit
zur körperlichen Verjüngung. zur Erholung. zur Wiederherftellung zerftörter
Gefundheit. Auch das Meer hat diefe beiden Gefichter. Neben den über-
wältigenden Schönheiten. die es über jeden ausgießt. der fich ihm einmal
voll und ganz anvertraut. fpendet es Heilkräfte von gewaltiger Wirkung.
Die Heilkräfte des Meeres! Immer mehr wächft in Arzte- und Laien-
kreifen das Verftändnis für die Bedeutung des Problems der Dienft-
barmachung der Heilkräfte des Meeres, Es ift längft bekannt. daß es auf
dem Lande nirgends eine Luft gibt. die an Staub- und Keimfreiheit. an
Sauerftoff- und Ozonreichtum. an Kohlenfäurearmut. an Koch-. Jod- und
Bromfalzgehalt und an Wafferbeftändigkeit fich mit der Luft meffen
kann. die einen fo milden Temperaturausgleich zeigt. wie die Luft des
hohen Meeres.
.Die Hamburg-Amerika-Linie. die als einzige deutfche Schiffsgefellfchaft
vor mehr als 10 Jahren den Typus der Vergnügungsreifen zur See
(Mittelmeer- und Nordlandsfahrten) gefchaffen hat. hat das Verdienft. nicht
allein die Naturfchönheiten des Meeres den Naturfreunden. fondern auch
die Heilkräfte des Meeres den Gefundheit Suchenden und Erholungs-
bedürftigen erfchloffen zu haben, Nach Taufenden zählt die Schar der
Meerfreunde und Meerenthufiaften. die alljährlich auf den Vergnügungs-

fchiffen der genannten Gefellfchaft aufs Meer eilt. Ein großer Teil oon
ihnen dankt dem Meere Befreiung von quälender Neurafthenie, Auffrifchung
des Nervenfyftems. Wiederherftellung verloren gegangener Körperkräfte.
zerftörter Gefundheit.
Doch nicht von den Heilkräften des Meeres im gewöhnlichen Sinne
foll heute die Rede fein. Ich habe das Problem der Dienftbarmachung
der Heilkräfte des hohen Meeres an andrer Stelle fchon eingehend entwickelt.
Ich will heute fprechen von den geiftigen Anregungen. die eine Seereife
dem Befucher fremder Länder und Völker vermittelt. Denn auch die geiftige
Anregung ift ein wichtiges Jnftrument in der Hand des Arztes. Kein
Menfch kann auf fie verzichten. Und in unfrer Zeit der Nervofität und Neu-
rafthenie ift die feelifche Ablenkung und Anregung mehr denn je dazu be-
rufen. als Heilmittel verwendet zu werden. Der Kulturmenfch des 20. Jahr-
hunderts braucht günftige 'Zerftreuung und Anregung fo gut wie das
tägliche Brot. i
Vor Jahren fchon hatte mich der ..Meteor" der Hamburg-Amerika-
Linie die Mittelmeerreife. die Kulturftätten der alten Welt genießen laffen.
Genua. Nizza. Ajaccio. Algier. Tunis. Malta. Konftantinopel. Smnrna.
Athen. Corfu. Venedig! Unoergeßlich find die vielen freudigen Eindrücke!
Um fie zu fchildern. müßte man ein ganzes Buch fchreiben.
Und dann das Nordland! Island mit feinem Felfengeftade und mit
der weithin ins Meer leuchtenden Hela. die Riffe der norwegifchen Küfte.
die über Felfen braufenden Gletfcherbäche. die aus dem Meer gewaltig fich
emporreckenden. fchneebedeckten Bergriefen!
Dankerfüllt gedenken wir deiner. du liebliche ..Oceana". die du uns
durch die engften Fjorde ficher getragen. die du uns die Schönheit der
nordifchcn Alpen und der erzürnt braufenden Nordfee von einem fichern
Deck aus haft ungeftört koften laffen!
Diefes Mal der Atlantic! ..Die neue Welt." New York. das Kari-
bifche Meer. die Tropenglut Weftindiens! Diefe Worte bedeuten für den
reifekundigen Arzt. für den ..Reifetherapeuten". wie man in Zukunft viel-
leicht eine befondre Spezies der Ärzte nennen wird. einen ganzen Strauß
von pfychifchen und fomatifchen Heilfaktoren.
Die neun Tage der Atlanticfahrt von Hamburg nach New York waren
an Bord der meeresgewaltigen ..Kaiferin Augnfte Victoria" bei prächtigftem
Sonnenfrhein und fpiegelglatter See nur zu fchnell vergangen. Wenn es
nicht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. das unbekannte Land
gewefen wäre. von dem fooiel Merkivürdiges im kulturalten Europa erzählt

wird„ man würde die Unterbrechung diefer erquickenden Meerfahrt unan-
genehm empfunden haben,
Ich will die erften Eindrücke des Straßenlebens der Millionenftadt
nicht ausmalen, Elektrifche Bahnen vor; nebenf hinten iiber und unter
uns* „Wolkenkraßer" von 20 bis 60 Stockwerken- fchmußige Straßen-
fchmucklofe Gebäude Laftfuhrwerke in unendlicher Zahl, Menfchen mit
ernftem unfreundlichem gänzlich bartlofen *Gefichtern in fteter Haft durch
die Straßen drängendx das find Eindrücke die den Zauber der Neuheit-
den fie felbft für den großftadtgewohnten Europäer befißen- bald verlieren,
Von dem ungeheuern New-Yorker Kindergarten für große und kleine Kinder
fall heute die Rede fein. „Coney Islandliß das ift fiir den New-Yorker
die lieblich klingende Zauber-formelx mit der an den Sonntagen aller
Aer-ger der Woche- aller Großftadtftauv weggewifcht wird. Drückende
Auguftthiße. Schwule heiße ftagnierender ftaubgefchwängertq unerträgliche
Luft in der Stadt. Was Beine hatr ift heutex wie an jedem Sommer-
Sonntage in Cane!) Island. Unfer Schiff- mit dem wir der Stadt
entfliehnr gleicht einem gefüllten Häringsfafie mehr). als einem „Salon-
dampfer‟. Kein Stuhl ift mehr zu haben. Die Menfchen können fich
nicht mehr frei bewegen- fie fchieben und drücken einander. Als Conen
Island in Sicht kommtr fehen wir durch das Fernglas am Strande zuerft
ein ungeheures Gewimmel von Menfchen. Lauter Seebadegäfte. Je näher
wir kommen- defto deutlicher erkennen wir! daß der langer unendlich lange
Strand wimmelt von unzähligen Menfchenf die fich fröhlich im Sande
und in den cFluten tummeln. Männlein und Weibleinf Alt und Jung-
Knäblein und Mägdleinx Groß und Klein in fröhlichem Beieinander-
fpielend- fcherzend- johlendr neckend, Die beiden Gefchlechter dabei von
einer rührenden Harmlofigkeit im Verkehr miteinander. Hier ift eine Ball
fpielender dort eine Pyramiden bildende dort eine im Springen fich übende,
dort eine tauziehender dort eine im heißen Sande behaglich liegende Gruppe.
Die glühende Sonne trocknet die kleidfamen Badeanzüge am Körper der
Badenden' in kurzer Zeit. Stundenlang- ganze Nachmittage tummelt man
fich hier am Strande. Auf das Wafferbad folgt das Sonnen- nnd Luft-
badx auf diefes wieder das Wafferbad. Erft wenn die Sonne fich fenkt-
wird es kühler am Meere.
Vom Strande- wo wir uns mitten in die Badegefellfchaft gemifcht
hatten- gehn wir nun in den Ort felbft. Ein unermeßlicher Menfchen-
ftrom flutet in den Straßen auf und ab. Ein Vergnügungsetabliffement
neben dem andernx eins höhery gigantifcher als daS andre. Meift

find es Nutfchbahnen. Nicht zahm und milde wie bei uns. Alles ift hier
gigantifch. haus-turmhoch. Kaum hat man in einem der foeben freiwerdenden
Vehikel Platz genommen. wird man mit Windeseile in die Höhe gefchleudert
und fährt über den engen Steg eines etwa 5-6 Stockwerke hohen Felfen-
geftades. zu beiden Seiten gähnende Abgründe mit reißenden Gletfcher-
bächen. Kaum hat man fich von feinem Erftaunen erholt. fauft das Vehikel
fchon über fchmale Brücken und durch halsbrecherifche Tunnels wieder der
Tiefe zu. und man glaubt. in den Hades zu oerfinken. Aber nein. man
ift ja gar nicht in der Tiefe. Das Vehikel hatte eine Schleife in die
Höhe gemacht. und in dem Moment. als wir Kopf nach unten und die
Füße nach oben am höchften Punkte diefer Schleife uns befinden. durch-
zuckte der Gedanke mein Hirn. daß es für einen Familienvater doch ein
Stück gröblichen Leichtfinns fei. hier im fremden Amerika feine Knochen
für 5 Cents in einem fo gefährlichen Mordinftrumeut zu riskieren. Schon
gelobte ich mir. follte ich aus diefer Knochenmühle heil wieder herauskommen.
meine Frau und mein Kind nicht unnötiger Weife durch Riskierung meines
eignen Lebens wieder in Gefahr zu bringen. Diefe Gedanken der Neue
waren mir kaum zum Vewußtfein gekommen. als wir uns fchon wieder
im Flüge bergauf befanden. Abermals faufte unfcr Gefährt in fchrecklicher
Höhe. an fteilen Abgründen vorbei. über fchmale Brücken. durch enge Tunnels.
Wieder gings faufend in die Tiefe. und dann wieder in der mörderifchen
Schleife in die Höhe. Ein ftilles Dankgebet gegen mein Gefchick. daß ich
meinen leßten Willen im Schreibtifche meiner Studierftube wohl
aufbewahrt wußte. Ich war bereit. hier in Amerika. fern von meinen
Lieben zu verenden. Da ftand unfer Gefährt ftill. Tiefes Atemholen.
dann ein Freudenfeufzer aus tieffter Bruft. Wir waren befreit. - -
Diefe wilden Rutfchpartien bilden das Lieblingsamüfement des Amerikaners.
Je grotesker. je wilder. je abfonderlicher. je gigantifcher. defto beliebter
beim Volke. defto beffer die Rentabilität. Man kann in Coney Island
auf hundert verfchiedene Arten rutfchen. Die Technik in der Herftellung
neuer und merkwürdiger Fineffen fcheint unerfchöpflich zu fein.
Eine andre beliebte Unterhaltung der Amerikaner ift die Feuersbrunft,
Vor den Augen der Schauluftigen gerät ein mehrere Stockwerke zählendes
Haus in Brand. Ein Teil der Infaffen rettet fein Leben felbft mit größter
Lebensgefahr. Kinder und Greife werden durch die Feuerwehr dem ent-
feffelten Element entriffen. Da fieht man angftgequälte Mütter. verzwei-
felte Väter und wimmernde Kinder in fchrecklichem Durcheinander die
Bühne beleben. Zum Schluß (bft fich alles in Wohlgefallen auf. Die

Zufchauer verlaffen befriedigt den Ort des Schreckens und fehn fich nach
einer andern Beluftigung für 5 Cents um.
New-York. Eoner) Island lagen hinter uns. Unfer Schiff. der Weft-
indienfahrer ..Prinz Sigismund“ der Hamburg-Amerika-Linie hatte. feinen
Lauf direkt nach Süden nehmend. die Höhe von Eap Hatteras überfchritten.
Die vielen taufend neuen Eindrücke diefer Welt- und Millionenftadt
New-York befchäftigten mein Gehirn noch fehr. Coney Island insbefondre
wollte mir nicht aus dem Sinn. Diefer kraffe Gegenfaß des ernften. maß-
lofen Werktagslebens in New-York. das unter dem einzigen Motto „Walzer
monnazc“ und „vuZinEZZ“ fteht. zu den merkwürdigen Volksbeluftigung en in
Eoneh Island war für mich ein unlösliches Problem. Um fo dank-
barer war ich für die erquickende Ruhe. die uns unfer Schiff bot. So
viel wurde mir bei ruhigem Nachdenken klar. daß diefes Volk der Ameri-
kaner von dem unfrigen _und überhaupt den europäifchen Völkern verfchieden.
grundverfchieden fein müßte in feinem ganzen Geiftesleben, Um fo mehr
freute ich mich darauf. nach der Rückkehr aus Weftindien noch einmal mit
ihnen in Berührung zu kommen. Sollte doch der nächfte Aufenthalt in
New-York dazu dienen. die dortige Volksfehulhhgiene kennen zu lernen.
Nach der Rückkehr aus Weftindien (Mitte September) würden die Ferien
beendet fein. und ich werde in diefelbe Berührung mit den amerikanifchen
Behörden. insbefondre mit der Gefundheitsbehörde und der Schulbehörde
treten. Es ift begreiflich. daß nach den bisherigen Erfahrungen in Amerika
meine Erwartungen aufs äußerfte gefpannt waren. -
Sonnenuntergang! Welcher Zauber liegt in diefem Worte! Sonnen-
untergang auf dem Meere. in den Tropen! Das Verfinken der Sonne ift in
den Tropenmeeren ganz befonders farbenpräehtig. fowohl wenn die große
feurige Kugel unverhüllt ins blaue Meer finkt. wie auch wenn fie fich.
hinter Wolken verfteckend. den ganzen Himmel mit taufend leuchtenden
Farben bemalt. Jeden Abend dasfelbe Schaufpiel und doch an jedem
Abende fchöner. feuriger. intenfioer als Tags zuvor. ..Wem Gott will
rechte Gunft erweifen. den fchickt er in die weite Welt. dem will er feine
Wunder weifen. in Berg und Tal und Strom und Feldl“
Am 6. Tage nach der Abfahrt von New-York follten wir in Kingfton.
der Handelsmetropole Iamaicas. eintreffen. In einem mächtigen Bogen
fuhren wir in den wunderbaren Hafen diefer märchenhaften Stadt ein. die
von einem immergrünen Kranze hoher Berge. den fogen. blauen Bergen.
umgeben ift. Wie entzüekend fchön ift diefe Stadt von Weitem. vom

Confiable:
Landfchaft
....- _-
“q __- _-__.*4».-_. “_*j_““.j4j' . ..*..

Meere her. und wie traurig ift ihr Anblick in der Nähe] Kingfton ift -
noch jeßt ein großer Trümmerhaufe. obwohl 11/9 Jahre feit jenem furcht-
baren Erdbeben verfloffen find. das über 2000 Menfchen unter der Wucht
der einftürzenden Häufermaffen begrub. Die Verhandlungen mit den eng-
lifchen Feuerverfiwerungsgefellfchaften hatten fich in die Länge gezogen. und
damit der Tatdefland nicht verdunkelt werde. mußte auf Anordnung der
Behörden der ganze Trümmerhaufe unangetaftet liegen bleiben. Nur für
einige unauffehiebliche Bauten. Krankenhäufer und dergl. wurde die Er-
laubnis zur Wegräumung des Schuttes gegeben. Eomptoirs und Wohnungen
wurden notdürftig in den Ruinen hergerichtet. So befand fich die Voft
in einem dachlofen. halb eingefallnen Haufe.
Sonft wurde nur die Befreiung und Bergung der verunglückten
Menfäjen und die Freimachung der Straßen zugegeben. Man fieht. die
englifche Iuftiz arbeitet nach denfelben Grundfäßen und mit derfelbeu
Gründlichkeit. wie die deutfche.
Verläßt man die Häufer diefer traurigen Stadt. fo ändert fich das
Bild fofort. Ein Reh von elektrifchen Bahnen in der Stadt und nach
den Vororten. Zuerft die Villenoorftadt. Wohlgepflegte üppige Blumen-
gärten und prächtige Valmenhaine. Allerliebfte Häufer und Häuschen drin.
die Wohnungen der vornehmen Weißen. die in der Stadt felbft ihre
Gefchäfte betreiben. Und weiter draußen vor der Stadt Zuckerplantagen.
Ananasftauden. faftige Wiefen. üppige Korn- und Kaffeefelder. wohlgenährles
Vieh auf den Weidegriinden, Die Sonne ftrahlt mit tropifcher Glut vom
wolkenlofen Himmel hernieder. Die in den Feldern arbeitenden Menfchen.
ausnahmslos Schwarze. wohlgenährt. nur notdürftig bekleidet. wegen der
fchwiilen Hiße. Die Wälder an den Hängen der Berge von frifchem
Grün. Ueberall gut gehaltene Wege. in den kleinften Dörfern Wafferleitung.
Sauberkeit und Wohlftand ringsum. So ähnlich mufz es im Varadiefe
ausgefehu haben. deffen Schilderung beim Anblick diefer üppigen. wohlge-
pflegten englifchen Kolonie wieder in mir lebendig wurde.
Die klope gerieoe find die landwirtfchaftliche Verfuchsftation und
zugleich botanifcher Garten der englifchen Regierung. Die Bracht diefer
Anlagen ift nicht zu fchildern. Was die Tropen in Oft- und Weftindien
an Vflanzenreichtum und Farbenfchönheit heroorbringen können und je
hervorgebracht haben. ift in diefen Anlagen zufammengetragen. wohlgepflegt
von der Hand des fachkundigen Gärtners. Kaffee-. Ananas-. Bananen-
Kulturen. märchenhaft fchöne Orchideen. wohlriechende Bäume und

Stauden- vielgeftaltige Palmen. Wer ihre Bracht fchildern wollter müßte
mit Engelszungen reden können.
Man fühlte es, jede Bflanzeh jeder Baum fprach es: Hier ift Kultur,
hier wird gearbeitet7 hier werden dem Boden neue Werte entrungenr der
Menfchheit dienftbar gemacht.
Die beiden großen Krankenhäufer Kingftons können den günftigen
Eindruck von der Kulturarbeit der Engländer nur erhöhn. Die große,
1500 faft nur fchwarze Infaffen zählende Jrrenanftaltr kann fich eben-
bürtig jeder europäifchen. jeder deutfchen Irrenanftalt an die Seite ftellen,
Gewiffenhafte und humane ärztliche Behandlung auf der Höhe der wiffen-
fchaftlichen Fat-[chung ftehende Aerzte7 wohlgefchultes Vflegeperfonali gute
Verpflegung fchöner gefunde- geräumige Gebäude- und weite Gartenanlagen
find hier in den Tropen unter der englifchen Regierung ebenfo gut ver-
tretenx wie bei uns.
Das Krankenhaus für Chirurgie und innere Krankheiten vereint den
gleichen Hochftand der Kultur. Es* fteht- fowohl was Komfort für die
Beamtenj das Bflegeperfonal und die Aerzte anbelangt- als auch in Bezug
auf wiffenfchaftliches Arbeiten und Humanitätr durchaus auf moderner Höhe.
So ift es gekommem daß Jamaiear einft eine Brutftätte für Geldes Fieber
und Malaria- jeßt oollftändig feuchenfrei ift.
Ganz anders ift das Bild füdlich des Karaibifchen Meeres! in Kolum-
bien, unfrer füdlichften Neifeftation. Kolumbien trägt deutlich die Zeichen
300 jähriger fpanifcher Kolonifation an fich: Kirchen und Klöfter in un-
verhältnismäßig großer Zahlx Geiltliäze und Klofterbrüder auf allen Straßen
und in üppigem Reichtum das Volk arm und dumm7 Feldr Waldr Wiefen-
grund ungepflegt- faft wild. In den Städten und Dörfern viel Schmuß
und Dre-ch die Wohnungen der Eingebornen ohne jeglichen Komfort.
Die Malaria ift hier zu Haufe und das Gelbfiever nicht allzu feltner Gaft.
Und doch könnte aus diefem Lande unendlich viel gemacht werden. Der
Boden ift fehr fruchtbar. Wo er kultiviert wii-dr lohnt er die Mühe reichlich.
Die ungeheuern Bananenplantagen einer franzöfifchen Kolonie bei Santa
Morta find der befte Beweis dafür. Es fehlt an einer planmäßigen,
kapitalkräftigeni großzügigen Kolonifation, Die (andwirtfäjaftlichen Schön-
heiten der Nordküfto find entzückend, Hohe Felfenriffe, dahinter mächtige
Berge. Der Hafen von Santa Marta bildet eine große weitez von hohen
Felfengeftaden gebildete Buchn an deren Ende das Städtchen Santa Marta
liegt. Hinter ihm türmen fich die Bergmaffen der Nevada gigantifih empor-
gekrönt von den weithin leuwtenden Säineekuppen,

In den Krankenhäufern der beiden Hafenftädte Katagena und Santa
Marta fand ich meine. durch die Betrachtung von Land und Leuten ge-
wonnenen Kultureindrücke durchaus beftätigt. Alte. fchäbige. dumpfe Ge-
bäude. die augenfcheinlich für einen andern Zweck nicht mehr gut genug
waren. Nirgends die Zeichen wiffenfchaftlicher Arbeit und humanitärer
Krankenpflege, Das fogenannte Operationszimmer im Hofpital zu Katagena
fah einer Hexenküche ähnlicher. als einem Operationsfaal. und der Operations-
tifch war in nichts von einem ganz gewöhnlichen hölzernen Küchentifch zu
unterfcheiden. In einem der größern Krankenzimmer kämpfte ein Schwarzer
grade feinen legten Kampf. ohne daß fich irgend jemand um ihn beküm-
mert hätte. Hilfefuchend fchaute er fich vergeblich um. Kein Menfch er-
barmte fich feiner. Dafür vergaß aber die uns begleitende Schwefter
nicht. uns auf die Schönheiten der Kapelle des Krankenhaufes aufmerkfam
zu machen. die wir. ihrem ausdrücklichen Wunfche gemäß. betreten mußten.
Sie ift wirklich fchön. mit feltnem Kunftoerftändnis und gewiß mit viel
Geld errichtet. diefe Krankenhauskapelle.

In Santa Marta bot das Krankenhaus einen ähnlich traurigen
Anblick dar. In der Apotheke des Krankenhaufes machten wir die
intereffante Entdeckung. daß einige Flafchen falfch ausgezeichnet waren.
Eine Flafche. auf deren Etikette mit großen Lettern kerrucn reäuetum zu
lefen war. enthielt eine Subftanz. die mit kerrucn reäuetucn nichts gemein
hatte. und eine andre. mit natriurn binarbonatucn ausgezeichnete Flafche
enthielt natriucn monoearbonatucn. Mit der Pharmakologie fcheint es
in diefem Krankenhaufe nicht gut beftellt zu fein.

Die Nordküfte Eolumbiens ift längft wieder unfern Blicken ent-
fchwunden. Der ..Vrinz Sigismund" befindet fich fchon wieder auf der
Höhe des Karibifchen Meers. In achttägiger Fahrt folks diefes Mal direkt
nach New-York und von da wieder mit der ftolzen „Kaiferin Augufte
Viktoria" Europa zu gehn. Die Infel Haiti. die auf dem Rückweg zur
Aufnahme von Voft fonft angelaufen wird. mußte wegen der dort herr-
fchenden politifchen Unruhen diefes Mal gemieden werden, Die lange
Seefahrt wollen wir nun mit einigen Betrachtungen über das Klima
Weftindiens und über den gefundheitlichen Wert einer Seereife in die
Tropen ausfüllen.

Das Charakteriftikum des Tropenklimas befteht bekanntlich im Gegen-
faße zu den klimatifchen Erfcheinungen der andern Zonen in der großen
Regelmäßigkeit der Wiederkehr der periodifchen. d. h. aller derjenigen

Witterungserfcbeinungen- die in einer unmittelbar erfichtlichen Abhängigkeit
vom täglichen und jährlichen Laufe der Sonne ftehn.
So verteilt fich der Regen nichtr wie bei uns- über das ganze Jahr-
fondern das Jahr teilt fich in eine Regenzeit und in eine regenlofe.
Von der Dauer der Regenzeit und der Jntenfität der Niederfchläge hängt
das Gedeihn der Tier- und Pflanzenwelt ab. Die Lufttemperatur ift
während des ganzen Jahres faft gleichmäßig heiß. Die Winde wehn mit
geringen Intenfitätsfihwankungen faft ftändig aus einer Richtung in der
nördlichen Hemifphäre aus Rordoften- in der füdlichen aus Südoften:
Waffate.
Nur eine ganz fchmale Zone nördlich und fädlich vom Aequator ift
windftill, Hier ift die Luft drückend und fchwäh während fie in den
eigentlichen Vaffatgebieten meiftens frifch und trocken ift. Wenn man eine
Gefundheits- refp. Vergnügungsreife in die Tropen macht- fo wählt man
am beften die regenlofe Zeit. Die Vergnügungsfahrten der Hamburg-
Amerika-Linie nach Weftindien- die bekanntlich jährlich im Februar*
und März ftattfinden- werden diefer Indication gerechte denn die Regenzeit
ift für Weftindien Mai bis Oktober.
Indeffen hat die Regenzeit in den Tropen nicht den unangenehmen
Beigefchmack des Landregens wie bei uns. In Weftindien wenigftens
nicht. Der Regen fällt hier in großer Menge in kurze Zeit dauerndn
Schauern. Nach einer Stunde ift der Himmel meiftens wieder klärt und
die Sonne fcheint mit ungebrochner Kraft. In einzelnen Gegenden tritt
der Regen mit großer Pünktlichkeit täglich um diefelbe Stunde ein.
Die fiir Gefundhetts- und Erholungsreifen wichtigfte Eigenfcbaft des
Tropenklimas ift die hohe Lufttemperatur und dic Jntenfität der Sonnen-
beftrahlung. Während unfrer Reife war laut Ausweis des Schiffstage-
buchs die Lufttemperatur fiidlich des Wendekreifes niemals unter 27 0
und niemals iiber 290 Celfius bei vierftündiget; alfo auch nächtli>)er
*Meffung Die Luftkur wurde alfo durch Temperaturftürze niemals unter-
brochen. Einige Vaffagiere fchliefen nachts an Deck, ftatt in ihren Kabinen.
Diefe erhöhte Lufttemperatur wirkt auf den Bewohner der gemäßigten
Zone im Sinne einer mächtigen Anregung des Stoffwechfels. Für Stoff-
wechfelkranka alfa für Gichtiken Rheumatiker, Diabetiker dürfte das
Tropenklima geradezu ein Specificum darftellen. Auf dem Schiffe
wird diefer hohe Grad der Temperatur im allgemeinen nicht unangenehm
empfunden.

Die größere Intenfität der Sonnenbeftrahlung in den Tropen. die
in geringrer Bewölkung und in dem mehr fenkrehten Einfallen der
Sonnenftrahlen ihren Grund hat. wirkt verjüngend auf die Körperfäfte.
insbefondere das Blut. anregend auf die Zellbildung und kräftigend auf
das Neroenfhftem. Es dürfte die Zeit niht allzu fern fein. wo thera-
peutifche Seereifen unter ärztlicher Leitung in die Tropen oeranftaltet werden.
Beim prächtigften Wetter. ohne jegliche Störung war die Weftindieu-
fahrt beendigt. und New York wirkte wieder mit feinem merkwürdigen
Zauber auf mich ein. Ich war um fo erwartungsooller. als der diesmalige
Befuch ja dem Studium der dortigen Shuloerhältniffe gelten follte.
Der Empfehlungsbrief des deutfhen Konfulats an den Chef des
New Yorker Gefundheitswefens. das ..Departement of bealtu“. hatte mir
nicht allein die Tore der größten New Yorker Bolksfchule geöffnet. er hatte
mir auch einen Schularzt und einen Schulmann an die Seite gegeben.
Die liebenswürdige Freundlihkeit der amerikanifhen Behörden wird. das
ift meine fefte Ueberzeugung. von keiner europäifchen Behörde übertroffen.
Ich wollte als dentfcher Schularzt die hhgienifchen Einrichtungen der
amerikanifchen Volksfhule ftudieren. Die Schulleiterin - in New York
find 80 0/o aller Lehrkräfte der Knolle Zattoo] woman. denen auh die
leitenden Stellen uneingefchränkt offen ftehn - empfing uns in einem
merkwürdigen Raum. Zwei lange. fich fenkreht kreuzende Gänge. an ihrem
Kreuzungspunkte ein mächtiges Katheder. Daoor ein Klavierflügel. Die
Wände von Holz. Bevor uns die Geheimniffe diefes merkwürdigen Gang-
gebildes kund werden follten. machten wir einen Rundgang durch die Schule.
vom Ghmnafium. einem glasbedeckten Turn- und Spielplaße im Parterre
bis zum Dachgarten. dem von einem maufefallartigen Drahtgeflechte über-
zogenen Spielplaße auf dem Dache des fünfftöckigen Schulhaufes.
Wir fahn auf diefem Rundgang den Schularzt nnd die Schulkranken-
fhwefter in ihrer Tätigkeit. die Kinder auf Haut- und Augen- und andre
anfteckende Krankheiten unterfuchend. die noch nicht geimpften Kinder impfend.
die fchulfähigen Kranken behandelnd. die fhwer Kranken. insbefondre die
mit anfteckenden Krankheiten Behafteten. nach Haufe fchickend.
Da waren auch wie bei uns die Schulbraufebäder. die nach Ausfage
des Schularztes leider faft immer unbenußt bleiben. Es ift mit dem
amerikanifchen Begriffe von der perfönlichen Freiheit niht vereinbar. die
Kinder der Dublin Zcvool ohne die ausdrückliche Zuftimmung der Eltern
des regelmäßigen Bades teilhaftig werden zu laffen. Shade. denn nötig
haben die Kinder der amerikanifchen Arbeiter das regelmäßige Schulbad

troß des perfönlichen Freiheitsgefühles in demfelben Maße. wie die
deutfchen,
Während diefes Rundganges hatte die Schulleiterin einen Schulaktus
vorbereitet. der mir nicht allein in gedrängter Kürze das ganze Wefen des
amerikanifchen Turnfhftems 3a 0011108 demonftrierte. fondern mich auch
einen Einblick in die tiefern Falten des amerikanifchen Nationalgefühls
tun laffen follte.
Wir befanden uns wieder in jenem merkwürdigen Raume von zwei
fich fenkrecht kreuzenden Gängen mit dem mächtigen Katheder im Kreuzungs-
punkte. Ich hatte auf Erfuchen auf der bequemen Lederbank hinter dem
Katheder Bloß genommen. Die Schulleiterin drückte auf einen Knopf eines
elektrifchen Läutewerks. und in den geheimnisvollen Gängen erfchien fogleich
eine Anzahl Mädchen. die es fich zur Aufgabe machten. die Holzwände der
Gänge auf die Seite zu fchieben. In weniger als drei Minuten war das
gefchehn. und vor mir befanden fich in einem einzigen großen Raume
6 Schulklaffen mit zufammen zirka 240 Schulkindern. die alle das Gefiiht
dem Katheder zugewandt hatten. Nun begann das Turnen. Nur Frei-
übungen ohne Geräte. Das amerikanifche Turnen in der kublie Zenool
unterfcheidet fich vom deutfchen Schulturnen vor allen Dingen darin. daß
es nicht in offiziellen Turnftunden ftattfindet. fondern daß es täglich und
zwar jedesmal 15 Minuten lang betrieben wird. Aber es find nur Frei-
übungen. Nur ein Teil der Schüler kann dazu das Gymnafium im Parterre
benußen. die übrigen turnen in den Klaffenzimmern. zwifchen den Bänken
ftehend. Nachdem das Turnen vorbei war. das die Schulleiterin nur heute.
um es dem europäifchen Gafte vorzuführen. mit dem nun folgenden Schul-
aktus verbunden hatte. begann die feierliche ..Begrüßung der Flagge.“
Vor dem Flügel nahm eine größere Schülerin Aufftellung. eine
mächtige Fahne in den Farben der unitea Zinn-.8 in der Hand haltend.
Eine Lehrerin feßte fich an den Flügel und dirigierte von dort aus unter
Klavierbegleitung einige patriotifche Lieder. die von den Kindern mit
offenfichtlicher Begeifterung und Freude gefangen wurden. Nachdem der
Gefang erklungen. erhoben fich die Kinder auf ein gegebenes Zeichen. legten
eine Hand an die Stirn und deklamierten im Eher. leuchtenden Auges auf
die Flagge fchauend. folgenden Spruch:
kit-.age allergie-nice t0 n17 flag ana the republic t'0r reich it stancls
- one nation, incliuisible. wird libertzr ana puZtice t'or all.
Ich fchwöre Treue meiner Flagge und dem Staate. deren Zeichen fie
fie ift. - eine unteilbare Nation mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle.

Bei diefem Schwur ftreckten die Kinder die Hand aus. der Flagge
entgegen." die in demfelben Augenblicke oon ihrer Trägerin entfaltet und
einige Male gefchwungen wurde. Helle Begeifterung und unausfprechliche
Freude leuchteten aus den Augen der Kinder. Damit hatte der Akt fein
Ende erreicht. Die Begrüßung der Flagge findet in den Schulen.
in denen ein hinreichend großer Raum zur Aufnahme aller Schüler zur
Verfügung fteht. täglich ftatt. Jn andern Schulen. wo. wie in den unfrigen.
der entfprechende Raum abwechfelnd von mehrern Gruppen von Klaffen
benußt werden muß. 2-3 mal wöchentlich.
Ju den untern Klaffen ift der Begrüßungsfpruch etwas kürzer:
We Ziele 0o.- deocls, 0111* nana-5 ana our tre-arts t0 our country.
One country, one language ana one flag.
Wir reichen Haupt und Herz und Hand dem Vaterland! Ein Vater-
land. eine Sprache und eine Flagge.
Die Begrüßung der Flagge des Heimatlandes. der Treufchwur dem
Staatsgedanken. das ift das tägliche Morgengebet der amerikanifchen Jugend.

phönix

Wie warft in diefen Tagen du allein
Und konnteft es kaum tragen! . .
Es wird noch oft fo fein.
Doch mußt du dir dann fagen:
Um keine Trauer ift es fchad.
Wer Liebe hat. darf fie nicht fchelten.
Der Sternenvogel fteigt aus geäfcherten Tagen.
Strahlend im Auferftehungsfchein.
Sein Gefieder find blühende Klagen.
Sein Gefang ift Seelenwein.
Er fchlägt fein filbernes Rad
Und jubelt über die Welten.
[Zene Zeniclcele.

/
urige-Innen j
Je. 3C* .“
*TOURS '

Karl Eicher: _
Madame Malmaifon
Dem kleinen Kreife deutfcher Künftler- den Hans Meinertr ein junger
Schriftfteller. in Paris um fich verfammelte. und der durch feine etwas
phantaftifchen Beftrebungem die deutfche Kunft fein von ihrem Heimat-
lande zur Blüte zu bringeiu eine Zeit lang viel von fich reden machte
gehörte auch der Bildhauer Martin Fredrichs aus Siiddeutfchland an.
Von ihm foll ini Folgenden die Rede fein: Er fah faft grauenooll
aus. diefer füddeutfche Kilnftler; durch einen Buckel zum Zwerge miß-
geftaltet. mit überaus langen Armen und fehr fchmalen Händen; feine
Beine fchienen nicht kraftvoll genug zu fein. die Laft des unförmigen
Leibes zu tragen. und waren in den Knieen ftark eingeknickt. Vielleicht
fühlte er fich durch feine Mißgeftalt fo erniedrigt- daß er die Ge-
fellfchaft hochgewachfner Menfchen flohy vielleicht aber wohnte ein ftolzer
Geift in diefem Zwerge. der ihn über feine Kameraden erhob: jedenfalls
liebte er es fehr. allein zu fein» und man erzählte von ihm. daß er
wochenlang nicht aus feinem Atelier - irgendwo in einem fchlechten
Haufe hoch unterm Dach - herauskam. Manchmal erfchien er un-
erwartet in dem Kreis um Hans Meinert. der fich jeden Abend in einer
niedrigem verräucherten Weinftube zufammenfand. Dann faß er fchweigend
unter den lachenden Klinftlern. trank zwei Gläfer von dem leichten
Rotweine hörte gefpannt auf die Erzählungen der Andern. gab fchließlich
felbft eine kleine. fein pointierte Gefchichte zum Beften und ging dann
beim Morgengraun wieder fort. einfam„ wie er gekommen. --
Es war bekannt. daß er bereits iiber ein Jahr an einer Brunnen-
figur arbeitete. einer Nixe. die Waffer fchbpft; Meinert behauptete da-
gegen: er habe das Tonmodell gleich mit nach Paris gebracht und ar-
beite iiberhaupt nicht. er träume vielmehr den ganzen Tag fiir fich hin.
Natürlich war es kein Wunder. daß nun die feltfamften und ungeheuer-
lichften Gerüchte über den buckligen Bildhauer die Runde machten.
Einige fagten. er fei in eine große Dame verliebt. Andre fchworen. daß

er verkappter Nilfilift fei und heimlich Bomben nach Rußland exportiere.
wieder andre hielten ihn fiir einen reichen Geizhalz oder fiir ein ver-
bummeltes Genie. aber keiner konnte etwas Beftimmtes über ihn fagen.
Eines Tages hatte diefe kleine *Kiinftlerkolonie ein kleines Feft
veranftaltet. zu der Irma Malmaifon bereitwillig ihr Haus zur
Verfügung geftellt hatte. - Irma hieß eigentlich Duval. doch weil fie
die Malmaifonrofe über Alles liebte. bekam fie ihren Namen
zum Unterfchied gegen die vielen andern Duval. die in Paris
leben, Sie war mit einem hohen Staatsbeamten verheiratet. lebte aber
getrennt von ihm. Die Gründe hierfür wurden ftreng geheim gehalten.
Madame Malmaifon gehörte zu den bekannteften Erfcheinnngen der
Varifer Festen, In ihren köftlichen Gewändern iiberglänzte fie wie eine
kleine Sonne alle ihre Nachbarinnen. und ihrem Lächeln waren alle
Männer unrettbar verfallen. Sie fchrieb ab und zu ganz kleine Ge-
fchichten. die fie in einem vornehmen Iournal veröffentlichte. und machte
damit ihren Namen recht bekannt. denn diefe Kleinigkeiten waren von
einer folch bezaubernden Anmut. daß in ganz Paris kein Einziger fie
nachzuahmen verftand. Um ihre Gunft ftritten fich alle Großen und
kleinen Klinftler. doch fie lud Alle ohne Unterfchied in ihr gaftfreies
Haus und bevorzugte keinen einzigen. Umfomehr mußte es auffallen.
daß bei dem Feft der deutfchen Künftler der bucklige Bildhauer. den
man nur nach vielen Überredungen iiberhaupt zur Teilnahmebewegt
hatte. in ganz iiberrafchender Weife von der Frau des Haufes aus-
gezeichnet wurde. Sie ließ fich nicht allein von ihm zu Tifch fiihren.
fondern gab fich noch Mühe. ihn - der wie immer ernft und fchweig-
fam war - in ein heitres Gefpräch zu verwickeln. und brachte ihn fo
weit. daß fein helles Lachen fchrill und mißtönend durch den ganzen
großen Saal klang. Später wich fie lange Zeit nicht von feiner Seite.
und zwar bezeigte fie ihre Gunft fo offen. daß allgemein darüber ge-
redet und gefpöttelt wurde. Nur Martin allein fchien das alles für
ganz felbftverftändlich zu halten und war durchaus nicht erfreut oder
erftaunt. Nur mitunter - fiir kurze Zeit - wurden feine Mienen
lebhafter. feine Worte lauter. und beim Abfchied hielt er Irenes Hand
länger als üblich umfpannt. Ehe feine Bekannten ihn noch zu feiner
Eroberung beglückwünfchen konnten. war er verfchwunden. und feit jener
Nacht hatte er fich nicht wieder bei ihnen fehn laffen. -
Das mochten nun wohl etwa drei Wochen her fein. als Hans
Meinert bei einem planlofen Spaziergang fich plöhlich feiner erinnerte.

nach einigem Suchen Martins Haus fand und in einem finftern Gang
zur Ateliertür gelangte. Er wollte klingeln- doch die Glocke war ab-
genommen. So fchlug er herzhaft mit dem Fuß gegen die Türe daß
fein Klopfen durchs ganze Haus dröhnte. Gleich darauf öffnete der
Bildhauer. Als er Meinert erkannte„ zuckte er zufammenx fagte leife:
„Komm“ und führte ihn durch einen Flur in das geräumige Atelier.
Durch das fehr hohe vielfcheibige Fenfter kam foviel Licht in den
kahlen- weiß geti'mchten Raumt daß Meinert wie geblendet nach dem
Düfter des Ganges die Augen fchloß, Dann fah er fich neugierig um.
An der einen Wand ftand ein ungeordnetes Bettr daneben ein kleiner
eiferner Wafchtifch über dem ein Spiegel hing. Dicht beim Fenfter
war ein mächtiges Tonmodell einer liegenden Frau errichtet - wohl
die Brunnenfigur - doch fo verftauht und ausgetrockneß daß einzelne
Teile bereits abgebröckelt waren, Vor der Figur ftand ein Seffel und
ein kleines Tifchchen mit einer wundervollen Kupferlampe darauf- deren
Eleganz fonderbar von der Ärmlichkeit ringsumher abftach. Seit Tagen
mußte diefes Atelier nicht aufgeräumt fein- denn es lagen Kleidungs-
ftücker Vapierfeßem Zeitungen und viele andre Dinge bunt auf dem
Boden umherr und über alles zog fich eine dicke Staubfchicht,
„Wie geht es Din Martin?“ fragte Meinert und feste fich in den
Seffel, „Du fiehft nicht grade gut aus; oder irre ich mich?‟
Er fah den Bildhauer lächelnd an» denn die Verwirrungen im
Atelier und der fchlecht gekleidete Künftler felbft mit zerwiihltem Haar
und Bart machten einen komifchen Eindruck auf ihnr und er dachte fchon
an das laute Lachem das er erregen wiirde. wenn er fpäter diefen
Befuchr mit vielem Nebenfächlichen ausgefchmückß wie es feine Art war-
dem Freundeskreife erzählen wiirde. .
Martin aber ging ruhelos in dem großen Raum hin und her und
hatte Meinerts Worte nicht einmal gehört.
„Zum Teufelr teuerfter Freund-tF rief der Befuchen nun in luftigen
Zorn geratendr „was ift denn eigentlich mit Dir los? So rede doch-
zum Teufel!“ - Und als der Bucklige beharrlich fchwieg und wie ein
gefangenes Raubtier ruhelos umherirrte. lachte er laut auf: „Das ift
mir eine noble Art- feine Gäfte zu empfangenr man aber. Ich glauber
am liebften hätteft Du dich verleugnen und ich müßtey ohne Dich ge-
fprochen zu habenr wieder fortgehn! Haft Du keinen Cognac oder fonft
etwas Gutes da?“
Nun blieb er ftehn.

..Nein. ich habe nihts. Aber wir können heruntergehn. im Haufe
ift ein Cafe; Du bift natiirlih mein Gaft.“
..Ah was; ih bleibe hier. Und nun rede gefälligft: Warum
läßt Du Dih tagelang niht mehr fehn. und was bedeutet diefes hier?“
Er zeigte dabei auf einen Haufen zerdrii>ter Kleider und auf das Ton-
modell.
..Das? Das ift meine Brunnenfigur,“
..Das fehe ih.“
..Und das übrige find Dinge. die ih niht mehr brauhe. die Figur
da. brauche ih auch niht mehr. ih. ih bin nämlich im Begriff. von
hier wegzuziehn.“
..So. haft Du fhon ein neues Atelier? Übrigens helfe ih Dir
gern. Da haft Du allerdings Grund gehabt. Dih unfrer Gefellfhaft
zu entziehn.“
..Ih danke Dir. ih brauhe Deine Hilfe niht. ih weiß auh noh
niht. wohin ih ziehn werde. -“ *
..Aber das oerftehe ih niht.“ unterbrah ihn Meinert.
..Ih ziehe jedenfalls von Boris fort.“
..Von Paris fort. und fo ohne Weiteres? Das geht doh niht!
Was haft Du denn nur vor. um Gotteswillen?“
Der Bucklige zuckte die Ahfeln.
..Das weiß ich felbft noh niht.“
..Na. Du fängft an. mir intereffant zu werden, Gntfhuldige bitte
meine Neugier.“
..Da. ih habe diefen Brief bekommen. Lies ihn und geh dann
fort. wenn ih bitten darf.“ Damit reihte er Meinert ein großes Kunert.
in dem ein viel kleinerer Brief lag. der nur wenige Säße enthielt.
Ein ftarker Duft haftete dem Briefe an. der Meinert fehr bekannt oorkam.
und haftig las er diefe fehr klein gefhriebnen Zeilen:
Lieber Meifter Martin. hier fende ih Ihnen Ihr feidnes Tuh. das
Sie geftern in meinem Haufe liegen ließen. Ih glaube niht. daß
Sie mir mein Tuh zurückfhicken würden. hätt ih's bei Ihnen ver-
geffen. Irene.
Meinert fah den Bildhauer iiberrafcht an.
..Was fall das heißen?“ fragte er.
..Weiß niht.“
..Jedenfalls bift Du ein Glückspilz. Herzlihen Glückwunfh!“

..Was foll das? Mahft Du Dich über mih luftig?“ fragte der
Bucklige mit leifer Stimme.
..Reim durchaus niht. Kannft Du denn niht lefen. was fie Dir
eigentlich fhreibt?“
..Reim feit Tagen zerbrehe ih mir den Kopf und finde es niht
heraus.“
..Nimm es mir niht übel. Allerteuerfter. aber Du bift ein großer
Tor. Du follft zu ihr kommen. allein zu ihr kommen und Dih für
die Rückgabe des Tuhes bedanken. Sie will Dih allein fprehen -“
..Meinft Du wirklih?“
..Du zweifelft noh? Den Seinen gibts der Herr wirklich im
Shlafe! Wir Alle geben uns die größte Mühe. ihre Gunft zu erwerben.
en nein! Und Du. Du kennft fie kaum. Dir ift fie ganz gleihgültig.
und doh gelingts Dir! Jh beneide Dih. hörft Du?“
..Halb und halb glaube ih ja auh. daß Du Reht haft. Hans -
daß ih auh niht von felbft drauf gekommen binl Was würdeft Du
nun tun?“
..Was ih tun würde? Jch wäre fhon längft in ihrem Haufe.
läge ihr zu Füßen und küßte ihr die Hände. Rafch. fetz Dir 'n Hut
auf und mach. daß Du hinkommft. eh fie Dih ganz vergißt!“ -
..Lit bien!“ .
Jndes Meinert nun etwas fpäter die feltfamen Verwirrungen des
buckligen Bildhauers erzählte und die vermeintlihen Abenteuer. in die
er ihn verlockt hatte. faß der Held felbft neben Irene Malmaifon. die
ihn wie eine Spinne mit dem Läheln ihres Mundes feftbannte und
ihn mit ihren Worten umftrickte. Sie faß halbaufgerichtet in einer
teppihgefchmückten Ottomane. und um ihren fhlanken Körper floffen die
Falten eines grünen Seidenkleides und ließen die runden Formen ihrer
Glieder leife und geheimnisvoll ahnen. Um den nackten Hals trug
fie einen filbernen holländifhen Shmuck. viele breite Schilder. die wie
aus Silberdraht gewebt waren. und jedes trug einen blauen Edelftein
in der Mitte. Am bezaubernften aber waren ihre kleinen Hände.
Martin fah fie unaufhörlich an. diefe_ beiden weißen Wunderwerke. die
fo eben und gleihmäßig waren. wie die Hände einer antiken Venus-
figur. und ihre langen. fpißgefeilten Nägel waren mit Bronze lihtgold
gefärbt. fodaß jeder einzelne Nagel wie ein koftbarer Schmuck an den
Händen glitzerte. Ringe trug fie niht. Der Bucklige war ganz beraufht
von dem Übermaße an Schönheit. das von diefer Frau ausging. ,Ihn

machte der füße Heliothropgeruch ihrer Kleider trunken. und er wagte
kaum den Blick von ihren Händen aufzuheben. denn er fürchtete fich
por dem Lächeln ihres Mundes. aus dem fo viele leife Worte quollen.
die wie Blütenblätter auf den häßlichen Leib des Bildhauers fielen
und ihn faft ganz bedeckten.
..Jch hab' Sie fchon feit einigen Tagen erwartet. Meifter Martin.“
fagte fie und fah ihn mit dem Blick an. mit dem eine Schlange einen
kleinen Vogel anfchaut. fodaß er wie verzaubert bleiben muß. um den
tötlichen Biß zu erhalten. ..ich hab Sie fchon lange erwartet, Ich
wußte. daß Sie kommen würden. fehn Sie: ich habe mich nicht getäufcht.
Jch wollte Sie nämlich in mich verliebt machen. teuerfter Meifter. Sie
dürfen fich ruhig fträuben. es hilft Jhnen nichts. Sie können mir
glauben: ich bin eine Zauberin. Jhre Freunde hab ich längft betört.
die armen Gefellen. aber Sie find anders als jene. Jn Jhnen. Meifter.
träumt das Meer: Sehn Sie mich nicht fo erftaunt an. ich weiß. was
ich fage. Jn Jhnen träumt ein Meer. Langfam rollt eine Welle der
andern nach. aber ich kann fie zu mächtigen Wogen türmen. die laut
brüllend vorwärtstofen. Jch bin wie der Sturmwind. ich will Jhr
Sturmwind fein. lieber. lieber Meifter. 'l
Sie lachte laut auf. fodaß der Bildhauer ganz erfchreckt zufammen-
zuckte. Er wollte etwas fagen. aber fie ließ ihn nicht zu Worte
kommen.
..'s gibt große. häßlich graue Vögel. die vor dem Sturm übers
Meer fliegen; hoch fliegen fie. die Krallen dicht an den Leib gezogen
nnd die langen Schnabel zum Schrei geöffnet. und wenn fie oerfchwunden
find. ift der Orkan da und wiihlt in den fchwarzen Waffern. So follen
meine Worte fein. Sturmoögeln gleichend. - Was ift Jhnen das
Leben. Meifter Martin? Nichts. gar nichts. Verdammt find Sie. an
allen Dingen gebückt oorüberzufchleiclnn. und wollen Sie die Sonne
fehn. fo können Sie den Kopf nicht heben! - Jch weiß. daß meine
Worte Dolche find. aber fchöne Frauen find immer graufam. Merken
Sie fich das. - Jch will Jhrem Leben einen Jnhalt geben. ich will einen
feltfamen Wegweifer in ihr Hirn feßen. damit Sie wiffen. wozu Sie
diefes Leben empfangen haben. - Wiffen Sie. wer die Nachtfalter
treibt. fich in die Flammen zu ftiirzen? _- Sehn Sie mich an: Sie
find ein Künftler. ein großer Künftler vielleicht. Es ift möglich. daß
der Geift des göttlichen Angelo in Jhren Körper gebannt ift] Sehn
Sie mich an. wie ein großer Künftler mich betrachten wird. Bin ich

nicht fchön? Mein Haar (ich zieh diefe eine Silberfpange heraus). fällt
es nicht wie ein Zauberfchleier um meine Schultern? Die Lichter
werfen blanke Reflexe auf die Wellen meiner Locken. und nichts gibt es.
das weicher als mein Haar ift. - Jch glaube manchmal. daß meine
Augen wie Blumen blühn. auf denen glänzender Tau liegt. Meine
Augen können tiefere Worte als mein Mund fagen. als diefer Mund.
der von den Dichtern befungen ift. - Mein Leib aber. mein Leib.
Meifter Martinus. ruht in der grünen Hülle meiner Kleider wie eine
lichte Tulpenblüte in der Knofpe.“ -
..Q Jrene. Jrene. Jrene! Sie wollen mich töten!“
Die Malmaifon fah ihn ftrahlend an und legte ihre kleine. heiße
Hand auf feine gefalteten kühlen Hände. Der Bucklige blickte. wie von
einer fremden Macht gezwungen. auf diefe wundervoll geformte Hand
mit dem feltfamen Schmuck der goldnen Nägel und atmete haftig
und laut.
..Lieben Sie meine Hand. Meifter Martin? - Gleicht fie nicht
der Hand der Madonna auf Botticcellis Bilde? Diefe Hand ift fehr
mächtig. Glauben Sie mir das!“
..Jrene. ich wollte. diefe Hand legte fich um meine Kehle und ließe
nicht früher los. als bis der letzte Jubellaut aus ihr entwichen wäre.“
„Wünfchen Sie das nicht. wie leicht kann fich diefer Wunfch er-
füllen? Wie leicht. wie leicht! - Möchten Sie nicht. daß ich diefes
Gewand aufriffe. daß es wie die beiden Schalen einer Mufchel aus-
einanderklaffte. und ich ftände vor Ihnen. Meifter. im Schmucke meiner
großen Schönheit?“ _
..Q fchweigen Sie.“
..Wollen Sie. daß ich es tue? Wollen Sie. wollen Sie?“
Der Bildhauer antwortete nicht,
„Sprechen Sie. aber wenn ichs tue. fallen Sie fich töten. Hören-
Sie. ich will nicht. daß Sie fich rühmen. meine Liebe genoffen zu haben!
- So antworten Sie doch. mir bangt vor Jhrer Antwort! - Ich
weiß nicht. was Sie mir getan haben. aber Sie haben eine wunder-
volle Macht über mich; das hat noch nie ein Menfch von mir
fagen hören. Sie find ein fchreckliches Tier. das man fürchtet
und doch liebt. Sie find das animal celegte der alten deutfchen Mhftiker.
halb Trauer. halb Freude; halb Jüngling. halb Greis; halb Schmerz.
halb Jubel; halb Frühling. halb Winter; halb Menfch. halb Tier!
Alles an Jhnen ftößt mich ab. häßlich find Sie. und ekelhaft muß Jhr

ZS?)

R. Leinweber:
StraÃŸenfzene in Tunis
:77.

verfhrumpfter Leib fein; und wiederum liebe ih alles an Ihnen. vielleiht
weil Sie anders find als alle Menfchen! - Meine kleine Shönheit
foll fih vor dem Wunder Ihres Glänzens beugen. meine weißen Brüfte
fallen fih Ihren Armen entgegenfehnen. und jeder Tropfen Blut in
meinen Adern foll zitternd über Ihre Hände rinnen.“
Martin ftand auf. Wie ein fhwerer Wein rollten ihre Worte durh
feinen Leib. fodaß er faft trunken taumelte und irgend etwas. das er
niht fah. nur fühlte. von fih abfhüttelte und deffen blutende Spuren
er kaum an den Handgelenken fühlte. Diefe Spuren aber waren von
den goldnen Nägeln tief und fhmerzhaft eingerißt . . .
Ohne Hut lief der Bucklige durch die Straßen und fah niht die
vielen Menfhen. die ihn einen Augenblick verwundert anftarrten. und
hörte niht den Lärm der Wagen und Straßenbahnen, Er ging mit
rafchen Shritten wie durh eine einfame Wüfte und ftaunte ein wenig.
als er vor dem Haufe anhielt. in dem er wohnte. Dann fah er einen
Augenblick durch das hohe Fenfter auf dem Treppenhaus, Unten war
ein dumpfer Hof. in dem Kinder fpielten und eine fhmußige Frau bunte
Wäfche auf eine Leine aufhängte. Er riß die Tür zu feiner Wohnung
auf und vergaß. fie wieder zu fchließen. und ging in fein Atelier. deffen
Unordnung er fih niht erklären konnte. - Der Anblick der zerfallnen
Tonfigur mahte ihn plößlih wieder nühtern. Er überlegte fein feltfames
Abenteuer. - Diefe Frau. was hatte fie aus ihm gemaht? Belogen-
widerlih belogen hatte fie ihn. um ihrer ekeln Lüfte willen! - Das
war ihm nun ganz klar: weil andre Männer ihr nihts Neues mehr
boten. wollte fie ihn. den Krtippel. befißen - eben weil er anders war!
Diefe Frau. die er noch por wenigen Stunden z'u lieben glaubte. weil
er dachte. daß fie die einzige wäre. die Mitleid mit ihm hätte. Mitleid
mit feiner großen Häßlihkeit. mit feinen großen Shmerzen. -
Und warum ift er denn niht wie alle die Andern? Gab es denn
überhaupt je große Künftler. die verkrtippelt waren? Nein. ein Künftler-
geift wohnt nnr in einem fhönen Körper! . .
All das ftrömte fo auf ihn ein. daß er im halben Wahnfinn tat.
was er fpäter ficher bereut hätte. wenn er es gekonnt hätte. Er nahm
irgend eine Schnur. die um ein geöffnetes Büherpaket geknotet war. und
erhängte fih am Fenfterknopf. - Und während er das tat. faß Hans
Meinert noch im Kreife feiner Kameraden und erfand die tollften Begeben-
heiten. die der Bucklige bei der Malmaifon erleben würde.
“FF-__-

Maurice von Komorowicz:
Im Hochland
Eine isländifhe Legende
1.
Obgleich die Jahreszeit recht vorgefhritten war. die Bäffe mit Schnee
bedeckt lagen und auh die Firnkuppe des Langgletfhers tief herunter-
reihte. mußte Sveiin Battiksfon doh ins Hochland reiten. um die ver-
aufenen Shafe einzuholen. Wie er Anfang Auguft mit feinen Freunden
kam Jökulftrom weilte. da taten fie fih mit dem fhottifhen Branntwein
etwas zu gute. den Ogmundar von feiner amerikanifhen Reife mitbrachte.
wurden unaufmerkfam und ließen vier der beften Mutterfhafe im Hoch-
lande zurück. Wo fie verloren gingen. d as wußten die beiden kaum
mehr zu berihten. es fheint aber. daß es fhon beim Uebeifhreiten des
Jökulsvisl war, Nun fluhte Sveiin mähtig. Ogmundar ging mit
dem norwegifhen Shaner auf den ganzen Winter fifhen. und niemand
von den Nahbarn. die auh ziemlih weit von Sveiins Farm wohnten.
wollte die keineswegs ungefährlihe Reife ins Hohland unternehmen.
Und fo mußte Sveiin feine junge Frau zurücklaffen und allein reifen.
Als Sveiins fGattin. Helga. von feiner Abficht Kenntnis nahm.
wurde fie fehr trübfelig. Das Vorhaben Sveiins. im fpäten Herbft nah
dem Hochland zu reiten. war ihrer Anfiht nah waghalfig z*u nennen.
Woh(war in diefem Jahre das Wetter ausnahmsweife fhön geblieben.
die Shneefälle waren felten. und die Winterftiirme ließen noch auf fih
warten. Früh morgens fah man den fhönften hellblauen Himmel. und
wenn man fpät nahts von der Nachbarfhaft heimritt. dann leuhtete
das Nordlicht ihnen entgegen. damit fie im höckrigen Lava den Weg
leihter nah Haufe fänden.
Doh anders war es im unbewohnten. gefährlihen Hohlande. das auh
im Sommer fhwer zu durchqueren war. Jmmer fah man die graufigen
Shneeftiirme über die weißen Firnfelder dahinfaufen. und wo noh vor
wenigen Wochen fih grünende Wiefen befanden. da war nihts mehr zu
fehn als weißer Schnee. einem riefigen Leihentuhe ähnlih. Da war

kein lebendiges. freundliches Wefen zu erblicken. nur die friedlofen. böfen
Geifter ftürmten in wilder Jagd iiber die toten Flächen dahin.
Und nun mußte ihr geliebter Gatte in diefe furchtbare Wildnis.
den Stürmen und Ränken böfer Geifter preisgegeben. Da harrten
taufende von Gefahren auf ihn: im Schneefturm konnte er den Weg
verlieren. er könnte kein Gras für feine Vferde finden. und wenn er die
Vferde verliert. dann kommt er nie heil nach Haufe.
Doch half das ganze Zureden der liebevollen Gattin nicht viel;
Sveiin mußte die Mutterfchafe holen. die waren ja einem Jsländer
fein ganzes Hab und Gut. Und alles. was Helga ihm von böfen
Geiftern erzählte. das war ja dummes Weibergerede. über das er
fich mit feinen Freunden luftig machte. Die Gefchichten könnte fie ihren
Schweftern erzählen. aber einem aufgeklärten Isländer. der troß feiner
Jugend bereits zwei Mal in Reykjavik. drei Mal in Akurenri *und vier
Mal in Sendisfjordur war. der auch acht Mal über den Sprengifandur
und ebenfo oft über den Kjalur gegangen war. .nein. einem fvlchen
Menfchen dürfte fie derartige Gefchichten nicht erzählen. Und wenn
die Jahreszeit auch wirklich einigermaßen oorgefchritten ift. fo ift es nichts
für einen braven Jsländer. einen kleinen Ausflug nach dem Hochlande zu
unternehmen.
An einem klaren Oktobervormittag. bei trocknem. windigem Wetter
verabfchiedete fich Sveiin von feiner Gattin. Tags zuvor fütterte er mit
noch grünem Sommergrafe feine beiden Vferde. die graunafige Stute
und den braunen Sigurd; machte Oelzeug und Decke bereit und fteckte
in die Satteltafche den nötigen Vroviant. Viel war es nicht; nur das
- für einen wetterharten Jsländer allernötigfte: ein paar Fleifchbüchfen.
etwas Brot. einige getrocknete Fifche. und etwas Rum. Jn drei Tagen
glaubte er fchvn zurück zu fein. Wäre aber der Fall eingetreten. daß er
innerhalb einer Woche nicht zurückkäme. fo follte fich feine Frau keines-
wegs ängftigen; das würde einfach bedeuten. daß die Rückkehr nach dem
Norden von Schneefällen verfperrt war. und er infolgedeffen fich
genötigt fähe. den Winter bei feinen Verwandten im Süden zu verbringen,
Der erfte Tag war nicht befonders fchwer. Durch den Möllipaß
kam er aus dem bewohnten Lande heraus. und einige Stunden fpäter
trabte er fchon auf dem fteinigen Boden des Hochlaudes. Es war ein
frifches und klares Wetter. der Wind zog ftark von Norden her. und drei
Stunden fpäter fah er bereits die fchneebedeckten Höhen am fernen Ho-
rizont auftauchen. Freudig begrüßte er fie. wie alte Gefährten. die er

fchon feit feiner Kindheit kannte. Hier war er ja mit jedem Schlupfwinkel. jedem Bfad vertraut. die filbernen Riefen waren ihm keine drohenden Feinde. fondern lauter gut bekannte Freunde. Da zeichnete fich fchon in blauer Ferne die weiße Linie des Langgletfchers. die zackigen Gipfel der Kerlingarberge traten am Himmel hervor.

Am fpäten Abend langte er bei den Adalsmannfeen an und verblieb dort die Nacht. um mit dem Sonnenaufgang weiter zu reiten.

2.

Bis nach den Ufern der Hvit hatten fich die Schafe verlaufen. und es vergingen doch etliche Tage. bis Sveiin die Tiere einholte. Kurze Raft gönnte er fich nur in der grasreichen Oafe Hvitarneeß und machte fich fofort auf den Rückweg.

Er ftand mit der Sonne auf. fattelte fein Pferd. trieb feine Schafe zufammen und trabte dann fchnell dem Norden entgegen. Doch war das fchöne Wetter bereits verfchwunden. und fchwere Wolken zogen von Siidoften her, Des Langgletfchers Spitzen waren mit einer dichten Nebelfchicht bedeckt. die wie zufammengepreßte Watte ausfah. Sveiin kannte das gut: Schneeftiirme wüteten auf den Hochflächen. und wehe dem Reifenden. der von ihnen überrafcht wurde! Die Berge von Kerlingar waren hinter einem bläulichen Dunft verfchwunden. und allem Anfcheine nach rottete fich ein Sturm zufammen. aber Sveiin fiirchtete ihn nicht. „Ach was“. dachte er. ..jeßt habe ich bloß die Lavawüfte am Kjalberg zu durchqueren. und wenn ich an den heißen Quellen von Hveravellir bin. dann kann mir nichts mehr paffieren. denn von dort aus finde ich mit Leichtigkeit den Weg nach Haufe.“

Gegen Mittag kam er nach dem Fuß des Berges Kjallur.
bei dem die große Lavawüfte anfängt, Welch fchrecklicher Anblick! Nichts anders war zu fehn. als das fchwarzgefärbte. der Hölle fchier entquollene Geftein. dariiber ein gewitterfchwangerer. troftlofer. unheilverkiindender Himmel.

Sveiin frühftückte im Windfchatten des Kjallberges. ließ auch die Pferde etwas Gras freffen und machte fich auf den Weg.

Der Wind wurde immer dicker. und als fich Sveiin am Krater
des Strutur befand. wurde er doch beforgt und befchaute fich die Gegend. Der Hofsgletfcher lag in einen tiefen. weißen Schleier gehüllt. und wie eine Hexe hing die bleiche Wolkendecke über dem Hochland. alles mit ihrem Schleier bedeckend. Auf einmal ertönte ein gewaltiger Krach

in den Gletfchern; eine Detonation folgte der andern. und dann ein
Raufchen von ftiirzenden Bergftrbmen. ..Ein Gletfcherlauf“. dachte Sveiin.
..ein ganzer Teil der Schneefelder in die Tiefe geftürzt,“ _
Mit einem diabolifchen Geheul faufte der Sturm an den fchwarzen
Rand des Kraters. in deffen Tiefe Sveiin fich flüchtete. und von den
Bergen ringsum erfchallten die Kriegsrufe feiner Genoffen. Es hallte
wie aus einer Teufelsfchmiede mit taufend Tönen. pfeifend. fchnaufend
und heulend; und in diefes Hexenkonzert mengte fich von Zeit zu Zeit
ein gewaltiges. alles übertönendes Gebrüll.
Sveiin trieb feine Schafe in der Mitte des Kraters zufammen und
ftieg auf einen erhöhten Punkt. Der Anblick. der fich feinen Augen
bot. erfüllte fein Herz mit Angft und Sorge. Der Horizont war feinen
Augen entfchwunden. Der Schneefturm. der Schrecken der Volarwüfte.
der jedes Opfer hungrig und graufam verfchlingt. war da.
Ießt galt es fiir Sveiin. einen guten Zufluchtsort zu fuchen. um
den Sturm abzuwarten. denn bis zu den heißen Quellen war es wenigftens
fünf Stunden. und er würde fie bei d er Witterung nicht erreichen. Er
fattelte fein Bonn ab. nahm die Decke. legte den Sattel unter den Kopf
und verfuchte. zu ruhn . . . z
Und plötzlich kam es angeraft; die Erde ftöhnte auf. und vor den
Augen Sveiins war nur dichter. weicher Schnee. der in feinen Mund.
feine Nafe. feine Voten drang. Er, wurde von einem Todesfchreck
erfüllt; er erinnerte fich der alten Sagen. in denen Menfchen von
Schneeftürmen überrafcht und getötet wurden. Ießt nur fchnell hinweg.
fo lange es noch Zeit ift! Da! Dort. dort ift ein weißer Streifen! Dort
entkommt man! Und dort ift Nordisland mit feinen prächtigen. grünen
Tälern. mit feinen taufend Bächen und Felsfchluchten; dort ift fein
Gehöft und feine treue Gattin.
Er ftürzte voran. ftolperte an einigen Steinen. fiel zur Erde und
blieb ermattet liegen,
Langfam fenkte fich auf feine Augenlider die Nacht. der weiche.
zarte Schnee hatte ihm ein prächtiges Lager bereitet. und eine wohl-
tuende. fiiße Ruhe tiberkam den zum Tode Verurteilten. Und auf ein-
mal ftand er auf und fah fich in einer grünen Landfchaft. inmitten von
Tälern und Bergen. Im Norden zog fich ein langer Gebirgszug dahin.
und dahinter lag das große. fchillernde Meer. Er ftand am Tor feines
Gehöftes. die Sonne fchien fo warm. und der laue Weftwind umftrich
zärtlich feine Wangen. Ein alter Mann trat an ihn heran. und in

diefem filberhaarigen Greife erkannte Sveiin feinen verftorbenen
Vater, Aber er wunderte fich wenig- grüßte ihn artig und fragte- wo
er herkäme. „Aus dem HochlandeC antwortete der Greisi deffen Augen-
brauen fich dicht zufammenzogen.
„Was tateft du ?“
„Ich habe meinen toten Sohn gefehn.“
Und dann wurde Sveiin auf einmal traurig und war nicht mehr
in feinem Gehöft- fondern am Strytur- und lief gegen Norden und
fiel wiederi lief weiter und brach endlich lautlos zufammen.
Und der Schnee fiel immer weiter auf den Schlafenden herab und hiillte
ihn in ein filberfarbiges prächtiges Leichentuch, Da hörte das Geheul
des Windes auf- und anftatt des Sturmgetofes hörte er eine füße- zarte
Mufikx und ein weißes Frauenantliß beugte fich über ihn.
„Ich bin die Königin diefes Hochlandes und nehme dich zu mir
und mache dich feelig“. Sie ktißte ihm und mit dem Kuß löfchte fie den
letzten Funken des Lebens aus.
Helga- Sveiins Gattiny wartete und wartete. Als ihr Gatte lange
Zeit nicht zurückkam, wurde fie ängftliäx lief zu den Nachbarn und bat
um Hilfe. Die Aelteften kamen zufammenr berieten und kamen zur Anficht,
daß Sveiin wohl durch die Nordftiirme aufgehalten worden fei und bei
feinen Verwandten im füdlichen Lande Zuflucht gefucht hatte. Es wäre
keine Veranlaffung zur Beforgnis, Er war ein erfahrener Hirte und
hat fich gewiß zu helfen gewußt. Sobald der Winter zu Endet und
das Hochland wieder paffierbar ieh wiirde er auch gleich zurückkehren.
Es kam der Frühling der Schnee tante wegx und alles grünte
wiederx doch Sveiin kam nicht zurück. Schließlich wurde eine Rettungs-
expedition ausgerüftet. die auch im Krater des Strytur die gebleichten
Knochen vorfand.
Traurig und verftimmt fchlugen die Leute am Jökulftrome ihr Lager
aufx und am nächften Morgen wollten fie mit den Gebeinen des Aermften
zurückkehren. Doch wie groß war ihr ErftaunenF als fie Sveiins gr au-
naf ig e Stute wohlgeborgeni frifch und munter an diefem Graspla߸
fanden, Das Bferdchen hatte fich zu retten gewußt; auf wunderbare Weifefand
es Nahrung den ganzen Winter hindurch und kam mit freudigem Ge-
wieher feinen Errettern entgegen. Und zum Andenken an das traurige
Erlebnis wurde der Graspla߸ „Gränanestti das heißt „Graunafeth genannt.

-uql

Robert Kohlraufch:
Rocca di Garda
Das Riefenreich Karls des Großen drei Jahre nah feinem Tode von
feinem eignen Sohn in Feßen geriffen - Krieg feiner Enkel untereinander
und gegen ihren Vater - an Stelle gewaltiger politifher Taten die furht-
bare Familientragödie im Haufe der Karolingerl Das war das Ende
höhfter Erdengröße. Der Kaifergedanke überlebte freilih den Untergang
des mähtigen Haufes. aber für das nähfte Jahrhundert war feine Ver-
wirklihung begrenzt. gelockert die Verbindung zwifchen den Ländern füdlih
und nördlich der Alpen.
Aber dann kam eine zweite Wiedergeburt für das römifhe Ktiferreich;
den großen Gedanken des Frankenkaifers nahm ein deutfher Fürft. Otto l.
aus dem Haufe der Sahfen. mit Leidenfhaft auf. Und nun wirkte und
waltete die Kaiferidee das ganze Mittelalter hindurch groß und verderblih
fort. Als Hoffnung als Ideal. als Phantom fhwebte fie vor den deutfhen
Herrfhern. lockte fie non der Heimat fort nah dem verödeten Mittelpunkte
der alten Welt und lohnte nah kurzem Glanze meift mit Untergang und
Verderben. Am Anfang diefer blutbefleckten Epohe aber fteht gleich
einem Symbol des kommenden. jahrhundertelangen Liebesioerbens von
Deutfchland um Italien der Ehebund jenes deutfhen Fiirften. der die
Kaiferidee zuerft wieder aufgriff in ihrer ganzen Größe. Der Süden ver-
körperte fih für Otto l. in der Geftalt eines fhönen Weibes. und indem
er die Königin von Italien als Gemahlin zu fih erhob auf den Königs-
und Kaiferthron. nahm er zugleih Befiß von dem umworbenen Reiche.
Faft wie ein Märhen klingt die Gefhihte von diefem körperlichen
Liebesbunde zwifhen dem Norden und Süden. klingt vor allem die Er-
Der deutfhe Verfaffer hat es unternommen. die Spuren unfrer Ahnen
auf italienifhem Boden zu fuhen. und wir können fie in feinem Buche ..Deutfhe
Denkftätten in Italien“ mit ihm ehrfurhtsvoll betrachten. Dem eben bei Robert
Laß in Stuttgart erfchienenen Bande ift diefes Kapitel mit Erlaubnis des Verlegers
entnommen.

zählung von den Shickfalen der italienifhen Königin. bevor der Erretter
aus Deutfhland ihr kam. Aber die Gefchihte bürgt - wenn auh niht
in allen Einzelheiten - für die Wahrheit diefes romantifhen Frauen-
fhickfals. und als ein fihtbares. feftes Denkmal all des Wunderbaren fteht
über den weiten Waffern des Gardafees ein grauer Fels. die Rocca di
Garda.
Es war ein fhwüler. gewitterdrohender Frühlingstag. als wir vom
gaftlichen Weftufer des Gardafees zu der einfamen Oftküfte hinüberfuhren.
wo jener Fels emporfteigt aus der ..meergleich fhäumenden Flut“. von der
Virgil fhön gefungen hat. In eine trübe Stahlfarbe war an diefem Tage
die weithin fih dehnende Wafferflähe durch den Widerfchein des drohenden
Himmels gekleidet. Wie oft hatten wir diefe Fluten im ganzen Zauber
italienifhen Lichtes erftrahlen fehn! Wie oft hatten wir die Geheimniffe
einer blauen Stunde genoffen. wenn Himmel. See und Berge in verfhieden
abgeftimmten Tönen derfelben Farbe miteinander um den Breis der Schönheit
wetteiferteni Heute war deutfche Beleuchtung. und man fühlte den Grenz-
charakter gerade diefer Seeflut. die zwifchen zwei gegenfäßlihen Ländern
vermittelt. Unter dem fhwarzgrauen Himmel. in deffen durcheinander-
gefchobenen Wolkenmaffen hier und da nur ein verlorner Feßen von Licht
und Bläue noh hängen geblieben war. fiegte die Stimmung des ernften.
melanholifhen Deutfchlands; gleih trüben Gedanken umwoben graue Nebel-
fchleicr die Häupter aller höhern Felfen. Aber wir waren niht böfe über
die deutfhe Shwermut des Tages. Galt ja doch unfre Fahrt hauptfählih
der deutfhen Erinnerung. die wir auffuhen wollten dort an jener uns noch
fremden Küfte. Einer Erinnerung. die jeßt aufklang. hatten wir felbft
freilich kaum dabei gedacht. Als unfer Shiff um das feierlih-friedhofs-
ähnlih mit feinen dunkeln Zhpreffen in den See vorgefhobene Kap von
San Vigilio einbog. in die bis dahin oerborgne Bucht von Garda. deren
Bogen die grauen Häufer der kleinen Stadt im Hintergrund nmgaben.
da hörten wir aus einer Herrengefellfhaft an Bord einen laut gefungenen
Vers:
Hildebrand und fein Sohn Hadubrand. - Hadubrand
Ritten felbander von Wut entbrannt. - Wut entbrannt.
Gegen die Seeftadt Venedig.
In Leihen verftummte der Gefang; uns aber fiel es ein. daß er in
ftudentifh-parodiftifher Form ein ehrwürdiges Andenken bewahrte. Die
Stadt. auf deren Hafen unfer Schiff nun zufieuerte. war ja die Heimat
eines deutfhen Helden. deffen Begegnung mit dem unbekannten Sohn im

Hildebrandsliede - leider nicht bis zum Abfchluß - uns überliefert worden
ift. deffen Geftalt auch in die Nibelungendichtung hineinragt. Jn Garte.
wie fich Garda für das Lied verdeutfchte. war er geboren worden. Ein
deutfches Wort foll auch für das italienifche Garda den Urfprung bilden:
in diefem Namen. wie in dem von Gardola und Gardone. will man das
deutfche „Warte“ wiedererkennen. und damit hätte dann auch die heutige
Bezeichnung des Gardafees. der bei den Römern Huang Zeneeue hieß.
deutfchen Urfprung.
Der alte Recke Hildebrand. für deffen fagenhafte Figur eine fichtbare
Denkftätte jedoch nicht zu finden war. hatte uns aber nicht nach Garda
gefiihrt. Wir ftrebten einem andern Ziel entgegen. und als der Dämpfer.
von der halben Bevölkerung des Städtchens neugierig und bettelhaft um-
lagert. glücklich in den Hafen gelangt war. gab mein Freund mir im Ge-
dränge des Ausfteigens ein leifes Zeichen. mich ein wenig zurückzuhalten
von der iibrigen Gefellfchaft. Wir wollten allein fein auf unferm Er-
innerungsweg. und es gelang uns um fo beffer. als die andern Fremden
haftig irgendeinem Gafthaus mit gutem Wein oder einer nahen Villa mit
feltnen Pflanzen und Bäumen zuftrebten. Als die Menge fich verlaufen
hatte. blieben wir noch einen Augenblick ftehn. um uns an der unbekannten
Stätte zu orientieren. Auf einer fruchtbaren Fläche. die fich mit jungem
Grün und blühenden Bäumen im Schuhe von zwei mächtigen Felswänden
im Norden und Süden weit in das Land hinein erftreckte. fahn wir die
Häufer von Garda wohlbefchirmt und friedlich daliegen. Am rechten Ufer
der Bucht zog fich die mit füdlicher Vegetation bede>te. der Mittagsfonne
zugekehrte Bergreihe nach dem Kap San Vigilio hin. zur Linken aber ftieg
in troßig felfiger Steilheit die Rocca di Garda düfter empor. Drohend
ballten fich dunkle Wolken über dem flachen Vlciteau des breitgelagerten
Felfens zufammen. dunkler noch fchwebten die geflügelten Geftalten zweier
Raubvögel in der umfchleierten Höhe. Sie zeigten uns das Ziel. das wir
fnchten; dort oben hinauf ging unfer Weg.
Unzählige Städte der Berggegenden Jtaliens haben heute noch -
erhalten oder in Trümmern - ihre Felfenburg. ihre Rocca. die fie einft-
mals befchirmte. oder bedrohte. je nachdem. Und wo fie bis auf un-
bedeutende Refte verfchwunden ift. da hat der Felfen felbft. der Doppel-
bedeutung des italienifchen Wortes entfprechend. den Namen der Rocca
angenommen; fo hier bei Garda. Von unten war kein Burgreft auf feiner
Höhe zn erblicken. doch konnte man in der fteilen. breiten. abgeplatteten
Felsgeftalt felbft eine Riefenburg der Natur unfchwer erkennen - die

letzte Drohung der Alpen nach Süden hin. wo von jeßt ab in weite
Fernen hinein Waffer- nnd Landfläche herrfchte. Scheinbar vereinfamt.
losgelöft vom übrigen Gebirge troßte die graue. finfter Rocca. wenn man
fie vom Waffer aus betrachtete; hier am Ufer aber fahn wir. daß es doch
eine Verbindung mit dem dahinter gelegnen Bergzuge gab. und von der
Einfattelung zwifchen beiden aus konnte man ohne große Mühe die fcheinbar
unnahbare Felfenburg erfteigen. Dort gingen wir hinauf. einen erfichtlich
uralten Weg verfolgend. Sein Steinpflafter zeigte die Spuren von
Wagenrädern. die auf ihrer Bergfahrt feit Jahrhunderten an diefen ein-
gefchliffnen Rinnen gearbeitet hatten; als Bürgfchaft immer neuer Ver-
jüngung der alten Erde fchauten aber daneben zwifchen den Steinen am
Wegrand Frühlingsblumen mit blauen und gelben Augen hervor. Ein
kalter Luftzug empfing uns auf dem kahlen und öden Plateau des Berges;
mühfam. fpärlich wuchfen hier einzelne Bäume. junge Eichen. deren braunes
Laub vom vergangenen Jahre noch über den fchwellenden Knofpen im
Winde zitierte, Das graue Gewölk war hier näher. das Kreifchen der
Raubvögel klang in unfer Ohr. die Farbe der wenigen Blumen felbft. die
hier oben wuchfen. .war dunkel und ernfthaft. Aus noch dürrem Geftrüpp
fchauten die tiefvioletten. ftets der Erde zugeneigten Gloäen der Pulfatilla
hervor. die fich wie zum Schuhe gegen den kalten Hauch der Höhe mit
grauem. wolligem Laube wie mit einem kleinen Pelz umhüllt hatten.
Und hier zeigte fichs. daß doch noch Trümmer vorhanden waren
von der einftigen Rocca. Möglichft entfernt von dem felfigen Abfturz nach
dem See. hatte fie gefchüßter am landeinwärts gekehrten Rande der Hoch-
fläche geftanden; ein paar gotifche Fenftervogen waren im Gemäuer noch
zu erkennen. in einiger Entfernung davon ein flach bearbeiteter natürlicher*
Fels. einer Mauer mit zertrümmerter Nifche ähnlich. in der vielleicht
einftmals ein Chriftus- oder Heiligenbild gehangen hatte. Vermutlich hatte
man vor ihm fchon in den Tagen zu jener Frau gebetet. - die gotifchen
Refte find fpäter. - um deretwillen wir die einfame. traurige Höhe hinau-
geftiegen waren. deren wechfelvolles Gefchick uns hier fo nahe trat in diefer
Einfamkeit.
Jung fchon war fie. die Tochter König Rudolfs ll. von Hochburgund.
mit Lothar. dem Sohn nnd Mitherrfcher König Hugos von Italien. ver-
mählt worden und hatte in diefer Stellung die Fährlichkeiten miterlebt.
die beiden Herrfchern in den leßten Jahren ihrer Regierung bereitet wurden.
In der Perfon des Markgrafen Berengar von Jvrea war ihnen ein
Rivale von folcher Macht erftanden. daß Hugo zuleßt auf den Thron ver-

zichtete und mit feinen Schäßen - Schäßen vielleicht im doppelten Sinn.
denn er war ein großer Liebhaber fchöner Frauen - nach der Provence
entfloh, Lothar blieb dem Namen nach zwar König. wurde in Wahrheit
jedoch mit dem Lande zugleich von Berengar beherrfcht. Als er ftarb.
angeblich von diefem vergiftet. blieb feine kaum zwanzigjährige Witwe der
Willkür des triumphierenden Nebenbuhlers. der fich nun in Wahrheit die
Krone aufs Haupt feßte. und feines Weibes Willen fchutzlos preisgegeben.
Um feiner Ufurpation des Thrones einen Anfchein von Recht zu verleihn.
drang Berengar in Adelheid. feinen Sohn zu heiraten. doch verfchmähte
fie den Glanz der ihr dadurch von neuem winkenden gewohnten Krone
und weigerte fich hartnäckig, Berengars Begehren zu erfüllen. Ergrimmt
ließ er fie gefangen nehmen und nach der Felfenburg von Garda führen.
wo fie nur mit einer Dienerin und einem Geiftlichen namens Martin in
einem düftern Kerker eingefchloffen wurde. Längere Zeit - eine Nachricht
fpricht von vier Monaten - blieb fie dort gefangen und litt alle Qualen
der graufamen Kerkerhafi jener Zeit. Endlich erfcbien ihr in der Perfon
des Priefters. der ihr Leid nicht länger mitanzufchaun vermochte. ein
Befreier. Heimlich durchbrach er mit ungeheurer Anftrengnng die Mauer.
fchuf einen Ausgang. ließ die beiden Frauen in Männerkleidung hinaus
und geleitete fie auf behutfamer Flucht glücklich bis an den See von
Mantua. Hier trafen fie einen Fifcher. dem fie fich anvertrauten. wurden
von ihm ans andre Ufer befördert. auch mit dem Fleifch eines Fifches
erquickt und verbargen fich dann ein paar Wochen lang in dem dichten
Grün eines nahen Waldes. Nur der Priefter verließ das Verfteck mit-
unter. um Speife herbeizufchaffen. die Königin aber gedachte der An-
hänglichkeit. die der Bifchof von Reggio namens Edelhard ihr und ihrem
verftorbenen Gatten vielfach bewiefen hatte. Dorthin fandte fie ihren
Befchüßer. der den Bifchof zunächft durch die erlogene Nachricht von
Adelheids Tode auf feine Gefinnung prüfte. um dann beim Anblick der
unverhohlen ausbrechenden Trauer die volle Wahrheit zu enthüllen. Der
Bifchof feßte fich fogleich mit Azzo Adalbert. dem Schöpfer des ganz vor kurzem
erft erbauten feften Swloffes von Canvffa. in Verbindung und erwarb in ihm
für die verfolgte Königin einen fichern Befchüßer. der fich eilig mit einigen
Getreuen nach Mantua begab. um Adelheid auf feine neue Felfenburg zu führen.
In diefer Form findet fich die von allen Schauern der Romantik
umwehte Erzählung'bei dem Mönche Domnizo.

Hans Bruhnfen

Helgoland

Grün ift das Landi
Rot ift die Kant,
Weiß ift der Sand,
Das find die Farben
von Helgoland!

Am 18, Juni waren es 20 Jahre daß die deutfche Flagge von
von der Jnfel Helgoland weht. Diefe Zeit ift nicht ohne Spuren an
dem Felfeneiland vorübergegangen. Abgefehn von der bedeutenden-
durch Sturmfluten verurfachten Verkleinerung der Düne hatte die Nord-
weftkiifte der eigentlichen Infel fehr unter der Gewalt des Wogen-
anpralls bei Stärmen zu leiden und war den atmofphärifchen Ein-
fliiffen- Regen und Sonnenfcheim Froft nnd Hiße- befonders ausgefeßt-
da fie- wie der ganze Fels aus rotem Schieferton und der Verwitterung
unterworfenem Sandftein befteht- fodaß fich hier nach und nach gewaltige
Felsmaffen vom Muttergeftein loslöften und der gierigen See zum
Opfer fielen. In der richtigen Vorausficht der von Jahr zu Jahr
wachfenden Bedeutung der Jnfel als Stühpunkt fiir die deutfche Flotte
werden feit Jahren von der preußifchen Regierung an den bedrohlichften
Stellen der Weftkiifte fogenannte Schutzbauten aufgeführt, Zuerft
wurden die „Gatts“K große durch die ftarke Brandung an der Fels-
bafis gewafchene Öffnungen- mit Zement vermauert- dann wurde auf
der Bafis unter Waffer eine Mauer aus Stampfbeton und Beton-
blöcken bis zur Hochwafferlinie errichtet- nach der Seefeite erfolgte
eine Bekleidung mit (iörariitplattenx und darauf wurde ein aus Granit-
bruchfteinen beftehendes Mauerwerk gebaut. Hierdurch hoffte man. das
abbröckelnde Geftein zwifchen Mauer und Felfen feftzuhalten. Das
dem deutfchen Reichstage von dem Baurat Fülfcher vorgelegte Projekt
der gänzlichen Umkleidung des Felfens Helgoland zum Schuhe der
fortiflkatorifchen Stärke mit einer Mauer mußte der hohen Koften
wegen fallen gelaffen werden. Die Koften der erften Schußmauer be-
liefen fich allein auf ca. Mk. 190000- inzwifchen werden zwei weitere

Mauern errihtet. - Die auf Anregung unfrer Marine noch vor kurzem
bewilligten Mk. 1200000 zur fortifikatorifhen Verftärkung der Infel
zeigten den feften Entfchluß der Reichsregierung. Helgoland nah außen
hin gegen Feinde zur See zu ftüßen. Seit dem 21. Mai 1908 ar-
beitet man an dem Bau eines Torpedoboothafens an der Südoftküfte.
deffen Vollendung noh einige Jahre dauern wird. Die Koften diefes
für unfre Torpedoboote äußerft wichtigen Ruhepunkts werden auf
ca. 30 Millionen gefhäßt. Auf der Infel felbft wurde Ecke ..Falm“
und der ..O'Brien-Str.“ eine eigene Bauabteilung für die Marine er-
richtet. die der Leitung des Marinebaurats Eckhardt unterfteht. Außer
der vorhandenen Kaferne der Marinefoldaten ift der Bau einer neuen
Kafetne. eines Artilleriedepots und der Wohnungen der Marineoffiziere
und Beamten vorgefehn.
Jedem. der Helgoland einmal befuht hat. werden die Befeftigungen
um die ganze Jufel aufgefallen fein. Diefe beftehn. wie in Cuxhaven.
aus unterirdifchen Pulverkammern. geheimen Gängen und Feftungs-
kanonen. deren Rohre an jeder gefährdeten Stelle herausragen. ge-
wöhnlich zwifhen zwei erhöhten Grashiigeln liegen und in der Ruhe-
zeit mit Perfennigen bedeckt find. Sonft ift von der Befeftigung niht
viel zu fehn. und hier wie in Cuxhaven wird jegliches Abzeihnen.
Photographieren der Anlagen. ohne befondre Erlaubnis. als Verrat
militärifher Geheimniffe mit Geldbuße oder mit Haft beftraft, Ende
September 1909 wurde Helgoland zum Neichskriegshafen erklärt. was
fiir unfre Marine eine wichtige Vermehrung ihrer Stüßpunkte in der
Nordfee bedeutete. Auh der im vorigen Jahre erfolgte Stapellauf
des Linienfchifferfaßbaus „Siegfried“. der „Helgoland“ getauft wurde.
trug nicht wenig dazu bei. das Intereffe für unfer Bollwerk wieder
lebhaft wachzurufen.
Helgoland. mit Reht die ..Perle der Nordfee“ genannt. verdankt
diefen Beinamen feiner Düne. feinem Lebensnerv. einem Badeftrand.
auf dem fich während der Saifon vom 15. Iuni bis zum 30. Sep-
tember das munterfte Badeleben abfpielt. Die elegant eingerichteten
Salondampfer der Hamburg-Amerika-Linie und »des Norddeutfchen
Lloyds fiihren von Hamburg und Bremen alljährlich einen mächtigen
Fremdenftrom herbei. Welch ein buntbewegtes Bild bietet zur Saifon
die Helgoländer Reede an einem Sonntagnahmittagl In der leiht
bewegten See fhaukeln hell geftrihene Salondampfer hin und her.
Es find dies der neue Turbinenfhnelldampfer der Hamburg-Amerika-

Linie ..Kaifer“. der Shraubendampfer „Silvana“. der gegen das
Stampfen auf See am Heck an beiden Seiten mit dem von dem
Ingenieur Schlick erfundenen Shiffskreifel verfehn ift. und die Rad-
dampfer „Cobra“ und ..Vrinzeffin Heinrich“. Für diefen ift ebenfalls
gegen das ftarke Shlingern eine Ausrüftung an beiden Seiten mit
Luftkeffeln geplant. Ferner fteht man die Raddampfer des Nord-
deutfhen Lloyds aus Bremen: ..Najade“. „Ihre“ und ..Seeadler“.
Am Strande des Helgoländer Unterlandes promeniert die fafhionable
Welt unter den Klängen der Kurkapelle bis zur Landungsbrücke. die
von der Ottenfener Eifenhoch- und Brückenbaufinna E. Seidler und
Spielberg erbaut wurde. Die ca. 5000 Einwohner Helgolands
fprechen größtenteils noch den ftiefifchen Dialekt. ein kräftiger Menfhen-
fchlag ifts. gewöhnt. in harter Arbeit das tägliche Brot zu friften.
Im Winter wird die Infel. um vom Feftlande niht ganz abgefchnitten
zu fein. zweimal von Cuxhaven aus mit dem Dämpfer „Silvana“
mit Lebensmitteln verforgt. da das Erdreich auf dem Felfen an und
für fih nicht fehr ertragreich ift. Das vorhandene Gras wird von
magern Schafen abgefreffen. deren Fleifch man als ..Jrifh ftew“ auf
der Infel fehr viel genießt. _
Da Helgoland eine von Waffen ftarrende Feftung ift. könnte man
vielleicht unfre Luftkreuzer hier mit Erfolg verwenden. In Hamburg. dem
nächft liegenden größern Hafen. ift bereits eine Luftfchiff-Station durch
die Bewilligung von ea. Mk. 800000 gefichert; eine proviforifche Luft-
fchiffhalle foll demnächft errihtet werden.

Rund
Sozialpolitik
und wirtfihaftliche Freiheit
Eine wirkfame Sozialpolitik kommt
ftets als ein Zwang. Sei es. daß ein
beioudres Gefeß ausdrücklich ein be-
ftimmtes Verhalten vorfchreibt. iei es.
daß die Entwicklung der Verfehrsfitte.
des „fozialeu Gewiffens“. der tcchnifcheu
nnd wirtfcbaftlichen Entwicklung folgend.
in allgemeine Rechtsfiiße einen neuen
Inhalt hiueiutriigt. Der wichtigfte
Grundftein des fozialen Brioatrechts
ift der Ö 138 des Bürgerlichen Gefetz-
vuches. nach dem Verträge und andre
Rechtsgefchäfte nichtig find. wenn fie
gegen die guten Sitten verftoßen. Die
Erziehungsarbeit. die gute Sitten
bildet. ift die befte Sozialpolitik. denn
fie fchafft neues zeitgemäßes Recht ohne
neue Paragraphen; fie wird weniger
fcharf empfunden. vor allem nicht fo
als „Zwang“ empfunden wie ein direktes
ausdrückliches Gefeßesverbot fiir den
Einzelfall. Aber Zwang ift fie darum
doch. Ohne ftaatlichen Zwang ift
Sozialpolitik nicht wirkfam-*Sitte
ift nicht Politik.
Was fich gegen folchen Staatszwang
wehrt. ift der Eigenuuß derer. die
einen Nachteil oder eine Schinäleruug
ihres Vvrteils davon erwarten. Formell
erfeßt der Broteft aber meift ein Ju-
tereffe der angeblich fegeusreichen und
notwendigen Freiheit des Wirtfchafts-
lebens. Diefem Schlagwort gegeniiber
muß grundfäßlich feftgeftellt werden.

icliau
daß es ein Schlagwort ift. daß es eine
wirkliche Freiheit. alfo klugebundenheit
des Wirtfchaftslebeus in unfern Kultur-
ftaaten nicht gibt. nicht gegeben hat und
nicht geben kann. Auch die unter dem
Schlagworte „Freiheit“ verfochtue ..uu-
gehinderte“ Bewegung der Ver-fon. Ver-
wertung des Kapitals und Ausnutzung
der Macht. die der Kapitalsbefiß
über Befitzlofe gewährt. beruht auf
ftaatlicheu Zwangseinrichtungen: auf
Eigentum. Erbrecht. Befißfchntz. Zwangs-
vollftreckung ufw.
Kein Verfechter freien Wirtfchafts-
lebens hat verlangt. daß diefe Zwangs- _
geietze. die dein Kapital giinftig find.
aufgehoben worden: Die Strafen auf
Diebftahl und Raub. das Erbrecht . . .
alles was das Eigentum gegen den
freien Zugriff audrer fchiitzt. Die fo-

geuannte Freiheit des Wirfchaftslevens
befteht alfo nicht darin. daß der Staat
iiberhaupt nicht regelnd iu wirtfchaftliche
Verhältniffe eingreift. fondern darin.
daß er das Kapital fchiißt und die
Verfon ungefchiitzt läßt. Vorteil davon
haben alfo diejenigen. bereit Kapitals-
iutereffen größer find als ihre Ver-
fönlichkeitsintereffeu. Fiir die Gefamt-
heit find die Verföuliehfeitsintreffen
ftets wichtiger als die Kapitalsintereffen.
denn von allem Volksvermögen und
Einkommen werden etwa drei Viertel
zur Ernährung und Erziehung der
Meufchen verwandt. und vou der
Rentabilität diefer enormen Summen
hängt das Reicher- oder Ärmerwerden

des Volkes ab. „Sozial“ bedeutet dem Worte nach die Voranftellung der Gefamtintreffen vor die Einzelintreffen. Darum ift es fozial. wenn der Staat mit Zwangsinaßregeln die Perfonen der vielen Volksgenoffen gegen das Kapital der verhältnismäßig wenigen fchiißt und bevorzugt.

Wenn diefe wenigen. die Befißenden fich dagegen fträuben. fo ift das aus ihren Privatintereffen erklärlieh; wenn fie aber das foziale Eingreifen des Staates als ein „Unrecht“ brandmarken und der Gemeinfäwft die Befugnis dazu abfprechen wollen. dann ift das lächerlich. Solange Befitz. Vermögen und Verfiigung über fremde Arbeit auf „Freiheit“. das heißt auf Macht beruhte. konnte niemand fich befchweren. wenn eine ftärkere Macht ihm fein Vermögen oder feine Verfiiguugsgewalt ganz oder teilwcife nahm. (Das gilt ja heute noch im internationalen Verkehr der Völker.) Seitdem Befitz. Vermögen und Verfiigung iiber fremde Arbeit auf ftaatlichem Zwange. das heißt auf „Recht“ beruhen. kann niemand fich befchweren. wenn der Staat Vermögen und Verfiigungsgewalt des einzelnen auf demfelben Wege. auf dem fie verliehen find. auch wieder einfchränkt.

Auch wir Sozialpolitiker wollen die Freiheit. Grade um der Freiheit aller Volksgenoffen Willen fordern wir foziale Zwangsgefeße. Denn ein Volk »kann heute nicht frei fein. wenn es feinen Volksgenoffen nicht eine fogenannte „Freiheit“ befchränkt: die Befugnis. feine Freiheit zu verkaufen! Alle foziale t Gefeßgebung. die als eine Befchränkung der Freiheit bekämpft wird. ift in Wirklichkeit eine Befchränkung dcr Möglichkeit. feine Freiheit aufzugeben. Sozialpolitik ift ein Zwang zur Freiheit!

Es ift ganz begreiflich. daß die Großen. deren Größe auf der Unfreiheit der andern beruht. fich dagegen fträuben. wenn auch den vielen andern die Freiheit gefetzlich garantiert werden fall. Der größte Eingriff in das Wirtfchaftsleben und in die Vertrags-freiheit war die Aufhebung der Sklaverei und Hörigfeit. Du darfft dich nicht rechtlos verkaufen; dn kannft es nicht. Du magft es anftellen. wie du willft: Du kaunft dich nicht vollftändig aufgeben; das letzte

Verfügungsrecht iiber dich hat der
Staat dir aufgezwungen, Du mußt
perfönlich frei fein.
Warum tat das der Staat? Weil
er den freien Menfchen als Bürger
brauchte. weil das Gefamtintereffe
darunter litt. wenn ein Teil der An-
gehörigen nur Haustiere der andern
waren. Aber der heutige Staat braucht
nicht nur Menfchen. er braucht Kultur-
menfchen. Darum zwingt er die Kinder
zur Bildung. (Daß unfer Bildungs-
zwang auf falfchem Wege ift. ändert
nichts an der grundfäßlichen Bedeutung
der Tatfache). Bildung macht frei.
Darum find die Freunde der Leibeigen-
fchaft noch heute die Feinde der Volks-
bildung.
Der Staat braucht gefunde. leiftungs-
fähige Menfchen. Er lernt allmählich
begreifen. welche nngeheuern Verlufte
das Volksvcrmögen durch unrationelle
Behandlung des Menfchenmaterials er-
leidet. Darum zwingt er zur Schließung
der Fabriken und Kaufläden in der
Nacht und am Sonntag (natiirlich mit
vielen Ausnahmen. denn die Erkenntnis.
daß die Verzinfung des Menfchenkapitals
wichtiger ift als die Verzinfung des
Aktienkapitals. wäehft erft langfam).
Darum befchränkt der Staat die Be-
fugnis der Frauen und Kinder. in
fremdem Diefte zu arbeiten. zu ver-

dienen. Was haben die Ausbeuter der „Arbeitsfreiheit“ nicht gejainmert iiber diefen Zwang zum „Miißiggang“! Aber der Staat lernt einfehn- daß der Menfch biÖ zn feinem Tode mehr leiftet, je fpäter er in der Jugend anfängt, daß die billige Frauenerwerbsarbeit den einzelnen nutzt, der Gefanitheit aber fchadet, daß die rentabelfte Frauen-arbcit die Kinderpflege ift. Der Staat braucht gefnnde Knitnrmenfchen.

Konkurrenzklaufeln nennt man Ver-trage- durch die Handlungsgehilfen. Techniker, Arbeiter oder andre Ange-ftellte fich verpfliehtcnf nach Beendigung des Dienftverhältniffcs in beftiininten Gewerben oder Gegenden nicht tätig zu fein. Aueh hier wie an vielen andern Stellen hat der Staat befchränkend ein-gegriffen. Er mußte es, weil die „Ver-tragsfreiheit‟ fich hier darftcllte als eine Befugnisr unter dem Drucke der Not iin Arbeitsvertrage die Arbeits-freiheit aufzugeben ein wertvolles Stück der Verfönlichkeit zu verkaufen. Aber der Staat braucht die befte Leiftung jedes Bürgers auf dem geeignetften Vlaße. Er annnlliert die Befehrünkung der Arbeitsfreiheit . . .

Sozialpolitik ift ftaatlichcr Zwang zur Levens- und Betätignngsfreiheit aller Bürger.

l)r. klein: pottlwfk,
Mitglied dee deutfchen Reichetags.

Entrevne in Marienbad

Vor kaum einem und einem viertel Jahr wars, als Fiir-ft Bülow den Ele-()cimrat Klchmet von der politifchen Ab-teilung des Auswärtigen Amts als Sünden-bock in die Wiifte fchickte. Auch einige andre Herren erkrankten plönlich. Der von akutem Daily-Telegraph-Fieber ge-fchiittelte Freiherr von Schoen bakain Urlaub, und Herr von Kiderlen-Wächter wurde vom Balkan hei-gerufenF ihn zu vertreten. In jenen heißen November-tagen kam er; ftellte fich in einer ganz harmlofen gelben Wefte auf die Tribüne des Reichstags, als nicht nur gegen den Kaifer, fondern auch gegen das Auswärtige Amt fcharfe Worte fielen, und fagte in einem befcheidnen Ton, was auf dem un-dankbaren Voften, auf dem er ftand, auch jeder andre gefagt hätte, wenn er es nicht iiberhaupt oorzog, zu fchweigen. Er meinte, das Reffort, deffen Vertretung ihm oblag, arbeite fo priizife wie jede andre preußifche

Behörde, Das war fnbjektiv und objektiv
richtig, und doch (alliten alle. Ueber
diefes parlainentarifche Debut fcheint nun
doch Gras gewachfen zu fein, denn die
Preffe aller Schattierungen begrüßte den
neuen Staatsfekretiir mit heller Freude.
Nur ganz flüchtig erinnerte man an zwei
kleine Affären des neuen Manns: an eine
alte Duellgefihichte niit einem Journaliften
und an ein fcharfes Wort Kiderlens, das
er einmal gegen feinen Kaifer follte fallen
gelaffen haben. Ana) die amtlich oft de-
mentierte hübfrhe Wirtfchafterin, die inan
ihm einft als Tröfterin feiner Bukarefter
Langenweile nachgefagt hattef ift oergeffen._
Der bis auf Widerruf zum Staats-
mann emporgekomnine frühere Schädling
der guten Sitten in Butnreft (bekanntlich
ift Klein-Varisr wie man die rnmiinifche
Hauptftadt feit 30 Jahren nennt, eine der
heiligften Städte Europas) hatte noch un-
mittelbar v o r feinem Amtsantritt mit dern
Leiter der öfterreichifch-ungarifchen Politik
eine Zufaninienkunft in Marienbad, wo
fich jetzt Graf ?lehre-nm(in feiner Villa
St. Hilbertu's einer befchauliehen Ruhe
erfreut. Die böhmifchen Heilquellen find
bei den Diplomaten heute noch fehr beliebt.
Zwar ließ Eduard i/[I, in feinem letzten
Lebensjahr oft erklären, durch die Annex-ion
Bosnien? nnd der Herzegowina wäre das
europüifche Gleichgewicht geftört worden,
und aus diefem Grunde ziehe er es vor,

fein llebergewicht in Frankreich zu ner-
[ieren, aber -fchließlich kam er doch wieder
nach Marienbad. Es ift eine unbeftrittene
Tatfachq daß Georges Clemeneeau im
Sommer 1909 lediglich aus Aerger dariiber,
daß er feine längft gepackten Koffer nicht
nach Karlsbad fchicken ko-*nte, die fich un-
gebiihrlich ausdehnende Budgetdebatte *da-
durch zu kürzen fuchte daß er die fran-
zöfifche Kammer aufs gröbfte beleidigte
nnd eine halbe Stunde fpäter Herrn
Fallißres feine unwiderrufliche Abficht
knndgab. feine Demiffion zu nehmen. So
fehr fehnten fich Clemenceaus Magen-
neroen nach dem Karlsbader Sprudel.
lllcbrigens lebte dort Cleinenceau mönchifch
einfach --- nämlich in der dritten Etage
einer weniger als zweitklaffigen Venfion
auf der Hirfchfprungzeile, In die Kurlifte
fchrieb er fich einfach als Arzt aus Paris
ein) Alljährlich taucht der ruffifche
Minifter des Aeußern, Herr von Jswolski.
in eleganter Gefellfchaft in Karlsbad und
dem nahen Marienbad auf. Der oertriebne
Schal) von Verfien trank auch manchmal
an diefen Quellen - wie fich zuletzt
zeigte - zu wenig politifche Weisheit,
und der alte Sturdza, der frühere ru-
mänifche Minifterpräfident. kam auch fiir
fechs Wochen.
Seine Gefundheit hatGraf Aehrenthal in
Marienbad nicht zu flirten. denn er hat
die Berdaunngsfchwierigkeiten, die uns
Bosnien und die Herzegowina bereiteten,
vor-trefflich überwunden und ift fo fchlank
wie nur je. Aber in Marienbad ift es --
wie er Herrn von Kiderlcn-Wäcluer aus-
drücklich fagte -* fehr nett, und nebenbei
hat Graf Aehrenthal vielleicht den Ehrgeiz.
den freigewordnen Play Ednards l/[l.
zu befeßen und als der große Staatsmann
diefes Jahrhunderts die Kleinen dort um
fich zu fanuneln.
Von dem. was Herr von Kiderlen-
Wächter mit dem Grafen Aehrenthal -be-
fprochen hat, ift fait jedes Wort in die
Defientliehkeit get-rungen. Herr von Kiderlen
hat nämlich ini Orient die Breffe fchätzen und
iiberfchäßen gelernt. und in feiner liebens-
wiirdig ehrlichen und aufgefnöpften Art
fliifterte er einem Vertreter der Neuen
freien Preffe alles ins Ohr, was er und
Graf Aehrenthal auf dem Herzen hatten,
und am nächften Tag konnte man es in
dem Wiener Blatte lefen. Es ift in
Deutfchland leider zu wenig beachtet wor-
den. Bor allem wurde von den beiden

Staatsmännern eine volle Uebereinftiminung
darüber erzielt, daß Marienbad im Sommer
wie im Winter eine fchöne Sache fei.
Auch über die Zugoerbindungen zwifchen
Marienbad und Berlin einigten fich die
Diplomaten. indem beide anerkannten, daß
insbefondredie Liiachtiierbindungen z ie in l i ch
fihlecht find, Hoffentlich wars ein deutfcher
Waggon, den der Marienbader Station-Z-
oorftand für Herrn von Kiderlen-Wiichter
referviert hatte. Wäre nämlich ich deutfcher
Staatsfekretär des Auswärtigen und feßte
man in i ch in Gegenwart des öfterreichifch-
ungarifchen Minifters des Aeußern in einen
öfterreichifchen Wagen, ich wiirde das Coupä
fofort nerlaffen und meinen Kollegen Aehren-
thal auffordern, die Sitze ein wenig felbft zu
reinigen. da fein (hifonbahnminifter infolge
des Defizits in feinen Kaffcn für das
wirkfamfte Mittel zur Befeitigung der
Unterbilanz die Nichtreinigung der Waggons
hält. Wenige Tage fpäter fuhr ich diefelbe
Nachtftrecke wie Staatsfekrctär Kiderlen,
nnd obwohl ich fonft die Staatslcnker um
ihre Allmacht nicht beneide, am Morgen,
als ich erwachtex hätte ich foeben von einer
Entrevne mit dem Grafen Aehrenthal in
Marienbad kommen mögen. Wie der
Vertreter der R. F. V. bezeugt7 hat der
Graf Aehrenthal dem Wächter der deutfchen
auswärtigen Politik vielerlei von einer
Eis- nnd Rodelbahn im winterlichen Ma-
rienbad vorgefchwärnit. und die beiden
Minifter haben vereinbar-ß daß Graf
Aehrenthalaugenblicklich. wie dieEisbahn gut

fei. Herrn von Kiderlen telegraphieren und
diefer "ofort mit dein D-Zuge noch Marien-
bad cilen wiirde. Nachdem ih nun konftatiert
hatte. daß fick in meinem öfterreichifchen
Eifenbahneoupe? zweiter Klaffe aller Shmnß
Europas ein Rendezvous gegeben hat.
wiirde ih dem Grafen Aehrenthal kurz
und grob telegraphiert haben: „Glaube
gerne an Vortrefflichkeit der Eisbahn. will
aber Ihre Eifenbahnen nicht wieder bc-
nußen. Eher noch Entente mit italienifchein
Eifenbahnminifter möglich.“
Gewifj fuhr aber Herr von Kiderlen-
Wächter in einem deutfhcn Wagen. Sanft
hätte die Norddeutfche Allgemeine 'Zeitung
wohl kaum mit Befriedigung feftgeitellt.
daß die Beziehungen zwifhen den beiden
befreundeten Staaten unverändert herzlich
wären.
Ein kleiner Neft von Mißtrauen gegen
die Marienbader Tage bleibt aber troßdeni,
Herr-*von Kiderlen-Wächter erklärte dem
Interviewer der N. F. V.. er werde in
der nächften Zeit mit dein Marquis San
Giuliamo nicht zufammenkommen. denn
der Kanzler hätte init dem italienifhcn
Minifter des Aeußern genug konferiert. und es
gäbe nichts Neues zu befprectfen. Sollte
Herr von Bethtnann-Hollweg nicht auch erft
im März den Befnch des Grafen ?lehren-
thal erhalten haben? Und follte der
Kanzler gar kein Verftiindnis für eine
bölnnif-he Eis-bahn haben?

All-Islam

Als der feither entthronte Meifter der
politiichen Init-ige. Sultan Abdul Hamid.
den Beriuch machte. die panislamitifche
Frage anfzuwerfen. ging ein fpöttifches
Lächeln durch das ganze Abendland -
mit alleiniger Ausnahme Englands Der
Gedanke. die mohainedanifche Sache als
politifchen Wert neu aufleben zu (offen.
das längft verloren gegangene Zentrum fiir
die Islamiten von Europa. Afien und
Afrika im türkifchen Sultanat wieder-
herzuftellen. wurde als abftrus. riickftändig.
unmöglich bezeichnet. die politifche und
kulturelle Unterwertigkeit der mohame-
danifctien Völker und Raffen fiir eine folche
Anfraffung. ebenfo irn ncgierenden Sinn
maßgebend genannt, wie die Jnkompetenz
des osnianiihen Papftes. dent die radi-
kalften Islainiten. die Araber. die Kalifen-
kompetenz abftrcitcn, Aber der fchlane
Addict Hamid. der in der äußern Politik
einfpructislos weitfichtig. und nur in der
innern mit Blindheit gefhlagen war. dachte

keinen Augenblick daran. etwa eine große
religiöfe Bewegung des ntohamedanifchen
Morgenlandcs zur Reitauriernng einftiger
Macht anzuregen. Seine Abficht ging nur
dahin. den unzufriednen Gciftern diefes
Glaubens in Afien und Afrika einen An-
ftoß gegen die Herrfchaft Englands zu
geben und fich damit eine _ar nicht nn-
gefiihrliche Waffe gegen den größten
Feind der Türkei. als den der
Sultan ganz richtig das B r i t en reich er-
kannt hatte. zu fichern Nicht unmittelbar
fiir die kürkifche Suche follten die Egypter
und die mohatnedanifchcn Inder ihre
Energie im panislamitifchen Zeichen auf-
rütteln. wohl aber gegen England. dem
hierdurch Vorficht und Zurückhaltung gegen
das osmanifctte Reich auferlegt war. Daß
die Erwägung richtig war. die eng-
lifche Politik als den einzigen bleibenden
Erzfeind der Türkei anzufprechen. beweit't
die jetzige Haltung Englands in der Kreta-
frage. wenn ein folcher Beweis iiberhaupt
noch nötig wäre.
England hat die hamidifhe Türkei
offen und auf Hinter-wegen ftets bekämpft
und hat das Orientinaxim vom unaus-
bleiblichen Verfall und Zerfall des os-
manifchen Staats auch gegeniiber der Nen-
tiirkei. troß ihrer K'ulturreformarbeit. auf-
rechterhalten. Hierfür mögen felbftifche
Abfichten. Feftfehungspläne in türkifchen
Wiiffern. die Erkenntnis vielfaher Nieder-
lagen im ökononiifhen Wettbcwerb und
int politifchen Einfluß auf den nahen Often.
der Haß gegen das wirtfchaftliche Bor-
dringcn Deutfchlands wefentlih bcitragen,
Aber auch der panislamitifche Gedanke. in
dem Sinn Abdul Hamids aufgefaßt. hat
unter den mohamedanifchen Völkern der
britifchen Herrfchaft in Indien und Egnvten
eine Bewegung angeregt. die die Lon*
doner Regierung durchaus nicht unterfchätzt.
Mit großem Mißbeliagen fieht man
dort den eben in der Durchführung lie-
griffnen Plan Japans. durch eine eigne
diplomatifche Vertretung in Konftantinopel

neue Fäden mit der Türkei. als dem
Brennpunkt für Panislamismus. anzu-
knüpfen. Japan. das fcit dem fiegreichen
Krieg gegen eine europäifche Großmncht
zweifellos von einem politifchen Größen-
wabn erfaßt ift. mag in feiner Selbftüber-
fchähung immerhin daran denken. durch
Sig und Stimme in Konftantinopel
tünftighin auch in europäifchen Fragen.
von denen einer Löfung nähftftehend wohl
die des nahen Ofteus gilt. dreinzureden.
Als höchft wahrfcheinlich aber kann es
_ angefehn werden. daß die japanifche Politik
dabei auch an Mittel und Wege denkt.
England in Afien unangenehm werden zu
können. Das ruffifcb-japanifche Einoerftehn
hat eine deutliche Spitze gegen England.
Und tatfärhlich führt der Weg der ja-
panifchen Zukunft, wenn es ihr gelingt.
ihren politifchen und kulturellen Vorfprung
gegen China in eine oftafiatifche Vorherr-
fchaft nmzumertcn. ganz ausgefprochen
gegen ein gegnerifihes. diefe Pläne hin-
derndes England.
Gewiffe Anzeichen und Aeußerungen
japanifcher Politiker laffen darauf fclließen.
daß die Verbindung. die das vom eng-
lifchen .Kurs ganz abgewichene Japan bei
der englandfeindlichen Türkei fucht. fih
grade auf panislamitifhem Boden betätigen
werde.
Damit gewinnt die voreilig zum alten
Rüftzeug geworfene Jdce Abdul Hamids.
die Jdce vom Allislam. wieder ein ganz
befondres Jntereffe. . . u. Z.

Das politifche Drama

Das deutfhe Schrifttum ift arm au
Verfucben. die Vorgänge der Tages-
politik. die uns mitdringlichftemJntereffe
berühren. in einer kulturellen Smithefe
zu vereinigen. Der Blick ruht nicht
rein und klar auf den politifchen Er-
eigniffen: entweder jiberwältigen den
Dichter pofitiviftifche Regungen und er
bleibt im Ring der theoretifheu Politik.
indem cr Partei wird; oder das haftig
arbeitende Gehirn ergreift einige charakte-
riftifche Merkmale. bunt aufzuckende
Beleuchtungen und arrangiert das faft
im Ranfch Erfaßte zu einer cffeltvollen
Dekoration. Aber es gelingt nicht. die
einzelnen Daten gleichfam in fich ver-
finken zn laffen. daß nur ein großer
Hintergrund bleibt. ein zufammen-
fchließendcs Gewebe von Gefhehniffeu.
in dem fich die politifhe Situation
fpiegelt. Diefer grundfäßlihe Mangel

einer. ich möchte fagen Goethifchen
Unbeeinflußtheit treibt die Dichter zu
tendenziöfem Eifer oder zu witzigen
Farbenfpielen. Es ift eher auf eine
Schilderung politifcher Einrichtungen ab-
gefehn als auf Geftaltung des welt-
anichaulichen Problems. durch das fich
das politifche Drama als eine indi-
viduelle Form beweift. Von ihm wer-
den wir fprechen können. wenn das
Theoretifche als äußere Wirkfainkcit
verloren hat. und nur im Schirkial des
Menfhen. als Beftinimendes. zntiefft
zugrunde Liegendes. erkannt wird. So
dachte ih mir das politifche Drama
unfrer Zeit. deren verfchwommeue Farb-
lofigkeit kein ariftophanifchcs Tempera-
ment verlocken wird. und eben lefe ich
ein Werk. das alle Wünfche in einer
außerordentlichen Form erfiillt: Motiv
Heimauns Komödie. J o a chim v o n
Brandt. (S. Fifchers Verlag)
Jin Hintergrund diefer Komödie
lauert die Dulnpfheit unfrer politifchen
Situation. (kin ungeheures Schickial
laftet auf anonumen Größen. wie drunt-
volle Mäntel hängen um bedeutung's-
lofe Menfhen Aemter von höcbfter
Machtfülle. Das Amt. diefer Elementar-
begriff der Politik. herrfcht als einziger
Kanal zu kultureller Wirkfamkeit. Ju
diefe Kultur ift ein dämonifcher :bie-iich
geftellt. der ein Uebermaß von Energie
produziert. die fich Answege fhaffen
muß. Kein genialer Menfch. nur ein
Einzelner. Aber er ift nicht auf dem
Plane. wo er fruchtbar wird. Er findet
keine Kanäle. die feine vitale Kraft in
kulturell wirkfame Wege leiten: er platzt
wie die Blattfcbncide in die leere Luft.
Er kommt nie zn feiner Form und
bleibt darum wirkungslos: fein Schickfal
ift das der Menfhen. die fich nicht zu
begrenzen wiffen. Ja. wenn er Dihter
wäre! Aber Joachim von Brandt ift
nur einer jener glühenden Menfhen.
denen die Erkenntnis der geiftigen Be-
fchränktheit ihrer Mitbürger einen Eis-
panzer um das Herz gelegt hat. Aber
er fchwillt in iiberreicher Weltfrende
und Heiterkeit. fein ftarkes Kraftgcfühl
fieht das Dafein in einer wundervoll
jungen Atinofphäre; er ift ein glückliches
Kind. das alle umarmen möchte: aber
er trifft .überall auf Fremde. So in

fich znriickgedrängt. hiitet er fein Einp-
pfinduugsleben mit der fchmerzlichen
Keiifchheit. wie fie in vielfach ncfteigerter
Potenz etwa den Meufchen nnut
Hainfums eigen ift. Auch fein Fond
von Aktivität. von drängender .nraft
ift zu groß. als daß er nicht Meufchen
finden müßte. an denen er fich un-
mittelbar entladet. Diefes Gefühl der
Fülle. der iiberftrömeudeu .Kraft gibt
ihm jene Heiterkeit. die um jeden reinen.
felbftbewußtcn Meufchen ift. Sein
Gliicksgefiihl. das Wundervolle des
Atmen-.nöuneus möchte iiberftrömcu: es
bricht fich an den Schranken diefer
durch tkleiulichkeiten regulierteu Welt.
die ein fo empfiudfames Herz doppelt
enttäufchen; es wird Vflicht des Selbft-
erhaltuugstriebes. feine guten (til-fühle
in Hohn und Bitterfeit zu verwandeln.
Die Dumbfheit der Zeitgenoffeu. die
auf fein gerades (f-ntgegeukommcn mit
Vorbehalten.Höflichfeiten.noubcntioneu.
Hinterhc'ilten reagieren. berühren feine
Seele wie Fiiulnis: wenn er nicht
niöuchifch fich felbft leben will. hilft
ihm nur Ironie und Verachtung. das
Bezenguis feiner höhern Art über fie
hinweg. [lud als ihm bei einer
Elownerie ein Widerftand gcfchieht. nicht
durch einen gleichwertigen Meufchen.
fondern durch das Gefelz: da beginnt
die Tragödie, Er oerachtet das (bc-fen.
weil es kleinen Meufchen eine Bedeutung
gibt. die fie be'tenfalls paradiftifch zum
Ausdruck bringen. Aber die Gewalt
der unbefcelten Muffe. die hinter dem
Grieß ftehende Macht zwingen ihn in
eine lächerliche Situation. lind plötzlich
erweift fich diefc Situation ftärker als
er: cr kann fie nicht nach feinem Willen
ändern. Da gibt er den Wideritaud
auf. Nicht das (tief-:rz fiegt iiber Joachim
von Brandt. fondern die Sinnlofigkeit
eines Schickfals. das ihn zu keiner
Form kommen läßt. Aber es bringt
ihm gleichfam als Eutichädigung die
Erkenntnis einer wirklichen. abfvluten
Macht auf Erden: der Gefetze. Er ift
aus allen Fragwiirdigkeiteu und Zweifeln
befreit durch diefe Gewißheit. die er fo
teuer bezahlen joll. der unbedingteu
Macht des Gefetzes. die frei iiber allen
BedenklichkeitenuudZeitlichkeiteu ichwebt.
Und da. als ihm diefe Erkenntnis ein
neucr Wert. eine gewiffe Realität wird.
verveugt fich aus realvolitiicheu Er-

wägungen das Grieß vor ihm. Das
Schickfal konftatiert grinfend die Aus-
nahme. Nnn ift feine Hilflofigkeit ohne
Grenzen. Alles fließt ineinander. Ans
diefer ikevtifchen Situation rettet ihn
die Weisheit Voltaires (im Eaudid):
..Laßt uns hiuansgehu und den Garten
veftellen.“ Vfliaitmäßiges Wirken. das
ift der Sinn des Lebens. Joachim von
Brandt lernt es glücklicher: ihm wird
ein blind geboren.
Das ift die feelifche Kurve. in der
das Spiel verläuft. Aber die Körper.
in denen fie zur Aufchanung kommt.
find von der bedachten eines Meifters.
Ein kraftvoller. leideufchaftlicher Meufch.
der wie ein lachender Sturm durch die
.ttleiuftadt fiihrt. ein gefunder. fiählcrner
Körper. der nackt auf ungefatteltem
Vferd zur Tränke jagt: die dnmvfen
Straßen der kleinen Stadt mit Sauer-
ftoff erfiillend. das ift der Herr von
Brandt. Seltfcuu lebt er au den Men-
ieheu vorbei. die ihn immer nur an
einem Vunkt berühren. Er täufcht fich
in dem blaffeu. feingliedrigcn Dr. Enfen.
der fich ein Leben voll Weisheit und
Tieffinu borfpielt: gewoben aus Er-
innerungen feiner Bücher. Er lebt auch
an feiner Schwägerin Jofephe vorbei.
deren* Leben fo durchficbtig wie ein
herber. heitrer Frühlingsmorgen und
wie diefer voll lnrifchcr Fernen - ein
beherrfchter und ftolzer Menfch. von
der Brandt fagt: ..Wenn du lachn. dann
fitzt in deinen Augen ein Ziiruen.
und wenn du Flikllfk. dann fißt ein Lachen
iu deinen Augen." Sie ift fein reinfter
Spiegel: aber feine immer zuriickgeftoßnc
.tiraft beherrfcht fich nicht zu den Ver-
hältuiffeu. die nun einmal das Leben
erft ermöglichen. Doch das Wunder-
vollfte find die Kleiuftadtfzcnen in der
Stube des Apothekers tiiiidervater: ganz
rein gezeichnete (beftalten mit dem
intellektuellen Habitus der Biedermeier-
zeit. wie fie Wilhelm Schulz etwa zu
zeichnen bemüht ift. Um alle Meufchen
diefer Komödie ift eine harte Luft: fie
find in diefen Konturen iiberdeutlich er-
kennbar. und keine fchöuen Nebel geben
ihnen räumliche Tiefe. Ihr Leben ift
von einer iiberftarkcn Reife: es ift fo
vollkommen in Erfcheiunug getreten. fo
ftark gefüllt mit Eigenheiten des täg-
lichen Lebens. daß der Reichtum fie faft
zu paradigmatifchen Charakteren macht.

Naht man fich ihnen zum erften Mal. herrfcht diefes übermäßige Gefühl iiber uns: Menfchen. llnd ebenfo reich. ftählern. gcfchmeidig ift die Sprache. durch deren metallne FugenlofigkeitkeinZravfen Blute* dringt. die im Sturm der Gefühle nicht fchmilzt. fondern herbe fich biegt. und die doch anf einem llntergrund von fabelhafter Rcizbarkeit in zahllofen Lbertönen fchtvingt - daß es der ganzen Kenfchheit eines vollfommnen Profaifteu bedarf. nm fie nicht vollgefogeu von Licht nnd Farbe an die Wirklichkeit zu ftellen. Wo ift in unfrei* zeitgenöffifchen Literatur eine fo männliche Sprache wie diefe: in der ein Mann. anfgeriffen in einem heißen Strudel von Leideuichaften. zu der begehrten Frau fagt? ..Es ift heute fo *- daß ich mich nicht mehr nach meinem Schatten nmfehe. wenn ich wiffen will. wo die Sonne am Himmel fteht. Es ift fo. daß ich die Schale habe angefangen. zu fprengen. die kriftallhartc Schale von Lug und Lüge. Selbftbewaltrnng und Tatkraft. und daß ich der fchmelzende Menfch bin und mit meinem ganzen Blut empört zu dir hin. Jofcvhe. Zu dir hin. wie du hier vor mir ftchft, wie ich dich hier umfaffe bei deinen zehn Fingern.“ Tiefe ungemeine Beherrfchung gibt dem Werk eine fo verhaltnc Schönheit. wie fie grade dem Bühnenwerke verboten ift. Es trägt feinen Reichtum nicht fichtbar wie eine vollendete Schale. fondern unter der bedentnngslofen Tnnamik der Begebenheiten gefcnkt. Das läßt vielleicht anf den klugen Effahiften. den tliigften in Dentfchland. raten. dcr fein Verfaffer ift. Die Bühnentvirknng ift hier ganz in die Hand der Darfteller gegeben. Wenn aber nnfrer Schaubühne noch im geringften das Gefühl ritter moralifcheu Verbindlichkeit innetvohnt. fo wird fie diefem Werk Moritz Heimanus durch ihre beiten Kräfte zu feinem fzenifchen Recht verhelfen. Kuaolt |(urt2.

Erziehung zum Patriotismus

Die Schule will treue Staatsbürger heranziehn. lind bemüht fich nach Kräften darum. Nicht allein durch die gefamte Erziehungsart geht das. Natürlich auch nicht allein durch einen „warmen“ Unterricht in der deutfchen Gcfchicbte (der freilich oft genug nur im 'Zahlenrinpauken feine Erfüllung

findet). Wenigftens finden die meiften
Menfchen das noäi nicht hinreichend,
Sie wollen mehr. fie tvollen Feftfpiele.
Alfa ..Schulanfführungen an vater-
l'cindifchen Gedenktagen“.
Jin dankenswerter Weife kommt
denen. die auf derlei Weile den Patrio-
tismns betätigen wollen. der Leipziger
Verlag von Alfred Strauch entgegen.
Pant Matzdorf gibt da eine „Jugend-
und Volksbühne“ heraus. Dagegen
kann ich natiirlich nichts einzuwenden
haben. im Gegenteil. ich bin ganz ein-
verftanden damit. wenn . . . . . die
Sache nicht doch manchen Haken hätte.
Gewiß: das will Theater fpielen. fall
es auch. Auf feine Weife natiirlich.
Und wenn es Paul Mabdorfs Märchen-
fpiele mag, "vlt es fie ja auch mimen.
Aber ich wiirde denn doch keinen meiner
Jungen eine Rolle auswendig lernen
laffen. Richtlinien gegeben. lind nun
felbft dichten. felbft mimen laffen. Ganz
im Stillen. nicht vor 125 Feftgäften.
die den Ehrgeiz der kleinen Schaufvielcr
anftacheln. Wie gefagt: ganz im Stillen.
mit ungelernten Worten; tnindeftens fo.
daß jedes Kind die Situation retten
kann.
Aber nein. man dichtet in Kinder-
tnnndart. (fo gutes halt eben geht) und
läßt lernen. was der Drucker fchön
fchwarz auf weiß gebracht hat. Zus-
beiondrc zur Hebung des Patriotismns
etwa folgende Nummern der Mahdorf-
fchen Sammlung: ..Die Kaiferprokla-
mation". ..Fehrbellin“. ..Siegesfeier“.
„Dentfchlands Jugend" und vielerlei
mehr' Man hat große Auswahl.
Bedeukt man denn gar nicht. daß
derlei Spiele fich weit. tveit aus dem
Rahmen kindlicher Einbildungskraft ent-
fernen? Wer foll denn einen Kaiier
Wilhelm i. darftellen können?! Jft
denn das eine Bjihnengeftalt »- noch dazu
fiir Kinderbiihneu? Daß ..große vater-
läudifche Begeifternng“ diefes Opus
..durchglüht“ (wie der Verleger ver-
fichert). bezweifle ich nicht im geringften,
Aber: bringt niir fo etwas nicht in
unfre Schulen! Der „Heldenkaifer“
gewinnt dadurch nichts. eher wird er
trivialifiert.
lind nun eine Glanznummer. ..Bis-
marcks letzter Traum“. eine Dichtung.
32']

die „den Hörer in jene fehwiile Juli-
nacht, an das Sterbelager des großen
Kanzlei-o“ bericht. (Nebenbei ein der-
artig ichauerliaies Visniarckyarträt wie
dae in dem Broipekt zu dieiein Werk
fieht inan felteii; und das ioll fiir das
Volt. fiir die Jugend fein?)
Allmählich fehe ich ja ein. daß ee*
ichliinin ftehii muß uni die patriotifchen
Gefühle unfrer Jugend, wenn inan
derlei Dinge erfinnt. Aber ob fie helfen
werden? Sicher nicht. Alle unfre So-
zialdemokraten haben als Kinder niit
Hurra geichriew wenn der König kam,
wenn die Frendenböller von Sedan
vom Bei-g ins Tal dröhnteii: Sie
haben ale» Kinder fictier auch gern Sol-
daten geipielt und iin Manöver ge-
iclinielgt. Sie haben auch gehört vom
Kaiier uiid feinen Kanzlerin . , lind
doch'.
Die Zahl der Sozialdemokraten
melirt iich troß aller Erziehung zum
Batriotionins. llnd ganz leiie verlaiitet
die Rede: ob inan iiberhaupt durch die
Schule und ihre Veranftaltungen zum
Patriotißmus erziehn kann? Zu treuen
Staatebiirgern? Oder ob e43 nicht
beifer ift, daß die Schule nur Menfchen.
Charaktere entwickelt. die fich ihre po-
litiiehe und patriotifche lieberzeiiguiig
nicht aiidozieren laffen. fondern felbft
erwerben. l)r. [(8.-l ia'iilcer.

Ein tfcheihifeher Mqftiker

Wer es vermag, den Tag* der ihn
einfehließt, gewaltfam zu unterbrechen und
mit einer gelöften Stunde in immer be-
wegte Tiefen zu verfinken; wen die Stille
des Abends oder die feierliche, umfiiiifelte
Verfchwiegenheit einer Nacht heimlich
befchwingt- fich der Umhüllung des Himmels
naher zu fühlen; wer Stimmen in fich
hat, die mit dem Tönen der elementarifehen
Wefenheiten da und dort zufamiiieiikliiigen:
wem die toten und fcheinenden Dinge in
eiiie-flirt) hellen Augenblieken fremd zu
Leben fich geftaltenf der greife zu einem
der fchönfien Bücher, das diefe Zeit zugleich
mit der Einigkeit gereicht hat: er fchlage
das Buch: „Hände“ des tfcliechifclim
Lehrers Otokar Brezina auf und lefe die
lang hinrollenden Rhythmen, wie fie Emil
Saudek mit rührend aufopfernder Liebe -
wenn auch nicht immer gut - iii die
lichtere deutfche Sprache übertragen hat.
Es ift in Wien bei Moriz Frifch erfcliienen,
was zu beklagen ift, denn fo ift es, viel
zu wenig beachtet, durch das oerwirrende

Literaturgetriebe hingegangen.
Man ftelle fich irgend eine jener ragenden Geftalten vor, die fich über das Menfch-liehe hoch hinaus verloren, als. "Propheten, Heilige, Zauberer, „Eroberer myftifcher Reiche" gleich Fclfen, Bäumen, Sternen, Gewittern, als ewig wandellofe Kräfte des Kosmos in Erfurcht gefchaut werden, und man inildre eine folche Erfcheinung wieder ine: Menfehliche zurück, laffe fie herabfteigen uno fich aufhalten unter den „Brüdern“, gleich ihnen: Die „Hände übereinander gekreuzt, wie auf der fterbenden Bir-aß"-

„kraftloo und enttäufeht und wie mit
Steinen befchwert, arbeitsgebrochen
Doch ihre geiftigen Arme breiteien fich
aua empor zu den Steinen,
Millionen von Seelen der Erde uni-
armten fi.- und alle Welten
Und ein erleichtetes Aufatmen freudigen
Aufwacheiis,
Ein feierlich Braufen der ewigen Stadt,
Geiftiger Fittiche Raufchen,
Der Winde Mufik auf mhitifcher Saat-
Unfichtbarer Orchefter Ertönenf
Auferftand im Takte ihrer geheimnis-
vollen (Hefte-n.“

So als ein Unerkannter unter den Gleichen, als ein geheim Lachender unter den Klagenden, als ein oerfchwiegen Tönen-der in den lauten Klaagfluten des Lebens zaubert Otokar Brezina - wie ein Werlin fein Bild in die hingegebne Seele, in der Gewalt der fernen Welten und mit be-lebendeni, viel verwandelndem großem Blick: voll der Gluten erhabenften Schöpfertums.
Und fo fieht man ihn näher:

Anf der Schwelle der Brüder, ein rfitfel-
haft Fremder fuß ich am Abend,
Und im fernen Raufchen der Waffer,
dem Liebe der Winde und Sphären,
weit ftrahlend,
Bon der Arbeit der Erde, der Welt, die
in den Tiefen der Liebe tagen ich
fchaute,
Zum Troite der Bücher ich fang, glücklich
iiber ihr Lächeln, und glaubte.

Jn diefer Strophe ift der Dichter ein-gefehloffen -*; man muß fie gedämpft vor fich hinfprechen und das dunkle Abendbild immer in der Tiefe der Augen haben.
Alle irdifchen Mächte eiitfchleiern fich in Miifik, „es fangen die Waffer“, „es fangen die brennenden SterneK es klingt gewaltig

auf ein ..Dithhrambus der Welten". Ins
Größte und ins Geringfte zugleich wandert
Unendlichkeit: von den fchtichternften
Blumen bis zu den glutvoll funkelnden
Sonnen unbekannter Hitnmelsjernen. Aber
alle' ihre Strahlen fammeln fich in den
Augen. die fich mit Tränen fchiihen. in
den Herzen. die fich fehnfuchtsooll und
teidooll zu Träumen retten. Klage ift der
tieffte Ton aller Welten - Schmerz ift
ausgefät für reiche Ernte. Und Schmerz
ift in diefen Berfen -- es ift nicht aus-
zufprechen; man lefc das Gedicht „Hände“
rnit der großartigen Vifion einer ntagifchen
Kette don Händen. die fich in einer Stunde
begegnen. mhjiijch, durch alle Fernen;
..die alles Fcftlimd umfchtießt. Urwälder.
Gebirge. und iiber fchweigfame Reiche der
Meere fich hebt zu den Brüdern" und
endlich ..ftets mächtiger vom Druck der
Aeonen“. ..ei-jagt von Händen höhrer
Wefen in eine neue .tierte fich fügt in alle
fternbefäten Raume und uinkeammert die
Welt“. Nie ift die Unerbittt'ichle'it der
erftarrten Schickfate gegen das fich bewe-
gende. der fichern .nt-afte gegen die fchwe-
dende Lebensflainme crfchütternder bewiefen
worden als hier. Gefangene Fiirften find
wir. ..in den Goldwäjchen des fiegreichen
Eroberers. bewacht von unfichtbaren Auf-
fehern. wenn fie gedenken ihrer Städte.
aufgedtiiht iiber den Seen . . . und in
der Stille der Haft der Glocfen Chöre
-taufendjtimmig und des Ianchzens treuer
Scharen bei llröiiungsfeften". Eine dunkle
gar wehrlos hingegebene Traurigkeit hültt
. alles in fchwerinutig grauen Flor. man
glaubt eine fv fuße :tliufif durch die Ferne
zieheiid zu vernehmen - wie vor dem
Schlaf. Das Wefen der Gottheit ift nah.
dunkxl fchiueben ihr die tiefften Gedanken
zu. Und unier den Bildern ift auch dies:
Bon Nächten. in deten gefährlicher
Sch-veigfamfeit
Wir herumirrten. Fremdlinge. wie in
ilriväldern melancholifcher Bracht,
Während indeffen aus der Ferne weh-
ftagte deiner ewigen Wehren Raufchen
Und von deinen verwunfchenen Mühlen
der Räder monotoner Schlag.
..Wahnbetörte find wir. irrend durch
der Erde Geheimnis. befragen fchweigfame
Linge nach dem Frühling. der nicht her-
annaht. nach Blüten. die fich nicht er-
fchließcn." ..Stiefkinder der Erde. mit der
Mitch des Schmerzes" genährt. heftinnnt.
zu ..des Ewigen Ehre“ Dome aufzufiihren
und die Totenwacht zn halten an den

Leichen der gefallenen Brüder. Ins
..ironifche Antlitz" des Todes blicken wir
tanfendfach und doch ..exftatifch jedem
Lebenstrieb zutrinkend“. ..die Lippen von
des Durftes Glut in eins mit dem Becher
gefchweißt. bei jedem Wegreißen des eifigen
Metalls blutendl"
Ja. ..unfre *Tage find getrennt durch
die Nächte. doch unfre Nächte berühren
wie die Wellen alle Nächte des Kosmos.
Unfer Begegnen ift ein Fernfein. und
Fernfi-in ift unfre Begegnung. der bäcbt'te
Auffchiei des Schmerzes aber ift Schweigen“.
Und aus diefer Finfternis. die nun.
völlig und dicht herabgefunfen. uns einhilllt.
löft fich ein [inder Ton. wie aus einer
Flöte. und wie zum unhörbaren Klang
eines feligen Orcliefters dringt durch die
Nebel der lichte Schein eines hinnnlifchen
Jerufalein. Das mhftifche Paradies einer
Seele entfaltet fich, ..Orte der Harmonie
und der Berföhnung" tun fich auf.
Und wir gelangen endlich in die krhftallnen
Hallen deiner Stillen
(Glücklich. wer fie betreten, glücklicher
wer nie gefunden den Riiäweg aus
ihren.-
Und das ganze Geheimnis der ichönen
und fchmerzvouen Erde
Zittert vor uns dort im Lichte deines
vertraulichen Blicks.
Unmöglich ift es. ganz außer aller
Kraft. diefe goldnen Wohnungen und Ge-
filde. diefe fibirifchen Landfchaften der
Seele in einer Erzählung und Ueberfchau
auch nur ahnen zu laffen - bis an
Dante dringt der befeligte Blick zurück.
Die Gedichte ..Reiner Morgen". „Frauen“,
„Antworten“ überbieten alles. was nur
in der Möglichkeit lieblichfter Träume liegt.
Nur ein Bild noch -- ich kann mich nicht
enthalten. es hinzufchreiben:
Die Wolken der Gedanken wie Jnfeln
ins Meer des Licht-s greifen.
Bedeckt niit phosphoreszierender Bege-
tation von Mondlichts Silberftreifen;
lind unfrei* Herzen lautes Schlagen ift
wie der Glockenrui am Strande.
Wenn in der Silberketten Klang die
Schiffe ftoßen ab nom Lande.
Aber noch einmal. in dem [enten Geoicht.
..Die Zeit“. fchliefien fich die großen
Schatten zufamnien. faniiiielt fich alle
Melancholie der Welt zu traiieruoller
Dunkelheit. und Wat-tende find wir wieder.
Gläubige. Träumer von dem ..fiißen

Lächeln der Verföhnung“. der Vergebung. dem ..Sprengen mhftifcher Feffeln “ ..Und unfre Tränen. ein ewiger Regen, fallen in lebendige Herzen. In Tropfen des Feuers und Sehnfucht brenncn fie dort. Schluhzen der Liebe oerklingen fie dort“

l)r. he'ix Zraun.

Sonderbare Gefhihten.

Es ift ein kiihues Wagnis. Dichter wie Poe und Erfinder wie Jules Verne nachzuahmen. Mag einer den Kopf voll wunderlicher aneicliweifender Phantafie haben. den leichten gefälligeu. durch Humor angenehm gewürzt-:ii Stil Jules Bernes trifft er nicht. und mag einer die blutigften und grauenoollften Ein- fälle haben. die Eiiifälle allein und ihre gefchicktc Entwicklung und noch foviel Phantafie und (f-furit reichen nicht hin. einen (heift. eine Seele, wie es die Boes war. in der :iiunft noch einmal wirki'ain werden zu laft'cn. Zwifclfen dem Mnfteriuui Poe und dem Volksdichter Verne liegt ein breites Terrain. auf dem fich Originale und Dilettauteu tummeln können. G. Wells gehört zu ihnen. Seine Erfindungen find ori- ginell. doh zuineift ulump. feine phan- taftifch-erotiichen Gefhihten wirken doch nur wie imaginäre (frperimente. fie find nicht .Kuna geworden. Aehnliches kann man von Maurice .Neuard jagen. deffen „Shauerroitiati“ - diefen Untertitel gibt er felbft feiner Gefhihte -: ..Der Doktor Lerne“ jetzt deutfh v iiberfctzt von Heinrich Lautenfacf - ini Verlage von Hanns Weber. Miinchen. erfchienen ift, :fieuard fteht ganz unter dem Ein- fluß Wells: Wells Roman ..Doktor Moreans Znfel“ deutfh bei Z, Z. E. Bruns. Minden i. W. - enthält fchon die Motive. die Renard nur variiert und gewiffermaßen potenziert wieder- verarbeitet. Dein gelehrten Doktor Lerne ift es gelungen. den ner-nus rern-n zu entdecketi. die Seele des Menfchen. er vermag die Verbindung zwifchen Geift und Körper mehanifch aufzuheben und herznftelleu. er vermag durch eine Operation den Menfchen von feinem Ich zu befreien und diefes Ich vom Gehirn des einen Menfchen in das Ge- hirn eines andern oder eines Tiers zu transformiereu oder umgekehrt einen Menfchen mit dein Gehirn cities Tiers zu verfehn und endlich einem Tier die Seele eines andern. z. B. einem Karpfen die Seele einer Anifcl einzuiiupfeu.

.in diefen Tierpark oerfetzt uns der
Roman. Aber die Idee ift weder pfncho-
logifch und philofovhifch durchdacht und
auf ihre Möglichkeiten hin nuterfncht
und durchgeführt noch kiinftlecifcli wirk-
faui -* etwa durch eine vifionäre. ele-
mentar fuggeftive Phantafie -- ans-
geualtct worden. Sie bleibt ein Ein-
fall. der hier und da klug aiisgefvonticn
ift. aber auch mit allen Mitteln einer
unnatiirliclien fubalterueu Phantafie
anfgebanfcht und aneftaffiert wird. fo
daß es bei äußerlichen Effekten bleibt.
iiber deren llrfache und Ziel man fich
nicht einmal recht klar wird. - eben
weil eine folche rein ronianhafte
Auffaffnng einer vielleicht an fich frucht-
baren Idee nnfcbd'pferiich und iiber-
fliiffia ift.
Mit einem noch viel fhwierigern
Problem befcljäftiat fich der Roman
..if-diions Weib der Zukunft“ von Villiers
dc L'Zsle-Adau! (Deutfch von Annette
Kolb. Verlag von Hanns von Weber.
Miinchen). Man kann auch hier eigent-
lich nicht von einem Roman reden.
Wo rein rotnanharte Handlung und
Erzählung zu deui eigentlichen Sujet
der Dichtung hinzntritt. da offenbaren
fich folche (k-rverintenteurs fehr häufig
als Dilettanteu. d. h. alfo nur anfdcin
Gebiete des Rein-Romauhaften. Man
vergleiche zum Beifpiel die Liebeoepifvden
in den Sherlock-Holmes-Erzählungen.
Auch Billie-rs de L'Jslc-Adam verfagt
in diefer Beziehung. Aber um Gottes
willen machte ich ihn - diefen vhantafic-
vollen und gciftrcicheu Romantiker -
ebenfowenig wie Renard einen Tilet-
tanteu nennen. Mit nichts Geringer-in
beicväitigt fich diefes Buch als mit der
:liachfchövfnug des Weibeo. des leben-
digen. befcelten Menfchenweibes auf
mechanifchem Wege. Dickes Wunder-
werk bekommt dcr große Elektrotechniker
und Phnfiker lfdifon tatfächlich fertig:
er fabriziert feinem Freunde. dent iiber-
feeifchen Lord Ewald. eine Geliebte. iu
die fih diefer nicht iin fchlechteu Sinne
dlafierte junge Mann tatfächlich verliebt
- fo fchöu. fo klug. fo reizvoll ift Hadalh.
Freilich. daß er fie wirklih liebt. das
erfahren wir nicht mehr. die Kifte. in
der Hadaln auf einem Schiff iiber den

Ozean gcfchafft wird. erreicht England
nicht. fie geht unterwegs zu runde.
Der .Inhalt des Romans befte t 111111
zum großen Teil aus fehr eingehenden
phhfifalifchcn und pfuchologifehen Er-
örterungen iiber die Entftehung diefes
weiblichen Mechanismus. Es ift einenr
als wiirde man in eine andre fremde
und ferne Welt bericht, wenn man in
dem wunderbaren Laboratorium Edifons
weilt. Die Wunder von Taufend und
einer Nacht find Wirklichkeit geworden.
Aber fo geiftvoll das alles erdacht ift,
fo genau das alles bis ins Kleinfte be-
fchrieben wird -- man glaubt es nicht-
man hat nicht den Eindruck wiffen-
fchaftlicher lluterfuchungem man glaubt
vielmehß man - befchwindelt
wird. Und das wird mit der
Zeit langweilig man vermag den
Erklärungen nnd fviczfindigen Experi-
menten uieht niehrltu folgen; das kunft-
volle-(vediiude hangt in der Luft. wir
-emvfinden es tatfacihlich als eine-Phan-
msnltiig'arie -"und4tias darf nicht fein.
dene darf grade bei fo intreffantcn-Vro-
meinen nicht fein. Zeh bermiffe auch
hi-ei*»*iibrige11s fehr die fiinftlerifchen
Wirkungen. *
Fin ganz andrer fcheint mit Villiers
d'Jsle in feinen kleinen Novellen
Die „Graufamen Gefchichten“ („Con-
128 c1ue|8“) des Dichters hat
Hanns Heinz Ewers als erften Band
einer deutfchen Gefamtansgabe heraus-
gegeb'en (im Verlage von Georg Muller-
Miiuehen). Die deutfche Gefamtausgabe
wird außerdem u. a. enthalten
„Moni-eau! (011128 crueiz“, „Conteß
insolneß“.' „Diamar Zuordnre“, die
Romane ‚Fridolin Zondomel“. „d'iZi-e
tunnel“, ' die' Dramen „M0rgane',
„Olfen“, „lx- -'Kerc)|le“, „Mxei'J von
denen Verlaine fagte; »,»,l)e8 anein-
a'0eurre. (ie-5 pure chetZ-cl'oeurrel“
und endlich die Gedichte. Die Novelle-11
find nicht gleichwertig durchaus nicht;
aber es ift keine drunter. die nicht
kiinftlerifeh wertvoll wäre. In ihnen ift
Villiers d'Jsle ein wahrhafter Nach-
folger Boes, der ihn nur durch die
Tiefe und Jntenfitiit feiner grauenhaften
Stimmungen iibertriffh den er aber
durch den Reichtum feiner Motive faft
überholt. Es wäre trivialt hier von
einer banuenden Gewalt zu reden; aber
(Zefchichten wie „Vera'ß „Das Gehei111-.

nis des Schaffotts“. „Der Herzog von
Vortla11d“„ „Der Genoffe des letzten
Feftes“ find von gradezn diimonifcher
Suggeftivität. Man kann es verftehu.
wenn Mallarmä von diefem Dichter
erzählt: er kam einfach und herrfchte -
wie ein Blitz!
Hanns Heinz Ewers habe ich friiher
fiir einen fchillerndeu Dilettanten ge-
halten; ich muß aber heute wieder be-
kennen, daß er viel kannt daß er nicht
nur ein vhantafievoller hochbegabter
und origineller Dichter ift. fondern auch
ein 8iii11ftler. Er faßt es ganz anders
an wie Villiers und Renard. Unmittel-
bar verfetzt er uns in das Erlebnis-
indie Gefchichte hinein, und mag fie
noch io unwahrfcheinlich und unglaub-
wiirdig feinf er bringt fie uns beit und
wir find fo in ihrt wir leben fo mit
ihr fortt daß alle Nerven vibrierent
daß Schauer iiber den Nacken jagen.
Ewers erreicht diefe Wirkungen in der
Tat dnrch eine im höchften Grade inten-
five lebendige Art der Darftellnng.
Er' ift felteu unintreffanh faft immer
fnggeftiv. Ich möchte fein neues No-
vellenbuch „Die Befcffenen" (Verlag
von Georg Müller, Miinchen) in feiner
Gefamtwirfuug nicht fo hoa) einfchiitzen
wie das friihere „Das Grauen“ - die
beiden Novellen „C, 3.32 die von
Oscar Wilde handelt, und „Delphi“
fallen fogar ganz aus dem Milieu des
Dichters heraus -; trotzdem enthält
auch diefe Sammlung refpeftable Stücke
wie insbcfondre: „Der Spielkaften“
- eine der beften Dichtungen Ewers
iiberhauph und die graueuhafte „Die
Spinne“. Beide Erzählungen hätte
Voe gefchrieben haben könnetu fo ganz
vergeiftigt erfcheinen in ihnen die un-
heimlichen und entfeßlicheu Motive.
Die m'circhenhaften und anderfeits recht
blutrjinftigen Ideen der Novelle „Die
blauen Indianer“ wollen mir nicht recht
eingehn. Hier hat der Dichter wieder
einmal in ein falfch geftimmtes Jnftru-
ment gegriffen. Diefen granenhafteu
Tilettautismns hätte fich Voe niemals
gelciftet, Auch „Der leßte Wille der
Stauislawa d'Asv“ ift m. E, eine ver-
fehlte Novelle troß aller geiftreichen
Charakteriftiken. Ewers darf von jetzt
abi nachdem er foviel Talent, fo viel
Vhantafie gezeigt hat. nicht mehr ins
Kleine ins Schiefe und Unbedeutende

verfallen: er muß das (Kranfen faffen.
wo co iiberwältigend groß ift, wo es
eine Lebeusftimmung. ein Schiekial ift
oder ein rätielhafte's meufchlichce Weien.
Ewers hat verfucht. in der legten No-
velle vom Baron Friedel ,einen fol-
chen - doppelgefchlechtigeu - Men-
fchen zu zeichnen; hier kam es darauf
an. eine Snathefe zu finden. eine pin-
chologifche Snnthefe fich offenbaren zu
laffen - Friedel aber zerfällt angen-
fcheiulich in feine zwei (Zefclilechtcr, die
ihm angedichtet find. Im iibrigen aber
ift die Novelle namentlich im Anfang
außerordentlich fein und geiftuoll in
Stil und Meufchenfchildermrg (pracht-
voll ift die Schilderung des Stierkampfes
in Mexiko).
Soviel ich weiß find Ltto Inline*
Bierbaums „Sonderbare Gefchichteu“
(3 Bände. Verlag von Georg Müller,
Miinchen) hier noch nicht angeZcigt
worden. Tiefen Dichter. deff'eu große
Begabung ich nicht verkeune, vermag
ich allerdings nicht anefukenuen. (fr
ift witzig bie* zur Alberiiheit, weitf>1weifig
bie- zur ödeften Langenweile/ originell
bio zur (bciäimacklofigkeit W er bewcift
dann wiederum in Einzelheiten. welch
feiner, tiefer Stimmungen feine Seele
fähig war, ein wie naiver und ftarfer
Humor die Würze feiner hohen Kultur
ift. mit welcher znriickhaltenden Grazie
er die zartenen Dinge in lnrifcher Form
oder in der Form der Novelle zu be-
handeln vermag. Auch in der vorliegen-
den Novelleufammlnng - fie enthält
GefehichteuiuVoefie und Vrofa. Original-
arbeiten und Nachgediehtetee - iverdeu
alle Vorzüge und Unarteu diefes!-
fchillernden Charaktere" offenbar. Die
erfte Gefchichte „Sehnntlino Cäfar“ ift
dermaßen langweilig. dermaßen unge-
hobelt und banal in den komifchen
Vartien, daf; ich fie nicht zn (i-nde zu
lefen vermochte. Richtig triviale Scherza
deren fich jede :hoffe fchämeu wiirde-
werden mit einem fchier unglaublich
oulgären Humor behandelh jiberftiirzen
fich dermaßen am Anfang, daß man
wirklich nicht anders kannt als diefe
iiberfliiffige Farce zu iiberfchlagen. Da-
gegen laffe ich niir die zweite Gefchichte,
in der ein Rcnaiffaneemotiv eigenartig
und charakterooll bearbeitet ift, wohl
gefallen. Ein Mann von übermäßiger

Häßlichkeit - „Somalio Vardulus“
- lebt einfam auf feiner Burg und
malt > dies ift feine einzige Freude
- fcheußliche Fralzen und Ungeheuer,
Doch ihn verzehrt gleichwohl ein heißer
Durft nach Liebe. Leidenfchaft uud
Säfiinheit. er wird in Siinde und
Schwach geftillt: Somalio vergreift fich
au feiner fchöucn Schwefter, feine Tat
fiilmt den Untergang beider. Das* wird
mit allen Kiinfteu einer tiefgrjiudigen
Vfnchologie erzählt. fo daß die Wirkung
eine intcnfive hochtragifche ift. q Ich
[af-'e anch die „Drei niederländifäien
Vliantafieftiicle“ (nach (fluftav Kahn)
gelten, fie find tatiächlich „voll nieder-
ländifcher Behaglichkeit“. Ganz roman-
(iich wiederum ift da-Z folgende Stück
„Die Stimme dee Blute?“ (nach Engen
'Tenioldcrl etwas zu romantifh ge-
mahnend an Maeterlincks erfte traum-
hafte Marionettenfpiele. Die kleinen
Gefchichten dee- dritten Bändehens *-
echte Bicrbanmiaden - find voll grotes-
ken fpriihenden Lebens. inZbefoudre die
drei in Vet-fen gegebenen vom „Heiligen
Minien“, vom „Heftigen Kinderfegeu“
nnd vom „Bielgeliebten Weihe“. Manche
feine Sentenz - von der Begehrlichkeit
der Männer. von hartherzigrr Hoffart
und Heuchelei ufw. - wirdin ihnen mit
draftifch wirkender Satire veranfchau-
licht, fo daß man au diefen geiftvolleu
und mit viel feiner Voefie auOftaffier-
ten Erzählungen und Fabeln feine
Freude haben kann,

l-lanZ ZenZrnann.

Knut Hamfun

(fine Studie von Carl Morburger.
Mit einem Bilde Hamfuns nach dem
Lelgemälde Henrik Lande. Leipzig 191W
Xenien-Verlag,

Teutfchlaud ift feit Goethe das Land
der Weltliteratur und hat damit eine
hohe, völkerverbindende Knltnrmiffiou
übernommen. Während aber unzählige
Talente eifrig importiert und * zum
Schaden der heimifchen Literatur viel
gelefen und gekauft werden. hat »ein fo
reicher Geift wie Hamfuml der auf ver-
fchiedene deutfche Dichter, z, B. (buftav
Falke, einen nicht geringen Einfluß aus-
geiibt hat, noch keineswegs die ihm ge-
biihrende Verbreitung gefunden. In
Rußland z. V. find feine Bücher nicht
nur in unzähligen Exemplaren nach-

gedruckt worden; es gibt auch netterdings
dort eitte Originalausgabe feiner fämt-
lichen Werke. Das mag freilich auch
damit zufammenhängen. daß er in feinen
Schickfalen. diefem wunderbaren. von
Hunger. Not uttd Sehnfucht getriebenen
Wander- und Proletarierleben. mit
niemand mehr Berwandfchaft hat. als
mit feinem Freunde Maxim Gorki. und
daß er auch eine befondre Vorliebe fiir
das heilige Rußland und das träumerifche
Morgenland befitzt. wo die Leute fchon
lange des Redens müde find uttd »
fchweigen. Eine ebenfo ftarke Abneigung
befreit ihn gegen das ..rohe und reiche“
Amerika und jede Art des lauten nnd
lärmenden Amerikanismus.
Knut Hamfnn. der in diefen Tagen
5() Jahre alt wurde. ift ohne Zweifel
der größte lebende Dichter Skandinaviens
nach und neben Björnfon. Gleich dem
weichen Dänen J. V. Jaevbfen ift er
ein Erneuter der Sprache. ein Stim-
tnungs- und Stilkiinftler uttd manchmal
ebenfo intim. ebenfo verfonnen wie
jener. aber ohne deffen ethifchen Nihi-
lismus. Vielmehr weit kraftvoller und
frifcher. wie die uorwegifche Felfennatur
darin das dänifche Flachland übertrifft.
Mit feinem Stammesgenoffen Björnfon
hat er die urwiichfige Kraftuutur und
den nnverwiiftlicheu Optimismus getneiu.
doch ift er int Gegenfaß zu diefem po-
litifchen Heißfporn eine vollkommen un-
politifche Natur. Björnfon ift Epiker.
Hamfun dagegen in feinen beften Büchern
reich an erlefenen lhrifchen Stim-
mungen. Von politifchen Ereigniffen
oder nationalen Großtaten ift in feitteu
Büchern niemals die Rede. dagegen
häufig von Entdeckungsfahrten in feinem
verfchäntten. tiefgrjindigen und doch oft
hellieherifch dnrchleuchteteu Ich.
Marburger-s Monographie. die gleich-
zeitig auch in einer norwegifchen Aus-
gabe im Verlag des Gnldendalske
Boghandel in Kopenhagen erfcheint.
follte von jedem literarifch Jutereffierten
gelefen werden. da fie neben ihrer
Hauptaufgabe helle Streiflicher auf das
kiinftlerifche uud wiffenfätaftliche Leben
Skandinaviens wirft,

Der Kinematograph

DieBerlincrhavenihuals..Kientopp“
ihrem Herzen näher gebracht. Jch kann
mich zu diefem Worte nicht entfchließen
und bitte. die franzöfifche Bezeichnung:

„cinema“, die knapp und gut ift. über-
nehmen zu dürfen.
Man fchilt den cinema trivial und
blutdiirftig; er verflache das Volk. wie
ein leichtfinniger Journalismus. und
er mache es zu Verbrechern. wie die
bunten Nick Carter-Bücher. It() glaube
nicht daran. Denn der cinema bietet
nicht Alltäglichkeit oder Verbrechertum
an fich (falls er diefe Gebiete einmal
abwandelt). fondern alles das in der
Verzauberung der Knnft - immerhin
noch einer Kauft. Man weiß. daß es
zwei Arten kinematographifcher Sujets
gibt: ungewollte und gewollte (oder
natürliche ttnd präparierte. gefundne
und erfundne - Leben nnd Arrange-
ment. Rohftofi und Kauft). Bei der
erftett Art fpielt der cinema nicht viel
mehr als die Rolle des Berichterftatters.
des Journaliften. cities fehr zuver-
läffigen Präzifionsreporters. Wie diefe
illnftrierte Ergänzung der Tageszeitung
da etwa iiber das heutige Automobil-
rentten. über den neueften Aufftieg
Wilbur Wrights. iiber die Monarchen-
begegnung vom Vormittag berichtet.
das bleibt durch die Difziplin und Be-
wußthe'it der angewandten Technik.
durch eine ftarre Zweckmäßigkeit. durch
deu kühlen Amerikanisntus bewunderns-
wert. Und wenn etliches manchem zu
parteiifch. zu ..konfervativ“ erfeheinen
follte: nun. fo ftündc auch einem demo*
kratifchett. einem f keptifchen cine-?nm nichts
im Wege. Ich habe in Paris. auf ritter
Meffe in der Gegend des Löwen von
Belford. einen ausgefprochen fozial-
detnokratifchen cinema gefehn. der nicht
ohne Gefchick Parteipolitik trieb und.
zum Beifpiel in einer ulkigen Szenen-
folge: „bv journäe au nongrs risks“
die Exiftenz des Streikbrechers dem

Gelächter eines vroletarifchen Publikums
vreisgab. Diefe tendenziöfen Werte des
cinEma könnten noch unendlich aus.
gedehnt und bereichert werden. Man
denke an die Möglichkeiten etwa im
Falle einer Reichstagswahl . . .
Damit find wir bei der andern
Sorte der Filmfujets: bei den ar-
rangierteii. Hier tritt das Moment
der Kunft. der Verzauberung. weit mehr
hervor. Es ift geiftige Arbeit. die dem
Publikum durch ein neues Reproduktions-
verfahren übermittelt wird. Man fieht
Erlebniffe. Schiekfale. Glück und Unglück.
Grotesken. Skizzen. Romane. Die op-
tifche Manier der Erzählung. - Eine
optifehe Wirkungsart foll die des cinEnia
aiisichließlich bleiben; und es erfcheint
mir als eine Entartung des cinema-
Gedaiikens. wenn die dargeftellte Be-
wegung durch akzeiituierte akuftifche
Mittel (Gefang. geivrochnes Wort) er-
klärt wird. Diefe Art von „Gefamt-
kunftwerk" ift aufdringlieh-verftändnis-
mäßig und zwingt den Betrachter aus
dem neuen phantaftifchen Land briisk
ins Tageslicht zurück. Natürlich darf
fich die Klavierbegleitung der Stimmung
der Szene anpaffen -; auch ift es ganz
hiibfch. wenn man beim Zufainmen-
krachen eines hiiipolterndeii Kitchen-
fchraukes das Geklirr von taufend zer-
brechendeii Vorzellaiitellerii vernimmt;
oder wenn bei einer wilden Fahrt durch
dieNockiMountainsdasnervenveitfchende
Stamvfen der Vazifik-Lokomotive ertönt.
Das find akzidentelle Reize, gefiihls-
mäßige akuftifche (Hrregungen. die die
Illufion nur fteigern. Alles Weitere.
was durchs Ohr ginge. wäre vom
Uebel; hier ift das Zauber-reich des
Auges. des Vifuellen. der Vifionen.
Die kluge Firma ?aids leerer, der fich
übrigens im Verlauf alle iibrigen an-
gefchloffen haben. gibt deshalb auch
alle diejenigen Handlungsteile, die nur
vermöge des Wortes vermittelt werden
können (Briefe. fzenifche Bemerkungen)
nicht durch die Stimme eines Auf-
fehers. fondern durch das gedruckte oder
gefchriebne Lichtbild dem Vubliknin zur
Kenntnis.
Das Charakteriftikum der cinema-
Vhantafien ift die Ravidltät und die
Konzentration der Handlung. Die
Autoren diefes neuen Theaters fehn
fich einem iiervöieu Viforinm (ift das

Wort. als Gegenftiick zu „Auditorium“.
geftattet?) gegeniiber. einem Publikum.
das in gedräiigten Minuten viel und
vielerlei fehen will. Daraus ergibt fi>i
die Notwendigkeit* der Stilifierung.
Die Verionen. die vor der Linie des
Aufnahmeapvarates agieren. dürfen ge-
nieinhin nur eine (rigenfchaft haben -
eben jene, die ihre Erlebniffe herbei-
fiihrt und verwirrt. Die cinema-
Menfehen find entweder nur verliebt
oder nur trunkiiichtig oder nur edel-
nu'itig _ die „Totalität" ihres Wefens.
wie Goethe gefagt hätte, fich entfalten
zu fehn. dazu hat ihr Publikum keine
Zeit. Befreit von allen Nebeniächlich-
keiten foll hier ein Schickfal fich in
drei Minuten aus der Gleichgewichts-
lage ins Tragifche (oder Tragikomifche)
wenden und irgendwie moraliich feinen
Abfchlufz finden. feine Schlußforinel.
Ein bißchen (und. wie ich geftehe. noch
nicht in höhern Sphären) wird hier zur
Wirklichkeit. was jener Herzog bei
Hunsmans. deffen Urbild der Graf von
Montesquieu war. als das Kunftbediirfnis
feiner kranken Nerven criehnte _r der
auf wenig Süße kondenfierte Roman-
der den Gehalt von vielen hundert
Seiten in fich bergen follte. (Ehrlicher:
diefes bleibt eine Sehufneht. die fich
an den cinema knüpfen ließe. ein
Ideal. dein der Demokratisinus der

Entwicklung wohl immer entgegenftehn
wird.) Tiefe Znfamniendränguug er-
möglicht äußerft prompte Wirkungen.
In einem Montmartre-cinema gefchah.
in rapider Entwicklung. folgendes: ein
reiches Kind wird geranbt. von Zigeu-
nern zum Räuber erzogen. muß beiden
eignen Eltern einbrechen -. erkennt die
Mutter wieder. fällt ihr zn Füßen.
fchießt den Brigautenhauptmann nieder.
Als im Saale wieder Licht wurde. fah
ich in den Augen meiner Begleiterin die
hellen Tränen blinken; kaum verbarg
ich die eignen. Zwei Minuten fpäter.
bei einer Ulki'zene. krampfteu wir uns
im Lachfchauer. Wer täte es der
Vräzifion
gleich? Wei* liebte uns io aus Kalt in
Heiß. aus Erbauung in Wildbeit. wie
diefes eilfertigfte Variete?? Etektrifcher
Wechfelitrom; und. iron allem. ein
auelleuder Reichtum an Geften in einer
beweguugsarmeu Zeit . . .
Der cinema ift moralifch. Nur
wenn es fich uni Liebesirrungeu handelt.
fo gibt der frauzöfiiche und italieuiiche
cinema atich der fchnldigeu Frau recht.
Seine Smupathien ftehn galant auf
Seiten der fiiudigen Genießerin. lind
im Duell fiegt oft der Liebhaber über
den legitimen Ehemann. Aber ich habe
zum Beifpiel eine .nineniatographifiernng
von Zolas Roman: „b'assammoir“
gefehu. Ein beredteres Blaidoner gegen
den Alkoholismus läßt fich nicht denken.
Die Handlung war durch Mitglieder
erfter Varifer Bühnen dargeftellt worden;
uud diefe Bilder. in denen foziale All-
täglichkeiteu mit folchcr Gewalt auf
eine grandios-tnpifäte Romantik zurück-
gehn. wirkte oft wie Zeichnungen von
Steinleu. .Nein Theater konnte anf-
regender fein; und nichts eine größere
Lockung. fich dem Werke Zolas felbft
zu nähern lind dann diefe
foläier Reaktionserzeugung'
heroifchen Bilder aus der napoleoniichen
Legende! Zwar wars ein eitler Kitfch-
Mime. der den Dämon pofiert hatte;
aber diefe Arbeiter und Kleinbiirger
von Cliäip. die gewiß keine Benannt-titten
waren. faßen mit verziickt klopfenden
Vulfen da, Zum Schluß branfte das
Meer gegen den einfamen Felien von
St. Helena: dem kleinen Mann iin
Mantel erfchien eine himmlifche Vifion:
auf biigeligem Terrain ein Reiteraugriff

feiner Garden . , . Er will ieitwärts
weitet-gehn; da verfperrt ihm der rote
englifche Wachtboften mit vorgehaltncm
Baiouett den Weg. Victor Hugo hatte
geichriebcn: ..Ein englifcher Kornoral
fehrie ihm zu: halt!“ Dies war die
Zllnftration . . . In diefem Augenblick
wären alle diefe Vrogreififteu und
Smidikaliften fiir den Mann aus
Ajaccio durchs Feuer gegangen , . .
Alfo: man unterfchäße nicht die
Wirkungsmöglichkeiten diefer Säle. Hier
erobert fich' eine neue Form von *Publi-
zität ihr Terrain, [lud anftatt den
cinema zu fchelten. genieße man ihn
lieber. naiv und empfängliä). als eine
dem Leben nahe Berzauberung. auf die
Einfluß zu gewinnen. der gnte Gefehuiaek
alle Ausficht und alles :intereffe hätte.
Ztefein Aronslci.

Finanzpolitifches.

Nach dem Zufammenbruch der
Niederdeutfchen Bank hat die
Breffe in ihrer befcheidnen Art überfehn.
fich felbft an die Bruft zu klopfen und
auch ein peter percent-i zu rufen. Statt
mindeftens für fich das Recht eines freiern
kritifchen Tous zu reklamieren. um die
armen Sparer r e ch t zeitig warnen zn dürfen.
ohne mit einem Rattenkönig von Brozeffen
bedroht zu werden, haben fich die Tages-
zeitungen in einen hochinoralifchen Ton

oerftiegen und haben fich damit begnügt,
ihren Lefern auf prioattelegraphifchem
Wege die lächerlichften und kindifchften
Gefchichtazen aufzutifchen. Zuerft kam ein
niedliches Märchen vom Barbier des ver-
hafteten Direktors Ohm, dem der ocrwegne
Gründer - 3000 Mark aus der Tafche
gez-'gen habe. Er fofl nämlich - der
Herr war nun einmal ein gefchworner
Feind des kleinen Mannes - fo en
pAZJJUk, beim Rafieren, feinem Frifeur
den niedertröchtigen Rat gegeben haben,
feine gefamten Erfparniffe zur Nieder-
deutfchen Bank zu bringen. Das Hiftörchen
ging durch die ganze Vreffe unter dem
dankbar-en Titel: Der geborne Barbier.
Was für ein niederträchtiger Menfch war
doch nur diefer Ohm] Erftens gab er
dem defagten Barbier -- drei Mark
jedesmal dafiir, daß er ihm den Bart
wegkraßte! Welcher Handelsredakteur eines
Vrooinzblattes hat fich dergleichen jemals
geleiftet? Und ein Handelsredakteur ift
füglich auch ein Menfchi Außerdem hielt
fich Ohm Wagen, Pferde und - vorribile
üictu - fogar ein Automobil. Und um
das Maß feiner Sünden ooll zu machen,
kam er auch noäz zuweilen nach dem
Sündenbabel an der Spree und war hier
- ä |3 Friedberg - ein gern gefehener
Gaft in den Balllokalen der Friedrichftadt.
Er verbrauchte an die hunderttaufend Mark
im Jahrf indeffen jetzt die kleinen Sparer
der Dortmunder Umgebung ihre fchwer er-
worbenen Grofchen verlieren Ein wie
abgefeimter Schurke diefer Direktor Ohm
war und wie ficher er den Krach feines
Bankinftituts oorausfah, geht daraus ganz
deutlich hervor- daß er- der perfönlich
haftende Gefellfchafter, bis zur Stunde
feiner Verhaftung mit feiner reichen Frau
in Gütergemeinfchaft lebte und diefe Frau
nun auch ihr gefamtes Vermögen verliert.
Eine folche Zufammenftellung der ver-
fchiednen Meldungen, die an einem ein-
zigen Tage von den meiften Zeitungen
ihren Lefern aufgetifcht wurden* beweift,
wie ungefchictt die Blätter Stimmung
machen und wie fehr fie - abzulenken
fachen. Befinnen wir uns einmal auf die
Ereigniffe:
Eims fchönen Julitags hat die weitoer-
zweigte Vrooinzbank, deren Aktien durch die
Berliner Handelsgefeflfchaft feinerzeit an
die Berliner Börfe gebracht wurden, auf
die Nachricht hin, daß fie fich in Schwierig-
keiten befindef ihre Kaffen ge-

fch l o f f e n , um ihre Verhältniffe einer
Priifung durch die deutfche Treuhand-
gefellfchaft zu unterziehn. Man brauchte
nicht grade ein großer 1Prophet zu fein,
um den unoermeidlichen Krach voraus-
zufehn. Wenn die Berliner Han-
delsgefellfchaft felbft ihreKaffen
fiir vierzehn Tage fchlöffe, dann wiirde
auch diefes großmächtige Jnftitut allen
Kredit verlieren und feine Kaffen nur mehr
dem Staatsanwalt und dem Konkurs-
verwalter öffnen. Eine folche Schließung
der Kaffen hält der ftärkfte Mann nicht
aus. Am 22. Juli kam denn auch der
Konkurs - nach langen fruchtlofen Ber-
handlungen mit den Großbanken, die mit
Nückficht auf die Berliner Handelsgefellfchaft
und auch, um die eignen Gelder zu retten,
alles Mögliche tun wollten. Was fchrieb
aber ein hauptftädtifches Blatt noch in der
Abendausgabe vom 21. Juli? Ich zitiere
wörtlich: „Der Umftand, daß die bis-
herige Prüfung des Status dura) die
Treuhand-Gefellfchaft bereits über 10 Tage
in Anfpruch nahm7 ließ fchon erkennen,
daß es fich nm recht fchwierige und ver-
wickelte Unterfuchungen handelt. Wir er-
fahren, daß diefe Unterfuchungen mit großer
Genauigkeit ausgefiihrt wurden und daß,
was die zahlreichen Filialen der Nieder-
deutfchen Bank anbelangt, das E r g e b ni s
im ganzen befriedigend lautet
Es kommen aber eine Anzahl induftriefler

und fonftiger Verbindungen in Betracht-
ferner Gründungen der Bank mit noch
fchwebenden Verpflichtungen ufw.f bei
deren Einfchäßung und Bewertung man
bisher noch zu keinem abfchließenden Urteil
gelangen konnte. Die fich fiir die Hilfs-
aktion intereffierenden Banken verlangen
dem Vernehmen nach behufs Durchführung
einer von ihnen in Ausficht genommenen
ruhigen Liquidation des Unter-
nehmens oom Auffichtsrat weitgehende
Garantien . . .
Wenn man auch nach diefen bisher
bekannt gewordenen, allerdings fpärlichen
Einzelheiten die Hoffnung auf:
reehterhalien darf, daß die oer-
fahrnen Angelegenheiten der Niederdeutfchen
Bank in einer Weife zur Löfung gelangen
werden, durch die drohende ernfte Er-
fchiitterungen beteiligter dortiger Be-
oölkerungsfchiehten vermieden werden, fo
bleibt doch vorläufig die Ungewißheit über
den Ausgang beftehn. Im allgemeinen
Jntereffe ift ec: zu wünfchen und darf
auch gehofft werdenf daß die
Entfcheidung fo befriedigend
ausfällt, wie dies nach der Lage der
Dinge nur möglich ift , . .“
Sechzehn Stunden fpäter war die Ent-
fcheidung wirklich gefallen - der Konkurs
eröffnet. Da wußte dasfelbe Blatt um
die Berhältniffe der Niederdeutfchen Bank
plötzlich vorzüglichen Befiheid. Da las
mans (wörtlich) ganz anders:
„Die Niederdeutfche Bank blickt auf
ein etwa zwölfjähriges Beftehn zurück.
Im Jahre 1898 mit einem Kapital von
etwa einer Million Mark als Weftfiilifche
Bankkommandite vorm. Ohm 8c Hernekamp
gegründet, hat fie in rafcher Folge das
Gefellfchaftsoermögen bis Ende 1909 auf
12 Millionen Mark erhöht, und eine
weitere Kapitalsvermehrung war fiir den
Beginn diefes Jahres geplant. Wie diefe
rafche Vermehrung der Betriebsmittel fchon
den Keim des Ungefunden in fich trug. fo
mußte die ftarke Ausdehnung des Depo-
fitenneßes der Niederdeutfchen Bank all-
gemeines Befremden erwecken.
Man konnte fich nicht des Eindrucks er-
wehren, daß der Leitung der Niederdeutfchen
Bank hauptfächlich daran lag, Depofiten-
gelder mit Hilfe einer hohen Verzinfung
an fich zu ziehnf und diefen Eindruck
haben die jüngften Ereigniffe mehr als
beftätigt Angefichts diefes Umftands muß
die gradezu unoerfrorne Art und
Weife verblüffen7 mit der die

Direktion noch in den letzten Tagen den
iiber den Status der Bank und ihre Ge-
fchäftsführung verbreiteten Verfionen ent-
gegentrat."
Diefe Kritik der „unoerfrornen Art
und Weife einer Bank" hat etwas „ver-
blüffend" Entwaffnendes an fich. Das
Gewiffen der Handelsredaktion eines
2--3 mal täglich erfcheinenden Blattes,
das fich durch ein „unverfrornes‟ Dementi
einer Bankdirektion beruhigen läßt, fcheint
mir mindeftens ebenfo weit zu fein, wie
das Gewiffen der Direktion, die fich von
einer folchen Handelsredaktion beunruhigt
fühlt, aber es* doch immerhin für wert
hältF die Orakelfpenderin mit einem Dementi
hineinzulegen,
Nun fchrein fie nach einem Depofiten-
gefeßl Als ob man durch die Mafchen
eines Depofitengefehes nicht fchliipfen
könnte! Als ob das Strafgefeh
nicht genügte, das Bilanzoerfchleicrung
Unterfchlagung, Betrug verbietet] Das
heißt - es genügt nicht, denn auch die
Grenzen des Strafgefeßes werden von
waghalfigen Spekulanten überfchritten,
Wir haben fchließlich ja auch ein B ö r f e n ,
g e f e h, wonach zweifellos die B e r l i n er
HandelsgefellfchaftalsEmiffions-
haus der Niederdeutfchen Bank für alle
falfchen Angaben des Vrofpektes mit ihrem
ganzen Kapital haftet, weil fie für eine

gründliche Priifung des Status der
Jliederdeutfchen Bank durch unabhängige
Neoiforen nicht geforgt hat. Die Berliner
HandelsgefellfGaft hat als Emittent die
notwendige Sorgfalt außer acht gelaffen,
und fie wird ficher für die Niederdeutfche
Bank nicht zahlen wollen. Aber die Ge-
fchädigten follten einen folchen Maffen-
prozeß riskieren.
theobala.
Leipziger Anthologie.
Beiträge beigefteuert haben. Wir
finden Nießfche. Wolzogenf Kirchbach
Fulda, Conradif Dehinel. Fritzfche, Bor-
manu in buntefter Reihe, daneben aua)
weniger gekannte. Sie alle eint, daß
fie feit 187() die Alma Mater befucht
haben; bei Nießfafe trifft dies nicht ganz
zu, er war einige Jahre friiher hier-
aber der Herausgeber wollte feinen
Namen nicht iniffen. Bunt ift auch.
was fie bieten: alle Stimmungen find
vertreten, von dem Pathos eines Dehmelt
der Schelmerei eines Hartleben, bis zu
dem orgiaftifchen Wortfchtoall Mombertsl
den Muftiziomen Nießfches. Intereffant
daran ift auch. daß die meiften der Vei-
fteuernden die Auswahl felbft getroffen
haben; fo fieht man- worauf fie Wert
legen. Der Heraubgeber würdigt im
Vorwort befonders die zwei jungver-
ftorbnen, Hermann Conradi nnd Baut
Frißfche. (jeorg Zötticher.

Gedichte ehemaliger Leipziger Stu-
denten feit 1870. Feftgabe zum 500-
jährigen Befteheu der Univerfität Leipzig,
herausgegeben von Guftav Werner
Peters. Verlag von Georg Merfebnrger.
Leipzig,
Ein zierlicheb. mit dem Bilde des
Scfinerfchen Goethe-Denkmals ge-
fchmücktes Bt'iehleiin zu dem 51 Dichter
- meift Träger 'klangvoller Namen _

Inhalt--mrantwmtlim: [)r. E. EaFricdegg in Schöneberg -
Druck von Richard Fall Berlin W. 66, Leipzigerftraße 115-16.
r Unoerlangte Manufkripte fenden wir nicht zurück, wenn ihnen
nicht Nückporto beiliegt.
"-

An unfre Abonnenten!
Um eine Unterbrechung in der Zufendung der Zeitfchrift zu ver-
meiden. bitten wir. das Abounemettt entweder direkt beitn Verlage. beim
Buchhändler oder bei der Poftauftalt rechtzeitig zu erneuern.
Die erfte Nummer des neuen Jahrgangs erfcheiut fchon
Mitte September.
Redaktion und Verlag werden fich auch im neuen Jahr bemühen.
textlich und illuftrativ das befte zu bieten.
Unfer Blatt. das u. a. in einem der letzten Hefte des 34. Jahr-
gangs das Märchendrama von
Maurice Maeterlinck
..Der blaue Vogel"
zuerft abdrncken konnte. wird in den erften Nuntmern des neuen Jahr-
gangs 11. a. bringen:
Hundert Briefe des Königs Friedrich
Wilhelm |I/. an feinen Minifter
Ernft von Bodelfchwingh.
Tiefe Briefe bringen ein großes. völlig neu es Material über die
Revolution 1848.
Ferner werden erfcheineu ein neuer Rotnan von Wilbrand
ein Roman von Georg unveröffentlichte Koirefpondenz von Unfre Abonnenten erhalten jährlich eine '
ca. 1 m hohe und ca. 70 an' breite Gravüre gratis.
Nen eintretenden Abonnenten liefern wir den laufettdeu
Roman von Knut Hamfuu gratis
nach.
Beftellungen nehtnen alle Buchhandlungen und Poftanftalten entgegen.
Verlag von ..Nord und Süd“
Berlin W. 50. Traunfteinerftraße 5.

DOI

Holbein:
Erasmus

WSücl
oemü'f mit Marga'
Deutlche Halbmonary'fihrifi
emusgegeben bonDcCürtRaölauer

Noröunö ?MGM-.WMF
54. Zahrg. Bd. 154 Heft415 (Lrftez Septemberheft [91()

rgan (kerneuenoiunlfvereinigung
x rt'e. ing-MMM?
UWWefï¬ng-Hoehfchufe SucYerï¬xd.

Johannes Schlaf:
Die Schleife des Jupiter
Eine Weiterung
Meine Veröffentlichung irn erften Auguft-Heft von „Nord und Siid“1'iber die „Unhaltbarkeit der Kopernikanifchen A uff a f f u n g“ hatte mir fofortt man kann nicht anders fagent als das fchallende Hohngeliichter der Journaliftik eingetragen. Jch habe es nachgrade fchon mit Gleichmut an mir abprallen laffen. Man weiß welcher Art das öffentliche „Bravo“ fiir eine brave Sache zu fein pflegt!
Immerhin hatte ich mir ja aber auch einen Schnitzer in den fach-wiffenfchaftlichen Elementarien zu fchulden kommen laffen: ich hatte nämlich im Eifer des Gefechts die Erde im Auguft in die Jungfrau eintreten laffen.
Gewiß ein arger und zugleich wenn man fich fonft von meinem Auffatz vor deu Kopf geftoßen fiihlte„ recht angenehmer und bequemer, fozufagen ein rettender Fauxpas.
Aber ich bereite ihn keineswegs. Denn erftlich find alle diefe aftro-nomifchen Elementarien Dinget die man unweigerlich fo wie fo eines nicht mehr fernen Tages gründlich wieder zu oerlernen haben wird; zweitens aber hat er mich dazu gebrachh zwar nicht gerade erft die Unhaltbarkeit der Kopernikanifchen Auffaffung zu erkennen - denn die war mir fchon lange von meinen erkenntnistheoretifchen Ergebniffen her das aller-

Daß wir den viel gloffierteu Auffatz „Unhaltbarkeit der Kopernikanifehen Auf-faffung“ von Schlaf in der erften Anguftnummer unfers Blattes abgedruckt haben, wurde uns. mit einer unfers Wiffens einzigen Ausnahme, von der Vreffe nicht veriibelt. Dagegen haben uns wohlmeinende „Freunde‟ nachträglich den vortrefflichen Rat gegeben. wir hätten doeh Herrn Schlaf eine Fußnote anhängen fallen - etwa in der Art. daß wir uns mit feinen Aeußeruugen nicht identifizieren könnten und den Auffaß nur deshalb brächtein weil er von einem Manne käme der fich in der Literatur einen geachteten Namen erworben habe, Diefe Vrxis ift zwar nicht neu, aber fie ift kaum fehr ehrenhaft. Entweder find die Gründe, die fiir die Publikation fprechen- ftärker als die Gründe, die eine Ablehnung zweämäßig erfcheinen laffen. Dann trägt aber die Redaktion mit dem Autor gefeßlieh die

geläufigfte und felbftverftändlichfte - wohl aber mich erft recht auf die
diesjährige rückläufige Bewegung Jupiters aufmerkfam zu machen.
Gerade die periodifchen Rückläufigkeiten der Planeten hatten
meinem Beftreben. meine erkenntnistheoretifchen Ergebniffe durch aftro-
nomifche Tatfächlichkeiten zu ftüßen. gewiffe Schwierigkeiten noch vor-
wiegend fpekulativer Natur gemacht. Jch entfchloß mich alfo infolge jener
falfchen Auffaffung. daß die Erde im Auguft in die Jungfrau eintrete.
eine tatf ä chlich fich vollziehende Rückläufigkeit Jupiters annehmend.
fofort Jupiter zu beobachten.
Nun. diefen Entfchluß und fein Ergebnis zu bereuen. habe ich
alfo nicht die allergeringfte Urfachet - Denn die tat:
fächliche Rückläufigkeit Jupiters hat fich wirklich
feftftellen laffen. und fie fchließt nach wie vor in
der Tat nicht mehr und nicht weniger ein. als daß
die Erde nicht durch den Tierkreis wandert und
daß alfo die ganze Kopernikanifche Auffaffung ein
für allemal hinfällig wird! - Jch brauche nichts zurück-
zunehmen! Gar nichts! Nicht ein Wort habe ich in der Hauptfache
meines Auffaßes zu viel gefagt! Es hat fich mir auch von diefer Seite
geradezu glänzend beftätigt. daß der Kopernikanifche Standpunkt
unhaltbar ift! -
af(
Die Herren Zeitungsreferenten find denn auch höchft kennzeichnender-
weife gerade um meine Tabellen und um das eigentliche Verzeichnis
meiner Beobachtuttgen fämtlich ftillfchweigend herumgegangen. nur an
jenen fchnutrigen kleinen Kobold von Schnitzer haben fie fich krampfhaft
angeklammert. um ihr Halloh anftimmen zu können. Nur ein Angriff.
der von fchon mehr fachmännifcher Seite aus in den ..Leipziger Neueften
Nachrichten" gegen mich gerichtet wurde. beriihrte wenigftens flüchtig
auch diefe Angelegenheit. indem er den Einwand erhob. die Verfriihung
Verantwortung. Wenn fich der Autor durch die Publikation gegen das Straf-
gefeß vergeht. bleibt die Redaktion mitfehuldig - mag fie fich identifizieren oder
nicht. Wir vermögen nun nicht einzufehn. warum inan fich gerade vor dem Forum
der Moral und der Intelligenz durch eine Einfchränkung follte rehabilitieren können.
Eine Zeitung. zumal eine Revue. darf die Pflicht empfinden. einen anftandtgen
Menfchen. der in anftändiger Form etwas zu fagen hat. zu Worte kommen, zu
laffen - ohne feine Aeußerungen zu deklaffieren. Dunkel hat das fogar jene
Tageszeitung empfunden. indem fie fich veraulaßt fah. eine Eutgegnung von Schlaf
unverändert zu bringen.
Zur Sache felbft äußert fich der Autor. Darüber lehnen wir eineAeußerung
ab. vb feine Gründe überzeugend find - das mag der Lefer felbft prüfen.

des ..roten Flecks“ rühre doeh einfach daher. daß der Beobachter ja
mit der Erde links oorübergehe und es infolgedeffen den Anfchein haben
müßte. als ob die Oberfläche Jupiters fich oerfchiebe. Mehr als diefe
fchon etwas fehr nackte Behauptung hat der betreffende Herr aber auch nicht
zum Beften zu geben gewußt. - Immerhin. da ich natiirlich jeden
nur halbwegs e r n ft e r n Einwand fehr gern beriickfichtige.
befonders wenn er fich gegen meine Hauptfache erhebt. möchte ich im
Folgenden die Angelegenheit noch einmal klarftellen.
Der Einwand ift ja an und fiir fich völlig einleuchtend, Geht die
Erde zur Zeit feiner Riickläufigkeit vom erften ftationa'ren Punkt b
zum zweiten wirklich an Jupiter vorüber. fo muß unbedingt eine gewiffe
oorfchreitende Verfchiebung feiner Oberfläche ftattfinden. Dennoch aber
hätte man. wenn man den Mitteilungen meines Auffaßes wirkl che
Aufmerkfamkeit gefchenkt hätte. einfehn miiffen. daß die Aftronome
diefer Angelegenheit bisher doch noch nicht die rechte Beachtung gefehenkt
haben! Sicherlich aus dem Grunde. weil ihnen alles eher denkba
erfehien. als daß dem Kopernikanifchen Suftem von diefer Seite ein
fehr ernfte Schwierigkeit erwachfen könnte! D e n n d i e V e r -
frühung des ..roten Flecks“. die ich feftgefte llt hatte
zeigt auf derStelle. daß fie mit jenerVeränderune
der Jupiteroberfläche. die fichtbar fein würde. wenn
die Erde nach links an ihm vori'iberginge. nicht dasa
geringfte zu tun hat. fondern daß fie gänzlich andrer
A rt iftl
Geha wir jeht ausführlicher darauf ein.
3.(
Nehmen wir zunächft die Anfchauung der Aftronomen auf und
beachten wir. daß. als die Erde zu Jupiter in die erfte Quadratur trat.
die bisher bef ehleunigte direkte Bewegung des Planeten anfing.
geringer zu werden. und zwar fo lange. bis nach der erften Ouadratur
Jupiter den erften ftationären Punkt erreicht hatte. Die Erde ging nun
von der erften Quadratur und dem erften ftationären Punkt aus weiter
auf die Oppofition zu. Jn diefer Zeit verhielt fich Jupiter alfo. wie
die Aftronomie annimmt. feheinbar rückläufig. befehleunigte diefe
Bewegung. als die Erde in die Oppofition trat. fiir kurze Zeit und
gelangte alsdann nach der Oppofition zum zweiten Stillftand.

Vergleichen wir nun aber die fcheinbar rückläufige Strecke Jupiters
mit dem Wegx den die Erde von der erften Quadratur bis zur Qppofition
bezw. vom erften ftationären Punkt Jupiters bis zum zweiten ftationären
Punkt zurückgelegt hatte fo beträgt der Weg der Erde einen vollenQuadranten
ihrer Bahn- die rii>läufige Bahn Jupiters aber im Verhältnis zu
diefem Quadranten nur eine ziemlich kleine Strecke.
Wie wird es nun mit der Qberflächenverfchiebung Jupiters ftehn-
die fiir den Beobachten der mit der Erde links an ihm vorüberging-
allerdings fich vollziehn mußte? Gewiß mußte auch fie fich darftellen
als eine periodiiche Verfrühung des „roten Flecks“; aber wirklich als
eine Verfrtihung die den Raum von vollen zwei Qnadranten der Qber-
fläche Jupiters einnahm- alfo einen vollftändigen Austaufch der einen
gegen die andre Seite bedeutete- fo daß fich alfo während diefer rück-
läufigen Bewegung Jupiter völlig umgedreht hätte!? Wie hätte das wohl
bei diefer kleinen Strecke möglich fein können- da ja doch bekanntermaßen
überhaupt für die ganze Dauer der Erdbahn unmöglich etwas dergleichen
ftattfinden kann! Nein- wenn wir es fchon fehr reichlich bemeffen wollten-
hätte dief e Verfriihung fich höchftens tiber den Raum ein es Qua-
dranten erftrecken können! Jm übrigen noch dazu - wohl zu merken!
- für den ganzen Zeitraum der rückläufigen Bewegungi die das
zeitliche Maß eines Quadranten der Erdbahnx _alfo vier Monate„ ge-
dauert hat! Und überdies müßte diefe Berfrühung fich dann völlig
gleich m ä ß i g vollzogen haben! Höchftens daß fie im letzten Moment-
als die retrograde Bewegung Jupiters gegen den 2. ftationa'ren Punkt
hin etwas fchneller wurde- fich um ein weniges befchleunigt haben könnte!
Das alles liegt auf der flachen ,Hand- und nichs kann einleuchtender fein!
Wie ftand es nun aber in Wirklichkeit?
Nun: die Verfrühung des „roten Flecks“ um zwei
ganze Quadranten der Jupiteroberflc'iche- die ich
feftftellen durftex zog fich nicht etwa iiber vier
Monate hin- fondern nahm bloß den vierten
Teil diefer Frifh den letzten Monat vom 12. Mai
bis 11, Junß in Anfpruch!
Unglaublich: aber über dief en Unterfchied hat der verehrliche
fachmännifche Referentx der hier in Rede fteht- h in w e g f e h n können!
Fiirwahr: auch ein Kunftftiick! Ich denke: das geht denn doch noch
felbft über meinen oben erwähnten „Fauxpas'ß der mir ein fo ver-
nichtend fchallendcs Hohngelächter eingetragen hat! Nicht wahr? -

Aber genug! Erftens das: daß diefe Verfriihung um zwei volle
Quadranten fich bloß in einem Monat vollzog. Zweitens vollzog fie fich
nun aber noch dazu fo- daß die Verfriihung vom 12. Mai bis zum
25. Mai- alfo vierzehn Tage langt nur fehr fehr langfaml von einer
Viertelftunde bis zu ca. dreiviertel Stundent vorriickte! Plötzlich aber
nahm fie fo auffallend rapid zur daß in der kurzen Zeit vom 25. Mai
bis zum 1. Junk alfo zum zweiten ftationären Punkt hint die Ver-
frühung von dreiviertel Stunden auf iiber zwei Stunden ftieg!
Jeßt felbft angenommew daß diefe höchft feltfame Tatfache fich noch
einen Augenblick mit der Anficht der Aftronomie vereinbaren ließe: was
hätte vom zweiten ftationären Punkt ab- wo Jupiter ja wieder in die
rechtla'ufige Bewegung überging und der Weg der Erde fich eben
erft zur zweiten Quadratur herabgekriimmt hattet gefchehn miiffen?
Offenbar- da die Erde fich noch nicht fehr vom Jupiter entfernt hatte
und diefer fich noch dazu wieder mit ihr vorwärts bewegta nichts andres-
als daß es fiir eine geraume Zeit bei diefer bis dahin erreichten Ver-
friihung von etwas iiber zwei Stunden geblieben wäre! * Statt deffen
aber!? Ging die Verfriihung dermaßen rapid weiten
daß der „rote Fleck“ bereits am 11. Juni fich um 5
volle Stunden» alfo die Hälfte des ilmlaufs der
Jupiteroberfläche - voller Austaufch der einen
Seite gegen die andre! - verfriihte!!
Das aber foll fich noch einen Augenblick mit der Annahme einer
f cheinbaren Riicklc'iufigkeit Jupiters vereinbaren laffen?! Ich kann
mir nicht helfen: aber wer das noch anzunehmen imftande iftl der
kann fich fein Lehrgeld wiedergeben laifein und wäre er fonft wer!
Aber wir find immer noch nicht zu Ende! Noch mehr!
Was miißte allemotivendigfter Weife gefchehw wenn der Weg der
Erde fich mehr und mehr den Quadranten ihrer Bahn von der Oppo-
fition bis zur zweiten Quadratur herabkriimmte? Nun- offenbar müßte
unter allen Umftänden eine fernere Veränderung im Ein- und Austritt
des „roten Flecks“ fich ereignen; einerlei mal ob es fich um eine weitere
Verfriihungt oder fpäter um eine einfeßende Verfpätung handeln
wiirde. .
Was aber ift ftatt deffen in Wirklichkeit gefchehn?!
Nun„ es ift feit dem 11. Juni-durchaus bei diefer
fünfftiindigen Verfriihung des „roten Flecks“
geblieben! Den ganzen iibrigen Juni hindurch alsdann den

ganzen Juli hindurch bis jetzt gegen die Mitte des Auguft hin, Alfo
alles in allem zwei ganze Monate hindurch. was gleichbedeutend ift mit
dem halben zeitlichen Maß des Erdbahnquadranten von der Oppofition
bis iiber die zweite Quadratur hinaus! Und was eine bereits fehr
beträchtliche Krümmung der Erdbahn vom Jupiter weg bedeuten würdet
Was folgt nun aber aus aller dem mit all und jeder Notwendigkeit
Nichts anders nach wie vor; als daß Jupiter feine rückläufige Bewegung
tatfc'ichlich befchrieben haty und zwar in Geftalt einer flach langhin ge-
dehnten Schleife mit zwei fcharfen feitlichen Bogen um
die ftationc'iren Punkte herum! Und weiten was
das allerwichtigfte ift: daß die Erde ganz unmöglich
durch den Tierkreis gehn kann] Denn wäre das
dennoch der Fallr fo hätte gelegentlich der Ab-
kriimmung ihrer Bahn von der Oppofitionr bezw,
dem 2, ftat, Bunkh gegen die zweite Quadraturhinab
mit aller uud jeder Notwendigkeit fich inzwifchen
bereits eine weitere Verfchiebung im Eintritt des
„roten Flecks“ ereignen miiffen! Was nicht einen
Augenblick der Fall gewefen ift!
Alf() bleibt die Hauptfacbe meines Auffahes vollftändig gegen
jedermanm fei err wer er fei/ zu Recht beftehu: d i e K o p e r ni k a nif ch e
Auffaffung. die die Erde um die Sonne gehn läßt
und die Sonne zum Mittelpunkt des Planeten-
fvftems machh ift vollftiindig unhaltbart
Und nochmals: fo völlig unausweichlich auch bereits diefer Beweis
aus der rückläufigen Schleife der Jupiter-bahn fein mag: er iftr ich fage
das ausdrücklich noch nicht mein hauptfächlichften wichtigfter und aus-
fchlaggebendfter Beweis! Den werde ich erft noch in dem von mir fchon
angekündigten Buche „Kosmos und kosmifcher Umlauf“ darbieten,
Und dann will ich doch einmal fehn„ ob mich die Aftronomen im
Ernft noch länger dem fo gar billigen Hohngelc'ichter der Zeitungs-
referenten preisgeben werden! Ich fage: fie können und dürfen
mir nicht ausweichen! Sie m ii f f en mir Beriickfichtigung fchenken1
„Groß ift die Wahrheit und überragt allest'!
Or ich getraute mich gar wohl- grade die tiichtigften und hervor-
ragendften Aftronomen aufs Gewiffen zu fragen„ ob ihnen die Kopemi-
kanifche Anfchauung wirklich ein fo gar unfehlbares Dogma ift! Ich
glaubet ich kenne ihre geheimen Nöte fehr wohl!

Aber was man für Einwände zu hören bekommmt! Als der eine
meiner „Kritiker“„ der Fachmanm den ich oben erwähnte und mit dem
ich inzwifchen in den „Leipziger Neueften Nachrichten“ eine Kontroverfe
hattex mir in der Hauptfache der Jupiterfchleife nichts mehr einzuwenden
wußtet zog er fich hinter die Schanze des Vorfchlags zurück: ich follte
doch auf meine antikopernikanifche Weife einmal verfuchem eine Sonnen-
oder Mondfinfternis vorher zu berechnen, - Wahrhaftig: einen arm-
feligern Rückzug kann man fich denn doch wohl kaum vorftellen, Als
ob nicht fchon die alten Chaldaeerx die ficherlich keine Kopernikaner
waren- Mond: wie Sonnenfiufterniffe von ihrem geozentrifchen Stand-
punkt aus auf das genauefte oorherberechnet hätten! Dazu braucht
man Koperuikus wahrhaftig nicht erft; und noch zu vielen andern aftro-
nomifchen Dingen und Problemen ift er vollftc'iudig entbehrlichl Muß
er fchoin denn er ift unmöglich er ift erledigt! Daß es fo fchnell geht:
was kann ich dafiir und was ifts fiir ein Fehler? Ich wüßte von
Dingen zu fprechem die heute fehr fehr große Eile haben! Und die
den gründlich en Abbau der gänzlich unmöglichen und - welches
Unheil ftiftenden mechaniftifcheu Afterwiffenfchaft auf das allerdriuglichfte
vonnöten haben! So baldt fo bald wie möglich! - -

N a ch t r a g,

Erft nachdem ich diefen Auffaß abgefchickt hatte„ wurde mir
Gelegenheih einem andern Einwand zu begegnenx der gegen mich erhoben
wurde.

Ich hatte in meinem Auffaß „Unhaltbarkeit der Kopernikanifchen
Anfchauung“ gefagh daß aller kosmifche Umlauf fich von Weft nach
Oft vollzieht. Dagegen wandte man mir ein- daß doch z. B, die Kometen
fich entgegengefeßh alfo von Oft nach Wefty bewegten.

Man hätte auch gleich den Saturnmond Phoebe anführen könnenx
der gleichfalls von Oft nach Weft anftatt von Weft nach Oft um Saturn
herumgeht,

Doch find das erftlich nur ganz feltne Ausnahmen. Außerdem
aber fteht es fo - was der Referent zu beachten vergeffen hatte *-
daß die Kometen fich teils von Oft nach Weft und teils von Weft
nach Oft bewegen! Bei weitem gehn nicht alle retrograd.

Immerhin: wie vereinbaren fich diefe Ausnahmen mit der Tat-
fachet daß fich der allgemeine kosmifche Umlauf von Weft nach Oft
vollzieht?

Was den Saturnmond Phoebe anbetrifft. fo fagt die Aftronomie
felbft. daß er ein Fremdling im Saturnfhftem fei; ein Körper. der in
das Shftem erft nachträglich eingedrungen fei und feftgehalten wurde,
Da er nun aber von Oft nach Weft Saturn umkreift und da Körper
der untern Sphären unmöglich in die höhern eintreten. wohl aber aus
den höhern Sphären in die tiefern herniedergehn können. fo ift nichts
felbftverftändlicher. als daß Phoebe ein Körper ift. der von einer Sphäre
her. die entfernter ift als die des Saturn. in das Saturngebiet eine
gedrungen ift. Wenn er nämlich aus diefer Sphäre herniederging. fo
vermochte er das offenbar einzig in öftlich er Richtung. da ja doch
der kosmifche Umlauf von Weft nach 'Oft geht und der Körper unmöglich
nach rückwärts und gegen die Umlaufsrichtung niedergehn kann.
Wenn er nun aber mit gewaltiger Fallkurve gegen Saturn herniederging
und von diefem feftgehalten wurde. fo ift nichts felbftverftändlicher. als
daß er genötigt war. Saturn von da ab in diefer feiner öft-
lichen Fallkurve. alfo retrograd. zu umkreifen. Grade damit und mit
der Art und einzigen Möglichkeit feines öftlich en Falles beftätigt
Phoebe aber lediglich die Tatfache des allgemeinen kosmifchen Umlaufs
- von Weft nach Oft!
Genau fo aber verhält es fich mit den Kometen. die von Oft nach
Weft gehn! Auch fie gehören - wie ich in meinem Buche ..Kosmos
und kosmifcher Umlauf“ feinerzeit noch ausführlicher dartun werde -
einer weit über das Planetenfnftem hinansliegeuden kosmifchen Sphär-
an und befißen in ihr ihre Heimat und die Stätte ihrer Entftehung. -
Von diefer Entftehung. die grade der ko p e r n i ka n i f ch e n Aftronomie
nach wie vor ein ungelöftes. wenn nicht ganz und gar unlösbares
Problem fein muß. wie denn auch wirklich bis jetzt die Aftronomie
noch keine Spur einer Erklärung des Urfprungs der Kometen gefunden
hat. hier wenigftens in aller Kürze fo viel.
Die Heimatsfphäre der Kometen befißt einen überaus linden und
langfatnen Umlauf; infolgedeffen konnte auch die Verarbeitung der Sub-
ftanz diefer Sphäre nur eine fehr wenig fcharfe fein; fo daß dort zwifchen
ganzen Scharen von kleinern Kugelballen auch unverarbeitete Nebel-
ftreifen fich dahin ziehn, Bei der geringen Schärfe diefes Umlaufs
nun aber mußte es fich beftändig ereignen. daß einige diefer Körper
zufammengerieten und fich vereinten. Das gab aber eine plötzliche
Schwere. die der linde. langfame Umlauf der Sphäre nicht tragen
konnte. und fo gingen diefe Bildungen nieder und aus der Sphäre

heraus. Ju weleher andern Richtung wäre dies aber wieder möglich
gewefen als gerade in öftlicher. in der Richtung des allgemeinen
Umlaufes?! Diefe Körper. die Kometen. gingen aber mit der Schwere
ihres Sturzes fo lange. immerhin wohl zum Teil auch von der Umlaufs-
richtung getragen. woher fich ihre meiftens fchräg parabolifche oder fehr
exzentrifch elliptifche Bahn erklärt. fo lange herab. bis fie an eine
Sphäre gerieten. die eine fo ftarke Jntenfität und Schärfe ihres
Umlaufes befaß. daß fie dadureh wieder nach rückwärts in gleicher
Fallkuroe abgeftoßen wurden.
Was nun aber die Kometen anbetrifft. die rechtläufig von Weft
nach Oft gehn. fo haben wohl auch fie anfänglich diefe Umlaufsrichtung
von Oft nach Weft befeffen. find dann aber durch ftörende Einfliiffe in
die Richtung von Weft nach Oft umgebogen worden.
Man fieht alfo: auch die Kometen. die von Oft nach Weft gehn.
beftätigen im Grunde lediglich die Tatfache des allgemeinen Umlaufes
von Weft nach Oft und find hinfichtlieh ihrer r e t r o g r a d en Umlaufs-
richtung einzig und gerade aus diefer Tatfache zu erklären]
Jch denke alfo. jener Einwand erübrigt fich ein fiir allemal; und
es bleibt dabei: der allgemeine kosmifche Umlauf vollzieht fich von Weft
nach Oft! Und fo wären denn die beiden einzigen. wirklich direkten und
fachlichen Einwände. die mein Auffah bis daher erfahren hat. durchaus
hinfällig geworden. und mein Standpunkt bleibt nach wie vor aufrecht!

W

Graf Vaul von Hoensbroech:
Mein Gefamtnrteil
über den Jefuitenorden

Eine Wertung des Jefuitenordens hat von zwei verfchiedenen Gefichts-
punkten aus zu gefchehn. Der Qrden als religiös-ultramontane Jnftitution
muß r e l i g i ö s„ der Orden als Verein von Menfchen .zur Erreichung von
Zielen hier auf der Erde muß unabhängig von Neligiom muß menfchlich
beurteilt werden. Glatt zu fcheiden find die beiden Urteile allerdings nicht.
Weil das gefamte ultramontan-katholifche Qrdenswefen mit feinen
G e l ii b d e n und feinem Qrdensft a n d als ein Abweichen vom Chriften-
tumx als Verzerrung feiner religiöfen *Grundlinien bezeichnet werden
muß- fo trifft dies allgemeine Urteil natürlich auch den Jefuitenorden.
Ja ihn trifft es befonders; denn er weift Eigentümlichkeiten auf- die
auch vom katholifch-religiöfen Standpunkt aus zu verwerfen find.
Sein blinder Gehorfam„ feine Gerviffensrechenfchafh fein Spionage-
und Nivellierungsfvftem- feine Erziehung zur Angeberei- fein Mißbrauch
der Beichte und vieles andre find Unfittlichkeitem die auch das katholifche
Ehriftentum verwerfen müßte und in friihern Zeiten ohne Zweifel auch
verworfen hätte. Daß den im 16. Jahrhundert ins Leben tretenden
Jefuitenorden die Verwerfung nicht traf- daß im Gegenteil feine Un-
fittlichkeiten enthaltenden Saßungen von den Väpften gebilligt wurden-
ift ein Zeichem wie fehr damals - und fchon viel friiher - Vapfttum
und Kirche vom Ultramontanismus dnrchfeucht und beherrfcht waren.
Und noch in einem andern wefentlichen Punkt unterfcheidet fich der
Jefuitenorden religiös ungünftig von den alten katholifchen Qrden: den
Benediktinern- Auguftinern- Franziskanern- Dominikanern.

In diefen Tagen, wo Canalejas einen entfcheidenden Kampf gegen den
Klerikalismus fiihrtf ift es gewiß iniereffantf von einem, der es wiffen muß, die
Gefahren gefchildert zu fehn„ die der hervorragendfte Vertreter alles Ultra-
montanismusf der Jefuitenordeni für die Kultur bedeutet. Wir entnehmen diefe
Schilderung einem eben bei Breitkopf 8c Härte(in Leipzig crfchcinenden feffelnd
gefchriebnen Bande „Vierzehn Jahre Jefuit. *perfönliches und Grundfäßliwes“.

Während dort urfpriingliche religiöfe Begeifterung in hell lodernder
Flamme bei ihrer Gründung zum Himmel fchlug; während evangelifche
Armut und evangelifche Keufchheit dort Triumphe feier-tem die das
Menfchliche iiberftiegen und das Chriftliche vergewaltigtenx aber immerhin
heroifch waren; wiihrend die genannten Orden jahrzehntez faft jahrhunderte-
lang eine Zeit der erften Jugend aufwiefenl in der der ekftatifche Eifer
nicht erkaltete„ und die „Erftlinge des Geiftes'ß wenn auch des falfch
verftandenent nicht zu reifen aufhörten- ift beim Jefuitenorden von Anfang
an alles auf Niichternheit und Berechnung geftimmt: nichts von erfter
Jugend- nichts von Erftlingen des Geiftes.
Der Stifter des Jefuitenordens- Jgnatius von Lovola-
für fich als Menfch und „Heiliger“ ein Bhantaft und hhfterifcher
Schwär-men war als Ordensftifter die Vernunft felbft. Die von ihm
(wenigftens zum großen Teil) gefchriebenen Ordensfaßungen find vom
erften bis zum leßten Worte berechnet auf weltliche Erfolge, auf Machh
auf Einfluß unter den Menfchen. Das ekftatifche Momenh innere Ve-
geifterung und religiöfe Wärme fehlen. Wo fie fich Weinbar zeigen-
find fie lediglich äußerer Aufpußy angebrachh um die berechnende Niichtern-
heit zu verhiillen.
Auch das Bibelwort; An den Früchten wird man fie erkennen- kehrt
fich gegen den Jefuitenorden als religiöfe Jnftitution. Der Segen Gottes-
der nach gläubig-katholifcher Auffaffung >- und diefe Auffaffung ift bei
Beurteilung der religiöfen Seite des Jefuitenordens maßgebend - auf
der Tätigkeit der gottgeweihten Orden ruhn mußt ruht auch nicht auf
dem Wirken der Gefellfchaft Jefu.
Auch nur ein mea eulpa kennt die 400jährige Gefchichte des*
Jefuitenordens nicht. Denn das von C o r d a r a gefprochene mea ealpa
war kein offizielles kein fiir die Oeffentlichkeih nicht einmal fiir den
Orden felbft gefprochenes. Es ertönte nach Aufhebung des Ordens in
der Verborgenheit eines fiir den Bruder Bordaras beftimmten Schriftftücks.
In diefer Tatfache: daß der Jefuitenorden feine abfolute Flecken-
lofigkeit in einer die Grenzen des Erlaubten weit überfchreitenden-
geradezu marktfchreierifchen Weife als Dogma verkündeh liegt etwas fo
Unchriftlichesl ja fo Unreligiöfest daß fie allein genügtt den Orden als
religiös-chriftliche Jnftitution zu verurteilen, Denn das von Chriftus
dem Vharifäer in den Mund gelegte Wort: „Hera ich danke dirt daß
ich nicht bin wie die übrigen Menfchen und nicht wie jener Zöllner da“

follte den fchärfften Wefensgegenfaß zur religiös-fittlichen Grundauffaffung
Jefu ausdrücken, Und gerade diefes Wort ift der Grundton aller Kante
gebungen der „Gefellfchaft Jefu.“
Was kann es ferner Unreligiöferes und fomit Unchriftlicheres geben
als die jefuitifche Frömmigkeit der Exerzitienx durch die das Individuum
befeitigt und die Schablone an feine Stelle gefeßt werden fall?
So ftehn einander Jefu und Gefellfchaft Jefu. Religion und Jefuiten-
orden fchroff gegenüber. Nur der Unkenntnis des katholifchen Volkes
und feiner Befangenheit in ultramontan-jefuitifchen Anfchauungen ift es
zuzufwreibent daß die fchneidenden Gegenfäße nicht erkannt werden.
Als der Jefuitenorden ins Leben tratt hatte eine Schickfalsftunde
für das Vapfttum gefchlagen, Die von Luther erzeugte Bewegung
in Verbindung mit andern Urfachen, ließ das „Schifflein Petri‟ be-
denklich fchwanken. Eine Welt mit neuer Weltanfchanung ftieg herauf-
die den Vapft-Gott des Mittelalters den fouveränen Herrn der ganzen
Weltr nicht mehr als folchen anerkennen wollte. Der Ultra-
montanismust der feit Greg or dem k/ll. feft im Sattel gefeffen hatte
und von Rom aus unter religiöfen Formen die Weltr und zwar gerade
die politifchg beherrfchte. fühlte den Anfturm der neuen Zeitt aus deren
Tiefe fchon damals ein Los von Rom deutlich ertönte.
Da erftand dem bedrohten Vapfttum im Jefuitenorden eine ultra-
montane Hilfstruppe von hervorragender Kraft und Rückfichtslofigkeit.
Die Vapftherrfchaft follte wieder hergeftellt werden, Das ultramontane
Svftem mit feinem weltlich-politifchen Kern unter religiöfer Gewandung
konzentrierte fich gleichfam in den Ordensfahungen des Jefuitenordens
und mehr noch in feinem wohlberechneten und von Mittelpunkten aus
geleiteten Wirken. Wort und Tatr Lehre und Beifpiel des neuen Ordens
wurden eine einzige große Propaganda für das ultramontane Vapfttum,
Die Lehre von der direktem d. h, von der unmittelbaren Herrfchaft des
Statthalters Chrifti über die ganze Welt war unhaltbar geworden; der
Jefuitenorden ftellte als vollwertigen Erfaß die Lehre von der „indirekten“
Gewalt auf.
Auch nicht ein Quentchen von Religion liegt in diefer Lehre; alles
in ihr ift Unreligion und Antichriftentumt aber fie ift in hervorragender
Weife geeignet zu religiöfem Aufpuß; denn fie täufcht das „Gottesreich“
vorr das Diesfeits und Jenfeits umfaßt» das nur einen oberften
Herrfcher verträgt - Gott und feinen „Stellvertreter“ _r und macht
fodieumfaffendftepolitifcheWeltherrfchaft für den Katholiken

- "*- '**'*" Â».4
. um. ...u-.1....
' " "in
*Wi -
x., 1-â€ž ,
.'- ,' F ' -
' B: *(A-- f-'Ãœi Sek-ita_-

M W.Strieh-Ehapell
Stadtbild
(Zum'AuffaÃŸ von Vrof. Dr. Grohmann)

zu einer annehmbaren- ja begehrenswerten religiöf en For-
d erung. Der dem Jefuitenorden eingepflanzte HerrfchfuGtstrieb findet
in diefer Lehre die üppigfte Entfaltungsmöglichkeitx und deshalb fein
nie raftender EiferF die „indirekte Gewalt“ des Bapfttums zum kirchen-
politifchen Grunddogma zu erheben. Der Orden als folcher kann die
Weltherrfchaft nicht offen beanfpruchem er muß fo machtooll er fich auch
ausgeftattetr ftets als dienendes Glied- als eingeordneter Teil des
katholifchen Ganzem der Bapftkirchß erfcheinen; aber je mehr er die
weltlich-politifche Macht Roms fördert und den religiöfen Glauben an
ihre Berechtigung unter den Menfchen ausbreitet- um fo mehr wird auch
er felbft politifch mächtig: das Bapfttum und feine indirekte Gewalt ift
Aushängefchild hinter dem fich der Jefuitenorden und feine Macht-
beftrebungen bergen. Durch Eifer und Gefchick macht er fich zu einem
fo unentbehrlichen Diener des Papfttums- daß er die Tiaraträger direkt
beherrfcht und durch fie die indirekte Herrfchaft iiber die Welt erftrebt.
Deshalb die fortwährende und intenfioe Befchäftigung des Jefuiten-
ordens mit Bolitikr die faßungsgemäß und als unreligiös ausgefchloffen iftr
die aber auf dem „religiöfen“ Umwege über die Beichte fein umfang-
reichftes Tätigkeitsgebiet wurde.
Gerade die politifche Tätigkeit des Ordens war es„ die den Sturm
gegen ihn entfeffelte. Und in erfter Linie find es die katholifchen Höfe
gewefenx an denen der Jefuiten-Beichtoater feit Jahrhunderten „religiös“
wirkfam wart die die Aufhebung des Ordens immer ftjirmifcher ver-
langten und fie fchließlich auch bei Klemens x17. durchfeßten, Sie
fühlten: hieß im Jefuitenordenr hebt fich eine Macht empon der fie felbft
unterworfen werden follen. Claudius Aquaoioax der fünfte Ordensgenerah
hat diefer aus der religiöfen Atmofphiire des Beichtftuhls wirkenden
politifchen Macht die bis heute noch gültige Form gegeben in einer
Geheiminftruktion.
Aber hat fich der Jefuitenorden nicht hervorragende Verdienfte er-
worben um die katholifche Religion? Sind nicht die Erfolge der Gegen-
reformation hauptfächlich fein Werk? Da kam doch nicht Welth errf ch a ft-
fondern Weltreligion in Frage!
Gewiß ift die Gegenreformation hauptfa'chlich ein Werk des Jefuiten-
ordens; aber eben deshalb trägt auch fie den Stempel feines Geiftes:
Gewaltmittel- bis zu Blut und Gifenx kennzeichnen fie. Die verloren
gegangene Vapftherrfchaft follte wieder aufgerichtet werden; die Religion

am erft an zweiter Stelle- oder beffer: fie bildete den Mantel- der die
Herrfchaftsziele umhiillte und den Gebrauch der Gewaltmittel heiligte.
Der Jefuitenorden fteht alfo vor uns als Verköperung eines Shftems-
das weltlich-politifche Herrfchaft mit weltlich-politifchem aber religiös ver-
brc'imten Mitteln anftrebt- das dem Haupte der katholifchen Religion-
dem römifchen Vapfte- die Rolle eines weltlich-politif chen Großkönigs über
Fiirften und Regierungen zufprichth umx gedeckt durch den Vapft-König
und ihn als Werkzeug benußendh felbft das Herrfchaftsfzepter über die
Welt zu fchwingen,
Das ift nicht bloß meine - des „Renegaten“ und „abgefallenen
Jefuiten“ -- Meinung auch gute Katholiken- die fonft Worte hohen
Lobes für den Jefuitenorden haben- urteilen fo.
Aus diefem auf fich felbft und feine Macht als Endzweck gerichteten
Beftreben erklärt fich auch das zwiefpältige Verhalten des Jefuitenordens
dem Vapftum gegeniiber: laut betonte- bis zum Sondergelübde gefteigerte
Unterwürfigkeit und harte Unbotmäßigkeit- fobald das Vapfitum den
Eigenintereffen des Ordensx vor allem feiner Herrfchaftsentfaltung- ent-
gegentritt, Daß dann auch die „Ehrfurcht“ vor Bifchöfen und Kar-
dinalen verfchwindeth ift felbftverftändlich. Wenn der Statthalter Ehrifti
bei Seite gefchoben wird- wie follte noch Riickficht genommen werden
auf „Nachfolger der Apoftel“?]
Der Machthunger des Jefuitenordens erklärt auch noch eine andre
Erfcheinung: die fich durch die ganze Gefchichte des Qrdens hinzieht:
Streit und Hader mit andern religiöfen Qrganifationen. Wo immer
der Jefuitenorden Fuß faßte da hört der Friede aufh „der Kampf ums
Dafein“ beginnt, Seine Kirchen (fallen voll- f eine Beichtftühle
follen umlagert- f e i n e Lehren in Dogma und Moral fallen tonangebend
fein; kurzh er will allein herrfchen. Der maßlofe (Hochmuh die
rückfichtslofe und verachtungsvolle Überhebung iiber andre Qrden- jene
unreligiöfen Eigenfchaften des Ordens» die der Jefuit Eordara als die
Urfachen feiner Verwerfung durch Gott bezeichnete find natürliche Folgen
feiner ungeziigelten Gier nach Herrfchaft.
Manche Erfolge hat der Jefuitenorden durch fein weltlich-politifches
Streben erzielt. Die Höfe von Wien„ Münchenh Parisx Madridt Liffabon,
zeitweilig auch der von London (um kleinere zu übergehn) waren ihm
lange Zeit hindurch unterworfen. Allein auch diefen rein weltlichen Er-
folgen ift Nachhaltigkeit und Größe verfagt geblieben. Durch die
jefuitifchen Beichtoc'iter der deutfchen Kaifer- der franzöfifchem _fpanifchen

und portugiefifchen Könige im 16. und 17. Jahrhundert und ihren faft
unbefchränkten Einfluß hätte ganz Europa dem Orden auf Generationen
hinaus untertan gemacht werden können. Statt deffen verzettelt fich
der beichtväterliche politifche Einfluß in hunderterlei Jntrigeiu in klein-
lichen Ränkew die zwar alle hinauslaufen auf Vermehrung jefuitifcher
Macht und Herrfchaftz denen aber famt und fonders ftaatsmännifche Groß-
zügigkeit und energievolle Einheitlichkeit fehlen. Politifche Nänkefchmiede
find die Jefuiten als Fiirftenbeichtväter gewefem niemals und nirgends
Staatsmänner. So haben fie in ihren einflußreicheiu durch Jahrhunderte
fich fortfeßenden Stellungen wohl Wirrwarn Unruhe und Friedens-
ftörungen verurfacht; fie haben den äußern Glanz und Ruhm ihres Ordens
vermehrt und feine Kaffen gefüllt; aber keine einzige Gegenwart und Zu-
kunft beftimmende politifche Tap kein einziges weit ausfchaiiendes erfolg-
reiches Unternehmen auf dem Gebiete der Weltpolitiky in deren Mittel-
punkten fie gefchäftig faßent können fie aufweifen. Jm Triiben hat der
Jefuitenorden gefifcht und die mit folchem Kleinbetrieb ftets verbundenen
kleinlichen Vorteile eingeheimft; die nur in der Klarheit großen Wollens
zu erzielenden Erfolge fehlen aber in feinem politiichen Hauptbuch
obwohl die mächtigften Herrfcher ihrer Zeit als feine ergebenen
und politifch folgfamen Beichtkinder in ihm verzeichnet ftehn.
Woher auch diefer Mißerfolg? Zunächft aus der gleichen Urfachel
aus der auch die religiöfen Mißerfolge ftammen.
Die Politik des Ordens ging nicht in die Tiefe; fie war zu fehr
darauf gerichteh rafch zu erlangende Augenblicksvorteile zu ficherm die
die äußere Stellung des Ordens mit neuem Glanz umkleideten. Schein-
nicht Wefen auch hier.
Damit find wir vor die Frage geftellt: Jft der Jefuitenorden ge-
fährlich und in welchem Maße?
Meine Antwort lautet: der Jefuitenorden ift fiir den Einzelmenfchem
für Staat und Religion (mit Abficht fage ich nicht Kirche denn fiir die
Kirche ift er nicht nur nicht fchädlich fondern fehr niißlich) eine der gefähr-
lichften Einrichtungen- die es jemals gegeben hat, Denn er zerftört das
Wertvollfte im Menfchen: feine fittliche und intellektuelle Selbftändigkeit.
Das brauche ich nach demt was ich fchon ausgefiihrt habex nicht weiter
auseinanderzufeßen.
Jn diefer Unfelbftändigkeitsmachung liegt auch die wahrer Religion
und echtem Ehriftentum vom Jefuitismus drohende Gefahr, Was der
römifchen 'Kirche iiberhaupt zum Vorwurf gemacht werden mußt daß fie

zwifchen Gott und den Menfchen ihre amtierenden hierarchifchen Berfonent
ihre Sakramentex Sakramentalien und Zeremonien fchiebh daß fie die
religiöfe Bevormundung zum Dogma erhoben hatx kurzx daß fie den
freien Verkehr zwifchen Menfch und Gott nach Möglichkeit zu hindern
fucht. diefer fchwerfte aller religiöfen Vorwürfe trifft das jefuitifche Svftem
in verftärkter Form. Der Jefuit und der fefuitifch Geleitete find in
Wahrheit Sklavenx die dem Überweltlichen und Gott nur fo nahm
d. h. Religion nur fo betätigen din-few wie die Ordensfrömmigkeit und
die Ordensaskefe es geftatten. Auch des letzten Neftes religiöfer Freiheit
müffen fie fich begeben; fie müffen bis ins innerfte Mark ihrer Seele
hinein nicht Goth fondern ihrem Ordensobern offen ftehn und ihm allein
zugänglich fein. '
Und die Gefährlichkeit des Jefuitenordens für den Staat? Sie ift
vielgeftaltig und intenfiv.
Vor allem ift da an das ftaatsrechtliche Grunddogma des Jefuiten-
ordens zu erinnern: völlige Abhängigkeit des Staates von der Kirchß
feine Verpflichtung fich und fein Leben nach den Kirchengefetzen zu geftalten.

Leo Tolftoi:
Briefe
Deutfch von l)r. Adolf Heß.

Die hier mit Tolftois Genehmigung veröffentlichten Briefe rühren aus verfchiednen Zeiten her. Sie verdienen allgemeines Jntereffe- da fie religiöfe und andre Probleme fehr eingehend und zum Teil un- mittelbarer erörterw als es in den Werken Tolftois gefchieht. Außerdem werfen fie auf die Berfönlichkeit des Autors ftellenweife ein neues Licht. Die Briefe find an W. W. Rachmanow gerichtet und die Originale jetzt dem Tolftoi-Mufeum in Petersburg übergeben worden. Rachmanow ließ fich im Jahre 1889 als Arzt auf dem Lande nieden fand aber in feiner Tätigkeit keine Befriedigung und kam zu dem Schluß das Leben lohne fich nurt wenn man nach immer größerer feelifcher Voll- kommenheit ftrebte. Mit den Zweifelnt die fich in ihm regten- wandte er fich an Tolftoi- und er erhielt von diefem zunächft folgende Antwort:

l.

Ich danke Ihnen fiir Ihren Brief„ ich denke ftets mit fröhlichem innerm Lächeln an Sie.

Ich halte es für fclfrecklich zu fagent daß das Leben in unend- licher Vervollkommnung befteht. Der Begriff fcheint fo unendlich weit und zieht fich bald fo eng zufammen.

Ich will Ihnen mitteilew was ich die leßte Zeit gedach es ift zum Teil die Antwort auf Ihre Frage.

Man fpricht immer von Glaubem Liebe und Hoffnung. Wozu Glaube? Worin befteht der Glaube? Wozu Hoffnung? Die Hoffnung ift hier ganz unpaffend. Hoffnung ift eine Folge des Glaubens. Man fagtx es komme nur auf den Glauben an: Man muß an die Bibel glaubent an die Kirchex an Mohammed an Buddha- an allen möglichen Unfinnt und wenn wir das alles angehört haben, empfinden wir Abfeheu vor diefem Wort und dem Begrifi des Glaubens und werfen ihn fort, Das ift aber verkehrt. Der Glaube ift die notwendige Bedingung fiir eine religiöfe Weltanfchauung. Oder

einfach für eine vernünftige Lebensanfhauung. Ohne Glauben kann
man die Welt niht vernünftig anfehn. Ohne Glauben kann man
fih einbilden. daß die Welt einmal aus mechanifchen Gefeßen hervor-
gegangen ift und niemals ein Ende nimmt. Diefe Anfiht ift haupt-
fächlich deswegen abfurd. weil darin wohl die Rede davon ift. wie
die Welt entftanden ift und wie fie fih entwickelt hat ufw.. aber
nichts darüber gefagt wird. was man allein wiffen muß. nämlich:
Was ih tun foll? Das ift bei diefem verkehrteu Standpunkt infolge
des Glaubens niht notwendig. Sobald unfer Blick aber nicht mehr
getriibt ift. bietet fih die Antwort auf die Frage: ..Was foll ih
tun?“ von felbft dar. während das ohne Glauben nicht möglih ift.
Die Antwort auf die Frage: ..Was foll ih tun?“ ift fiir jeden
aufrihtigen Menfhen klar: Jh muß über alles die Wahrheit lieben.
das Heil. Gott und infolgedeffen meinen Nähften und den Ent-
fernteften: Sowohl die Henne. wie den Baum (alles in richtiger
Reihenfolge) und muß mich von diefer Liebe leiten laffen, Aus
diefer Antwort aber entfteht eine andre Frage. auf die es keine
Antwort gibt und nicht geben kann: Warum hat Gott oder die
Macht. die mich hierher gefandt. es bewirkt. und wozu hat er oder
fie es nötig. daß durch mih Gutes gefhieht? Daß er oder fie es
nötig haben. daß durch mih Gutes gefhieht. ift zweifelhaft; aber
w ozu haben fie es nötig? Was folgt aus dem. was durch mih
gefhieht; was folgt daraus für mih? Das kann ih niht wiffen.
Hier tritt nun der Glaubeein. aber niht der Glaube an eine Drei-
einigkeit. nicht an Mohammed. niht an Chriftus. nicht an Gott über-
haupt. fondern der Glaube an den einen Gott. der Glaube an das
Prinzip. das mih hierher gefandt hat. Jh glaube an ihn. glaube
daran. daß er vernünftig und das Heil ift und daß mir deswegen
von ihm nichts Shlehtes gefhieht. Diefer Glaube ift nötig; ohne
ihn ift uns unruhig und weh zu Mute. Und diefen Glauben haben
Sie und ih. und er ift um fo ftärker. je mehr wir den Willen deffen
tun. der uns gefandt hat. Je mehr man ihn erfüllt. um fo mehr
glaubt man - niht weil es fih gerade fo maht. fondern weil in
dem Maße der Erfüllung auh der Sinn klarer wird - weil mati
um fo fefter an feine Vernunft und Güte und fogar daran glaubt.
daß das. was ih niht weiß. für mih auh niht notwendig ift -
daß es gar niht anders hat fein können.

_ Alfa handelt es fich nicht um eine unendliche Vervollkommnung
des Lebens - dabei kann ein Nachlaffen ftattfinden. Enttäufchungen.
Zweifel können eintreten - fondern: „Nehmt mein Joch auf Euch.
und lernet von mir. denn ich bin fanftmütig und von Herzen de-
miitig. fo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.‟
Ich kann Ihnen nicht mit Worten die Gefühle fchildern. die
diefe Worte ftets in mir erregt haben und noch in mir erregen und
wie fehr fie für mich die Antwort auf alles bilden*
Es handelt fich nicht darum. daß ich hochmütigery unreiner
Menfch mich oervollkommne. fondern ich muß meinen Stand„ Körper.
Gefundheit. Charakter. die Vergangenheit. die Sünden fogar hin-
nehmem und mit Sanftmut und Demut im Herzen muß ich jede
Minute benußen. um das Werk zu oollführen. das er nötig hat.
Vielleicht bin ich dazu tauglich. irgend ein Loch zuzuftopfen? Oder
man kann etwas mit mir aufwifchen? Ich kann vielleicht als ab-
fchreckendes Beifpiel fiir Frechheit. Lafter und Sünde dienen; mein
Körper kann Dünger bilden. Wenn es uns gelingt. uns fo zu
fühlen. dann ift alles wunderbar leicht und zuoerläffig.
Man wird mir einwenden: „Das vernichtet aber jeden Antrieb
zur Veroollkommnung“. Keine Angft: Das Verlangen. beffer zu fein.
ift dasfelbe. wie das„ glücklicher zu fein. Diefes Verlangen noch be-
fonders anzuftacheln. ift gar nicht nötig; das muß ganz von felbft
gefchehn. und es ift nicht gut. wenn es das Ziel bildet.
Sehn Sie. der Verftand ift wie ein Operngias. das man bis
g zu einem gewiffen Grade aufdreht. Dreht man weiter. fo wird alles
undeutlich. So ift es auch mit den Lebensfragen. mit der Frage:
Wozu dient das Leben? Die Antwort auf diefe Fragen liegt im
Glauben an Ihn - in dem Glauben. der jenem ähnelt» der in jeder
Zelle* des Körpers tätig ift. die fiir ihn arbeitet - und diefer Glaube
wird in dem Maße verliehn. in dem man demütig bereit ift. feinen
Willen zu tun.
Ich grüße M. A. und al(die Ihren. Schreiben Sie. Ich be-
_ f>)äftige mich mit Dummheiten. habe eine Komödie gemacht.
Und jetzt fchreibe ich die Novelle; die Sie mir aufgetragen
haben. *)

*) Es handelt fich um den Roman „Auferftehung“.

Diefer Brief machte auf Rachmanow einen tiefen Eindruck und
gab feinen Gedanken eine andre Richtung. So verftrich ein Jahr.
Nach diefer Zeit verfuchte Rachmanow. den Grundfaß Tolftois. der
Gewalt keinen Widerftand zu leiften. uneingefchrc'inkt und ohne Kom:
promiffe durchzuführen. Das wollte ihm nicht gelingen,
Jnfolgedeffen fuchte er nach einem Ausgleich zwifchen jenem Prinzip
und der Wirklichkeit. Er kam hierbei zu dem von Sjutajew befiirworteten
Entfchluß. Diefer befagt: „Man kann nicht abgetrennt von andern
Menfchen ein wahres. aufrichtiges Leben fiihren und muß fich deshal
nicht fo fehr darum bekümmern. fein eignes Leben aufrichtig zu gefialten.
als darum. die beftehenden Lebensformeln aller Menfchen in der Weife
zu ändern. daß keine Gewalt mehr nötig ift." Rachmanow fah aber
bald ein. daß eine Änderung der Formen. die fich im Laufe von Jahr-
hunderten herausgebildet haben. noch fchwieriger wäre. als die Erfüllung
der Vorfchrift: Dem Böfen keinen Widerftand zu leiften. und daß man
deswegen die Anficht Sjutajews nicht durchführen könnte.
Unter dem Einfluß diefer Gedanken bildete fich in ihm eine neue
Auffaffung der Bergpredigt. die dahin ging. daß Ehriftus nicht. wie
Mofes. Gebote gegeben hat. init der Forderung. fie zu erfüllen. fondern
daß er nur den Weg zeigt. auf dem man in das Himmelreich gelangen
kann.
Darüber fchrieb er Tolftoi und erhielt von ihm im März 189l
folgende Antwort:
ll.
Ich habe fchon lange nicht eine folche Freude erlebt. teurer W.
W.. wie durch Jhren Brief. Die Gedanken und Gefühle. die Sie
erregen. die neuen Horizonte. die fich vor Ihnen auftun. find diefelben-
die auch mich erregen; durch die ich lebe. früher lebte und durch die
jetzt auch der jüngere He?) lebt. (er war kürzlich bei uns). Diefelben.
durch die Chilkow") lebt. mit dem ich in letzter Zeit in lebhaftem
Briefwechfel ftand. und in denen Birjukow***) aufgeht. der mir
kürzlich fchrieb.
Diefe Einigkeit rührt nicht von äußerer Gemeinfchaft her. fondern
von innerer.

) He. Sohn des bekannten ruffifchen Vorträtmalers. eines Anhöngers Tolftois
**) Sohn des: friihern Verkehrsminifters. Fiirften Chillen). ebenfalls eines
Anhängers Tolftois.
***) Biograph und Anhänger Tolftois.

Die einzige wahre Gemeinfchaft ift dier die man nicht durch
Suchen finden fondern dadurch daß es nur eine Wahrheit gibt:
(Wer in der Wahrheit ift) oder ihr nahe„ die find eins) und deswegen
freut mich unfere Gemeinfchaft ganz befonders.
Bei mir ift jetzt J, J. Gorbunow*). Wir haben zufammen
Jhren Brief gelefen. Als wir an die Stelle kamen) wo Sie davon
fprechen) daß Chriftus keine Gebote kennt) (richtiger wäre es„ zu fagen)
daß feine Lehre nicht in den Geboten fteht) und daß Ehriftus uns
gelehrt hatt nach dem Reich Gottes zu trachtem wodurch ein Über-
treten der Gebote unmöglich wird - als ich das las- erinnerte ich
Corbunow an das„ was ich ihm gerade geftern gefagt hatte.
Nämlich) daß die Lehre Chrifti in der Aufftellung des idealen
Gottesreiches befteht) das zu erlangen man vollkommen fein muß wie
der Vater im Himmel vollkommen ift; das heißt in der Aufftellung
des Jdeals äußerer und innerer Vollkommenheity und daß die 5 Ge-
bote nur Merkzeichen auf dem unendlichen Wege zu der Stelle find*-
unter die die Menfchen in der gegenwärtigen Lebensperiode nicht
heruntergehn dürfen.
Die Vollkommenheit felbft befteht
1) darin„ daß man alle: den Zulnkafier) den Idioten) Vöfewichh
das Tien fiir feinesgleichen) feine .Brüder hält und fie ebenfo liebt
wie den nächften Verwandten und Freund. Das Merkzeichen auf dem
Wege zu ihr ift das Gebot- daß man feinem Bruder nicht zürnen darf,
2) darinx daß man vollftändig rein fei, Merkzeichen: Du follft
nicht ehebrechen.
3) darin„ daß man ganz frei uud durch nichts gebunden ift.
Merkzeichen: Du follft nicht fchwören.
4) daß man niemals Gewaltr weder zum Schuhe eines andern-
noch feiner felbft) noch gegen ein Tier anwendet. Merkzeichen: das
Böfe nicht durch Gewalt vernichten,
5) darin„ daß man keine Feinde hat. Merkzeichen: Seinen
Feinden Gutes tun.
Glauben Sie nichh daß ich meinen friihern Standpunkh der in
der Schrift „Worin befteht mein Glaube?“ ausgedrückt ift) verteidige.

*) Bebnntcr Jugendfchriftfteller und Verleger

Ich verteidige ihn niht nur nicht. fondern freue mih. daß wir
ihn hinter uns haben.
Wenn man einen neuen Weg betrittx kann man gar niht
anders als fih über das freuen„ was man zuerft vor fih fteht. und
kann gar niht anders. als dasr was im Anfang des Weges ift„ für
fein Ende halten.
Tritt man aber näherr fo kann man dank dem; was man zuerft
fahr wieder gar niht anders; als fih darüber freueny daß man eine
unendlihe helle Weite vor fich fah.
Ihre Erklärung der fchwahen Stellen der Gefellfhaft ift ganz
richtig.
Ießt über den Staat und unfer Verhalten zu ihm. Sie haben
wieder ganz reht; oder; beffer gefagt. denken dasfelbe wie ih. Hier
ift aber eine Einfhränkung nötig. Wir können gar niht anders; als
den Staat„ das heißt die Gewalt verneinenr wie wir auh niht
anders könnenx als die Unzuht verneinen. Ganz einerleit ob wir an
dem einen oder andern teilnehmen oder niht.
Es verfteht fih von felbftt daß für ganz frei vom Staatr ebenfo
wie für ganz frei von Unzuht fih nur Heilige halten können und
daß der Abfheu vor dem einen wie dem andern ein Antrieb zum
wahren Leben ift/ zum Streben nah Heiligkeit. Es ift aber gefährlich.
in den umgekehrten Fehler zu verfallew in denSjutajew verfällh fo
weit ich es aus Ihrem Briefe verftehe und feine Anfihten kenne -
es ift gefährlich. zu fagen„ daß man niht ganz rein von der Gewalt
fein kann (weil man fie ja benutzt) und deswegen in beftimmtem
Maße an ihr teilnehmen kann: Das ift gerade for wie wenn man fich
fagt: - - - - - - - - - - - - - - - - -
Das ift der alletfhrecklihfte Weg - der der Kompromiffe.
Die Lehre Chrifti unterfcheidet fih von allen andern dadurcht
daß fie niht in Geboten ausgedrückt ift; fondern daß fie das Ideal
vollftc'indiger Vollkommenheit aufftellt und den Weg dahin weift; dies
Streben erfeht den Anhängern Chrifti alle Gebote und zeigt ihnen
alle Fehltritte, Der Iünger Chrifti weiht von dem Wegex den Ehriftus
ihm gewiefew nicht auf Grund reifliher Ueberlegungr fondern aus
Ohnmachh oder noch beffer im Verhältnis zu feinen Kräftenr die dem

.Ideal gleihzeitig zuftreben und ihm widerftreben. Deswegen kann
man die Nefultante (Mittelkraft) diefer beiden Kräfte niemals
beftimment wie das die Anhänger von Kompromiffen lieben - fie
ändert fih ftets. ift für jeden Menfhen befonders und wehfelt fogar
bei einem und demfelben je nah der Zeit.
Jmmert jede Minute- muß jeder Menfh nah der ganzen Wahr-
heit ftreben- nah vollftändiger Befreiung von Sinnesluft, von Gewalty
von der Teilnahme an der Gewalt und ihrer Benuhung. Was daraus
folgh weiß niemand. Aber niemand kommt fo weiß daß er zur
Unfittlihkeih zur Gewalt gar niht mehr beiträgt und fie niht mehr
benußt.
Bei demlfrühern Glauben und bei den niht hriftlihen Be-
kenntniffen ftehn ftets Gebote an der Spiße (für uns taten fie es in
der Shrift „Worin befteht mein Glaube?“ - wenigftens zum Teil)
beim Chriftentum ftehn die Gebote am Ende„ d. h. fobald die Menfh
heit einen beftimmten Entwicklungsgrad erreiht hatx fagt das Be-
wußtfein dem Einzelnen: Strebe nah g ä n z l i h e r Vollkommenheit-
geh aber niemals unter einen gewiffen Grad hinunter! Ehriftus hat
gefagt: Du follft niht zürnent niht ehebrechent niht fhwören- niht
gegen die Gewalt kämpfen und niht Krieg fiihrenl Das hat er vor
1800 Jahren gefagt- gerade fo„ wie man vielleicht vor 6000 Jahren
gefagt hat: Du follft niht tittenx follft keinen Menfhen freffen ufw.
Das Ehriftentum ift dadurh großX daß es niht von Chriftus
erfonnen- fondern ein ewiges Gefeß ift„ das die Menfhheit weit eher
befolgtep als es ausgedrückt wurde- und dem die Menfhheit ftets
folgen wird und dem fie auh jeßt fogar in der Berfon derer folgtp die
das Chrifttum niht kennen und niht kennen wollen.
Der Unterfhied befteht nur dating daß fiir diet die den Sinn
des Chriftentums kennenx das Leben voll Glück und Freude ift.
Das hriftlihe Leben befteht niht in der Befolgung der Gebotet
niht im Befolgen der Lehrex fondern im Streben nah Vollkommenheit-
in der immer fortfhreitenden Aufklärung iiber diefe Vollkommenheit
und in immer engerer Annäherung an diefe. Die Stärke des hrift-
lihen Lebens liegt niht in den verfhiedenen Graben der Vollkommen-
heit (alle Grade find gleih; weil der Weg unendlih ift)- fondern in
der Befhleunigung der Bewegung. Je fhneller die Bewegung iftg
um fo ftärker ift das Leben. Diefe Lebensauffaffung verfhafft uns
eine ganz befondere Freude. Sie vereinigt uns mit allen Leuten-

die auf noh fo verfhiedenen Stufen ftehn; trennt uns aber niemals
wie es die Gebote tun. Der Räuber am Kreuze und Zahäus führen
ein hriftliheres Leben. als die Apoftel ufw.
Was Sie vom Staat fagen. den man verneint. aber benußt.
ift ganz rihtig; aber daraus folgt niht. daß man ihn anerkennen
und fih mit ihm ausföhuen muß. fondern es folgt daraus nur das
Eingeftändnis der eignen Shwähe und Unbrauhbarkeit (wie Sie
ganz rihtig fagen). Demut. Demut. folgt daraus. die uns der Liebe
näher bringt.
Ih küffe Sie und liebe Sie von ganzer Seele. Grüßen Sie
Ihre Hausgenoffen; fchreiben Sie mir bald wieder.
L. Tolftoi.
Diefer Brief befriedigte Nahmanow niht vollftändig; junge Kräfte
forderten eine aktioere Entfheidung der Frage. Nahmanow fiedelte
damals nah Twer über und traf dort mit der revolutionären Jugend
zufammen. Während er früher hatte fagen können. daß er wohl die
Leiden des Volkes kenne. fih aber niht eins fühle mit denen. die mit
Gewalt kämpften oder fie überhaupt zuließen. konnte er das jetzt niht
mehr fagen. Angefiht in Angefiht mit der Gewalt mußte er fih über-
zeugen. daß man die Frage. ob man an ihr teilnehmen falle oder niht.
täglich entfheiden müffe. nicht aber. wenn irgend ein Bandenfiihrer
Bugatfhew oder die Zulus erfhienen.
In feinen Zweifeln fhrieb er wieder an Tolftoi. Deffen Antwort
kam ungefähr im April 1891,
[Il.
Mein teurer Wladimir Waffiljewitfh Nahmanow!
Ih wollte Ihnen auf den lehten Brief antworten. habe es aber
aufgefchoben. weil ich fehr befhäftigt war. Der Brief L. Vs. hat
mich aber wünfhen laffen. Ihnen dennoh zu antworten. Ih habe
mit der Antwort gezögert. weil mir Ihre Frage niht klar ift. Sie
bringen das Bewußtfein. daß Sie Nutzen von der Gewalt haben.
und Sie ftehn mit Leuten in Verbindung. die andre quälen und
felbft gequält werden. Diefen Zufammenhang fehe ih niht ein.
Das ift das erfte.
Zweitens bin ih niht damit einverftanden. daß Sie durh Gewalt
leben. Ih urteile nah mir: Ih lebe unter weit fhliminern Be-
dingungen als Sie. bin aber troßdem niht der Meinung. daß ich

durh Gewalt lebe. Ih verftehe iiberhaupt niht. was man fih unter
diefen Worten vorftellen fall. Ih lebe niht durh Gewalt in der
Weife. daß ih jedesmal weiß. wann mir die Frage vorgelegt wird.
ob ih Gewalt anwenden foll oder niht. Ih kann Gewalt anwen-
gen oder fie bewußter Weife niht anwenden. (Das Beifpiel. das ih
ftets gebrauhe. ift: Wenn. fagen wir. irgend ein Räuberhauptmann
kommt. der alle tötet und vergewaltigt. fo bringe ih niht nur meine
Flinte und das Pulver niht in Ordnung. fondern vernihte fie fogar.
um der Verfuhung zu entgehn). Dagegen kann ih niht fagen. daß
ih niemals Gewalt brauhe. fie. ohne daß ih es felbft merkte. niht
benuße -- das kann ih niht fageu. weil das fo viel hieße. daß ih
ein Heiliger bin. Ih kann aber niht darüber im Ungewiffen fein.
ob ih wirklih an der Gewalt teilnehme oder niht; weil ich fehr gut
weiß. was gefhehn ift. als ih an ihr teilnahm. Ih weiß. daß
meine ganze Weltanfhauung und mein ganzes Leben anders find
und daß ih mih niht betrüge. wenn ih denke. daß ih die Gewalt
haffe. und mit allen Geifteskräften darnah trahte. ohne fie d. h.
nah Gottes Gebot. der Liebe. zu leben.
Ieht kommen wir zur Frage von den Leiden der Menfhen.
die aus Gewalt entftehn. Ich weiß. daß es folhe Leiden gibt.
Ih haffe Gewalt und entfage ihr nur deswegen. weil ih weiß. daß
es folhe Leiden gibt. Mein Verziht auf die Gewalt rettet. wie ih
fehr wohl weiß. die andern Menfhen von ihren Leiden niht. Das
habe ih auh niht erwartet. Von ihren Leiden rettet die Menfhen
nur die Verkündigung des Neihes Gottes. und diefe Verkündigung
gefhieht auh durh mih. Das Mittel diefer Verkündigung ift die
Liebe. Die Liebe leitet auh die Shritte. die wir tun müffen.
Welhes diefe Shritte find. die man aus Liebe tun muß - das
weiß der. zu dem wir ftreben müffen. Ob man mit den Arbeitern
in die Bergwerke gehn und zufammen mit ihnen arbeiten. ob die
Arbeiter ihr Leben ändern fallen. fodaß fie niht mehr in die Berg-
werke zu gehn brauchen. oder was fonft immer nötig ift - das
weiß jeder im einzelnen Falle. wenn er der Stimme der Liebe und
niht der des Egoismus gehorht. Dann tut er. was er tun muß.
Wenn er diefes tut. ift er ganz ruhig und fühlt keine Qualen mehr.
Die Lehre Chrifti zeigt ihm. was er tun muß: niht zürnen. andre
niht erziirnen. die Menfhen niht verfeinden.
Die Hauptfahe aber ift. was mir jeßt ganz klar erfcheint und

was ich fo gern in aller Deutlichkeit andern übermitteln möchte. Es
ift folgendes: Wie das Ideal innerer Vollkommenheit unendlich ift.
beffer: niht unendlich. fondern nur duch unendlihe Annäherung
erreihbar (wie ein Vieleck fih einem Kreife nähert) fo ift auh das
Ideal der äußern Vollkommenheit des Reiches Gottes nur in der
Unendlihkeit erreihbar. und deswegen muß der Menfh eine Kontrolle
feiner Schritte niht in der Weife ausüben. daß er feine äußern
Eigenfhaften mit dem Ideal innerer Vollkommenheit vergleiht. (feid
vollkommen. wie auh euer Vater im Himmel vollkommen ift) und
auh niht in dem äußern Ideal des Reiches Gottes - fondern im
innern Bewußtfein einer möglihft vollkommenen Erfüllung des

1 _ x»

, o" of 7"! » Willens deffen. der ihn gefandt hat. In der Art. wie, ein Arbeiter.
_ "278-77 /j dem der Herr aufgetragen hat. mit dem Hammer zu fhlagen. fich
* 94mg is :- *ti-nicht darum kümmert. ob von feinen Shlägen das. auf was er
'Ifchlägh zerfchlagen wird. und auh niht darum. ob die Fabrik. in der
er arbeitet. die ganze Arbeit bis zum Sonntag erledigt - fondern
fih nur darum kümmert. daß das gefhieht. wozu er angeftellt ift.
alles tut. was er kann. und ftets feft daran glaubt. daß das. was er
tut. notwendig und vernünftig ift.
Nein. ih habe es niht verftanden. zu fagen: Ih muß darauf
bedacht fein. ein möglihft wichtiges Werk zuftande zu bringen. und
mih auh dadurh auszeihnen. daß etwas befonderes aus meiner
Tätigkeit hervorgeht. fondern ich muß mih nur darum kümmern. daß
ih auf der Stelle. auf die ih geftellt bin. nihts verfäume; ih muß
mir fagen. das Werk gefhieht auh ohne mih. Jh habe aber jeßt
das Glück. daran teilzunehmen. alfo fhadet es mir nichts. diefes
Glück nun auh zu benußen.
Shreiben Ste mir. bitte. von fih und von God. Sagen Sie
L. P.. daß ih ihm für feine Büher danke. Jh habe fie noh'nicht
durhfehn können. Habe auh Doftojewski noch niht ganz gelefen.
Wie ih erwartet habe. gefällt mir das Stück ..Aus dem Tagebuch
eines Shriftftellers“. Dagegen gefällt mir ..Enfantint' weniger. Es
ift unklar. und die Ausdrücke find gefhroben. Dagegen teile ich die
Anfiht iiber ein ewiges Leben vollkommen. Kürzlich war Dunajew
hier. ging zu Butkewitfch und mahte einen fehr guten Eindruck. Ich
bin etwas unwohl. habe mich erkältet und fhreibe deshalb undeutlich.
Schreiben Sie. ich werde Ihnen antworten. Was tun Sie. und
was gedenken Sie zu tun? L. T.

Für den Arzt Rachmanow verlor das Leben in dem Maße an
Reiz. je mehr er fich überzeugte. daß man nicht ohne Gewalt leben
könne. Im Herbft 1891 fiedelte er nach Bogorodsk iiber. um fich dort
ganz feiner ärztlichen Tätigkeit zu widmen. In Rußland herrfchte in
diefem Iahr Mißernte. und es trat ein großer Notftand ein; Nachrichten
aus dem Erntegebiet drangen auch zu Rachmanow und brachten ihn
auf den Gedanken. im Bezirk Lukojanow Freitifche einzurichten, Er bat
Tolftoi. der darin Erfahrung befaß. um praktifche Anweifungen und
erhielt als Antwort folgenden Brief:
lit'.
Ich habe mich fehr gefreut. teurer Wlad. Waff.. von Ihnen
Nachricht zu erhalten. Wenn Sie Freitifche im Bezirk Luk. einrichten
wollen. wo die Lage des Volkes allerdings fehr fchlimm ift. fo ver-
fahren Sie folgendermaßen:
Wählen Sie einen Ort mitten in der am meiften notleidenden
Gegend. fchicken Sie dorthin Mehl. Kleie und Kartoffeln. Kohl.
Runkelrüben. Erbfen. -Linfen. Hafermehl. Salz. und gehn Sie dann
in eins der Dörfer. wählen Sie. wenn es nicht mehr als 30-40 Höfe
hat. die allerärmfte Familie oder aber. wenn das Dorf größer ift.
die beiden ärmften Familien aus und machen ihnen das Anerbieten.
den Leuten Vorräte zu geben. Dafür fallen fie Brot backen und fiir
die Notleidenden. Alten. Schwachen. Kleinen. ausnahmsmeife auch fiir die
nicht Alten. aber Hungernden. etwa 30-40 an Zahl. kochen, Dann
fchreiben Sie nach Angabe des Dorfälteften die Namen der- Wirts-
lente auf. geben ihnen die Vorräte. befuchen die Freitifche. probieren
die nahrhafteften Speifen aus. fteuern Mißbräuchen und nehmen die
Leute. die zugelaffen find und darum bitten. an die Freitifche auf.
Die ganze Sache ift fo leicht und *macht fich fo einfach. wie eine
Naturerfcheinung. Im Bezirk Luck ift ein Lehrer Weltkanow. der im
Sommer bei uns war. dem ich kürzlich fchrieb und den ich bat.» mir
Mitteilung über die Zuftände der Bewohner zu machen. Da ich aber
die Adreffe aufs Geratewohl gefchrieben habe. hat der Brief ihn
offenbar nicht erreicht.
Ich glaube. das Getreide wird nicht langen. Wenn aber die
Reichen ihre Schuld gegenüber dem Volk“ fühlen und fich' bemühn.
die Schranken niederzureißen. die fie von jenen trennen. fo werden
alle zufammen. wenn fie freiwillig hgndeltl. das' Unglück* bewältigen.
Wenn kein Reis und kein Weizen mehr da ift'. fd reichen doch* Hafer.

Kartoffeln. Mais und Gerfte, Aus Amerika kommen fhon 7 Shiffe
mit Mais.
Uns hat die Sahe fehr in Anfpruh genommen. Ih fühle. daß
ih niht das tue. was ih tun müßte. Ih empfange Spenden. die
auf Briefe meiner Frau eingelaufen find. und verteile fie willkürlih.
um Vorräte zu kaufen und Freitifhe zu errihten. Ih kann
aber von diefer Sahe niht mehr loskommen und fie bei Seite tun.
Wir wohnen hier auf der Befihung meines Bekannten Bajewski.
eines guten Menfhen (er ift ein Liberaler und eifriger Agitator.
außerdem ein praktifher Mann). Er hat zwei Töhter. Tanja und
Mafha. und einen Sohn und arbeitet fehr fleißig. Wir haben 18
Freitifhe eingerihtet. Bei unferm Nahbar Vhilofophow find 6.
Neulich kamen zwei Herren. ein Iurift und ein Naturforfcher. hierher.
Die meiften Kaufleute von Moskau rihten auh Freitifhe ein. Die
Sahe nimmt einen immer größern Umfang an. und es ift viel Gutes
dabei. Freilih auh Shlimmes. befonders die Willkür. die ih niht
ganz aufgeben kann. und die falfche Rolle. die man dabei fpielt.
Ih grüße Ihre Mitarbeiterin Shiiiskaja und kiiffe fie.
L. Tolftoi.
VS. Nähere Einzelheiten über die Einrihtung von Freitifhen
werden Sie wahrfheinlih in den Artikeln lefen. die ih in der
„Woche“ oder in den ..Ruffifchen Nahrihten“ drucken laffe.
Der Arzt Rahmanow befhloß. an Qrt und Stelle angelangt.
Freitifhe niht zu errihten. fondern den Leuten die Vorräte felbft zu
übergeben. Im Bezirk Luck war im Gegenfaß zu andern Bezirken viel
Wald. fo daß die Bauern keinen Mangel an Brennholz litten. Auf
diefe Weife fiel einer der wihtigften Gründe zur Errihtung von Frei-
tifhen fort. *
Als Tolftoi den Entfhluß Rahmanows. keine Freitifhe einzurichten.
erfuhr. fhickte er folgenden Brief:
l7.
21. Ianuar 1892.
Teurer Wlad, Waff.!
Ih habe Ihren Brief an die Shwefter gelefen und fehr bedauert.
daß Sie auf den Gedanken. Freitifhe zu errihten.. verzihten. Ih
halte das für einen Fehler. einen fehr gewöhnlihen Fehler. den viele
mahen. Die Bauern. die am meiften reden und am meiften hervor-
treten. find gegen die Freitifhe und ftets fiir Auslieferung des

Mehls. Allerdings ift der Befuch von Freitifchen und das Hinfchicken
der eignen Kinder nicht Sache der Reichen. fondern dazu muß man
arm fein. Mancher fchämt fich; außerdem ift es nicht fo vorteilhaft-
als wenn er das Mehl felbft bekommt. und deshalb ift die Mehrzahl
ftets fiir Auslieferung der Vorräte. Außerdem find diefe Freitifche
das befte Mittel zur Jnfor-mierung. Ohne fie kommt man fchwer zu
recht - befonders aber find fie gut und billig.
Bergeffen Sie nichh daß von allen Nahrungsmitteln Reggenmehl
jeßt das teuerfte ift. Mehl koftet 2 Kopeken und mehr das Vfund.
Kohl- Kartoffeln. Erbfen. alles koftet 1 Kopeke das Pfund. Hirfe
die es hier überall gibt. kann man zu Grütze kochen. Deswegen ift.
wenn Sie die Wahl haben. entweder nur Brot zu geben oder Brot
mit Grüße- die zweite Art billiger und nahrhafter. Erisman hält
Vorträge dariiber und fagt. wie verkehrt es in hngienifcher Hinficht
fei- fich nur von Brot zu ernähren; ebenfo verkehrt ift es in
ökonomifcher.
Wenn Sie Jhren Fehler wieder gutmachen und die Auslieferung
des Getreides durch Freitifche erfeßen wollen. fo tun Sie das.
Jch will von all den andern Vorteilem die die Freitifche mit
fich bringen. gar nicht reden. So ftellen fich z. B. durch Freitifche
die beften Beziehungen heraus. die bei Auslieferung der Vorräte
wegfallen. Es macht zwar mehr Mühe. deshalb verfchafft es aber
auch mehr innere Befriedigung.
Jch habe Jhre Adreffe den „Ruffifchen Nachrichten“ mitgeteilt.
damit fie Jhnen Geld fchicken. Jch hoffex daß die Zeitung das auch
wirklich tut. *
Wir waren 20 Tage in Moskau. morgen fahren wir zurück. '
Schreiben Sie. Alex. Ark. war hierx und ich habe ihn gebeten.
hinaufzufahren und Korn zu kaufen. Er hat es getan. Die Sache
hat uns fo in Anfpruch genommen. daß wir gar nicht mehr los:
kommen. Solange noch Mittel da find. werden wir uns damit be-
fchäftigen. Jeßt haben wir ungefähr 100 Freitifche,
Leben Sie wohl. ich ki'tffe Sie. Jhr Sie liebender
_ L. Tolftoi.
Tolftois Gründe erfchienen dem Arzt Rachmanow nicht einleuchtend-
und er eröffnete keine Freitifche. Als er in demfelben Sommer
flüchtig bei Tolftoi vorfprach. entfpann fich fogleich ein lebhafter Disput

über diefen Gegenftand. Tolftoi und Rahmanow trennten fich in ge-
fpannter Stimmung. Rahmanow fuhr wieder in den Bezirk Luck. wo er
fih niederlaffen und ein Haus baun wollte.
Rahmanows Aufmerkfamkeit wurde damals durch die Wirkung erregt.
die in den Anfihten feiner Freunde. Michael und Arkadius. vorgegangen
war. Er wollte den pfyhologifhen Grund ihrer Vorliebe für die
Orthodoxie herausbekommen. Darüber fhrieb er Tolftoi. Als Antwort
darauf kam im Oktober 1892 folgender Brief:
I/I.
Ich danke Ihnen. teurer Wlad, Waff.. daß Sie mir gefhrieben
haben. Ihr Brief hat dem Gefühl von Reue. das nah unferm legten Zu-
fammentreffen in mir zurückgeblieben war. Erleihternng verfhafft. Ih
habe gehört. daß Sie nah Krapiwna. in das Choleragebiet. gegangen
find. und wollte immer gern Genaueres erfahren. Obgleih es mir leid
tut. daß Sie fo weit von uns entfernt find und daß es mir niht ge-
lingen wird. durch ein perfönlihes Wiederfehn den legten Reft' von Ver-
ftimnucng zu befeit-igen. die nah unfrer leßtcn Unterredung zwifchen uns
zurückgeblieben war und bei mir duch Ergeiz und Stolz erzeugt ift -
fo freue ih mih doh Ihretwegen. daß Sie an dem richtigen Plage
find. Aber wo find Sie eigentlih? In der Stadt oder auf dem
Lande? Wo baun Sie? Ih wollte. wir wären zufammen. - Ih
weiß niht. habe ih Ihnen von dem Briefe erzählt. den ich Vrokopenko
als Antwort auf ein Shreiben gefhickt habe. in dem in unbeftimmten
Ausdrücken vom lebenden und gekreuzigten Ehriftus die Rede ift? Als
Antwort auf meinen Brief habe ich von ihm den fröhlihften und beften
Brief bekommen. indem er mir fhreibt. daß ih ihn entweder niht richtig
verftanden habe oder daß er fih nicht rihtig ausgedrückt hat. Ieden-
falls ift cr mit mir einverftanden. Er wollte erwidern. hat dann aber
im Namen der Liebe befhloffen. es niht zu tun. So hat alfa ein auf-
richtiger Gedankenaustaufh mir viel Freude verurfaht und zu einer
engern Annäherung geführt. Ichhoffe. daß dies auh mit Mom. und Alex.
der Fall fein wird. _
Sie haben Reht. daß bis zu dem Zeitpunkt. wo fich unfer Leben
niht ändert. alle Reue und ein myftifhes Dahindämmern keinen Zweck
haben. Bis jeßt beobachte ih aber bei unfern Freunden ein ftrenges
Verhalten gegen fih felbft. *
Kürzlich find Mitw. Alex. und Bogdanski feftgenommen und der

eine nah Poltawa. der andre nah Charkow transportiert. Bogdanski
ift auf 5 Iahre nah Transkaukafien verbannt.
Ih feße meine Arbeit fort und habe fie nah niht beendet. Wie
geht es O. A? Grüßen Sie fie von mir.
Wir haben heute die Nahriht bekommen. daß ein junges Mädhen.
das ins Hungergebiet gefahren ift und dort Kranke gepflegt hat. hoffnungs-
los darniederliegt. Biriukow hat telegraphiert: ..Hoffnungslos. erwarten
das Ende". Einfiweilen leben Sie wohl. Ihr Sie aufrihtig liebender*
Leo Tolftoi.
Hierauf hörte der Briefwehfel zwifhen Tolftoi und Nahmanow lange
auf. 1896 kehrte Rahmanow wieder bei Tolftoi ein. Tolftoi war damals
mit dem Werk ..Die Lehre Ehrifti" befhäftigt. Er wollte in diefem Buhe
die Grundlagen der hriftlihen Lehre auf die allereinfahfte. fogar dem
kindlihen Verftändnis angemeffene Weife auseinanderfeßen. Er fhrieb
übrigens damals. daß ihm das niht gelungen fei. Tolftoi gab dann
Rahmanow diefes Werk zu lefen. und Nahmanow fand. daß ein un-
vorbereiteter Lefer das Buch unmöglih verftehn könne.
Außerdem erhielt Rahmanow noh einen andern Eindruck. Er konnte
fih aber niht fofort Nehenfhaft davon geben und reifte- deswegen ab. ohne
fih erklärt zu haben.
Später dahte er viel über diefen Zwiefpalt nah. Ihm gefiel Tolftois
Ton niht - er war ihm zu lehrhaft. fhien ihm der Ton eines Mannes.
der die Wahrheit gefunden hat und andre darin unterweifen will. Diefer
Ton klang damals zuerft aus Tolftois Schriften. Früher hatte man den
Eindruck gehabt. daß er felbft die Wahrheit fuhte und andern von feinem
Suhen Mitteilung mahte. Rahmanow war der Anficht. nur der könne die
Wahrheit lehren. der ihr fein Leben vollftändig geopfert habe - gerade wie
ein wiffenfhaftlihes Problem nur dann als erwiefen gilt. wenn es durh
die Erfahrung beftätigt ift. Alfo der Arzt war der Anfiht. nun-der könne
andre unterrihten. der feine Lehre im Leben beftätigt hätte. wie Ehriftus
bis zum Tode am Kreuze.
Ferner ftimmte Nachmanow mit dem Inhalt des Tolftoifhen Werkes niht
überein. In dem Werk wurde fehr beftimmt eine metaphhfifhe Vorftellung
von der menfhlihen Seele geliefert mit ihrer ein für alle Mal gegebenen
Fähigkeit einer allumfaffenden Liebe. Nachmanow dagegen konnte der Lehre der
Evolutioniften niht entfagen. die der Anfiht find. daß alle moralifhen

Gefühle und u. a. auh die Fähigkeit uneigennüßiger Liebe und Sympathie
das Refultat einer Entwicklung find und daß man deswegen ein Gefühl
entwickeln und weiter ausbaun könne.
Er legte Tolftoi diefen Standpunkt dar. und Tolftoi erwiderte ihm:
I/II.
Ih habe Ihren Brief erhalten. teuerer Wlad. Waff.. und nachdem
ich ihn gelefen. war ih zuerft inftinktiv bedrückt. Freute mich dann
aber bewußt. wie ich mich ftets freue. wenn ich auf einen Tadel ftoße.
weil jeder Tadel. befonders wenn er von jemand ausgeht. der uns
innerlih nahe fteht. Ruhen bringt. In Ihrem Tadel habe ih aber
wenig Ruhen gefunden.
Daß ih kalt fhreibe. weiß ich. aber ih kann nicht anders fchreiben.
als ich tue. Ich kann auch nicht. wie Sie mir raten. das Schreiben
unterlaffen: Ich habe viele angefangene und neu gefundene künftlerifche
Pläne. die mich locken; aber ih will die kurze Lebensfrift. die mir nach
geblieben. wenigftens fa lange niht darauf verwenden. bis ich diefe eine
Arbeit vollendet habe. Welhe es ift. fage ich niht. Mir fcheint. ja
ih bin feft davon überzeugt. daß fie vielen Leuten notwendig und
nüplich ift. Ih bin deswegen davon überzeugt. weil die Schlüffe. zu denen
ich gekommen bin. mir mit vieler Mühe klar geworden find und mir
innern Frieden und Ruhe verfchafft haben. mit denen ich lebe und
dereinft zu fterben hoffe. Sie raten mir. niht zu lehren und ntein
Leben niht zu ändern. aber ich kann einmal niht anders fchreiben. als
ich fhreibe. Nur diefes Shreiben gibt mir das Bewußtfein einer not-
wendigen Arbeit. Ih kann auh niht den Wunfh unterdrücken. mein
Leben zu ändern. fondern quäle mih immer damit herum. weil mein
geiftiges Leben mir Oual macht.
So hat denn alfa Ihr Brief mir niht den Nußen verfchafft. den
ih erwartet hatte. hat mir aber Sympathien für Sie eingeflößt. Ich
habe aus Ihrem Brief gefehn. daß Sie. der Sie mih in Ihrer
innerften Seele verurteilen. mir mit Ihrer Aufrichtigkeit und wahren
Anhänglichkeit alles haben fagen wollen. was Sie von mir dachten.
Und darum find Sie mir noch teurer geworden.
Was Sie aber von der Liebe fchreiben. ift etwas unklar und wahr-
fcheinlich durh die Ungenauigkeit meiner Ausdrücke und Ihr fchnelles
Lefen verurfacht. da Sie mir mit denfelben unklaren und unwirkfamen

Erörtenmgen erwidern. wie wünfchenswert es fei. die Liebe zu ver-
mehren. die ich vollfländig befeitigt wähnte. nachdem ich ihre Nichtigkeit
dadurch erwiefen. daß ich nicht nur durch Worte. fondern auch durch
alles. was daraus folgt. bewiefen habe. daß Gott die Liebe ift und
deswegen auch der Menfch die Liebe ift und daß man deswegen die
Liebe nicht auf Wunfch vermehren. fondern nur das befeitigen kann. was
ihr im Wege fteht,
Nun. einftweilen leben Sie wohl. Ich küffe Sie
18, Oktober 1896. Leo N. Tolftoi.

Narkfrieden
Aber das Leben ift dennoch allüberall.
Nicht nur im Sturm brandender wilder Nächte.
Nicht nur an Weibesgluten. in fchwellenden Schmerzen.
Nicht nur im Ringen aufreibender Alltagsmühn.
Nein.
Auch dort ift das Leben.
Wo die gewöhnlichen
Buttterbrod effenden Kinder im Lande fpielen.
Wo die Gedichte machenden Iünglinge.
Mit Stickerei befchäftigten Mädchen fißen.
Wo die Waldruh im Wiegen der Blätter träumt
Und die Spechte im Hohlbaum hämmern und pochen.
Wo fich des Lebens taufendfältige Fragen
Still ins finkende Farrnkraut legen.
0tt0 Weller.

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifhen von Pauline Klaiber

Fortfeßung

..Ach Sie find übrigens niht der erfte. der meine Augen lobt.‟ verfeßte fie. ..Mein Mann _tt

..Aber ih erft!" ruft der Kapitän. ..Ih fage nur fo viel: hätte ich Sie vor zwanzig Jahren kennen gelernt. dann hätte ih niht für meinen Verfiand einftehn können. Kommen Sie. es ift niht fo fhlimm mit dem Tau im Walde!"

..Wir wollen lieber ins Haus hineingehn.‟ fhlägt fie vor,

..Hinein? Drinnen ift ja nirgends ein Winkel. wo man allein fein kann“

..O. es wird fich fhon ein Vläßchen finden.‟

..Ja. denn heut Abend muß es ein Ende nehmen.“ fagte der Kapitän zum Schluß.

Dann gehn fie.

Ih aber frage mih. warum ih die leere Flafhe hinabgefhleudert habe. und ob ih wirklich jemand damit habe warnen wollen?

e'- "l
e'-

In aller Frühe. fhon um drei Uhr. höre ih den Knecht hinausgehn. um die Vferde zu füttern. Um vier Uhr klopft er an den Giebel. Ich gönne ihm den Ruhm. der Erfte zu fein. der auf ift. obgleich ih ihn zu jeder Stunde der Nacht hätte wecken können. denn ich hatte gar niht ge-

fchlafen. Ach. in diefer leichten. dünnen Luft, die fo gar nicht einfchläfernd-
wirkt. kann man den Schlaf leicht ein oder zwei Nächte entbehren,
Der Knecht fährt mit frifchen Vferden vor dem Vflug auf den Acker.
Er hat die fremden Bferde unterfucht und fich Elifabeths ausgewählt; das
find gute Bauerngäule mit derben Beinen.
2.
Noch mehr Gäfte treffen auf Övrebö ein. und das Feftefeiern nimmt
gar kein Ende. Wir Knechte düngen; pfliigen und fäen. und auf einigen
Ackern fprießen fäion grüne Hälmchen hinter uns hervor; das fehn wir
mit Freude.
Aber bei Kapitän Falkenberg ftoßen wir da nnd dort auf Widerftand,
den wir erft überwinden müffcn. „Sein eigner Berftand und feine Wohl-
fahrt find ihm gleichgültig gcworden.‟ fagt der Knecht.
Ja wirklich ein böfer Griff war in den Kapitän gefahren; halb be-
trunken und wie im Halbfchlaf ging er umher und dachte an nichts. als.
wie er es feinen Gäften recht gemütlich machen könnte. Fünf Tage hinter-
einander hatte er nun mit diefen Gäften die Nacht zum Tag auf dem
Hofe gemacht. Aber wenn die ganze Nacht hindurch nichts als Spektakel
ift. hat das Vieh auch keine Ruhe in feinem Stall. und die Mägde können
nicht zu rechter Zeit fchlafen; ja es kam vor. daß die jungen Herren
mitten in der Nacht zu ihnen hereinkamen. fich zu ihnen aufs Bett
feßten und mit ihnen fchwaßten. nur um fie ausgekleidet zu fehn.
Wir Arbeitsleute hatten nichts damit zu tun. o nein; aber oftmals
fühlten wir es viel mehr als eine Schwach ftatt als eine Ehrel daß wir
auf diefem Hofe dienten; und der Knecht kaufte fich das Zeichen des Ab-
ftinentenvereins und trug es offen auf feiner Blufe.
Eines Tags kommt der Kapitän zu mir auf den Acker hinaus und
befiehlt mir. den Wagen anzufpannen; es müßten zwei neue Gäfte von
der Bahn abgeholt werden'. Es war aber noch mitten in der Arbeitszeit
vor Feierabend. und er war wohl eben erft aufgeftanden. Jch war in
einer fchweren Klemme; und ich fragte mich. warum er fich nicht an den
Knecht wandte. „Aha‟. dachte ich; „du wirft fehn„ er geniert fich allmählich
doch vor dem Nüchternheitszeiäien des Knechts!“
Der Kapitän merkte wohlx daß ich zögerte; er lächelte und fagte:
„Aber vielleicht haft du Angft vor Nils? Dann kann ich auch zuerft
mit ihm fprechen.“
Nils; das war der Knecht.

Aber in diefem Augenblick durfte ich den Kapitän unter keinen Um-
ftänden zn Nils hingehn laffen; denn er pfliigte noch immer mit den
fremden Pferden und hatte mich gebetein ihm einen Wink zu geben. wenn
er in Gefahr kämex entdeckt zu werden. So zog ich denn mein Tafchen-
tuch heraus„ wifchte mir das Geficht ab nnd wedelte ein wenig damit.
Der Knecht fieht es und fpanut augenblicklich feine Pferde pom Vflug.
„Was wird er jeßt tun?" dachte ich, „O. der gute Nils wird fich fchon
zu helfen wiffen.“ Obgleich es mitten in der Arbeitszeit wart fiihrt er
die Pferde heim.
„Wenn ich jeßt nur den Kapitän noch ein wenig aufhalten könntef"
denke ich weiter. Der Knecht merkte- daß es darauf ankamf er trieb die
Pferde eifrig an und fchirrte fie fchon unterwegs aus.
Auf einmal fieht mich der Kapitän fcharf an und fagt:
„Wifi du ftumm geworden?“
„Bei dem Knecht fäieint irgend etwas nicht in Ordnung zu fein,“
fagte ich. „Er hat ausgefpannt.“
„Na- und dann?“
„Nein, ich dachte nur -"
„Ach was- mag der Teufel henchelni“ Ießt konnte ich Nils ein
wenig helfen„ nachher kam er in die Klemme. So ging ich grade drauf
los und fagte:
„Es ift jetzt die ftrenge Arbeitszeit. und dort drüben fprießt fchon
die junge Saat hervor. Aber wir haben noch ein gutes Stück Ackerland
vor uns- das -“
„Laß es wachfem laß es wachfen!“
„Hier find zwölf Morgen. und der Knecht hat vierzehn Morgen por
fich. deöhalb dachte ich- der Herr Kapitän werde vielleicht feinen Befehl
zurücknehmen."
Da dreht fich der Kapitän auf dem Abfaß um und läßt mich ftehm
ohne noch eine Silbe zu fagen,
„Ich bin perabfchiedet!“ denke ich; aber ich gehe mit dem Karren
und dem Pferd doch hinter dem Kapitän dem Haufe zu. um feinem Befehl
nachzukommen.
Der» Knechts wegen war ich jeßt beruhigt; er war fchon ganz nahe
bei den Häufern; der Kapitän winkte ihnn aber er beachtete es nicht,
„Halti“ rief der Kapitän mit feiner Offizierftimme. aber der Knecht
hörte nicht.

Wir erreichen den Stall. Der Knecht hatte die Pferde glücklich in
den Stand geftellt; der Kapitän war äußerft fteifr aber er hatte fich wohl
unterwegs fchon ein wenig befonnen.
„Warum haft du ausgefpannt?“ fragte er.
„Der Pflug rauchte/ erwiderte der Kneeht- „und bis er abgekühlt iftr
wollte ich die Pferde einftellenr es wird nicht lange dauern."
„Ein Mann foll mit dem Wagen nach dem Bahnhofr" befiehlt der
Kapitän.
Der Knecht wirft mir einen Blick zu und murmelt:
„Hm, Ach fo! Jft denn dazu jeßt Zeit?"
„Was brummelft du da?"
„Wir find nur zwei und eine halbe Kraft bei der ArbeitF das ift
nicht zu viele" fagt der Knecht.
Aber dem Kapitän muß wegen der Brunnenx die der Knecht fo rafch
ausgefpannt und nach Haufe geführt hatt ein Verdacht aufgeftiegen fein.
Er geht zu den oerfchiednen Pferden hin und unterfuchh welche erhißt find.
Dann tritt er wieder zu uns- und indem er fich die Hände an feinem
Tafchentuch abtrocknetf fagt er:
„Pflügft du mit fremder Leute Pferdenr Nils?"
Paufe.
„Das will iä) nicht haben."
„Hm, nein- nenn" murmelt Nils. Aber dann wird er plötzlich
ärgerlich und fiihrt fort: „In diefem Jahr brauchen wir viel mehr
Pferdekraftr als in allen den andern Jahren, Wir brechen auch oiel mehr
Land umf als je vorher. Und diefe fremden Gäule ftehn nun fo und fo
viel Tage da und freffen unfer Futter; ohne auch nur fo die(zu nützen-
wie das Waffer wert iftr das fie faufen; deshalb hab ich fie ab und zu
ein wenig herausgenommen und fie bewegt."
Doch der Kapitän wiederholte nur kurz und bündig: „Aber das
darf nicht wieder oorkommenr hörft du wohlf Niels?"
Paufe.
„Haft du nicht gefiern gefagt- eins von den Pferden des Herrn fei
krank?“ warf ich ein. .
Diefen Vorwand ergriff der Knecht fofort.
„O jaxt fagt ert „geftern Abend ftand es vor dem vollen Futter-
trog und zitterte an allen Gliedern. Ich konnte es nicht aufs cFeld
nehmen."

Der Kapitän maß mih mit feinem Blick vom Kopf bis zu den Füßen
.und fagte dann:
..Was haft denn du hier zu tun?" .
..Der Herr Kapitän befahl mir. nah dem Bahnhof' zu fahren."
..Dann geh und richte dih!"
Aber- fobald' der Kapitän ausgefprohen hatte. ergriff Nils das Wort
*und fagte:
..Nein das geht* niht."
„Bravm Nils!" dachte ich. Er hatte ja vollkommen reht und fah
auh darnah aus. wie er fo daftand': ftaok und eigenfinnig. Und was
die Vferde anbelangte. fo waren.“ diefe in der langen. ftrengen Arbeitszeit
ganz abgefhunden. während die fremden Vfer-de nur immerfort fraßen und
ganz fteif wurden. weil fie niemand bewegte.
..Es geht niht?" fragt der Kapitän. wie aus den. Wolken gefallen.
„Wenn der Herr Kapitän mir meinen Helfer wegnimmt. dann hab
ih hier nichts mehr zu fhaffen." erwidert Nils,
Der Kapitän trat an die Stalltür und fah hinaus. Er kaufe an
feinem Bart und'- überlegte. dann fragte er über die Schulter zurück:
..Kannft du auh den Kleinkneht niht entbehren?"
..Nein." antwortete Nils. ..er ift mit der Egge draußen."
Dies war der erfte Zufammenftoß. den wir mit dem Kapitän hatten
:und bei dem wir Reht behielten. Später gab! es noch kleine Reibereien.
aber da gab er immer gleich nach.
..Es follte eine Kifte vom Bahnhof abgeholt werden." fagte er eines
Tages. ..Könnte fie der Kleinknehi wohl holen?"
..Der Kleinknecht ift* jeßt fo viel wert wie ein rechter Knecht." fagt
"Nils, ..Er ift an der Egge. und wenn er. jeßt nach. der Bahn fährt.
kann er vor morgen Abend niht zurück fein; dadurch werden anderthalb
'Tage vergeudet." .
„Brawl" dachte ich wieder. Nils hatte fhon vorher mit mir. wegen
der Kifte auf dem Bahnhof gefprohen. Sie enthielt Getränke; er hatte
-es von den Mägden gehört.
Die beiden wechfelten noch ein paar Worte; der Kapitän runzelt die
Stirn und meint. die Feldarbeit habe noch nie fo lange gedauert wie
diesmal; der Knecht wird fhließlich ärgerlich und fagt:
..Wenn Sie uns den Kleinknecht vom Acker wegnehmen. dann geh
ich auf der Stelle." Und dann fragte er mich. wie wir zum' voraus ver-
abredet' hatten: ..Gehft du mit?"

_T .za-*Y- .- g
..WÜMF'ÄP ._ *-

' * * K» *1 *x ...4!
- 'F ?Kl-7 ff i * '

x * . »e * 4
/ a' K f Z _ _ 1 p * k ,
* . - _ _ * _
.*- U - * „7_>"RU- .Wk .
**-.QKÜLÄZMZUUUMJÖ . * ' * f * * - " - f /Lyy ä'
-- -- . .l .ll-l..>- .
' * ' / * "MF-f* . “_ I' W']
- 4 - * ex.:- ..7,- .- .-
-z _-/K
* i*J * ' '-u ' *'
- ..little-.5.... - . - -
*nutzte D_
.l (-7 S!*3.1;I x g.. >-
*'.:'.,.]-7-
* **z :1F J

| [f 1. f . ' ,
. Ye. J. ' L '1“'*'*'.'..[7* / .
. „- 1 .ße-3W.» 7.- ..zffzlffzn ' - , -t 7*.- e47 YOGA-,*1- [fq* q* l
-»***.*.“--t-|-
'. * :*-t _- -* 9'!

W. Strich-Chapell
Shwarzwaldlandfhaft
(Zum Auffap von Vrof. Dr. Gradmann)

Sie tat es. und als fie fertig war. dankte ihr der Kapitän mit
einem freundlichen ..Danke. meine Liebe."
Frau Falkenberg fchien ein wenig überrafcht und fchickte das Mädchen
fofort mit einem Auftrag nach dem Bodenraum. Der Kapitän fah ihr
nach. als fie die Küche verließ. und fagte:
„Was für wunderbar glänzende Augen diefes Mädchen hat!"
Jch fchielte zu Frau Falkenberg hinüber. Jhre Augen flammten; fie
wurde rot und verließ die Küche. Aber an der Tür drehte fie fich wieder
um. und ihr Geficht war ganz blaß. Da war gewiß fchon irgend ein
Entfchluß in ihr gereift. denn fie fagte über die Schulter weg zu ihrem
Manne:
„Ja. ich glaube beinah. ein bischen zu glänzende Augen.“
Ter Kapitän fragte verwundert:
..Wiefo?“
Da lacht Frau Falkenberg ein wenig; fie deutet mit dem Blick auf
uns und fagt:
..Ja. denn fie wird allmählich zu vertraut mit den Knechten."
Da wird es ganz ftill in der Küche.
..Und deshalb ift es wohl am beften. fie geht." fährt Frau Falken-
berg fort.
Diefe Worte waren eine unglaubliche Frechheit von Frau Falkenberg;
aber wir konnten nichts machen. wir wußten: fie gebrauchte uns nur als
Vorwand.
Als wir ins Freie kamen. fagte der Knecht empört:
..Jch follte eigentlich wieder hineingehn und ihr eine deutliche Antwort
geben “
Aber da es doch gar nicht der Mühe wert war. fich darüber zu
ärgern. riet ich von diefem Vorhaben ab.
Nun vergingen ein paar Tage. Der Kapitän fand wieder Gelegen-
heit. Naguhild in Gegenwart feiner Frau eine plumpe Schmeichelei zu
fagen. „Du. mit deinem jungen Leib!" fagte er.
Nein. in welchem Tone jeßt auf dem Hof des Kapitäns gefprochen
wurde] Mit jedem Jahre war er wohl immer mehr heruntergekommen.
betrunkne Gäfte hatten das ihre dazu beigetragen. und Müßiggang. Gleich-
gültigkeit und Kinderlofigkeit hatten mitgeholfen.
Am Abend kam Nagnhild zu mir und erzählte. es fei ihr gekündigt
worden. und die gnädige Frau habe nichts weiter getan. als eine kleine
Anfpielung auf mich gemacht.

Dies war wieder eine Hinterlift; Fran Falkenberg wußte. daß ich
nicht lange auf dem Hofe bleiben wollte. - warum alfo mich zum Sünden-
bock ftempeln? Sie wollte ihrem Mann einen Strich durch die Rechnung
machen. - das war alles.
Ragnhild war übrigens recht betrübt. fie weinte ein wenig und
wifchte fich die Augen. Aber nach einer Weile tröftete fie fich und meinte.
wenn ich erft fortginge. werde Frau Falkenberg die Aufkündigung fchon
zurücknehmen; - was ich in meinem Innern fiir ganz ausgefchloffen hielt,
Der Kapitän und Frau Elifabeth konnten befriedrigt fein: das un-
bequeme Stubenmädchen kam ficher vom Hofe fort.
k X
If
Aber was wußte ich? Es war vielleicht doch irgendein Fehler in
meiner'Verechnung der Situation. Neue Vorkommniffe machten mich un-
ficher. ja fie brachten mich dazu. meine Meinung zu ändern. -* ach. wie
fchwer ift es doch. Menfchen richtig zu oerftehn!
Allmählich wurde mir klar. daß Frau Falkenberg ehrlich und redlich
eiferfüchtig auf ihren eignen Mann war. und nicht nur fo tat. um felbft
auf dem abfchüffigen Pfad weitergehn zu können. Weit entfernt . .- .i
Dagegen glaubte fie wohl keine Minute lang. ihr Mann habe ein Auge
auf das Stubenmädchen geworfen. Daß fie fo tat. war nur ein Knifi
pon ihr; jeßt. wo es drauf ankam. war ihr jedes Mitte(recht. Sie war
in der Küche rot geworden. jawohl. aber das war der Ausbruch einer
rafchen. natürlichen Kränkung über ein paar unpaffende Worte ihres
Mannes gewefen; nichts weiter. durchaus keine richtige Eiferfucht.
Aber ihretwegen mochte ihr Mann gern glauben. fie fei auf das
Stubenmädchen eiferfüchtig. - das war ja grade ihre Abficht gewefen.
Und damit redete fie eine deutliche Sprache: ..Iawohh ich bin bei Gott
wieder eiferfüchtig; du fiehft: es ift grade wie früher. hier haft du mich!"
Ei fieh. Frau Falkenberg war beffer. als ich gedacht hatte! In allen den
Jahren hatten fich die Ehegatten mehr und mehr von einander entfernt.
zuerft aus Gleichgültigkeit. fchließlich vielleicht auch aus Trog; jeßt wollte
fie den erften Schritt tun und ihm aufs neue Liebe zeigen, So war es.
Aber vor der. die fie am allermeiften fürchtete. wollte fie auf keine Weife
ihre Eiferfucht zeigen. nämlich vor Elifabeth. diefer gefährlichen Freundin.
die fo oiel Jahre jünger war als fie felbft.
Ja. fo war es.

Und der Kapitän? Rührte fich etwas in ihm! als er feine Frau
in der Küche rot werden fah? Möglicherweife ging ihm eine leichte Er-
innerung aus alten Zeiten durch den Kopf7 eine fchwache Verwunderung
eine Freude. Aber er zeigte keine Spur von Erregung; mit den Iahren
war wohl fein Stolz und fein Troß übermäßig geworden,
Dann traten die Ereignifie eine von denen ich vorher gefprochen habe.
3,
Frau Falkenberg hatte fchon feit längerer Zeit ihr Spiel mit ihrem
Manne getrieben. Bei feiner Gleichgültigkeit hatte auch fie fich gleich-
gültig geftellt und fich mit der zufälligen Kurmacherei der oerfchiednen
Gäfte getröftet. Nun reifte von diefen Gäften einer nach dem andern
ab; aber der dicke Kapitän Bruder und die Dame mit dem Schal
blieben noch da. Der Ingenieur Laffen blieb auch da. „Ganz wie es
dir beliebt/ dachte der Kapitän dazu. „Laß dich hier ruhig niedert fo
lang es dir gefällt. mein Freund." Und es fchien auch gar keinen Eindruck
auf ihn zu machem als feine Frau mit dem Ingenieur fogar Bruderfchaft
machte und ihn Hugo nannte, grade wie der Kapitän. „Hugol" rief fie
bisweilen von der Treppe aus; und dann gab ihr der Kapitän wohl
Auskunft und antwortete: „Hugo ift den Weg hinuntergegangen."
Eines Tages hörte ich den Kapitänz während er auf die Springen-
biifche deutete* mit einem fpöttifchen Lächeln antworten: „Der kleine
König Hugo erwartet dich in'feinem Reich."
Ich fahf daß Frau Falkenberg zufammenzuckte; fie lachte etwas ver-
legen und ging dann zu dem Ingenieur hinunter.
Jeßt endlich war es ihr gelungenF einen Funken aus ihrem Manne
zu fchlagem und fie wollte verfuchem diefem erften noch weitere folgen zu
laffen.
Fortfeßung im nächften Heft

Vrof. Dr. Gradmann:

Landfhaftskunft

Es gibt zweierlei Arten von Landfhaftsverfhönerung: eine
romantifhe und eine realiftifhe. Jene geht aus von einem romantifhen
Ideal der deutfhen Landfhaft. dem angenommenen Urzuftand oder
einem andern vergangenen. hiftorifchen Zuftand. dem der guten. alten
Zeit. den fie wiederherftellen möhte. zum niindeften für das Auge;
diefe vom gegebenen Zuftand. dem der Kultur. den fie nur nah künft-
lerifhen Gefihtspunkten ausbaut. foweit es die rationelle Kultur
geftattet. Sie betrachtet den Acker-. Wiefen- und Gartenbau. den Wein-
und Obftban und den Waldbau als ihre Verbündeten.
Wenn eine Stadt ihre landfhaftlihe Umgebung planmäßig an-
pflanzt. wird fie fih zunächft fragen. ob niht an gewiffen Stellen
Refte freier Natur. von Wald und Heide. oder auh die alten Kulturen.
z. B. Weinberge. Qbftgärten. Weiden. erhalten bleiben follen. ftatt gärt-
nerifher Anpflanznng oder forftliher Beftvckung. Im allgemeinen wird
es fih gewiß empfehlen. an Stellen. die fih zur Uberbauung wenig eignen
z. B, an fonnenlofen Steilhängen. den Wald an die Stadt heranzuziehn.
Der Hausgarten verleugnet heute noch die Herkunft vom Nuß-
garten niht. Das rechteckige Grundftück wird fahgemäß in rechteckige
Viertel eingeteilt durh ein Wegkrenz; die Blumen eingefhränkt auf
Randftreifen (Rabatten) der Gemüfebeete. Dazu Qbft- nnd Rebfpaliere.
eine Laube oder ein Laubgang von Reben oder Geißblatt oder auch Kürbis
oder Bohnen; das Ganze ein veredelter. verzierter Nutzgarten. Diefer
echt bürgerliche Grundzug möge dem Hausgarten und dem Garten vor
dem Tore bleiben! Dazu ein Stück von der Art der bäuerlichen Gras-
und Qbftgärten. Oder beim Landfiß auh ein Stück Waldes. ein
Stück Heide oder Wiefe oder Weinberg. wenn es vorhanden ift. Wenige
gut gedeihende ansländifhe Varkgewähfe. fofern fie noh Fremdlinge
Der Stuttgarter Landeskonfervator Vrofeffor Gradmann ift wohl der befte
Kenner der täglich mehr anwachfenden Naturfhußbewegnng und ihr hervorragendfter
Vertreter. Er läßt foeben bei Strecker är Schröder in Stuttgart ein fehr lefens-
wertes Buch iiber diefe Bewegung erfcheinen. Das Buch. dem wir diefe Zeilen
entnehmen. hat der beliebte Maler W. Strih-Ehapell in vortrefflicher Weife illnftriert.

find! Sanft find wir eben niht mehr in der Heimat und auf dem
Lande. Gute Überlieferung vom altväterifhen Bürgergarten find die.
Buhshecken zur Einfaffung der Wege und gute Vorbilder einer be-
fcheidenen Gartenarhitektur die Gartenhäushen. die gern auf der
Gartenmauer fißen. die Stüßmauern. Treppen und Brüftungen. Dazu
die fhlichten. hellgeftrihenen Zäune und Türen. Lauben und Spalier-
gitter aus Holzlatten. Wir haben eingefehn. daß Drahtneße den Ein-
druck trauliher Abgefhloffenheit niht hervorbringen können und daß.
Draht unmalerifh ift. weil er keine Fläche zeigt; und wir wünfhen
darum die Drahtzäune durh eine Hecke gedeckt.
Die Gartenmöbel. Zäune und Geländer aus ungefhältem Krumm-
holz erfcheinen dem heutigen Gefhmack als naturaliftifhe Spielerei'
Die billigen Gartenhiitten aus Fihtenftangen können zu künftlerifher
Wirkung gebraht werden durh engere moderne Gitterformen. fenkrehte und
wagrehte Stäbe und fhräges Gitterwerk für die Füllungen. Streifen
und Umrahmungen. Schöner find auh fie natürlih an richtigen
..Treillagen“. Gitterkanten von vierkantigen gehobelten und geftrihenen
Latten. Von den Gartenfiguren gilt: Was im Haus gefchmacklos ift.
ift es auh im Garten. Eine Figur. die wert ift. aufgeltellt zu werden.
ift auh eines Sockels würdig. Das K'unftwerk gehört ifoliert. um
feine Wirkung auszuüben, Glaskugeln fallen aus dem Hausgärthen
des Bürgers niht verbannt fein.
Der ftimmungsvollfte Garten kann der Friedhof fein. felbft die.
Maffengrabftätte der Großftadt. wenn fie als Kunftgarten oder als
Vark angelegt ift. wie es in Amerika zuerft. dann in Hamburg und
Müuhen erprobt wurde. Bei den alten Friedhöfen war es urfprünglih
wohl kaum beabfichtigt. Erft die ungebändigte Fülle der Vegetation
hat fie dazu gemaht. Aus kleinen Zierbäumhen. die auf eLnzelne
Gräber gepflanzt waren. find die Haine von Zypreffen. Trauerweiden
und Hängeefchen erwachfen. und die parkartigen Bilder find erft ent-
ftanden. als die Gräberftätten fih felbft. d. h. der Natur überlaffen
wurden. ein Rafenteppich über die verfallenen Grabhügel fich aus-
* breitete und ein Neß von Efeuranken über alle Erhöhungen. Wefentlih
für den feierlihen Eindruck des ganzen Totenhains ift die Umfaffungs-
mauer. Sie gibt dem Orte das Abgefhloffene. Weihe- und Geheimnis-
volle. Shön ift der Gegenfaß des weißen Marmors zu den dunkel-
grünen füdlichen Gewähfen. Aber fhön genug find auch die hell-
geftrihenen Holzkreuze und Totenbretter deutfher Dorffriedhöfe und

die Denkmäler aus einheimifhem Werkftein. Sandftein oder Kalkftein. denen erft die künftlerifhe Form und der Gedankeninhalt höhern Wert verleiht. Wie in gärtnerifcher Hinficht die einheimifhen Vflanzen grundfäßlich den fremden vorzuziehn find. fo mit Rückfiht auf die Dauerhaftigkeit und auf die landfhaftlihe Harmonie die einheimifhen Steine, Vorzüglih ift Mufhelkalk.

Unerquicklih find die fpiegelglatt gefhliffenen Denkmäler und Tafeln aus fremdländifhen. glasharten Steinarten. zumal die von tieffhwarzer Farbe. mit Infchriften und Zieraten blank auf mattiertem Grund. oder grell vergoldet. Erftaunlih die Gedankenarmut des Steinhauers. der einen Felsaufbau nahbildet an einem Block! Über die Gefhmacklofigkeit der Kränze aus Bleh. Glas und Vapier ift kein Wort zu verlieren. ebenfowenig über die Vhotographien an Grabfteinen.

Wefentlih für eine künftlerifhe Wirkung ift die Einteilung des Friedhvfs in abgefhloffene Unterabteilungen von intimem Charakter. Mauern. Hecken oder Baumwände mögen die Umfaffung und Rückwand der Denkmälerreihen bilden. Dabei geht die Uberfichtlihkeit des Ganzen verloren. wenn es niht regelmäßig. architektonifch angelegt ift. Der regelmäßige Gartenthpus verdient auh hier den Vorzug vor dem unregelmäßigen Varkthpus. gerade wie beim Vvlks- und Vrivatgarten. Bei ihm ift viel mehr Raum für fhöpferifhe Freiheit und künftlerifhe Eigenart als bei einer Veredlung oder Nachahmung der gegebenen Natur. Shöne alte Motive find die Wandarkaden und -nifhen. Grabhügel und Einfaffungen find unnötig.

Die Voefie eines orientalifhen Friedhofs finden wir im eigenen Lande hier und da in einem einfamen Indenfriedhvf. deffen fhiefgefunkene Grabfteine in ihrem Verbleib gefihert find durh rituelle Vorfchriften.

Aufgelaffene Friedhöfe wiinfchen wir auch aus künftlerifhen Gründen belaffen als das. was fie find. als alte Totengärten. Denkmalftätten, Baumwuhs und Shlingwerk foviel als möglih. diiftere Tannen. Eibeny Lebensbäume. Lorbeer und Zvpreffen und dunkler Efeu oder Immergrün; dazwifhen aber. um fo heller leuhtend. heimifhe Birken. Farne. weiße Shlingrofen und Reben. Lilien u. a. weiße und violette Blumen. Wenige Wege. doh kein neues willkürlich unregelmäßiges Wegneß. Im Rafen und Efeuteppih werden auh die fhiefen und verwitterten Denkmäler niht unordentlih erfheinen. Echte Trauerbäume find die Hängeweiden und -efhen. Lärchen Birken. alten Fichten mit ihren

fhlaffhängenden Zweigen. Dihtverwahfene Gehölze. in denen die
Nahtigall weilt. find hier wie nirgends fonft an ihrem Vlaß.
Alleen jeder Art find herrlih. wenn fie gut gedeihn. was aber in
der Stadt eben niht die Regel ift, Wo fie gedeihn können und niht
ftören. möge man fie auh pflanzen; man kann ihrer nie zuviel bekommen.
vielmehr nur wünfhen. daß die Allee zum Hain erweitert werde. wo
die Au Raum dafiir bietet. Linden mit ihrer fiißduftenden Blüte.
hohwühfige Vlatanen. Vappeln mit breiter Krone. die zu wahrhaft
monumentaler Eifheinung heranwahfen. das find die allerfhönften
Alleebäume. Akazien find zu feinblättrig. zu durhfihtig; fhön find
fie freilih in der Blüte. Spißpappeln eignen fih mehr zur Zufammen-
ftellung in kleiner Gruppe und mit rundlihem Gebüfh. etwa von Erlen
und Weiden. Roßkaftanien find uns niht mehr fremd und find wegen
ihres rafhen Wuhfes und dihten Blätterdahs überall erwünfht. wo
im Bereihe der Baukultur ein grüner Schattenplaß gefhaffen werden folk.
Im Ackerland find Obftbäume der gegebene Schmuck und Shatten-
fpender an der Straße; in rauhen Gegenden haben die Eberefhen und
Mehlbeerbäume. die in der Schneewüfte den verwehten Weg bezeihnen.
etwas Tröftliches und die roten Vogelbeeren etwas Erquickendes auh
für das Auge des Menfchen. An einem unebenen und gewundenen
Wege wird auh unregelmäßiger Baumfaß. einzeln und in Gruppen.
in verfhiedenen Abftänden und ohne fhmmetrifhe Vaarung. reizvoll
wirken; am beften eine fogenannte Vücklerhecke. ein Streifen angepflanzten
Mifhwalds. der nah forftlihen und parkgärtnerifhen Grundfäßen
mit der Axt gelihtet wird. bis nur einzelne fhöne Uberhalter und
Baumgruppen über mannigfaltigem Unterholz übrig bleiben. So auh
an Wafferläufen.
Bäume und Baumgruppen follten überall die freiftehenden Häufer
begleiten. dürften auh in der Häufe'rreihe ftehn. wo eine Lücke. ein
Winkel. ein Hinterhof Raum bietet. Mit Unreht ift auf dem Lande
der Nußbaum als Feldbaum in Abgang gekommen. weil er angeblih
den Boden auszehrt. den er durh Laubfall bereichert und nur auf
Kalk befonders beanfpruht; und der Holunder. der noch auf Shutt
fortkommt und doh in der Blüte wie ein großer Strauß von weißen
Blumen prangt; ein Glanzftück des deutfhen Sommers. Früher
heilig gehalten. ift er heute verahtet gleih den andern Kulturbegleitern.
Brenneffeln. Difteln ufw.. die wir als Unkraut bekämpfen müffen.

Bäume find in Dorf und Stadt der Straße fchönfter Schmuck.
neben den Topfblumen. die man vor die Fenfter ftellt. Sie vertragen
fich mit jedem Kunftwerk. fei es Bildwerk oder Bauwerk. Laubbäume
mit rundlich umriffenen Kronen ftehn in gänftigem Gegenfaß zu den
ftereometrifchen Formen des Bauwerks. Daß monumentale Faffaden
im allgemeinen freizuhalten find. ift eine Regel. die diefen Sah nicht
aufhebt. Immerhin fpricht gegen die iiblichen flachen Gartenanlagen
vor Monumentalgebäuden die Erfahrung. daß die Wirkung der
Architektur leidet. wenn ihr die Umgebung keinen Maßftab an die Seite
ftellt. Kugelakazien und Kübelbäumchen find Biedermeierftil.
Manche Feldkapelle verdankt ihre künftlerifche Wirkung ganz dem
alten Baume. der fie befchattet. Darum follte kein Bildftock. kein
Feldkreuz. kein Leidensftationenweg ohne Baumfaß bleiben. Bäume
fehen heißt das Land verfchönern' und der Nachwelt Gutes tun.
Stiftet Bäume zum Gedächtnis der Tage. die ihr feiert. und der
Meufchen. die ihr ehrt!
Auch der troftlofefte Backfteinkaften wird im Landfchaftsbild
erträglich durch Wandberankung; und grade den glatten Backftein-
rohbauten fchadet folch ein Rankenfchinn in keiner Beziehung. während
eine Mörtelwand freilich darunter Not leiden kann. Rohmauerwerk
von Stein wird. wenn es trocken ift. auch durch die Berankung mehr
gefchiitzt als gefchädigt. Vorfichtshalber kann man den Mauerfockel
und die ganzen Schattenfeiten freihalten oder mit folchen Pflanzen
iiberkleiden. die dünner und nur zeitweilig belaubt find. Einheimifche
Schlingpflanzen wie der immergriine Efeu. der wilde Wein und die
Waldrebe mit ihren feinen Blüten und bis in den Winter ftehen-
bleibenden Samenftänden find winterhart und fo wuchskräftig. wie
man nur wiinfchen mag. Schönblühende Fremdlinge unter den
Schlingrofen. Clematis und Glhzinen verlangen meift. wie Obftfvaliere
und Reben. fonnigen Standort und einige Pflege. Sehr dichte Wände
und fchattige Laubdächer bildet das großblättrige Pfeifenkraut (.-Xrißto-
tochter). Sie alle fchaffen mit dem grünen Schleier ihrer Ranken dem
Wohnhaufe die Poefie des traulich Geborgnen oder geheimnisvoll
Verfteckten.

Direktor der Deutfchen Neichsbnnk Felix Orte(
(Mitglied des Deutfhen Reichstags):

Die Regelung des Depofitenwefens

Das Shickfal der bei dem Zufainmenbruch der Niederdeutfchen
Bank beteiligten Niederleger von Spargeldern hat dem Rufe nah einer
gefeßlichen Regelung des Depofitenwefens im Volke wieder eine laut-
tönende Nefvnanz gegeben. Es ift aber herauszufiihlen. daß niht die
eingetretnen Verlufte allein. fondern auch das durh unfre wirtfhaftlihe-
Kraft in den letzten Dezennien mähtig gewahfene Depofitenwefen nah
einer Regelung rufen.

Man weiß nur nicht reht. welhe Maßregeln wirkfam und zweck-
entfprehend zu ergreifen find. um die Deponenten möglihft fiher zu
fteilen. ohne der Nützlichkeit und Nußbarkeit des Depofitenwefens fiir
unfre Kredit: und Volkswirtfhaft Zwang und Shaden aufzuerlegen-
Denn das ift jedem. der fih mit diefer Frage befhäftigt. klar. daß hier
eine äußerft feine. allentbalben im Verkehr wirkende und fpiirbare Materie-
vorliegt. die außerordentlich vorfihtig angefaßt werden will.

,Tiefgreifende Maßregeln und Ausnahmegefetze für Geldinftitute zu
fhaffen. die fich mit der Annahme von Depofiten befaffen. erfheint
zwecklos. denn der Unred'liche wird ftets Mittel und Wege finden. be-
triigerifche Praktiken auszuüben. und der Ehrhare. in der notwendigen
gefhäftlihen Bewegungsfreiheit gehindert. wird lieber auf die direkte
Annahme von Depofiten verzihten und eine läftige Kontrolle feiner
Verfügungen ablehnen. Der Vorfhlag zur Schaffung eines Banken-
Auffichts- und Zentral-Amtes zum Schutze der Gläubiger und Deponenten
läuft auf dasfelbe wie der zur Einfiihrung von Ausnahmegefetzen hinaus.
Hier drängt fih g'leih die Frage auf. wie viele Perfonen wohl geeignet
und im Stande wären. eine klärende. durhdringende Beauffichtigung
und Kontrolle von Bankgefhäften auszuüben? Caffa-. Nehnungs- und

'Buchungsfachen find leicht zu prüfen. Welcher Außenftehende vermag
aber die Kredit-Emiffions-Börfen-Arbitragegefchäfte auf ihre Sicherheit
.und Fliiffigkeit zu prüfen. wenn diefe Gefchäfte fich auf Orte des Aus-
lands ausdehnen?
Weitere Vorfchläge gehn darauf hinaus. die Beftimmungen des
Strafgefeßbuches über Untreue und Fahrläffigkeit zu verfchärfen fowie
*die Verantwortlichkeit der Auffichtsräte fefter zu nehmen. um ihre Ueber-
wachung der Gefchäfte und ihre Revifionen wirkfamer zu geftalten.
'Man fchlägt ferner vor. daß die Refervefonds bei Depofiten annehmenden
Jnftitnten in Wertpapieren. die bei der Neichsbank in erfter Klaffe
beleihbar find. anzulegen und ficher und nicht angreifbar zu deponieren
feien. und daß die Veröffentlichung eines monatlichen Status nach
einem auch dem Laien leicht verftändlichen Schema zu erfolgen habe.
Auch foll nur d er zur Kennzeichnung feines Gefchäfts als Depo-
fitenbank befugt fein. der dazu vom Handelsgericht berechtigt wird und
'der fich gleichzeitig gewiffen Bedingungen unterwirft. die fiir Banken.
Genoffenfchaften und Sparkaffen erlaffen werden folleu. die Einlagen
und bare Gelder annehmen.
Man fieht: eine große Reihe von Vorfchlägen. Von diefen vermag
*ich aber nur die Forderung als eine Verbefferung der Lage. in der fich
'das Depofitenwefen befindet. zu erkennen. die darauf ausgeht. daß jeder.
*der Depofiten annimmt. einen Neferoefonds in erftklaffigen Wertpapieren
zu halten hat. deffen Höhe gefeßlich zu regeln ift. Die weiter vor-
-gefchlagneu Maßregeln halte ich fiir fchädlich. 'Der beabfichtigte Zweck
ließe fich mit diefen doch nicht erreichen. und die Mittel zur Heilung
wiirden unfrer Volkswirtfchaft großen Schaden bringen. Ich glaube
auch. daß die Auffichtsräte. wenn ihnen die Aktionäre bei paffender
Gelegenheit fcharf zu Leibe gehn. mit der Zeit aus ihrer Bequemlichkeit
aufgerüttelt werden und fich die fiir das Amt nötige Gefchäftskenntnis an-
-eignen. Von der Theorie ift eine unzweideutige. das Wefen des
Depofits- vollinhaltlich wiedergebende Begriffsbeftimmung noch nicht
gegeben. Es ift diefes auch nicht fo notwendig. Jm Verkehrsleben
verfteht man unter Depofiten gemeinhin bare. verfügbare Gelder. für
die aus irgend einem Grunde eine Zeitlang eine Anlage in andern
Werten nicht gefucht wird. und die einem Geldmenfchen oder Geldinftitut
fiir ihre Gefchäftszwecke iiberlaffen werden. Man unterfcheidet aber
verfchiedne Arten Depofitengelder: Sparkaffengelder. Giro-Guthaben und

eigentliche Depofitengelder. zu denen auch Kontokorrentguthaben- gerechnet werden.
Sparkaffengelder find nur Gelder. die zum Zweck weiterer Anfammlung und zur Verzinfung öffentlichen Sparfaffen d. h. folchen. die die ftaatliche Genehmigung haben und ftaatlicher Veauffiehtigung unterliegen. übergeben werden. Die Pflege des 'Sparfinns greift in das ethifche Gebiet hinüber und beanfprucht das ftaatlirhe Jntereffe. Daher fchüßt der Staat den Sparer durch Erlaß gefeßlicher Vvrfchriften für das Sparkaffenwefen.
Mit Unrecht bezeichnen einzelne Geldinftitute. die nicht ftaatlicher Beauffichtigung unterftehn. ihre Depofiten als „Spareinlagen“. Diefer meift auf Täufchung des Publikums ausgehenden Bezeichnung follte mit aller Macht in der Oeffentlichkeit gefieuert werden. Sparkaffengelder' follen kleine Beträge fein, Nimmt eine Sparkaffe größere Beträge aus- einer Hand an. fo wird fie zur Depofitenkaffe, Die ftaatliehe Genehmigung als privilegierte Sparkaffe. Einlagen aufzunehmen. müßte ihr in folchem Falle entzogen werden. denn durch die Annahme größerer Kapitalien hört fie auf. ein gemeinnüßiges Juftitut zu fein. und gehört in die Reihe der kapitaliftifchen Erwerbsinftitute, '
Das Giroguthaben ift ein Depofit bei einem Jnftitut von befondrer Qualität oder bei einer handelsgerichtlich eingetragnen Firma. die gewerbs-- mäßig Bankiergefchäfte betreibt. iiber das der Giro-Kontoinhaber (der Deponent) nur durch Schecks verfügen darf. oder wie es im Gefeße lautet: Das Giroguthaben ift der Geldbetrag. bis zu dem das betreffende Jnftitut oder die Firma (der Bezogene) Schecks. die von dem Kontoinhaber ausgeftellt find. einzulöfen verpflichtet ift,
Während bei dem Sparkaffengelde die Anlage gefeßlieh umfchrieben ift und fo Schuß genießt. ift für die Anlage des Giroguthabens keine: gefeßliche Beftimmung vorhanden. nur von dem Verwalter des Gut-- habens werden gefeßlich feftgefeßte Qualitäten verlangt. Alfo um die bankmäßige und liquide Anlage diefer Giroguthaben kümmert fich das Gefeß nicht; es fteht in diefer Beziehung in derfelben Reihe wie die* fonftigen Depofitengelder und Kontokorrentguthaben.
Die Depofitenfrage hat ihre Spitze in der Vertrauensfrage. und- zwar für den größern cTeil der Bevölkerung in dem Vertrauen zu dem Leiter des Geldinftituts. dem er fein Geld übergibt. Das Verfönliche. das Individuelle fpielt hierbei eine große Rolle, Erft in zweiter Linie kommt nach meinen Beobachtungen das Vertrauen zum Vermögen und-

zur Siherheit und Flüffigkeit der Anlagen des Inftituts. Es ift diefes
-erklärlich. Der Einzelne glaubt. leicht eine Verfon beurteilen zu können.
und faßt gefühlsmäßig Vertrauen. Dagegen wird er bald davon über-
zeugt. daß er felbft aus dem eingehendften Zahlenmaterial niht in der
Lage ift. fih ein klares Bild von dem Umfang. der Solidität und
Siherheit eines Bankgefhäfts mahen zu können. Deshalb haben auh
:die 2 Monate-Nahweifungen der Banken nur bedingten Wert. Hiermit
hängt es auh zufammen. daß die meiften Depofiten in der Vrovinz
angefammelt werden. und zwar von Sparkaffen. die ja einen gewiffen
Nimbus genießen. dann von Genoffenfhaften. kleinen Banken und
Bankiers. Die Leiter diefer Inftitute find den Depvnenten bekannt und
bilden die Anziehungskraft. Ie größer eine Bank ift. je mehr die
Verfon in der Leitung zurücktritt. defto kleiner wird das Verhältnis der
“Depofiten zum Kapital. Während Bankiers unter 300000 Mark
Aktienkapital im Durhfhnitt annähernd das 10fahe des Kapitals an
Depofiten haben. verringert fih diefes Bielfahe bei Kreditbanken über
eine Million, Mark Kapital. und bei Notenbanken überfhreiten die Depo-
fiten das Aktienkapital nur um das dreifahe. In einem kleinen Orte
der Provinz Vofen hat eine pvlnifhe Genoffenfhaft m, u. H. bei 61
“Mitgliedern und 877 Mark Gefhäftsguthaben u. Refervefonds ca.
87000 Mark Spareinlagen. alfv das 100fache des Gefhäftsvermögens.
*Die Dentfhe Bank dagegen hat bei 300 Millionen Aktienkapital und
Referve nur 479 Millionen Depofiten. und wenn man die Depofiten
und Kreditoren in laufender Rechnung zufammennimmt. nur etwas über
das Dreifahe des Aktienkapitals mit Referve. Bei unfern großen
Banken erfheint eine Gefahr für Depofitengelder beinahe ausgefhloffen.
Bei den kleinern Inftituten der Vrovinz hängt die Zahlungsfähigkeit
faft nur von der Solidität und Tüchtigkeit des Leiters ab.
Neben dem Individuellen fpricht bei Hingabe von Depofitengeldern
die Höhe des Zinsfußes. der gewährt wird. ein gewihtiges Wort.
Von Genoffenfhaften. Sparkaffen. Banken und Bankiers werden zuweilen
hohe Zinfen angeboten. Wie häufig werden durh Ausnußung des
Bankkredits fiir kleine Inftitute Depofiten gefhaffen. deren hohe Ver-
zinfung im Verhältnis zum Bankdiskont niht unbedeutende Vorteile ge-
währt! Daß die hohe Verzinfung der Depofiten Gefahren für das
'Kapital einfhließt und wirtfhaftlih nahteilig wirkt. lehrt der Hin-
weis. daß die bankmäßige Anlage diefer Depofitengelder zu noch höhern
.Zinfen erfolgen muß. wenn anders ein Nutzen bei dem Gefchäft heraus-

kommen fall. und daß fihere Gefhäfte und Anlagen nur geringen Zins
abwerfen.
Wenn ih mih nah den vorftehenden Ausführungen niht für fharf
eingreifende gefeßlihe Maßregeln zu erwärmen vermag. fo halte ih es
bei der Ausdehnung des Depvfitengefchäfts für geboten. die Shaffung einer
Einrichtung von Rehts wegen zu befürworten. die geeignet! ift. dem
niht erfahrenen und dem vorfihtigen Manne. entgegen zu kommen. der
fih mit geringern Zinfen begnügt. dafür aber fiher gehn will. ohne erft
die Siherheit und die Flüffigkeit der Anlagen des Jnftituts. dem er
fein Geld anvertraun will. zu ftudieren. Diefe Einrihtung müßte die
reine Depofitenkaffe fein. die nah dem Werdegang unfres deutfhen
Bankwefens fehlt und fih jetzt als Notwendigkeit herausftellt. Sie
würde die Aufgabe haben. Gelder anzunehmen. zu verzinfen und in
fihern und leiht realifierbaren Werten anzulegen. Der privatwirtfhaftlihe
Gewinn ftünde daher erft in zweiter Linie. Da ih nun der Meinung
bin. daß unfre Depofiten niht nur privatwirtfhaftlih wirken und die
Volkswirtfhaft befruhten follen. fondern in unferm Reih die Aufgabe
haben. für den Staatskredit Leiftungen zu erfüllen und mehr. als es
jeßt der Fall fein kann. das Reih als Kreditnehmer zu bevorzugen. fo
würde in diefer Depofitenkaffe ein Inftitut gefhaffen werden müffen.
das unfern Staatspapieren einen fihern Halt zu geben und auh den
Anleihedienft mehr auf fih zu nehmen in der Lage ift. Daß ein Ein-
fluß zu Gunften der Kurfe unfrer Staatspapiere in unfern Staats: und
wirtfhaftlihen Einrichtungen fehlt. wird niht geleugnet werden können.
Eine folhe Reihsdepofitenkaffe brauhte niht unferm Bankierftande ver-
hängnisvolle Konkurrenz zu mahen. Die Höhe der Mindefteinlage und
der niedrige Zinsfuß würden diefe abwehren. Ohne Üinnige Be-
mühung mit den Großbanken wiirde es bei einer folhen Einrihtung fo
wie fo niht abgehn.
Bei der Exiftenz einer folhen Reihsdepofitenkaffe würde auh der
Ruf nah einer befonders fharfen Regelung des Depofitenwefens niht
mehr ertönen. Denn wenn ein Geldinhaber höhere Zinfen genießen
will. als fie eine Reihsdepofitenkaffe bietet. fo hat er die Anlage in
Staatspapieren. und wird ihm eine nah höhere oder bequemere Ver-
zinfung durh Vrivatinftitute geboten. fo mag er die Augen aufmahen
und fehn. wohin er fein Geld gibt!
Für die Errihtung einer Reihsdepofitenkaffe find die Vorbedingungen
gegeben. Sie ließe fih unter Benußung vorhandener ftaatliher oder

Reichsinftitute unfchwer durchführen, Erwägenswert wäre es dann noch. ob nicht mit einer Reichsdepofitenkaffe die Verwaltung des Reichs- und der Staats-Schuldbücher vereinigt werden könnte. Die Vorteile einer Reichsdepofitenkaffe beftehn. noch einmal kurz zufammengefaßt. darin. daß ein unter ftaatlicher Auffficht und Zentrale ftehendes Jnftitut vorhanden ift. dem auch die Angftlichen ihr bares Geld anoertraun können. und das durch die Art der Anlage der bei ihm niedergelegten Gelder wichtige Dienfte für den Staatskredit zu leiften imftande ift.
Übrigens aber ift bei uns der Bankierftand noch fo geachtet und foweit in reinen Händen. und unfre Banken find fo gewiffenhaft und gut geleitet. daß der Zufammenbruch einzelner Banken im leßten Jahrzehnt nicht geeignet ift. dem Gros der Geldinftitute das Vertraun zu entziehn. Man vergeffe nicht. daß die Großbanken gerade durch das Depofitenwefen befruchtend auf den Handel und auf die wirtfchaftliche Lage Deutfchlands gewirkt haben. Die Nachteile. die das Depofiteuwefen mit fich gebracht hat. beftehn in einer zu ausgiebigen Kreditgewährnng. in Gewaltgefchäften und find auch in Vörfentransaktionen und Emiffionsgefchäften zu fuchen. Diefe Vorteile und Nachteile müffen abgewogen werden. Sollte an eine gefeßliche Regelung des Depofitenwefens gedacht werden. fo könnte diefe ohne Einfiihrung einer Reichsdepvfitenkaffe nicht gefchehn.

fchßau

Die Abberufung des
fpanifchen Gefandteu beim Hl. Stuhl
Der 29. Juli bildet in Spaniens
Gefchichte ein bedeutfamcs Datum.
Am 29. Juli 1835 hat der liberale
Minifter Mendizabel die erften
antiklerikalen Gefeße erlaffen. Am
29. Juli 1910 erwirkte Don Jofä
Canaleias von dem in San Sebaftiano
weilenden König Alfons)(|I[die Et-
lanbnis. den feit dem ,Frühjahr 1906
bei dem Hi. Stuhl beglaubigten Ge-
fandten E. de Ojeda t) Perpig-
n an heim zn rufen.
Die Kampfesweife der Röm. Kurie
wider das fortfchrittliche Minifterium
in Spanien ift kennzeichnend nnd lehr-
reich.
Kaum waren die erften königlichen
Dekrete gegen das ilbcrhandnehmcn der
Klöfter erfchienen. als der jont'nnliftifche
Schildknappe S. 67*. des Staatsfekretärs
R. Merrt) del Val. Msgr Benini. auch
fchon den Auftrag erhielt. in feiner
„Corresponaence rie Kante“ mit den
roheften Schimpfereien egen Canalejas
los zu fahren. Das gefchah. Der Chef
der vatikanifchen Zeitnngsfchreiberei
perliehdemfpanifchenMinifterpräfidenten
die Prädikate: ..Kein mutooller Jako-
biner. fondern ein Feigling. ein ehr-
geiziger Henclner. der feinen Glauben
gleißnerifch zur Schau trägt. Papagei
der Tiraden von Combes und Clemen-
cean. Jnftrument kirchenfeindlicher Sekten
und Anwärter auf den Vräfidentcnpoften
der fpanifchen Republik.“
In Spanien bedrohte die Klerifei
den König direkt. So fehrieb die
„Getestet ae] [Torte-M: ..In der fonfti-
tntionellen Monarchie ift der König
nicht verantwortlich. Gut. Wir wollen
diefen ..Schwank“ (fat-83) hinnehmen.
Dafür ernennt jedoch der König frei
feine Minifter. und für diefe Wahl ift
er Gott. feinem Gewiffen. der Gefchichte
und dem Volke verantwortlich, Darum
muß der König darauf achten. daß er
nicht Wind fät; denn auf die Winde
der Revolution folgen die Stürme der
Entthronung“.
Don Jaime von Bourbon als Haupt
der im Baskenland mit Anfftand und
Bürgerkrieg operierenden Carliftenpartei
wurde iiber Nacht alleiniger rechtgläubiger
Bannertriiger der hl. Röm. Kirche.
Durch das Ausfpielen der carliftifchen

Linie des Haufes Bourbon gegen die
Linie Anjou-Habsburg follten die näaiften
weiblichen Verwandten des Königs
mobilifiert werden. Die Königin-Mutter
Marie Chriftine Henriette Defiderata
Felicitas. K, K. öfterr. C-rzherzogin mußte
täglich ihren Sohn mit der Abreife
nach ihrem Schloffe Miramar bedrohn.
und eine andre hohe Dame. die Prin-
zeffin Louis Ferdinand von Bauern.
geborne Infantin Marie de la Porz.
die Tante und Schwiegermutter von
.König Alfons Schwefter. Maria Terefa.
follte ihren Neffen mit eindringlichen
Warnungen vor der franzöfifchen Frei-
maurerei beftürmen, Alfo frhrieben iiber'-
einftinnnend der „0888ruat0re“ in Rom.
die „Unione“ in Mailand. der
„Womento“ in Turin und der „M702-
nire“ in Bologna. Obcndrein riskierte
die patikanifche Preffe die liebevolle
Enthüllung. der König leide infolge
tuberkulöfer Beinhatttentziindung der
Kieferknochen an fchwerer Neurafthcnie.
habe Zerftreuung iin Hazardfpiel gefncht
und infolge von Millionenuerlnften
politifche Wecht'el unterzeichnen müffen.
Der Apoftolifche Nuntius in Madrid.
Msgr Antonio Vico. Erzbifawf von
Philippi i. p. i. ift in der Materie. wie
der Staat fich von der Kirche trennt.
wohl bewundert; denn er amtete als
Sekretär an der Nuntitatur von Paris.
Troß der fofortigen Abreife des Ge-
fandten Don Emilio de Ljeda n Per-
pignan aus Rom fol(Vico gleich feinem
ehemaligen Kollegen Benedetto Lorenzello
auf feinem Poften in Madrid bis aufs
Aeußerfte ausharren. Die Nuntiatur
ani Spanifchen Hofe ift nämlich das
am rcichften dotierte Diplomatenamt der
Knrie. Der Apoftolif che Nuntins erfcheint
in Madrid als Vertreter nicht nur bei
der Regierung, fondern auch beim
katholifchen Volke. Dem Nuntins
ift untergeordnet der oberfte geiftliihe

Gerihtshof fiir die kirhlihen Angelegen-
Aeiten der Spanier. der als eine Art
. affationshof fiir alle Urteile. die von
geiftlihen Behörden in Spanien erlaffen
find. zu funktionieren hat. Diefer
*oberfte geiftlihe Kaffationshof kann
direkt keine Berufungs- oder Revifions-
fhrift annehmen. die niht vorher durch
die Hand des Apoftolifhen Nnntins
gegangen ift. Daraus zieht der Nuntius
alljährlich eine enorme Summe als
Spvrteln. Außerdem fteht dem
'Apoftolifhen Nuntius die Gerichtsbarkeit
iiber die Bafilica der Heiligen Van(
und Veter in Madrid zu und die geift-
liche und wirtfhaftlihe Ueberwachnng
*des damit verbundnen großen Spitals.
Zdas mit beträchtlichen Einkünften ge-
fegnet und als Gefchenk der Könige
'dem Hl. Stich(iibermaht worden ift.
Das Aufgeben der Madrider Nnntiatur
bedeutet darum fiir die Römifche Kurie
den Verzicht auf eine Rendite von
mehrern Millionen.
Inzwifhen veröffentlihen die amt-
'lichen Statiftiken traurige Berichte über
'die rapide Verarmnng des Landes.
Nach den Ermittlungen des Finanz-
minifteriums ift der Ertrag des
Grundbefißes vom Jahre 1903 von
614604772 Vefetas anf 590670500
-anno 1908 gefnnken, Die Zeitfhrift
„Li Lconomista“ beweift. daß der
'Wert der ländlichen Grundftiicke in
Spanien - vor allem durch die Schuld
der „toten Hand" - um gut 500 Milli-
onen Francs verminderte. Im Süden
vollzieht fich die Maffenflnht der arbeits-
fähigen Männer. Es bleibt zurück ein
*Schwarm alter Weiber und hohlwangiger
zerlumpter Kinder. die als heulende
Bettlerfchar vielhundertköpfig hinter
jedem Fremdenherrennen. die Eifenbahn-
'ftationen befetzt halten. mit Mark und
Bein dnrhdringendem Gefchrei von den
Reifenden Almofeu heifchen nnd im
Weigerungsfalle ihn mit den fürhter-
„lichften Verwünfclningen belegen.
Zpectator alter.

»Hakki Vafcha in Marienbad

Der neugebackene Graf von Aehrenthal
hat fich in diefem Sommer immer fefter
in den leergewordnen Marienbader Kur.
feffel des Königs Eduard gedrückt, or-
dinierte den kleinen unruhigen Balkan-
ftaaten Ruhe und impfte ihnen die zuver-
fichtliche Hoffnung ein. daß fie fich unter

feiner Behandlung von der Bferdekur der
öfterreichifchen Handelspolitik der leßten
zehn Jahre bald erholen würden. Nah-
dem er der Türkei die übergewichtigen Pro-
vinzen Bosnien und die Herzegowina mit
einem tiefen Schmerz für die öfterreichifche
Menfchheit amputiert hat. bemüht er fich nun.
feinen verjüngten Patienten wieder-
zugewinnen. Er hat in der Villa Hubertus
den Großwezier bewirtet. hat ihm - wie
vor wenigen Wochen Herrn von Kiderlen-
Wächter - die Schönheiten des böhmifchen
Kurortes auf einer gemeinfamen langen
Wagenfahrt gezeigt und ihm allerhand
größere Gefchenke verfprochen. die zweifel-
los geeignet fein werden. der Donau-
Monarchie die kleine Freundfchaft der
jungen Türkei wiederzuerobern. Mit der
g r o ß e n Freundfchnft ift es freilich feit der
Annexion der öfterreichifchen Reichslande
für längere Zeit vorbei. Im Grunde war
diefe Freundfchaft nie fehr groß. Es nützt
dem Herrn Grafen Aehrenthal nicht viel.
wenn er der hohen Vforte heute in liebens-
würdiger Weife erklärt. er betrachte die
noch immer ungelöfte mazedonifche Frage
lediglich als eine innere türkifche An-
gelegenheit. die keinerlei internationale Be-
deutung hiitte. Denn die Jungtürken.
die heute die öffentliche Meinung ihres
Landes mahen. haben vorzügliche Gcfchichts-
kenntniffe. Sie erinnern fich genau der
Tage des Grafen Goluchowski. feines allzu
aktiven Intereffes an der mazedonifchen
Frage. des gemeinfamen Vorgehns der
Habsburger-Monarhie mit Rußland, dem
Erbfeinde des ottomanifchen Reichs. der
Drohnoten im Wiener ..Fremdenblatt".
die dem Leitartikel unmittelbar folgten
- diefer Noten, die fehr ruhig ausfahn.
aber an den Weltbörfen regelmäßig Kurs-
ftürze der Türkenlofe hervorriefen.
?398

Rundfhau

Das diskrete Benehmen des Grafen
'lehrenthal importiert der Türkei nicht.
von der man übrigens heute fo wenig
wie geftern weiß. wer dort das große Wort
zu reden hat. Der Sultan ift ein alter
Mann. des Herrfchens ungewohnt. krank
und durch eine faft vierzigjährige Gefangen-
fchaft verfehüchtert. Schließlich mag ihm
auch das Schickfal feines Bruders. des
Häftlings von Allatini. allzu deutlich vor
Augen ftehn. Das Parlament hat fih
als zu fhwach erwiefen. die allzu häufig
wehfelnden Regierungen fhwanken wie
Rohre im wildbewegten Winde. Die
Jungtürken wieder haben das Heft nur
äußerlich feft in der Hand und wiffen fehr
genau. daß fie fih täglich auf eine heftige
Attake der Alttürken gefaßt machen müffen.
die grollend erzählen. daß der alte Kalif
hungere. während die gutdotierten Staats-
ftellungcn in den Händen der Inngtürken
vereinigt wären.
Haiti Vafcha fcheint auf die Freund-
fhaft des Grafen Aehrenthal und feines
Landes auch nicht allzu großes Gewicht zu
legen Mit der .den Orientalen eigenen
Vaffivität hat er fih wohl von ihm
in Marienbad fetieren laffen. hat aber
nicht einmal einen Sekretär mitgebracht.
um ein Protokoll über die Konzeffionen
Aehrenthals aufzunehmen. Er hat Zeit
und will fich erft im Spätherbft die Ge-
fälligkeiten der Großmacht beftätigen laffen.
Um fo eiliger ift es dem nervöfen Graf
Aehrenthal. die Welt wiffen zu laffen.
was Halli Vafcha von ihm zu er.
warten hat.
Den öfterreichifchen Kaufleuten. die in
der Türkei lebten und bisher für unwürdig
gehalten wurden. dem ottomanifchen Staate
Steuern zu zahlen. wird nun dank der
fürforglichen Bemühungen des Grafen
Aehrenthal die Ehre zuteil werden. beim
Z ahlen den Türken gleihgeftellt zu fein.
Die Zölle. die die Türkei für die Einfuhr
öfterreihifcher Waren bisher eingehoben
hat. betrugen acht vom Hundert des
Wertes. Siewerden infolge einer Freund-
lichkeit des Grafen Aehrenthal vom Her-bft
ab elf Vrozent betrugen. Oefterreih-
Ungarn hat bisher aus der Einrichtüng
der Kapitulationen ini Jahr ein paar
Millionen bezogen. Dem k, k. öfterreihifchen.
dem k.uugarifchen und dem l. u. k. gemein-
amen Finanzminifter geht es feit Jahren fo
fhlecht. daß diefe paar Millionen mehr
oder weniger füglich keine Rolle mehr

fpielen. Oefterreich-Ungarn wird der Auf-
hebung der fremden Voftämter in der
Türkei freudig zuftimmen und dafür das
Bewußtfein eintaufchcn. ein intimer Freund
der Türkei zu fein. Nur wird diefe
Freundfhaft vorläufig einfeitig bleiben:
Die Türkei nämlich bleibt kühl bis uns
Herz hinan.
Von der Löfung der alten Dardanellen-
frage ift es zwar ftill geworden. aber der
Befiß Kretas ift noch immer fehr zweifel-
haft. und dic-*fen Befiß will und kann
Graf Aehrenthal der Vforte nicht fichern.
Apropos -- die Dardanellenfrage. Die
Jungtiirken mit ihrem vorzüglichen Ge-
dächtnis erinnern fih an eine ältere Ge-
fhihte. die aber für fie doh noch ziemlih
neu ift: Graf Aehrenthal -* damals
noch Baron - hat Herrn I. V. Iswolski
in Buhlau verfvrochen. er würde der
Oeffnung der Dardanellen zuftintmen.
wenn er fich mit der Annexion Bosniens
und der Herzegowina einverftanden erkläre.
Bekanntlich ift das Gefhäft für Herrn
Iswolski fehr fchlecht gewefen. Denn
Graf Aehrental nahm fich. was ihm nach
feiner Meinung längft gehörte. zeigte
fchließlich feinen Vertrag mit Iswolski
herum und fiihrte die Kampagne durch
feine und Deutfhlands drohende Haltung
zu einem Ende ohne Schrecken. Iswolsk
aber konnte zur Deffnung der Dardanellen
die Zuftimmung der Türkei und Englands

nicht erlangen und darf fich nun mit dem
Bewußtfein tröften. daß die Türken den
Grafen Aehrenthal und feine freundfchaft-
lichen Abfichten kennen . . .
Es ift dem Grafen Aehrenthal gewiß
fehr peinlich gewefen. daß er mit der
fchriftlichen Erklärung Jswolskis während
der Annexionskrife fchlicßlich doch heraus!
rücken mußte. Aber grade wegen der
Türkei war er fehr zurückhaltend. und
das große Geheimnis von Buchlau kam
nur fehr zögernd von feinen Lippen.
Daß Graf Aehrenthal jetzt dem Groß-
wezier nachläuft. hat vornehmlich wirt-
fchaftliche Gründe. Denn der Balkan und
insbefondre die Türkei. deren Kaufleute
fehr ehrliche Menfchen find. ift das natiir-
liche Exportgebiet Oefterreichs. und der
*Export Oefterreichs an Textilwaren nach
der Türkei war vor der Annexion Bosniens
fehr groß. Es gibt u. a. eine ganze Fes-Jn-
duftrie in Böhmen. Diefe Fürforge für den
Kaufmannsftand ift das Erfreuliche an
den Bemühungen des Grafen Aehrenthal
- nur daß eben der Kaufmann auch
die Koften der Kampagne überzahlen foll. wie
anno dazumal. ajs Graf Aehrenthal
Bosnien und die Herzegowina annektierte.

Ein Mord

In der Gare de Lvon läuft ein
Zug ein. und die Beamten bemerken.
daß die Tür eines Abteils erfter Klaffe
arg zngerichtet aus den Angeln hängt.
Als fie die Tür zuriickfäfieben. fehn fie
eine große Blutlache auf dem Boden
des Abteils. Blut auf den Kiffen. Blut
in einem Fenfteroorhang.
Im Nu ift das Gerücht von einem
Mord bis auf den Platz vor dem Bahn-
hof gefchwirrt. Dort wartet ein
Kutfcher auf feine Herrin. die Witwe
eines Bankdirektors. Sie follte mit
dem eden eingelaufnen Zug aus Fon-
tainebleau kommen. Als der Kutfeher
von dem Mord hört. ift er überzeugt.
daß das verfchwundne Opfer feine
Herrin ift. und läuft fchnurftraeks zum
Bahnhofskommiffar. Beide eilen auf
den Bahnfteig. vor die demolierte Tür.
Aber das Abtei(ift leer. Was Bertillon
fpäter entdecken wird: einen zervrochnen
Kamm mit Haaren daran. Fingerab-
drücke am Fenftervorhang und an der
Tiirklinke. die winzige Blutfpur. die
den Gang entlang zum Wafchraum des
l)-Wagens führt. Blutfpuren an Seife
und Handtuch. das alles fehn fie nicht.

Trotzdem find alle überzeugt. daß der
Menfch. der hier geblutet hat und der
durch die von vorbeifahrenden Zügen
zertriinnnerte Tür verfchwand. niemand
anders fein kann. als die Witwe des
Bankdirektors. und daß die Fran er-
inordet worden ift, Nur die höhern
Beamtender Eifenbahngeiellfcluift zeigten
fich fkeptifeh . , . Natürlich.
Die televhonifche Meldung kommt.
daß anf der Strecke ein oerfriimmelter
Frauenleichnam aufgefunden worden ift.
der Sohn der Beriníßten fauft int
Automobil an den Fundort hinaus. er-
kennt feine Mutter.
Die Fran hatte eine größere Summe
in Banknoten bei fich in einer Futter-
tafche der Blufe. Das Geld ift da.
Eine Hand ift abgefahren. daran trug
fie drei koftbare Ringe: die Hand wird
gefunden. aber die Ringe fehlen.
An demfelben Abend veröffentliäten
die Zeitungen ausführliche Berichte über
den ..geheimnisvollen Fund“. Die
einen fcheinen geneigt. an einen Mord
zu glauben. die andern erzählen. daß
die Dame an Schwindelanfällen gelitten
habe; nach ihnen handelt es fich um
einen llnglücksfall. Das Geld ift ja
vorhanden. und die Ringe? Ein
Streckenbeamter kann die abgefahrene
Hand gefunden nnd die herrenlofen
Ringe als ein Gefcheuk des Himmels
zu fich gefteckt haben.
Die Blätter haben ihre Stellung
markiert. Sie nehmen Kenntnis von
einander. nnd am nächften Tag beginnt
die Preßbataille. die irrfinnige Kon-
kurrenz. die mit Köpfen fvielt wie mit
der Verdauung eines Minifters oder
irgend einer andern Angelegenheit.
Das eine Blatt jagt feine Reporter in
die Hupothefe des Mords. das andre
in die Hnvotheie des Un lücksfalls.
andelt es fich noch darum. ie Wahr-
eit zu erforfehen? Nein. es handelt
fich darum. die Konkurrenz aus dem
Feld zu fchlugen. Der eine Zeitungs-

verleger wäre bereit. die Mörder ner-
fchwinden zu laffen. der andre. irgend
welche Mörder zu erfinden. nur uni in
die trimnphtautnelnden Zeilen auszu-
brechcn: ..Wie wir unfern Lefern auf
*Grund ganz befondrer Nachforfchungen“
mitteilen konnten . . .“
Drei Tage herrfcht Ungewißheit.
Am dritten Tag abends gibt der Ge-
lehrte Berti-llon bekannt. daß er an
*einen Mord glaubt. Er nennt die
-Grjinde. es find deren vierzehn.
Was aefclnehc?
Die einen fhreien ihre Befriedigung
hinaus. doppelt fclig. weil fie Bertillon]
nicht erft zu beftehn brauchten. Die
andern lächeln. Allmählich. als die
Mörder unentdeckt bleiben und immer
neue Spuren verfolgt und wieder auf-
gegeben werden. wird ihr Lächcln be-
ftintmter. Ihre Berichte. fpriihn von
Ironie. Sie find wirklich luftig zu
lefen. Leife. leife verfinkt Bertillou in
einer Sandwehe von Verachtung.
Zwei Soldaten einer Parts benach-
barten Garniton werden verdächtigt.
Sie liefern ein Alibi. Man muß fie
ansfchalten.
Revanche! . . . Die Zeitung. die
fchon intmer an einen llngliicksfall ge-
glaubt hat. fchickt dem einen der per-
dächtigten Soldaten einen Reporter ins
Hans. der fiir die Lefer eine Idnlle in
zwei Spalten verfaßt. Er tritt ein.
'Anf dem weißgedectten Tifä) dampft die
Suppe. Das Zimmer atntct den Geift
der bürgerlichen Behaglichkeit. Der
Vater. der felbft im Kriminaldienft fteht.
erhebt fih und fagt. mit einem ge-
riihrten Blick auf den Sohn: ..Ich mein
Herr. man hat gewagt. ihn zu ver-
dächtigen! Sehn Sie fich ihn an.
Sieht fo ein Mörder mist!“ Der
harte Alte (felbft ein Kriminalbeamter)
weint. Seine Fran hat fchon vorher
angefangen. Der Sohn beichwichtigt
die Riihrnng der Eltern und wendet
fick) lächelnd an den Reporter. Sein
Blick ift aufrichtig. Sprache und Haltung
verraten den Ehrenmann. Er ent-
wickelt fein Alibi. und fo ftarf ift fein
Humor. daß die ganze Familie wieder
fröhlich wird.
Der Reporter notiert feine Ein-
drücke. ..Er war munter wie einer, der
einer Gefahr entronnen. feine Fröhlich-
keit war Großmut. Hatte niht der

fchrecklihe Verdacht1 des Mordes auf
ihm gericht? Zugleich bewahrte er die
Würde eines. der fich der Größe der
erlittnen Kränknng wohl bewußt ift.“
Zwei Tage vergehn. Dann fchrein
die Zeitungsvertänfer: ..Ein Theater-
coup! Die Mörder gefaßt! Sie haben
geftandcn!“
Es find die beiden Soldaten.
*
Wahrfheinlich hat es die auf die
Ergreifnng des Mörders ausgefetzte
Belohnung von 2500i) Franken gemaht.
(fin kürzlich entlaffener Soldat des
Regiments war zum Beincb eines
Kameraden in feine ehentalige Garnifon
gefahren. (fr blieb einige Stunden und
nahm zur Rückfahrt den Abendzug. in
dem die Witwe ermordet wurde. Auf
dem Bahnfteig fah er die beiden Sol-
daten. fah fie zn feiner Verwunderung
in einen Wagen erfter nnd zweiter
Klaffe einiteigen. fah fie bei feiner An-
kunft in der Gare de Lhon eilfertig
durch die Menge drängen und hörte
den einen lagen: ..Schnelll Damit ich
noch den 7-Ilhr-Zug erreiche!“
Von der Erreichung des nächften
Zuges nach der Garnifon zurück hing
das Alibi ab,
Der Zeuge fchrieb dem Sohn der
Ermordeten einen Brief. worin er ihm
diefe Beobachtungen mitteiltc. Er habe
fo lange gczögcrt. weil er keinen Un-
fchnldigen verdächtigen wolle. um fo
mehr. als der eine der ihm bekannten
Soldaten fein Alibi nachgewiefen haben
falle. Aber feine Tante. der er fih
anvertraut habe. laffe ihm keine
Ruhe . . .
Das Alibi wurde nachgepriift. Es
war falfch. Zuerft geftand der eine.
Er brach zuiammen. als man ihm_
bewies. daß fein Alibi gelogen war.
So wenig genügt. einen Mörder zu er-
fhiittern, Der andre war hartnäckigen
Bei der Gegeniiberftelluug fah er feinen
Bekenntniffe ftammelnden Kameraden
und fagte:'..Er ift verrückt!“
Bald perlte auh ihm der Schweiß
von der Stirn. Der andre riß ihn
mit. Es war unaufhaltfam. Er konnte
fich noch fo fträuben. Der Schwindel
fteckt an. Schließlich ließ er fih fallen.
..Alfo gut: Ia!“
.,Wer hätte das geglaubt?“ q
fchriebcn die einen. -

Die andern: ..Vom Anfang an haben
wir. wie unfre Lefer fich erinnern.
unfrer nnerfchiitterlichen Ueberzeugnng
Ausdruck gegeben . . “
Und nun interviewten fie den Vater '
(der felbft Kriminalbeamter ift). und er
klagte. Aber dann rückte er heraus:
..Sehn Sie. ich bin ja nicht ganz der
Vater meines Sohns. Er entftammt
einer Ingendliebfchaft. Meine Freundin
war Verkäuferin in einem Modenlmns.
Als der Junge anf die Welt kam. gaben
wir ihn in Pflege. Wir mußten beide
arbeitete und hätten ihn nicht erziehn
können. Später verheiratete fich meine
Freundin mit einem Variöiäfänger.
Sie nahm den Jungen zu fich und be-
hielt ihn. bis ihr Mann ihn vor zwei
Jahren hinanswarf. Er kam zn uns.
ich war froh. ihn zu behalten. er hat
uns nie Kummer bereitet. Die richtige
Vaterfchaft aber ift das Werk der (tw-
ziehung - und das ift nicht mein
Werk gewefen. Als er zu uns kam.
war es zu fpät . . . Trotzdem; welch
ein Schlag! . . .“ *
Die vom gewerbsmäßigen Gefindel
find nicht die Schlimmften. Man kennt
fie und ift auf der Hut. Man kann
fich gegen fie fchjitzen. Die Gefähr-
lichften find diefe Liebhaber. die einen
Mord begehrt. wie ein andrer auf den
Bummel geht. Die Unfchuldigen. wie
die vierzehn- nnd fiinfzehnjährigen
fchweizer Knaben. die mit ganzer Ueber-
legung die Bewohner eines Pachthofes
abfchlachtetcn, Die Stimmungsntörder.
wie die beiden Soldaten. die fchon lang
vereinbart hatten. einen ..Stoß zu
machen“. und fich ohne viel Eifer. nur
.fo ini Svazierengehn. nach einer guten
Gelegenheit nmfahn. Sie glaubten.
daß der 0-Zug zwifchen Montargis
und Paris eine befonders giinftige
Wirkungsftättc fei. (br befördert ge-
wöhnlich nur wenig Perfonen. An
einem Abend. da fie frei hatten. ftiegen
fie in einen Wagen erfter und zweiter
Klaffe und fchlenderten den Gang ent-
lang. fahn nach. ob -- vielleicht -
etwas zu machen wäre. In einem
Abtei(erfter Klaffe lehnte in der Ecke
eine Dame. fie fchien zu fchlafen. fie
fchien wohlhabend. und fchon brachen
fie in das Abtei(ein. vcrdunkelten das
Licht. ichloffen die Vorhänge und mor-
deten: roh. mit den Händen. mit dr'
Abfätzen ihrer Stiefel. fie ftampften a

ihr herum. bis fie ftnmm und reglos
war. Nachdem fie den blutigen Haufen
Elend aus der Tür geworfen hatten.
gingen fie in den nächften Wagen und
wufchen fich. Am Abend waren fie mit
ihren Bekannten - wie immer. Sie
zeigten ihre gewohnten Mienen. die ge-
wohnte Laune.
Gewiß. meint man. der Menfch kann
fich auch ans Morden gewöhnen.
Immerhin. meint man. nur langfam.
in der geduldigen Ausübung des Berufs.
Man follte meinen. daß grade der Mord
eine der Angelegenheiten wäre. an die
man fich am fchwerftcn gewöhnt.
Gar nicht. Es gibt Naive. die fo-
znfagen unbeteiligt worden, Das Furcht-
bare dringt nicht bis in ihr Bewußtfein
vor. fie haben die hervorragend ver-
brecherifche Fähigkeit. gewiffe Dinge zu
v e r g e f f e n,
Wir. die wir täglich die großen
..Senfationsblätter" lefen. find alle ein
wenig abgeftnmpft. Sie verbreiten eine
Atmofphäre von Mord nnd Liebe. in
der ein verdächtiger Gleichmut gedeiht.
Fiir uns ift ein folcher Gleichinnt der
wirkfamfte Schutz gegen die Panik.
Wir rechnen damit. gelegentlich umge-
bracht zu werden. nnd hegen deshalb
eine forgfame Zärtlichkeit fiir unfre
Browningpiftole. Wir werden nicht halb
irrfinnig vor Schreck dafitzen nnd ftarren.
wenns losgeht. fondern nach den Er-
fahrungen handeln. die wir ans der
Zeitungslektiire gefchöpft haben. Wir
fehn zu. daß wir nicht iiberrafcht wer-
den, Das Gelingen eines Anfchlags
hängt faft immer davon ab. daß der
Angefallne fich iiberrafchen läßt. Der
Reft ift ein hoffnungsvvller Fatalismus.
dcffen Kanon Herr Goron. der Chef
der Varifer Kriminalpolizei. in die
Worte faßte: ..Ich reife viel und oft
nachts. Jedesmal. wenn ich mich in
meiner Ecke zurechtfepe. um zu fchlafen.
und meinen Nachbar in der andern
Ecke betrachte. fage ich mir: ich wache
vielleicht nicht mehr auf. aber vielleicht
ift der da ein Ehrenmann. der dasfelbe
denkt - und nach zehn Minuten
fchlafe ich."
[Lens Zclriclcele.

Rundfchau
Wie Sylt zur Infel wurde
Der ältefte Untergrund der Jnfel Sylt
fowie des benachbarten Nordfeeküftengebietes
hat fich bereits in der Braunkohlen-Periode
teils aus den Ablagerungen der Ur-Nordfee.
teils aus den Anfchwemmungen eines von
Schweden oordringenden Fluffes gebildet.
der fein Delta weit in jenes Meer hinaus-
baute. Damals exiftierte nämlich noch
keine Oftfee. und Norddeutfehland hing mit
Skandinavien zufammen. Ueber diefem
Untergrund lagerten dann die ungeheuern
Gletfcher der Eiszeit. die von Skandinavien
bis an die oftenglifche Küfte. an die
Jiheinmündungen. den Harz. die Sudeten
und Karpathen reichten. mit ihren Schutt-
decken von Sand. Lehm und eratifchen
Gefchieben. Als die Gletfcher fchmolzen.
war von den alten Bodenformen nichts
mehr zu erkennen.
Die Eiszeit hinterließ ein jungfräuliches
Land. eine vollkommen neue Schöpfung.
Kein Zeitalter von gleicher Geftaltungs-
kraft ift feither gefolgt.
Das neue Land dehnte fich niit fanften
Hügeln. Niederungen und Plateaux weit
in das jetzige Nordfeegebiet hinaus. Es
lag im Verhältnis zum Meeresfpiegel etwa
20 Meter höher als jeßt. und weil die
Küfte mit ihrem ftürmifchen Strande weit
entfernt lag. fo wuchfen auf ihm die
Bäume ftattlich empor und fchloffen fich
zu dichten. ausgebreiteten Wäldern zu-
fammen, befonders in den wafferreichen
Niederungen, Hier bildeten fich wahre
Urwaldfümpfe. bevölkert von einer Menge
Groß- und Kleinwild. das bei Sommer
und Winter reichliche Aefung fand. Auch

Unter Benutzung eines foeben er-
fchienenen Buches ..Die Entftehung der
Jnfel Shit". von Dr. Wilhelm Wolff.
Landesgeologe. mit 16 Abbildungen auf
8 Tafeln. Verlag von Curt Pfennigsdorf
Wefterland-Snlt und Halle a. S.
Menfchen wanderten ein. Wo gab es ein
Land, das fie nicht durchfchweiften? Wii-
wiffen ja. daß die Entwicklung unfres»
Gefchlechts durch die ganze Diluvialzeit
hindurchreicht bis in die Braunkohlenperiode
hinauf. Damals müffen die beiden
Stämme der Menfchenaffen und Affen-
menfchen fich auseinandergelöft und die
ihnen vom Schickfal beftimmten Ent-
wicklungswege genommen haben. Der
ältefte Diluvialmenfch befaß noch ein
brutales, halb tierifches Ausfehn; wir
kennen keine Neffe von ihm aus Schleswig-
Holftein. Hingegen begegnen uns die

wohlgeformten Knochen von Menfehen in
Norddeutfchland bereits in der Jnterglazial-
zeit und auch ihre ganz roh hehauenen
Fintftein-Spißen und -Schneiden find uns
nicht unbekannt. Auf Sylt finden wir
Zeugniffe der Anwefenheit von Menfchen
erft nach der Eiszeit. Es find jene Speife-
mufchelabfülle und die fchon mit einer ge-
wiffen Kunftfertigkeit gearbeiteten Feuerftein-
geräte. die Friede(im Wattnntuul gefunden
hat. Der Wattuntuul ift Waldtorf. -
Torf von den Sumpfwäldern. die oben
gefchildert find. Ju ihnen jagte der
Menfch der mefolithifchen „Kultur" den
Elch. Ur. Wifent. Bären. Rothirfch. Biber
ufw.. folange diefe Wälder eriftierten. und
das mag einige Jahrtanfend: gedauert
haben.
Aber dann kam von Weften und
Norden her die See näher. denn das Land
begann zu finken in einem großen Bereiche..
von Süd-Jütland bis nach Belgien. von
Holftein bis Oftpreußen. Es fank un-
merklich. aber unaufhaltfam. mit Hügeln
und Tälern. Fliiffen und Seen. in feiner
ganzen Muffe und Ausdehnung. So
konnte das Meer mühelos weite Gebiete
erobern; fie fanken ihm in den Schoß.
Es drang in die Flußtäler und Sec-becken
ein. benagte Hügel, die zu Jnfeln wurden.

uniftiirmte und zerriß Landzuugen und
Halbinfeln. Alles, was weniger als
20 Meter iiber dem Meeresfpiegel gelegen
halte, ging unter, um nie wieder aufzu-
tauchen; nur die Hochfliichen blieben, wenn
auch in erniedrigter Lage, beftehn, und
trugen den neuen Küftenfaum.
Das heutige Shit ift ein halboerfunknes
Land. Noch erkennen wir das alte diluoiale
Hügelland im ganzen mittlern Teil der
Infel. wo es fich bis über 25 Meter
erhebt. Auch alte Täler, oon denen Anfang
und Ende fehlt, durchziehn deutlich diefen
Teil. Ungemein fanft neigt fich nach
Often und Süden das Hügelland zur
Marfch hinab und taucht daraus bei Arch-
fum und Morfum wieder empor. Das
Auge vermag kaum die Grenzen von Geeft
und Marfch zu unterfcheiden. Bei
Hochfluten iit Morfum eine große Jnfel,
Archfum eine fleiuere, und der Weg nach
Kaitum unfahrbar. Noch jetzt, nach neuen
Monaten. hängen die Zäune zu beiden
Seiten poll Seegras oou der Dezember-
flut 19W Unter der Marfch feht fi-h,
vielfach fchon in ganz geringer Tiefe, der
Diluoialboden fort'. Brunneubobrungen zur
Herftellung von Viehtr'a'nken im Waden?
füdlich uon Tiunum und Bür Loagh bei
Archfum trafen ihn fchon etwa */3 Meter
unter der Oberfläche.
Mit der allgemeinen Landfenfung
Hand in Hand arbeiteten Sturm und
Brandung. Die widerftrebenden Geefthöhen
wurden unabläffig von den Fluten benagt.
Lange und hohe Ausbiffe entftanden, die
fich weiter und weiter ins Land hinein-
iraßen. Der losgeriffene Sand, den täglich
das ebbende Meer auf einige Stunden frei
liegen ließ. wurde ein Spiel des Windes.
Der troet“ .ihn gefehwind und brachte
den Tanz. An windigen,.tro>nen
Tagen ift es ein unabliiffiges Wirbeln
und Stäuben oon Sandmaffen am Strande.
Dünen und immer neue Dünen häufen
fich an und beginnen ihre verheerend-
Wanderung landeinwürts. Das fandige
Land wird von Sturmeshand wie ein
langer Teppich aufgerollt, und dahinter
folgt das Meer; es kann nie wieder ab-
gerollt werden. Der weftliehe Dünenwall
von Sylt, der von der Hörnum-Odde bis
zum Lifter Ellenbogen in grader Richtung
37 Kilometer mißt. ift ganz und gar eine
Schöpfung des Waffer und Luftmeers.
das oon den gleichen Siürmen gepeitfcht
wird. Obwohl wir don Wefterland fiid-

wart? bis Hörnum und vom Kamp-:ner
Kliffende nordwiirts bis Lift nicht? als
Flugfand, alten und neuen. erbliäen, fo
wiffen wir dennoch, daß auch hier in ge-
ringer Tiefe der gefunkne Diluoialboden
vorhanden ift und weit in See hinaus
den Untergrund bildet, Hat man doch
bei den Buhnenbauten auf Lift mächtige
Steinlager in der Tiefe gefühlt, die weder
zu durchbohren noch zu durchrammen
waren; und wer durch die Dünentciler oon
Hörnum wandert, der findet darin mit
den Wraektrümmern der Sturmfluten ganze
Lager von flachen Steiugeröllen ausgebreitet,
die das Meer aus unfichtbarem Grunde
ausgeworfen hat. Denn ruhelos zerwiihlen
die Wogen ihren Grund.

Richard Dehmels Lebenswerk
(Gefauitausgabe in 10 Bänden -
S, Fiichers Verlag)

Nun, da die Gefamtausgabe aller
bisher erichienenen Dichtungen Dehmels
vorliegt. ieheint auch die Zeit fiir den
Umriß feines literarifchen Charakter-
bilds gekommen. Viel fpäter erft wird
die hiftoriiehe Kritik von ihrer anipruchs-
vollen Warte aus fiel) mit der ab-
fchließenden Bewertung des 'Dichters
Dehmel zu befaffen haben. Als
Sprachiehöpfer - „Ne1itöner“, wie das
beliebte Schlagwort lautet. als Lebens-
analntiker. der feine Offenbarungen aus

unoerbrauihten Seeleugriiudeu. in un-
oerbrauchter Wortgeftalt aus Licht hebt.
hat diefer Eigne, den manche eigen-
willig nennen mögen, fich feinen Vlaß
im Zentrum der modernen Literatur-
bewegnug erkämpft. - Eine breite
Welle feines menfchlich-kiinftlerifafen
Tcuiperamcnto, von erotifchen Stim-
mungen geuiibrt, ringt nach Verkörpe-
rung in feinen manclnnal zartenr manch-
mal wild brutalen Liebeofäugen. Darum
jedoch Richard Dehmel. wie dies
noch haufig gefchieht. ganz auf Erotik
einfchwören wollen. ift zum mindeften
- unoorfichtig. Dehmels Verfe. die
inan nicht fchlechthin Gedichte nennen
darf. weil man ihnen damit zu viel -
oder zu wenig täte. umgreifen denn
doch einen breitern Horizont. als es
mit den vielfach differenzierten Negungen
der Sinnlichkeit gegeben wäre, Welche
unermeßliche Verfpektive ins Reich des
Gedankensr deb Welt- und Zeitgefiihls er-
öffnen feine philofophifch geftiirkten.
mit einem Tropfen fozialen Oels ge'
falbten Voefien. von denen wir be-
kennen ntiiffen: hier feiert das Jugenium
des Kiinftlers, das fich die ihm gemäße
Form erzwingt, feinen reinften Triumph.
Und Dehmels Lnra kennt noch andre
Saiten: Der Landfchaftsmaler. der fich,
ganz Liebe. ganz Andacht, an das Ge-
heimnis der Natur verlieren möchte.
bis eine klangliche Intuition die letzte
Offenbarung des Erfchauten in das
Metal(der Sprache nmgießt. fördert
Bilder von geradezu finnlicber Leucht-
kraft zutage. Dem Naturvegeifterten
uerfchwiftcrt ift der langtniitige Aud-
deuter der Kinderfeele. den, fobald er
in die Gründe jenes noch uindnnkelten
Bewnfztfeius - triebhaften Wolleus
'hinabgleiteß diefelbe Natur an ihren
Quellen: ani Werk der Menfchbilduug
zu belaufehen. um ihr verborgenftes
Wunder zu prellen fcheiut. - Der
(fpiker Dehmel hingegen zeigt noch
immer kein perfönliches. kein thpifches
Geficht - ebenfoweuig der Dramatiker,
der nach Stil und Ausdrucksform der
ihm inuewohueudeu Aufäfauungakraft
taftet. Vielleicht. daß fich der fchaffens-
riiftige Boet auf diefen Gebieten künftig
in einer unerwarteten Richtung ent-
wickelt. Seine Dichtung „Zwei Men-
f chen“, in klangooll-durchgeiftigten Werfen
gefchrieben, löft fich mit ihrem ftoff-

lichen Vroblem, dem epifchen Fluß der
Handlung. faft völlig im pfycbologifchen
Rhnthmus auf. Aehnlich geht es dem
Dichter iu feinen philofophifchen No-
vellen, die den lebendigen Vorhang zu
Gunften der fhmbolifchen Analhfe ftark
in den Hintergrund drängen, Das
kann den dichterifchen Wert diefer
„Lebensblätter“ allerdings nicht bc'ein-
tröchtigen. Vhantafien wie „Die gelbe
Katze‟. „Das Geficht‟, „Allerfeelen-
fpiegel" fchiitten foviel abgeklärte Weis-
heit, foviel edeln Reiz der Sprache.
Lauterkeit des (f-iuofiudene» vor uns
aus, daß man fich diefe „Gedichte in
Vrofa“ kaum anders wjiufcbeu - denken
mag. Auch die im „Kindergarten" ver-
einigten pädagogifchen Märchen unter-
fcheiden fich deutlich in folche. die dem
kindlichen Auffaffungsuermögen durch
leicht begreifbare Fabel Rechnung tragen„
und andre, in denen das *primitiv-
Stoffliche vom Allegorifchen vollftijudig
aufgezehrt wird. - Nachdem Richard
Dchme(in jungen Jahren mit einer
Tragikomödie „Der Mitmenfch“ feine
dramatifche Begabung nur unvollkomtneu
erwiefen - wir können dies Urteil auch
nach der Aufführung des Stückes nicht
revidiereu - hat fich iu ihm ein eigeuti'un-
licher Umfchwung feiner kiinftlerifch-
theatralifihen Ueberzeugung vollzogen.
Der zehnte Band des Dehmelfchen Ge-

famtwerks nämlich enthält die Entwürfe
- zweier Pantomimen! Ein äfthetifches
Kapitel über ..Theaterreforml' f oll diefem
neuen Kunftprinzip anfcheinend den
Boden bereiten. Richard Dehmel will
die Sanierung unfrer gegenwärtigen
Bühnenkunft aus fozialen Gefichts-
punkten bewerkftelligt wiffen. Er glaubt.
daß mit einer gründlichen Berbefferungs-
pflege der allgemeinen Wirtfchaftslage.
mit einer ..Koalition des künftlerifchen
Jntereffes". ..der planmäßigen Pflege
der Gemeinfchaftsgefühle" auch bereits
das Fundament zum äfthetifchen Ber-
ftändnis der niedern Volksfchichten. zu
einer Hebung der öffentlichen Schaulnft
gegeben fei. und erhofft. daß folchem,
Ziel feine phantcrftifche Pantomime. das
veredelte ..Gefellfchaftsfpiel". dienen
werde. Das Schauipiel ..Lucifer". eine
fzenifch angeordnete Folge von Traum-
bildern. die die Lebensgefchichte der
Menfehheit an inhthologifchenVorgängen
offenbaren. gibt eine Borftellung von
der plaftifehen Erfindungsgabe. dem
Farbenreichtuni. der Verlebendignngs-
kraft. die die machtvolle Phantafie diefes
geiftreichen Sehwärmers unermüdlich
bewegen. Kaum minder gewaltig nach
Konzeption und Motiven fcheint mir
das Reigenfpiel ..Die Böllerbrantfchau".
das indeffen ein noch fchwerer zu er-
fchiirfendes Symbol. die Huldigung
jugendlicher Lebenskraft vor der welt-
beherrfehenden AllmachtSeele. verkörpert.
Troß mancher finnlich geftalteten Schön-
heit. dem unvergleichlichen Zufammen'
klang von Farbe und Bewegung. der
iiberrafchenden Disziplin. mit der die
Vorgänge diefer Phantasmagorien durch
pfhehologifch aufs feinfte berechnete
Geften abgerollt werden. fcheint Richard
Dehmel mir mit feiner feltfamen Ten-
denz anf falfcher Fährte. Gedankenfolgen.
Einpfindungsfkalen. Philofopheme. wie
er fie in fein Lebensgleiehnis fpinnt.
werden fich immer. auch bei taufend-
fältiger Schattierung des mimifch-
plaftif chen Ausdrucksmaterials nur fchwer
verftändlich machen. - Daß der Dichter
fich andrerfeits auch nm eine Verjün-
gung des dialektifchen Dramas ernftlich
bemüht hat. beweift feine geiftvolle Ab-
handlung iiber ..Tragik und Drama".
in der er das ariftotelifche Grundgefeß
ati adsurcium zu fiihren fncht: nicht
mehr aus heilfainem Sehauder. der

moralifchen Läuterung - einzig aus
äfthetifchen Triumphgefühlen fchöpfte
der Zufchauer den tragifchcn Genuß.
(i, dem'.

Finanzpolitifches

Ja der erften Gläubigeroer-
fammlung der Niederdeutfchen
B ank ift es unglaublich diskret
zugegangen. Zumal iiber den un-
mittelbaren Grund des Zufammen-
bruchs fchwieg fich der Konkurs-
verwalter merkwürdig gründlich aus.
Aber fooiel ging doeh aus ein-
nen Bemerkungen der Wiffenden
hervor. daß die Berl iuerHan-
delsgefellfchaft dem fchon
längere Zeit fchwankenden Bau den
letzten Stoß oerfeßt hat. So un-
informiert. wie es zuerft fchlen.
war die Berliner Handelsgefellfchaft
augenfcheinlich doch nicht. Sie
mag die Aktien der Bank auf die
Bön'e gebracht haben. nachdem fie
auf Grund der offenbar fchon da-
mals fein heransgemachten Bilanzen
an die Solidität des Unter-
nehmens glauben konnte. Schließ-
lich hat die Berliner Handels-
gefellfchaft einen großen Ruf zu
verlieren. und darum war fie
ficher in ihrem guten Glauben an

die fhlehte Sahe des Herrn Julius
Ohm und feiner Konforten. als fie
die Aktien der Niederdeutfchen der
Börfenkammer empfahl. Diefer
gute Glaube enthebt fie freilich
nah dem Vörfengefeh kaum von
der Shadenerfaßpfliht. Sie durfte
nicht glauben und hoffen.
fondern mußte fih überzeugen.
ehe fie einen Shritt tat. der dem
faulen Unternehmen einen Hundert-
Millionen-Kredit fhaffte. Sa weit
darf Treu und Glaube im Bank-
verkehr denn doh niht gehn.
Was aber das Verhalten der
BerlinerHandelsgefellfhaft in einem
weit zweifelhaftern Licht erfheiuen
läßt. find die Dinge. die man
zwifhen den Zeilen des Berihts
von der erften Gläubigeroerfamm-
lung lefen kann. Darnah muß
die Berliner Handelsgefellfhaft kurz
vor dem Krah genau gewußt
haben. wie es um ihre Freundin
ftand. Denn fie hat ihr kurzer-
hand den Strick zugezogen und fih
fozufagen 4 Minuten vor dem
Ende folhe Siherheiten geben
laffen. daß fie. die an dem Zu-
fammenbruh mitfhuldig ift und
die Gläubiger durh das Vertrauen
fhwer gefhädigt hat. das fie der
Niederdeutfhen in weiteftem Maße
entgegenzubringen fhien. an dem
Zufammenbruh nihts verliert -
wenigftens vorläufig niht. In dem
Augenbli>. als fie fih aus den
vielfah mißbrauhten Depots Siher-
heiten geben ließ. war die Handels-
gefellfhaft fiher nur mehr im guten
Glauben an das nahe Ende des
Unternehmens des Herrn Julius
Ohm.
DieHandelsgefellfhaftiftzweifel-
[os niht berehtigt gewefen. fih
diefe Sicherheiten geben zu laffen.
weil fie kein Depofiten-. fondern
ein Wechfelgläubiger der Nieder-
deutfhen war. Mit den Siher-
heiten. die fie fih auf diefe Art
verfhafft hat. müßte fie gewiß her-
ausrücken. wenn der Konkursver-
walter fie verklagte. Diefe Siher-
heiten find kein Pappenftiel. und
fie würden die Quote der Depofiten-
gläubiger ganz bedeutend erhöhn.
Diefe Manipulationen der Berliner

Handelsgefellfhaft kommen rehtlih
dem Verhalten einer Ehefrau gleih.
die ihren Gatten ins Gebet nimmt.
von ihm erfährt. daß er im Begriff
ift. den Konkurs über fein Ver-
mögen zu beantragen. und fih die
längft vertane Mitgift und die
Alimeutation für die nähften
zwanzig Jahre nvh rafh zurück?
zahlen läßt. Nahdem fih die
Hande'lsgefellfhaft in aller Oeffent-
lichkeit mit der faulen Bank des
Herrn Ohm jahrelang in einem
Bett umhergewälzt und dadurh
HerrnOhm einenHundert-Millionen-
Kredit gefhafft hatte. wäre es nur
reht und billig. daß fie alle Gläu-
biger der Niederdeutfhen fhadlos
hielte. Jn keinem Fall aber darf
fie das behalten. was fie fih in
zwölfter Stunde geben ließ, Wenn
fie fih überzeugt hatte. daß das
Unternehmen Öhms im status
crjäaa war. mußte fie Herrn Ohm
veranlaffen. den Konkurs anzu-
melden. Sie hätte ihn aber niht
zurTreuhandgefellfhaftfhickenfallen.
die fih erft der vergeblichen Mühe
unterzog. in den leeren Kaffen nah .
Aktiven zu forfhen. fondern zum
Staatsanwalt.
Ju diefen Tagen ift: im

Baukverlage eine Schrift er-
fchienen. die fich infehrdankenswerter
Art mit andern unlautern Ge-
fchäftsformen befaßt. als fie Herr
Julius Ohm praktizierte. Die
Brofchiire ftammt aus der Feder
des Rechtsanwals Dr. Arthur
Nußbcxum und nimmt befondre
Rückficht auf die Beurteilung des
auch in Deutfchland ewig blühen-
den Bucketfhop-Svftems. In feiner
Darftellung hat es Dr. Nußbaum
glücklich vermieden. den redlichen
Kunden dem unredlichen Bankier
verallgeineinerud gegeniiberzuftellen *
_ unlautere -Elemente exiftieren.
wie der Autor zngibt. auf beiden
Seiten, Er macht auch nicht den
Verfuch. dem Lefer den Einwand
*von Spiel und Wette befonders
fchmackhaft zn machen; der Anwalt
Nußbaum wollte nichts weiter. als
mit den Waffen des Juriften an
der Bekämpfung der überaus
gefährlichen Elemente mitznwirken.
die unter der Flagge des Bankier-
ftandes fortgefeßt und von den
Behörden leider noch immer un-
behelligt den deutfchen Bankierftand
in Mißkredit bringen und das uw
-erfahrne Publikum bös ausbeuten.
Zahlenmaterial ift für diefe Materie
ficher fchwer beizutreiben. Die Ge-
fchädigten fürchten. zum Schaden
auch noch den Spott zu haben.
und fchweigen fich lieber aus.
Soweit ein Gefchc'idigter zur Selbft-
hilfe greift. forgen allerdings die
großen Tageszeitungen nach den
Mitteilungen des Rechtsanwalts
Nußbaum nicht nach Gebühr für
Aufklärung der *weiteften Kreife,
Die letzten ungarifchen
W a h l e n find dank der Schneidig-
keit des Grafen Khuen-Hedervarv
und dank der Millionen. die ihm
der König Franz Jofef aus feiner
Privatfchatulle zur Verfiigung
geftellt haben foll. für die' Regierung
glänzend ausgefallen. Eine Wahl-
kampagne ift in Ungarn ein förm-
licher Krieg. und koftet mehr Geld.
als jemals ein Dispofitionsfond
hatte, Das Geficht des ungarifchen
Parlaments hat fich über Nacht ge-
ändert. rechter Hand vom Präfidium
und linker Hand ift alles vertaufcht.

Nun wird Europa längere Zeit
wieder vom ungarifchen Staatsrecht
nichts hören. und auch von der
Trennung der öfterreichifch-ungari-
fchen Bank ift es ganz ftill ge-
worden. Unter folchen Umftänden
wird eine neue große nngarifche
Anleihe bald placiert fein. Sie
wird ficherlich zu einem großen
Teil vom franzöfifchen Markt ab:
forbiert werden." Wenn einzelne
franzöfifche Banken zuerft von der
öfterreichifchen Regierung Kon-
zeffionen für die Befitzer von Süd-
balnt-Prioritäten verlangen. die die
öfterreichifche Regierung ihnen nicht
bewilligen kann. fo werden fie fo
lange zetern und klagen. bis ihnen
andre den fetten Biffen der un-
garifchen Anleihe tvegfchnappen
werden. Denn es gibt nur wenige
Ausländer. die den neuen. inner-
ungarifchen Frieden nicht faul halten
und an den Beftand der Verhält-
niffe nicht glauben. Freilich wird.
wer die Grafen Tisza und An:
draßr) und Apponni und die
Herren Koffnth und Jufth näher
kennt. nicht zu behaupten wagen.
daß es bei der jenigen Verteilung
der Mandate auf die einzelnen
Parteien ewig d, h. auch nur zehn
. 40'8

Jahre bleibt. Und in Ungarn
kommt es lediglich auf die Ber-
teilung der Mandate im ungarifchen
Reichstag an. Die Nuheftörer
heißen einmal Koffuth. einmal
Jufth. dann ift es zur Abwechflung
wieder ein Graf, Freilich auch gegen
Grafen laffen fich Wahlen machen.
Tatfache aber für die euro-
päiichen Märkte bleibt: dem un-
garifchen Globus kann man ku rz-
friftige .Wechfel diskontieren.
Ideobaiä.

Leffing-Gefellfchaft für
Kunfi und Wiffenfchaft E. B.

Mit dem 31. Augnft ichloffen wir
das zehnte Jahr unfres Beftehens ab.
und diefe Tatfache rechtfertigt wohl
einen kurzen Riickblück auf das Gewollte
und das Erreichte.

Als die Leifing-Gefellfchaft fich im
Mai 1900 aus den wenigen Mitgliedern
der ..Gefellfchaft für Kunft und Wiffen-
fchaft“ zufammenfchloß. wagte der da-
malige Vorftand nicht. eine Ausdehnung
zu erhoffen. wie fie die Leffinggefellichaft
heute befißt, lind nicht nur. daß die
Leffing-Gefelliehaft in fich die Elemente
vereinigt. deren warmes Intereffe fich
der Pflege von Kunft und Wiffenfchaft
zuwendet. wie fie im Rahmen unfrer
Gefellfchaft durch Einzelvorträge ge-
pflegt wird. fondern der Wunfch nach
Vertiefung des Wiffens. nach Anregung
durch neue Wiifensgebiete machte fehr
bald die Einrichtung von abgefchloffenen
Vortragsreihen nötig. die als Leffing-
Hochichule halbjährlich von ca. 2000
Hörer-n befucht ift. Da jeder diefer
Hörer einen Znklus von 8 Stunden mit
anhört. ergäbe das. als Einzelvorträge
gerechnet. mit den Mitgliedern der
effing-Gefellfchaft. einen Befuch von
20-24000 Perfonen.

Daß dieie zu den gebildetften
Kreifen der Berliner Bevölkerung ge-
hören. ergibt ein Blick in unfre Mit-
glieder- und Hörerliften. Alle die. deren
Standpunkt in dem Leitiaß der Geiell-
fchaft. „in Leffingfchem Geifte anregend
und befreiend zu wirken“. vertreten ift.
haben uns oft ihre freunndliche Zu-
ftimmung zu der Art unfres Wirte-1s-
zu erkennen gegeben.

Jm Laufe der Jahre fpraehen bei
uns: Otto Julius Bierbaum. Profeffor
Oscar Bie. Wilhelm Bölfche. Richard-

Dehmel. Geheimrat Delißfch. Profeffor
Deffoir. Prof. E. Doepler, Otto (kraft.
Georg Engel. Ludwig Fulda. Ludwi
Ganghofer. Wilhelm Hegeler. Rudol
Herzog. Georg Hirfchfeld. Geheimrat
von Heffe-Wartegg. Maxim. Harden.
A. v. Hanftein. Profeffor Klaar. Prof.
Krebs. Sanitätsrat Conrad Kjifter.
Sanitätsrat Lefchemann. Detlev von
Liliencron. Friß Mauthner. Thomas-
Mann. Profeffor Neißel. Georg von
Ompteda. H. von Prenfchen. Peter
Rofegger. Biirgermeifter Reicke. Gabriele*
Reuter. Heinrich Seidel. Otto Som-
merstvrfi. Julius Stettenheim. Prof.
Sombart. Prof. Simmel. Hauptmann
Karl Tanera. Dr. H. Tiirck. Clara
Viebig. Olga Wohlbrück. Ernft von
Wolzogen. - und wir glauben wohl.
durch die Mitwirkung der Träger diefer
Namen ..in weiten Kreifen Liebe und-
Verftändnis fiir Kunft uud Wiffenfchaft
verbreitet und die Erkenntnis vom
Werte ihrer Freiheit gefteigert zu.
haben."

Jn ihrer Organifation im wefent-
lichen unverändert. tritt die Leffing-
Gefellfchaft in das zweite Dezenninm
ihres Wirkens,

Das neue Pro ramm. das wir dein-
nächft veröffentli en werden. ift von
allgemeinem Jntereffe und wird uns-
ficher neue Freunde gewinnen.

An der Leifing-Hochimule werden
neben den bisherigen Dozenten auch
neue Kräfte wirken. fo daß wir der
neuen Arbeitszeit wohlgeriiftet entgegen-
treten.

llnfre Mitglieder und Hörer aber
bitten wir. uns auch ferner ihre Wünfche
und Bedenken jederzeit mitteilen zu
wollen. Es ift dies die Bafis. durch
die nnier Streben erleichtert nnd ein
erfprießliches Gedeihn der Gefellfchaft
ermöglicht wird. 0er lforßtnna,
40'.)

Mufikbeigabe

bwl-(1 0(161* Züä!
[char-po. . .
“it lvl-ft una Zolmuosl kinlipp (Brote-eher, op. 62.

1. [Lore] o - .joe Züri' Wenn nur im Mar-mov 8o - .on ein tivi - [ig - tum (Lok
2.8taat. 0 - (ier dann! Mur nicht :u eng cite [Wu- mo, vin u'o - nig klim - nie',
&Lung o - .loi- Mt' Na-](örnmorn une. aja Lab - ra, .ler (Joint i8'. friseb,elocd

Zenön-boit una .16|- dlu -86m ein 36' - tor-roi-enor k-lirn - m0] blüht' "ur -mut
ot - keine Grün eier IIa-n16, :um Zenat-ton 'oi- eler Jon - nu [Zr-nat blieb', an eine No Anka
Zabel-n10 eine] .tio kino-to; auch mir er aus klang' 2a data! > Poet-1 eilt nur,l.o]c-1cen,

Mexx-km!

_q _ _ 1_
_'_._.__-'-_ _-7- _._-___ _-_ __ _:.
_*_'__1.__7_ .7_'_'_,_-____._.__-
. . , ,
7 ' 7 ' 7 . _ ß
kann UrNnUarmol--äem [(kaft fügt :u [(kut't uni] (Blank k?116]un2etai-iR'ornjan! "oi-(1 (mii-r Z'iIAMK-'exmnurnie
80 - [ig-icon go-bun-äon, 'or hat aaa Glück eonon au - 801- 8ien gn-fun-aeniötnelt outer-[anna] Mae glän-avnüauen nu fiir-don, > 08 15tniebtZebnmele, Jil-ba]- :u opener-ban' .lung meter Mt! Auk- ern' im r
D i O 44---?"
. 1 l * 4
k (l 4_

, i 1 i
&reite-z mit volle'- FW um! Freien-tee sexcam-..7.x
>

Zee. - - lv xlütiti Mora o -elor ZüalNenonur 800 - - lo glübt!
.li-nu - ben 1iex'., int 'kanal 81.1.1. o - cler dann! "an >knu-80nljegt,ißt *kane-L!
(Ira - - do kalt] o*- a0]- an! blue erat im (Jr. - - bo kalt!
/-__R
Ted. RST-d
410

Muï¬kbeigabe

lntczrrn8220.
oommoflo. "Ur-'x
Fo xxo-_idea

411

..eine ..M may-..Fo â€œFi-oe

Zu unfrer Mnfikbeigabe
Clemens Schmalftieh
und Philipp Gretfcher

Einer der begabteften SchiilerHumper-
dincks ift Clemens Schmalft ieh; er hat
es verftaudeu. innerhalb weniger Jahre
in Berlin fich Beachtung zu oerfehaffen,
Er ftammt-aus der Stadt Vofcn; hier
ift er am 8. Oktober 1880 geboren.
Erft nachdem er einige Zeit in Bonn
_Geodaefie ftudicrt hatte. geftattete ihm
fein Vater. die geliebte Mufik als
Lebensberuf zu ergreifen. Einen vor-
trefflichen Lehrer fand er in feiner
Heimatsftadt in dem genialen Vaul
Geißler. der leider iu neuerer Zeit wenig
Beachtung gefunden hat. nachdem feine
erften fhmphouifehen Dichtungen geradezu
Auffehn erregt hatten. ImJahre 1902
bezog Schmalftich die Königliche Hoch-
fchule fiir Mufik iu Berlin, um hier bei
Gruft Rudorff feinem Klavierfpiel die
letzte Feile zu geben. Ein Jahr fpäter
wurde er in Humperdincks Meifterklaffe
fiir Kompofition aufgenommen. Bei
diefem ausgezeichneten Lehrer. der ihm
ein väterlicher Freund wurde und ihm
den Klavierunterricht feiner eigenen
Kinder auvertraute. blieb er. bis er im
Herbft 1906 als Kapellmeifter an das
Neue Schanfpielhaus in Berlin berufen
wurde, Hier fiihrte er fich zunächft als
Dirigent der Humperdinckiäfen Mufik
zu Shakefpeares „Sturm“ vortrefflich
ein und hatte auch bald Gelegenheit.
in der lfarräfchen Pantomime ..Der
verlorue Sohn“. zu der Andrä Wurmfer
bekanntlia) eine allgemein reizvolle
Mufik komponiert hat. zu zeigen. daß
er gleichzeitig die obligate Klavierpartie
fpieleu und den Taktftoek fchwingen
konnte. Vor allem verpflichtete ihn
feine Stellung am Neuen Schaufpielhaus.
wo er bis Herbft 1909 blieb. Kompo-
fitioucn fiir diefes zu liefern. Zu den
alten Görnerfeheu Weihuaäftsftiickeu
..Selmeewittchen“ und ..Afehenbrödel“
fchrieb er ganz reizende Ballettmufiken
zu Drehers .,Hochzeitsfackel“ die Bühnen-
mufik. Vor allem aber fand die neue
Mufik. mit der er den erften Teil des
(boethifehen .,Fanft“ verfah. große Be-
achtung; in durchaus eigenartiger Weife
hat er namentlich die Szene im Himmel.
den Spaziergang. die tiirchenfzene und
die Walpurgisuacht vertont. Deu
größten Biihnenerfolg erzielte er aber

bisher mit der durchaus kiinftlerifcheu
Variete-Nummer ..Eine Haremsnacht“.
fiir die Arthur Retzbach kürzlich ein
eigues Reifeenfeinvle zufammengeftellt
hat; am gelungeufteu ift darin ein
orientalifcher Tanz, Berechtigtes Auf-
fehen erregte auch feine Mufik zu dem
an verfchiedneu Theatern aufgefiihrten
Märchenfpiel ..Der Kampf um Schnee-
wittchen“ von Juftizrat Richard Wolff.
Mit deffen Erlaubnis wird aus diefer
Mnfik hier das Intermezzo zum Avdruek
gebracht. das ficherlich auch bei uufern
Leferu fehr viel Anklang finden wird.
Befonders nach diefer „Seimeelvitteheii"-
Mufik darf man iu Selnualftich den
fehnfjiäftig erwarteten modernen Lorßiug
fen. Freilich fcheint er nach diefem
Titel nicht zu geizeu. da er fich neuer-
dings der Operette zugewandt hat.
Vorausfichtlieh werden iin nächften
Winter feine beiden fe einen Abend
fiillenden Operetten ..König Luftig“
(Libretto von Ausfeld uud Deutfehinger)
und ..Die goldene Wiege“ (Text von
Karl Sehwelb) zur Uraufführung ge-
langen. '
Gedruckt liegen von Schmalftich
Männer und Fraueuehöre. vor allem
aber zahlreiche Lieder fiir eine Sing-
ftimme mit Klavierbegleitung vor. die
fich fämtlich durch großen Schwung.
Frifche der Erfindung. Sangbarkeit und
klaugfchöne Begleitung auszeichnen und
teilweife iu Konzerten oft gefangen
werden. ferner Stiieke fiir Violineell und
Klavier fowie Klavierftjieke. von denen
namentlich op. 22. ..Bliiteureigen“. ein
fiir deu Jugeudnnterricht beftimmter
Cnklus von 12 Stücken fich recht ein-
gebiirgert hat. Des Drucks harren noch

eine fehr anziehende Vhantafie fiir
Violine und Klavier. ein ungemein
dankbar-es. großzügiges und fchwung-
volles Klavierkonzert. Variationen fiir
zwei Klaviere. Gefönge fiir eine Sing-
ftimine mit Orchefter und ganz reizende
„Liebeswalzer“ fiir Männerchor mit
oicrhiindiger Klavierbegleitung,
In den Berliner Konzertfiilen. in
denen feine Gattin. die Siingerin Lizzi
Kurz. gleichfalls fiel) heimifä) fühlt.
ift Schmalftich als feinfiihliger, ftets
den Gefang aufs befte unterftiißender
Begleiter feit Jahren auf das vorteil-
haftefte bekannt.
Philipp GretfÜer, der fein
ueneftes Lied fpeziell fiir unfern Leier-
kreis beitiinmt hat, hat durch eine
größere Anzahl vou Liedern und Chor-
ftiickeni denen man volkstiimliehe Züge
llrfpriinglichkeit der Erfindung mela-
difrheu Reiz, forgfiiltige Sprachbehand-
lung und charalteriftiiche Begleitung
nachriihnit. fich liingft einen geachteten
Namen erwerben: fo mancher fiir ein
Lied ausgefeßte Preis ift ihm zugefallen;
zudem gilt er als ein fehr tiicl)tiger
Inftitut iu Stettin; fein Veftreben ift
darauf gerichtet, nicht nur den Einzel-
ftimmen eine forgföltige individuelle
Erziehung angedeihn zu laffenifondern
fie auch zn tiichtigen Enfembleleiftuugen
zu erziehn. Den beften Beweis fiir
feine Erfolge in letzterer Hinficht bieten
die von ihm verauftalteten Chorkon erte.
in denen nur die intimfte und vorne mfte
Mufik Beriicffichrigung findet.
Geboren ift Philipp Greuther im
Jahre 1859 in Koblenz; fein Vater, der
Mufiklehrer uud Komponift cFranz
Gretfchen wollte ihm durchaus nicht
geftalten. daß auch er fiel) der Mufik
widmete: erft nachdem er im Jahre
1883 in Leipzig das pharmazeutifcbe
Staatsexamen abgelegt hatte, durfte er,
zumal er in feinem Wunfchc von dem
Leiter des llniuerfitiits-Siinger-Vereins
St. Vauli. Dr.Hermann Langer. unter-
ftiilzt wurde ganz zur Mnfik iibergehn.
Bei Kammerfiinger Lißinger in Diiffel-
dorf bildete er fich vornehmlich als
Sänger aus und iibte dann eine große
Konzerttiitigf-eit in den Rheinlanden
aus. bis er es vorzog. mehr als Gefang-
Gefangslehrer, Seit 1901 wirkt er in
diefer (Higeufchaft au einem eignen
lehrer, Chorleiter und Komponift tätig

zu fein. 9r0f. Ur. ill/iin Miirnann.
Diefer Nummer liegt ein Vrofpeft des im Verlage der Smiflerbumhandlung erf>)ieneuen Werkes „Die Stadtwohnung“ bei, das von dem bekannten Schrift-fteller J A, Lux und dem Architekten Warnatfch verfaßt ift. Wir machen unfre Lefer anf diefes mit Illuftratiouen nach Entwürfen von Prof. Schulze-Naumburg verfehene Buch befonders aufmerkfam.

Fiir den cfeiamdn Inhalt verantworfiich: l)r. E. E, Friedrgg in Schöneberg *-
Redakteur der Mufilbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Richard Falk, Berlin 213.66, Leipzigerftraße 11546.
llnoerlangte Mnnnflripte fenden wir nicht zurück, wenn ihnen W .nein »mayor-o beiliegt. *K

m
m

HQI

R o m n e y :
PortrÃ¤t einer Lady

WSW
vereiof mit Mot-ger'
Deutf'che Halbmonarsj'chriï¬
SWV-eben WRCWWW
MÃ¶unÃ¶ Me'W-:veM-e
54. Jahrg. 8d. l54 Heft 414 Zweites Ieptemberheft l910

.O an Ã¤ n â€žK v ' ' -
GeYKgnitrg-RNNZÃœ unFWeffing-Hoehfehufe guIerlim

Hofrat Dr. German:

Die Polen und der Neoflavismus

Vanflaviftifche Strömungen haben bei den Volen nie Anklang
gefunden. Ju diefer Beziehung ftehn die Volen unter den flavifchen
Völkern vereinzelt da; haben auch in verfchiedenen Epochen einzelne
Gelehrte. Richter oder politifche Schwärmer fich dem Wahn einer
flavifchen Gemeinfchaft oder wenigftens - um das in Oefterreich mo-
dern gewordene Wort zu gebrauchen - einer flavifchen Gemeinbürg-
fchaft hingegeben. fo find fie entweder durch die brutale Sprache der
Tatfachen eines beffern belehrt worden oder haben an der Abneigung
des eignen Volkes bald gefpürt. daß fie einen Jrrpfad eingefchlagen
haben.

Zu verfchiednen Zeiten wurden deswegen von andern flavifchen
Völkern gegen die Polen Klagen erhoben. die aber jeder Berechtigung
entbehrten.

Die panflaoiftifchen Strömungen bei den übrigen Weftflaven und
bei den Südflaven waren durch die Lage diefer Völker bedingt, Sie
find auch leicht zu verftehn. wenn man bedenkt. daß die Böhmen voir
den Deutfchen beinahe umzingelt find. daß fie ihre Unabhängigkeit an
diefe verloren und mit ungeheurer Anftrengung. mit Opfermut und
unbeugfamer Ausdauer kaum ihr Volkstum gerettet und zu frifeher
Blüte gebracht haben; daß die Slovenen ebenfalls jahrhundertelang von
den Deutfchen niedergehalten wurden und kaum daran find. ihr wieder-
geborenes Volkstum zu begründen. daß die Slovaken noch immer unter
dem harten Druck der Magyaren feufzen; daß die Kroaten und Serben
in Ungarn von dem herrfchenden Volksftamm mit fcheelen Augen
betrachtet uud in ihrer Entwicklung häufig bedroht werden - trop der

Hofrat Dr. German. im allmächtigen öfterreichifcheu Valenklub einer der einfluß-
reichften Führer. ftellt uns diefe fehr bedeutfamen Aeußerungen zur Verfiigung.
Die Red.

Staatsform. die ihnen diefe Entwiälung garantieren follte; daß fchließ-
lieh die Balkanflaven in ihren Bemühungen um die Erlangung der
Unabhängigkeit von dem türkifchen Reich fchweres Leid erdulden. viel
Blut vergießen und ungeheure Opfer bringen mußten. ehe es ihnen gelang.
fich von dem jahrhundertelang gefchleppten Joch zu befreien.
Alle diefe flavifchen Völker blickten um Hilfe nach Often. fie haben
fie auch in verfchiedner Form erhalten; ob dies aus wohlverftandnem
politifchem Jntereffe Rußlands gefchah oder aus dem Bewußtfein der
flavifchen Gemeinfchaft. bleibe dahingeftellt. Jm politifchen und
kulturellen Leben diefer Völker fpielt Rußland immer die Rolle eines
Schirmers und Schüßers. eines Tröfters und Helfers; in den politifchen
Wirren und Kämpfen wandte man fich offen oder geheim an Rußland.
den Feinden drohte man mit der ruffifchen Hilfe. Es fchien. daß ein
immer engeres Band die Völker mit dem Oftreiche verbinde; wenigftens
gaben fich die meiftentwickelten unter den flavifchen Völkern den An-
fchein. als ob fie daran glaubten. und fchlugen daraus politifches
Kapital.
Anders die Polen. Die mittelalterlichen Kämpfe mit den deutfchen
Nachbarn und hierauf mit dem Deutfchen Orden haben mit der Er-
ftarkung des politifchen Reichs aufgehört. und gerade zur Zeit. als
diefes Reich in nahe Beziehungen zu dem Abendlande. zur Kultur der
Renaiffanee und zur Reformationsbewegung trat. gewann es infolge
der Verbindung mit Littauen im Often einen Feind an Rußland. das
fchon als Großherzogtum Moskwa in kriegerifche Verwicklungen mit
Polen geriet. Das dritte Viertel des 16. und ein großer Teil des
17. Jahrhunderts waren mit Kriegen zwifchen Polen und Rußland
f ausgefüllt. die aber noch nicht imftande waren. eine tiefgehende Abneigung
zwifchen beiden Völkern heroorzurufen. Diefe begann erft. als Rußland
die von Polen befiegten meuterifchen Kofaken in Schuß nahm. und
erglühte immer ftärker. feit es die in Polen eingeriffene Verwirrung zu
nähren anfing. feit es fchließlich mit allen Mitteln feine Vorherifchaft
in Polen zu begründen fuchte. Noch vor ,der erften Teilung Polens
fand ein blutiger Nationalkampf um die Unabhängigkeit von Rußland.
die Konföderation von Bar ftatt. und hiermit wurde zu Ende des
18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Reihe von verzweiflungs-
vollen Kämpfen und blutigen Aufftänden eröffnet. die fämmtlich durch
die Uebermacht erdriickt wurden. Ströme von Blut kofteten und unfäg-
liches Leid über die polnifche Nation brachten. Es gibt wohl keine

Familie in Polen. die niht mehrere Mitglieder im Kampfe. auf der
Rihtftätte oder in deu fibirifhen Eisgefilden verloren hätte. keine. die
ihr Hab und Gut niht auf dem Altar des Vaterlands zum großen
Teil oder ganz geopfert hätte. keine. die von dem unbarmherzigen Sieger
niht die fhwerften Qualen und Leiden zu erdulden gehabt hätte. Diefe
trafen niht nur die in dem von Rußland befeßten Landesteile lebenden
Polen. fondern auh die Polen in Preußen und in Oefterreich. die
mit den Brüdern unter ruffifher Herrfhaft natürlih gemeinfame Sahe
gemaht haben.
Haben auh die von Preußen und Oefterreih beherrfhten Polen
in langen Zeitperioden fhwere Drangfalierungen zu tragen gehabt.
wurden fie auh von exterminierenden Tendenzen bedrängt. die teilweife
bis in die neuefte Zeit fortdauern. fo war ihr Shickfal doh nie fo
fchrecklih. wie zu gewiffen Zeiten das der Polen in Rußland. Das
Shickfal des Beherrfhten ift aber niemals fhreckliher und fhwerer zu
tragen. als wenn der Herrfher dem Beherrfhten an Kultur und Ge-
fittung nahfteht. wie es dort der Fall war.
Unter folhen Umftänden war es natürlih ausgefhloffen. daß die
Polen dem Panflavismus. wie er um die Hälfte des verfloffenen Jahr-
hunderts gepredigt wurde. zuftimmen konnten. Die fhönen Träume
von der ..alle Bedrängten umfhattenden Linde“ waren ebenfo wenig
angetan. die Polen unter diefe „Linde“ zu bringen. wie fie keine Luft
verfpürten. als einer ..der flavifhen Flüffe fih in das ruffifhe Meer
zu ergießen.“ Diefe poetifhen Symbole wie die angeblihen wiffen-
fhaftlihen und politifhen Begründungen des Panflavismus. die in
Rußland ausgebrütet und bei andern flavifhen Völkern verbreitet
wurden. gewannen in Polen keine Maht und keine Bedeutung. Der
Panflavismus wurde von dem Glauben an die Unbezwinglichkeit des
ruffifhen Reihs getragen. und hat diefer Glaube auh im Krimkriege
einen argen Stoß erlitten. fo gaben ihm die Wühlereien Rußlands unter
den Slaven auf der Balkanhalbinfel neue Nahrung. und der Krieg
von 1877-78 ftellte Rußland wieder an die Spitze der flavifhen
Bewegung. Während nun der panflaviftifhe Gedanke bei den andern
Slaven niht nur niht unterging. fondern von Zeit zu Zeit ftärker auf-
loderte. verhielten fih die Polen diefer ganzen Bewegung gegenüber
gleihgültig. ja feindlih und zu einem niht unbedeutenden Teil ift das
kühle Verhältnis der Polen in Oefterreih zu den übrigen flavifhen

Völkern dafelbft auf diefe Verfchiedenheit der Stimmungen und Gefühle zurückzuführen,

Nun hat der Krieg mit Japan den Glauben an die Uebermacht Rußlands gründlich zerftört. die innere Zerriffenheit und Fäulnis diefes Reichs wurde aufgedeckt. die Verwaltung auf allen Gebieten kompromittiert. Die Wiedergeburt des ruffifchen Reichs follte auf freiheitlicher Grundlage in Angriff genommen werden. Es entftand eine öffne. aufrichtige politifche Bewegung. die mit den freiheitlichen Bewegungen der Vorjahre. die fich nur im Geheimen entwickeln konnten und - von der Oeffentlichkeit nicht kontrolliert - im Kampfe mit dem Zarentum in Anarchie und Nihilismus umfchlugen. brechen und nach dem Mufter der konftitutionell regierten Staaten ein geordnetes. auf Gerechtigkeit bafierendes Gemeinwefen gründen wollte. Es hatte den Anfchein. als ob für Rußland ein neuer glänzender Frühling im Anzuge wäre. Die flavifchen Völker blickten mit neuer Hoffnung auf das neue Rußland hin. das von den Feffeln des Abfolutismus und des ihm fcheinbar ergebnen. aber im Grunde feine eignen felbftfüchtigen Ziele oerfolgenden Tfchinowniktums (Bureaukratie) befreite ruffifche Volk erfreute fich wieder neuer. warmer Sympathien. vor allem unter den weftlichen Slaoen in Oefterreich. die fett jeher im politifchen Kämpfe mit ihren deutfchen Nachbarn lagen. -

Aueh unter den Volen wurden einzelne Stimmen laut. die alle erfahrene Unbill nur der abfolutiftifchen Regierung und ihren Helfershelfern zur Laft legten. aber von dem freien ruffifchen Volke Gerechtigkeit erhofften. Diefe anfangs leife und mutlos fich heroorwagenden Mahnungen und Aufforderungen. den alteingewurzelten Haß gegen den Erbfeind aus dem Herzen zu fchaffen. wurden mit der Zeit lauter und ftärker; fie fanden einen freudigen Widerhall bei den freiheitlichen Varteien der erften und zweiten Duma und wurden mit der Zeit fo mächtig. daß es den Anfchein hatte. als ob eine Verföhnungsaktion in vollem Gange wäre. Obgleich mit der Schließung der zweiten Duma ein Rückfchlag erfolgte. der den fchönften politifchen Hoffnungen ein jähes Ende bereitete. obgleich eine extremnationale. brutale. ..echt-ruffifche‟ Richtung die Oberhand gewann und fich zum Träger des echtruffifchen Patriotismus ftempelte. fo hielt doch der Verföhnungsgedanke fogar den Ereigniffen und unwiderftehlichen Tatfachen ftand. er wurde nur auf einen andern. weniger fchwierigen Boden oerpflanzt, Es wurde nämlich zuerft bei andern flaoifchen Völkern. dann auch in Polen und Rußland

die Lofung gegeben. eine Einigung der Slaven auf kulturellem und ökonomifhem Boden einzuleiten. ohne die Selbftändigkeit der einzelnen flavifchen Völker im geringften anzutaften. ohne ihr Selbftbeftimmungs-reht zu gefährden und ohne fie unter die Botmäßigkeit oder Vor-herrfchaft des ruffifhen Volkes zu locken. Dies waren die laut gepredigten und wenigftens von den meiften Verkündern aufrihtig geglaubten Lofungen des Reoflavismus im Gegenfah zu dem Pan-flavismus der frühern Epohe.

Diefe inoffenfiven. auf gegenfeitiger Schonung und Ahtung auf-gebauten Tendenzen fanden glühende und überzeugte Anhänger in Böhmen. unter den Slovenen und bei einer Partei der galizifhen Ruthenen. auch unter den in Ungarn lebenden Slaven; die Balkan-flaven dagegen verhielten fih anfangs ziemlih kühl und gleihgültig. da fie ja an dem frühern Panflavismus in der lehten Zeit keine erfreulichen Erfahrungen gemaht hatten, r

Die galizifhen Ruthenen wurden bei der frühern panflaviftifhen Bewegung niht erwähnt. da fie hierbei als Volk nicht in den Vorder-grund getreten find. Am lauteften gebärdeten fih unter ihnen nur einige Perfönlihkeiten. die fih mit Rußland einig fühlten. mit ihren intellektuellen. moralifhen und materiellen Tendenzen dahin ftrebten und fogar aus ihrer Vorliebe für die orthodoxe Kirhe kein Hehl mahten. Viele von ihnen find fogar nah Rußland iibergefiedelt und haben der dortigen Regierung bei der Bedrückung der Polen und auch ihres eignen Volkftammes vorzüglihe Dienfte geleiftet.

Tiefe Perfönlihkeiten. die die überwiegende Majorität der galizifhen Ruthenen zu refpektieren fhienen. negierten jeden Unterfhied zwifhen Ruffen und Ruthenen. wie es auh die ruffifhe Regierung tat. die weder die ruthenifhe (kleinruffifche) Sprahe ihrer nah vielen Millionen zählenden Untertanen in Südweftrußland offiziell anerkannte. noh irgendwelhe Zugeftändniffe der Kultur diefes Volkes gewährte. vielmehr alle Sonderbeftrebungen der Ruthenen eifrig und graufam verfolgte,

Als diefe ruffophilen Tendenzen in Galizien immer mähtiger wurden und auf das bis dahin apathifche und mit feinen polnifhen Nahbarn in Frieden lebende Landvolk übertragen zu werden drohten. wurden von der öfterreichifhen Regierung und auh von vielen Polen die bis nun zu ängftlichen Tendenzen unter den Ruthenen genährt und gefördert. die eine vollftändige Sheidung zwifhen Ruffen und Ruthenen bezweckten. die Selbftändigkeit des ruthenifhen Volkes auf feine

gefchichtlichen Traditionen aufzubaun fuchten. die Unterfchiede zwifchen
der ruthenifchen und ruffifchen Sprache nachdrücklich hervorhoben und
in der Reform der Orthographie nach der phonetifchen Richtung hin einen
fichtbaren Unterfchied zu fchaffen trachteten. Die anfangs an Zahl
geringen Anhänger diefer Tendenzen erlangten bald großen Zufpruch.
fie bildeten eine große Bartei. die unter dem Namen der Jungruthenen
oder Ukrainzen in einen direkten und fchroffen Gegenfaß zu den Ruffen
und zu den polnifchen Ruffophilen trat,
Die Ukrainzen konnten ebenfo wie die Polen der panflaviftifchen
Bewegung keine Sympathien entgegenbringen. weil die überwiegende
Majorität ihres Volkes. die unter ruffifcher Herrfchaft lebt. von den
ruffifchen „Brüdern“ unterdrückt und rechtlos gehalten wurde. Sie
konnten fich natiirlich auch fiir den Neoflavismus nicht erwärmen. da
ihnen keine Gelegenheit gegeben war. fiir ihre Bolksgenoffen in Rußland
in kultureller oder ökonomifcher Hinficht auf neoflaviftifcher Grundlage
irgend etwas zu erwirken; die Ruffophilen dagegen erhoben noch das
Banner des Neoflavismus. indem fie darin ein neues Mittel erblickten.
ihre Jdee. die Ruthenen mit den Ruffen möglichft enge zu vereinigen.
auf diefem Umwege zu verwirklichen.
So rückten nun die Prager Konferenzen heran. die dem Neoflavis-
mus eine offizielle Bafis fchafften. feine Grundfäße textieren und eine
Annäherung der verfchiedenften flavifchen Völker zu einander zuwege
bringen follten. Es handelte fich vorerft darum. ob die Polen in ihrer
Gefamtheit fich entfchließen wiirden. an diefen Konferenzen teilzunehmen.
da ja ohne Polen der ganze Neoflavismus eine Mißgeburt bleiben
müßte und eine auf Gerechtigkeit beruhende Bewegung nicht mit dem
Grundübel eines von Slaven an Slaoen oeriibten Unrechts behaftet fein
konnte.
Daß außer den in Rußland_ lebenden Boten. die in der Duma
und auch außerhalb derfelben in nähere Beziehungen zu den freiheitlichen
ruffifchen Parteien getreten find. fich mit dem Berföhnungsgedanken ver-
traut gemacht haben und auf gewiffe Berfprechungen baun konnten.
auch die dariiber kühler denkenden Polen in Oefterreich fich fchließlich
entfchloffen haben. an den Konferenzen in Prag teilzunehmen und hierin
von weithin ausgreifenden Sympathien beftärkt wurden. war vorzüglich
dem Umftande znzufchreiben. daß der politifche Kurs die Regierung in
Preußen den dort lebenden Velen gegenüber feit längerer Zeit - abgefehn
von der friihern Epoche des fogenannten Kulturkampfs und der Koloni-

fationspolitik - ein direkt feindlieher geworden ift. fich in mannigfachen
Drangfalierungen erging. die hakatiftifche Strömung unterftiißte. mit
Enteignungsgefeßen drohte und überhaupt alles zu unternehmen fchien.
um die Ausrottungsarbeit gegen die Volen planmäßig und unbengfam
durchzuführen. Es war unmöglich. daß diefe Behandlung eines Teils
des polnifchen Volkes nicht einen mächtigen Riickfchlag auf die Stim-
mung und Gefinnung feiner übrigen Teile geübt hätte. Die zur Ber-
föhnung ausgeftreckte Hand einerfeits. die geballte Fauft andrerfeits
mußten das Gefühl des Volkes ftark beeinfluffen. Darin ift auch der
Grund zu fachen. warum die althergebrachte Mißftimmuug gegen Ruß-
land auf eine Zeitlang zurückwich und einer tiefen Verftimmung gegen
Vreußen und mithin gegen das Deutfchtum Vlaß machte. Hierzu kamen
noch mannigfache Anzeichen. als ob die immer mehr feindliche Stimmung
der Ukrainzen in Galizien gegen die Volen von Berlin aus genährt
und gefchiirt wiirde.
Auf diefe Weife kamen die Vrager Konferenzen zuftande. Sie
haben zu keinem greifbaren Refultat gefiihrt. was die Hauptanhänger
des Neoflavismus mit der Neuheit und Schwierigkeit der Idee zu erklären
fuchten. die kiihlern Beobachter aber auf die Verfchiedenheit der Ziele.
der Kultur. der politifchen Schulung zuriickführten. Die lebtern waren
auch der Anficht. daß weithin ausgreifende kulturelle und ökonomifche
Aktionen. die fchließlich zu weitgehenden politifchen Konfequenzen fiihren
follten. nicht improvifiert und nicht auf momentane Stimmungen
begründet werden können. fondern nur einer gefchichtlichen Notwendigkeit
entfpringen konnten. zu der wenigftens vorläufig und in abfehbarer Zu-
kunft alle oder wenigftens die meiften Bedingungen fehlen.
Doch haben diefe Konferenzen einige Fäden gefchlungen. die
einzelne heißbliitige Volitiker fchon fiir Brücken hielten. die über bisher
uniiberbrückbare Abgründe fiihren. Es waren aber im Grunde nur lofe
Verbindungen. wenn auch in der offiziellen Form einer ruffifch-polnifchen
Verftändigungs-Kommiffion. die bei 'der Behandlung der aktuellften ,
Fragen fich der Ausfiehtslofigkeit der Aktion bewußt werden mußte. Es
feßte nämlich in der leßten Zeit die Reaktion in Ruffifch-Volen mit
voller Wucht wieder ein. die Unterdrückung und Unterbindung aller
Quellen des nationalen Lebens. foweit fie bis jetzt noch fließen konnten.
begann aufs neue. Es fchien. daß die Regierung mit der ..echtruffifchen“
Strömung um die Wette es darauf abgefehn hätte. die etwa in Volen
keimenden Verföhnungsgedanken zu erfticken. das nach Ruhe und frucht-

dringender Arbeit lechzende Volk zu reizen und zu demütigen. die an
Verföhnung glaubenden ruffifchen Parteien im Lande. im Auslande und
bei allen Slaven zu kompromittieren und dem Neoflavismus nur in
'dem Falle Raum zu gewähren. wenn er in die alte panflaviftifche Bahn
einzulenken fich bequemt.
x Unter der Hand wurde aber den Polnifchen zugeflüftert. daß eine
Aenderung der Verhältniffe in Ruffifch-Polen vielleicht möglich wäre.
wenn die Polen in Galizien ihre Hand dazu böten. die Ruthenen in
Galizien zu ruffifizieren. den Ruffophilen dafelbft dazu verhelfen. der
ukrainifchen Bewegung Herr zu werden. Diefe perfide Zumutung wurde
felbftverftändlich von der Hand zurückgewiefen. 1
Und doch war die durch die hakatiftifche Politik der preußifchen Re-
gierung bei einem großen Teile des polnifchen Volkes hervorgerufene
Stimmung eine fo gereizte. daß fogar troß der Reaktion in Ruffifch-
Polen. troß der aufreizenden Reden und Handlungen der ..echten
Ruffen“ es erft einer gründlichen Ausfprache unter den Repräfentanten
'der verfchiednen Parteien bedurfte. um endlich alle zu dem Entfchluß
zu bringen. an dem diesjährigen „allflavifchen“ Kongreß in Sofia nicht
teilzunehmen. Es wurde wohl der gute Wille der freiheitlichen ruffifchen
Parteien. die eine Verftändigung ehrlich anftreben. anerkannt. auch der
Idealismus mancher Slavenfiihrer wurde nicht bezweifelt. doch wurde
:es fchließlich allen Polen klar. daß fie nichts zu fuchen haben auf einem
Kongreß. der nur darauf hinauslief. das gefunkene Preftige Rußlands
wieder zu heben. So kam es. daß der Kongreß in Sofia nur eine
Kampfverfammlung geblieben ift und keinen pofitiven Erfolg verzeichnen
konnte. da die wichtigfte interflavifche Frage. nämlich die ruffifch-polnifche.
nicht gelöft werden konnte. fondern von ihrer Löfung weiter entfernt
ift. als je,
Auch die Ruthenen der nationalen Richtung (Ukrainzen) find dem
Kongreß natürlich ferngeblieben.
In der langen Reihe. der Verwirklungen und Verhandlungen. die
fich um die polnifche Frage drehten oder fie mehr oder weniger berührten.
ift nun momentan ein Stillftand eingetreten. der zu manchen Be-
trachtungen Anlaß bietet.
In feinem Glauben an fremde Hilfe und an fremde Verfprechungen
fo oft und fo bitter betrogen. in feiner Hoffnung auf Gerechtigkeit nnd
Billigkeit bei den Nächftbeteiligten fo oft und fo bitter enttäufcht. hat
'das polnifche Volk gelernt. in der Gegenwart und fiir die Zukunft nur

fih auf fih felbft zu verlaffen. feine moralifhen. intellektuellen und
materiellen Kräfte durh unverdroffene Arbeit und Ausdauer zu mehren
und ruhigen Blicks der weitern Entwicklung der Dinge zu harren. Es
ift die Einigkeit des Volkes troß aller Hinderniffe fo erftarkt. daß der
Shmerz jedes einzelnen Teils alle andern fhmerzt und die Freude
eines Teils alle freut. ungeahtet der Leiden. die fie tragen müffen.
Einen fihtbaren Beweis diefer Ernühterung nah außen und Erftarkung
nah innen brahte die unlängft begangene Grunwaldfeier in Krakau. die in
ihrem impofanten Verlaufe deutlih bewies. daß das Volk fih voll-
ftändig einig fühlt. daß es fih vollkommen deffen bewußt ift. wohin es
feine Arbeit rihten foll. daß auh diefes großartige Zufammenftrömen
der Polen aus allen Ländern und der ftarke Zufpruh gern gefehener
Gäfte aller Nationen ..kein Werk des Haffes gegen irgend jemand.-
fondern ein Werk der Liebe zur Nation war.“ Diefe an rehter Stelle-
und zu rehter Zeit gefprohnen Worte des großen Künftlers und opfer-
freudigen Stifters des Jagiello-Denkmals wurden aus dem Herzen von
vielen Millionen gefprohen.
Ein Volk von großer Vergangenheit. von tiefgreifender Kultur. von
ernftem Streben und unerfhöpfliher Vaterlandsliebe kann fih felbft
niht verleugnen. kann feine Individualität keiner Raffengemeinfhaft
opfern. *Die verfhiednen Arten und Epochen des Slavismus find viel-
leiht geeignet. vorübergehende Stimmungen zu erzeugen. find aber niht
imftande. dauernd die Denkweife eines in der Shule der Leiden
gehärteten Volks zu beeinfluffen.

Der britifche Imperialismus
in Gefahr

Als Japan das ruffiche Heer bei Mukden gefchlagen und die Flotte
Rofchdeftwenskis bei Tfchufchima vernichtet hatte. war Großbritanniens alter
Gegner. Rußland. für geraume Zeit lahm gelegt, Für die Vermittler-
dienfte der Amerikaner. die beim Friedensfchluffe von Portsmouth dem
gelben Sieger eine Kriegsentfchädigung in klingender Münze nicht gegönnt
hatten. quittierte die japanifche Regierung umgehend: fie zwang durch
ihre drohende Haltung die Vereinigten Staaten. fich auf einen fchweren
und langen Krieg im Stillen Ozean einzurichten. anftatt auf eine Aus-
einanderfeßung mit England im Atlantifchen Ozean, Jn diefem doppelten
Erfolg: in der Vernichtung der ruffifchen Armada und in der Abfchiebung
der amerikanifchen Seemacht weftwärts zur Verteidigung der Philippinen.
der Sandwichs-Jnfeln und der Kalifornifchen Küfte lag die enorme Er-
leichterung für die englifche Diplomatie; diefer Erfolg bildete den Höhe-
punkt in der Politik König Eduards l/ll. Großbritannien fühlte fich der
Sorge um die Sicherheit feiner Kolonien enthoben. und darum vermochte
König Eduard Wil. alle politifchen und militärifchen Kräfte zufammen-
zufaffen und feine kühnen Pläne auf dem europäifchen Feftland ein-
zufeßen. Die Politik der ..Einkreifung“ Deutfchlands hatte eine zeitlang
Erfolg. aberdiefe Zeitfpanne war nur von kurzer Dauer. Dem englifch-
japanifchen Bündnis fchlug es nämlich zum Unheil aus. daß Japans
Sieg materiell und moralifch zu groß ausgefallen ift. Sein Vertrags-
partner Großbritannien ift in allen Weltteilen jeßt fchon auf die Verluft-
fette gedrängt.

Der britifche Imperialismus hat feinen Kolonien die Auflage gemacht.
zur Stärkung der englifchen Flotte beizutragen. Diefe Politik erwies
fich fofort als Fehler; fie fchädigte den Reichsgedanken. Das Bewußtfein.
dem bedrängten Mutterland helfen zu müffen. um die Herrfchaft zur See
aufrecht zu erhalten. mindert allenthalben den Refpekt oor dem Stamm-
land und erhöht das eigene Selbftgefühl.

Ju Kanad a wird feit Neujahr 1910 in allen Zeitungen über
die ..Dreadnoughtitis“ der Großmama in London gefpöttelt. die in ihrer
Altenweiberangft bei allen Kindern und Enkeln um milde Beiträge
betteln gehe. weil fie fhleht fhlafe. „Ottawa kit-eo pre-83“ fpezifiziert
die Furcht der Engländer vor der ..deutfhen Gefahr“ als periodifch
wiederkehrende Tobfuhtsanfälle gewiffer Kreife in England und erklärt:
..Wir lehnen es ab. uns von Leuten. die über mehr Begeifterungsfähigkeit
als gefundes Urteil verfügen. von den Pfaden des Friedens und des'
Handels abbringen zu laffen.“ Beahtenswert ift der Ausfpruh des
franzöfifhen Kanadiers Brouffa. des Führers der jungkanadifchen
Bewegung; diefer einflußreihe Politiker fagte neulih auf dem Kongreß
der „Commercial 'l'rauelier Revelation*: Wir fordern als britifhe
Staatsbürger. wenn wir Geld und Blut für Großbritanniens Flagge
opfern follen. bei den diplomatifhen Verhandlungen mitreden zu dürfen.
die einem Kriege voraufgehn. oder einem Bündnis. das das Mutter-
land mit einer fremden Nation eingehn mag und das weitreihende
Folgen für Kanadas künftige Handelsbeziehungen und Einwanderungs-
politik haben könnte. Solhe Probleme dürfen niht auf Grund unklarer
Gefühle gelöft werden. fondern auf Grund vernünftiger Erwägungen.
Das ift es. was wir bisher niht bedachten. weil wir uns in dem Wahn
wiegten. daß die britifhen Eroberer den Geift der Gerechtigkeit. der
Freiheit und des Fortfhritts für uns befäßen. Wir follten mit dem
wahren Geift des Kanadaismus an die Löfung diefer Frage herantreten.
und die verfhiedenften Stimmen im Reiche follten gehört werden. bevor
irgend ein Gefeß in diefer das Shickfal der Nation berührenden Frage
das Bundesparlament paffiert.
Jft fhon das Anfehn des Mutterlandes bei den Kolonien durh
deren Jnanfpruchnahme für die Flottenrüftung kompromittiert. fo gab ihm
das Bündnis mit Japan den Reft.
In Kanada erwehrte fih die Regierung der hinefifhen Einwanderung
durch die Kopffieuer von 500 Dollars (2100 Mk). Als nun in Britifh-
Kolumbia der Verfuh gemaht wurde. gegen die Japaner eine ähnlihe
Barriere aufzurihten. fheiterte das fehr ernfthafte Unternehmen am
Widerftand der Regierung. die ..diplomatifhe Gründe“ vorfhüßte; dabei
handelte es fih in Wahrheit natürlih um das englifh-japanifche Bündnis.
Jin Herbft 1907 kam es fodann in Vancouver zu fhlimmen Straßen-
exzeffen der weißen Bevölkerung gegen die dort haufenden Japaner. zu
..unwürdigen Graufamkeiten“ - wie Sir Wilfried Laurier erklärte*-

„wider die Untertanen des Kaifers von Japan. des Freundes und Verbündeten des Königs.‟ Jn London und Tokio ftellte man fich blind und taub. Der kanadifche Minifter Tempelmann jedoch hielt als tapfrer Mann in einer Berfammlung der Viktoria Liberal Affociation eine bedeutungsvolle Rede gegen die gelben Eindringlinge und gab unter allgemeinem Beifall feiner Ueberzengun'g dahin Ausdruck. daß für die Einwanderung nach Kanada nur Elemente in Betracht kommen dürfen. die fähig find. Vollbürger diefes Landes auf die Dauer zu werden. das heißt Angehörige von Nationen und Raffen. die fich der Bevölkerung anpaffen und in fie hinein heiraten. „80 that in future Nee boulcl baue from Ocean t0 Ocean in Canaria one great homogenoue people.“ Die allgemeine Politik müffe die nordweftlichen Gebiete von einer Raffe rein erhalten. die afiatifche Lafter einfchleppe. ohne dem Lande neue Bürger fchenken zu können. Am l7. September desfelben Jahres verlangten die zu Winnipeg tagenden Gewerkfchaften Kanadas einftimmig. daß die zwifchen Großbritannien und Japan getroffene Abmachung über gegenfeitige Freizügigkeit in den Befißungen der beiden Mächte rückgängig gemacht werde, Daure die Einwanderung aus Japan uneingefchränkt fort. fo würden bald alle weißen Arbeiter in Bergwerken und Fifchereibetrieben. im Schiffsbau und im Holzhandel von Britifch-Kolumbia durch japanifche verdrängt fein. Die Erregung wurde in Kanada fo groß. daß die englifche Diplomatie in Tokio vorftellig werden mußte, Japan erklärte darauf. vorerft aus „freien Stücken“ feine Auswanderer von Kanada fern zu halten. Jm Jahre 1908 kam die große amerikanifche Flotte nach dem Stillen Ozean und ankerte in Buget Sound. An diefer Bucht liegen die amerikanifchen Häfen Tacoma und Seattle. die Viktoria und Vancouver den Vrimat für den Handel der Goldfelder von Yukon und der Ausfuhr von Fifchen. Holz und Waren ftreitig machen. Darum herrfchte in frühern Zeiten erbitterte Feindfchaft zwifchen den Konkurrenten, Der gemeinfame Haß jedoch wider die ..gelben Teufel“ ließ alle Eiferfüchteleien vergeffen und wandelte die alten Gefühle der Abneigung derart. daß die imperialiftifche Breffe Großbritanniens Angftanfälle bekam. „Ein gemeinfamer Widerftand gegen die afiatifche Einwanderung.“ klagte die „Morningpoft“. ..hat zwifchen den pazififchen Beoölkerungen des Dominions und der Republik Bande der Freundfchaft geknüpft. die fich leicht ftärker erweifen könnten. als die föderaliftifchen. die fie mit ihren Nachbarn öftlich der Rocky Mountains verbinden.“
Auftralien hat fich von Anfang an- mit Händen und Füßen

DOI

A n t o n G r a f f :
Selbftbildnis

gegen eine Einwanderung der Japaner gewehrt und ftand gerade im
Begriff. feine Einwanderungs-Befchränkungsgefeße dem gelben Mann aus
Nipon auf den Leib zu fhneiden. als diefem kulturellen Unternehmen
der Abfhlnß des englifh-japanifhen Bündniffes Halt gebot. Damals
plauderten auftralifhe Zeitungen ein wihtiges Geheimnis aus. indem
fie fhrieben: ..Die Bundesregierung gibt zu. von der großbritannifhen
Regierung ein Aktenftück wegen des Fremdengefeßes und feiner An-
wendung auf die Japaner erhalten zu haben; diefe legt darin ein
befondres Gewiht auf die Unterftüßung. die fie von Japan
bei der Regelung hinefifher und oftafiatifher
Fr a g en erw a rtet.“ Diefe Formulierung erfheint von außer-
ordentliher Wihtigkeit. Das erfte Bündnis war demnah viel enger
umfhrieben als das zweite. Japan hat - weit vorausfehend - fhon
bei Abfhlnß des erften Vertrags genau formulierte Wünfhe für die Zu-
laffung feiner Auswanderer in britifhe Kolonien vorgebraht. und das
Knbinet von St. James gab wohl. wahrfheinlih ohne fih allzu feft zu
binden. die Zufiherung. feine Kolonialregierungen nah Kräften zu beein-
fluffen. Allein es ftellte fih bald heraus. daß die japanifhen Afpirationen
in diefem Hauptpunkt niht erfüllt werden konnten, Gerade in Auftralien
ift die japanfeindfelige Volksftimmung mit jedem neuen Jahr gewahfen.
Als im Mai 1906 erftmals ein japanifhes Gefhwader in den auftralifhen
Gewäffern weilte. erhielt Senator Dawfon. der frühere Minifter Auftraliens
für die Landesverteidigung. eine Einladung. den japanifhen Admiral
an Bord feines Schlahtfchiffes zu befuhen. Dawfon lehnte ab. Seine
Entfheidung begründete er mit den draftifhen Worten. die Japaner*
feien niht gekommen. um freundnahbarlih einen Höflihkeitsbefuh ab-
zuftatten. fondern um zu fpionieren. Später erklärte Dawfon. er fei
feft überzeugt. daß die Japaner die Eroberung Auftraliens planten.
Ebenfo hat zu jener Zeit der neufeeländifhe Minifter Seddon die Ein-
mifhung des Mutterlandes in die Einwanderungsgefeßgebung der Kolonien
mit harten Worten zurückgewiefen. Als vollends im Jahre 1908 die
große amerikanifhe Flotte im Stillen Ozean erfhien. geriet die Be-
völkerung Auftraliens ganz aus dem Häushen. Durh den herzlihen
Empfang der amerikanifhen Armada wurde die abfolute Übereinftimmung
der weißen Bevölkerung Auftraliens mit _der japanfeindlihen Bewegung
in den Vereinigten Staaten vor aller Welt bekundet. Jn naiver Weife
kam die Freude. daß der böfe Alb einer Eroberung durh die Gelben
gefallen. in einer Zeitung von Sidney zum Ausbruh: ..Wie riefenftark

ift die Flotte der Vereinigten Staaten! Wahrlich. es dürfte viel Blut
und Zeit verfließen. bis der amerikanifche Wall der Philippinen und
Sandwichsinfeln niedergeworfen ift und das geftreifte Banner der auf-
gehenden Sonne unfer Vaterland bedroht!“ - Die Auftralier fehen alfo
ihr Vertraun auf die Macht der Yankees mit ihrer Bevölkerung von
86 Millionen und mit ihren unzählbaren Reichtiimern. vom Papa John
Bull ift fchon gar keine Rede mehr.
Gegen diefe fchroffe Abweifung von Seiten britifcher Kolonien
verhielt fich die japanifche Regierung mäuschenftill; fie machte aus der
Rot eine Tugend und beftand nicht mehr auf dem urfprünglichen Ver-
langen; fie heuchelte äußerlich die größte Rachficht und Rachgiebigkeit.
um dafiir insgeheim und planmäßig den englifchen Handel und Verkehr
in ganz Oftafien zu vernichten und mit kalter Rürkfichtslofigkeit alle
englifchen Jntereffen unter ihre Füße zu treten. Japanifche Schiffahrts-
linien erhielten öffentliche und geheime Regierungszufchiiffe. um der
englifchen Kiiftenfchiffahrt in chinefifchen Gewäffern das Lebenslicht aus-
zublafen. Das ift zur Hauptfache heute fchon gelungen. Der Verkehr
zwifchen Jndien und Japan ging ganz allmählich und leife. aber voll-
ftändig an japanifche Linien über. Jn der Mandfchurei wurde durch
geheime Abmachungen mit den Ehinefen der englifche Handel zuerft
zurückgedrängt und jetzt geradezu ausgefchaltet: John Bull zahlt Zölle
Abgaben. erleidet alle nur erdenklichen Kontrolen. Ehikanen und Ver-
zögerungen von Seiten der allzeit phlegmatifch lächelnden chinefifchen
Beamten. während der flinke Japaner mit feinem Veftechungsfhftem flott
arbeitet. keinen Zoll und keine Abgaben und keine Oktrois entrichtet.
Jn Korea verfprach Japan feinem Verbündeten. eine Politik ..gleicher
Gelegenheiten“ zn beobachten; aber diefes Verfprechen blieb als toter
Buchftabe auf dem Papier ftehn; in der Praxis umging Japan alle feine
Verpflichtungen in jeder nur erdenklichen Weife durch Außerachtlaffung
von Patentrechten. durch Vergünftigung für japanifche Waren. durch
ftillen Boykott der englifchen Produkte und durch taufend andre Mittel
der Arglift. Mit offener Schadenfreude nahm man es in Tokio auf.
daß das erftarkende China gerade dem englifchen Einfluß im fernen Often
direkt und planmäßig entgegenarbeitet - die Gelben ftehn einander
ethnographifch näher - und daß in Jndien die japanifchen Einwanderer
allafiatifche Politik der gefährlichften Art treiben. Die glorreichen Siege
Japans zu Waffer und zu Lande haben in Jn d i en die Ausfichten für
einen fichern und langen Beftand der britifchen Herrfchaft rundweg

vernihtet. Die Flugblätter der gelben Agenten beginnen mit dem
draftifchen Wort eines fchottifhen Generals: Wenn die Jndier auf den
Gedanken kommen. zu gleicher Zeit zu p . . .. miiffen wir Engländer
alle elendiglih ertrinken. Das Kabinet von St. James kennt diefe
Gefahr. Es ließ darum durch Lord Kitchener einen detaillierten Ver-
teidigungskampf für Jndien ausarbeiten und fhickte feinen beften
Diplomaten. Sir Charles Hardinge. deffen durhdringenden Verftand
fhon Fiirft Bismarck geriihmt hat. als Vizekönig nah Indien. Daß die
Gefahr dem englifhen Partner fchon ziemlih nahe gerückt fheint. beweift
die Tatfahe. daß England S in g a p u r zu einer Feftnng erften Ranges
erhebt und fieberhaft an der Herftellung der dortigen Erdwerke. Panzer-
tiirme. der Hafenforts und eines Arfenals mit Shwimmdoek arbeiten
läßt. Japan hat mit Rußland ein Techtelmechtel angeknüpft und ver-
ftand es mit feinem neuen Zolltarif. den Jmport englifher Waren
empfindlih zu treffen. Graf Komura fagte im japanifchen Parlament:
..Es war in der Tat niht möglih. fih Konoentionaltarife vollftändig
zu erfparen; aber es war möglih. bei Abfhluß folher Vereinbarungen
ftrikt an dem Grundfaß der Gegenfeitigkeit feftzuhalten. Wenn ein Land
einem andern Zugefiändniffe in Tarifangelegenheiten mahte. fo war das
leßtere gehalten. diefen Umftand in Erwägung zu ziehn. wenn es die
von dem erftern beftimmte Auflagenfkala feftfeßte. England z. B.
hatte. da es ein vollftändiges Freihandelsland ift. kein Mittel. Tarif-
zugeftändniffe von andern Nationen zu kaufen; Amerikas Hände waren
durh feine Gefeße gebunden.“ Weil England fih außer Stande fühlte.
..Tarifzugefiändniffe zu kaufen.‟ hat Japan ihm entgegen aller anders
lautenden Verfprechungen die Tür vor der Nafe zugefehlagen: die meiften
Waren Englands. die auh in Japan hergeftellt werden können. unter-
liegen einem wahren Prohibitivzoll. - Auh diefen unfreundlihen Akt
nahm Großbritannien ftillfhweigend hin. Warum wohl? Der britifhe
Imperialismus ift mit feinem famofen Bündnisoertrag heute fhon auf
Japans Gunft und Gnade angewiefen; denn die Diplomaten des Kaifers
von Japan beftanden auf der kurzfriftigen Vertragskündigung. Das
Bündnis ift von Jahr zu Jahr löslich und droht. einmal aufgehoben.
jäh in fein Gegenteil umzufhlagen. _
Jn den Vereinigten Staaten Südafrikas wähft die
Bewegung der Afrikaner. die. zur Mehrzahl holländifher Abftammung.
für ihre Republik niht nur die völlige Selbftverwaltung. fondern auh
binnen kurzem die Souveränität erringen wollen.

Ju Eg ypten vollends hat fich die Partei der Nationaliften zu
ofienem Kämpfe gegen die britifche Ufnrpation erhoben und den Gaft
Sir Eldon Gvrfts. Theodore Roofevelt. tiichtig ausgepfiffen. Kaum hatte
Oberft Roofevelt. von feinen afrikanifchen Jagdgründen heimkehrend.
das Wunderland der Pharaonen zwei Tage lang befichtigt. als er zu
Kairo auch fchon eine Rede über die Regierungsweisheit des jüdifchen
Königs Rehobeam losließ; danach foll das egpptifche Volk für die Freiheit
noch nicht reif fein und behufs rafcher Erziehung mit Skorpionen gezüchtigt
werden. weil die Geifel des Lord Cramer und des Sir Eldon Gorft
fich als ein unzulängliches Jnftrument erwiefen habe. Für diefe un-
erbetenen Ratfchläge haben die Egyter ihren berühmten Gaft gründlich
ausgepfiffen. und mit einem Furiofo fchrillfter Pfeiferei wurde der Ex-
präfident bei feinem Eintreffen in Alexandria empfangen. Davon erfuhr
die enropäifche Preffe kein Sterbenswörtchen; aber die arabifchen Zeitungen
gaben zu dem merkwürdigen Auftreten des Amerikaners ihre fcharf
gepfefferten Erläuterungen.
Wenn Oberft Roofevelt die Abficht hegte. mit feinem Diskurs den
Engländern eine Freude zu bereiten und die politifchen Bande zwifchen
den Vereinigten Staaten und dem britifchen Imperialismus enger zu
knüpfen. fo hat er genau das Gegenteil erreicht; denn er hat die Auf-
merkfamkeit der gebildeten Welt auf die jungnationale Bewegung in
Egypten gelenkt. die feder Englifhman feit einem Luftrum mit abfolutem
Totfchweigen abzutun pflegt.
Geraunie Zeit verging. bis die anfangs fporadifch auftretende Ve-
wegung der Nationaliften diszipliniert und konfolidirt war, Die jungen
Egypter. die ausländifche Hochfchulen befucht hatten. brachten verfchiedene
Wünfche in die Heimat; die einen arbeiteten mit dem Schlagwort:
Egypten den Egyptern; die andern begehrten eine weitgehende Autonomie.
wie in Kanada und Auftralien. Aber bei den ungewiffen Voifchlägen
und bei der Knappheit der Mittel ihrer Widerfacher. vermochte die
englifche Politik mit Leichtigkeit der Ausbreitung diefer Jdeen enge
Schranken zu feßen. Erft vor fünf Jahren verhalf eine Schreckenstat
der Rationalpartei zum Durchbruch; heute verfügt diefe Partei iiber
eine ftraffe Organifation mit Komitees. Verbindungen. Zeitungen von
ftarker Verbreitung. und fie hält alljährlich in Genf ihren Kongreß ab.
um feierlich Proteft einzulegen gegen die Befeßung ihres Heimatlandes.
der fie den ftehenden Titel ..Die britifche Tyrannei“ verliehn hat.
Die Schreckenstat war der Juftizmord von Deutfchhawai. Jin

Jahre 1905 hatten an einem heißen Tage englifche Offiziere in Zivil-
kleidern einen Jagdausflug gemacht und fahn in Deutfchhawai einen
Araberh der Getreide drofch. Neben ihm lag ein Strohhaufß auf dem
zahme Tauben faßen. Als einer der Jäger fein Gewehr erhob und
auf jene Tauben zielte- machte der Araber Zeichem womit er zu verftehn
gabr daß die Tauben feinem Nachbar gehörten und der Strohhaufe
durch den Schuß Feuer fangen könne. Gleichwohl fchoffen die Offizierex
und fofort ftand das aufgefchichtete und maffenhaft zerftreute Stroh in
lichterlohen Flammen; dabei erlitt ein Araberweib fchwere Brandwunden.
Aus dem Dorfe eilte die Bevölkerung herbeix die die Offiziere ent-
waffnete und_den nächften Bolizeipoften alarmierte. Einer der Offiziere
war rechtzeitig* entfchliipft und in tollem Lauf viele Kilometer weit
gerannt- bis er; vom Sonnenftirh getroffenr ohnmächtig zu Boden fank,
Das fah ein Araber und eilte mit einem Gefäß voll Waffer herbeit um
demBefinnungslofen Waffer ins Geficht zu fprißen. In diefem Augen-
bliek fkamen die englifchen Truppen und fchoffen den barmherzigen Araber-
der vergebens auf das Waffer und feine Hilfeleiftung hinwies ohne
weiteres uieder- umzingelten das Dorf und fiihrten eine Maffenverhaftung
aus, Bor dem Kriegsgericht wurden nach einem höchft fummarifchen
Verfahren vier Araberr darunter ein 70jähriger Greisr zum Tode ver-
urteiltr mehrere andre zu langen Kerkerftrafen und eine beträchtliche Zahl
zu Stockpriigeln; dabei ließen einer oder zwei ihr Leben unter den
Streichen ihrer Beiniger. Um ein Exempel zu ftatuierenr wurden die
vier zum Tode Verurteilten in ihrem Heimatdorf auf großen Galgen
aufgekniipftr wobei ihre Familien und ihre Verwandtfchaft zufchaun
mußten, Diefes Blutgericht machte ungeheures Auffehn; denn kein
einziger der jagenden Offiziere war auch nur immindeften oerleßt worden.
Auch im Haufe der Gemeinen zu London verurteilten mehrere Redner
diefes „Softem“ mit fcharfen Worten, Es erfolgte eine wahre Explofion
allgemeiner Entrüftung gegen die englifchen Behörden und gegen Butros-
Vafchax den Leiter jenes Kriegsgerichts der Minifter des Auswärtigen
und fpäter fogar Minifterpriifident wurde.
Ein weiteres Ereignis das die Unzufriedenheit mit dem englifchen
Regiment fteigerte- beftand in dern Gründungsfchwindeh den gewiffenlofe
Spekulanten englifcher Nationalität im Lande der Pyramiden infzenierten.
Beinahe jede Woche wurde eine neue Gefellfchaft ins Leben gerufen- fei
es zur Ausbeutung fabelhaft reicher Minen oder zur Aufteilung frucht-
barer Länderftreifen am obern Nil oder zur Errichtung riefengroßer

Hotels. Theater. Konzerthallen. Bäder. ja fogar einer ganzen Wüftenftadt
wie Heliopolis _anderthalb Tramftunden außerhalb Kairos. Alle diefe
Papiere. Aktien.-Gutfcheine. Obligationen wurden ohne Unterlagen und
ohne Börfenkontrolle unters Volk gebracht; die famofen Gründer fteckten
das Bargeld ein und verzogen fich beizeiten heimwärts der Temfe zu.
während die gutgläubigen Egvpter fchön bedruckte Papierfeßen ohne
Wert ihr eigen nannten.
Als die nationale Bewegung kräftig einfeßte und (in Kamel Ben
ihr maßgebendes Haupt gefunden hatte. machte England Zugeftändniffe.
Es wurde der Gefeße gehende Rat ins Leben gerufen (mit der Ver-
pflichtung der Minifter. alle Gefeße. Verordnungen und Verfügungen
diefem Rat zu unterbreiten. bevor fie zur Anwendung kämen, Allein die
Nationalpartei mußte bald wahrnehmen. daß der ganze Mechanismus
diefes „Rats" nur eine Ausflucht und Komödie vorftellte. In Wirklichkeit
war die egvptifche Regierung in die Hand von Butros-Pafcha übergegangen.
d. h. des blind ergebenen Werkzeugs des englifchen Konfuls. Der Chef
des englifchen Regiments im Nilland begnügt fich nämlich mit dem Titel
eines Generalkonfuls. während der Inhaber diefer Würde tatfächlich als
britifcher Prokonful über erobertes Land herrfcht. Der Nachfolger Lord
Eromers nun. Sir Eldon Gorft. gab fofort nach feinem Amtsantritt klar
zu verftehn. daß er fein eigenes Regierungsprogramm verfolge. und darin
fpielten weder Erwartungen noch Hoffnungen noch Intereffen der Egnpter
eine Rolle. Dagegen kam augenblicklich die Suezkanal-Frage aufs Tapet.
obwohl deren Konvention erft im Iahre 1936 abläuft. Es follte eiligft
die europäifche Lage ausgenutzt werden. weil Frankreich durch das Pro-
tokoll vom Jahre 1904 feinem britifchen Freunde in Egypten freie Hand
ließ, Da der derzeitige Vertrag von allen Egyptern als für ihre Inter-
effen unzulänglich verworfen wird. fo gährte es in ganz Egypten bedenklich.
als Butros-Pafcha eine Überrumpelung feiner Landsleute verfuchte. indem
er für die Notwendigkeit einer fofortigen Verlängerung der alten Kon-
vention pure et 3imp1e eintrat. Die gefamte in arabifchen Lettern
erfcheinende Preffe erklärte damals in heftigen Ausfällen. daß Butros-
Pafcha fich an England verkauft habe.
z Vor fünf Monaten nun erbat ein junger Apotheker. namens War-
dani. eingefchriebenes Mitglied der Nationalpartei. Audienz bei Butros-
Pafcha und fchoß ihm einige Revolverkugeln in den Leib. Der Verlehte
wurde ins Hofpital getragen; das Reuter-Bureau meldete aller Welt. daß

es fich um eine leihte Verwundung ohne Bedeutung handle; aber fhon
tags darauf ftarb Butros-Pafha.
Sowohl bei feinem erften Verhör wie fpäter in feinem Prozeß
erklärte Wardani. Butros-Pafha mit voller Überlegung und mit kaltem
Blut aus folgenden vier Gründen ermordet zu haben: 1) weil mit
feiner Hilfe der ganze Sudan an England verkauft worden fei. 2) weil
er mit der Blutfentenz von Deutfhhawai unfhuldige Landsleute
zu Tode gebraht habe. 3) weil er mit der Erneuerung der Suez-Kon-
vention Egypten für die Dauer eines Jahrhunderts habe fhädigen
wollen. 4) weil er ein blind ergebenes Werkzeug der britifhen Unter-
drückung gewefen fei. Es kommt zum Prozeß. Sir Gorft ift auf feiner
Hut und erwirkt ein Gefeß. wonah allen Zeitungen verboten wird.
Gerihtsberihte über Fälle zu bringen. die bei gefhloffenen Türen ver-
handelt werden. Als Verteidiger amtet der Advokat El Bani. Sowie
jedoh der Verteidiger die politifhe Seite der Tat berührt. läßt der
Präfident fofort den Saal räumen. Diefe Maßregel hinderte jedoh niht.
daß die Shlußrakete im oratorifhen Feuerwerk El Banis heute durhs
ganze Niltal leuhtet: ..Unfer Unglück befteht darin. daß wir in Egypten
zu wenig Wardanis haben!“
Selbftverftändlih ift der Attentäter zum Tode verurteilt worden.
Da es fih um einen Mufelmann handelt. fo muß laut Gefeß zuvor das
Gutahten des Groß-Mufti von Egypten eingeholt werden. Zu diefem
Behuf ift das gefamte Aktenmaterial diefem höhften kirhlihen Würden-
träger unter den Ulemas zugeftellt worden. Der Ermordete war ein
koptifher Ehrift. Die Briten hofften darum. daß der Mufti augen-
blicklih und ohne Umfhweife das Todesurteil beftätigen werde. Allein
der weife Rihter Muhameds ließ fih mehrere Monate Zeit und ant-
wortete in feiner Fetwa folgendermaßen: Nah Muhameds Gefeß muß
der. der in Friedenszeit ohne Grund und mit voller Überlegung einen
Menfhen umgebraht hat. ebenfalls umgebraht werden. fei nun der
Ermordete ein Ehrift oder nicht. Da jedoh im vorliegenden Fall Butros
erft mehrere Stunden nah dem hirurgifhen Eingriff geftorben ift. und
da das Gutahten eines Leibarztes unfers Khedive ausdrücklih hervor-
hebt. daß Butros geftorben fei in Folge der falfh ausgeführten Lapa-
ratomie. - fo ift diefer Fall niht danah angetan. das Urteil zu
vollftrecken. „Shließlih“ - fo fügte der Groß-Mufti feiner Fetwa hinzu -
..konntet ihr mir die Zufendung der Prozeßakten erfparen und das Todes-
urteil gerade fo vollftreäen. wie ihr es mit den Verurteilten wegen des

harmlofen Vorfalls von Deutfchhawai zu halten beliebtet.“ Auf hart-
näckiges Andrängen der Briten wird diefe Schlußphrafe nach langem
Sträuben vom Großmufti zurückgezogen; aber feine Anficht zur Sache
war einmal gefagt und blieb gefagt. Die Mufelmänner haben als folche
fich nämlich mit Klugheit nicht an die Spitze der nationalen Bewegung
geftellt. um jeden Verdacht zu vermeiden. als ob fie aus religiöfem
Fanatismus eine chriftenfeindliche Strömung unterftüßten; aber fie haben
diefer Bewegung ihre Sympathien zugewendet. während im Gegenfaß
dazu die koptifchen Ehriften - fowohl die Orthodoxen wie die
Katholifchen - denen von den Engländern alle Amter in der Verwaltung
anvertraut worden. Egypten lieber heute noch als morgen als britifche
Provinz fehn möchten. Am Tage. als Wardani zum Tode verurteilt
wurde. gab es in den Häufern der Kopien viel Frohlocken. große
Schmaufereien mit Trinkgelagen und Sang und Tanz. gleich als ob es
fich fiir fie um einen Triumph handle.
Die großbritannifchen Behörden find in Egypten zu ihren ftrengften
Maximen zurückgekehrt. Ende Juni ift Wardani dem Gutachten des
Großmufti zum Trap in tieffter Stille hingerichtet worden. Beim Hin-
richtungsakt waren nur zwei Aerzte und einige Offiziere zugegen, Für
die nationale Bewegung ift Wardani heute fchon ein Märtyrer und
Held. Der gefeßgebende Rat hat nämlich mit bewunderungswiirdiger
Energie den Vorfchlag der vorzeitigen Erneuerung der Suezkanal-
Konvention abgelehnt. Darob herrfcht großer Aerger bei den Briten,
Die nationalen Zeitungen werden fortgefeßt mit Befchlag belegt. um
Geld gebüßt und unterdrückt. Jn Egypten herrfcht diefelbe polizeiliche
Willkür wie in Rußland. und darum werden die Häupter der nationalen
Partei auch im Reich von Jfis und Ofiris durch Lockfpißel überwacht.
England fah fich veranlaßt. feine Garnifonen in Egypten zu
verftärken.
Die Heeresreform des Sir Haldane ift von Lord Kitchener mit
Geringfchäßung behandelt worden.
Am 4. Juli 1910 endlich fchloß Japan mit Rußland eine
..Entente“. die beinahe einen Biindnischarakter hat; fein Bündnis mit
Großbritannien läuft fchon anno 1915 ab.
Jm Stillfchweigen liegt das Geheimnis des Erfolgs. Ueber die
japanifch-ruffifchen Unterhandlungen verlautete kein Sterbenswörtchen.
Der Mord an dem Fiirften Jto. der zuerft ein verwegner Abenteurer.
dann ein fchlauer Staatsmann geworden war. um als ordinärer

Güterfpekulant auf Korea als Ofer privater Rachfucht zu fallen, er-
innerte daran„ daß jener gelbe Diplomat fich einmal zu Kharbin mit
dem ruffifcheu Finanzminifter Kokowfzew zufammengefunden hatte.
Später folgte ein Zwifchenfall. Der nordamerikanifche Staats-
fekreta'r Knox begehrte die Neutralitatserklarungen der mandfchurifchen
Bahnen. Zweifellos wollte der fchlaue Amerikaner die Füchfe aus-
riiuchern. die in Heimlichkeit in jenem nördlichen Winkel des „Himm-
lifchen Reiches“ fich eingeniftet hatten. Knox* erlitt mit feinem Vorfchlag
eine glatte Abweifung, Japan nnd Rußland garantierten fich wechfel-
weife den „Status quo“ in der Mandfchurei. Im Grund zahlt bei
diefem Abkommen China die Koftem denn in feinen Provinzen machen
fich jeßt die ehemaligen Feinde als Gefellfchafter einer Ausbeutungs-
firma breit. Rußland erhiilt obendrein noch die Erlaubnis zur „fried-
lichen Durchdringung der Mongolei'ß wiihrend Japan nunmehr offen
zur Annektierung von Korea fchreitet.*)
Nun berichtet aber der „Rußkoje Slooo“ von einer Geheimklaufel
im Vertrag vom 4. Juli: Danach verpflichten fich beide Mächte zum
gemeinfamen Wideiftandj um jede Genehmigung Chinas zur Anlage
einer Eifenbahn oder eines indnftriellen Etabliffements oder eines Berg-
werks an eine fremde Macht zn verhindern, wenn eine folche Anlage den
ruffifchen oder japanifchen Jntereffen widerftreiten follte. Diefe Klaufel
bildet einen offenfichtlichen Einbruch in die Souveränitätsrechte des
größten Reichs auf Erden: China zählt nämlich 40() Millionen Ein-
wohner,
Diefe Geheimklaufel richtet ihre Spitze gegen Großbritannien. Japan
ift im Bunde mit Rußland und Frankreich fta'rker als England, Darum
fondierte Mr. Asquith das Deutfche Reich wegen einer „Entente“
über die Befchränkung im Bau von Dreadnoughts: der gelbe Knabe
fing ant dem old John Bull fürchterlich zu werden.
Kiindigt Japan das englifche Bündnisx fo wird aus dem gelben
Verbündeten von geftern augenblicklich der gefährlichfte und erbittertfte
Feind des britifchen Weltreichs- und dasfelbe Großbritanniem das heute
von feinen Kolonien Schiffex Geld und Mannfchaften zur Verteidigung
des Mutterlands erbittet. fieht fich dann gezwungenx fofort in Hong-
kong- Shanghah Singapur- Indien. Auftralien und Kanada ftarke
Schiffsftationen zu errrichten und auch mit einer refpektabeln Landmacht
auf der Hut zu fein.

*) Mittlerweile ift die Annexion erfolgt. Die Red.

Auftralien und Kanada zeigen große Luft. ihren Schuß vor der
gelben Gefahr bei den Vereinigten Staaten zu fuhen. Der Abfall
diefer wertvollen Kolonien würde das Signal für den allgemeinen Auf-
ftand in Indien und den Anfang vom Zufammenbruh des englifhen
Weltreichs bedeuten.
In jedem Fall muß Großbritannien genau in dem Maße. als die
Siherung überfeeifher Befißungen feine Kräfte in Anfpruh nimmt. feine
heute fhon unzureihend gewordene Wehrkraft in Europa fhwähe n und
"dadurh feinen Einfluß auf die europäifchen Verhältniffe vermindern.
l)r. kran: |.ipp (Wagners).

Wacht im Süden

Stil(träumt die Naht, Zu meinen Füßen
Shäumt leife das Tvrrhener-Meer.
Aus Zaubergärten Palmen grüßen.
Lau weht ein Weft. von Düften fhwer.
Das Mondliht weht um Tal und Hügel;
Heiß quillt das Blut zum Herzen mir.
Und meiner Sehnfuht wahfen Flügel
Und tragen mih zu Dir - - - zu Dir!
Wir find vereint. und wir umfangen
Uns feft und fefter. Bruft an Bruft.
Ih küffe Dih. und Dein Verlangen
Löft fih in Seufzern füßer Luft. -
- - Ein Vogelfhrei. -- Und jäh zerfließen
Die Bilder. Einfam ifts umher. -
Still träumt die Naht. Zu meinen Füßen
Shäumt leife das Thrrhener Meer. -
,lose-.k ill/iener-Zraunsderg.

Hedwig von Bismarck:
Befuch in Schönhaufen und Friedrichsruh

Im Alter gedenkt man gern feiner Kinderzeit. und fo trieb es mich..
die Stätte. wo meine Wiege geftanden. wo ich mit Otto gefpielt hatte.
noch einmal wiederzufehn. Anfang der neunziger Iahre gelang es mir.
diefen Wlan auszuführen. und ich reifte nach Schönhaufen.
Wie hatte fich die äußere Geftalt meiner Heimat verändert. feit ich
fo glückliche Kindertage dort uerledte! Wäre nicht die Kirche gewefen.
mit dem breiten. plumpen Turm. der noch die alten Niffe zeigte. hätten
nicht die beiden Herrfchaftshäufer auf derfelben Stelle geftanden. ich hätte*
es nicht wiedererkannt.
Ich betrat den Garten von Ottos Elternhaufe. um unfre Spielpläße
au fzufuchen. Über fiebzig Iahre waren vergangen. feitdem diefe Stätte oon unfern
Kinderftimmen wiederhallte. Da war die alte Steintreppe. die einzelnen
Platten noch lofe. wie ehedem; fchon als Kind wurde ich davor gewarnt.
damit ich nicht fiel; der kleine Teich. an dem ein Apoll aus Sandftein
und eine Flora ftanden. Er hatte die Leier. fie das Füllhorn mit Blumen.
die ihnen fchon damals fehlten. noch immer nicht wiederbekommen.
Ienfeits der Lindenallee. die fich von einem Ende des Gartens zum
andern hinzieht. befand fich früher ein ziemlich wiiftes Gehölz. in dem ein
Herkules feine klaffifche Unbekleidetheit oerfteckte. Otto machte diefen Heros
zur Zielfcheibe feiner Schießübungen. und der breite Rücken zeigte noch die
Spuren feiner Schroten. Ießt war das Gehölz gelichtet. auf den Herkules
führte ein Weg zu. er ftand ganz frei.
Als Kind hat Hedwig von Bismarck mit ihrem großen Vetter gefpielt. als-
junges Mädchen in blonden Haaren mit Moltke getanzt. und als das Haar hätte
grau fein können. vom Alter und von mancher Sorge gel-leicht. hat fie eine nnige
Freundfchaft mit dem Grafen Roon und feiner Gattin verbunden. Aus diefer
Zeit der großen Kämpfe um das Deutfche Reich weiß die nun 95 jährige
Coufine des erften Kanzlers vielerlei Ernftes und Harmlofes unter dem einfachen
Titel „Erinnerungen aus dem Leben einer 95 jährigen“ zu erzählen. Man wird
diefe Erinnerungen. die foeben im Verlage von Richard Mühlmann in Halle a. S_-

Hedwig v. Bismarck Befnch in Shönhaufen

Der Nimbus. der für* mih in dem Graben lag. der von der einen
Seite der vorhin erwähnten Lindenallee aus das Gehölz infelartig umfhloß.
war. als ih es jeßt wiederfah. gefhwunden. Damals führte ein morfher
Steg. den ich nie betreten durfte. über den fhlammigen Graben. in dem
fhwarze Shnecken umherkrohen. zu dem Gehölz und zu einem Lufthaus.
das halb verfallen. mit zerbrohenen Fenfterfheiben. mir wie aus dem
Märhenlande erfhien. da wundervolle Rofen ringsumher blühten.
Ju unferm ehemaligen Haufe ift in der einen Hälfte jeßt das Bismarck-
mufeum. Ju dem großen Saal oben haben meine Ahnen den großen
Bildern der Kaifer und Könige Platz machen miiffen. Wie hoh erfhien
mir der Raum früher! Und nun reihen die Bilder bis an die Decke. die
fie faft zu erdrücken fheint. In den angrenzenden Zimmern. in deren
einem ih geboren bin. niht - wie die Zeitungen fagten - der Reihskanzler.
deffen Wiege ja im andern Haufe ftand. hat man die verfhiedenen Ge-
fhenke aufgeftellt. die dem Fürften gewidmet find.
In unfern ehemaligen Wohn- und Prunkzimmern fah es. wie oft in
unbewohnten Häufern. reht wüft aus. Tapeten hingen in Fehen herunter.
und durh die blinden Sheiben fhien kaum das Tagesliht. fo daß man
niht hinausfehn konnte. Befonders nah der Gartenfeite hin branhte man
dies allerdings niht zu bedauern; der Garten war wenig gepflegt. und die
polnifchen Shnitter. die die eine Seite des Haufes bewohnten. trockneten
auf Sträuhern und Hecken ihre am Sonntagsmorgen gewafchenen
Kleidungsftücke,
Das alte Pfarrhaus hatte einem neuen weihen müffen. und - was
mir faft weh tat - der Feuerrofenftrauch. wie ih ihn in falher Größe nie
wieder gefehn habe. fehlte auh. Aber war niht 70 mal der Sommer
gekommen und vergangen. feit ich mih an feinem Blühn gefreut hatte.
und waren niht auh am Baum des Lebens viele Rofen verblüht? Jhre
Dornen hatten Wunden geriffen. die nie ganz heilen können,

erfheinen. mit jener tiefen Befriedigung aus der Hand legen. die man in unfern
neurafthenifchen Tagen bei der Begegnung mit einem Menfhen immer haben
muß. der fih tapfer und anfpruhslos. pflihttreu und hilfsbereit. klug und liebe-
voll. mit hellem Blick fiir das Ehte und Schöne im Leben. durch ein langes Leben
gefchlagen hat. Otto von Bismarck fagte von ihr: ..Vor Eoufine Hedwig nehme
ih den Hut ab!“ Sie war. ebenfo wie des Deutfchen Reiches erfter Kanzler. in
Shönhaufen geboren. und wir laffen fie hier berihten. wie fie nah ;70 jähriger
Abwefenheit die Heimat wiederfand.

und in Friedrichsruh Hedwig v. Bismarck

Das Dorf machte den Eindruck eines freundlichen Landftädtchens,
Das lange Haus des Bauern Bittelmann mit dem hohen. grünbewachfenen
Strohdach. unferm Wohnhaus gegenüber. war durch eine Villa und Veranda
erfeßt. Ebenfo Rohdes kleiner räucheriger Katen. der an unfern Garten
ftieß, An diefer Stelle war damals ein großes Loch in der Mauer. durch
das man bequem einfteigen konnte und das Nohdes Jungen fleißig be-
nußten. um zu unterfuchen. ob unfre Apfel reif wären.
Im ganzen Dorf ift wohl kaum noch ein Strohdach. alles hat fo
zierlichen Bauten weichen müffen. wie jene zwei Häufer. Wie mögen die
jehigen Befißer lachen. wenn fie des Knüppels gedenken. durch den damals
die Dienftfuhren geregelt wurden!
Aber die Menfchen ftehn einander nicht mehr fo nahe. wie zu jener
Zeit. wo eine Hochzeit ein Feft für das ganze Dorf war und wo der
Todesfall. der eine Familie betroffen. auch die andre zur Trauer ftimmte.
Infolge diefer Reife nach Schönhaufen fah ich Bismarck wieder.
Die alte Gewohnheit. ihm alle Jahre zum Geburtstag zu fchreiben. ließ
mich im Jahre 1896 erwähnen. daß ich Schönhaufen und die Gärten dort.
den Schauplaß unfrer Kinderfpiele. noch einmal aufgefucht habe.
Die Erwiderung auf meinen Brief. gleich vom 1. April datiert.
tagte mir. daß auch er noch gern an die Schönhaufer Zeit dachte und fich
freuen würde. wenn ich ihn in Friedrichsruh befuchen wollte,
Solcher Einladung folgte ich gern und fragte nach kurzer Zeit an.
ob ich kommen und als Begleiter den Sohn meines Bruders. einen
jugendlichen Leutnant. mitbringen dürfe. Die Antwort war. ich folle nur
Tag und Stunde unfrer Ankunft nennen. damit der Kourierzug in Friedrichs-
rnh halten könne.
Auf dem Bahnhof in Berlin koftete es Mühe. Billets nach Friedrichs-
ruh zu bekommen. da man fagte. der Zug hielte dort nicht. Erft die
beftimmte Verficherung. die Einladung und Weifung des Fürften erhalten
zu haben. fowie die Nennung meines Namens behob endlich die Schwierigkeit.
und wir fuhren ab. Mein jugendlicher Begleiter war in feinem Geift
mindeftens um einige Zoll gewachfen.
Als nun der Zug in Friedrichsruh hielt. war es nicht allein unfert-
wegen. denn Graf Ranßau reifte ab. Gräfin Marie geleitete ihn zum
Coupe. und uns empfing einer ihrer Söhne. dem die Mutter bald folgte.
Schloß wurde Friedrichsruh oft genannt. aber mit Unrecht. wenn man
feine äußere Geftalt betrachtet. Dachte man jedoch daran. wen das Innere
burg. dann freilich mochte auch diefe Bezeichnung noch unzureichend erfcheinen.

Eine Doppeltür führte in das Innere. Wenige [Stufen hinanfteigend
betrat man einen kleinen Flur; von diefem fiihrte eine Tür in ein
Dienerzimmer. eine andre in den Flügel. der dem alten Haufe angebaut
ift. unten l)r. Ehryfanders Arbeitszimmer und die Zimmer des
Fürften enthielt. während im obern Stock die Wohnung der Ranßaufchen
Familie war. Von einem zweiten Vorraum aus gelangte man in die
Wohnzimmer. zwei größere und ein kleineres. ich denke das Privatzimmer
der Fürftin. Schließlich das Eßzimmer. der größte Raum des Haufes.
der aber troßdem die oft gehörte Außerung des Hausherrn. er habe nicht Plaß
für viel Gäfte. rechtfertigte. Vor dem Eßzimmer lag eine ziemlich geräumige
Veranda. davor ein freier Plan. wo gelegentlich Deputationen den Fürften
begrüßten. indeffen er fie von der Veranda aus anredete. In diefem
fanden wir ihn am Frühftückstifch.
Er trat mir freuudlich entgegen. küßte mich auf die Stirn. und ich
muß fagen. als er fo vor mir ftand. hatte ich. obgleich er fich auf einen
Stock ftüßte. wie ich. den Eindruck vollkommener Kraft. In den klaren
blauen Augen lag eine Welt. die von großer Vergangenheit fprach und
ftill und klar. aber unendlich fchmerzlich die Gegenwart erfaßte.
Der Frühftückstifch war einfach hergerichtet. ein warmes Gericht.
kaltes Fleifch und Eier. Der Fiirft felbft aß wenig; fehr heftige. neu-
ralgifche Schmerzen hinderten ihn wohl daran. Dem Wein fprach er
redlicher zu. Es wurde mit Bier angefangen. dann kamen Rotwein und
Champagner. von dem. nachdem er die erfte Sorte für zu leicht befunden.
eine ftärkere gebracht wurde.
Die Tifchgefellfchaft beftand aus Gräfin Ranßau. deren Söhnen. dem
Hauslehrer und l)r. Ehryfander. Diefer brachte. da mit uns zugleich die
Poft gekommen war. verfchiedene Briefe. ebenfo wie zahlreiche einlaufende
Depefchen. Glückwünfche zu der Geburt des erften Bismarck-Enkels in
Königsberg. Telegramme vom Kaifer und faft von allen Potentaten
fprachen ihre freudige Teilnahme an dem fo lange gewünfchten Ereignis aus.
Bis drei Uhr blieb der Fürft am Frühftückstifch fißen. Er fprach
fortwährend in anregendfter Weife und zitierte mit bewunderungswürdigem
Gedächtnis Stellen aus feinen Kameraden. Dabei tauchte er drei Pfeifen.
die neben feinem Plaß bereit ftanden. machte mit dem hiftorifchen langen
Bleiftift Notizen für 1).-, Ehryfander. hielt fich aber freilich oft mit
den aufgeftüßten Armen das Geficht. wenn die Schmerzen zu heftig wurden.
Das Rauchen fteigert fie im erften Augenblick. mildert fie aber dann.

Als er fich nach dem Frühftiick zurückzog. fprach er fein Bedauern
aus. nicht mit mir fpazieren fahren zu können. aber die Gefichtsfchmerzen
erlaubten ihm niäit. im Freien zu fpreheu. Gräfin Ranßau fuhr täglich
mit uns in die Friedrichsruher Forft hinaus. Hirfche fahn "wir oft und
gelangten auch in einen eingezäunten Teil des Walds. an die Futterfteile
der Wildfchweine. wo eine Anzahl alter Bächen mit 70 -80 Frifchlingen
ungeftört um den Wagen herumliefen, Die Jagd war. da der Fürft fie
nicht mehr ausüben konnte. an Hamburger Herren oerpachtet.
Jedesmal. wenn wir hinausfuhren. war vor dem Tor des Gartens
eine Menge Menfchen oerfammelt. die hofften. den Fürften zu fehn. Das
fchon in den Kehlen fteckende „Hurra“ erftarb in traurigen: „Er ift nicht drin!"
Unfern vorn Haufe läuft ein kleiner Fluß. die One. an deren Ufer fich
unter Bäumen Wege hinziehn. die durch Brücken verbunden find.
Jeder Tag brachte Rofen in Fülle auf den Eßtifch - von Hamburger
Gärtnern. bei denen fie von Freunden und Bismarckoerehrern beftellt
waren Überhaupt kamen faft jeden Tag Gefchenke. Der Kammerdiener
Vinnow führte genau Buch darüber und wußte. auf jede Frage des Fürften
nach dem Spender zu antworten.
Der Tifch war einfach - auch bei dem Diner um 7 Uhr. zu dem
fich oft Gäfte einfanden; während meiner Anwefenheit nur Baron Merk
mit Gemahlin. Sie lebten im Sommer in der Nähe von Friedrichsruh -
im Winter in Hamburg. Dem Fürften wurde eine große Taffe voll dicker
Suppe ferviert. die andern fingen mit Fifch oder Hummer an. dann folgte
ein Gemüfe. Braten. Obft. Käfe und dergleichen. Kaffee wurde beim Früh-
ftiick am Tifch. nach dem Diner im Nebenzimmer herumgereicht. Der Fürft
faß dann auf einem Stuhl und lehnte beide Füße auf einen andern.
Auf dem Tifch neben ihm lagen Maffen von Zeitungen. die er durchfah.
Fand er einen Artikel. der ihn intereffierte. fo legte er das Blatt beifeite.
während er die andern Zeitungen auf den Boden warf. Während deffen
fprach er auch mit den Anwefenden. und wir gerieten eines Abends in
lebhafte Unterhaltung über Herrn von Dieft-Daberkf. der ihm fo feindlich
entgegengetreten war und durch den auch ich Betrübendes erfahren hatte.
*) Herr von Dieft-Daber war ein konfervativer Führer. der Bismarck ins-
befondere feine Beziehungen zu Bleichröder zum Vorwurf machte und gegen den
erften Kanzler fo fchwere Befchuldigungen erhob. daß er eines Tags wegen Beleidigung
zu einer empfindlichen Gefängnisftrafe verurteilt wurde. Auch nach diefer Ver-
urteilung unternahm er gegen Bismarck noch alles Mögliche und Unmögliche -
ohne Erfolg. obwohl fein Streit mit dem ebenfo gehaßten wie geliebten Kanzler
manchen ftill abfeits Stehenden aufs höchfte vergniigte. Die Red.

Diefer war es ja. der Herrn von Wedemeyer. als er durch den Tod
feiner Frau in tieffter Seele erfchüttert war. immer wieder in die Politik
hineingedrängt und ihn in irrige Anfichten über Bismarcks Tun verftrickt
hatte. Ich konnte Otto den wahren Sachverhalt darlegen und ihn über
die felbftlofen Abfichten Herrn von Wedemeyers aufklären. Bismarck fagte
zum Schluß: ..Das freut mich. daß ich es höre; den Mann habe ich lieb
gehabt. und deshalb fchmerzte es mich um fo mehr. ihn unter meinen
Gegnern zu finden."
An einem andern Abend. als das Gefpräch auf unfre Kindheit kam.
machte ihn die von mir zitierte Aeußerung meiner Mutter: ..Was du nicht
von Torheiten weißt. das lernft du von Otto". zwar herzlich lachen. aber
das Faktum wollte er nicht zugeben und meinte. er fei ein viel zu
gefiiteter Knabe gewefen. als daß fo etwas hätte von ihm gefagt werden
können; der Verführer fei entfchieden Bernhard. fein älterer Bruder. gewefen.
Das mußte ich beftreiten. denn Bernhard. um 5 Jahre älter als wir beide.
fühlte fich damals fchon zu erwachfen. um mich. die Sechsjährige. als
Spielgenoffin zu wählen. e
Unfer Aufenthalt in Friedrichsruh war durch das damals nur 4 Tage
geltende Retourbillet befchränkt. und der Tag unfrer Abreife brach an.
Der Zug. mit dem mein Neffe und ich zurückreifen wollten. ging am Nach-
mittag; wir nahmen daher Abfchied beim Aufftehn von der Frühftückstafel.
Als ich dem Fiirften die Hand reichte. war es wohl unwillkürlich. daß wir
einander einige Augenblicke gegenüberftanden. wußten wir doch beide. daß
es wohl ein Abfchied fürs Leben fein werde. Er. der für die ganze Welt
gelebt. für den Schönhaufen mit feinen Erinnerungen nichts Schmerzliches
hatte. wie für mich. fah doch auch wohl finnend auf die langen Jahre
zurück. feitdem wir als Kinder dort gefpielt hatten.
Wieder küßte er mich auf die Stirn. drückte mir die Hand und fagte:
..Lebe wohl!" Welche Kämpfe waren durch das Herz gezogen. :bis der
Mann fo ftill vor mir ftand! Aus feinen Augen fprach etwas von dem
Schmerz. dem er in feinen Memoiren Worte verleiht. Verlaffen und
einfam fühlte fich diefer große Schöpfer des Deutfchen Reichs. als fein
langes. arbeitsreiches Leben. fein raftlofes Schaffen in diefem ftillen Hafen
ausklang.
Mir aber tönt fein ..Lebe wohl" noch heute wehmütig in der Seele nach.

Knut Hainfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber
WoW/Right MIG bg .Whey-t Langen, Munich.
Fortfeßung
Dies hatte fich an einem Sonntag zugetragen.
Später am Tage war die gnädige Frau auffallend unruhig. Sie
fprach ein. paar freundliche Worte mit mir und fagte„ Nils und ich feien
fehr fleißig an der Arbeit gewefen.
„Lars ift heute für mich auf die Boft- um nach einem Brief zu fragenK
auf den ich mit großer Ungeduld warte. Willft du mir den Gefallen tun
und mir den Brief bei ihm holen?‟ fragte fie.
Ich fagte freudig Ja,
„Lars kann vor elf Uhr nicht zurück fein/' fuhr fie fortf „deshalb
brauchft du noch lange nicht aufzubrechen.“
„Gun“ erwiderte ich, l
„Und wenn du zurückkommfh übergibft du den Brief Nagnhild.“
Dies war während meines jeßigen Aufenthalts auf Oevrebö bas-erfte
Mal- daß Frau Falkenberg ein paar Worte mit mir gefprochen hatte. und
es war etwas ganz Neues; ich faß nachher allein in meiner Kammer und
hatte das Gefühl eines richtigen kleinen Erlebniffes; und dabei fiel mir
dies und jenes ein, „Es ifi ja die reine Torheitr wenn ich noch länger
tue„ als wäre ich fremd auf dem Hofe/i dachte ich. „Warum foll ich mich
auch bei der Hiße noch mit dem langen Bart quälen?‟ Und flugs
rafierte ich mir den Vollbart ab.
Gegen zehn Uhr machte ich mich auf den Weg nach der Anfiedlung.
Lars war noch nicht zurück; aber als ich eine Weile bei Emma gefeffen

'
l GN* 7.4:*
Ute-urn
.e
0

hatte. kam er. Er gab mir den Brief. und ih lenkte meine Shritte heimwärts. Es ging auf Mitternaht.
Als ich daheim ankam. war Ragnhild nirgends zu entdecken. und die andern Mädhen waren fhon zu Bett gegangen. Ih lugte in das Shringenwäldhen hinein. An dem runden Steintifh faß Kapitän Falkenberg in eifriger Unterhaltung mit Elifabeth. und fie bemerkten mih gar niht. Im zweiten Stock fah ih in Frau Falkenbergs Zimmer noch Liht.
Da fiel mir ein. daß ih ja heute abend gerade fo ausfah wie vor fehs Jahren. denn ih trug den Bart gerade wie damals.
Ih zog alfo den Brief aus der Tafhe und ging durh den Haupteingang ins Haus hinein. um felbft Frau Falkenberg den Brief zu übergeben.
Im zweiten Stock kommt Ragnhild mit lautlofen Shritten auf mih zu und nimmt mir den Brief aus der Hand. Ihr Atem weht mir förmlih heiß entgegen; offenbar fehr aufgeregt. deutet fie in den Flur hinein. wo ih Stimmen vernehme.
Ih hatte den Eindruck. daß Ragnhild entweder felbft hier Wahe geftanden hatte oder von andern hierherbefohlen worden war; aber das war jedenfalls etwas. was mih nihts anging. und als Ragnhild mir zuflüfterte: „Sag niemand etwas davon. und geh leife wieder hinunter!“ gehorhte ih gleih und begab mih wieder in meine Kammer.
Mein Fenfter ftand offen; ih konnte die beiden hören. die drunten zwifchen den Büfhen faßen und Wein tranken; und auh in Frau Falkenbergs Zimmer fah ih noch immer Liht.
So vergingen wohl zehn Minuten. dann erlofh der Lihtfchein.
Eine Minute fpäter höre ih haftige Shritte die Treppe im Hauptgebäude hinaufgehn. und ih luge unwillkürlih hinaus. um zu fehn. ob es wohl der Kapitän wäre. Aber der Kapitän faß noh ruhig auf demfelben Plaß.
Ießt höre ich diefelben Shritte wieder herunterkommen. und kurz darnah auh noch andre. Ih behalte den Haupteingang wohl im Auge: zuerft tritt Ragnhild heraus; fie ift in großer Eile und rihtet ihre Schritte nah dem Wirtfhaftsgebäude; dann kommt Frau Falkenberg. die einen Brief in der Hand hält. der in der Dämmerung hell fhimmert; das Haar fließt ihr aufgelöft den Rücken hinunter. Hinter ihr tritt der Ingenieur heraus. und diefe beiden gehn nun den Weg entlang. der nah der Landftraße führt.

Da ftürzt Nagnhild zu mir herein und läßt fich fchweratmend auf
eine Bank finken. Sie ift oollgeladen und muß fich ausfprechen.
„Heute Abend hab ich was Rare. erlebt." flüftert fie. „Mach das
Fenfter zu!“
„Die gnädige Frau und diefer Ingenieur - keine Spur von Vorficht -
es hing an einem Fädchen. daß fie es getan hätten.‟ Er habe fie
feftgehaltenf felbft als Nagnhild mit dem Brief eingetreten fei! In ihrem
eignen Zimmer bei ausgelöfchter Lampe!
„Du bift verrückt.“ fage ich zu Nagnhild.
Die oerfchlagne Ver-fon! Nun zeigte es fich. daß fie ihre Ohren und
Augen wohl gebraucht hatte. Das Horchen war ihr förmlich zur zweiten
Natur geworden; nun konnte fie es felbft ihrer Herrin gegenüber nicht
laffen.
Im Anfang tat ich ftolz und wollte nichts von ihren Klatfchereien
wiffen.
Ob fie denn gehorcht habe. o pfuil
Wie fie es denn hätte verhindern können, erwiderte fie. Sie habe
ja den Befehl gehabt. den Brief erft hineinzubringen. wenn die Lampe
gelöfcht fei. Aber die Fenfter gingen nach dem Shringenwäldchen hinaus.
wo der Kapitän mit Frau Elifabeth five. Auf diefer Seite alfa habe
Ragnhild nicht warten können. Auf jdem Flur„zu bleiben. fei ihr auch
nicht erlaubt gewefen; deshalb habe fie nur ab und zu durchs Schlüffel-
loch gefchaut. ob die Lampe noch nicht gelöfcht fei.
Nun klang es nicht mehr fo unwahrfcheinlieh. Doch plötzlich fchüttelte
Ragnhild den Kopf und fagte voller Bewunderung für den Ingenieur:
„Reim der junge Windhund. der die gnädige Frau beinahe dazu
gebracht hätte . . . Es hing an einem Haar."
Wozu hätte er fie beinahe gebracht? Die Eiferfucht ftach mich. ich
gab allen Stolz auf und fragte fie genau aus. „Was fagft du? Was
haben fie getan? Wie war es?"
Ragnhild wußte es nicht von Anfang an. Frau Falkenberg hatte
ihr gefagt. es werde ein Brief für fie von der Anfiedlung geholt; wenn
er gebracht werde. follte Nagnhild warten. bis die Lampe in dem Zimmer
ihrer Herrin gelöfcht feir dann folle fie ihn hineinbringen. „Ia. gnädige
Frau.“ hatte Nagnhild geantwortet. - „Aber nicht. ehe ich die Lampe
gelöfcht habe. hörft dul“ hatte Frau Falkenberg wiederholt; und Nagnhild
hatte nun auf den Brief gewartet. Aber es dauerte eine Ewigkeit. und
fie hatte auch fchon angefangenr fich Gedanken darüber zu machen. und

fagte fich. es müffe was Befondres dahinter ftecken. Sie hielt fich alfo
m Flur auf. um zu fehn. ob fie etwas herausbringen könnte. Drinnen
im Zimmer hörte fie den Ingenieur und ihre Frau ungeniert miteinander
reden. und fie hatte auch fchon angefangen. zu horchen, Als fie dann
durchs Schlüffelloch fchaute. fah fie Frau Falkenberg ihr Haar aufmachen.
während der Ingenieur fagte. fie fei entzückend. ..O. diefer Ingenieur!
dann küßte er fie.‟
..Doch nicht auf den Mund?“
Ragnhild fah meine große Aufregung und wollte mich beruhigen.
..Auf den Mund? Nein. vielleicht nicht fo ganz. Und der Ingenieur
hat meiner Anficht nach gar keinen hübfchen Mund. Nein. wie fein du
dich rafiert haft! Laß einmal fehnl‟
..Aber was fagte die gnädige Frau dazu? Niß fie fich nicht los?‟
..Doch doch. das tat fie. Und dann fchrie fie.‟
..Schrie fie?‟
..Ja. fie fchrie laut hinaus. Der Ingenieur aber rief: ..Bftl Und
fo oft Frau Falkenberg die Stimme erhob. wehrte er ab. .Nein. mögen
fie uns doch hörenü erwiderte Frau Falkenberg nur, .Sie fißen ja felber
da dranten im Gebüfeh wie ein Liebespaar.- fagte fie. Damit meinte fie
den Kapitän und die Elifabeth vom Pfarrhaus. .Sie. dort fißen fiel.
fagte Frau Falkenberg und trat ans Fenfter.
.Iawohl. fowohl." oerfeßte der Ingenieur. .aber ftell dich nicht mit
offnem Haar ans Fenfterl‟ Er trat hinter fie und zog fie wieder ins
Zimmer herein. Dann redeten fie vielerlei. und wenn der Ingenieur
flüfterte. fragte Frau Falkenberg noch einmal. .Wenn du nur nicht fo
laut fchreien würdeft. dann könnte es hier ganz ftill zugehn/ fagte er zu
ihr. Da fchwieg fie und lächelte ihn nur an und war ganz ftill. Sie
war fchrecklich verliebt in ihn.“
..So?“
..Ja. ich fah es wohl. Wie kann man nur fo einen lieb haben!
Er beugte fich über fie und umfaßte fie mit den Händen; gerade fo.
fich: fo!‟
..Ließ die gnädige Frau das auch ruhig gefchehn?“
..O ja. ganz ruhig. Aber dann trat fie zum zweitenmal ans Fenfter
und kam wieder zurück. Sie zeigte die Zungenfpiße. ging gerade auf ihn
zu und küßte ihn. Daß fie das mochte] Denn er hat keinen hübfchen
Mund. Dann fagte er: .Ießt find wir ganz allein und können hören.
wenn jemand kommt! - .Wo ift der Bruder und feine Dame?t fragte fie

- Draußen. draußen. auf der andern Seite der Welt/ erwiderte er.
.Wir find allein. laß mih doh auh niht länger flehn!* Zugleich um-
fhlang er fie und hob fie auf; er ift fehr ftark. fürhterlih ftark. .Nein.
laß. laß laßt' rief fie.‟
„Und dann?“ fragte ih atemlos.
„Nun. dann kamft du mit dem Briefe; und ich konnte nicht gleich
weiterfehn; als ich dann wieder an die Tür kam. ward der Shlüffel um-
gedreht. und es blieb ein noch viel kleinerer Spalt als vorher. Aber ich
hörte Frau Falkenberg fragen: .Was tuft du denn? Nein. das dürfen
wir niht l‟ Er hatte fie gewiß in den Armen. Dann fagte fie fhließlih:
.Ja. wart nur ein wenig. Laß rnih einen Augenblick los/ Er gab fie
frei. .Bias jeßt die Lampe aus/ fagte fie. Dann wurde das Zimmer
dunkel. ah!“
„Aber jeßt wußte ih faft nicht mehr. was ih tun follte." fuhr
Ragnhild fort. ..Einen Augenblick ftand ich wie betäubt da und dachte
daran. an die Tür zu klopfen . . F*
„Im das hätteft du tun feilen. Warum in aller Welt haft du denn
damit gewartet?“
..Aber dann hätte Frau Falkenberg ja gemerkt. daß ih draußen ge-
ftanden hatte.“ erwiderte das Mädchen. „Da lief ih von der Tür weg
und die Treppe hinunter; dort wendete ih um und ging die Stufen
wieder hinauf; ih trat recht fhwer auf. damit Frau Falkenberg hörte.
woher ih kam. Die Tür war noh gefchloffen; ih klopfte an. und Frau
Falkenberg mahte mir auf. Aber der Jngenieur war dicht hinter ihr;
er hielt fie an ihrem Kleide feft und war ganz verrückt vor Liebe. .Geh
niht. geh niht!“ fagte er immerfort und fah niht einmal nah der Seite.
wo ich ftand. Als ich dann hinausging. kam Frau Falkenberg mit. Aber
großer Gott. wenn ih nun niht gerade in diefem Augenblick gekommen
wäre! Es war auf dem Punkt!“
..c p
*'-
Eine lange. unruhige Naht liegt hinter mir.
Als wir Knechte am nähften Tage zum Mittageffen zu Haufe waren.
tufhelten dieMägde miteinander und fagten. es habe heute ficher eine
Auseinanderfeßung zwifchen den Ehegatten ftattgefunden. Ragnhild wußte
genau Befcheid. Der Kapitän habe fich das gelöfte Haar nnd die gelöfhte
Lampe gemerkt; über das Haar habe er gelaht und gefagt. das fei hübfch

gewefen! Frau Falkenberg habe zuerft nicht viel erwidert. bis fich eine gute Gelegenheit für fie gezeigt habe. dann habe fie gefagt: ..Jawohh ich geh ab und zu mit offnem Haar. aber es ift ja nicht dein Haar.“
Die Aermfte. fie konnte fich nur fchlecht verteidigen. wenn es eine Auseinanderfeßung zwifchen den beiden gab.
Dann fei Elifabeth dazu gekommen und habe fich darein gemifcht.
Und fie fei flinker mit der Zunge gewefen. brr! Frau Falkenberg habe gefagt: ..Ja. wir faßen im Haus. ihr aber habt in den Büfchen gefeffen.“
Darauf fei Elifabeth fpißig geworden. ..Wir haben die Lampe nicht gelöfcht.‶ fagte fie.:- ..Ach. das tut nichts." erwiderte Frau Falkenberg. ..wir gingen ja gleich nachher hinaus."
Ich dachte: Lieber Gott! wenn fie gefagt hätte. fie hätten die Lampe gelöfcht. weil fie hinausgehn wollten. fo wäre fie gerettet gewefen.
Dann fei es für diesmal zu Ende gewefen. Aber kurz nachher habe der Kapitän eine Anfpielung gemacht. daß feine Frau viel älter fei als Elifabeth. ..Du müßteft immer mit offnen Haaren gehn.“ fagte er. ..Ich verfichere dir. du würdeft wie ein junges Mädchen ausfehn.‶ -* ..O fa. und das hätte ich auch nötig.‶ erwiderte feine Frau. Aber als fie fah. daß Elifabeth fich lachend abwendete. wurde fie plötzlich zornig und fagte zu ihr. fie folle machen. daß fie fortkomme. Und Elifabeth ftemmte die Hände in die Seiten und entgegnete: ..Laffen Sie meinen Wagen an-fpannen. Kapitän!“ Und der Kapitän antwortete: ..Jawohh gleich,
Und ich werd dich felbft fahren.“
Dies alles war in Ragnhilds Beifein gefprochen worden.
Ich aber dachte in meinem Herzen: Alle beide find wohl eiferfüchtig aufeinander gewefen. fie. weil er drunten zwifchen den Büfchen faß. und er wegen des gelöften Haars und der gelöfchten Lampe.
Als wir aus der Küche gingen und eigentlich die Zeit unfrer Mittags-ruhe war. machte fich der Kapitän an Elifabeths Wagen zu fchaffen und rief mir zu:
..Ich follte dich zwar jeßt in der Ruheftunde nicht ftören; aber willft du mir den Gefallen tun und *die Türe des Gartenhäuschens inftand feßen?“
..Jawohh Herr Kapitän.“ antwortete ich.
Seit der Ingenieur diefe Tür eingedrückt hatte. konnte fie nicht mehr gefchloffen werden. Aber warum wollte der Kapitän fie gerade jeßt reparieren laffen? Wenn er mit Elifabeth wegführe. brauchte er das Gartenhäuschen ja gar nicht mehr. Wollte er am Ende diefen Zufluchts-

ort während feiner Abwefenheit für andre unzugänglich machen? Dann
war dies ein fehr oielfagender Zug.
Ich nahm mein Werkzeug und begab mich in das Syringenwäldchen.
Heute fah ich das Gartenhäuschen zum erfrenmal von innen, Es
war ziemlich neu. vor fechs Jahren war es noch nicht dagewefen. Innen
war es recht geräumig und hatte Bilder an den Wänden. ja fogar eine
Weciuhr die jeßt abgelaufen war. Stühle mit Kiffen darauf ftanden
umher. dann war noch ein Tifch da und eine breite Bank mit Sprung-
federn und rotem Vlüfchüberzug. Die Rouleaux waren heruntergelaffen,
Ich legte zuerft ein paar neue Ziegel aufs Dach. - für die. die ich
mit der Flafche zertriimmert hatte. dann fchraubte ich das Schloß ab und
fah nach. was,daran fehlte. Während ich gerade dabei war. kam der
Kapitän. Er hatte wohl auch wieder getrunken. - oder er war noch von
geftern her bedufelt.
„Ein Einbrecher ift es nicht gewefen." fagte er. „Entweder hat die
Türe offen geftanden und ift vom Wind zerfchmettert worden. oder einer
der Herren. die abgereift find. ift eines Abends in der Dunkelheit gegen
die Türe getaumelt. Es gehörte nicht viel dazu. fie einzurennen."
Aber die Türe war mit Gewalt gefprengt worden. Das Schloß
war zerbrochen und die Leifte auf der Innenfeite des Türrahmens zer-
fplittert.
..Laß mich einmal fehn! Schlag hier einen neuen Nagel ein- und
drück die Feder wieder zufammen." fagte der Kapitän. als er das Schloß
betrachtet hatte. Darauf feßte er fich auf einen Stuhl.
In diefem Augenblick kam Frau Falkenberg die wenigen in das
Shringenwäldchen führenden Stufen herunter und rief:
..Jft der Herr Kapitän hier ?"
,.Ja." antwortete ich.
Sie trat näher; ihr Gefiäit fah fehr erregt aus.
..Ich möchte gern mit dir reden." fagte fie. „Nur ein paar Worte."
Ohne aufzuftehn. erwiderte der Kapitän:
„Bitte. willft du ftehn oder fißen?" ..Nein. *du brauchft nicht zu gehn.
ich hab fehr wenig Zeit." fagte er fcharf zu mir.
Das fagte er aber gewiß nur. weil er die Tür gerne fertig haben
wollte. damit er den Schlüffel mit auf die Reife nehmen könnte.
„Es ift wohl möglich. daß ich - daß ich das nicht hätte fagen follen."
begann Frau Falkenberg.
Der Kapitän fchwieg.

Aber daß er jeßt fhwieg. *- jeßt. wo fie kam. um es wieder gut
zu mahen. das war mehr. als fie ertragen konnte. und fo fagte fie
fhließlih;
..Na. es ift ja auh fhließlih gleihgültig.“
Damit wendete fie fih um und wollte wieder gehn.
..Du wollteft mit mir fprehen?“ fragte nun der Kapitän.
..Nein. es kann ebenfogut unterbleiben. Mir ift es einerlei.“
..Ah fo.“ fagte er. und dann lähelte er. Er war wohl etwas be-
trunken. und irgend etwas mußte ihn gereizt haben.
Aber als Frau Falkenberg an mir vorüberkam. drehte fie fih unter
der Tür um und fagte:
..Du follteft heute niht wegfahren; es wird fo wie fo fchon genug
geklatfht.“
..Du mußt nur niht drauf hören.“ verfeßte der Kapitän.
..Es kann fo niht weitergehn.‟ gab fie zurück. ..Und es ift eine
Shande. daß du es niht einfiehft.‟
..Jedenfalls ift die Shande dann für uns beide gleih groß.“ er-
widerte er keck und fhaute an den Wänden umher.
Jh nahm mein Türfhloß und ging hinaus.
..Du gehft niht!“ fhrie mir der Kapitän nah. ..Jh hab nur
wenig Zeit.“
..Ja. natürlich haft du wenig Zeit. weil du wieder fortwillft.“ fagte
*feine Frau. ..Aber du follteft es dir wohl überlegen. Jch hab es mir
in der legten Zeit auh überlegt; aber du haft ja durhaus nihts fehn
wollen.“
..Was meinft du damit?“ fragte er hohmütig und ftörrifh. ..Möhteft
du wiffen. ob ih dein Kokettieren mit deinen öffnen Haaren und der ge-
löfhten Lampe bemerkt habe? O ja. das hab ih.“
..Jh muß das Shloß auf dem Amboß zufammenfhweißen.“ fagte
ih und lief davon.
Und ih blieb länger weg. als notwendig gewefen wäre; aber als ih
zurückkam. war Frau Falkenberg nah immer da. Jm Gartenhäushen
*wurde fehr laut gefprohen. und Frau Falkenberg fagte eben:
..Aber weißt du. was ih getan habe? Ich habe mir allmählih ein
-bißhen Mühe gegeben. meine Eiferfucht zu zeigen. Das hab ih getan.
Ja. nur auf das Mädhen - ih meine --“
..Na und dann?“ verfeßte der Kapitän.

„Ach. du willft nicht verftehn. Na. ganz wie du willftl Aber dann
mußt du auch die Folgen mit in den Kauf nehmen.“
Dies war Frau Falkenbergs leßtes Wort. Es prallte ab wie der
Pfeil vom Schild, Dann trat fie aus der Tür und ging.
„Kannft du es machen?“ fragte mich der Kapitän. Aber ich merkte
wohl. daß feine Gedanken ganz wo anders waren: er wollte fich nur keck
zeigen. Kurz nachher tat er. als fahre er zufammen. und fagte: „Uha.
ich hab einen weiten Weg vor mir. Aber Nils will mir ja keinen Mann
abtreten.“ _
Nachdem ich das Schloß wieder eingefeßt und die Leiften zufammen-
genagelt hatte. war ich fertig. Der Kapitän probierte das Schloß. fteckte
den Schlüffel ein. bedankte fich bei mir für meine Arbeit und ging
feiner Wege.
Kurz nachher fuhr er mit Elifabeth davon.
„Ich komme bald. bald wieder.“ rief er dem Kapitän Bruder und
dem Ingenieur Laffen zu. indem er beiden winkte. Und: „Amiifiert
euch gut!“ rief er zuleßt noch.
4.
Dann wurde es Abend. Was würde nun gefchehn?
Ach. viel gefchah!
Schon während wir Knechte noch beim Abendeffen faßen und die
Herrfchaft zu gleicher Zeit im Wohnhaufe Mittag aß. ging es fehr luftig
und ausgelaffen drinnen zu. Ragnhild trug die Speifen und Getränke
auf großen Servierbrettern hinein und wartete auf; als fie einmal wieder
herauskam. lachte fie ein wenig und fagte zu den andern Mädchen:
„Heute abend ift die Gnädige gewiß auch befchwipft.“
Ich hatte die ganze Nacht nicht gefchlafen und auch heute in der
Mittagspaufe nicht ausruhn können. Die legten Ereigniffe hatten mich
erregt und mir das Gleichgewicht geftört. Nach dem Abendeffen fchlenderte
ich deshalb in den Wald hinein. um mich an einem ftillen Bläschen ein
wenig auszuruhn.
Und ich blieb lange aus.
Meine Augen fchweiften über den Hof hin. Ießt war der Kapitän
fort. das Gefinde war zur Ruhe gegangen. im Bferde- und Kuhftall lag
alles in tiefem Schlafe. Der dicke Kapitän Bruder und feine Dame-
hatten fich nach dem Effen wohl auch irgendwohin verzogen. Er war wie
46).

ein richtiger Schwerenöter hinter der Frau her, obgleich er recht alt und
dick war und fie felbft auch nicht mehr in der erften Jugend ftand.
Dann waren nur noch Frau Falkenberg und der junge Ingenieur übrig.
Wo diefe beiden jeßt wohl wären? - Na! das war ihre Sache!
Ein bißchen fchwer atmend und fröftelnd in der kühlen Abendluft.
wanderte ich heimwärts und ging dann gleich in meine Kammer. Nach
einer kleinen Weile jedoch kam Ragnhild zu mir und bat michy wach zu
bleiben- um bei der Hand zu fein. falls es nötig werden follte. Es wäre
alles fo unheimlich heute. drüben im Hauptgebäude täten die Leute. was
fie wollten; in ihren Unterkleidern wanderten fie von Zimmer zu Zimmer.
und alle miteinander feien betrunken. „Die gnädige Frau auch?“ fragte
ich. - „Jawohl- fie auch.‟ - „Jft fie auch im Unterrock?‟ fragte ich
wieder. - Nein, aber der Kapitän Bruder fei im Unterzeug. und die
gnädige Frau rufe Bravo dazu. und der Ingenieur ebenfalls. Sie feien
alle miteinander verrückt. Und eben habe fie - Ragnhild - noch ein-
mal zwei Flafchen Wein bringen müffen. obgleich fie fäzon alle zu viel
hätten.
„Komm. komm mit! Dann kannft du es felbft hören/l fagte Nagnhild.
„Jeßt find fie im Zimmer der gnädigen Frau.‟
„Reim ich geh zu Bett.“ erwiderte ich. „Und das follteft du
auch tun.“
„Aber fie klingeln ja in einem fort und wollen immer irgend etwas.‟
„So laß fie eben klingeln!‟
Da vertraute mir Nagnhild an. daß der Kapitän felbft ihr befohlen
habe. in diefer Nacht auf zu bleiben. falls feine Frau ihrer bedürfe.
Dies veränderte mit einem Schlage die ganze Situation. Der Kapitän
befürchtete offenbar irgend etwas und hatte Ragnhild deshalb als Wache
aufgeftellt. Ich zog meine Blufe wieder an und ging mit ihr ins Wohn-
haus hinüber.
*Fortfeßung im nächften Heft

Dr. Fritz Hoeber
Privatdozent der Univerfität Straßburg:

Japanifche Wappen

Wer einmal ein japanifches Wappen gefehn hat. weiß. daß es
ungeheuer finnfällig wirkt und daß es dekorativ ift in der Abficht
intenfivfter Konzentration. Es fcheint fich in ihm. qualitativ gefteigert.
alles zufammenzufaffen. was fih auf dem Grund. den es an hervor-
ragender Stelle ziert. in Breite und Tiefe tatfiichlich nnd-fhmbolifch
in aller Gemächlihkeit auslebt. fobaß diefer kleine Fleck manchmal
eine eminente kosmifche Bedeutung befißt. die der europäifchen Kunft
in der Regel fremd ift. höchftens etwa mit der Ausnahme der fchwarz-
figun'gen attifchen oder korinthifchen Bafen: „Zeichnung ift Symbolik.
Sie ift. wie ihre Ethhmologie fagt. eine Zeichenfprahe. ein Abzug
oder ein Auszug. ein Extrakt von allen möglichen Tatfächlichkeiten
idealer oder realer Natur. äfthetifher oder ethifcher Tendenz. fozialer
oder individueller Gattung. die. bevor fie als Zeichen zeichnerifch fhm-
bolifiert find. fich in Bezug auf ihre finnliche Exiftenz ganz halt- und
begriffslos im Weltenraume umhertreiben.“
Das japanifche fein Gefamtharak-
Wappen. Mon. terweitallgemeiner
ifteinekleineKreis- friedfertiger und
fläche oder doch x unwaffenmäßiger
eine mehr oder x ift. Seine Rund-
minder konzen- Ä form ift viel zarter
an eine heraldifche landes. Auch
Schildumrahmung kennt es keinen
gebunden.wiedenn Zwang zu feftbe-
ftimmter Farbenkolorierung. zu gefeßmäßigen Tinkturen. Es fteht auf
der Fläche fo freifchwebend wie die Handelsmarken und fall vorzüglich
trifche Figur. Es als die eckigen
ift wie das euro- heraldifchenHöhen-
päifche Wappen bilder des Abend-

als Silhouettenwirkung verftanden werden. Auf den erften Blick er-
fheinen diefe Rundfilhouetten niht fehr verfhieden. und man muß
näher herangehn. um ihre Linienreize zu genießen. Uberall anbringbar.
brauht es nicht von der Feine fhon deutlih zu wirken wie unfre
mittelalterlichen Wappenembleme, Int ganzen hat es nicht mehr als
zwei Farben. dunkler Grund und hellausgefcharte Zeichnung oder um:
gekehrt. und nur bei hohaltertümlihen Exemplaren kommt Mehr:
farbigkeit vor,

Das japaniiche Wappen ift einerfeits Befißzeihen im weiteften
Sinne. z. B. auh Verleger- oder Künftlerfignet. andrerfeits Dekorations-
motiv. ein kleines Ziermufterhen. niht anders als ein einzelnes
Ornament. etwa eines kunftgewerblihen Stoffdekvrs. mit dem es ja
auh die Namensbezeichnung „Mon“ gemeinfam hat. Im Gegenfaß
zu Europa figuriert es am feltenften auf Shilden; nur auf großen
hohviereckigen Seßfchilden. die die altjapanifche Kriegsordnung wie
einen Wall vor ihre Shlahtreihen zu ftellen pflegte. erfheint es frei
im hellen Raum unterhalb zweier dunkler Ouerbalken. Seine Haupt-
verwendung fucht es als akzentuierender Zierrat der zivilen und der
militärifchen Kleidung. Auf dem alltäglichen Überrock. dem Haori.
tritt es bei Männern 5 mal. bei Frauen 3 mal auf. oben auf dem
Rücken. links" und rechts auf der Bruft. auf den Auffchlägen und auf
den breiten Armeln. Der Gewappnete trägt fein Mon als Helmzier
wie auf den fhüffelartigen Lackhüten. er trägt es vorn auf dem Bruft-
panzer und über dem ärmellofen Soldatenmantel. Säbelfheide und
das allgemein fo bewunderte zierliche Säbelftichblatt wiederholen das-

Inpanif ches Wappen

felbe Symbol. das auch Sattel wie Steigbügel fchmückt. Und. ganz
Europa analog. flattert es in den Fahnentiichern und fteht in plafti-
fäjer Form an der Spitze der Standarten. der bänderumraufchten
Heeresftangen der Generale.
Allgemeiner find dagegen große Abbildungen auf den Segeln
der Schiffe. Und als Befißmarke muß es zur individuellen Charak-
terificrung fehr vieler profaner wie auch heiliger Gegenftände herhalten:
Bapierlaternen und Finnenfchilder in den Straßen. kleine Lackfchiiffeln
und Käftchen für Taback oder Schreibzeug des Hausgeräts. die hiera-
tifchen Grabfteine bezeichnen fiä) als perfönliche Einzigkeiten durch
diefes finnvolle Dekorativum. das aber auch immer wieder aneinander-
gefeßt. den ganzen Fond breiter Flächenmufter zu beleben hat. Wegen
des engen Zufammenhangs des Mon mit dem Stoff- nnd Gewand-
mufter ift es weiter nicht wunderbar. wenn das Mon auch auf den
Tapeten und auf den Buntpapieren angewandt wird. Da-
gegen fcheint die Anbringung des Wappens an Großarchitekturen
quantitativ geringer und optifch weniger auffallend zu fein als in
Europa. Nur diskret erfcheinen feine fhmbolifchen Zeichen in den
merkwürdigen Fachwerklinien der Göttertempel und an den in jedem
Bauteile auch f ach lich iharakteriftifchen Toren der Yafchiki. der
Valaftrefidenzen des in differenzierte Kaften abgeftuften altjapanifchen
regierenden Adels. Der materiellen Ausbreitung der Wappen von
Wai Nihon. „des großen Landes der aufgehenden Sonne“. fteht in
Parallele ihre formale Mannigfaltigkeit zur Markierung des Ranges
und des Standes. Das japanifche Mon ift keineswegs auf den feu-
dalen Stand befchränkt. Auch der Varia der japanifchen Gefellfchafts-
ordnung. der Clown und das braunfchlanke Freudenmädchen Utamaros.
trägt fein kleines elegantes Wappen auf den Kleidern und auf feinen
Druckfachen. Ob fie fich aber wie fonft die Familienwappen vererben.
ift doch zweifelhaft. Denn dem Familienfinn des echten Japaners
entfprechend. muß fich das Kaemon oderYomon. ..das feftgefeßte Wappen“
von Generation zu Generation konfervativ fortpflanzen. nur das
Nebenwappen. das Kaemon. darf man als perf ön lich fte Bezeich-
nung gleich einem Vornamen fiihren.
Jft diefes die Abgrenzung der Verfonifizierung nach unten. fo ift
die Abgrenzung nach oben. die Verallgemeinerung feines fozial-
bezeichnenden Charakters. eigentlich auch fchon in feiner Eigenfchaft als
Gefchlechterwappen enthalten. Nicht wie bei uns gibt es in Iapan

Wappen fiir Länder- Städte oder Korporationen; und müffen folche
Allgemeinheiten notgedrungen ein folches Wappen fiihren- fo ift es
einfach die Übertragung perfönlicher Heraldik auf unperfönliche Sachen:
Die Provinzen erhalten fo das Wappen ihres Fiirften- und das be-
kannte japanifche Staatsemblem- die 10-blättrige Chrhfanthemulnbliitq
der die Legende lebensverlängernde Kraft zufchreibt- ift einfach das
Mon des regierenden Haufes des Mikado.
Die japanifchen Wappen find fehr fchöne. in fich gefchloffene
Ornamente. Aber fie find nicht nur fchön. Sie haben auch etwas zu
fagen. Ju ihnen fpiegelt fich die einftige Feudalität in allem Detail
eigentlich noch finnfälliger wieder- als in der europäifchen Heraldik.
x
f4»-
Das Reizdollfte aber bei manchen japanifchen Wappenbildern ift.
daß fie fich auf allerlei hiftorifche Vorgänge aus dem Leben der Ahnen
beziehn. Das Wappen l-lato ni 1107m Taube mit Miftel. leitet feine
Entftehung davon her- daß ein berühmter Feldberr. Minamotop Yori
Tomo- nach einer verlornen Schlacht fich in einen hohlen Baumftamm
flüchtete deffen Öffnung ein guter Gott freundlich mit Epheuzweigen
bedeckte, Als die Verfolger an den Baum herankamen. flogen aus
ihm Tauben hervor- fodaß fie- in der Meinung, in diefem Neft könne
fich keinesfalls ein Menfch verborgen haltein unverrichteter Sache weiter-
zogen. Aber auch im engern- gewöhnlichen Sinne kommen „redende
Figuren“ als japanifche Wappen vor, wenn z. B. die Familie der
„Torii“ ein Tempeltor- „Tot-ii“. als Mon hat oder die Fujiwara eine
Glycine- die Ferji die Glycinia >)inenfis und Wara Wiefe oder Matte
bedeutete. Von mhthologifcher Symbolik find offenbar die Tempel
und Götterwappen- fo das Mitfu domoe- die dreifache Welle im
Rund-J das Stereothp fiir die Ewigkeit an den Shintotempeln. oder
das:ineinander verhackte Brückenkreuz der Manjifigur- das Glücks-

zeichen an den Gotteshäufern des Buddha. Der drollige. fröhliche
Glücksgott Ebifu. der junge Igel mit den verkriippelten Beinhen.
befißt das Mon von drei Eichenblätteru mit Ranken dazwifchen. Benten
die Göttin der Beredfamkeit. des Reichtuins und der Schönheit.
drei zum Dreieck aufgebaute Drachenfchuppen.
Ju der Regel erfcheint aber auch in Japan wie bei uns die
konkrete Beziehung von Wappenfigur und Träger mehr fchleierhaft.
Alle möglichen wirklichen und Bhantafiegebilde werden zu Wappen-
geftalten erhoben. die fich hauptfächlich aus der Bflanzenwelt. aus
Blättern und Blumen rekrutieren. aber auch Tiere. Erzeugniffe des
menfchlihen Handwerks. wie das Tempeltor oder die Leiter. nnd die
höchft beliebten Blatt- und Faltfächer bringen. Menfhen. Fifche und
irgend ein heraldifcher Adler fehlen ganz. während Teufel. Drachen
und Bhönix fih äußerft häufig vorfinden.
Eharakteriftifch fiir Japan find gewiffe obligatorifche Verbindungen
von Tieren mit Bflanzen. wie der Löwe (ßißi) der mit der Väonie
(botan) ein Rund bildet. Berühmte Bflanzenwappen find das fächer-
förmige Blatt vom Gingkobaum. kunftgewerblich äußerft verwertbar
und als ein heiliges Gewächs. das hauptfächlich in Tempelgärten
gezogen wurde. fogar von Goethe befungen. und die kaiferlihe
Vaulownie. das zweite Wappen neben der Ehrhfantheme. mit fiinf-
und fiebenteiligen Dolden. die in gewiffer Beziehung zum Vogel der
Wiedergeburt. dem Bhönix. fteht. Halde. ganz japanifche Vhantafien
find es. wenn in Jmitationsfiguren dann Tiere Bflanzen und Vflanzen
Tiere vorftellen miiffen: Die genannte Vaulownie wird aus kleinen
Reihen zufammengefetzt. ein Gingkoblatt ift ein fliegender Kranich.
Hokufai hat den hochberiihmten Vulkan Fuji als Kranih gezeichnet.
und von der Seite oder von vorne gefehene Schmetterlinge aus auf-
geklappten Faltfächern find abfolut gar keine Rarität.
Tiefen mehr natiirlihen. dem Liniencharakter nach vor allem in
Kurven fprehenden Symbolen ftehn rein geometrifche Abftraktionen ent-
gegen wie der Drudenfuß und das fchon erwähnte Halbkriicken- oder
Gnoftikerkreuz. das buddhiftifhe Manji. Füglich miiffen zu diefen
geometrifchen Figuren auch die häufigen Wappenbilder von Sonne.
Mond und Sternen gezählt werden. da diefe fich als einfacher Kreis zu
zeichnen pflegen. Bei der großen Bedeutung. die der chinefifchen
Sprache und vorzüglich der altchinefifchen Schrift im japanifchen
religiöfen wie politifchen Kultus zukommt. ift es nichts Wunderbares.

wenn große chinefifche Shriftzeichen. weiß auf dunkelm Grund. ..Rakuji“.
ebenfalls als Mon figurieren: Bald im Ring gruppiert. no marn.
bald als eine Art Ouadratfchrift ftilifiert. ragen fie durch eine lapidare
Herrlichkeit der enganeinandergefügten Silbenzeichen faft über alles
andre hervor. vergleichbar etwa befonders guten modernen Shriften
der Wiener Werkftätten. Sahlih find es manhmal Worte. die hier
ornamentiert werden. manchmal aber auch bloße Zahlzeichen."
Und in diefer Weife find fo ziemlich fämmtliche Wappenfiguren
nah außen ..fchildförmigM begrenzt als Kreis. als Ring in einem
Vier-. Sechs- oder Achteckrahmen.
Das japanifhe Mon ift hervorragend geeignet für moderne kunft-
gewerbliche Entwürfe z. B. für Buchdecken oder für Exlibris oder
für die Kleinbijouterie flähenhaft linear zu verzierender Knöpfe.
Brofhen oder Gürtelfhnallen. Denn die Tendenz diefer japanifhen
Wappen ift die intenfivfte Konzentration: ein Punkt foll ungeheuer
viel bedeuten. Nach außen geben fie fich vielleicht etwas kalt oder
gar fhematifch konventionell. wie faft alles 'ftilvoll Iapanifche. Aber
wer fih einmal in fie vertieft. erkennt ihren engen Zufammenhang
mit den Individuen. deren Seele fie gleihfam zu einem zarten Sil-
houettenornament ftilifieren.

H. Vrehn von Dewiß:
Wahrheit und Dichtung 'in Goethes „Egmont“
Neue Forfchungen in Briefen und Chroniken

In der letzten Szene des fünften Akts feines ..E mont“ hat Goethe die Freundfchaft Egmonts mit dem Sahne des harten Toledaners verherrlicht. ein Bild. das. in poetifher Freiheit gefehaffen. der gefhihtlihen Wahrheit bei weitem näher kommt. als der Dichter felbft vielleicht jemals vermuten konnte. Der freundfchaftlihen Stellung. die die beiden Söhne Albas. Don Ferdinand und Don Fadrique. dem niederländifhen Grafen gegeniiber einnahmen. tun fchon die meiften zeitgenöffifchen und fpätern Hiftoriographen wie Chroniften Erwähnung; nur aber um daraus auh mehr oder weniger ihre Trugfchliiffe iiber den Charakter Ferdinands zu ziehn und und ihn offen der Falfchheit und der mißbrauchten Freundfchaft anzuklagen. Goethe greift diefen Gedanken auf in Egmont 7. 4.

Egmont zu Ferdinand: Du warft fo zutraulich. fo freundlich gegen mih. So lang ich Dich fah. war ich mit Deinem Bater verföhnt. Und ebenfo verftellt. verftellter als er lockteft Du mih in das Ned.

Gibt nicht jeder Baffus in den „MSmojreZ anonymeß 81.11' [es troubleß (168 pays-1338“, der von der überwiegenden Mehrzahl der Gefhichtsfchreiber zitiert ift. das getreue Spiegelbild der goethifchen Berfion? „Aber Don Fernando de Toledos zuvorkommendes. fhmeichlerifches Wefen beftärkte den unglücklichen Grafen in feiner beklagenswerten Blindheit und lockte ihn in die geftellte Falle.“

Alba hatte die Fäden fein gefponnen. Sein Sohn war nicht unbeteiligt an dem Meifterwerk. Don Ferdinand hat fiher. wie die heute erfhloffenen Quellen beweifen. bei der Feftnehmung aller niederländifhen Großen. außer Egmont. wie wir hier gleich hervorheben wollen. die Hand im Spiele gehabt, Wie früh er wahrfheinlih f on in die Bläne Albas eingeweiht war. zeigen zwei Briefe. die er und ein Vater am 26. und 27. Juli 1567. jdatiert aus Gerverbiller. an den Grafen von orn richteten. der fich. mißtrauifch ob des Toledaners Miffion. auf ein feftes Schloß Weert zurückgezogen hatte. In diefen Schreiben. die uns erhalten geblieben find.*) fuhen beide das Ber-

*) Bei Gahard: Corresponäence äe ?Wippe [l.

traun des Grafen zu gewinnen und. um feine Freundfhaft faft buhlend. ihn zum baldigen Befuhe Brüffels und des herzoglihen Hoflagers zu überreden. Graf Horn. der diefen Briefen gegeniiber vollftändig kalt blieb. ließ unter dem 12. Auguft an den Herzog die Antwort ergehn. daß er zwar die Ehre. die man ihm antäte. zu fhäßen wüßte. aber dennoh. da er einmal kein Amt habe und zweitens vom Könige keine Befehle vorlägen. darauf oerzihten müßte. nah Brüffel zukommen. Hierin gefheitert. faßte Alba den teuflifhen Plan. das Freundfhafts-bündnis zwifhen Egmont und Horn feinem Anfhlage nützlih zu mahen. Die Aufgabe. Egmont zu bewegen. den Grafen Horn nah Brüffel zu rufen. fiel Ferdinand zu. Nah dem Voraufgegangenen dürfen wir wohl niht daran zweifeln. daß er diefen Teil feines Auftrags. des End-zankes bewußt. erfüllte. Graf Horn war ihm ein Fremder. deffen nahes Verhältnis zu Egmont er kaum ahnen mahte. in dem er vielmehr den ftaatsgefährlihen Revolutionär zu fehn wähnte. ein Mann. den gleih Oranien die Fluhi berdähtigt hatte, Ganz anders ftand er dem Grafen Egmont gegeniiber. Hier follte fih die wahre Freundfhaft in fhönfter Blüte zeigen,

Egmont hatte Don Ferdinand verfprohen. am 9. September bei ihm zu dinieren. Außer ihm waren geladen Graf Horn. Don Fadrique de Toledo. Noirrarmes. Maximilian von Melon und mehrere andre Edelleute. Nah dem Diner. etwa um drei Uhr. ließ Alba die Grafen Egmont und Horn bitten. fich nah dem Hotel von Jauhe. feiner Refidenz. zu begeben. um zufammen mit ihm die Fortifikationspläne Thionville und Luxemburg zu befihtigen. Als bald darauf abermals Boten kamen. um die Einladung zu erneuern. rannte Don Fernando. der fih Egmonts Seffel unauffällig genähert hatte. diefem ins Ohr: Erheben Sie fich. Graf. nehmen Sie das befte Pferd Jhres Stalles. und retten Sie fich ihnelll*)

Es war niht die erfte Mahnung. die Ferdinand Toledo dem unglücklihen Grafen zugehn ließ. Während der Naht vom 8. zum 9. September drang in E monts Hotel ein fpanifher Offfzier ein (wie man vermutet Julian omero). Don Ferdinands Vertrauter. und überbrahte Egmont die erfte beftimmte Warnung vor dem beabfihtigten Handftreih.) Man geht wohl niht fehl. wenn man auh hier Ferdinand. freilich hinter den Kuliffen. als freundfhaftlihen Warner annimmt. wenigftens ift niht zu vermuten. daß der fhweigfame Toledo feine Pläne einem Dritten ekannt gegeben hätte. Don Ferdinand dage en war von allem informiert. Von feinem Vater in leßter Stunde beau agt. den Grafen Egmont zu überwachen und am feftgefehten Tage felbft die nötigen Vorkehrungen für feine Verhaftung zu treffen. mochte er durh das ritterlihe Vertrauen feines Freundes gerührt fein. Vielleiht fogar hatte er eine tiefere Neigung zu ihm gefaßt. Wie dem

*1 Th. Jufte: [.68 Eier» ci' Egmont et ae tivi-nes.

**) Pontus Pagen: 'l'roubles (tes pays-i388.

aber auch fei - pfhchologifche Momente miiffen fich hier natiirlich
unfrer Kenntnis entziehn - jedenfalls hatte er im entfiheidenden
.Augenblicke fein Leben gewagt. um das Egmonts zu retten.
Dem Grafen Egmont. der geängftigt fich in ein -benachbartes
Zimmer zurückzog. folgten Noircames und zwei andre Edelleute. die
jene plötzliche Bewegung in feinem Gebahren bemerkt haben mochten.
Als fie ihn hier offen nach dem Grunde fragten. wiederholte er ihnen
die Worte des Großpriors. *) indem er gleichzeitig erklärte. daß er
bereit fei. dem Rate unbedingt zu folgen. Man widerriet ihm.
namentlich Noircarmes. Albas Gefchöpf. wußte ihn zu überzeugen. daß
die Warnung nur feine Entfernung vom Hofe bezwecken wollte. Der
arglofe Egmont ließ fich überzeugen und begab fich ins Hotel de
Ianche. Die Falle hatte fich gefchloffen. Egmonts und Ferdinands
Schickfal. wie Goethe es im Ausklingen des Trauerfpiels zeigt. erfüllt.
Fiir Ferdinand gab es keine Möglichkeit mehr. den Freund zu retten.
er war ihm entriickt. dem Herzog in die Arme geliefert,
Egmont l7. 4: ..Hier ift kein Ausweg. kein Rat. keine Flucht -
das quält mich. das greift und faßt mir wie mit Klauen die
. Bruft. Ich habe felbft das Reiz zufammengezogen; ich kenne
die ftrengen. feften Knoten; ich weiß. wie jeder Kühnheit. jeder
Lift die Wege verrennet find.“
Die Gefangennahme felbft hatte Alba in begreiflicher Scham nicht
feinem Sohn zu übertragen gewagt. fie war ergebenen Spaniern. denen
auch erft im leßten Augenblick vom Herzog die nötigen Inftruktionen
bekannt gegeben wurden. vorbehalten worden.
Noch am felben Tage berichtete Alba iiber die Gefangennahme der
Grafen Egmont und Horn an den König (Bruxelles. 9. September 1567):
..Alle nötigen Dispofitionen hat der Brior Don Ferdinand von Toledo
getroffen. da ich dem Rate beiwohnen mußte. Kein Niederländer ift
dazu herangezogen worden.“ **)
11. Wilhelm von Oranien. Wie mit dem Grafen'Horn.
fo vereinigte Egmont ein inniges Freundfchaftsbündnis mit Wilhelm
von Oranien. Es war der mächtige Dreibund. vor dem Margarete
von Barma einft gezittert. den auseinander zu fprengen Alba nach den
Niederlanden unterwegs war. Die denkwürdige Unterredung zwifchen
Egmont und Oranien. wie Goethe fie im Akt ll. 2 fchildert. und die.
der hiftorifchen Wahrheit nahe kommend. wohl nur aus technifchen
Griinden in die Wohnung Egmonts verlegt wurde. fand am 8. Oktober 1566
in dem feften Blaße Dendermonde ftatt. Oranien und Horn hatten
fie felbft von Egmont gefordert und ihn erft nach längerm Zögern.
da er auf Brüffel als Beratungsort beftand. fiir Terrnonde zu gewinnen
vermocht. Außer den beiden Grafen Egmont und Horn waren zugegen
Graf Hogftraeten und Wilhelms Bruder Ludwig von Naffau. Den

*) Don Ferdinand von Toledo.
**) Correßponäence cke philipp l'.

Bericht über diefe Ausfprache verdanken wir vor allen Dingen den Aufzeichnungen Ludwigs von Naffau.
Viele ältere Chroniften. namentlich Vontus Vahen u. a.„ in denen fowohl Schiller für feinen „Abfall der Niederlande“ als auch Goethe gefchöpft haben mögenj verwechfeln oder vereinigen den Wortlaut diefer Unterredung mit dem der ein halbes Jahr fpäterp auf den 3. April 1567, fallenden letzten Begegnung zwifchen Egmont nnd Oranien. So mag es fich erklären- daß wir auch bei Goethe verfchiedene Ausfprüche der beiden niederländifchen Großen antreffen, die zeitlich fowohl wie örtlich auseinanderliegen.
Durch vertrauliche Verbindungen mit dem Sekretär am Hofe Vhilipps ll„ Vandeneffe„ war Wilhelm von Oranien in den Vefiß eines Schreibens gelangh das der fpanifche Gefandte am franzöfifchen Hofe „1)0n France-:8 ae Max/a“ an die Regentin Margarete von Varma gerichtet hatte. Durch diefen Vriefj in dem Alava die Regentin auf- forderth „Oranien- Egmont und Horn nur noch bis zur Ankunft Herzog Albas durch gute Worte hinzuhaltem um die Verräter und Rebellen dann um fo fichrer treffen zu können“ aufs äußerfte beunruhigt- hatte der Vrinz Egmont und Horn zu jener Beratung nach Dendelrnonde entboten. *) Hier fuchte er vor allem Egmont für feine Vläne zu gewinnen und forderte ihn endlich aufz die Waffen zu ergreifenj um denlunter Alba eindringenden Spaniern in den Vrovinzen Widerftand zu ei ten.
Egmont llp -2. Oranien: Laß uns gehnj jeder in feine Vrovinz. wollen wir uns verftärkem mit offner Gewalt fängt er m an.
Egmont (nach mehreren Einwänden): Und der Krieg ift erklärtF und wir find Rebellen. Oranienj laß Dich nicht durch Klug- heit verführen; ich weiß- daß Furcht Dich nicht weichen macht.
Nach Ludwig von Naffaus Aufzeichnungen lautete die Entgeguung Egmonts: „Wenn es der König für nötig befindet- Spanier in feinen Dienften nach den Niederlanden zu fenden- fo laß fie kommen- denn es möge Gott nicht gefallenj daß ich Rebell und Verräter an meinem Könige werde. Lieber will ich taufend Tode fterbenj als gegen den Herrfcher ftreiten, der mich fo ehr geehrt nnd erhoben hat, Vergebens fuchte nunmehr Oranienf der feinen klug erfonnenen Verteidigungsplan an des Grafen Fürftentreue fcheitern fah. Egmont zur Flucht zu überreden.
Egmont llf 2, Oranien (ihn bei der Hand faffend): Laß Dich überreden- geh mit!
Egmonts trauensfeliges Gemüt blieb auch diefer Mahnung des Schweigers gegenüber empfindungslosF und während der Vrinz tief bekiimmert Termonde verließz um alsbald die Vorkehrungen zur Flucht zu treffenj begab fich Egmont in den Staatsrat nach Vrüffel.
*) WEmoireZ Mnonz-meZ 8U!" le8 traudleZ (128 Darß-[Jus.

Die zweite und leßte Unterredung zwifhen Egmont und dem
Shweiger fand am 8. April 1567 in dem Dorfe Wildebroeck zwifhen
Antwerpen und Brüffel ftatt. Ihr Verhältnis zu einander war in der
Zwifhenzeit merklich abgekühlt. Nicht mehr* mahnend. faft drohend
rihtete Oranien an Egmont die Worte: Eure Köpfe werden die beften
im Lande wauken mahen. um als Trophäen aufgepflanzt zu werden.
Eure Körper werden als Steg dienen um die Feinde zum Ruin des
Landes einziehn zu laffen. *) Goethe gibt auh diefem hiftorifhen
Ausfpruhe Oraniens Raum. wenn er fagt:
Egmont ll. 2. Oranien: Wenn man nun aber dem König zu
einem Berfuh riete?
Egmont: Der wäre?
Oranien: Zu fehn. was der Rumpf ohne Haupt anfinge.
Egmont: Wie?
Die Aufforderung von Egmont. ihm in die freiwillige Berbaunung
zu folgen. wiederholte Oranien bei diefer Zufammenkunft niht. Wenn
er es. wie manche vermuten. getan hätte. wäre es dann nötig gewefen.
Egmont die Gründe feiner A reife ein paar Tage fpäter noh brieflih
mitzuteilen? Jin iibrigen prägt fih in dem Schreiben. das der Brinz
aus diefem Grunde an den Grafen Egmont ergehn ließ. eine fo fiher
zu erkennende Bitterkeit aus. daß von Zweifeln in diefer Hinficht wohl
kaum die Rede fein kann. **)
lll. Egmont. Wenn man in der Wiedergabe diefer Szene
ein durhgreiiendes Ouellenftudium Goethes in Chroniken und alten
Gefhihtswerken mit Sicherheit erkennen kann. fo ergibt fih diefe Tat-
fahe niht minder bei den iibrigen Verfonen des Trauerfpiels. als deren
vornehnifte wir zunächft den Grafen Egmont felbft ins Auge faffen
wollen. Goethe hat gewußt. uns den Grafen als den auf feine Ber-
dienfte um Bhilipps ll. Reih vertrauenden Mann hinzuftellen. fowie ihn
die Hiftorie tatfächlih gezeichnet hat. als einen Mann. der nichts
ahnend vonder Furcht der Regentin. die in ihm und Oranieu die
etwaigen Ufurpatoren ihres Blaßes zu fehn wähnte ***)
- nichts ahnend von den ,_heimlihen Anfhuldigungen. die fie auf Ni-
carmes Denunziationhin. in Ubereile und Launebeim Könige unternahrnrf)
- nichts ahnend wie fein Uebermut. fein verfhwenderifhes Leben.

*) Hooft fhreibt in feinen Memoiren. Oranien habe beim Abfhied zornig
ausgerufen: „ih/arme] Grant Zoneler b00fa“ (Haupt); worauf Egmont entgegnet
habe: „Warn-e] [Ic-ins Zoncler 0eci (Gut).“
*") Corresponäence ae uiliaucne [e *lacituree (Gahard).
***) Egmont l. 2. Regentin: Wenn Du fo willft. fo thut es noth. ih träte
ihnen meine Regentfchaft ab. denn Egmont und Oranien mahten fich große
Hoffnungen. diefen Bloß einzunehmen.
f") Egmont l. 2. Regentiu zu Machiavell: „Er hat zuerft den fremden Lehrern
nahgefehn. hats fo genau niht genommen. und vielleiht fih heimlih gefreut.
daß wir etwas zu fchaffen hatten. ..Laß mich nur; was ih auf dem Herzen habe.
foll bei diefer Gelegenheit davon. Und ih will die ?feile niht umfonft verfhießen.
ich weiß. wo er empfindlih ift. Er ift auh empfin lich.“

feine kleinen Verfchwörungen gegen das fpanifhe Regiment. die Regentin
verleßten; feine Stellung am Hofe der Statthalterin behauptete))
Es ift der gefchichtliche Egmont. der uns hier vor Augen tritt.
Von der Abficht Egmonts und Oraniens. die Regentfchaft der Nieder-
lande anftelle Margaretens von Parma zu übernehmen. oder auch
fpäter an fih zu reißen. weiß eine Anzahl zeitgenöffifcher Hiftoriker
zu berichten. fo vor allen van der Heer ..1)e imma turnultuurn
deluicorurn.“ Auch Egmonts Anfchuldigung beim Könige von
Seiten der Statthalterin. über die den zeitgenöffifchen Ehru-
niften höhftens Vermutungen zuftanden. hat die neuere Forfchung
beftätigt. In ihren Geheimfhreiben vom 27. und 30. Auguft 1566 **)
zeiht Margarete von Parma die niederländifhen Edelleute Egmont.
Horn. Oranien und Hoegftraeten der Gottesläfterung und Majeftäts-
beleidigung in ..Wort und Tat.“
Selbft Egmonts Verfchwendungsfuht und der fhädliche Einfluß.
den fein üppiges. züggellofes Leben auf die andern Großen ausübte.
entbehrt heute niht mehr der hiftorifhen Bafis. Der Graf entfaltete
in feinem Hotel in Brüffel den größten Pomp. Er liebte es. mit
Oranien darin zu rivalifieren. wer die fhönften Pferde. die befte Iagd.
die vornehmften Edeln und Pagen an feinem Hofe habe. wer am
reichften baue. den freieften Tifch und die befte Kühe befiße. Seinem
Beifpiel folgten die andern niederländifhen Edelleute. man lernte im
.Hafard um hohe Summen zu fpielen. und die Trunkenheit fehlen das
verbreitetfte Laiter; fagt doh felbft der damalige venetifhe Gefandte
am niederländifhen Hofe. ..daß bei den Verfammluugen des Adels und
des Ordens vom Goldenen Vließ fich die Ritter alle Tage betrunken
und die Damen ihnen kaum nachftanden.“
[if. Alb a. Weit abweihend dagegen von der hiftorifhen Per-
fönlihkeit hat Goethe den Herzog Alba gezeihnet. Er wollte ein
Gegenftück zu dem leihtgläubigen. fonnenfrohen. forgenlofen. trauenden
und vertrauenden Egmont fchaffen. und da lieh er dem Toledaner
jene Eigenfchaften. die ihn zu einem Shreckbild in der Gefhihte. zu
einer der unfhmpathifhften Figuren unter fpanifher Herrfhaft geftempelt
haben. Als der eiferne Herzog. der Shlangenkluge. deffen Herz härter
als Stahl. deffen Leben ftraffer als das eines Klausners ift. tritt uns
der Herzog in Goethes Egmont entgegen. Wir dürfen freilich niht
fa en. Goethe habe wiffentlih. die dihterifche Freiheit benuheiid. den
gefhichtlichen Alba in den Toledaner des Trauerfpiels verwandelt.
Fiir diefe Behauptung muß jeder Beweis fehlen. Vielmehr möchten
wir auch hier hervorheben. Goethe hat Alba getreu nah den ihm zu-
gänglihen Gefchihtsguellen gezeihnet. Erft der neuern Forfchung

*) Egmont i. 2. Regentin: Seine Gefellfhaften. Gaftma le und Gela e haben
den Adel mehr verbunden und verknüpft. als die gefährlihften eimlichen Zufammen-
kjinfte. Aus feinen Gefcllfchaften haben die Gäfte einen dauernden Raufch. einen
nie fih verziehenden Schwindel gefchöpft. _ _
m*) Correeponctence rie l'liillppe [l. fürchte. gänsr. Zrux. Zldllotdeique)

blieb es vorbehalten. das hiftorifhe Bild zu Gunften des erften Alba
zu modifizieren. Nicht als der finftre. erbarmungslofe. graufame Alba.
als den Margarete von Bauna ihn kennt*). niht als der Mann
niedrigen Haffes und Neides**) tritt uns der hiftorifche Alba entgegen.
Man weiß heute. daß der „hohläugige Toledaner mit der ehernen
Stirn und dem tiefen Feuerblick“ wohl ein ehrgeiziges. aber dennoh
fhwahes und abhängiges Gefhövf des zweiten Bhilipp war. daß
niht ihm die Jnquifitionsurteile. die er mit furhtbarer Strenge iiber
die Niederlande brachte. zur Laft zu fhreiben find. fondern einem
Manne. der. weit graufamer und fkiupellofer als er. fih feiner nur als
des knehtifhen Werkzeugs bediente. Mag Alba felbft aus Furcht.
das königliche Vertrauen einzubüßen. nur einen Teil des königlichen
Willens in die Tat umgefeßt haben. fo mußte fhon der Exekutor dem
Volk und feinen Ehroniften haffenswerter erfheinen. als der klug im
Hintergrund verborgne Gefetzgeber. Nicht ohne Zögern und Shmerz
hat Alba das Urteil vollftreckt. das auf Bhilipps ll. Befehl der ..Rat
der Zwölf“ iiber die Grafen Egmont und Horn gefällt hatte.
‚Als der König den Herzog nah ergangenem Urteil* brieflih drängte.
nun niht länger* die Beftrafung der gefangenen Niederländer aufzu-
fhieben. da fagt man. fei Alba zuerft vollftändig verftört gewefen
über diefe königliche Botfhaft. von der er Milde und Schonung für
die Gefangenen erhofft. und die nun im Gegenteil den ftrikten Boll-
ftreckungsbefehl brachte. Noch einmal fheint er fih mit einem Gnaden-
gefuh für Egmont und Horn an Bhilipp ll. gewandt zu haben, Des
Königs Geduld jedoh war erfhöpft. In feiner Antwort. die uns
erhalten geblieben ift. droht Bhilipv ll.. daß er an Albas Stelle
einen andern. weniger furhtfamen Gouverneur in die Niederlande
fenden wiirde. der feine Befehle beffer auszuführen wüßte.***)
Diefe offenbare Drohung mit einer Abberufung mußte fiir Alba
entfheidend wirken. Einflußreihen Beifönlihkeiten. die ihm jeßt noh

*) Egmont [ll, 1. Regentin: Was ih mit unfäglicher Geduld beruhigte.
wird er durh Härte und Graufamkeit wieder aufheßen. ich werde vor meinen
Augen mein Werk verloren fehn und überdies noh feine Shuld zu tragen haben.

**) Egmont 7, 4. Egmont: „Und ih falle. ein Opfer feines niedrigen
Haffes. feines kleinlihen Neides. Ia. ich weiß es. und ih darf es fagen;
der Sterbende. der tötlih Berwundete kann es fagen: mih hat der
Eißigcehbildete beneidet; mih wegzutilgen hat er lange gefonnen und
ge a t.“
Goethe fpielt hier offenbar auf einen Zwifhenfall nah der Shlaht bei
Gravelingen an. als der aus dem Kriegsgetiimmel zuriickkehrende Egmont vor
dem König paradierte und in Gegenwart Herzog Albas hohmütig fein Berdienft
in der von Alba widerratenen Shlaht hervorhob. Philip s [l. Lob foll damals
den Herzog mit Neid und Haß gegen Egmont erfiillt oben. Daß aber den.
Herzog' eine fo niedrige Ge mnung bei der Verurteilung des Grafen beeinflußt
ätte. dafiir fehlt jede Beweisftiiße. wie denn auh die neuere Forfhung einer
folhen Unterftellung entfchjeden widerfpricht.

***) iiißtoire äe eräinana ci'ril'are: cke loleäe, premier ciu nom
cluc ci'lälde (Boris).

Milde für die verurteilten Grafen empfohlen. pflegte der Herzog zu
antworten. ..daß auh er für die Begnadigung gewefen wäre und daß
es auch in feiner Maht geftanden hätte. diefe bei der fpanifhen
Majefiät durchzufetzen. wenn der König allein beleidigt wäre. daß man
aber den Gefangnen die ungeheuerlihen Beleidigungen Gottes (Ziel)
niht hätte verzeihn können.“ Seine letzte kurze Krankheit fhrieb er.
wie Augen- und Ohrenzeugen der damaligen Begebenheiten mitzuteilen
wiffen. der feelifhen Etfhiitterung zu. die die letzten Befehle Philipps ll.
über ihn gebraht hätten.
Als der Herzog am Tage der Hinrihtung heimlih im Auftrage
des Königs der Exekution beiwohnte. fhluhzte er. als Egnwnts
Haupt fiel. unter Tränen laut auf.
Fügen wir diefen Tatfahen noh eine andre. nur vermutete. aber
fehr wahrfheinlihe hinzu. daß Alba nah Publikation des graufamen
Religionsediktes durh Margarete von Parmaf) den König zu beftimmen
wußte. dies Gefeß der Statthalterin rückgängig zu mahen. fo werden
wir anerkennen müffen. daß niht Alba der graufame Ratgeber
Philipps ll. war. fondern daß der König iiberhaupt keines Ratgebers
bedurfte. um feine in Eigenwillen und Mahtdünkel wurzelnden blutigen
Urteile zu unterzeihnen,
n. Margarete von Parma und Mahiavell. Wenn
es eine Wahrheit ift. daß der Gefhihtsfhreiber das Lob der
Mitwelt im höhften Maße ernten wird. der mit Wiß und Kombination
die Hiftorie fhreibt. der niht die Bruhftücke verftaubter Dokumente
lückenhaft der Allgemeinheit übergibt. fo hätte Goethe für feinen
Egmont das Lob im höhften Maße verdient. Freilich auch der
Künftler der Kombination kann fih irren. zuweilen in hohem Maße
irren. Dies ift dem Dihter bei Geftaltung der gefhihtlihen Per-
fönlihkeiten hinfihtlih der Regentin und ihres Geheimfhreibers
Mahiavelli paffiert. Man wird fih fragen. warum Goethe grade
Mahiavelli. den am wenigften bekanntem") von allen Sekretären Mar-
garetens. gewählt hat. Die Vermutung liegt nahe. daß er es um des
hiftorifchen Namens willen getan hat. Von dem Träger diefes Namens.
der an Margaretens Hofe lebte. allerdings konnte Goethe fo gut wie

f) Margarete v. Parma publiziert am 24. Mai 1567 zu Antwerpen ein
Edikt gegen die ..neuen Lehren“. das ob feiner drakvnifhen Strafandrohung eine
traurige Berühmtheit erlangte. Diefes Edikt wurde am Juli auf königlichen
Befehl widerrufen.
Man muß fich wundern. bemerkt Hahard (Herausgeber der Korrefpondenz
Philipps ll.) hier fehr treffend. daß diefes Edikt Philipp ll. und feinen Räten
niht gefallen hat und daß er der Statthalterin Vorwürfe mahte. ..weil es der
hriftlihen Religion zuwiderliefe“. Heute hat die fchon oben erwähnte Annahme
viele Anhänger gefunden. daß Herzog Alba den König zur Zurücknahme des
Edikts bewogen habe. vielleiht. indem er auf die Möglichkeit einer Revolution
und die Shwähe der fpanifhen Partei in den Niederlanden hinwies.
A *) Gefhihtlih weit bekannter find die Sekretäre Berti und Tomas
rmenteros.

gar keine Einzelheiten wiffen. Vielleicht ift ihm nur der Name in
einer befonders gründlichen Chronik aufgetaucht.
In den Zwiegefprächen zwifchen der Statthalterin und Machiavelli
zeigt uns Goethe den Sekretär der Regentin als einen finnigen. von
gewaltfamen Umwälznngen abratenden Mann. als einen Mann der
Duldfamkeit. der weit davon entfernt fcheint. fich mit den Vlänen des
zweiten Vhilipp zu identifizieren.*) *
Tiefe Darftellung widerläuft der neuern Forfchung. Machiavell
war ähnlich wie Alba ein Gefchöpf Philipps ll.. den der König ge-
wiffermaßen als feinen Vertrauten zur Ueberwachung der Regentin
nach den Niederlanden fandte. Er wurde bald auch Margaretens
Vertrauter und war über die Vläne ihrer Abdankung aufs genauefte
informiert. Wir befißen über feinen Dienft am Hofe der Regentin die
folgenden Daten") Am 25. September 1567 kam Machiavell in
Madrid an. Er brachte dort lebhaft den Abfcbiedswunfch der Regentin
zur Sprache und verficherte den Miniftern. daß die Herzogin ihren
Abfchied aus eigner Machtvollkommenheit nehmen werde. wenn der
König ihn nicht gewähren follte. Mitte Oktober kehrte er nach den
Niederlanden zurück. Im November etwa traf er. wie aus einem
Briefe Margarethens an die Königin von England hervorgeht. wieder
in Briiffel ein. Der Abfchied war auf Machiavellis Drängen vom
König bewilligt worden. Am 22, November 1567 dankt Margarete
von Barma dem König für die Erfüllung ihres Wunfches und fchreibt
dann weiter:
„Ich bitte Eure Majeftät untertänig und ehrfurchtsvoll. Ber-
zeihung und Gnade in den Niederlanden walten zu laffen und damit
jener Hoffnung Rechnung zu tragen. die E. M. fo oft in ihnen genährt
haben. Ich bitte E. M.. gnädigft zu erwägen. daß. je größer die
Könige find. um fo mehr fie fich dem ..göttlichen Ebenbild“ nähern.
fie um fo mehr Nachahmer göttlicher Güte und-Milde werden miiffen.
Ich bitte M.. gnädigft zu erwägen. daß alle Fürften. die über die
Niederlande geherrfcht haben. fich ftets damit begnügten. die Häupter
der Verfchwörungen zu beftrafen. und die große Menge fchonten. indem
fie fich an ihrer Reue genügen ließen.
Sanft . , . möge der Himmel verhüten. daß nicht eine vollftändige
Umwälzung und ein Aufftand in den Niederlanden Vlaß greift. deffen
Konfequenzen E. M, fich fchwerlich werden verheimlichen können.“
Auf dem Rücken diefes Schriftftücks fteht feltfamerweife in der
Handfchrift Machiavellis in fpanifcher Sprache: „Eure Majeftät mögen
urteilen. ob es nötig ift. diefen Brief im Rate zu verlefen.“

*) Egmont l, 2: Machiavell: ..Ein Wort fiir taufend: Ihr unterdrückt die
neue Lehre nicht. Laßt fie gelten. fondert fie von den Rechtgläubigen. gebt ihnen
Kirchen. faßt fie in die bürgerliche Ordnung. fchränkt fie ein; und fo habt Ihr
die Anführer auf einmal zur Ruhe gebracht. Iede andern Mittel find vergeblich.
und Ihr verheert das Land.“ _
**) Correßponäence (ie philippe ll. (in den belgifchen Generalarchiven).

Und darunter von Vhilipps ll. Hand: ..Sie brauchen ihn nicht
mehr zu fehn. da Sie ihn geftern franzöfifch fahn. und es ift auch nicht
nötig. Ihnen darüber weiteres mitzuteilen.“
Aus diefer markanten Auffchrift Machiavellis glauben wir mit
Recht den Schluß ziehn zu dürfen. daß Machiavell als Geheimagent
Vhilipps ll. an Margaretens Hof fungierte und den Befehlen des
Königs in Vrüffel Haltung zu verfchaffen hatte. Jedenfalls zeigt der kurze
Vaffus bis zur Evidenz. daß Machiavell den König vor der Verlefung
des Vriefs im Rate warnte. um nicht etwa den Elementen die Ober-
hand zu verf-haffen. die gleich Margarete heimlich für Milde und ein-
gefchränkte Duldung waren. Goethe hat nun grade Machiavell die
Worte der Duldung in den Mund gelegt und damit die Anfichten
Margaretens und Machiavells gewiffermaßen vertaufcht. Endlich
dürfen wir wahrfcheinlich auch nicht der Herzogin das weiter oben
erwähnte blutige Edikt von Antwerpen zur Laft legen. Es war aus
der Verzweiflung geboren. da Vhilipp ll. die Regentin ftets durch
feinen Vertrauten zu neuen Schritten drängte - ein Werk des unüber-
legten Augenblicks - dem jener fpanifche Sekretär nicht fremd gegen-
überftehn mochte.
So dürfen wir denn die Worte: Egmont l. 1. Soeft: Wahl-lich
treffliche Weiber find in dem Haufe! Die Regentin lebe!
voll und ganz auf Margareten anwenden. Sie regierte nach beftem
Wiffen mit ..Mäßigkeit und Klugheit“. um Jetters Worte (Egmont l. 1)
zu gebrauchen, „Ihr Vertrauter aber war ein Mann in Vhilipps ll.
Solde. deffen Ratfchläge nur zu oft der einfichtsvollen Staatskunft
der Regentin den böfen Ausgang gegeben haben mögen.
Margaretens Abfchied als Statthalterin haben wir fchon weiter
oben geftreift. Goethe legt ihr (Egmont [ll. 1) die Worte in den
Mund: ..Aber beffer fo. als einem Gefpenft gleich unter den Lebenden
bleiben. und mit hohlem Anfehn einen Vlah behaupten wollen. den
ihm ein andrer abgeerbt hat. und nun befißt und genießt.“
Diefe Worte kommen der hiftorifchen Wahrheit fehr nahe. In
ihrem Schreiben vom 8. September 1567 erbat die Herzogin vom
König den Abfchied. indem fie hervorhob. daß fie darauf beftehn
müffe. einen Vlaß zu verlaffen. den ein andrer einzunehmen fich an-
fchicke. und daß fie. falls der König zögere. ihr zu antworten. fein
Schweigen als ftillfchweigendes Einverftändnis annehmen würde,*)

*) Vielleicht noch deutlicher geht die Abficht der Regentin aus einem Schreiben
hervor. das fie am 29, Auguft 1567 an den König richtete und in dem es heißt:
,Zi m3 reputation et ma ZatjZfnctjon '0118 auaient jnZpirS la 80llicituc1e
que '0118 me mai-que: äanZ '08 lettreß, '0118 m'eussiee autorisee 3 quitta
mon gouuernement avant ae me mettre en quelque Zarte en para 0a area
1e- [Luc: (Wilde qui fait tout ce qu'il lui plait quoique je 801'8 'un ai-jZ
con run-e.“

–

Kaiferreden.
Seit den Kriegen. die Moltfe
und Bismarck gefiihrt haben. ift die
deutfhe Bevölkerung im Grunde
ihres Herzens konfervatio. Blut
und Eifeu und die fremden Milliar-
den. die ins Land floffen. haben fich
als vorzüglicher Kitt erwiefen. und
die großen deutfhen Kinder - ob
fie rehts oder links wählen -
hören gar zu gern von jenen Tagen
erzählen. in denen die ..völkifhe
Eigenart" Deutfchlands erfhaffen
wurde, Was wunder. wenn die
Mitglieder des Haufes. das von
den Erinnerungen an vergangene
Zeiten lebt. fih bei paffenden Ge-
legenheiten auf die Größe ihrer
Ahnen befinnen und in Tagen. in
denen ein Sozialdemokrat nah dem
andern in den Reichstag einzieht.
diefe Zeitläufe niht mehr herrlih
findet und daran erinnert. daß er»
auh ohne Barlamente ging - wenn
nur der Himmel wollte! Kaifer
Wilhelm will es niht wahr haben.
daß. fih ein Monarch. der feine
Pfliht gegen den Himmel und feine
Nahfolger tut. um die Neuerungen
des Tages zu kümmern habe. Aber
er folgte nur der Stimmung diefer
Tage. die eine Radikalifierung der
Bevölkerung auszudrücken fheinen.
als er fich in Königsberg gegen die
Tendenzen der Sozialdemokraten und
der Fortfchrittler wandte.
Daß der Kaifer den Abfolutismus
n ich t proklamieren wollte. geht niht
nur aus dem offiziellen Dementi
des Herrn von Bethmann-Hollweg
hervor. fondern aus der Königsberger
Rede felbft. in der Wilhelm ll. alle
feine Untertanen und jeden von
ihnen zur Mitarbeit aufforderte. die
zur Wohlfahrt des Landes notwendig
fei. Der Kaifer ift gewiß ebenfo
klug wie die Dialektiker der Tages-
prefie. die ihm haarfharf beweifen. was
er offenbar felbft weiß: daß fich aus
den Tagesanfihten und Meinungen
und aus den Untertanen die Parlamente
zufammenfeßen. die verfaffungsmäßi-
gen Organe für die Gefeßgebung -
neben Gott und den Regierungen.
Aber vielleiht ift der Kaifer -
niht der fchlehtefte Dialektiker Deutfh-
lands - auh der Anfiht. daß die
Wahlen in den Reihstag und die
Landtage niht immer ein abfolut

genaues Bild der Stimmung im
Lande find. Kaifer Wilhelm hat
fih fiher in feiner Art auh mit
dem Denken und Fühlen feines
Volkes vertraut gemaht uud nimmt
darauf gewiß die notwendige Riick-
fiht. Er ift fchließlih auh ver-
fafiungsmäßig der erfte Gefchäfts-
führer des Reiches - entfheidet in
erfter und letzter Linie iiber Krieg
und Frieden - und hat an dem
Wohlergehn des Gefhäfts das größte
Jutereffe.
Es beftehn heute fhon berehtigte
Zweifel darüber. ob Kaifer Wilhelm
durch feineKönigsberger Rede den deut-
fhen Reichstag und das deutfhe Bolk
herausfordern wollte, Und felbft
wenn er es im Augenblick wirklich

fhlimmer gemeint hätte. als er es
fagte. fo hat er doch an den fol-“
genden Tagen zum mindeften über-
zeugende Proben fehr feiner Ver-
föhnlichkeit gegeben. So ritt der
Kaifer wenige Tage nach feiner An-
kunft in der Hauptftadt in den
Tiergarten aus und begegnete dabei
dem Geheimrat Rießer. der auh
'hoh zu Roß faß. Was aber tat
der Kaifer? Er fchickte fein Gefolge
weg und unterhielt fih eine Viertel-
ftunde lang mit dem Präfidenten des
Hanfabundes. der bekanntlih in den
letzten Wochen Proflamationen er-
lafien hat. die niht ganz auf dem
Boden des Gottesgnadeutums ftehn.
und der außerdem dringend verdähtig
ift. kein Feind aller konftitutionellen
Elemente des Reichs zu fein.
Einem dunkeln Gerüchte zufolge
foll es Monarchen geben. die mit
.Untertanen entgegengefeßter An-
fhauung überhaupt kein Wort reden.
Ich meine alfo. man darf auf
den konfervativen Sinn des deutfchen
Volkes und des deutfchen Monarchen
vertrami. Und an die 120 Sozial-
demokraten im deutfchen Reichstag
will ih erft glauben. wenn fie ge-
wählt find. Außerdem hat es im
deutfhen Reihstag fhou weit mehr
»als 50 Sozialdemokraten gegeben.
,und kein einziger Hohenzoller ift
bisher in der roten Flut ertrunken
dl- "l
zu

Die europäifhe
Expanfion Italiens

„italia karte cin 5s!“ das fte>t
den Leuten diesfeits der Alpen
unverlierbar im Kopf. Zwar haben
fie keinen Fußbreit Landes. der
auswärtigen Heirfhern untertan
war. durch eigne Kraft. allein. zu
erwerben vermoht; ja den größten
Teil diefes Gebietes. wie auh die
Krönung des Gebäudes verdanken
fie reht eigentlih uns Deutfhen.
Aber auf Dank hat fhon Bismarck
niht gerechnet; die Zeiten find
vorbei. da die Deutfhen „pc-.r la
gloria“ ihre Haut zu Märkte tragen.
während alle andern fihtbare
Werte einftecken, Mohte Italien
damals nehmen. was für Oefterreih
felbft eine Laft war; für die groß-

deutfhe Politik war Italien 1866
nur eine Art Rückendeckung für
alle Fälle. Was es dann 1870
errang. das ward ihm auh niht
als Belohnung für eine kluge
Politik. gewiß niht; aber für uns
war es gleihgültig. ob es Rom
hatte oder niht. Alfo auf dem
Dankfuß ftehn wir keineswegs mit
Italien. Wir fchreiben ihm des:
halb auch niht vor. daß es fih
nunmehr befcheiden folie. Es foll
nur felbft entfheiden. was es für
fih als niißlih und erftrebens-
wert erahtet. Worauf es aber
feine begehrlichen Augen alle Tage
rihtet. das halten wir fiir töriht.
da es Gefühlspolitik ift; und davor
follten gerade füdliche Völker fih in
Aht nehmen. Raffenhaß ift keine
Grundlage für gefunde Politik.
Daß es fih aber um einen Kampf
zwifhen Deutfh und Welfh im
letzten Grunde handelt und um
weiter nihts. das lehren die Tat-
fachen. Denn daß Frankreih fich
Nizza und Savonen geholt hat.
was doh Italien wirklih gehörte.
das ift neidlos verfhmerzt. Daß
aber Oefterreth Länderftiicke wel-
fher Bevölkerung behalten will.
die nie zu Italien gehört hatten.
das kann man ihm niht verzeihn.

Blinder. unberechtigter Raffenhaß! Und merkwiirdigerweife geht es faft nur gegen die Deutfhen. niht gegen die Slawen. die den Italienern eigentlih viel gefährlicher werden. Aber man ahtet diefe Gefahr weniger. man unterfhäßt fie. da man die Slawen als Hilfstruppen der Deutfhen anfieht. die dadurh eben ihre Shwähe zeigeni Und das fiidlihe Blut erhitzt fih in der Leidenfchaft! . . .
Daß man in Italien felbft be- gehrlich ift nach manhem fhönen St-iick Erde. das hinter fhwarz- gelben Grenzpfählen liegt. ift be- greiflih. Auch daß man diefen patriotiichen Ziindftoff weiter glim- men läßt trotz unberehenbarer Et:- plofionsgefahr. ift in einem Lande. wo t'ommandierende Generale wie Kinder reden. niht mehr als natiirlih. Zwar ftreitet das ganz gegen wirkliche Intereffen Italiens. fo lange es nämlih an- dre geheime Expanfionsvläne größern Stils zu verwirklihen hofft. eine Verwirklichung. die nur in engem Einverftändnis mit den Doppel: und :iieihsadlern gelingen kann. So weit ift man jedoh in Rom noch nicht. daß dies, zur Ueberzeugung aller jener politifhen Dilettanten geworden wäre. die die Wahlkaffe dort emporhebt. Alfa läßt man ihnen das Ber- gniigen. das fie ja fhließlih felbft bezahlen werden.
Daß aber hinter den fhwarz- gelben Bfählen felher fo heftige Geliifte. Farbe zu wehfeln. beftehn. ift viel weniger zu begreifen.
Das Trentinokommt dabei weniger in Frage. wird es doh eigentlich mehr der Reputation und der ftra- tegifhen Stellung wegen gehalten. Aber Trieftl Was ift ein öfterreihifhes Trieft. was kann ein italienifches fein?
Niht fo fehr der kulturelle Ge- genfatz_ tritt hervor. der zwifhen öfterreihifher und italienifher Ber- waltung herrfht; denn troßdeni öfterreihifhe Beamte niht fo er- bärmlich bezahlt und infolgedeffen nicht fo verlottert und nngebildet find. wie im allgemeinen die italienifchen bei Boft und Eifenhahn.

in Gemeindeämtern und Staats-
ftellen; obwohl die Berwahrlofung in
öffentlichen Zuftänden. Arbeiten und
im Eigentum des Staates und der
Gemeinden niht fo fehr herrfht.
wie im Nahbarlande. wo man
fih niht allzufehr um das Morgen
kümmert; ohfchon der Steuerdiuck
links vom Ifonze niht fo fhwer ift
als rechts. fo ift doh gewiß auh
in Oefterreih niht alles Gold.
was glänzt.
Aber wirtfhaftlih kann ein
italienifhes .Trieft nur alles ein-
biißen. was es unter dem Doppel-
adler je gewonnen hat.
Jetzt ift es' der öfterreihifhe
Handelshafen learn' Machen. ift
gleichzeitig der Hauptmittelnieer-
hafen fiir Deutfchland. befitzt
erftklaffige Verkehrsverbindungen
iiberallhin. von iiberallher. Man
fiihrt von Berlin in 24. von
London in 36 Stunden dorthin.
es hat fiir den Leoanteverkehr und
nah Aegypten die kiirzeften Ber-
bindungen, Angefihts des heute
noch minderwertigen Zuftandes der
italienifhen Bahnen und deren
Materials. Einrihtungen und Sau-
berkeit wird diefe -ganz außer-
italienifhe Berbindungslinie von
dem großen Strom der Reifenden
mit Recht bevorzugt. und nur. die

Shiffahrtslinien ab Marfeille (alfa
auch außeritalienifch) mahen ihm
im Anfhlußverkehr zur See' Kan-
kurrenz.
Sein Ltiarenverkehr verfügt fau-
veraiu über das gewaltige. reihe.
fiark induftrielle und erpart-
fähige. dabei ebenfo kaufkräfiige
und aufnahmafähige Hinterland.
zieht den Reichtum Zentral-
europa-'Z mühelos in feinen Schoß;
e*:- genießt Privilegien und hat eine
Schiffahrt. die nur in diefen na-
türlichen wirtfchafilihen Beziehungen
wurzeln, Diefe unterbinden. hieße
Tallheit; denn Trieft hat die
Garantie. gleich illicnfeille die
Metropole des Südens fiir ihren
Staat zu werden. zuerftfinanziell
und wirifhaftspalitifh. dann geifiig
als Univerfität. endlichin natür-
licher Entwicklung auh palitifh;
es braucht nur zu wollen; nur en-
ergifh und ehrlih der felbft-
mörderifchen Jrredentaidee valei zu
fagen.
Aber wie fall man Jtaliener
d. h. Leute. die es eigentlih gar
niht find. aber fih defio mehr auf
diefe Raffenverwandtfhaft zugute
tun. die einen Daktrinär wie
Mazzini. mit dem man Wände
einrennen kannte. als Rational-
helden feiern. wie foll man die
praktifhe Politik und Verfiänduis
für ihre eignen Jntereffen lehren?
Sie wollen. daß über die Kai-ft-
berge. an deren Fuß fih die fhöne
Stadt lehnt. eine hinefifhe
Mauer ziehe mit Drähten und
hinefifhen Glöcklein dran. auf daß
fein fäuberlih die ..natürlichen
Grenzen“ Jtaliens gegen ge-
f hmuggelien Tabak. Salz. Petroleum
Zucker. deutfche Kultur 2c. gefchiißt
feien. Sie wollen zur italienifhen
Provinz: und Landftadt werden.
die mit Venedig um den Vorrang
ftreitet. welcher von beiden Häfen
zuerft verfande und verlande. es
fei denn. man komme von Staats-
wegen mit einer „begge per
'l'rieste“ (lex pro Triefie) zu Hilfe.
die den Prozeß der Verfumpfung
befördert. wie annach in Neapel zu
fehn. -
Sie wollen. daß Oefterreih und

Deutfhland ihre Güter und Waren.
ihre Erpreßzüge ein paar Kilometer
weiter fchicken und einen deutfchen
Hafen fchaffen. wo die bekannte
Energie. Jniiiative und praktifhe
Jntelligenz jener barbarifchen Völker
fich ungehindert entwickeln könne
und niht mehr italienifche Beutel*
fülle. Sie wollen ihrer Shivefter-
ftadt Flame den Rahm von der
Milch laffen; fie wollen auf die
fiolze freie Schiffahrt verzichten und
ihr Geld in die Tafchen der großen
Monopolgefellfhafien ftecken. die in
Ram an der Staatskrippe ftehnl
So uneigennüßig ift Trieft! -
and Jtalien'? Jtalieu wird ihm
diefe Uneigenniißigkeit danken!
--r.

Ein neutrales Schwarzes Meer

Mit ihrem neueften. viel Auffehn
erregenden Vorfhlag. das S ch tv a rz e
Meer zu neutralifieren. er_-
bringt die Jungtürkei den Beweis_ daß
fie gewillt ift und fich an die Kraft
zuiraut. die Dinge im na en Often.
unter Geltendmahung ihrer Fiihrerrolle
am Balkan. fiir längere Dauer zu
ordnen. Jhre Propofition. die in erfter
Linie an das die tiirkifche auptftadi»
doh immer bedrohende Ruß a nd ge!
richtet ift. lautet - vorcrft durch die
tjirkifcle Preffe zum Ausdruck gebracht
- da in. Rußland möge feine anfehn-
liche Shwarzemeerflotte in die baltifcheu-
Wäffer transferieren.dadurh den Wieder- '
aufbau feiner navalen Kräfte befchleunigen

nnd fich. ebenfo wie die Türkei.
bindend verpflichten. keine
Kriegsicbiffe mehr ins Schwarze Meer
zu entfenden. das damit zur neutralen
Sec wiirde. Implicite wäre dadurch
auch die Dardanellenfrage iu
der Hanptfachc gelöft. Die Tür-kei
könnte bei Annahme des Vorfchlags.
befreit von der unmittelbaren ruffifchen
Bedrohung. ihre politifchen und terri-
- torialcnRcchte gegeniiber andern Balkan-
ftaatcu ganz anders wahren. als bisher.
Und da der deffenfive Charakter der
tjirkiichen Volitik außer Zweifel fteht.
die Angriffstendenzen ganz auf Seite
der nichttiirkifchen Balkanfiaateu liegen.
wäre damit auch die Aufgabe der Groß-
miichte. ängftliäj und forgfam - des
Friedens wegen - den 81.11.13 qu()
des ottoinanifchen Reiches zn hüteu.
weientlicb erleichtert.
Gerade jest - da es über alle*
Tücher fchallt. daß das überrafch ent-
wickelte Bulgarien. das fichin Mazedonien
einen CaZuZ vel|i für alle Fälle warm
zu halten fcheint. fich mit Griechenland.
feinem friiher gründlich verhaßteu
Konkurrenten in der Revolutionierung
Mazedoniens. verbjinden will und
die veiorgte Türkei dafür Anichlnß au
Rumänien fucht und fich in ein engeres
Sämßverhiiltnis zum Dreibund ftellen
will. wäre diefe Friedeusgarantie. die
Ausfchaltung der Hoffnung jener turko-
phoben Balkanftaaten. rnffifche Schiffe
wiirden. im äußerften Falle. rafch vor
Konftautinopel erfcheinen* können. nn-
geheuer wertvoll. Ans den Erfahrungen
der jiingften Zeit weiß man. daß die Luft
zu Aggreffioneu und zu Friedensftörnngen
am Balkan fich immer an diefer Hoff-
nung auf Rußland nährte. Trotz der
fchwcren Enttäufchung. die Serbien im
Konflikt mit Oefterreich erlebte.
Wenn es der Türkei unn gelänge.
bei gleichzeitig in Angriff genommener
Ansgeftaltung ihres Heeres und ihrer
Marine. den diplomatifchen Schachzug
der Neutralifiernng des Schwarzen
Meeres zu ziehn. diirfte den Bulgaren
und* Griechen fürs erfte der Mutwille
der ftändigen Herausforderungen vergehn,._
Die niedcrfchlagende Wirkung der
Befuche des türkifchen Großweziers in
Oefterreich und Rumänien anf die
Sofioter Volitik verrät fchon das böfe
Gewiffen der bulgarifcheu Regierung.

Wenn auch die Neugewichtsverteilung
auf dem Balkan nicht. wie ein Teil der
europäifchen Vreffe meint. in einem
Fünfrnächtebund in die Erfrheinung
treten wird (Dreibund. Türkei.
Rumänien). fo find doch dem Leiter der
tjirkifchen Volitik. wie ich dies aus
befter Quelle weiß. folche Zuficherungen
zugekommen. die fich auf eine enger
uinfchriebene Garantie des tiirkifchen
ZiatuZ quo zufpißen. daß die Nentiirkei
der eventuellen. auf ihre llukoften hin-
zielendeu Verbindung von Baltanftaateu
forgenlos entgegenfehn kann.
Noch ift die Form fiir den jung-
tiirkifchen Vorfchlag eines neutralen
Schwarzen Meeres und der Dardanellen-
freiheit nicht gefunden. aber fchou die
Anregung verdient die hö ch fte Auf-
merkfamkeit der politifchen Welt.
deren' Ruhe immer wieder vom Balkan
bedroht wird. r. Z.
Königreich Montenegro .
Mit großer Feierlichkeit. einer
feftlichen Sißung der Skuptfchina
und einem Gottesdienft in der
hiftorifchen Kirche von Eetinje ift
am 28. Augnft die Broklamation
des Fürften Nikolaus zum
König von Montenegro vor fich
gegangen. Der König und die
Königin vvu Italien und viele
andre Fürftlichkeiten nahmen daran
in großer Uniform teil. Die Be-
geifterung der Bevölkerung war
grenzenlos
Am Tage vor der Vroklamation
empfing Fürft Nikolaus etliche
deutfche und öfterreichifäje Ibur-
naliften und fpracl) zu ihnen wie
ein großmächtiges Inftrumeut Gottes
auf Erden. Er hatte die Gnade.
die Genialität feines Freundes Kaifer
Wilhelm zu loben. erkannte fogar
die Bedeutung feines zweiten guten
Freundes. des Kaifers und Königs
Franz Iofef. an und erklärte aus:
drücklich. daß fich feine friedlichen
Tendenzen gegen die beiden mittel-

europäifchen Großmächte mit der
Erhc bung Montenegros zum König-
reich Montenegro nicht ändern wür-
den. und daß er auch fernerhin mit
feinen beiden mächtigen Freunden in
Treue und Frieden leben wolle.
Am Tage des wichtigen Altes
hatte der V r ä f i d e nt der monte-
negrinifchen N e gie r u n g. Dr. L.
Tomanowitfch. die Liebenswürdigkeit.
auch einige Vertreter der Vrefie zu
empfangen. Ueber die Gründe zur
Standescrhöhung gab er den Ver-
tretern der Vreffe erfchöpfende Aus-
künfte: ..Wenn Montenegro König-
reich wird.“ fagte der Minifter-
präfident. ..fo übt es nur ein altes .
Recht aus. Seitdem Serben auf
dem Balkan leben. hat Montenegro
tatfächlich niemals unter fremder
Souveränitätgeftanden. Alle
andern Stämme wurden unter die
Herrichaft der Türkei ge-
zwungen. M o n t e n e g r o allein
blieb frei und erhielt fich die
Freiheit durch zahllofe Opfer. In
allen diefen Zeiten war Montenegro
der Hort des ferbifchon Staats-
gedankens. Und hunderttaufende. die
unter fremder Herrfchaft waren.
richteten ihre Augen hoff-
nungsvoll auf Montenegro."
Da die Vertreter der fiebenten
Großmacht zu diefen Aeußernngen
ein würdevoll ernftes Geficht machten.
fuhr Dr. Tomanowitfch mit Ve-
deutung fort:
„Welche kulturelle Wichtig-
keit Montenegro fchon im
fünfzehnten Jahrhundert (l)
unter dem Regiment Iwan Tfcherno-
jewitfchs hatte. mögen zwei Tat-
fachen beweifen: In Montenegro
wurde die erfte Buchdruct'erei
auf dem Balkan gegründet; während
aber alle andern Buchdru>ereien der
damaligen Zeit auf private Initia- *
tive zurückzuführen waren. entftand
wie nachgewiefen ift. hier die erfte
Staatsdruckerei der Welt."
Wie viele Analphabeten Montenegro
heute noch beherbergt. verfchweigt
der weife Miuifter. Die allzeit_
kulturfreundlichen Korrefpondcnten
der deutfchen Vreffe - bekanntlich
allefamt fehr diskrete Herriehaften
- fragten weiter nicht danach.

Leider kündet es auch das Konver-
fationslexikon nicht. Aber 50 Bro-
zeut der Bevölkerung find es min-
deftens. Man braucht deshalb nicht
zu denken. daß das neue Königreich
die Analphabeten Europas um
Millionen vermehre. denn der er-
habene Freund des Kaifers Franz
Jofef und des Kaifers Wilhelm zählt
im ganzen nur eine Viertelniillion
Untertanen. DieStaatseinnahmen des
Königreichs betragen aber erwiefener-
maßen fogar zwei Millionen pro
Jahr,
Der Minifterpräfident des hoch-
mögenden Königreichs gab au ch be-
ruhigende Erklärungen ab. Nicht
nur mit den Großmächten Mittel-
europas will er fich freundlichft ver-
tragen. auch mit den Großmächten
auf dem Balkan wird er keinen
Krieg führen: ..Wenn es in der
letzten Zeit öfter hieß. daß zwifchen
S e r b i e n und elüontenegro gewiffe
Spannungen her-richten. fo ift das
nicht zutreffend. Wohl ift es wahr.
daß niißvergnügte Elemente hüben
und drüben fchüren und Unfrieden
zu ftiften fachen. Einen
nachhaltigenErfolg haben
fie n ich t."
Unter folchen Umftänden darf
man den europäifchen Frieden

für gefichert halten.'da ja fhließlih
auh Kaifer Wilhelm jiingft in Ma-
rienburg auf der Friedensfhalmei
geblafen hat.
Die Erhebung Montenegros zum
Königreih ift natürlih ohne jede
politifhe Bedeutung. Beweis deffen
ift die Tatfahe. daß die gegen die
geringfte Veränderung des ZlökUZ
quo auf dem Balkan eiferfiihtigen
Mähte gegen die fchon im Vorjahr
geplante Aktion niht das mindefte
einzuwenden hatten. Dem neu-
backenen Grafen Aehrenthal. der
übrigens kein Heros an Humor ift.
mahte es viel Spaß. fih mit der
Vroklamation einverftanden zu er-
klären. Auch in der Politik gibt es
ein Lächeln des - Miileids,
ZZ-
Der Totentanz am Wiener Turf.
Zwei Wiener Jonrnaliften. Emil
Bader und Robert Wolf. haben in
diefen Tagen bei Eifenftein 8c Co.
(Wien und Leipzig) eine Brofchüre ..Der
Totentanz am Turf“ erfheinen laffen.
von der fih die Verfaffer -- wie alle
Journaliften. die zum erftenmal auf den
Büchermarkt gehn - eine nachhaltige und
inteufive Wirkung verfprechen. Die Schrift
ift dazu beftirnmt, ..der Wiener Bevölkerung
die Augen zu öffnen. damit fie den Ab-
grund fehe. dern viele Tarifende in ver-
blendeter Leidenfchaft zutaumeln. um niht
nur den wirtfhaftlihen. fondern auch den
moralifchen und zuweilen den phnfifchen
Tod zu finden " Die Brofhüre ift zwar
flüffig. allzu flüffig gefchrieben. aber fie
bringt den größten Teil ihrer Beweife im
Vorwort. und in vielen Kapiteln läuft
die Mafhine ganz leer. Jnr großen und
ganzen bleibt der Ertrag gering. und die
einfamen Rufe der beiden Tagesfhriftfteller
werden in der Wiener Wüfte angehört
verhallen. Aber es foll nicht geleugnet
werden. daß es oerdienftlich ift. fih im
Jntreffe unglückliher Menfhen die Kehl-
kopfrnuskel auszukegeln. folange inan niht
die Ueberzengung hat. daß man tauben
Ohren predigt, Was Wolf und Bader
ftellenweife erzählen. ift für die Wiener
Menfchheit allerdings fchliinm genug. Es
ift bekannt. daß in Wien nichts gearbeitet
wird und daß die Leute in diefem eleganten
Balkanneft zu allem eher Vertrauen haben.
als zu fih felbft und zu ihrer Arbeit.
Wenn man einem Wiener vorfchliige. an

einem Nachmittag um vier Uhr den von
ihm geliebten liahlenberg zu befteigen.
weil er dort unter einem Baum bare
vierzigtanfend Kronen finde. fo wird der allzu
fkeptifche Wiener den von ihm heißgeliebten
letzten Ausläufer der Alpen links
liegen laffen und wird fih dem noch
heißer geliebten Kaffeehaus zuwenden.
Wie follte er auh den nach feiner Meinung
ganz unfiehern vierzigtaufend Kronen um
vier Uhr nachjagen. wo er doch um drei
Uhr im Kaffee g anz fih er eine Taroä-
partie findet? Wenn man den Herren
Bader und Wolf glauben darf. haben die
Wiener neben' dem Kaffee noch eine koft-
fpieligere Geliebte: zwei Rennpläße, auf
denen viele Millionen verloren werden.
Seitdem in Baden bei Wien die Trab-
rennen abgehalten wurden - ein finniger
Zufall hat es gefiigt. daß fich in der Nähe
des Badner Trabrennplahes das Armen-
haus befindet - haben fih die Umfiiße
an der Badner Vfandleihanfkalt verviel-
fältigt. Zahlreiche Gruudbefitzer. Hauer
und Gewerbetreibende. die fich eines ziem-
lichen Wohlftands erfreuken. find in
Baden und Umgebung zugrunde gegangen.
Es gibt in Wien einen Baron. der von
feinem der Finanzariftokratie angehörenden
Baier ein Vermögen von 30 Millionen
Kronen geerbt hat. und wenige Jahre des
Befnchs der Rennbahn haben genügt. ihn
fait zu einem Bettler zu machen. Viele
öfterreichifche Adelsgefchlehter haben es
dem Sport zu danken. daß der T-iu
ihrer Vorfahren in dem Konkurs und der
Kur-ate(ihrer fittlich und wirtfchaftlich
degenerierten Nachkommenfhaft ein trauriges
Gegenftiick gefunden hat. Aus vielen
taufenden bürgerlichen Familien ift das
häusliche Glück entfchwunden. weil der
Ernährer durch die Spielwut allen Sinn
für den Wert der Arbeit. fiir den mühe-
vollen Erwerb und für die Freuden des
Familienleben-s verloren hat. Junge Leute.
die arbeitsfreudig ihre Berufspflihten er-
füllen follten. gehn eines Tags auf den
Rennplaß. laffen fih Trnggebilde leiht
und rafch erworbener Reichkiimer vor-
fpiegeln und verlieren niht nur ihr Geld.

fondern auch ihre Zukunft. Bis auf die
heranwachfende Wiener Schuljugend fol] fich
diefer fehreckliehe Einfluß erftrecken.
Der Kampf, den die Autoren gegen
die uierfiißige öfterreichifche Lotterie fiihren,
wiirde vielleicht viel ernfter ausfehn, wenn
etwas Zahlen beigebracht worden wären -
etwa die Summen genannt wiirden- die
an einem Sonntag in die Kaffen der
Totalifateure und andern Buchmacher
fließen.
Aber das eine darf man den Herren
- auch ohne Ziffern - glauben, daß
der beite „Tip“, den ein „ehrlicher Fachmann
des Rennfports" einem Laien geben kann,
der ift, nicht zu fpielen. Denn alle Turf-
weisheitF die fich oermißt, den Ausgang
der Rennen zu rrophezeiein ift ficherlich
nur anf unberechtigten Eigendünkel und
auf Anmaßung oder auf bewußten
Sänoindel und Betrug zurückzuführen.
Tatfache bleibt, daß in Wien, einer
Stadt. wo hunger-nde Kinder Obdachlofer
auf der Straße fterben und wo totkranke
Menfchen keinen Maß im Spital finden,
am felben Tage und zur felben Stunde
Hunderttaufende von Kronen auf ein ein-
ziges Vferd angelegt werden, Summen,
die genügen wiirden, mit einem Schlage
die Dbdachlofen- und die Spitalfchande
zu befeitigen.
Die Autoren bemängeln unter anderm
auch: daß der Staat fich von den gefeßten
Summen von vornherein 150x0 abzieht
und infolgedeffen jeden der wettet, von
vornherein der Betrogene ift Ich kann
mir nicht helfen: Mir gefällt es zwar
nichh daß der Staat die Spielfueht fördert,
aber wenn eine Steuer auf Erden je
gerecht wan ift es die Abgabe, die bon
dem Lux-us eingeboben wirdj auf ein
Nennpferd zu wetten. Nur miißte der
Staat mindeftens 500/0 Steuern uer-
langen.
Das Recht auf den Schnupfen
Es gibt zwifchen Amt-Züchter und
Neichsgericht auf Erden nichts Schwereres,
als einen Schadenerfahprozeß zu fiihren d. h.
ihn zu gewinnen. Ein Laie mag den
Schaden im Finftern mit den Händen
tappen können, die Geriäjte fehn ihn nicht
bei hellftem Tageslicht. Das bürgerliche
Gefeßbuch verlangt fchon die unmöglichften
Beweife. Ich reife zum Beifpiel mit der
Eifenbahn nach Frankfurt a. M, wohin
mich die wichtigften Gefchäfte fiihren.
Unterwegs uerfagt plößlieh die Lokomotive

den Dienft, und wir halten auf offenem
Felde zwifchen zwei armfeligen Dörfern,
in denen an ein Weiterreifen nicht zu
denken ift. Wir kommen mit einer ge-
waltigen Verfpiitung an! und mit dem er-
warteten großen Gefchäft ift es Effig.
Das hat jemand von der Konkurrenz
gemacht. Eine Klage gegen die Eifenbahn-
verwaltung hat dennoch wenig Ausficht auf
Erfolg, Erftens wäre der Schade z i f f e r n-
m ii ß i g zu erweifen. Das ift fchier unmög-
lich - denn dieEifenbahndirektion wird natiir-
lich beftreiten, daß ich das Gefchc'ift überhaupt
gemacht oder daß e?- einen nennenswerten
Gewinn gebracht hätte. Schließlich wird
die Eifenbahnoerwaltung gewiß ihr Ver-
fchulden beftreiten und die Betriebsftörung,
nach beliebtem Muffe-r, als eine gottgewoflte
cFiignng bezeichnen, Die Juriften nennen?
eine rjZ major. Auch wenn mir oon
einem liingft reparaturbedürftigen Dach ein
Ziegelftein auf den Kopf fällt und mir
den Schädel zerfchmettert, werden meine
Erben rnit einem Schadenerfaßanfprueh
gegen den fiiumigen Hauswirt kaum Glüä
haben. Hier fehlt für jeden gebildeten
Juriften der Kaufalnexus zwifchen dem
Schaden und der Schuld des Wirts.
Zum mindeften wiirde es meinen Erben
fchwer fallenj den Beweis zu erbringen,
daß meine Schädeldeäe den normalen
Zorderungen, die man an eine großftädtifche
Sehiideldecke ftellen darf7 gewachfen war.
Bei einer folchen Judikatur ift es
ganz wunderbar, daß fich noch immer
Schwär-mer finden, die einen Schadenerfah-
prozeß zu führen wagen. Der fonderbarftc
Heilige aber ift ein Waffagier der preußi-
fchen Eifenbahnen, der fich auf einer Fahrt
einen Schnupfen holte* Unter diefem
Schnupfen fcheint auch fein Gehirn emp-
findliche Verwüftungen erfahren zu haben,

denn eines Tages glaubte er. von den
preußifchen Eifenbahnen wieder heraus-
fhinden zu können. was er dem Arzt und
dem Apotheker bar bezahlt hatte. Natür-
lich verlor er den Brozeß mit Banken und
Trompeten. lind das Geriht leuchtete
ihm init einer umfangreichen Begründung
heim. mit der fih wohl auch fein ant
gegriffenes Gehirn zufrieden geben wird.
Nicht beftritten hat das Gericht die Tat-
fache. daß plöfzlich die Heizung eingefroren
ift und es in 'den Waggons kalt wurde.
Das war aber fo ziemlih das einzige.
was das Gericht gelten ließ Alles andre
lengnete es fhlankweg ab. Es leugnete,
daß zwifhen dem Verfagen der Heizung
und dem Schnupfen des Klägers ein Zu-
fanunenhang beftehe. Es entfchied aber
vor allem. daß die Vaffagiere im Winter
einen Anfpruch auf ein geheiztes Kupee.
niht haben. Der Reife-nde erwerbe durch
den gefhloffenen Transportvertrag lediglich
das Reht.in einem beftimmten Zuge befördert
zu werden. Einen Rechtsanfpruh auf
Bequemlihkeit - als folche wäre die
Heizung der Waggons anzufchn -- habe
er niht. Ih meine auch: Wenn dem
Vaffagier das Kupee zu kalt war. konnte
er ja bei der niihften Station ausfteigen.
in ein Hotel gehn und fih ein warmes
Zimmer geben laffen. Wenn ein Familien-
vater es fo eilig hat. daß er dabei feine
*Gefundheit gefährdet. dann ift er eben
leihtfinnig und müßte dieferhalb unter
Kuratel gefeßt werden. Außerdem foll fich
mancher fchon in einer warmen Gerichts-
ftubc einen Schnupfen geholt haben.
Wenn einem bei einer winterlichen Eifen-
bahnfahrt niht mindeftens ein Arm und
b e i d e Beine abfrieren. ift es überhaupt eine
llnverfchämtheit. die Gerichte zu beläftigen,
[)r. [Z. |7.

Kiinftler-Steinzeichnungen

Fiir die künftlerifhe Kultur un-
ferer Zeit hat die farbige Original-
fteinzeihnung eine friiher niht ge-
ahnte Bedeutung gewonnen, lin-
künftlerifhe Reproduktionen. wie
:Oeldrucke 2c.. farblofe Wiedergaben.
wenn auh in fiinftlerifchem Ber-
fahren. Kupferftih 2c. find fowohl
an 8*iirkungsfähigkeit. als auh
an fünftlerifhem Werte und
fhließlih und vor allen Dingen auh
an Wohlfeilheit übertroffen worden
durch die Kiinftlerlithographien.
die in herrlichen Farben uns
Originale von bekannten

Aieiftern bieten. Es handelt fih
alfo niht mehr um Reproduktionen.
wie fie früher iiblih waren. wo
ein Original erft im Mufeum mehr
oder wenig gut kopiert werden
mußte. um nah diefer Kopie wieder
durh ein photographifhes Ber-
fahren oder durch andre Re-
produktionsarten mehanifh verviel-
fältigt zu werden. Der Künftler
bedient fih hier felbft des Steins.
um feine Skizzen und Entwürfe.
wie fouft auf die Leinwand. hin-
zuzaubern. und die Abzüge diefes
Originals. alfo keine Reproduktion.
fondern eine ,O r i g i n a l - Produk-
tion des Kiinftlers. werden in den
Handel gebracht.
R. Boigtländers Berlag in
Leipzig hat fih ein befondres Ber-
dienft erworben. indem er eine
große Anzahl folcher Künftler-
drucke von bekannten Malern. wie
Hans von Volkmann. Karl Biefe.
Albert Haueifen. Shaht.
Friedrih Kallmorgen. I. B. Ciffarz.
Walter Georgi. Hans Thoma.
Wilhelm Steinhaufen. Artur Kampf.
Franz Skarbina. Robert Haug.
' Guftav Kampmann. Angelo Iank.
Walter Caspari 2c in verfhiednen
Größen auf den Markt gebraht
hat. und zwar zu Breifen. wie fie

bisher felbft für Reproduk-
t i a n e n. namentlihfiirkünftlerifhe
und farbige- oder für fonftige
Kunfibläiter. kaum denkbar waren.
Die kleinen Formate. Papierrand
57/44. Bildgröße41/30zu Mk, 2.50.
größere im Bild-Format van 55/42
zu Mk. 4.-. nah größere. 75/55
Bildgröße. zu Mk. 5.> und
fchließlih die ganz großen 100/75
zu Mk. 6.- pro Blatt. Allerhand
fchöne Dinge. wie Wehfelrahmen.
paffende Leiften 2c. erleichtern den
Heimfchmuck mit diefen wirklich
prächtigen Blättern.
SchöneftimmungsvolleFrühlings-
Sommerz Herbft- und Winterbilder.
Landfhaften. Burgen. Städte-
anfihten. Genrebilder. Tierbilder.
Märchen: und Kinderbilder 2e. find
in großer Anzahl vorhanden. Ein
reizender Katalog. der allerdings
mit 4c) Pfg. berehnet wird. die
wahl aber bei Beftellung von
Bildern wieder in Abzug gebracht
werden. zeigt uns verkleinert
in den Farben der Originale eine
große Anzahl father Blätter. fodaß
die Auswahl fehr erleihiert wird.
Alles verlangt heute nah Farbe.
Farbe ift das Leben der Bilder.
und diefe fhönen. frifchen. warmen
und feinabgeiönten Steinfarben
geben wirklich lebensvolle Bilder.
die - in paffenden Rahmen gelegt
- kaum vermuten laffen. daß es
fich dach fhließlih um Produkte
einer Maffenfabrikation handelt.
Aber was tut das! Was heißt
tlüaffenfabrikation. wenn der Kiiuftler
felbft Hand daran legt? Er mifht
die Farben. e r probiert die Nuan-.
ren. bis alles fo fteht und klappt.
wie es ihm zufagt. und das ift
das Geheimnis diefer Blätter. Es
mögen verfhiedeue darunter fein.
die. kalt und leblos. mehr den
Eindruck von Schulbildern und
Wandtafeln mahen. daneben aber
gibt es - in überwiegend großer
Zahl - wieder fo prähtige farben-
frohe und farbenweihe Bilder.
daß man fih einen fhönern Wand-
fhmuck für das Volk und für den
Mittelftand kaum denken kann.
Es ift nun einmal niht feder in
der Lage. farbige, Radierungen

oder gar Originalölgemälde fih
hinzuhängen. und wer dies nicht
kann. der wird fiherlih diefe
Originalfteinzeihnimgen. wenn er
einiges Verftändnis für Kuuft hat.
jeder kliepradukiiansart vorziehn.
Es fallen hier nur einige wenige
diefer Bilder genannt fein: Karl
Otto Matthäis ..Dämmerung im
Wall“ ift in feinem Stimmungs-
gehalt geradezu vorbildlih zu
nennen; Karl Wiefes ..Blüten-
fhnee“ zaubert Frühlingsftimmung
in jeden gefhloffenen Raum; Hans
von Volkmanns ..Erntefegen“ läßt
die Glut eines heißen Sommer-
tags ahnen; Georg Lebrehts
„Heimkehr“ erinnerian alte Märchen-
praht; Felix Kraufes „Wanderer“
läßt uns durch den Ausblick indie
Weite mehr träumen als fchaun;
Franz Starbiuas ..Hört Jhr Herren
- -“ könnte einen Richard
Wagner zu der Meifterfinger-Szenerie
angeregt haben. wenn es nicht um-
gekehrt der Fall wäre; Karl Lang-
heims ..Friefifhes Küftenftädtchen“
ift ein Jdyll. das Frieden und
Stille atmet. wie Friedrich Kall-
morgens ..Niederdeutfhe Darf-
ftraße“; Anton Glück verfetzt uns
in die gigantifhe Gebirgswelt
Tirols. 'Paul von Raveuftein.
Franz Koh und andre .in malerifhe
Winkel deutfher Lande.
4 lt t)

Rnndfchau

Unter den hiftorifchen Bildern
joll in erfter Linie Artur Kampfs
..Einfegnung der Freiwilligen von
1813“ und Robert Haugs er-
greifendes ..Morgenrot“ erwähnt
fein. diefes ein Meifterjtück in
Stimmungsgehalt und Farben-
jchönheit.
Vonden Landfchaftsbildern mögen
Friedrich Kallmvrgens „Spitzbergen“
und Guftav Kampmanns „Im
Morgenduft“ als befonders hervor-
ragende Blätter. O. .Leibers ..Wenn
der Morgen grant“ und Ad. Hilde-
brands „Hans am Rhein“ erwähnt
tem.
Sehr drollig find die Kinderbilder
Gertrud Casparis. und jo ließe fich
noch vieles auffiihren. was befonders
zu empfehlen ift. Auch Walter
Easparis Mürchenbilder find eigen-
artig und voll Humor.
Wilhelm Steinhaufens ..Ge-
freuzigter Ehrijtus“ muß zum
Schlujje noch befonders genannt
fein.
Man kann wohl jagen. daß die
künftletifche Steinzeichnung eine
Reform der Wohnungskunjt bedeutet.
daß diefe Blätter für die Päda-
gegen von unermeßlichem Werte
und daß fie vor der Unzu-
länglichkeit jeder Nachbildung un-
bedingt zu bevorzugen find. Es
liegt in der Natur der Sache. daß
fajt nur lebende Meifter in diefer
jungen Kollektion vertreten find.
Man glaube aber deshalb nicht
etwa. daß es fich um hhpermoderne
Vhantafiegebilde. um Auswiichfe
der Moderne handle. Schöne.
ftimmungsvolle. farbenfreudige und
farbenjchöne Kunjtblätter find es. die
zur Anfchaffung nicht warm genug
empfohlen werden können. - ge-
junde. lebenskräftige Moderne!
Ein Schußwall gegen gejchmact':
verderbenden ..Kitfch“. wie davon
leider noch allzuviel ins Volt ge-
tragen wird. _[eui.
Walter Boelicke: Menjäjwerdung
Xenicnverlag 1910 - Leipzig
..Wege zum lebendigen Leben“ nennt
der Verfafjer jeiu Büchlein. das als
Leitfaden der praktifchen Bhilofovhie
jedem denkenden Lejer empfohlen werden
darf . . . . Walter Boelicke nuterzieht
fich der anjprnchsvollen Aufgabe. eine

neue Theorie des Weltverbejfertnms zu
demonftrieren - fein Streben ift ledig-
lich auf'einen. allerdings den wichtigjten
Vunkt der Menfchheitsvervollkommnnng
gerichtet: aus Individuen Verfönlich-
keiten zu erziehn. Menjchwerdung::
Verfönlichkeitwerdung. Dies ift die
Oninteffenz diefer nachdenkjamen. mit-
unter in ihrer Furmtlofigkeit verblüffen-
den Vliilofophie. Unter Verfönlichkeit
aber verfteht der Autor keinen feften
menjchlichen Befiß. nichts innerlich
gcwordenes. das nun den uujichtbaren
Lebensmächten als fertige Entfchlnfz-
kraft gegenüberftiindc --- vielmehr die
Fähigkeit des unermüdlichen Erlebens.
des Werdens. Sicheutwickelns nnter
immer neuen großen. fruchtbaren Be-
dingungen. Wie ftellt fich diefem
Vraktiker. diefem Empiriker vom reinften
Wajjer das Material dar. das er
bilden will? Die menfchliche Vhnfis
und Vjnche iu ihren tanfendfachen
Ausjtrahlungeu auf die Unredlichkeit
und Zeitlichkeit des Lebens? Im Anfang
war - in Ewigkeit wird fein ** des
Menfchen Schöpfertrieb. Er. dcr iu
öttlicher Selbjtherrlichkeit. aus der
**iille des Lebens geboren. die Fülle
des Lebens befrnchtet. nicht nur dnrch
fleijchlichen. auch durch geijtigen Samen
ift das Alfa und Omega der Hebel
jeder natürlichen Entwicklung. Der
Mangel alles Irdijchen indejjen läßt
aus der Uebertraft des Zeugungs-
kräftigen zugleich auch die Bedingtheit.
die Begrenzung unfres Seins entfpringen:
Wir hängen ab in unfern Neigungen
und Trieben. uuferm Wollen und unfern
Fähigkeiten voir jenen Faktoren. die
bei dem Zeugungsakt znjammenwirkten.
- Der Schöpfertrieb des jugendlichen

Menfchen. der allzuoft durch törichte
Verichleieruug entweicht. vergiftet und
eutfräftet wird und der bei einem
liebermaß von Lebenswillen leicht zur
Zerivlitlernng. zur lleberichätzung und
zum Mißbrauch aller Lebensgiiter fiihrt.
beftätigt fich auf dreierlei Weife: nicht
allein will er phvfifches Leben. er muß
bei einer leidenichaftlichen Anipaunung
aller vhnfifcheu Jugredienzen Kultur-
und Geifteswerte zeugen. muß fich die
Welt. in die er fein Geichövf verpflanzt.
als Herrieher und (Zeitalter untertäuig
machen. Nicht fort. fondern hinauf
follft du dich pflanzen .. . . fagte
Nießiche. Die Weltgeftaltuugsfehnfucht.
die den fchöpferifchen Jüngling mit
dem Bewußtfein fchrankeulofer Nacht
erfiillt. verleitet ihn leicht zur reftlofen
Hingabe an einen liigeuhaften Idealis-
mus; indem er fich von der in ihrer
lluvollkommenheit beklagenswerten Wirk-
lichkeit abweudet. möchte er die ideale
Sajeiuwelt der Antike neu erichaffen.
Sein Knlturtrieb geht hier gefährlich
in die Irre. Am Weltbild glücklich
formen kann nur der in feinem Eigen-
wollenVollbefriedigte.derLebeuskämpfer.
der fich mutig mit den Wirklichkeiten
anseinanderfetzt. Inden(er iu fich den
trievhafteu Egoismus. die Sehnfucht
nach veriönlichem Glück erkennt uud
zu erfüllen trachtet. ohne ihr ein
idealiftifches Mäntelchcn umzuhängen.
fchafjt er am Lebensgliiä der Gefamt-
heit kiihner und fruchtbarer. als es der
weltfremde Schwärmer tut. Seit der
Heraubilduug des eignen Gefchöpfes. in
welchem fich der Schöpfer adelt und
veredelt. feßte des reifen Menfchen
tiefftes. energifehftes Knlturftreben ein.
Ein Teil des jugendlichen Schöpfer-
triebs offenbart fich als Sturnitrieb
- das dritte und letzte jener gewaltigen
Lebensgebiete. das fich der Zeugende
erobert. ift die Kauft. Nicht nur das
Nützliche. Gute. auch das Schöne
will der Menfch geftaltend in fein
Tafeln einbeziehu. Ihm kann der
Trieb zur Schönheit innewohnen. ohne
fich jemals finnfällig zu betätigen.
Solcheu Höhen einer echten Lebens-
tu n ft gegenüber fteht die Unvollkommen-
heit des Dilettauteu. Was bei ihm
Zwang. bewußtcs Wollen. ift beidem
wahren Kiinftler inuerfter Beruf. Lebens-
uotwendigkeit, ein Zeugen aus unbe-

wußten. nnerforfchlichen Tiefen, Um
aus einer folchen dreifachen Betätigung
der Lebenskraft die Mögliajkeit voll-
kommeuer Gljickserfiillung zu fchöpfen.
bedarf der Mann des Weibes. Das
Vroblem der Ehe. das mit dem der
Zeuguug aufs eugfte zufammenhängt.
ja das aus dem Zufammenftrömeu
phnfifchen und kulturellen Schöpfer-
willeus geboren ward. kann nur vom
Individuum. niemals von der Gemein-
fchaft gelöft werden. Weder das iiber-
triebeue Gefühl der Verhinnnlung.
noch das der Geringfchäbung wird dem
lebendigen Geheimnis des Weibes
gerecht. Die Geftaltung neuen Lebens.
die den Menfchen mit den Rätfeln des
All-s verknüpft und deren Mittlerin
das Weib bleibt. gebietet Achtung. Ve-
wundernng. Dankbarkeit. Fiir die Ent-
wicklung der Verföulichkeit maßgebend
bleiben die intimen Beziehungen zwifchen
Mann und Weib. Nur wo der Mann
als Tier. Meufch nnd Kiiuftler feine
dreifache Zeugnugsfelnifucht im Weib
erfiillt fieht. empfindet er vollmenfchliche
Befriedigung. - Aber auch das Weib
ift dann nur reftlos glücklich. wenn der
Ertvählte jene drei verfchiedenen ein-
ander widerftrebenden Wefensarteu in
ihm auslöft. Der Autor behauptet. daß
das Weib nur immer werden kann. was
der Vefitzende ..aus ihm gefta'ltet".
Dies fcheint mir etwas gar zu radikal
die Selbftherrlichkeit des Mannes zu
dekoriert. Dank feiner paffiveu Veran-
lagung wird das Weib die ftillere Kraft
wohl in den Dienft des Lebens. nicht
aber in den Dienft des Herrieheus ftellen,
Trotzdem bleibt auch in ihm das Indi-
viduum. die menfchliche Verfönlichkeit
lebendig. - Was Voelicke jedoch iiber
die individuelle Ausgeftaltung der ehe-
lichen Gemeinfchaft. iiber die Vfvche
von Manu und Weib. nicht zuleßt über
die kritifche Zufvißung der fozial-ethc-
fchen Verhältniffe in unfrer iiberproduk-
tiven Zeit zu jagen hat. ift ernfter Auf-
merkfamkeit wert. _
(lern-uit keow-firänIcel.

Lebenstragödien

Es gibt ihrer viele. unendlich viele.
Jft nicht am Ende der Inhalt jedes Dramas.
jedes Romans eine folche Tragödie eines
Lebens. ein Schickfal? Nur erfchaut mit

dem Auge des Künftler-Zj des Menfchen-
bildnereä? Der Form verleiht nach dem
Abbild der Millionen, die um ihn herum
fchon Form haben? Die lünftlerifche Ve-
feelnng - und die wirkliche arme Seele . . .
Seele . . . was ift das doch? Ein
materielles Etwas, gebunden an die viel-
fach komplizierte-11 minutiöfen Windungen
unfrer Großhirnhemifohiiren? Oder etwa
im Zwifchenhirn fiabilierte Materie? Oder
ein Lnftiges, ein Atem, ein in die Luft
lautlos-unfichtbar Verfchwindendes? Oder
im Herzen Lebendes, Vergehendes? Etwas
Undefinierbares, Geheimnisvolles?
Warum dem auf den Grund gehn
wollen? Seele - die Gefamtheit pfhchi-
fcher Vorgänge, deren Sitz das Gehirn ift?
(Wenn nun einmal definiert werden foll,
ganz grob definiert.) Aber was ift damit
klarer gewordenF was erfichtlicher? Ich
glaube: nichts.
Gleimwohlfprechen wir von der Seele,
von der Tragödie der Seele. Denn die
Tragödie des Lebens ift ja auch die der
Seele, wei(beide in ewigem Zufammen-
fein wirken. Sprechen wir non ihr, van
den vielen, von einer bon ihnen. Won
der Tragödie eines Tagelöhnerleben's*).
Erzählt von ihm felbft, gefehn von keinem
Künftler. Mit der Gewandtheit des Viel-
umhergeworfenen. Mit dem Gefühl für
fublime Schönheiten: den „Klingflang des
NachtftundenfchlageSF nom hohen Turme
hereinziehend durch die Gitterfenfter“ des
nachtwindumwehten K'erkers; das „Schielen
eines Sternleins zwifchen Eifenjtciben" hin-
durch; das leife Treten non Miinfen auf
dem nackten Eftrich; und das Wefen des
Todes, des Sterbens. Und erzählt mit
dem tiefen Haffen gegen die Herrfchenden,
die Mächtigen, die im Tode noch nicht die
Gleichheit kennen.
Ein Schülerfchickfal: arm und doch ins
Gymnafium, mt geflicltlten Hofen, elend,
hnngernd; oerfpöttelt darum. Das tut
weh in jungen Jahren. Und daheim die
Mutter; betendj weinend, hnngernd, nur
um ihren Jungen Briefter werden zu laffen.
Briefter, höchftes Idea(der Tanfende, die
fromm-gliinbig in dunkeln Gaffen wandeln.
c-liriefter - und ftatt deffen: Qualen der
Seele, eine Tragödie des Lebens. SchreiberF
Wanderburfch,Fremdenlegioniir- Gefangener-

*> Lebenstragödie eines Tagelöhners.
Mit Vorwort von Adolf Leoenftein.
Verlag Eberhard Froweinf Berlin.

preußifcber Soldat und Unteroffizier, Ans-

wanderen Arbeitsloferj Straßenkehrer,
Holzfchlepper- Obdachlofer, Portier, An-
ftreicher, Kondukteur, Kellner, Maler, Nacht-
wtichter , . . Und endlich wieder An-
fireicher. Man durchdenke diefe Berufe in
ihrer Vielheit, ihrer Verfchiedenheit. Man
denkey wie oor jedem her der angt'tooll-
matte Schrei nam Arbeit klingt. Arbeit,
um des jungen Weibes willen (die als
Tochter eines Lehrers und Nichte eines
Pfarrers einft auch beffere cTage gefehn
hat). Um des Kindes willen, das in ihr
reift, das fie heimatlos in dem gelebten
Lande durch Gaffen und Garten trägt.
Man fühlt fich ftarh gefund und fehnt
fich nach Arbeit - und irrt tags nnd
nächtens umher mit dem heifern Ruf:
Arbeit, Arbeit, Arbeit . , .
Za- wenn man unethifcher wäre, wenn
man riictfichtslos wäre, wenn man Mordenj
Ranben, Stehlen, Lügen, Betrügen nicht
fcheute! Aber diefer Mann - warum
nennt man ihn nicht einen Helden? - ift
fittlich im höchften Grade, ift es immer
gewefen. will nur die Wahrheit. Und
muß darum leiden. Derweil werden
daheim feine ehemaligen Lehrer am abend-
lichen Stammtifch ihren Skat drefchen und
nebenbei non denen reden, die ihr Leben
oerpfnfchten, oerfumpften- oerluderten,
untergingen , . Sie habens ja immer
gewnßt, daß er nichts taugte! Aber nicht:
daß fie ihm nicht Halt gabe-nf ihm nicht
Errieher waren, Warum? Weiler arm
war, weil er Stipendien empfangen follte,
weil er nicht einer ans ihrer Klaffe war?
Doch was in aller Welt geht fie das
Schicffal, die Tragödie eines Lebens an!
Man bezahlt fie, die Herren am abend-
lichen Stammtifch? Und fie tun ihre
Pflicht, die (unbegrenzt nach ihren Höhen)
ein jeder ja, wies ihm gut diinft7 begrenzen
kann. Dafiir dozieren fie gewiffenhaft:
„blon 8el10|ae, een riiae cliZcimnz“.
Und wiffen nichts von den Tragödien des
Lebens.
Zwifchen den Häufern von Millionären
hindurch irrt er, der ehemalige Gymnafiaft.
Arbeit, Arbeit . . , Fiir Weib und Kind.
Die letzten Dollars trc'igt er zum Arzt:
erft mein Honorar, dann meine Arbeit!
Und er fteht vor den Leichen feiner beiden
Kinder, die fterben miiffenF weil der Fluch
der Armnt auf ihnen ruhte, wie „Hunderte,
Taufende andrer Vroletarierkinderj die
man ruhig fterben läßt, weil ihr Erzeuger

die Mittel nicht befihtj ihr Leben zu er-
-kaufen".
Tb Sterben auch der letzte Akt diefer
Lebensfragödie ift? Oder ob noch vorher
die Tragödie endet, um ein paar Sonnen-
tage dem Sterben oorangehn zu laffen?
Der Wille zum Leben ift ja fo gewaltig.
daß er immer wieder fcegt.
Noch ein Wort iiber das Schickfal
diefes Buchs: ware es ein Roman - als
*folcher dürfte es aber nie den Reichtum
feines Inhalts haben - dann würden
nach wenigen Wochen alle „Gebildeten"
davon fprechen. So aber ift es eines
Tagelöhners Aufzeichnung feines eignen
Leben-5; eines, der felbft die Tragödie
feiner Seele. feines Lebens zu behalten
Mut hatte; eines, den wir nicht kennen-
wenngleich uns fein Name genanntwird.
Und folcher Schickfal ift Vergeffen werden.
iind doch: es bleibt ein Lebensbuch
„fiir denkende Menfchen". W*
Das Mädchen vom Nil und andre
'Novellen Von Rudolf Bree-ber.
Berlin, Concordia.
So luftig wie andre Vresberfche
Novellen. liber die man nur in
Superlatioen fpricht oder fprechen
kannt ift die vorliegende Sammlung
nichh aber fie ift gerade dadurch
iutereffant- daß fie den finureichen
Erzähler von einer unbekannten
Seite zeigt. Zunächft darin. daß
er die Entfagung preift. Gerade
die erfte Gefchichte die der ganzen
Sammlung den Namen gegeben
hat. enthält ein Vröbchen von Ent-
fagung: ein Globetrotter; der es ab-
lehntr ein zwölfjcihriges ägyptifches
wunderhiibfches Mädchen zu kaufen-
obgleich der Vater es ihm förmlich
mit dem Zwillingobruder des Mäd-
ajens aufdrc'ingh fondern der die
junge exotifche SchönheitF nachdem
fie einige Tage in feinem Haufe
geweilt- zuriicklc'ißt und mit dem
kleinen braunen Sklaven allein nach
Europa fährt. Die etwas fenti-
mental angehauchte Gefchichte ift
fehr hiibfch erzählt- und gerade die
pfhchologifchen Erwägungen des fonft
nicht mit allzu viel Skrupeln be-
hafteten Weltreifenden verdienen be-
fondre Anerkennung. In den Ge-
fchichten diefes Bandes erkennt man
fernen wie der muntre Erzähler
frifcher Lebensziige fich als einen

Anhänger des lleberfimilichen erweift:
in zwei Gefchichten fpielt die Geifter-
ftimme Verftorbener. ja geradezu ihr
Eingreifen in irdifche Dinge eine
Rolle. In der einen. „Alexei'Z in
der der verftorbne Vater die Viftole
des Sohnes entladet. fo daß diefer
feinen Selbftmordplan nicht aus:
fiihren kann; in der andern: „Der
Vetter Gideon". wo der verftorbene
arme Jude feinen Schwur wahrmacht.
er wiirde noch nach dem Tode feinem
fchurkifchen Vetter einen Sanank ab-
fpenftig machenf den diefer als fein
Erbe beanfprncht. Ich* will mit dem
Verfaffer nicht ins Gericht gehn. ob
er folche Sachen glaubt oder den
Lefer glauben machen will; einen
Scherz erlaubt er fich jeden-
falls mit folchen Dingen nicht.
Ganz humoriftifch find eigentlich
nur die beiden legten Erzählungen.
Ungemein ergößlich ift die Charak-
teriftik der fchreckhaften Tante eine-Z
Malers, der etwas kann- troßdem
aber nur dazu beftimmt ift. Heiligen-
bilder veftändig zu wiederholen-
Kopien eines Gemälde-Zr durch das
er feiner verftorbenen Frau ein
Denkmal ftiften wollte. Aber nicht
nur diefe Gefchichte- fondern das
ganze Buch gewährt eine anregende.
wenn auch nur zum Teil beluftigende
Lektüre.

prof. [)r, buch-eig (Zeiger.

Brahms und Ioahim im Briefwechfel

Der immer größer werdenden Brahms-
Genieinde hat der Shluß des ver-
gaugncn Jahres noh eine fehr wert-
volle Gabe gebraht: den Brief-
wehfel zwifhen Brahms und
I of e ph I o a h im (herausgegeben
von Andreas Mofer. *2 Bände. Verlag
der Deutfhen Brahms-Gefellfhaft.Berlin
W.. Mögen auch manche diefer
Briefe nur Mitteilungen über Verab-
redungen zu Konzerten nnd ähnliche
gleichgültige Angelegenheiten enthalten.
fo gibt das Gros diefer Briefe niht nur
Kenntnis von einer vierundvierzigjäh-
rigen Freundfhaft zweier Männer. die
in der Mnfikgeihichte des neunzehnten
Jahrhunderts eine fehr große Rolle ge-
fpielt haben. fondern läßt uns auh
einen Einblick in ihr geiftiges Schaffen
tun. lim freilich diefen Briefwehfel
fo reht würdigen und genießen zn
können. muß man niht bloß mit dem
Leben. fondern auh mit den Werken
der beiden Kiinftler vertraut fein.
An dem llrteil. daß Brahms ein
großer Bricffchreiber etwa wie Mendels-
iohn und Wagner nicht gewefen ift.
wird man auch nah der Lektüre diefer
beiden neuen Bände feines Briefwechfels
fefthalten müffen. Merkwiirdig felten
pflegte er auh Ioahim Mitteilungen
(und dann auh nur kurze) iiber die
Werke zu mahen. an denen er grade
arbeitete. Waren fie aber fertig. dann
f andte er fie dem Freund zur Begutachtung.
Oft befolgte er dann deffen Ratfchläge.
namentlih foweit fie fih auf die Inftru-
mentierung und Formalia bezogen.
Aber felbft in dem Geigenkon ert hielt
er bei einigen Stellen gegen oahims
Rat an der urfpriinglihen Lesart feft.
Bereits im Jahre 1864 hatte Joachim
den Freund aufgefordert. ein Violin-
konzert zu fhreiben. aber erft im Iahre
1873 entfhloß fit() diefer dazu. Wie
wir aus dem Briefwehfel erfahren. hatte
es urfpriinglih vier Süße; die beiden
Mittelfäße ließ Brahms aber fallen
und erfeßte fie durh das jeßige Adagio;
..natürlih waren es die beften“.
fchreibt er. Als Ioahim die erften
Skizzen_ erhalten hatte. fhrieb er: ..Ih
habe f ofort durhgefehn. wasDu fhickteft.
und Du findeft hie und da eine Note
und Bemerkung zur Aenderung *

freilih ohne Partitur läßt fihs niht
genießen. Herauszukriegen ift das nieifte
- aber ob man mit Behagen alles
im heißen Saal fpielen wird. möhte
ich niht bejahn. bevor ihs im Fluß
mir vorgeführt.“ Später fchrieb hierzu
noh Brahms: „Es wäre mir fehr lieb.
wenn Du... mir noh die Soloftiinme
des Konzerts kopieren laffen könnteft.
Fiir jeglihen Offia (gemeint find damit
Borfchläge zu Aenderungen) wäre ih
befonders dankbar. Ich wiinfhte es
mit einem weniger guten Geiger. als
Du es bift. durhzugehn. da ih fiirhte.
Du bift niht dreift und ftreng genug.
Nur durh viel Borfhläge und Aende-
rungen könnteft du mir imponierenl“ Im
Laufe der Korrefpondenz iiber das
Violinkonzert verftieg fich Brahms fogar
zu der Frage: ..Ift das Stück denn.
kurz gefagt. iiberhaupt gut und praktil'ch
genug. daß man es drucken laffen kann?“
Wenn auh diefes Violinkonzert zuerft
niht übermäßig großen Anklang gefun-
den hat. fo gilt es doh fhon feit
Jahren als dem Beethovenfhen eben-
biirtig. und es gibt keinen Geiger von
Bedeutung. der es niht auf dem Rever-
toir hätte.
Außer zu dem Violinkonzert ift
Brahms von Ioahim. und zwar zu_
Anfang des Jahres 1875. zum Kompo-
nieren und zur Beröffcntlihung von
Streihquartetten auf efordert worden.
Als op. l hatte Bra ms nrfpriinglih
auf Shumanns Rat ein Streichquartett
in H-Moll veröffentlichen wollen. aber
es dann unterlaffen. Wohl an zwanzig
Ouartette *hatte er fchon gefhrieben und
immer wieder vernichtet. ehe er fih 1873
zur erausgabe feiner beiden Ouartette
op l. von denen das E-Moll wahr-
fheinlih fchon 1865 fertig gewefen.
entfhloß; ihnen hat er dann 1875 noh
ein drittes. leider das letzte diefer
Gattung. folgen laffen.
'Wie forgfam Brahms arbeitete. wie
fehr er feilte. erfahren wir auh aus
diefen Briefen zur Genüge. So fhreibt
er 1857 bei Ueberfendung feines Klavier-
konzerts: ..Hier kommt das Rondo zum
zweiten Mal: Um dasfelbe wie voriges
Mal bitte ich. um reht ftrenges Urteil.
Manhes ift ganz anders geworden.
hoffentlich beffer. manches bloß geändert.

Hauptfächlich den Schluß möchte ich
beffer gemacht haben; er war zu flüchtig
und gab nicht. was er wollte. (fine
Stelle ift ftehn geblieben niit einem
Mal an der Stirn. Muß fie entfchieden
weg? Jiu erften Satz habe ich eine
von den fcluvacheu Stellen wohl ge-
befiert; bei der erften gelang mir-s
nicht fo; ich ließ es daher. vielleicht
fürs erfte. Ich lege beide erften Sätze
noch einmal bei. Du fagft mir vielleicht
noch einiges. was ich beffern kann . . .
.im Filiale find einige Stellen noch
fehr nackt inftrumeutiert; ich bin noch
gar zu unwiffend darin und weiß mir
wirklich nicht zu helfen.“ Jiu Auichluß
daran folgen noch einige Spezial-
fragen.
Diefes D-Moll-Kouzert hatte be-
kanntlich. als es Brahms im Leipziger
Gewandhaus 1859 zuerft fpiclte. gar
keinen Erfolg. Ju dem Briefe. worin
Brahms an Joachim fhreibt. heißt es:
..Tiefer Durchfall machte mir übrigens
durhaus keinen Eindruck. und das
bißchen üble und nüchterne Laune her-
nach verging. als ich eine D-Dur-
Sinfonie von Handn und die Ruinen
von Athen (von Beethoven) hörte.
Trotz alledem wird das Konzert nah
einmal gefallen. wenn ich feinen Körper-
bau gebeffert haben werde. und ein
»zweites foll fchon anders lauten. Ich
glaube. es ift das befte. was einem
paffieren kann (ein Durchfall nämlich);
das zwingt die Gedanken. fich ordentlih
zufammenziuiehmcu. und fteigert den
Mut. Ich verfuche ja erft und iappe
noch. Aber das Zifchen war doch zu
viel.
Joachiins oft fehr eingehende Kritik
war manchmal ziemlich fharf. So
fhreibt er iiber das Klavierquiutett.
das urfprjinglich ein Sireihauintett.
dann eine Sonate fiir zwei Klaviere
gewefen war (1853): .,llngeru gebe ich
das Quintett aus den Händen. ohne es
dir vorgefpielt zu haben. Es wäre das
befte. ja das einzige Mittel gewefen.
Dir dabei zu niißen. Denn an Einzel-
heiten fchulmeiftern mag ih bei einem
Werk niht. das in jeder Zeile Zeugnis
von einer faft iibermiiiigen Gefialtungs-
kraft gibt. das durch und durch voll
Geift ift. Klangreiz. um es annähernd
mit einem Wort zu bezeichnen. ifts.
was nur dran zum ungetriibten Genuß

fehlt. lind ich meine. bei ruhigem Anhören nach einiger Zeit müßte Dir das auch fiihlbar werden.“ Man lefe auch die Ausftellungen nah. die Joachim an dem G-Moll-Klavierquartett erhebt. während er fich mit dem A-Dur immer mehr befreundet. Voller Bewunderung ift er auch iiber das Eis-Mollxiilaoierquartett. das fpätcr überarbeitet und nach E-Moll' transportiert worden ift. llngeniciu liebevoll äußert er fich auch über das B-Dur-Sertett. das. wie wir erfahren. urfpriinglich einen andern Shlußfatz hatte.

Höchft merkwürdig ift. was Joachim über die dritte Sinfonie von Beginns 1884 fhreibt: ..Der leßte Satz Deiner Sinfonie wirkt noch mähtig nach. ich fand ihn ebenfo tief wie originell in der Konzeption. womit ich nicht fagen will. daß die andern Sätze feiner nuwiirdig feien; nur mih berührt er am ftärkften. lind fouderbar. fo wenig ich das Deuteln auf Poefie in* der Mnfik in der Regel liebe. werde ich doch bei dem Stück (und nur bei wenigen audern in dem ganzen Mufikbereih geht es mir ebenfo) ein beftiuuntes voetifches Bild nicht las: Hero und Leander! llngewollt kommt mir. beim Gedanken an das zweite Thema in E-Dur. der kiihne. brave Schwimmer. gehoben die Bruft von den Wellen und der mächtigen Leidenfchaft. vors Auge. riiftig. heldenhaft ausholend. zum Ziel. trotz der Elemente. die *immer wieder auftürmen! Armer Sierblicher. aber wie fhöu und verföhnend die Apotheofe. die Erlöfung im Untergang. Ob das weit ab von deinem eignen Empfinden war?“ Diefe Frage hat Brahms wenigftens fhriftlich nicht beantwortet. ficherlih diirfte er Joahims poetifhe Interpretation niht geteilt haben.

Wie aber dachte Brahms über JoahimsKompofitionen.und wie fprah er fih ihm gegeniiber dariiber aus? llrfpriinglich hat er jedenfalls mit größter Hohahtung. wenn nicht mit- Bewunderung. zu dem Kompomften Joahim aufgefhaut. der iu unnötiger Refignatiou fpätcr auf eignes Schaffen verzichtete. um defio eifriger als Apoftcl feines Freundes Brahms wirken zu können. So fhreibt diefer am 12. September 1854: ..Durch die lieber-

fettdttttg der Ouvertürcn haft du uns
große Freude gemacht. Ich erhebe tttich
an dcr zum Heinrich. Grimm an der
Demctrius. Nicht begreifen kann ich.
wie du Intereffc finden kattttft an meinen
Sachen. an Bariatiönchen nttd Sonätchen.
wie meinell (ich fehe dich immer le-
bettdig vor tttir. wenn ich deine Sachen
fpiele. tief bewegt. hoch erhoben. als
ob Du eben es fchafftejt.“ An eitter
andern Stelle fpricht Brahms von
Ioachims herrlicher Heinrich-Ouvertüre,
Recht beamtenswert ift. was er im
Februar 1855 fchrcibt: ..Es geht tttir
tttit Deinen Werken wie ntit Beethoven.
Wenn ich eine neue Sinfonie oder
Ouvertüre kennen lernte. fo erfüllte fie
mich ganz ttttd gar. Alles andre war
ttttr Arabeske um das große. fchötte
Bild. So geht es tnir ntit Deinen
Werken. So ging es mit der Hatnlet-.
Heinrich- ttttd Detnetrins-Ouvcrtiire.
fo jetzt mit dent ttettett Brächtigen. Wie
drättgtc es mich oft. Dir zu t'chreiben.
wenn ich recht lattge ein Werk tttit
immer größertn Statuten attgefehtt hatte.
doch konnte ich es nicht; ich weiß auch
nicht mehr zu fagett. als daß ich alles
immer mehr bewttttdre ttttd liebe. Die
volle. tvarme Liebe ijt eigentlich erjt
eingezogen. nachdem ich lattge attgejtauttt.
Die Variationen (op. l0) find tvohl
nicht jo ganz Dein eigen wie die Ouver-
tiirett. Aber jo gewaltig hat wohl noch
niemand Beethovens Feder geführt . . .
Ich bitte Dich. fich das gewaltige
(frescettdo von Deinem ap. 1 bis jetzt.
Wohin joll denn das? Wohl über alle
fi'ebett Himmel hinweg! Ich wiittfchte.
Du wüßteft nttr halb. wie mich Deine
Sachen erfüllen nnd mit welcher Liebe
ttttd tttit welchen Hoffnungen ich an
Dich denke.“ Zehn Jahre jpäter fchreibt
Brahms: ..Wie ift es tttit dem E-Dnr-
Konzert? Ich höre. es foll gedruckt
fein oder werden. Ich nahm Deine
Ottvertiiren ntit hierher; uttd jpicle ich
fie. namentlich die Hamlet. fo vin ich
dttrch und dttrch erwärmt. Beklagett
ntuß ich immer. daß die attdern jo
manches Jahr ttngedruckt lagern. daß
Du* wohl katttn den Entfchluß fajjett
kannft. fie jetzt hcranszngeben. Es
tväre doch gttt gewejeu; ordentlich hätte
es hineingejchlagcu uttd Dich felbft uttd
andre etnporgetrieven.“ Es ijt bei dettt

Charakter von Brahms völlig ans-
gcjchlojfen. daß diefe feine llrteile nicht
durchaus erttjt gemeint gewejeu wären.
Wir erfahren durch diefen Brief-
weätfel auch. daß Joachim. dejjett Quar-
tettfpiel ganz befonders hervorragend
gewejett ift. auch ein Streichquartett
komponiert hat. das freilich. wie fo
manches andre Werk jeitter Feder. un-
veröffentlicht geblieben ijt. Daß er ur-
jprünglich den jehnlichjten Wunfch hatte.
als .Komponijt anerkannt zu werden.
hören wir n. a. aus feinem Brief vom
September 1854. worin es heißt:
..Ich hab viel neue Arbeiten vor -
ich jehttc tttich jo fehr nach äußerer
Rtthe. um endlich meiner ittttertt. itnntcr
fortarveitenden Unrtthe ztt genügen! Es
ift doch ein göttlich Glück. Mnfikus zu
fein.“
Einige feine äjthetijche Bemerkungen
Ivachint's djirfett hier auch nicht un-
erwähnt gelajjen werden. So jchreibt
er 1857: ..Was ijt Mufik jehtt n nd
iiber Mttfik fchreibcn! Ans-
gejtopfte Vögel in kiinjtlichen Bäumen!
Spielen ttttd jehn. Ans! uttd Ein-
atmen!" Aehnlich äußert er fich ein-
tttal: ..Was ijt Sehn gegen Hören!
Der Gruß einer Geliebten ftatt Blick
uttd Knß.“ Nicht minder erwähnenswert
erjcheittt tttir die Bemerkung Joachims:
..Fleiß kann fiir den jchaffenden Künjtler
ttnr daritt beftehn. niit ftets bereitettt
Sitttt der Anfictrdernng feines Genius
zu folgen. tttit Liebe nachzugehu. too
er ihn hinzieht - . ttttd alles andre in
folchett Zeiten rjickjichtslos attfzuopfern.“
Mitteilett möchte ich hier attch die
fchönen Worte Ioachints. tttit dettett er
Brahms von feiner Verlobttng in
Kenntnis feßt: ..Ich bin verlobt. ja. ja.
ja. dreintal gejegttetes Wort. Meine
Urfi heißt tttit ihrent Familiennamen
Schneeweiß. ijt eitte Stevermärkerin
ttttd hat eitte Altjtitnme. die man ttnr
ztt hörett braucht. um von der Tiefe
nttd Reinheit ihres Wejcus zu wijjett.
llttd ttntt erwarte nicht. daß ich Dir
vorfchwärnte von ihrer Lieblichkeit ttttd
Schönheit. von ihrer Güte ttttd ihrem
Uebertttut. von allem. was tttich im
Ernjt ttttd Scherz glückjelig macht. von
Stttttde zu Stuttde mehr! Und lajje
Dich von den gewöhnlichen Ideen. die
leider niit unfrer tiefgefunknen Oberri-
tvelt zufamtneuhängen. nicht beitrett.
liebfter Johannes. wenn du hörjt. daß

meine Braut der Bühne angehört ieit
ihrem fechzehnten Jahr (jeßt ift fie Ai).
Du wirft nichts davon merken. fo ein-
fach und rein ift ihr Sinn. ihre Er-
fcheinnng geblieben, Ich bin unaus-
fprechlich glücklich.“
So manches wiffen diefe beiden
Bände Vriefwechfel noch zu erzählen.
was weitere Kreife intereffiert. fo z. B.
bon Brahmfens Bildungstrieb und
Wohltätigkeitsfinn. von feinem und
Ioachims Verhältnis zu Lifzt. auch von
der fonft kaum bekannten Talfache. daß
Berlioz die erftenKompofitioneu Brahms.
die er in Leipzig hörte. unendlich warm
und herzlich belobt hat. aber ich fürchte.
wenn ich gar zu viel mitteile. daß dann
die Briefe felbft vielleicht zu wenig ge-
lefen werden. So will ich denn fchließeu
mit dem herrlichen Ausfpruch. den
Brahms iiber Schumann an Joachim
im September 1853 richtet: ..Was fol(
ich Dir iiber Schumann fchreiben?
Sol(ich in Lobpreifnngen feines Genies
nnd feines Charakters ansbrechen. oder
foll ich wehklagen. daß die Menfchen
wieder die große Sünde tun. einen
guten Menfchen nnd großen Kiiuftler fo
vielfach verkennen und fo wenig zu
verehren? Und ich felbft. wie lange
beging ich diefe Sünde! Erft feit
meinem Wegfein aus Hamburg nnd
befonders während meines Aufenthalts
in Mehlem lernte ich Schnmauns Werke
kennen und verehreu. Ich möchte bei
ihm Abbitte tun.“

prof. [)r. Wilhelm Altmann.

Aphorismen

Aus einem jetzt neu vorliegenden Bänd-
chen „Aphorismen“ des Bonner Vrivat-
gelehrten Dr. E. Kalifch (foeben in
Bonn bei Carl Georgi erfchienen) haben
wir im erften Auguftheft von ..Nord
nnd Süd“ ein paar gute Vroven ge-
bracht. Auch diefe Aphorismen ver-
zichteu gelegentlich zu Gunften des
Wines auf die Vfiicht zur Wahrhaftig-
keit. Wie hiibfch fieht z. B. ein Apho-
risinns aus: Nur in der Theorie ift
die gerade Linie der kiirzefte Weg! Aber
hat fich der Autor dabei auch mehr ge-
dacht. als unfre modernen Lhriker. die
glauben. mit glihernden Worten große
Gedanken gemacht zu haben. wie viele
Menfchen der Anficht find. Kleider
machen Leute? Kalifcher belehrt fie
eines tlügern und tiefern: ..3a wohl!“

- fchreibt er - ..Kleider machen Leute.
aber nicht - Menfchen.“
Bei manchem Schönheitsfehler. den
diefe Avhorismcnfammlung aufweift. ift
fie doch der allerbeften eine. die in den
letzten Jahren anf den Markt kamen.
Was ich mir an ihnen befonders lebe.
ift die gefunde Beiahung alles Seins.
ift die Anerkennung manches-wahrhaft
Großen. ift der fittliche Ernft und der
gefunde Menfchenverftand. der in Apho-
rismen neben Seilkuuftftiickchen kaum
je noch zur Geltung kommt. (kin
deutfcher Dichter fprach einmal die für
alle ohnmächtigeu Menfchen. fiir alle
Schmierfinke tröftlichen Worte: Vor
feinem Kammerdieuer ift ein Napoleon
kein großer Mann. Kalifcher fagt: ..Die
größten Männer bleiben es felbft fiir
ihre Kammerdieuer!“ Manmerktzunächft
gar nicht. daß diefe Auffaffung eigent-
lich ftrenger ift als die Kritik Heiues.
Heine denkt: Menfchen. die dich nicht
genau kennen. mögen dich fiir einen
Großen halten! Fremde Leute magft
dn betriigen. Dein Kammerdieuer kennt
deine Schwächen beffer. Kalifcher denkt:
Man kann ein wahrhaft großer Mann
fein. ohne dem Kammcrdiener feine
fchmußige Wäfche zu zeigen.
Gewiß ift der folgende Aphorismns
geiftreich. aber kein Menfch wird bc-
ftreiten. daß er auch den Kern der Sache
trifft: Friedrich Delihfch will dic Slin-
den der Enkel an den G r o ß v ä t e r n
rächen! Nicht minder treffend ift die
Sentenz: ..Wer nie allein ift. muß over-
fla'chlich werden.“ Ebenfo: ..Der Witz ift
ein Sohn des Alterns“ . . . Wenn es
heutzutage fo viele junge Witzbolde
gibt. fo kommt das eben daher. weil

die Jugend fein fchnell altri-t. Es gibt
Greife von 25 Jahren.
Nicht minder prägnant find die
Aenßernngen: Seit zweitanfend Jahren *
leben die Juden unter den Chriften,
und noch kennen diefe fie nicht. Ferner:
Nur ein nahes Ziel kannft dn im
Sturnn'chritt erreichen!
Nicht iibel gefagt ift diefer: Wie
mancher potcnte (bedanke ift um des
Snftems willen kaftriert worden!
Gute politifche Einficht verrät der
Sah: Religion und Staat können nur
getrennt von einander gut mit-
einander leben,
Zur Aue-dauer mahnt die Lehre:
Wer fiir nnerfiillte Verfprechnngen
Dank erwartetl gleicht dem Ackersinann.
der vom bloßen Vfljigcn feines Feldes
eine Ernte erhofft.
Menfchenkenntnis ohne Menfchen-
oerachtung redet ane den Wendungen:
Die Durchfchnittenlenfchenliebe gönnt
dem Nächfteu genau fo viel, daß er fein
nacktes Leben friften kann. Ferner:
Mancher hält feine Grundfätze nncr-
fchiitterlich feft. bis er fie betätigen
foll.
Dr. Kalifchcr ift gewiß ein poi-treff-
licher Mann -_ wenn der alte Aphoris-
mne recht hat. daß' der Stil der
Menfch ift. [-1-.

Dorcheth

die Gefchichte einer jungen Dame von
heute. Bon Wiktor v. Kohlenegg. Berlin-
F Fontane R Co.

Ich muß geftehnj daß mich Fräulein
Dorchen Weigangf Berlin O., Weberftraße
abfolut nicht intereffiert, ob [eich ich fie
durch 383 Seiten aufmerkfam begleitet
habe. Dies liegt weniger an mir, noch
an befagtem fehr hiibf chem Fräulein, fondern
an dem Verfaffer des Buchs. Denn es
ift ihm nicht gelungen, die innere pfhcho-
logifche Entwicklung des Mädchens klar
zu machen. Die junge Dame- deren Eltern
ihren friihern Wohlftand verloren haben
und fehr knapp zu leben gezwungen find,
muß fich felbft ihren Unterhalt verdienen,
ift aber zn nnlnftig und zu faul, etwa-3
ernftlich zu ergreifenj und zu ftolz, fich in
den Willen oder die Launen andrer zn
fügen. Wollte der Verfaffer zeigenF daft
folche Mädchen, wenn auch arm* doch die

größten Anfpriiche machen, daß fie finnlich
oder inindeftens begehrlich, aber zu klug find,
den Weg des Lafters zu befchreiten?
Das find keine befonders neuen Wahr-
heiten, und follten fie noch einmal nor-
getragen werden, fo hätte dies in mehr
kiinftlerifcher Weife geflhehn nn'iffen. Und
auch die andern Typen: die ?better-Meute
mit einer gleichfalls hiibfchen echter, die
weit refoluter zu Werke geht, fich aber
fchließlich mit einer Abfindung begnügen
muß, ferner reiche Fabrikanten- Falkenbergs,
deren Tochter Irene ein Mifchmafch von
Weltdamer fchwiirmerifchen Backfifch und
Heiratskandidatin ift, find fo abgebraucht,
fo unariginel(f daß es wirklich kaum nötig
war, fie in ritter neuen Auflage dem
Publikum vorzufehen. Oder foll vielleicht
das ganze Buch eine Verteidigung des
Offizierftandes fein, aus dem zwei Pracht-
geftalten vorgeführt werdem mit allen
äußern und innern Vorzügen ausgeftattet,
die von fämtlichen jungen Mädchen begehrt,
hofiert nnd fchliefzlich doch nicht geheiratet
werden? Gewiß gibt es folche Offfziere;
fie aber werden mit einem Fräulein
Dorchen in ganz andrer Weife fertig.
prof. l)r. l.. 6
Martin Beelitz. Ausgewählte Ge-
dichte, Mit einem Bildnis des
Dichters von Ludwig Kühn. Verlag
Fritz Eckartj Leipzig.
Dem Beifpiel vieler moderner
Dichter folgendl die „ihrem Tode
vor-greifen*: hat nun auch Martin
Boeliß eine Auslefe feiner Gedichte
aus vier Bänden zu einem Bande
von 136 Seilen vereinigt. Daß
gerade ein Diäjter das befte Urteil
über feine Werke habel läßt fich
wohl bezweifeln; er fucht unter
den Liedern feine Lieblinge hervor.
iiberfchätzt die geringern und unter-
fchc'ißt die beffernf wählt und per-
49'.)

wirft nach feinem Herzen, Boeliß
wollte fir-eng fein, und nun fehlen
in feinem Buche viele fchöne Ge-
dichte der friihern Sanunlnngen.
Es fehlt „Meine Seele“ aus den
Liedern des Lebens und die zweite;
fo ganz anders geartete „Meine
Seele“ ans der „Fl'ohen Ernte“
es fehlt das reizende „Lied des
Geigers“. der fchöne „Traum“ und
viele. die der Aufnahme wert ge-
wefen wären. Dagegen hat Voeliß
„Das mindere Tagebuchblatt“ anf-
genommen- das ihm wohl perfönlich
lieb fein mag. und mehrere diiftere
Gedichte aus „London“, die fiir
feine Lyrik durchaus nicht bezeich-
nend find. Ihr bleibt nun einmal
etwas Sonnenfrohes eigen; „Son-
nenanfwärtd zieht fich meine Bahn“-
bekennt er felbft l „Zu meinem Ge-
burtstag“). Die beften feiner Lieder
hat er bei froher Wanderluft in
feligem Schaan gefangen; fie find
feiner unmittelbaren Berührung rnit
der Natur entfprungen und bluhn

auf aus feinem Herzen wie Blu-
men die dem Erdreich die gefunde
._Kraft danken, Eine fiifze Innig-
keit ift ihnen eigetn und ein felige-Z
Vertrauen zum Leben erfiillt fie-
der Todesgedanke hufcht nur _als
verblaffender Schatten iiber fie hin.
Wie fchön find „Herbftwanderungtß
„Abend im Hude-Bari“. „Heide-
duft“r „Sommertß „Avendtß „Me-
lancholietß und das vielgenannte
„Mein Wefel“l Sehr frifch und
lebendig wirken „.I'y penZe“, und
„Herr Walther“. Zu dem Schönften
des Buches ziihle ich den Zyklus:
„Dine die ich fuchte". Jeder Vers
atmet hier heiligfte Empfindung-
und gerade das Ungefagte gibt
dem folgenden eine eigne keufche
Zärtlichkeit. Laffen wir die aus-
gewählten Gedichte nur als eine
Koftvrobe gelten, die. Wunfch und
Liebe wecken fall, fich eindringlicher
mit den Werken des Dichters zu
befchc'iftigenl
Maria Ilona,

Fiir den gefcnuten Inhalt verantwortlich: l)r.*(>'*. (f. Friedcgg in Schöneberg --
Truck von Richard Falk, Berlin WiiliCLeiungerftr, 115/16.-